LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1885'

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

JUN 1 7 1966

L161—O-1096

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1885.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1885.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1885.

015.43
B612
1885

Register.

Adelmann, A. Graf, Am Ligurischen Meer. 423.
—— Beno Donzini. 519.
Adler, G., Die Geschichte der ersten socialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien. 714.
Ahoi! Zeitschrift für deutsche Segler. Herausgegeben von G. von Glasenapp. Nr. 1 u. 2. 442.
Albers, J. H., König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage, besonders des Elsasses und der Pfalz. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 205.
Alberti, K, Bettina von Arnim. 483.
Aelschker, E., Geschichte Kärntens von der Urzeit bis zur Gegenwart. 793.
Amicis, de, Konstantinopel. Aus dem Italienischen übersetzt von Agnes Burchard. Zweite Ausgabe. 183. 706.
Amyntor, G. von, Aus der Mappe eines Idealisten. 188.
—— Frauenlob. Zweite Auflage. 405.
—— Hypochondrische Plaudereien. 188.
Anderten, Eta von, Auf falschem Boden. 614.
Anhaeuser, W., Corviz Ulfeld. 459.
Anspach, K., Die Natur in der Poesie. Zweiter Theil: Die Pflanzenwelt im Lichte der Poesie. 744.
Anti-Heureka. Gesammelte Bruchstücke von Mephisto. 537.
Anzengruber, L., Der Schandfleck. Neue umgearbeitete Ausgabe. 227.
Arent, W., Aus tiefster Seele. Mit Geleitswort von H. Conradi. 204.
Asemissen, O., Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellem und gewerblichem Gebiete. 285.
Asher, D., Das Endergebniß der Schopenhauerischen Philosophie in seiner Uebereinstimmung mit einer der ältesten Religionen. 137.
Aus Theodor Körner's Nachlaß. Liedes- und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Herausgegeben von F. Latendorf. 231.
Aus der Schriftstellerwelt. 61. 286. 319. 383. 430. 735. 750. 831.

Bach, E., Ein stolzes Herz. (Bachem's Romansammlung, Bd. 4.) 808.
Bach-Gelpke, M., Julie Bondeli und Wieland. 113.
Baemeister, H., Ein Bräutigam auf Probe. 712.
Bahr, H., Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle. 714.
Bamberg, F., s. Hebbel.
Barthel, G. E., s. Sächsisch-thüringisches Dichterbuch.
Bartsch, K., s. Koberstein.
Bastian, A., Inselgruppen in Oceanien. 789.
—— Religionsphilosophische Probleme auf dem Forschungsfelde buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie. 404.
—— Völkerstämme am Brahmaputra und verwandtschaftliche Nachbarn. 789.
Baudissin, Gräfin, In der Provinz. 438.
Bauer, M., Unter Rosen. 614.
Baumbach, R., Der Pathe des Todes. 645.
—— Wanderlieder aus den Alpen. 231.
Baumgarten, J., Der Orient. Ein Spaziergang durch die mohammedanische und die indische Welt. 789.
Bayer, J., Aus Italien. 662.
Beaulieu, H. von, Spanische Frühlingstage. 252.
Beaulieau-Marconnay, K. Freih. von, s. Boccaccio.
Becker, A., Das alte Bild. 669.
—— Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann. 231.
—— Mignon's Eiertanz. 637.
—— C. A., Gebrüder Saus und Braus und Hüll und Füll. 643.
—— K. F., Der deutsche Stil. Neu bearbeitet von O. Lyon. Dritte Auflage. 315.
Beier, F., Ueber Johann Jakob Froberger's Leben und Bedeutung für die Geschichte der Klaviersuite. 23.
Beisler, K. R., Erna. 245.
Belle-Croix, Baron de la, Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. 694.
Bendel, J., Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. 699.
Benndorf, P., Fabeln, Erzählungen und Räthsel. 198.
Berger, W., Ziele des Lebens. 472.
Berghoff-Ising, F., Das staatliche Erbrecht und die Erbschaftssteuer. 746.
Bergner, S., In der Marmaros. 774.
Bergün, H., Die junge Frau. 643.
Berkow, K., Um Seinetwillen. 71.
Besant, W. und J. Riee, Der Traukaplan des Fleet. Autorisirte deutsche Ausgabe. 521.
Betemann, C., Meine Sonntage. 198.
Beydemüller, C., Das rosafarbene Billet. 457.
Bibliothek, internationale wissenschaftliche. 44. Bd. 23.
Biedermann, G., Philosophie der Geschichte. 504.
Bielz, E. A., Siebenbürgen. Ein Handbuch für Reisende. Zweite ergänzte und sehr erweiterte Auflage. 739.
Bilder aus Thüringen. 1.: Tragikomische Geisterbeschwörung auf dem Galgenberg bei Jena in der Christnacht des Jahres 1715. Dargestellt von W. Hollenbach. 733.
Binder, F., Luise Hensel. 486.
Biographie, allgemeine deutsche. Lieferung 95. 19.
Bippen, W. von, Aus Bremens Vorzeit. 622.
Bischoff, F., s. Friedrich d. Gr.
Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik. 1871—1883. 34.
—— K. A. von, Gedächtnißschrift auf Christiane Charlotte Gottliebe von Bismarck. Herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von J. W. Braun. 44.
Black, W., Schelmenschön. Autorisirte deutsche Ausgabe. 668.
Blackmore, R. D., Eine edle Lüge. Autorisirte deutsche Ausgabe. 522.
Blaikie, W. G., Das Leben David Livingstone's. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von O. Denck. 442.
Blankenburg, E., Ekbert von Braunschweig. 712.
Bleibtreu, K., Deutsche Waffen in Spanien. 636.
—— Schlechte Gesellschaft. 821.
—— Kraftkuren. 154.
—— Napoleon bei Leipzig. Eine Studie. 205.
—— Lyrisches Tagebuch. Zweite Auflage. 537.
Bley, F., Moderne Kunst. 777.
Blume, Th., Der Zukunftsstaat und die Lösung der socialen Frage. 285.
Blümner, H., Das Kunstgewerbe im Alterthum. 459.
Blüthgen, V., Aus gärender Zeit. 355.

1161676

Boberau, O. von der, Zündnadeln. 331.
Boccaccio, G., Troilus und Kressida. (Il Filostrato.) Zum ersten male verdeutscht von K. Freih. von Beaulieu-Marconnay. 107.
Bodemann, E., Von und über Albrecht von Haller. 748.
Bodenstedt, F., Eine Königsreise. Dritte Auflage. 30.
Bohne, J., und H. Conradi, Faschings-Brevier. 510.
Bormann, E., Jnn heern Se mal! 603.
Bornier, H. de, Die Tochter Rolands. Nach dem Französischen von A. Giers. 593.
Bossert, G., s. Neujahrsblätter.
Boy-Ed, J., Männer der Zeit. 532.
Brasch, M., Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neuern Philosophie und Literatur. Erster Band: Essays. 585.
—— s. Ueberweg.
Bratuscheck, E., Die Erziehung Friedrichs des Großen. 588.
Braun, Jsabella, Lieb' und Treu. 342.
—— J. W., s. Bismarck, K. A. von.
Brauns, C. W. E., Die alte Mühle. 227.
Brecht, Th., Reform — nicht Revolution. 746.
Brehm, R. B., Das Jnka-Reich. 393.
Brenning, E., Geschichte der deutschen Literatur. Erste bis fünfte Lieferung. 241.
—— Graf Adolf Friedrich von Schack. 749.
—— Leopold Schefer. 307.
Breßlau, H., Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II. Zweiter Band: 1032—1039. 20.
Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. Herausgegeben von E. Jppel. Erster Band. 515.
Brieger, T., Quellen und Forschungen zur Geschichte der Reformation. Erster Band: Aleander und Luther 1521. Erste Abtheilung. 85.
Broszus, J. E., Die Theorie der Sonnenflecken. 11.
Bruch, K., Lebensweisheit der Alten in Sentenzen aus Aeschylos, Sophokles, Euripides. 744.
Bruneck, E., Land-Novellen. I. und II. 534.
Brunier, L., Deutschland und Frankreich. Zweite Auflage. 103.
Brunner, S., Hau- und Bausteine zu einer Literatur-Geschichte der Deutschen. Erstes bis drittes Heft. 561. Viertes bis sechstes Heft. 677.
Bruns, H., König Enzio. 443.
Buchheim, E., Volkswohlstand und Volksgesundheit. 349.
Buchwald, G. von, Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Erster Band: Zur deutschen Bildungsgeschichte im endenden Mittelalter. 747.
Buddensing, R., Johann Wiclif und seine Zeit. Achtes Tausend. 792.
Bulthaupt, H., Gerold Wendel. 459.
Burns, R., Lieder und Balladen. Deutsch von A. Laun. Dritte Auflage. 556.
Byr, R., Castell Urjani. 499.
—— Soll ich? 217.
Byron's Werke. Erster Band. Uebersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von A. Schroeter. 652.
—— Lord, s. Kley.

Calmberg, A., Die Kunst der Rede. 315.
Camoens, L. de, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten mal deutsch von W. Storck. Sechster Band: Dramatische Dichtungen. 151.
Candolle, A. de, Der Ursprung der Culturpflanzen. Uebersetzt von E. Goeze. 23.
Cardauns, H., s. Nau.
Carus, P., Aus dem Exil. 376.
Cassau, K., Beiträge zur Pädagogik der Gegenwart. 553.
Cassel, P., Aus dem Lande des Sonnenaufgangs. 509.
—— Aus Literatur und Geschichte. 762.
Catt, H. de, Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Herausgegeben v. R. Koser. 412.
Cavour's, C., gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von L. Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. Erster und zweiter Band. 67. Dritter Band. 322.
Chavanne, J., s. Wohlgemuth.
Chaucer's, G., Werke. Uebersetzt von A. von Düring. 651.
Chiala, L., s. Cavour.
Christ, W., Homer und die Homeriden. Zweite revidirte Ausgabe. 681.
Christensen, J. L., Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie, sowie im täglichen Verkehr. 222.
Christenthum, Das, im Lichte der Vernunft und Erfahrung, geschrieben zur Ehre Gottes von einem Laien. 87.
Claar, E., Gedichte. 358.
Cohen, H., Kant's Theorie der Erfahrung. 810.
Cölln, E. von, König Konrad der Junge. 245.
Colonien, europäische, in Afrika und Deutschlands Jnteressen sonst und jetzt. 147.
Conrad, J., Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. 235.
Conradi, H., s. Arent; Bohne.
Crome-Schwiening, Humoresken aus dem Soldatenleben im Frieden. Erster und zweiter Band. 694.
—— Der Neue Plutarch. Federzüge aus der Welt der Feder. 604.
Cron, Klara, Die Geschwister. 341.
Czirbusz, G., Die südungarischen Bulgaren. 789.

Dahlen, G., Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft. 653.
Dahlmann, s. Briefwechsel.
Dahn, F., Bausteine. Fünfte Reihe. Erste und zweite Schicht. 283. Sechste Reihe: Germanische Studien. 19.
—— Die Kreuzfahrer. Dritte Auflage. 756.
Dallwig, F., Der Kampf zwischen Glauben und Wissen. 572.
Dante Alighieri's Fegefeuer. Zweite Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaß des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von J. Francke. 253.
Daudert, E. W., Lebensblüten. 27.
Daudet, E., Ein Märtyrer der Liebe. Die Baronin Amalti. 405.
Davidsohn, R., Vom Nordcap bis Tunis. 708.
Decken, Elsbeth von der, Ein harter Kampf. Zweite Auflage. 169.
Deckert, E., Die Colonialreiche und Colonisationsobjecte der Gegenwart. 214.
Dehn, P., Deutschland und Orient in ihren wirthschaftspolitischen Beziehungen. Erster und zweiter Theil. 214.
Delius, J., s. Vademecum.
Denck, O., s. Blaikie.
Dernburg, F., Russische Leute. 535.
Dewall, J. van, Der Commandant. 40.
—— Die Erbtante. 154.
Dhammapada, das. Aus der englischen Uebersetzung von F. M. Müller metrisch ins Deutsche übertragen. 791.
Dichter, deutsche, des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Funfzehnter Band: Dichtungen von J. Rist. Herausgegeben von K. Goedeke und E. Goetze. 518.
—— —— des sechzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Sechster Band: Dichtungen von H. Sachs. Dritter Theil: Dramatische Gedichte. Herausgegeben von J. Tittmann. Zweite verbesserte Auflage. 518.
Dietrich, K., Grundzüge der Metaphysik. 465.
Dohme, R., s. Druckschriften.
Dorenwell, K., und A. Hummel, Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Norddeutschland. 182.
Dörffel, A., Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Einweihung des Concertsaales im Gewandhause zu Leipzig. 490.
Dorgeel, H. (Dr. H. Geehl), Deutschlands Pioniere in London. 156.
Döring, L. von, Aus lichten Stunden. 603.
Dorneth, J. von, Die Letten unter den Deutschen. 557.
Dostojewsky, F. M., Die Brüder Karamasow. 566.
Druckschriften des 15. bis 18. Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen herausgegeben von der Direction der Reichsdruckerei unter Mitwirkung von F. Lippmann und R. Dohme. Erstes Heft. (Tafel I—X.) 93.
Druskowitz, H., Drei englische Dichterinnen. 13.
Drygalski, A. von, Russische Plaudereien. 733.
Dulk, A., Der Jrrgang des Lebens Jesu. Zweiter Theil: Der Messiasgang und die Erhebung ans Kreuz. 571.
Duncker, M., Johann Gustav Droysen. 426.
Düntzer, H., s. Eckermann.
Düsterhoff, E., Berliner bunte Mappe. 604.

Ebbinghaus, H., Ueber das Gedächtniß. 467.

Ebers, G., Richard Lepsius. 632.
—— Serapis. 99.
Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Sechste Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von H. Düntzer. 77.
Eckstein, E., Das Vermächtniß. 261.
Edler, K. E., Der letzte Jude. 614.
Egger, J., Die Tiroler und Vorarlberger. 699.
—— s. Schulausgaben classischer Werke.
Egon (F. Mamroth), Meilensteine. Wanderbilder aus dem Süden. 510.
Eichhorn, H., Eine Flucht nach Paris und die Irrthümer des modernen Frugalismus. 462.
Eliot, G., Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands. Deutsch von G. Kuhr. 573.
Elster, O., Am Bivouakfeuer! 694.
Emerson, R. W., Die Führung des Lebens. Ins Deutsche übertragen von E. S. von Mühlberg (E. Sartorius). Zweite Auflage. 731.
Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von G. Förster, A. Kenngott, Ladenburg u. a. Erste Abtheilung: Handbuch der Botanik, herausgegeben von Schenk. Lief. 13—16. Zweite Abtheilung: Handbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs, herausgegeben von G. C. Wittstein. Lief. 6 u. 7. 314.
Engel, E., Psychologie der französischen Literatur. 123. 721.
—— K., Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884. 565.
Engelmann, E., Das Nibelungenlied für das deutsche Haus nach den besten Quellen bearbeitet. 817.
Engels, F., Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats. 349.
Erhard, E., Turf und Parket. 41.
Erich, W., Erstlinge. 411.
Erk, L. und O. Tiersch, Allgemeine Musiklehre. 22.
Erman, A., Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. 748.
Ernst, O., Sklaven und Freie. 40.
Erzählungen, christliche, des In- und Auslandes. Herausgegeben von A. Steen. Zweiter Band. 85.
Escherich, H., Saga. Geschichten aus alter Zeit. 41.
Eschstruth, Nataly von, Wolfsburg. 668.
Ettel, K., Wiener Weis' und Frauenpreis. 209.
Eucken, R., Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit. 730.
Eulenburg, A., s. Realencyklopädie.

Falkenstein, J., Der Welttheil Afrika in Einzeldarstellungen. III. Afrikas Westküste. Von Ogowe bis zum Damara-Land. Erste Abtheilung. 392.
Faust jun., Die Erlösung oder Ende gut, alles gut. 510.
Fielt, Charlotte, Die Märtyrer. 76.
Finsler, G., Aus der Mappe eines Fahrenden. Bilder aus Italien und Griechenland. 500.
Fisch, R., Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing. 588.
Fischer, E., Der Glaube an die Unsterblichkeit nach seinem Einfluß auf das sittliche Leben. 87.
Fischer, J., Die tolle Hanne. 341.
Fischer, K., Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter. 811.
Flach, J., Agape. 602.
Flürscheim, M., Das Staatsmonopol des Grundpfandrechts als Weg zur Reform unserer wirthschaftlichen Verhältnisse. 714.
Fontane, E., Eine Wette. 41.
—— Th., Graf Petöfy. 579.
—— Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860. 484.
Formey, A., Auf stillen Höhen. 537.
—— Aus Wald und Wogen. 141.
Fossel, V., Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. 794.
Francke, J., s. Dante.
Frank, A., Das Wunderkind. 339.
Frankl, L. A., Zur Biographie Friedrich Hebbel's. 116.
—— Zur Biographie Nikolaus Lenau's Zweite vermehrte Auflage. 676.
—— Zur Biographie Ferdinand Raimund's. 116.
Franzos, K. E., Mein Franz. 425.
—— Die Reise nach dem Schicksal. 438.
Frary, R., Handbuch des Demagogen. Aus dem Französischen übersetzt von B. Oßmann. 376.
—— Die Nationalgefahr. Aus dem Französischen von Scheller. Zweite Auflage. 103.
Frensdorff, F., Jakob Grimm in Göttingen. 675.
Frenzel, K., Geld. 470.
Friedeberg, M., Bilder aus Ostpreußen. 283.
Friedemann, E., Die Krankenversicherung. 746.
Friedländer, V., Procul negotiis. 525.
Friedmann, A., Optimistische Novellen. 57.
Friedrich, F., Mit den Waffen. 355.
Friedrich d. G., Gespräche mit H. de Catt und dem Marchese Luccheſini. Kritisch festgestellte Auswahl, in deutscher Uebersetzung herausgegeben von F. Bischoff. 588.
Friedrichs, H., Margaretha Menkes. 355.
Fries, S. Ritter von, Abriß einer Geschichte Chinas seit seiner Entstehung. Nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet. 61.
Fritze, L., s. Pantschatantra.
Fuchs, K., Die Freiheit des musikalischen Vortrags im Einklange mit H. Riemann's Phrasirungslehre. 826.
Fulda, L., Satura. 27.

Gaedertz, K. T., Das niederdeutsche Schauspiel. 387.
Galitzin, Fürst R. S., Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. Zweite Abtheilung: Das Mittelalter. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. Zweiter Band. 692.
Gallwitz, H., Das Evangelium eines Empiristen. 572.
Ganghofer, L., Almer und Jägerlent. 756.
Ganser, A., Aus drei Decennien. 537.
Gaspary, A., Geschichte der italienischen Literatur. Erster Band. 177.
Gaudy, F. Freih. von, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. 119.
Gawalowski, K. W., Ramphold Gorenz. 378.
Gedanken einer Jüdin über das Judenthum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 713.
Geiger, L., Firlifimini und andere Curiosa. 804.
Geißler, R., Hinnerk Brodersen. 231.
Gensichen, O. F., Frauenlob. 627.
George, H., Sociale Probleme. Deutsch von F. Stöpel. 285.
Ger, G., Der Erlöser. 378.
Gerhard, M., Vor Tagesanbruch. 455.
Gerold, Rosa von, Ausflug nach Athen und Korfu. 726.
Gervinus, s. Briefwechsel.
Gesellhofen, J., Die Jungfrau vom Kynast. 425.
Gespräche Friedrich's des Großen mit Henri de Catt. 412.
Gibbon, Ch., Aus Mangel an Geld. Aus dem Englischen von O. Löling. 614.
Giberne, Agnes, Der namenlose Schatten. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. 598.
Girndt, O., Das Reich des Glücks. 713.
Gisbert, P., Im Glühlicht der Weltstadt. 197. 637.
Glasenapp, G. von, s. Ahoi.
Glaser, A., Cordula. 469.
Gleiß, O., s. In einsamen Stunden.
Gloning, A., Oberösterreichische Volkssagen. 796.
Goedeke, K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 380.
—— s. Dichter, deutsche.
Gontscharow, J., Eine alltägliche Geschichte. Aus dem Russischen übersetzt von Helene von Exe. 355.
Görner, R., Veränderte Verhältnisse. 533.
Goethe, Die guten Frauen. 611.
Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von R. M. Werner. 113.
Goette, A., Ueber den Ursprung des Todes. 797.
Gottschall, R. von, s. Plutarch, Der Neue.
Goetze, E., s. Dichter, deutsche.
Gowe, L., Gedichte. 537.
Grand-Carteret, Les Mœurs et la Caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse. Avec préface de Champfleury. 2e édition. 763.
Grasberger, H., Nix für ungut! 231.
—— s. Michelangelo.
Grazie, M. E. delle, Die Zigeunerin. 135.
Greverus, Renata, Lieder eines alten Spielmanns. 292.
Griesholm, P. van, Spottvogel in der Schlinge. 588.
Grimm, J. u. W., s. Briefwechsel.
Gröber, K., Die Schlacht am Amselfelde. 492.
Groller, B., Prinz Klotz. 733.
Groß, F., Blätter im Winde. 29.
—— G., Die Lehre vom Unternehmergewinn. 42.

Gumplowicz, L., Grundriß der Sociologie. 746.
Gutsche, O., Torald, der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz. 227.

Habicht, L., Im Sonnenschein. 603.
Hagen, A., Aus der deutschen Ostmark. 292.
—— E. von, Philosophische Abhandlungen und Aphorismen. Beiträge zur Einsicht in echte Weisheit. Erster Haupttheil. Erstes Heft. 680.
—— Kritische Betrachtung der wichtigsten Grundlehren des Christenthums. 86.
Haggenmacher, O., Die Gefangenen. 247.
Hahn, R. E., Die Geheimnisse des Waldschlosses. 355.
—— W., s. Nibelungenlied.
Haidheim, L., Im tiefen Forst. 135.
Hallberger, K., s. Meding.
Haller, K., Geschichte der russischen Literatur. 716.
Hallwich, H., Gestalten aus Wallenstein's Lager. I. Johann Merode. 44. II. Johann Aldringen. 588.
Haltrich, J., Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. 333.
Hann, J., s. Unser Wissen 2c.
Hansen-Taylor, Marie, s. Taylor.
Hautschel, F., s. Spitzberg-Album.
Happenklang, T., Sappholt aus Westfalens Dichterhain oder Mirza Schaffy in Holsken. 510.
Harberts, H., Rothe Rosen. 378.
Hartmann, E. von, Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. 280.
—— Der Spiritismus. 728.
—— ausgewählte Werke. Wohlfeile Ausgabe. Erstes Heft: Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus. Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 809.
—— J., Erlebtes aus dem Kriege 1870—71. 694.
—— s. Neujahrsblätter.
—— R., Die menschenähnlichen Affen und ihre Organisation im Vergleich zur menschlichen. 760.
Hartwig, O., s. Piderit; Stolberg.
Hauff, G., Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken. 660.
Häußer, Karoline, Dämmerstunden. 443.
Hebbel's, F., Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von F. Bamberg. Erster Band. 433.
Heemstede, L. von, Alda Renzoni. 547.
Hegewald, Vor dritthalbtausend Jahren. 510.
Heiberg, H., Apotheker Heinrich. 405.
—— Ein Buch. 732.
—— Die goldene Schlange. 329.
Heiden, E., Gedichte. 410.
Heinzelmann, R., Die Heuchler. 457.
Helbig, F., Die Brautfahrt. 457.
Helfenstein, L., Allerseelen. 711.
Heller, O., Kathinka. 74. 194.
Hellmuth, Martha, Gedichte. 411.
Henne-Am Rhyn, O., Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Illustrirt von G. Doré. 171.
Herbert, M., Das Kind seines Herzens. Zweite Auflage. 339.
Herrig, H., Der dicke König. 231.
Herzog, H., Schweizerische Volksfeste, Sitten und Gebräuche. 725.
Herzoge, die, zu Bayern-München. Dramatischer Versuch von H. S. 458.
Hesse, A., Dalton's Erbe. 76.
Hettinger, F., Aus Welt und Kirche. 572.
Heusser, Drei Aufsätze betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen. 185.
Hevesi, L., Auf der Schneide. 168.
Heyse, P., Buch der Freundschaft. Neue Folge. Fünfte Auflage. (Siebzehnte Sammlung der Novellen.) 81.
—— Gedichte. Dritte Auflage. 648.
—— Drei einactige Trauerspiele und ein Lustspiel. 593.
—— s. Novellenschatz.
Hinüber, A., Lieder und Romanzen. Der „Dämmerungen" zweite Auflage. 425.
Hirschfeld, H., Salonnovellen. 582.
Hirundo, C., Die Giebinger. 134.
Hirzel's, S., Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortsetzung herausgegeben von L. Hirzel. 113.
Hochstetter, F. von, s. Unser Wissen 2c.
Höcker, O., William Shakspeare und Altengland. 343.
Höfer, P., Der Feldzug des Germanicus im J. 16 n. Chr. 605.
Hoffmann, B., Die Weltfahrt des Centurion. 343.
—— H., Im Lande der Phäaken. 317.
Hoffmeister, H., Der eiserne Siegfried. 508.
Hoffory, J., s. Holberg.
Hoffs, F. von, Gedichte. 395.
Hofmann-Wellenhof, P. von, Alois Blumauer. 482.
Hofrichter, J., Graz vor sechzig Jahren. 795.
Hohenhausen, F. von, Aus Goethe's Herzensleben. 309.
Holberg, L. von, Dänische Schaubühne. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. Hoffory und P. Schlenther. Erste Lieferung. 457.
Hölderlin, F., Dichtungen. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von K. Köstlin. 113.
Hollenbach, W., s. Bilder aus Thüringen.
Holls, F. W., Franz Lieber: sein Leben und seine Werke. 130.
Holst, H. von, Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Dritter Band. 130.
Holtzendorff, F. von, s. Perry.
Homberger, H., Karl Hillebrand. 122.
Hopp, E. O., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Erste Abtheilung. 130.
Hoerens, M., Atlantis. 41.
Horn, M., In der Veranda. Zweite Auflage. 756.
Hoyns, G., Geschichte des deutschen Volks in Staat, Religion, Literatur und Kunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Erster Band: Bis zur Regierung Otto's des Großen. 20.
Humbert, C., Deutschlands Urtheil über Molière. 43.
Hummel, A., s. Dorenwell.
Huperz, Th., Die Lungengymnastik. 462.
Hymans, L., Novellen. Mit Bewilligung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Klara Mohr. 338.

Idus, F., Die Quitten. 49.
Ilberg, J., Friedrich Theodor Hugo Ilberg. 426.
In einsamen Stunden. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. 337.
Inge, J. F., Fünfundzwanzig Jahre zur See. Bearbeitet und herausgegeben von E. Beckenstedt. 509.
Ippel, E., s. Briefwechsel.

Jachmann, A., s. Perry.
Jacob, K., Die Welt oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften 2c. Erster Band: Grundzüge der Naturwissenschaften und Chemie. 743.
Jacobi, A., Volksmedicin. 462.
—— J., Geist der griechischen Geschichte. Herausgegeben von F. Rühl. 780.
Jäger, O., Homer's Achilleïs aus der Ilias der Homeriden; hexametrisch deutsch. 694.
Jahn, U., Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht. (Germanistische Abhandlungen herausgegeben von K. Weinhold. III.) 333.
Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von J. Hermann, J. Jastrow, E. Meyer. Vierter Jahrgang. 456.
Janisch, J. A., s. Lexikon.
Jannasch, R., s. Roscher.
Jansen, A., Jean-Jacques Rousseau als Botaniker. 713.
—— Jean-Jacques Rousseau als Musiker. 21.
Janssen, E., Ein Reif in der Frühlingsnacht. 636.
—— J., Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters. Vierter Band: Allgemeine Zustände des deutschen Volks seit dem sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580. Erste bis zwölfte Auflage. 620.
Jaworskij, J. L., Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878—79. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Russischen übersetzt von E. Petri. 450.
Jensen, W., Aus den Tagen der Hansa. 5.
—— Aus stiller Zeit. 497.
—— Lycaene Silene. 119.
—— Das Tagebuch aus Grönland. 5.
Jessen, K., Der lebenden Wesen Ursprung und Fortdauer nach Glauben und Wissen aller Zeiten, sowie nach eigenen Forschungen. 798.
Jester, J. E., Die Kleine Jagd. Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal. 60.
Johnston, H. H., Der Kongo. Aus dem Englischen von W. von Freeden. 145.
Jordan, W., Die Sebalds. 295.
Judeich, W., Cäsar im Orient. 251.
Juncker, E., Ihr Roman. 154.
Jung, K. E., Der Welttheil Australien. 709.

Kagelmacher, E., Filippo Maria Visconti und König Sigismund 1417—31. 557.
Kaiser und Reich. Goldene Blätter aus den Thaten und Worten des Kaisers Wilhelm I. und seines Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck. 34.
Kapff Essenther, F. von, Wiener Sittenbilder. 217.
Kayser, F., Aegypten, einst und jetzt. 708.
Keil, R., Wieland und Reinhold. 657.
Keilhack, K., Reisebilder aus Island. 529.
Keller, L., Die Reformation und die ältern Reformparteien. 268.
Keller-Jordan, H., Natalie. 134. 455.
Kern, J. H. O., Reisen im Innern von Brasilien. 442.
Khuenberg, Sophie von, Frost und Flammen. 173.
Kiehl, E. J., Anfangsgründe der Volkswirthschaft. Dritte Auflage. Neu bearbeitet von F. Richter. 42.
King, Ch., Wer wird sie heimführen? Autorisirte Uebersetzung. 405.
Kippenberg, A., Esaias Tegnér. 44.
Kirchhoff, A., s. Unser Wissen ꝛc.
Klaczko's, J., Florentiner Plaudereien. Deutsch von W. Lauser. 198.
Klein, H., Im Pußtenlande. 196. 636.
Kleinpaul, R., Menschen- und Völkernamen. 540.
Kleinwächter, F., Die Grundlagen und Ziele des sogenannten wissenschaftlichen Socialismus. 348.
Kley, F., Die Braut von Abydos. Aus der englischen des Lord Byron in freie deutsche Dichtung übertragen. 109.
Klopp, O., Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhang der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. Elfter Band: Die Kriegsjahre 1704 und 1705. 558.
Kniest, Ph., Von der Wasserkante. 441. 456.
Knorr, Josephine Freiin von, Sommerblumen und Herbstblätter. 378.
Knortz, K., Amerikanische Lebensbilder. 130.
Knortz, C., s. Nindemann.
Kobbe, W., Lebenserinnerungen. 426.
Koberstein's, A., Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Sechste umgearbeitete Auflage von K. Bartsch. Erster Band: Geschichte der deutschen Nationalliteratur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. 343.
Koch, A., Hermann von Salza, Meister des deutschen Ordens (gest. 1239). 205.
—— K., Der Kaukasus. Landschafts- und Lebensbilder. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Therese Koch. 710.
Kohl, E., Eine Reise von Berlin zum Nordcap. 709.
Köhler, H. (H. Kegel), Leute von damals. 587.
Koehler, Henriette, Gedichte. Mit einem Vorwort von K. Schrattenthal. Zweite Auflage. 204. 670.
Kohut, Naturgeschichte der Berlinerin. 510.
Kolb, H. F., Culturgeschichte der Menschheit, mit besonderer Berücksichtigung von Regierungsform, Politik, Religion, Freiheits- und Wohlstandsentwickelung der Völker. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Lief. 1—14. 685.
Kolberg, J., Nach Ecuador. Dritte umgearbeitete Auflage. 394.
Kolde, T., Die Heilsarmee („The Salvation Army") nach eigener Anschauung und nach ihren Schriften. 361.
Kolligs, H., Wilhelm von Oranien und die Anfänge des Aufstandes der Niederlande. 412.
König, E. A., Schachmatt. 227.
—— Der Verschollene. 520.
Köröši, J., Die Sterblichkeit der Stadt Budapest in den Jahren 1876—1881 und deren Ursachen. Uebersetzung aus dem Ungarischen. 522.
Koser, R., s. Catt.
Köstlin, K., s. Hölderlin.
Kotzebue, W. von, Baron Fritz Reckensteg. 547.
Kralik, R., s. Puppenspiele.
Kraus, K., Castilia. 339.
—— Alte Geschichten vom Rheine. Erster und zweiter Band. 455.
—— Ultra Montes. Der Hostienbäcker von Kurmainz. 756.
Krause, G. A., s. Mittheilungen.
Krauske, O., Die Entwickelung der ständigen Diplomatie vom 15. Jahrhundert bis zu den Beschlüssen von 1815—1818. 426.
Krauß, F., Die Lehrjahre eines Bildners aus der Steiermark. 795.
Kreiten, W., S. J., Voltaire. Zweite vermehrte Auflage. 765.
Kremer, A. von, Die Nationalitätsidee und der Staat. 285.
—— H., Ein Schwanengesang. Zweite Auflage. 245.
Krieg, ewiger. Studien eines deutschen Offiziers. 824.
Krüger, G., s. Vademecum.
Kunze, W., Gedichte. 292.
Kuropatkin, Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877—78. Bearbeitet von Krahmer. Erstes und zweites Heft. 693.
Kürschner, J., s. National-Literatur, Deutsche.

Lackowitz, W., Wilde Scenen aus allen Zonen. 343.
Laddey, Emma, Tausend Wochen. 341.
Laistner, L., s. Novellenschatz.
La Mara, Musikalische Studienköpfe. Erster Band: Romantiker. Sechste umgearbeitete Auflage. 491.
Lang, P., s. Neujahrsblätter.
Lange, F., Harte Köpfe. 405.
—— F. R., s. Ueberweg.
—— T., Meer und Au. Aus dem Dänischen von A. W. Peters. 614.
—— Der letzte Vikinger. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. 337.
Langegg, F. A. Junker von, Japanische Theegeschichten. 41.
Langen, H., Der Heiland. 378.
Lassalle, F., Briefe an Hans von Bülow (1862—1864). 280.
Latendorf, F., s. Aus Th. Körner's Nachlaß.
Laube, H., Franz Grillparzer's Lebensgeschichte. 116.
Leander, R., Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 697.
—— Kleine Geschichten. 637.
Lehmann, P., Die Erde und der Mond. 10.
Lehnsmann, E. H., s. Zeitfragen.
Lemke, E., Volksthümliches in Ostpreußen. Erster Theil. 725.
Lender, Die Gase und ihre Bedeutung für den menschlichen Organismus. Erster Theil. 622.
Lenz, O., Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. 146.
Lenzen di Sebregondi, Maria, Trüber Morgen, goldener Tag. 73. 547.
Leßmann, D., Wanderbuch eines Schwermüthigen. Neu herausgegeben von H. Conradi. 439.
Levin, M., Moses Montefiore. 122.
Lexikon, topographisch-statistisches, von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen. Herausgegeben von J. A. Janisch. 794.
Limburg, A. von, Des wilden Jägers Erbe. 454.
Lindau, P., Mayo. Zweite Auflage. 81.
—— Aus der Neuen Welt. 801.
—— R., Die kleine Welt. 119.
Lindenberg, P., Berliner Blut. 534.
Lingg, H., Lyrisches. 630.
Linke, O., Aus dem Paradiese. 173.
—— Leukothea. 170.
Linnig, F., Walther von Aquitanien. Zweite verbesserte Auflage. 245.
Lippert, J., Die Culturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. Erste Abtheilung: Des Menschen Nahrungssorge, Wohnung und Kleidung. 713.
—— P. W., Natürliche Fliegesysteme, neue Auflage contra Ballonsysteme, berlin-pariser Auflage. 507.
Lippmann, F., s. Druckschriften.
Literarische Unterhaltungen. 1. 33. 65. 97. 129. 161. 193. 225. 257. 289. 321. 353. 385. 417. 449. 481. 513. 545. 577. 609. 641. 673. 705. 737. 769.
Literatur, ausländische. 14. 31. 127. 190. 334. 446. 526. 623. 686. 718.
Literatur, deutsche. 14. 110. 126. 174. 190. 222. 254. 269. 286. 302. 318. 350. 382. 398. 414. 462. 478. 511. 542. 574. 590. 606. 654. 670. 718. 735. 750. 766. 785. 799. 814. 830.
Literaturdenkmale, deutsche, des 18. und 19. Jahrunderts. In Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. Nr. 18 u. 19: A. W. Schlegels Vorlesnngen über schöne Literatur und Kunst. Zweiter und dritter Theil. 242. Nr. 21: Die guten Frauen von Goethe. 611.
Livinius, O., Colonialfragen. 350.
Lorberbaum, der. Eine altmodische Liebesgeschichte von der Verfasserin von „John Halifax Gentleman". Deutsch von Else Erdmann. 338.
Lon, H., Im Kampf um Gott. 488.
Luber, A., Erotas. 292.
Lübke, W., Bunte Blätter aus Schwaben. 569.
—— Geschichte der Renaissance in Frankreich. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Lieferung. 763.
Ludwig, K., Der neue Hamlet. 209.
Lyon, O., s. Becker, K. F. 315.

Magnus, H., Die Sprache der Augen. 525.
Malzar, E., Goethe's philosophische Entwickelung. 469.
Mann, L., Der Atomaufbau in den chemischen Verbindungen und sein Einfluß auf die Erscheinungen. 619.
Manno, K., Ein süßer Knabe. 643.
Manteuffel, Ursula Zöge von, Lora. 601.
Marr, W., Lessing contra Sem. 280.
Marriot, E., Der geistliche Tod. 454.
Marshall, Emma, Von Herzen treu. Deutsch von Marie Morgenstern. 339.
Martin der Maschinenführer. Ein Sang aus dem Westen. 203.
Martinus, Der Abgeordnete Herr von Bismarck-Schönhausen 1847—1851. 34.
Märzroth, Alt-Wien. 614.
Maschek, F., Ein neuer Mäcenas. 405.
Mataja, V., Der Unternehmergewinn. 42.
Matsen, G., Wander-, Wein- und Liebeslieder. 292.
Maurenbrecher, W., s. Noorden; Taschenbuch, historisches.
Mauthner, F., Xanthippe. Dritte Auflage. 195.
May, K., Der Wüstenräuber. (Bachem's Romansammlung, Bd. 4.) 808.
Mayer-Bibus, Ottilie, Pater Franz. Sein Ehrenwort. 614.
Meding, O., Achtundachtzig Jahre in Kampf, Glauben und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unsers deutschen Kaisers. Als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von K. Hallberger. 365.
Meinhold's Volks- und Jugendbibliothek. Ausgewählte Erzählungen von Mitarbeitern der „Kinderlaube". Erstes und zweites Bändchen. 342.
Meisner, J., Goethe als Jurist. 611.
Melas, H., Französische und magyarische Dichtungen in metrischer Uebersetzung. 555.
Melena, Elpis, Garibaldi. Mittheilungen aus seinem Leben. 103.
Menger, K., Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie. 42.
Menghin, A., Aus dem deutschen Südtirol. 456.
Menzel, W., Nachgelassene Novellen. Herausgegeben von dessen Sohn K. Menzel. Erster Band. 249.
Mercator, B., In eines großen Königs Armen. 454.
Meschtschersky, W. Fürst, Die Realisten der großen Welt. Aus dem Russischen von F. Leoni. 75.
Meyer, E., Geschichte des Alterthums. Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs. 125.
—— G., Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. 332.
—— K. W., Die moderne Berechtigungsjagd auf unsern höhern Schulen. 553.
—— M. W., Spaziergänge durch das Reich der Sterne. 12.
Michelangelo Buonarroti, Le rime. Nachdichtungen von H. Grasberger. Zweite Auflage. 555.
Michelet, K. L., Wahrheit aus meinem Leben. 505.
Mickiewicz, A., Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litauen. Uebersetzt von S. Lipiner. 54.
Mikado, Reglement für die Verheirathung der Offiziere. 733.
Mittheilungen von der Riebeck'schen Niger-Expedition. II.: Proben der Sprache von Ghat in der Sáhara mit haussanischer und deutscher Uebersetzung. Von G. A. Krause. 185.
Mohr, Köln in seiner Glanzzeit. 747.
Mollat, G., Rechtsphilosophisches aus Leibnizens ungedruckten Schriften. 301. 468.
Möllhausen, B., Der Hausmeister. 217.
Mommsen, Th., Römische Geschichte. Fünfter Band: Die Provinzen von Cäsar bis Diocletian. 473.
Morgan, A., Der Shakspeare-Mythus. William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen. Autorisirte deutsche Bearbeitung von K. Müller-Mylius. 273.
Morgenstern, Marie, Glück auf! 643.
Mücke, A., Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI., König Philipp und Otto IV. von Braunschweig. 171.
Müllenhoff, K., Die Größe der Flugarbeit. 743.
—— Die Größe der Flugflächen. 507.
—— Die Ortsbewegungen der Thiere. 507.
Müller, F. M., Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von C. Cappeller. 185.
—— s. Dhammapada.
—— sen., M., Ueber „berechtigte Kerne", sowie über die Zeit, wo vielleicht „nicht mehr gewählt werden wird". 714.
—— O., Altar und Kerker. 264.
Müller-Mylius, s. Morgan.
Müller-Suderburg, C., Aus stillen Stunden. 425.
Mund, E. D. (D. von Pochhammer), Zwei Brüder bei den Carlisten. 636.
Muret, E., Nothwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Conversation. 124.
Musset, A. de, Dichtungen, übersetzt von O. Baisch. Zweite Auflage. 555.
Muth, F. A., Immer heiter kommt man weiter. 49.
—— Rosen der Heide. 172.
Nahlowsky, J. W., Allgemeine Ethik. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 678.
National-Literatur, deutsche. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von J. Kürschner. Lieferung 149 — 193. 243. Lieferung 204—218. 516.
Nau, C., Maria Stuart von der Ermordung Riccio's bis zur Flucht nach England (1566—68). Nach der französischen Originalausgabe des J. Stevenson übersetzt und erläutert von H. Cardauns. 205.
Negro, C. del, Auf ewig gebunden. 196.
Neubauer, J., s. Schulausgaben classischer Werke.
Neujahrsblätter, würtembergische. Unter Mitwirkung von Beckh, Heyd, Klaiber u. A. herausgegeben von J. Hartmann. Erstes Blatt: Eberhard im Bart. Von G. Bossert. Zweites Blatt: Schiller und Schwaben. Von P. Lang. 674.
Neumann-Strela, K., Thron und Reich. Dritte Auflage. 41.
Nibelungenlied, das. Uebersetzung der Handschrift A (Hohenems-München), nebst Vorwort und historisch-ästhetischer Einleitung von W. Hahn. 267.
Nicolai (H. Scharling), Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddeboe. Deutsch von P. J. Willatzen. 374.
—— Meine Frau und ich. Deutsch von P. J. Willatzen. 374.
Nindemann. — Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeannette". Herausgegeben von Knortz. 186. 422.
Nitschke, A., Freudvoll und leidvoll. 27.
Nohl, L., Geschichtliche Entwickelung der Kammermusik und ihre Bedeutung für den Musiker. 347.
Noiré, L., Logos. Ursrung und Wesen der Begriffe. 827.
Noorden, K. von, Historische Vorträge. Eingeleitet und herausgegeben von W. Maurenbrecher. 170.
Nordau, M., Paradoxe. 701.
Nordenskiöld, A. E. Freih. von, Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden. Autorisirte deutsche Ausgabe. 390.
Nöthig, T., Lichter und Schatten. Zweite vermehrte Auflage. 312.
Novellenschatz, neuer deutscher. Herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Sechster bis neunter Band. 119. Achter und neunter Band. 580.
Nover, J., Der Vater Rhein in Sage und Dichtung. 638.
Oberländer, R., Deutsch-Afrika. 214.
Ofner, J., Das Recht auf Arbeit. 445.
Ohorn, A., Heimchen. 209.
—— Die Madonna. Zweite Auflage. 425.
Oncken, W., Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte. III.: Beiträge zur neuern Geschichte. 588.
Oswald, F. L., Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Centralamerika. Zweite Auflage. 787.
Otto, Luise, Deutsche Wunden. 40.
Paar, M., Helene. 457.
Palmé-Paysen, H., Mädchenliebe. 340.
Palmié, F., Hatheburg. 41.
Paludan-Müller, F., Der Jugendborn. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. 342.
Pantschatantra. Ein altes indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von L. Fritze. 25.
Pape, J., Das Kirchenlied, zu erweiterter Benutzung, insbesondere für Schule und Haus. 792.
Parrisius, E., Zerstreute Schriften. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben. 509.
Pasqué, E., Zwei Eleven Worth's. 756.
Passarge, L., Sommerfahrten in Norwegen. Zweite umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. 421.

Pandler, A., s. Spitzberg-Album.
Paulitschke, P., Die Sudanländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntniß. 393.
Pelzeln, F. von, Der Erbe von Weidenhof. 547.
Penzig, R., Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter. 86.
Persall, K. von, Vicomte Bossu. 636.
Perry. — Franz Lieber. Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners. (1800—1872.) Auf Grundlage des englischen Textes von Th. S. Perry und in Verbindung von A. Jachmann herausgegeben von F. von Holtzendorff. 426.
Peschkau, E., Miniaturen. 49.
—— Die Reichsgrafen von Walbeck. 39.
—— Sommersprossen. 49.
Petersen, R., Henrik Steffens. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. 44.
—— W., Aus Transkaukasien und Armenien. 184.
Petöfi, A., Gedichte. Aus dem Ungarischen von L. Neugebauer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 460.
Peyer, G., Geschichte des Reisens in der Schweiz. 419.
Pfeil, H., Auf Wegen und Stegen. 472.
Pfleiderer, E., Zum Wesen der Universität und ihrer Aufgabe als Hochschule. 235.
Pichler, H., Genrebilder aus dem Seeleben. Zweite Auflage. 284.
Piderit, Auguste, und O. Hartwig, Charlotte Diede, die Freundin von W. von Humboldt. Lebensbeschreibung und Briefe. 326.
Pitaval, Der Neue. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. Neue Serie. Neunzehnter Band. 284.
Plant, F., Berg-, Burg- und Thalfahrten bei Meran und Bozen. 440.
Plutarch, der Neue. Biographie hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. 621.
Poel, G., s. Rist.
Pohl, E., Die Schulreiterin. 457.
Pokorny, A., s. Unser Wissen 2c.
Poljakow, J. S., Reise nach der Insel Sachalin in den Jahren 1881—82. Aus dem Russischen übersetzt von A. Arzrumi. 422.
Polko, Elise, s. Vesta.
Pöltl, J. M., Gustav Adolf. 425.
Porta, W. de, Die Wahlsprüche und Mottos der Hohenzollern. 34.
Puppenspiele, deutsche. Herausgegeben von R. Kralik und J. Winter. 795.
Putkamer, Alberta von, Dichtungen. 625.
Putlitz, G. zu, Die Dame mit den Hirschzähnen. 119.

Quarck, M., Zwei verschollene staatswirthschaftliche Abhandlungen von Rodbertus. 445.
Quednow, M., Filippo Strozzi. 133.

Raabe, W., Villa Schönow. 355.
Radloff, W., Aus Sibirien. 391.
Ranke, L. von, Weltgeschichte. Fünfter Theil: Die arabische Weltherrschaft und das Reich Karl's des Großen. 396.
Rath, F., Aus dem Leben Onkel Jakob's. 49.
Rausch, V., Gedichte. 457.
Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Herausgegeben von F. X. Kraus. Jahrg. 1885. 569.
Realencyklopädie der gesammten Heilkunde. Herausgegeben von A. Eulenburg. 413. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Band. Lief. 11—20. 717.
Redwitz, O. von, Haus Wartenberg. 276.
Rée, P., Die Entstehung des Gewissens. 679.
Reich, A., Phantastikon. 643.
—— E., Gelehrte und Literaten, wie auch studirte Geschäftsleute. 510.
Reichenau, Auguste von, Dramatische Genrebilder. 588.
Reif, W., Von Sedan bis Java. Zweite Auflage. 424.
Reise, die, wider Willen. Empfindsam-launige Skizzen eines harmlosen Touristen. Zweite umgearbeitete Auflage. 732.
Reißmann, A., Die Oper in ihrer kunst- und culturgeschichtlichen Bedeutung. 346.
Rethwisch, E., Der Irrthum der Schwerkrafthypothese. Zweite vermehrte Auflage. 140.
Reumont, A. von, Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen. Zweite unveränderte Auflage. 811.
Retzius, G., Finland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Cultur und seinem heutigen Volksleben. Autorisirte Uebersetzung von C. Appel. 530.
Riee, J., s. Besant.
Richter, E., Dichterstimmen aus baltischen Landen. 744.
—— F., s. Kiehl.
—— L., — Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Herausgegeben von H. Richter. 764.
Riesenstahl, Th., s. Wanderbilder, europäische.
Rieger, K., s. Schulausgaben classischer Werke.
Riesenthal, O. von, s. Jester.
Ring, M., Wahnsinnig auf Befehl. 638.
Rist, J., s. Dichter, deutsche.
Rist's, J. G., Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Erster Theil. Zweite verbesserte Auflage. 426.
Rittenauer, B., Siebenschön. 245.
Ritterfeld, F., Die Cardinalfragen der Kosmologie und Kant's Entstehung des Weltalls. 12.
Rittershaus, E., Am Rhein und beim Wein. 209.
Rittig, J., Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben. 130.
Rommdt, H., Grundlegung zur Reform der Philosophie. 466.
—— Die Vollendung des Sokrates. 811.
Roscher, W. und R. Jannasch, Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Dritte verbesserte und neu bearbeitete Auflage von Roscher's Colonien. 42. 148.
Rosegger, P. K., Bergpredigten. 405.
—— Das Geschichtenbuch des Wanderers. 355.
Rosenberg, A., Geschichte der modernen Kunst. Zweiter Band. Erste Lieferung. 568.
Roth, E., Die Thatsachen der Vererbung in geschichtlich-kritischer Darstellung. Zweite umgearbeitete Auflage. 493.
Rothenburg, Adelheid von, geb. von Zastrow, Aus dem Tagebuche einer Haushälterin. Zweite Auflage. 643.
Rudbeck, H., Die Entführung. 711.
Rühl, s. Jacoby.
Runze, M., Karl Löwe, eine ästhetische Beurtheilung. 23.

Saar, F. von, Marianne. 119.
Sach, A., Die deutsche Heimat. 181.
Sachs, H., s. Dichter, deutsche.
Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Herausgegeben von G. E. Barthel. 231.
Saffray, Die Kunst, recht lange zu leben. Autorisirte Uebersetzung von R. Liedke. 622.
Salinger, E., Aus meiner Studienmappe. 534.
—— Die tolle Braut. 471.
Samarow, G., Die Saxoborussen. 309.
Sammlung musikalischer Vorträge. Von P. Graf Waldersee. Fünfte Reihe. Nr. 58—60. 23.
Santamar, G., Gedichte. 395.
Sax, E., Das Wesen und die Aufgaben der Nationalökonomie. 42.
Schack, A. F. Graf von, Tag- und Nachtstücke. 245.
Schäfer, D., Die Hansa und ihre Handelspolitik. 714.
—— Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte. 34.
Schäffle, A., Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. 445.
—— Die Quintessenz des Socialismus. Neunte Auflage. 714.
Scharling, H., Uffe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse. Aus dem Dänischen von W. Reinhardt. Dritte Ausgabe. 547.
Schenk, s. Encyklopädie der Naturwissenschaften.
—— Luise, Lose Blätter aus Brasilien. 775.
Scherenberg, E., Fürst Bismarck. 426.
Scherr, J., Neues Historienbuch. Zweite Auflage. 266.
—— Die Nihilisten. 807.
Schiller, F. von, s. Schulausgaben classischer Werke.
Schippel, M., Staatliche Lohnregulirung. 714.
Schlegel, A. W., s. Literaturdenkmale, deutsche.
Schlenther, P., s. Holberg.
Schletterer, H. M., Studien zur Geschichte der französischen Musik. Erster Theil: Geschichte der Hofkapelle der französischen Könige. 21.
—— Dasselbe. Zweiter Theil: Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der pariser Geigerkönige. 21.
—— Dasselbe. Dritter Theil: Vorgeschichte und erste Versuche der französischen Oper. 21.
Schlippenbach, A. Graf von, Gedichte. 424.
Schlögl, F., Vom wiener Volkstheater. 387.

Schlosser, G., Die Revolution von 1848. 103.
Schlüter, C., s. Waldeck.
Schmerich, G., Gedichte. Zweite Auflage. 424.
Schmid, L., Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern. Erster 426.
—— Th., S. J., Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister Richard Wagner. 491.
Schmidt, M., Der Blinde von Kunterweg und andere Erzählungen. 456.
—— Culturbilder aus dem bairischen Walde. 441.
—— Die Fischerrosl von St. Heinrich. 599.
—— Hochlandsbilder. 217.
Schmidt, O., Die Säugethiere in ihrem Verhältniß zur Vorwelt. 759.
Schmidt-Cabanis, R., Auf der Baeillenschau. 395.
Schmidt-Weißenfels, Charakterbilder aus Spanien. 807.
Schmitz, L., Der Mensch und dessen Gesundheit. 173.
Schönberg, G., Handbuch der politischen Oekonomie. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste und zweite Lieferung. 189.
Schramm, R., Das Heer der Seligmacher oder die Heilsarmee in England. 361.
Schranka, E. M., Der Stoiker Epiktet und seine Philosophie. 680.
Schrattenthal, K., Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Böhmen, Mähren und Schlesien. 565.
—— s. Koehler.
Schroeder, E. A., Das Unternehmen und der Unternehmergewinn vom historischen, theoretischen und praktischen Standpunkte. 42.
Schröer, K. J., Goethe und die Liebe. 113.
Schroot, A., Der Dampf. 376.
Schubin, O., Bravo rechts! 250.
—— „Unter uns". 278.
Schulausgaben classischer Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von J. Neubauer. Heft 14: Schiller, F. von, Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Mit Einleitung und Anmerkungen von J. Egger und K. Rieger. 242.
Schulze-Delitzsch, H., Die Philister. 355.
Schwalb, M., Unsere vier Evangelien erklärt und kritisch geprüft. 571.
Schwarz, B., Ein deutsches Indien und die Theilung der Erde. 350.
—— H., Stoff und Kraft in der menschlichen Arbeit oder die Fundamente der Production. 285.
Schwarzbach, J., Das Paktum des Todes. 712.
—— Um Englands Krone oder Kampf und Liebe. 712.
—— Der Waffenschmied von Salzburg. 712.
Schweichel, R., Der Uhrmacher vom Lac de Joux. 119.
Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Afrika, der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. 772.
—— Von Ocean zu Ocean. 187.
Schweitzer, Ph., Island. Land und Leute, Literatur und Sprache. 710.
Schwicker, J. H., Die Zigeuner. 699.
Scudder, H. E., s. Taylor.
Sealsfield, Ch., Die Präirie am Jacinto. 119.
Seeger, H., Realgymnasium oder Oberrealschule? 553.
Seeley, J. R., Stein. Sein Leben und seine Zeit. Zweiter Band. Aus dem Englischen von E. Lehmann. 588.
Seelhorst, G., Australien in seinen Weltausstellungsjahren 1879—81. 790.
Seichter, A., Bunte Blumen. 424.
Seidel, H., Idyllen und Scherze. Dritte Sammlung. 231.
—— R., Der Arbeitsunterricht, eine pädagogische und soeiale Nothwendigkeit. 746.
Seidl, F. X., Immergrün. 172.
—— Zum Andenken. 209.
Sellin, A. W., s. Welttheil.
Semler, H., Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Wildniß, sowie die Tour um die Welt. 130.
Seraphina. Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von *_*. Mit einem Vorwort von A. Friedmann. 828.
Seuffert, B., s. Literaturdenkmale, deutsche.
Siking, F., Die Rose von Urach. Zweite Auflage. 581.
Silberstein, A., Der Gerhab. 119.
—— Die Rosenzauberin. 647.
Simonsfeld, H., Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte. Mit einem Vorwort von F. von Holtzendorff. 714.
Singer, J., Sollen die Juden Christen werden? Zweite Auflage. 87.
—— Untersuchungen über die soeialen Zustände in den Fabrikbezirken des nordöstlichen Böhmen. 349.
Sinnett, A. P., Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. Uebersetzung aus dem Englischen. 401.
Sittl, K., Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander den Großen. Erster Theil. 781.
Slavici, J., Die Rumänen. 699.
Smidt, H., Das Feuerschiff. 119.
—— Kajütspassagiere. 119.
Soden, Freih. A. von, Die Einflüsse unsers Gymnasiums auf die Jugendbildung, betrachtet im Anschluß an das ärztliche Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens. 235.
Sonnenburg, F., Am Waldstrom. 455.
Sophokles, Oedipus in Kolonos. Aus dem Griechischen im antiken Versmaß übertragen von H. A. Feldmann. 588.
Souchay, Th., Frisch vom Herzen. 829.
Soyaux, L., Renate. 245.
Spir, A., Gesammelte Schriften. Dritter und vierter Band. 586.
Spitta, K. J. P., Psalter und Harfe. Funfzigste Auflage. Jubelausgabe. Mit Einleitung und Biographie Spittas von J. Sturm. 88.
Spitzberg-Album. Dichtungen aus Nordböhmen. Gesammelt von F. Hantschel und A. Pandler. 292.
Splittgerber, F., Schlaf und Tod, oder die Nachtseite des Seelenlebens nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits. Zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. 798.
Stamm, A. Th., Die socialpolitische Bedeutung der Bodenreform. 714.
Stanislaw, A., Am Wege gepflückt. 394.
Stauffer, A., Hermann Christoph, Graf von Rusworm, kaiserl. Feldmarschall in den Türkenkämpfen unter Rudolf II. 44.
Steen, A., Herolde der Reformation in Frankreich. Frei nach dem Englischen. 75.
—— Eine französische Königstochter. Aus dem Holländischen. 85.
Stefanović Vilovsky, Th. Ritter, Die Serben im südlichen Ungarn, in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina. 699.
Stein, A., Kaiser und Kurfürst. 455.
Stein, F. von, Geschichte des russischen Heeres vom Ursprung desselben bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nikolai I. Pawlowitsch. 692.
—— L. von, Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Erster Theil: Die Finanzverfassung Europas. Fünfte neubearbeitete Auflage. 189.
Steinhausen, H., Marens Zeislein's großer Tag. 582.
Stern, A., Hermann Hettner. 369.
—— M. L., Philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus. 300.
Stiehl, A. C., Mixed-Pickles für junge und alte Herzen. 395.
Stieler, K., Culturbilder aus Baiern. Mit einem Vorwort von K. Th. Heigel. 727.
—— Ein Winter-Idyll. 649.
Stockhorner, O. von, Ums Nordcap. 709.
Stolberg, Graf F. L. zu, Die Zukunft. Ein bisher ungedrucktes Gedicht aus den Jahren 1779—1782. Herausgegeben von O. Hartwig. 519.
Stoltze, A., Heiterkeiten. 604.
—— F., Gedichte in frankfurter Mundart. Zweiter Band. Dritte Auflage. 478.
Stölzel, A., Karl Gottlieb Svarez. 588.
Stöpel, F., Sociale Reform. Heft VI und VII. 714.
—— Theorie und Praxis der Besteuerung. 746.
Storm, T., Zur Chronik von Grieshuus. 355.
Strack, M., Aus Süd und Ost. Erste Sammlung. Herausgegeben von H. L. Strack. 184. 421.
Strauß, V. von, Die Schule des Lebens. 500.
Stretton, Hesba, Carola. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. 154.
—— Hester Morley's Versprechen. Aus dem Englischen übersetzt von L. Ernst. 136.
Ströll, M., Die staatssoeialistische Bewegung in Deutschland. 445.
Strubberg, F. A. (Armand), Die Quadrone. 587.
Stuart, C. F., Nachtschatten. 209.
Sutermeister, O., Gastgeschenke. 425.
Sybel, H. von, s. Uechtritz.
Sydow, Klara von, Das alte Lied. 636.
Sylva, Carmen, Die Hexe. 424.
Sylvester, H., Quasimodo. 456.

Tait, P. G., Wärmelehre. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von E. Lecher. 618.

Tandem, C. F., Extramundana. 424.
Taschenbuch, historisches. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge. Vierter Jahrgang. 220.
Tauscher, J., Geschichte der Jahre 1815 bis 1871. Erste Lieferung. 426.
Taylor. — Bayard Taylor. Ein Lebensbild, aus Briefen zusammengestellt von Marie Hansen-Taylor und H. E. Scudder. Uebersetzt und bearbeitet von Anna M. Koch. 689.
—— B., Geistesheroen Deutschlands und Englands. Zweite Auflage. 113.
—— G., Jetta. 17.
Teguér, E., Die Frithjofssage. Im Versmaß des Originals aus dem Schwedischen übertragen von Pauline Schanz. Zweite Auflage. 46.
Tegtmeyer, Emilie, Die Tochter des Bürgermeisters. 808.
Telmann, K., In Glück und Leid. Novellen. Siebente Folge. 584.
—— Lichter und Schatten. Novellen. Dritte Folge. 600.
—— Novellen. 72.
—— Das Spiel ist aus! 584.
Tenge, O., Der Feversche Deichband. 59.
Theater und Musik. 14. 46. 79. 142. 207. 270. 591. 638. 671. 702. 750.
Thode, H., Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien. 827.
Tiersch, O., s. Erk.
Tittmann, J., s. Dichter, deutsche.
Tottmann, A., Kurzgefaßter Abriß der Musikgeschichte von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. 347.
Titz, A. W., Frauenhaar. 457.
Trautmann, F., Der Wettermacher von Frankfurt. 119.
Trieb, T., Verirrungen. 458.
Troje, Anleitung zum Studium der Zoll- und Steuergesetze und der auf diese gegründeten Verwaltungsvorschriften. 745.
Turgeniew, J. S., Acht Erzählungen. Aus dem Russischen übertragen von E. St. 355.
—— Vermischte Aufsätze. Aus dem Russischen übertragen von E. S. 596.

Ueberweg, F., Schiller als Historiker und Philosoph. Mit einer biographischen Skizze Ueberweg's von F. R. Lange. Herausgegeben von M. Brasch. 92.
Uechtritz. — Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von H. von Sybel. 305.
Ulpius, Der Stammtisch. 49.
Ulrichs, C. E., Matrosengeschichten. Erstes Buch. 283. 454.
Unser Wissen von der Erde. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von A. Kirchhoff. Erster Band: Allgemeine Erdkunde von J. Hann, F. von Hochstetter und A. Pokorny. Lief. 16—30. 186.
Urbanitzky, A. Ritter von, Die Elektricität im Dienste der Menschheit. 139.
Urtheile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 94. 158. 238. 366. 494. 558. 654. 782.

Vademecum aus Luther's Schriften. Zusammengestellt und herausgegeben von G. Krüger und J. Delius. 572.
Valentiner, W., Die Kometen und Meteore. 11.
Veckenstedt, E., s. Juge.
Vely, E., Dorfluft. 635.
—— Schiffbruch. 355.
Vesta. Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Herausgegeben von Elise Polko. Fünfter Jahrgang. 231.
Vietinghoff, Lilly Baronin von, Was die Großmutter erzählte. 643. 756.
Vigny, A. de, Ausgewählte Gedichte, übertragen von J. Karsten. Zweite Auflage. 149.
Villatte, C., Nothwörterbuch der französischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Conversation. 124.
Vlach, J., Die Echo-Slaven. 699.
Vogel, A., Nach Kanaan. 420.
Völker, die, Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. Band 2, 4, 6, 7, 8, 11 u. 12. 699.
Vollert, A., s. Pitaval, der Neue.
Vollmar, A., Weihnachtsgrün. 643.
Vormann, W. H., Von den Ufern der Passer. 169.
Vorträge, philosophische, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. Fünftes bis achtes Heft. 301.
Voß, M., Lieder. 424.
—— R., Luigia Sanselice. 593.

Wachenhusen, H., Ball-Else. 259.
Wagener, H., Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. 103.
Wagner, A., Finanzwissenschaft. Erster Theil. Dritte Auflage. 42.
Wagner, Richard. Entwürfe. Gedanken. Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt. 825.
Walcker, K., Richard Cobden's volkswirthschaftliche und politische Ansichten. 349.
Waldeck, B., Briefe und Gedichte. Herausgegeben von C. Schlüter. 425.
Waldersee, P. Graf, s. Sammlung musikalischer Vorträge.
Waldmüller, R., Auf der Leiter des Glücks. Blond oder Braun? 217.
—— Darja. 217.
Waldstein, M., Aus Wiens lustiger Theaterzeit. Erinnerungen an Josephine Gallmeyer. 753.
Wald-Zedtwitz, E. von, Amor in Frack und Uniform. 49.
—— Chic. 49.
—— Potz Blitz! 49.
—— Die Tochter des Majors. 454.
Walther vom Berge, Lustige Fahrten des Grafen von und zu Dattenberg. 733.
Wanderbilder, europäische. Nr. 92 und 93: Aus dem Tagebuch eines Hypochonders von Th. Riesenstahl. 733.
Warsberg. A. Freih. von, Homerische Landschaften. Erster Band: Eine Reise durch das Reich des Sarpedon. 780.
Warschauer, O., Die Zahlenlotterie in Preußen. 746.
Wasmann, E., S. J., Der Trichterwickler. 761.
Waßmuth, A., Die Elektricität und ihre Anwendungen. 508.
Weck, G., Königin Luise. 202.
Wecker, E., Die Sonne und die Planeten. 11.
Weddigen, F. H. O., Neue Gedichte. 345.
—— Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit. 164.
—— P. F., Geistliche Oden und Lieder. Vierte Auflage. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von O. Weddigen. 345.
Wesing, C., Einsame Herzen. 534.
Wehl, F., Zum Vortrage. 209.
Weinkauff, F., Almania. 'Ωδεῖον. Versus cantabiles et memoriales. Dreisprachiges Studentenliederbuch. Erstes Heft. 280.
Weiß, A., Zeitlosen aus Heimat und Fremde. 537.
Weißenhofer, R., Das Passionsspiel von Vorderthiersee. 587.
Welhaven, J., Ausgewählte Gedichte. Aus dem Norwegischen übertragen von H. Neumann. 109.
Welten, O., Buch der Unschuld. 667.
—— Nicht für Kinder! 169.
Welti, H., Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung. 164.
Welttheil, der, Amerika in Einzeldarstellungen. II. III. das Kaiserreich Brasilien von A. W. Sellin. 775.
Wengen, F. von der, Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover. Erste Lieferung. 412.
Werner, R. M., s. Goethe.
Weser, M. von der, Lose Blätter. 604.
Westarp, A. Graf von, Ein Winter in den Alpen. 442.
Westkirch, L., Ein Familienzwist. 581.
Wette, H., Was der Wind erzählt. 411.
Weyrauch, J. J., Das Princip von der Erhaltung der Energie seit Robert Mayer. 618.
Wichert, E., Von der deutschen Nordostmark. 583.
Wichmann, W., Die Poesie der Sinnsprüche und Devisen. 638.
Wiedemann, P. H., Erkennen und Sein. 677.
Wiermann, H., Fürst Bismarck. Siebzig Jahre, 1815—1885. 811.
—— Generalfeldmarschall Graf von Moltke. 811.
—— Der deutsche Reichstag. 3.
Wildberg, B., Die Maid von Mirogh. Sita. 231.
Willkomm, M., Die Pyrenäische Halbinsel. 709.
Wilser, L., Die Herkunft der Deutschen. 747.
Winter, J., s. Puppenspiele.
Winterfeld, A. von, Neue humoristische Soldatengeschichten. Fünfter bis achter Band. 49.
Wirth, M., Das Geld. 42.
—— Der drohende Untergang des Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow. 42.
Witte, E., Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung. 714.
Wittstein, G. C., s. Encyklopädie der Naturwissenschaften.
—— T., Der Streit zwischen Glauben und Wissenschaft auf Grundlage der Lehre

David Hume's und der Wahrscheinlichkeitsrechnung. 87.
Wöber, F. X., Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied. 820.
Wodiczka, V., Der schwarze Junker. 635.
Wohlgemuth, E. von, Jan Mayen und die österreichische arktische Beobachtungsstation. Bearbeitet von J. Chavanne. 711.
Woldan, H., Gedichte. 424.
Wolf, G., Die Juden. 699.
Wolff, J., s. Haltrich.
Wolter, A., Lebensbilder und Charakterzüge der Hohenzollernschen Fürsten seit dem Dreißigjährigen Kriege. 44.

Xenien, römische. Herausgegeben von Xanthippus. 744.

Ywannow, T. G., Der Sänger von Ringgenberg. 231.

Zabel, E., Graf Adolf Friedrich von Schack. 596.
—— Literarische Streifzüge durch Rußland. 283.
Zeitfragen, sociale. Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen. Herausgegeben von E. H. Lehusmann. Erstes bis viertes Heft. 348.
Ziel, E., Literarische Reliefs. Erste Reihe. 596.
Ziemssen, L., Zum Tagesschluß. 41.
Zilcken, F., Novellen. (Donna Juana. Mit der Schwalbe. Die Nase. Zwischen Gräbern.) 136.
Zimmermann, H. von, Demetrius. 459.
Zola, E., Magdalena. Deutsch von J. Moritz. 428.
Zöller, H., Die Deutschen im brasilischen Urwald. 775.
Zoozmann, R., Lieder, Romanzen und Balladen. 209.
Zug, der, der Zeit. Roman vom Verf. von „Im Banne der dritten Abtheilung". 547.
Zukunftskrieg, der österreichisch-russische. Eine Studie über den wahrscheinlichen strategischen Aufmarsch der österreichischen und russischen Streitkräfte längs der galizischen Grenze. Von B—C. Zweite Auflage. 693.
Zur Umgestaltung des preußischen Landtags. Von einem preußischen Beamten. 34.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1885.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Frauen und die Literatur. Von Rudolf von Gottschall. — Porträts aus dem deutschen Reichstag. Von Wilhelm Müller. — Wilhelm Jensen's neue Romane. Von Rudolf von Gottschall. — Astronomische Literatur. Von M. Wilhelm Meyer. — Zur englischen Literatur. Von David Asher. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Frauen und die Literatur.

Wir lasen jüngst in den „Grenzboten" einen Artikel über dieses Thema, der viele anregende Gedanken enthielt. Daß unsere jetzige schöne Literatur vorzugsweise auf die Frauen berechnet ist, und daß unsere namhaften und beliebtesten Dichter, wie Paul Heyse und Gustav Freytag, im Grunde Frauenpoeten sind, das ist eine Thatsache, welche sich schwerlich wird in Abrede stellen lassen. Die Frauen dictiren die Mode, und die Mode macht den Ruhm, wenigstens den Ruhm des Tags, der freilich auch oft in blinder Tradition bei der Nachwelt fortlebt. Wenn aber der Ruhm zu den Imponderabilien gehört, so ist's doch etwas anderes mit dem buchhändlerischen Absatze, der einen ziffermäßigen Nachweis gestattet, und da hat sich der deutsche Verlagsbuchhandel bei den Frauen zu bedanken, wenn einzelne belletristische Schriften ihrer Lieblinge in einer Weise „gehen", wie sie Schiller und Goethe bei Lebzeiten in ihren kühnsten Träumen nicht vorgeschwebt hätte.

Wir meinen indeß, daß dies kein gesunder Zustand ist; die Dichtkunst, die schöne Literatur wird nur dann einen Höhepunkt der Entwickelung erreichen, wenn die Männer ihr eine lebhafte Theilnahme zuwenden. Das ist leider heutzutage nicht der Fall, und die Gründe dafür sind, um mit Falstaff zu sprechen, so wohlfeil wie Brombeeren.

Einmal ist die Schulbildung in neuester Zeit wenig danach angethan, den Sinn für moderne Poesie zu wecken. Auf den Gymnasien wird in erster Linie die classische Philologie gepflegt: auf diesem Gebiete sprudeln allerdings die Quellen höchster Geschmacksbildung, und auch wenn man mit der hohlen Hand daraus schöpft, bleibt's immer noch Lebenswasser; doch wie oft wird dieser erfrischende Trunk gar nicht verstattet, alles in Flaschen gefüllt, versiegelt, verpicht und in den großen Flaschenkeller der Grammatiker, der Sprachforscher und wie diese andern sehr gelehrten Kellermeister heißen mögen, gestellt. Gewiß ist auch das berechtigt, aber nicht in seiner Einseitigkeit und Ausschließlichkeit. Wenn vom Studium der alten Sprachen die ästhetischen Anregungen abgesperrt werden—, da bleibt fürs Leben wenig Fruchtbringendes übrig. Und wie oft geschieht das bei geistlosem Unterricht! Was aber die deutschen Sprach- und Literaturstunden betrifft, so überwiegt besonders in neuer Zeit das Germanistische, die Kunde des Alt- und Mittelhochdeutschen, der ältern Dichtkunst und Literatur. Ueber den Werth dieser Studien für die Geschmacksbildung haben wir allerdings ketzerische Ansichten, bei denen uns gegenüber der allverbreiteten Ueberschätzung nur der Trost bleibt, daß Männer wie der Philosoph Hegel und Friedrich der Große sich in ähnlicher Weise äußerten. Daneben werden an den Gymnasien noch unsere Classiker berücksichtigt; aber darüber hinaus erstreckt sich der Unterricht nicht; da werden, je nach der Liebhaberei der Lehrer, wol noch Platen, Rückert, Uhland u. a. gelegentlich genannt; aber von einer Darstellung der Entwickelung der modernen Literatur ist nicht die Rede. Auf der Universität nehmen die Fach-, Zwangs- und Examenstudien so sehr die erste Stelle ein, daß für andere, die nicht in den Bereich der Bedürfnißfrage gehören, wenig Platz übrigbleibt. An den meisten

Universitäten finden aber diejenigen Studirenden, welche gern Auskunft über die neuere deutsche oder europäische Literatur erhalten wollen, gar keine Collegien angezeigt, welche sie zu diesem Zwecke besuchen könnten; es gibt keine Docenten, welche Lust haben, sich Lorbern auf einem Gebiete zu holen, das etwas seitab liegt von den Bereichen der Facultätswissenschaft und nicht ausreichende gelehrte Würde besitzt, um auf volle Ebenbürtigkeit Anspruch erheben zu dürfen. Rühmenswerthe Ausnahmen, wie jetzt in Leipzig, wo Professor Karl Biedermann ein sehr besuchtes Colleg über neuere deutsche Literatur liest, bestätigen nur die Regel.

In den Realschulen weht insofern ein etwas freierer Geist, als das Studium des Englischen und Französischen von selbst auch die neuern Geistesschätze dieser Nationen in ihren Bereich ziehen muß. Wie wenig oder wie viel aber von neuer deutscher Literatur dabei mit zur Sprache kommt, das ist im wesentlichen von der Geschmacksrichtung der Lehrer abhängig.

Die Gründe für diese Abwendung von der zeitgenössischen Poesie liegen aber tiefer, und eine mangelhafte Pädagogik allein ist dafür nicht verantwortlich zu machen. Der Hauptgrund ist die ganze Richtung der neuen Wissenschaft auf die Detailforschung, auf die Specialität; bei dem exacten Arbeiterthum, dem gegenwärtig die Palme zuerkannt wird, ist der Zusammenhang mit den allgemeinen Tendenzen der Wissenschaft, der tiefere Einheitspunkt, in welchem sich die Wissenschaft mit der Kunst berührt, verloren gegangen. Wie ganz anders war dies in unserer classischen Epoche! Wir brauchen blos an die innigen Beziehungen zu erinnern, die zwischen einem Sprachgelehrten wie Wilhelm von Humboldt, einem Naturforscher wie Alexander von Humboldt auf der einen Seite und unsern beiden größten Dichtern auf der andern Seite bestanden. In wie enger Beziehung stand ein Philosoph wie Schelling mit den Dichtern der romantischen Schule. Welche vielseitige Bildung auf dem Gebiete der Philologie, Theologie, der Kunstwissenschaft und des Theaters legte ein Lessing an den Tag; wie vielseitig waren Herder und Jean Paul, und wie war Goethe selbst in Kunst und Naturwissenschaften zugleich heimisch. Damals befruchteten sich eben Wissenschaft und Dichtkunst gegenseitig: universelle Bildung und der Geist der Humanität waren die großen Losungsworte der Zeit. Jetzt haben wir allerdings manche namhafte Dichter, die eigentlich nur Belletristen sind in des Wortes verwegenster Bedeutung, und wiederum namhafte Gelehrte, die geistestodt für alles andere sind, was von ihrem Fache seitab liegt, die nur ihr Fleckchen Land bebauen und nicht einmal über des Nachbars Zaun hinübersehen. Es ist wahr, die außerordentlichen Fortschritte der Wissenschaften machen die Beschränkung, in der sich der Meister zeigt oder wenigstens bildet, von Tag zu Tag nothwendiger; aber daß die gelehrten Specialisten zugleich hartgesottene Sünder sind gegenüber den Künsten und der Dichtkunst insbesondere, das ist durch keine Nothwendigkeit geboten; sie mögen sich ihr Feld Wissenschaft abstecken, aber dem Luftzuge des allgemeinen geistigen Lebens brauchen sie deshalb nicht den Zutritt zu verwehren. Freilich heißt es, im engern Kreise verengert sich der Sinn; aber selbst Wagner, der Entroller der würdigen Pergamente und der intellectuelle Urheber des Homunculus, interessirte sich doch wenigstens noch für die Declamation eines griechischen Trauerspiels. Der Stumpfsinn und die banausische Richtung der Meister wirkt natürlich auch auf die Jünger, und sie verlernen in ihrer geistigen Stickluft, den poetischen Sauerstoff zu athmen.

Wer aber ins praktische Leben tritt, der sieht ein Berufsfeld vor sich, welches fast täglich eine Tagesarbeit verlangt, im Comptoir, im Bureau, in der Fabrik und der Kaserne: überall haben sich die Ansprüche an die technische Fachthätigkeit gesteigert. Die Concurrenz, welche so leicht die einzelnen an die Wand drückt, verlangt eine fieberhafte Thätigkeit; nur der vornehme Gutsbesitzer und Patricier hat Muße für die Musen, aber in der Regel ganz andere Liebhabereien.

So bleiben als das Hauptpublikum für die Dichtung und die schöne Literatur die Frauen übrig. Sie haben in allen Ständen Zeit und Muße zum Lesen, und die Lektüre nimmt bei ihnen neben dem Klavierspielen und der kunstfertigen Handarbeit die Hauptstelle ein. Auch diejenigen, die nach der Küche und der Wäsche sehen, finden immer noch freie Stunden, um ihren Roman zu Ende zu lesen. Auf den höhern Töchterschulen wird der Sinn für neuere Literatur und für die Dichtkunst überhaupt mehr geweckt; so werden es in der Regel die Frauen und Mädchen sein, die ihren Gatten und Vätern, wenn deren ästhetische Neigung nicht zu tief unter Null steht, das Werk eines neuern Dichters empfehlen, sei's auch nur einen Roman zur Lektüre vor dem Einschlafen. Die neue schöne Literatur und Dichtung findet also bei den Frauen Beifall, Schutz, Verbreitung, und damit ist es zugleich ausgesprochen, daß sie derselben allmählich ihr Gepräge aufdrücken. Unter den Männern gibt es nur einzelne Liebhaber der Poesie; glücklicherweise ist die Zahl der Dichter selbst eine so große, daß sich immer noch eine Gemeinde findet, welche der Poesie einen besondern Cultus weiht: die Frauen aber sind nicht vereinzelt, sondern en masse die Pflegerinnen der Dichtung und schöngeistigen Production, und sie sind auch die Käuferinnen — oder was dasselbe sagt, diese Werke werden für sie gekauft.

Mit der tonangebenden Herrschaft der Frauen in der Literatur ist aber zugleich ausgesprochen, daß das Anmuthige und Gefällige den Vorrang erhält vor dem Tiefen und Bedeutenden, daß die Macht der Mode eine größere ist, als wenn die Männer über die Rangordnung der Dichter entschieden, daß eine einzige Lady protectress eine große Gefolgschaft nach sich zieht, daß in gewissen Salons der höhern Gesellschaft und der Universitäten der Ruhm fertig geliefert und dann mit Hülfe eines gut organisirten Versandt-

geschäfts von allen Filialen bezogen wird. Kraft und Originalität haben geringe Anwartschaft auf Anerkennung in diesen Kreisen; auf der andern Seite herrscht, wenigstens den deutschen Dichtern gegenüber, eine Prüderie, welche zu Ungunsten der Romandichtung, die ja mit dem Alltäglichen der häuslichen und bürgerlichen Tugend nicht erfolgreich wirthschaften kann, nicht nur den Standpunkt des häuslichen Herdes, sondern auch den der Confirmandinnen zu wahren sucht, deren Herzensunschuld durch kein verfängliches Romankapitel getrübt werden soll. Vom pädagogischen Standpunkte aus gewiß mit Recht; doch da möge man die Lektüre der jungen Weltbürgerinnen überwachen; Romane werden aber nicht gerade für junge Mädchen geschrieben —, wenn dieser Standpunkt der herrschende wäre, so müßten hervorragende Erzeugnisse der Weltliteratur für immer auf den index librorum prohibitorum gesetzt werden. Daß aber die deutschen Frauen der französischen Literatur gegenüber nicht so ängstlich sind, beweist ja die nicht eingestandene, bisweilen auch eingestandene Lektüre von Zola's Romanen, welche bei der Frauenwelt eine ganz außerordentliche Verbreitung gefunden haben.

Indem wir von dem Einfluß der Frauen auf die Literatur der Gegenwart sprechen, constatiren wir nur eine Thatsache, und wir haben gar keinen Grund, sie als eine unerfreuliche zu bezeichnen, trotz der einseitigen Bevorzugung einzelner Richtungen und einzelner Dichter, die darin liegt; denn es wäre ja undankbar, wenn die Poesie die einzigen Anhängerinnen, die sie gegenwärtig noch hat, von ihrer Schwelle weisen wollte. Doch das muß immer von neuem hervorgehoben werden: zur vollen Blüte der Poesie und ihrer höchsten Gattungen ist die begeisterte Theilnahme der Männer unerläßlich, und so lange diese fehlt, wird die nationale Bedeutung zeitgenössischer Dichtung wie die Werthschätzung und Gradmessung der einzelnen Talente immer eine fragliche bleiben.

Rudolf von Gottschall.

Porträts aus dem deutschen Reichstag.

Der deutsche Reichstag. Seine Parteien und Größen. Von H. Wiermann. Zwei Theile. Leipzig, Renger. 1884—85. Gr. 8. 10 M.

Die Charakteristiken der hervorragenden Mitglieder der deutsch-freisinnigen Partei hat H. Wiermann schon in den Jahren 1881 und 1882 während der Wahlfeldzüge für den deutschen Reichstag und für das preußische Abgeordnetenhaus im Feuilleton der „Ostpreußischen Zeitung" veröffentlicht. Diese Skizzen erscheinen hier als erster Theil eines besondern Werks wesentlich erweitert und bis auf die jüngste Zeit fortgeführt. Sie behandeln neun Persönlichkeiten: Eugen Richter, Heinrich Rickert, Professor Hänel, Professor Virchow, Max von Forckenbeck, Freiherr Schenk von Stauffenberg, Ludwig Bamberger, Ludwig Löwe, Professor Mommsen. Am meisten Raum — ein volles Drittel des ersten Theils — ist der Charakteristik Eugen Richter's gewidmet, der mehr und mehr die übrigen Parteimitglieder „in Planetenkreisen um sich zieht". Der Verfasser, welcher mit den innern Verhältnissen der Partei sehr genau bekannt ist und in der Lage war, auch hinter die Coulissen zu blicken, schildert und beurtheilt die Deutschfreisinnigen nicht nach seinem subjectiven Ermessen, sondern nach ihren eigenen mündlichen und schriftlichen Aussagen und nach den Stimmen der Presse. Er zeigt uns den Abgeordneten Richter als den eigentlichen Leiter und Organisator der Fortschrittspartei, als denjenigen, dessen Presse schon 1878 den Rücktritt des Reichskanzlers verlangte, als denjenigen, der, während Hänel mit dem rechten Flügel auszutreten drohte, die Fusion ins Leben rief und durch Herüberziehen der Secessionisten sein Gefolge noch vergrößerte sowie durch Erwählung des Freiherrn von Stauffenberg zum Vorstand der neuen Partei den Schein einer anständigen Firma, eines gemäßigten Auftretens zu geben suchte. Damit stimmte es freilich sehr wenig zusammen, wenn Richter auf seiner Wahlreise vom März 1884, die er in Begleitung von Hänle und Rickert machte, die hamburger Versammlung von der Schnaps- und Schweinepolitik des Reichskanzlers unterhielt. Bei der Schilderung der übrigen Persönlichkeiten spricht der Verfasser von Rickert's Nervosität gegenüber dem Minister von Puttkamer, von Hänel's Haß gegen Stöcker's Antisemitismus, von Virchow's diametraler Gegnerschaft gegen die Bismarck'sche Politik, von Forckenbeck's Schwärmerei für das liberale Bürgerthum, wodurch er sich beim Reichskanzler unfähig zu einem Ministerposten machte, von Stauffenberg's „ungeheuerer Gedankenlosigkeit", von Bamberger's Todtenrede für Lasker, dem er so gern einen „praktischen Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte" gegönnt hätte, von Löwe's „abgedroschenen Phrasen", von dieser „Menge Nichts", die sich in seinen Reden findet, und endlich von dem Historiker Mommsen, welchem über dem Leben in der Vergangenheit der Blick für die Gegenwart trübe geworden ist, und welcher seinerzeit den Kaiser Napoleon III. wegen seiner „Geschichte Julius Cäsar's", die doch nur eine Tendenzschrift zur Rechtfertigung des revolutionären Cäsarismus war, mit Worten beglückwünschte, die grell gegen die Redensarten abstechen, womit er in fortschrittlichen Versammlungen den Wiederhersteller Deutschlands zu charakterisiren.

Wie der erste Theil dieser Reichstagssilhouetten „Eugen Richter und seine Leute" behandelt, umfaßt der zweite die Repräsentanten aller übrigen Parteien, der nationalliberalen (von Bennigsen, Miquel), der conservativen (von Kardorff, von Kleist-Retzow, von Minnigerode, von Hammerstein, von Rauchhaupt, Wagner, Stöcker), der ultra-

montanen (Windthorst, von Schorlemer-Alst), der socialdemokratischen (Bebel); dazu kommen noch zwei Seitensprossen der nationalliberalen und der ultramontanen Partei (von Treitschke und Cremer). Dem Herrn von Bennigsen, welcher im Reichstage und im Landtage immer noch als Führer der nationalliberalen Partei, wenn auch in absentia, gilt, widmet der Verfasser am meisten Aufmerksamkeit. Er ist ihm ein liberaler Theoretiker, der theils als solcher, theils vermöge seiner Schwächeanwandlungen sich allzu sehr „vom Linken umgarnen" ließ, den Einflüsterungen Lasker's, Bamberger's, Forckenbeck's, von Stauffenberg's so lange Gehör schenkte, bis endlich der rechte Flügel seiner Partei ausschied und der linke Flügel, eben jene Verführer, die bekannte Secession veranstaltete und seinen Leiter mit ein paar Dutzend Getreuen allein stehen ließ, infolge dessen der früher einflußreichste Parlamentarier, welcher auch nach diesen Täuschungen sich lieber an jene Secessionisten als an die Freiconservativen hielt, im Reichstage und im Landtage allen Einfluß verlor und im Jahre 1883 sein Mandat für beide Körperschaften niederlegte, was nur von wenigen Auserwählten bedauert wurde. Bennigsen faßte die Stellung und die Haltung des Reichstags viel zu ideal auf, drückte gegenüber den Mängeln desselben beide Augen zu, während er sie möglichst weit öffnete, wenn es galt, Regierungsacte zu kritisiren und die Minister mit constitutionellen Schlagwörtern und mit Kundgebungen pathetischer Entrüstung zu überschütten, wie dies in seiner gegen die Wahlbeeinflussung von seiten der Regierung gehaltenen Rede vom 15. December 1881 der Fall war. Es sei wohl zu bedenken, sagt der Verfasser, daß die Vertreter des Volks, von denen von Bennigsen so hoffnungsreich spreche, zum Theil ihre Schuldigkeit gar nicht thun und das Reich in eine Lage zu versetzen suchen, in welcher dasselbe, „wenn eine große Noth an uns heranträte", wirklich in große Noth käme. Das Verhalten des Centrums, der Fortschrittspartei, der Demokraten und Socialdemokraten sei nicht von der Art, daß das Reich unter ihrem Schilde sich für geborgen halten könne. Wer vor äußerer Noth bewahren wolle, dürfe nicht gegen das Militärgesetz stimmen; wer vor innerer Noth schützen wolle, dürfe das Socialistengesetz und dessen Verlängerung nicht ablehnen. Die von Bennigsen so sehr betonte „Opferwilligkeit und der Patriotismus des Volks" würden nichts helfen, wenn dessen Vertreter die Qualität unsers Heeres herunterseßten und dadurch eine Lücke in unserer Verschanzungslinie entstände. Nur die Rüstung vor der Noth, nicht die Rüstung nach Einbruch der Noth gebe einem Staat, zumal einem im Centrum Europas liegenden Staat, die nöthige Sicherheit. Bennigsen befinde sich mit seiner einseitigen, idealen Auffassung in dem nämlichen Irrthum wie von Stauffenberg, wenn dieser in seiner Rede vom 26. November 1884 über die Beschränkung des Gebrauchs der Eisenbahnfreikarten zum Schluß sagte, es sei zu bedenken, daß das Deutsche Reich nicht blos auf der Vereinigung seiner Fürsten und Armeen, sondern auch auf dem Ansehen des Parlaments beruhe. Wenn das Parlament, einst das Schoskind der deutschen Nation, schon seit einigen Jahren nicht mehr das frühere „Ansehen" genießt, so möge sich nach der Ansicht des Verfassers von Stauffenberg, der nominelle Führer der deutsch-freisinnigen Partei, zu allererst bei dem thatsächlichen Führer derselben, bei Richter und dessen pietätlosem Auftreten, sodann bei Windthorst und von Schorlemer-Alst bedanken, welche, unter dem Vorgeben, für die Freiheit der Kirche zu kämpfen, für die Herrschaft der Kirche kämpfen und ihre Abstimmungen über sämmtliche Regierungsvorlagen nicht nach der Zweckmäßigkeit derselben bemessen, sondern nach der Höhe der Wärme- oder Kältegrade ihres kirchlich-politischen Verhältnisses zur Reichsregierung. Wenn die Reichstagsmehrheit aus solchen Elementen bestehe, so sollte von Bennigsen nicht davon sprechen, daß „alle Parteien, die Liberalen nicht ausgeschlossen, im Falle der Noth treu zu Kaiser und Reich stehen", und von Stauffenberg sollte, wenn er „das Ansehen des Reichstags" gefährdet glaubt, an seine Parteigenossen, nicht an den Reichskanzler sich wenden. Auch das Auftreten von Bennigsen's in den nationalliberalen Versammlungen des Jahres 1884 habe die Entschiedenheit des Parteiführers und die feste Stellungnahme pro und contra sehr vermissen lassen. Daß von Bennigsen und Miquel nur formal noch politische Freunde, der Sache nach aber vielfach Gegner sind, ergibt sich dem Verfasser aus der Rede, welche letzterer in der Parteiversammlung zu Neustadt a. d. Hardt gehalten hat, wo er für die Beibehaltung des gegenwärtigen Zolltarifs und besonders für Getreidezölle, für die großen socialreformatorischen Pläne des Reichskanzlers und gegen die fortschrittlichen Bestrebungen in Bezug auf das Militärwesen sich aussprach. Heinrich von Treitschke ist dem Verfasser der Mann, dessen Unitarismus nach der Gründung des Reichs gern die „Trümmer von zwanzig krankhaften Kleinstaatsgestalten, mit denen der deutsche Staat besäet ist", weggefegt hätte, und nun um so mehr auf feste Klammern hindrängte, unbekümmert um alte liberale Dogmen, wie die Manchesterdoctrin, und der zur Zeit der Attentate als Redner und als Publicist den „unverantwortlichen Leichtsinn" Lasker's bekämpfte. Von den Repräsentanten der conservativen Parteien bezeichnet der Verfasser von Kardorff-Wabnitz als den unermüdlichen Vertheidiger der Bismarck'schen Zoll- und Steuerpolitik; von Kleist-Retzow als den offenen und redlichen Charakter, als den überzeugungstreuen Conservativen, der in den siebziger Jahren längere Zeit dem Reichskanzler grollte und die Maigesetzgebung bekämpfte; von Minnigerode als den schlagfertigen Gegner Richter's auf dem finanzpolitischen Gebiete und in Sachen der parlamentarischen Höflichkeit; von Hammerstein als Mitglied der äußersten Rechten auf kirchenpolitischem Gebiete, als praktischen Mann, der die Nationalliberalen nicht liebt und von Bennigsen immer nur, aber ironisch, den „Staatsmann" nannte; von Rauchhaupt als den frühern Vertrauensmann des Fürsten Bismarck in kirchenpolitischen und andern

Fragen und diplomatischen Unterhändler bei den Parteien sowie als Bekämpfer der politischen Grundsätze des Centrums; den Professor Wagner als einen glänzenden Redner von reicher Sachkenntniß, von viel Noblesse in der Polemik, wenn er nicht gerade auf fortschrittliche Grobheiten zu antworten hat, als den Anwalt der Bismarck'schen Socialreform und Reform der indirecten Steuern, der den Richter und Consorten an geistiger Tüchtigkeit überlegen sei; den Hofprediger Stöcker als den Führer der Christlich-Socialen, welcher die sittlichen und religiösen Ausschreitungen des berliner Judenthums bekämpfe und die Niederwerfung des wesentlich von semitischem Geiste getragenen Manchesterthums für nothwendig halte, wenn wir zu bessern Zuständen gelangen sollen. Windthorst, das „geschäftsführende" Mitglied des Centrums, der „schlaue Machiavelli" unserer Parlamente, in dessen Hand die Fäden jeder Opposition gegen Preußen und das Reich zusammenlaufen, um den sich Welfen und Polen, Dänen und Protestler scharen, fühlt sich nach der Darstellung des Verfassers berufen, die in der Nation verborgenen feindlichen Mächte gegen das neue Deutschland zu führen, die Kirche als geistige Gewalt gegen die militärische Gewalt Preußens auszuspielen, ein ganzes Drittel der Bevölkerung durch Verdrehung des Sachverhalts zum unerbittlichen Feinde der Regierung zu machen, Preußen fortwährend bei der annectirten und bei der katholischen Bevölkerung zu denunciren, den sogenannten Rechtsbruch gegen die Kirche vor Europa zu brandmarken. Niemand in Deutschland übe auf die katholische Bevölkerung einen solchen Einfluß, eine solche Gewalt aus wie Windthorst. Der frühere badische Abgeordnete Baumstark, obgleich strenggläubiger Katholik, schrieb:

> Schmerzlich und schmachvoll ist die Tyrannei, welche der Abgeordnete Windthorst ausübt über die deutschen Katholiken. Männer, welche ihre ganze Lebenskraft in schrankenloser Hingebung der Kirche gewidmet haben, werden als Apostaten in Acht und Bann gethan, wenn sie es wagen, den politischen Machtgeboten eines welfischen Diplomaten den Widerspruch eines ehrlichen Patriotismus entgegenzustellen.

Schorlemer-Alst liebt es, von der Diplomatie möglichst wenig Gebrauch zu machen, seiner und seiner Partei Verstimmung über den Reichskanzler einen besonders derben Ausdruck zu geben, bei seinen Angriffen auf die Kirchenpolitik der Regierung immer in den stärksten Superlativen zu sprechen. Seiner Partei gehörte früher auch der Reichstagsabgeordnete Cremer an, der schon als junger Mann mit der Journalistik sich beschäftigte und im Jahre 1875 die Redaction der „Germania" leitete, aber ein zu guter preußischer Patriot war, als daß er der Fahne Windthorst's lange hätte folgen können. Erst dann, sagte er, können wir den Culturkampf überwinden, wenn jeder von uns mit wahrhaft preußischer, patriotischer Gesinnung an die Lösung dieser Aufgabe herantritt, und bei aller Hochachtung, die ich vor Herrn Windthorst habe, möchte ich doch sehr in Zweifel ziehen, ob er im Stande sei, eine wirklich preußische Politik zu treiben. Im Jahre 1883 trat er offen gegen das Centrum auf, das nichts thue, um den Frieden herbeizuführen. Zur Charakteristik Bebel's bespricht der Verfasser das von jenem herausgegebene Buch „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft", in welchem weniger von der Stellung der Frau, als von dem Kampf gegen den Klassenstaat, von der durch Revolution herzustellenden neuen gesellschaftlichen Ordnung die Rede ist. Alle Unvollkommenheiten der Welt erklärt Bebel für das Werk der Bosheit der herrschenden Klasse oder für das Product des Systems der bürgerlichen Ordnung der Gesellschaft, und alle Vollkommenheiten findet er nur in der socialistischen Form der Gesellschaft. Hasenclever als geborener Westfale hat im Hintergrunde seiner Seele noch etwas vom alten Preußenthum, und sprach sich deshalb mit Entrüstung gegen die Anarchisten aus, während Bebel, zwar auch ein geborener Preuße, ein Kölner, aber längst ein eingebürgerter Sachse, die Anarchisten geradezu entschuldigt.

Der Versuch des Verfassers, die Zeitgeschichte auf dem speciellen Gebiete der Parteibildung in Form von Porträtirung einzelner hervorragender Parteiführer oder auch nur Parteimitglieder dem deutschen Volke vorzuführen, kann nach Vorstehendem als ein gelungener bezeichnet werden.

Wilhelm Müller.

Wilhelm Jensen's neue Romane.

1. Das Tagebuch aus Grönland. Roman von Wilhelm Jensen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1885. 8. 12 M.
2. Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen von Wilhelm Jensen. (Erster Band: Dietwald Wernerkin. Zweiter Band: Osmund Werneken. Dritter Band: Dietwald Werneken.) Freiberg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. 1885. 8. 12 M.

Zu den „Frauendichtern", von denen wir in der „Literarischen Unterhaltung" sprachen, ist Wilhelm Jensen nicht zu rechnen, ebenso wenig zu den Modepoeten; er ist vielmehr einer der originellsten unter den neuen deutschen Schriftstellern, und eine Kritik, welche männliche Eigenart, Kühnheit der Erfindungen und Originalität der Darstellung zu schätzen weiß, wird ihm den Vorrang einräumen müssen vor den Romanschriftstellern, deren äußerer Erfolg auf dem Büchermarkt den seinigen in Schatten stellt. Was diese Eigenart betrifft, so liegt sie besonders in der Mischung anscheinend widerspruchsvoller Richtungen, die sich bisher vereinigt wol noch nie in unserer Literatur gefunden haben. Jensen ist ein Schriftsteller von durchaus moderner Sinnesart und in den freiesten Gedankenkreisen un-

sers Jahrhunderts heimisch; dabei aber hat er einen mystischen Zug, wie er unsern Romantikern eigen war, die Vorliebe für eine träumerische Beleuchtung, die über viele Situationen in seinen Werken ergossen ist; ja er versenkt sich nicht nur oft tief in das Traumleben seiner Helden, er liebt es auch, gewisse traumhafte Beziehungen in die Geschicke derselben hineinzugeheimnissen; Jensen's Muse hat ein Tag- und ein Nachtleben: in dem letztern ist sie eine Somnambule, in dem erstern eine moderne Illuminatin, eine Vorkämpferin der geistigen Freiheit und der Menschenrechte.

Hierzu kommt, daß Jensen's Darstellungsweise diesen beiden Eigenschaften vollständig entspricht; sie ist theils realistisch, theils phantastisch. Wir finden auch bei den Romantikern eine Art von phantastischem Realismus: innerhalb ihrer durchgängigen Traumwelt zeichnen sie oft mit sehr festen Strichen und mit scharfer Detailmalerei; doch bei ihnen ist der ganze künstlerische Organismus von diesen somnambulen Adern durchzogen, und er leitet alle Lebensluft, durch die er überhaupt besteht, aus dem Reich der Träume her. Bei Jensen aber geht beides nebeneinander her: er wetteifert mit den Realisten in lebensvoller Darstellung der äußern Welt; ja seine Schilderungen derselben haben oft ein blendendes Makart'sches Colorit, und dann wieder versenkt er sich in die Magie des Seelenlebens und ihre unergründlichen Tiefen. Sein Stil aber ist durchweg markig, bisweilen bizarr und seltsam; nirgends aber bewegt er sich in den ausgetretenen Gleisen; überall fühlt man eine kräftig entwickelte Originalnatur heraus.

Jensen hat eine nie verleugnete Vorliebe für die Nordlandsscenerie und für die Marinemalerei: schon einzelne seiner frühern Romane sind reich an Seebildern und an Gemälden der Polarwelt; auch sein Roman „Das Tagebuch aus Grönland" (Nr. 1) ist in seiner ganzen Introduction, in diesem Tagebuch selbst ein Nordlandsroman in des Wortes verwegenster Bedeutung. Ein drolliger, oft grotesker Humor macht zwischen hindurch seine waghalsigen Sprünge, und von Haus aus eingeschoben ist ein satirisches Gemälde deutscher Zustände, welches an Max Nordau's Darstellung der Culturlügen unserer Zeit erinnert und besonders den Widerspruch hervorhebt, daß der Staat gleichzeitig die Angekoks (der Name für die Priester der Eskimos) und ihre Herrschaft zu fördern sucht und durch Leute von hervorragender geistiger Begabung die Bedingungen des irdischen Daseins ergründen läßt. Die Satire trifft nicht nur den aus Vernunft und Irrwahn gemischten Staat, sondern auch die ganze Kunstrichtung der Zeit: Romane der niedrigsten, einfältigsten und gemeinsten Gattung werden verschlungen:

Nicht die Religion allein, sondern auch die Dichtung und die Künste brachten aus ihrem Schos Angekoks hervor, d. h. klugblickende Leute, die auf die Urtheilslosigkeit und den Hang der „guten Gesellschaft" zum Gefälschten, in äußerlichem Schein Gleißenden speculirten. Sie malten Bilder in prunkenden Farben ohne Geist, ohne Idealität und ohne höhere Naturwahrheit, schrieben Bücher, denen jeder poetische Gehalt gebrach, welche aber statt dessen den Köder ausboten, zur Bereicherung oberflächlichster, im Salon verwerthbarer Scheinbildung zu dienen. Diese Erzeugnisse ließen sie durch unablässige Reclamen als Meisterwerke höchsten Ranges darstellen, die Gesellschaft erkannte alsbald ihre innere Uebereinstimmung mit denselben, und der künstlerische Angekok stand von ehrerbietiger Bewunderung und zahllosen Copien und Auflagen seiner Schöpfungen umgeben. Er war ein Gegenstand der Mode geworden, und man erhöhte den eigenen Ruf durch die Ausbreitung des seinigen. Am vollkommensten gelangte dies Wechselwirkungssystem begreiflicherweise auf dem Gebiete der Tonkunst zur Durchbildung. Es gab keine Stadt, in welcher nicht alles, was sich dem guten Ton zurechnete, für seine ästhetische Pflicht ansah, die Musik als die höchste menschliche Kunst zu verherrlichen, das Versäumen eines Concerts oder Oratoriums, einer Matinée oder Soirée als redenden Beweis niedrigster Bildungslosigkeit zu betrachten und die ausübenden Künstler mit schwärmerischem, donnerndem und ekstatisch verzücktem Beifall zu überschütten, zu verhimmeln und anzubeten. Daß dieselben gemeiniglich aus Leuten bestanden, welche zu nichts Weiterm in der Welt brauchbar waren, als mit einem Fiedelbogen auf einer Darmsaite herumzustreichen oder einen ihnen von der Natur besonders ausgiebig zugefallenen Kehlkopf für unglaubliche Einnahmen zu verwerthen, machte ihren eigentlichsten, esoterischen Werth bei der Gesellschaft aus. Man brauchte in der That bei ihren Wunderleistungen ebenso wenig irgendetwas zu denken wie sie selber, konnte ganz in diesem Vollgenuß schwelgen und doch nachher unanfechtbar mit den überströmendsten Phrasen kundthun, was man in der Tiefe des Gemüths verständnißinnig empfunden und durchlebt hatte. So glich in jenem Lande das Tongeklingel einer Unkrautsquecke, welche, mit Millionen Halmen aus jedem Acker aufwuchernd, alle Kornsaat der Vernunft, des Ernstes, des wirklichen Gefühls, erhebender und nutzreicher Kenntnisse, der Künste und Dichtung unter sich erstickte.

Das ganze Gemälde ist ein Max Nordau in nuce; es ist vieles ebenso grell aufgetragen wie in dem vielgelesenen Buche des pariser Arztes; aber der humoristische Ton wirkt mildernd ein.

Meisterhaft sind die Schilderungen aus der Polarwelt selbst, wie diejenige eines Eissturms, die mit den folgenden Betrachtungen eingeleitet wird:

Ich trug einen übermächtigen Wunsch in mir, die Natur nicht nur als Freundin, sondern auch als Feindin kennen zu lernen, von ihr in die Nöthigung versetzt zu werden, mit aller Kraft gegen sie zu ringen, vor ihrer grimmigen Uebermacht Schutzwehr suchen zu müssen und das köstliche Gefühl an Leib und Seele zu gewinnen, daß der Mensch ihr zu trotzen im Stande sei. Verzeih, aber euere wohlgekehrten Trottoirs und Droschkenstationen, euere Regenschirme und Gummischuhe kamen mir so kläglich vor, daß mich alles um sie herum als eine Komödienposse mit Theaterstürmen und -Unwettern anmuthete. Was wißt ihr noch von den alten tragischen Giganten, gegen die sich die Faust unserer Vorväter wehren mußte, von dem rastlosen Kampf des Lebens, um sich wider den riesenhaft aufklaffenden Rachen des Todes zu behaupten? Hier ist ein Antäusboden für den, der lebenssatt geworden; mit tausend Stacheln spornt der Naturtrieb der Erhaltung den Leib und peitscht die Traumphantasien des Kopfes und Herzens aus dem lässigen Blut. Dieser Trieb erfüllt uns allein in dieser Schnee- und Eiswüste, den Hunger stillen, erstarrte Glieder wärmen, Behagen und Aufwachen der Geisteskraft empfinden zu können. Ich glaube nicht, daß jemals an dieser Küste ein Selbstmord vollbracht worden ist; wer mit der Absicht hierher käme, würde nach wenig Tagen von einem Trotz des Lebens erfaßt sein, der ihn neuartig stählte, ihn

auch die herbsten Enttäuschungen seiner Vergangenheit als leere Schatten belächeln ließe und ihm Körper und Sinne nur mit dem stolzen Drang erfüllte, den großen Wettkampf aufzunehmen und Sieger darin zu bleiben. Wie sie ruhelos anrücken und in ungezähmter Wuth ihr Gebiß fletschen, die uralten Gegner! Die aufzischende Flut, der heulende Orkan, die Todesstarre der Luft, Grabesfinsterniß endloser Nacht, der blutlechzende Hunger! Die alten feindseligen Götter unserer Ahnherren sind es, heute wie damals, unablässig spinnt Nehal ihnen ihre grauen Nebelgewänder. Hülflos, verlassen, einzig auf sich selbst gewiesen, drängt sich ein winziges Menschenhäuflein zwischen ihren ewigen, Vernichtung anathmenden Riesenburgwällen des Todes zusammen. Kraft, Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit, Sinnesschärfe, Geschick und Umsicht sind allein Rüstung und Waffe des schwachen, ringsum bedrohten Lebens, eines flimmernden Kerzchens im unermeßlich tobenden Sturmwind. Willst du erkennen, Ruben Falk, wie werthlos alles andere ist, was ihr rastlos bei Tag und Nacht zu erjagen sucht, als die kostbarsten Besitzthümer und Errungenschaften euerer Cultur betrachtet, so komm hierher! Dann wirst du erfahren, daß ein Südwester mehr gilt als das Großkreuz des höchsten Ordens, daß ein Eisbärenpelz jeden Rang und Ruhm der Welt aufwiegt, und daß ein Platz am Feuer wichtiger ist als alle Philosophie von Jahrtausenden.

Ebenso meisterhaft ist die Phantasmagorie, welche den Untergang des in der Bischofsstadt Gardar wohnenden Geschlechts durch die immer näher rückende Eiszone und die undurchbrechliche Mauer schildert, welche die Polargewalten um sie aufthürmen. Jensen liebt es, den Untergang von ganzen Geschlechtern zu schildern, die an das Ende des Menschenthums erinnern: so hat er den Untergang der von den Fluten der Nordsee hinweggerissenen Städte der schleswigschen Westküste früher mit hochpoetischem Colorit dargestellt. Für den Untergang Gardars aber sucht er eine Parallele bei Homer:

> Du weißt, Freund, daß die Phantasie des mäonischen Greises sich auch bemüht hat, ein Ungeheueres zu erdenken, um das heitere Glück des Phäakenvolks schreckensvoll zu beenden. Er wußte, der alte Götterneid ruhe nicht, und so schuf er aus dem Zorn Poseidons eine himmelragende Felsenmauer, welche die gastliche Stadt ringsum zu lebendigem Grabe umschloß. Aber dann schweigt Homer, als zage seine Phantasie scheu zurück, sich eine Vorstellung davon zu gestalten, welchen letzten Ausgang der Grimm des Meerbeherrschers dem Volke des Alkinoos bereitet habe.

Das „Tagebuch", mag man es immerhin ein geniales Capriccio nennen, ist eine Perle der Romane und hat jenen eigenartigen Zug, den man bei der üblichen Modeliteratur nur allzu sehr vermißt. Eigenartig ist auch die Verknüpfung dieses „polaren Documents" mit der andern Handlung des Romans: mit einem kühnen Sprung werden wir von Grönlands Eisküste hinübergeführt in die moderne Gesellschaft, und zwar zu dem Adressaten, dem diese Aufzeichnungen per Dampfer zugeschickt werden, Herrn Ruben Falk. Wir vergessen jetzt ganz den merkwürdigen Verfasser dieses „Tagebuchs", Eugen Droste, und das fremde Grönland, indem wir uns in den Kreisen der modernsten Gesellschaft bewegen, und zwar in einer Gartensoirée, wo Ruben Falk die Bekanntschaft einer jungen Dame macht, deren interessante Erscheinung ihn fesselt, während ihr ablehnendes Wesen ihn befremdet. Diese Dame, Clarisse von Heimbuch, dunkel gekleidet unter den farbig schillernden Toiletten, mit blassem, schmalem Antlitz, goldig glänzendem hellbraunen Haar, tief unter die Stirnbogen zurückgezogenen Augen, mit hellgesternter, zwischen Blau und perlendem Grau rinnender Art, begegnet ihm später an einem einsamen Ort des Parks, und diese Begegnung weckt sein Interesse noch lebhafter: sie zeigt sehr viel Sinnigkeit, aber auch einen frommen Zug. In der That, sie gehört einer ekstatischen Gemeinde an, in deren Sitzungen Falk dann zufällig hineingeräth, und wohnt bei einer Dame, deren Frömmigkeit einen etwas zweideutigen, an das königsberger Muckerthum erinnernden Anstrich hat: zu ihrem priesterlichen Hausfreund namentlich haben die Prediger jener baltischen Sekte Modell gesessen. Die Schilderung der Gemeindeversammlung und des Predigers, dem die Gemeinde ihre Sündenschuld beichtet, gehört wieder zu den Cabinetsstücken des Romans: als Parallele dazu könnte das Bild dienen, welches in meinem Roman „Welke Blätter" von dem königsberger Muckerthum entworfen ist. Mit möglichster Decenz ist die Nachtscene gehalten, in welcher der engelhafte Prediger sein betendes Beichtkind besucht. Clarisse flieht aus dem Hause zu armen Leuten, deren Kind sie annimmt. In einem Gartenhause, das sie gemiethet, findet Falk sie wieder; es entspinnt sich eine anmuthige Liebesidylle, die aber ein jähes Ende nimmt, als er ihr „Das Tagebuch aus Grönland" zur Lektüre borgt. Clarisse verschwindet plötzlich mit dem Kinde, das sich gelegentlich in einer Verdacht erweckenden Weise bemerkbar gemacht hat. Nur Clarissens Photographie behält Falk zum Andenken. Sie gibt den Schlüssel zu jenem räthselhaften Verschwinden, denn unerwartet erscheint der Grönlandsfahrer Droste bei seinem Freunde, und zu dessen nicht geringer Verwunderung sowie zu derjenigen der Leser kennt er das Frauenbild sehr gut und sagt ganz einfach: „Das ist ja meine Frau!" Es bedarf einiger Rückblicke, um diesen Knalleffect zu erläutern.

Clarisse ist zu ihrer Zwillingsschwester geflüchtet, die in einem Stift dicht bei einer Ostseestadt wohnt. Diese Zwillingsschwester ist ihr zum Verwechseln ähnlich, nur munterer und lebendiger. Aus dieser Aehnlichkeit entstehen die Verwickelungen des letzten Bandes, ein Hinundherspielen launischer Zufallsscherze und absichtlichen Versteckspiels der jungen Stiftsdame — der Abschluß besteht darin, daß Clarisse wieder zu ihrem Grönländer zurückkehrt und ihre Schwester Herrn Ruben Falk heirathet.

Die Doppelgängerei ist in alten und neuen Zeiten vielfach als Lustspielmotiv benutzt worden, zu wiederholten malen besonders von Shakspeare. Jean Paul hat darauf hingewiesen, daß sie auch ein tragisches Motiv sei. In Emil Tanbert's Novelle „Die Zwillinge", die in „Unsere Zeit" zum Abdruck gekommen, ist das Motiv in einer durchaus anziehenden Weise benutzt: hier gibt sich die liebende Schwester für die todte aus, um dem Mann, den sie liebt, und welcher selbst jene andere liebt, dauernd

anzugehören, da keine Nachricht von dem Tode der Zwillingsschwester nach Amerika gedrungen ist, wo jener verweilte. Bei Jensen hat eine kurze Täuschung zuletzt die gleiche Wirkung: doch bei all dem neckischen und ernsten Spiel der Verwechselungen, bei manchem feinen psychologischen Zug, bei manchen stimmungsvollen landschaftlichen Schilderungen und trotz der grotesken Erscheinung des grönländischen Olaus Olaussohn steht diese zweite Hälfte des Romans hinter der ersten zurück. Das Ganze aber ist jedenfalls ein Werk, das mit seiner originellen Erfindung, seinen kühnen Phantasiesprüngen eigenartig gemahnt wie ein erratischer Block an den Niederungen unserer Romandichtung.

Die drei Novellen „Aus den Tagen der Hansa" (Nr. 2), alle drei etwa vom Umfange der Freytag'schen „Ahnen", sind vermuthlich durch dies von der Mode so hochgestellte Vorbild hervorgerufen worden, indem auch sie in den Mittelpunkt eines culturhistorischen Rahmens die Geschicke der Vertreter einer einzelnen Familie stellen. Nur herrscht bei Jensen eine größere Beschränkung in Bezug auf Raum und Zeit: diese drei Helden gehören den Hansestädten an, und der Zeitraum, den die Muse des Dichters umspannt, geht nicht über drei Jahrhunderte hinaus, von denen jedes, das 14., 15. und 16., einen Vertreter hat. Bei Jensen sind auch die Familienbeziehungen intimer, die Rückblicke der Enkel auf die Ahnen häufiger, die Erbschaft des Blutes ist nachweisbarer und wird mehr betont. Und wenn wir den Vergleich zwischen beiden Werken auch auf die Darstellungsweise ausdehnen wollen, so müssen wir der Freytag'schen die größere Glätte, Correctheit, kupferstichartige Feinheit nachrühmen, während diejenige von Jensen sich durch Kühnheit, oft spröde und starre Eigenart und durch großen Freskenstil auszeichnet. Darin aber müssen wir dem letztern unbedingt den Vorzug geben, daß er für die Handlung, die er erzählt, und für die Geschichte seiner Helden eine lebhafte Spannung zu erregen weiß, während Freytag wol für einzelne seiner Gestalten zu erwärmen vermag, aber für die Handlung selbst nur geringes Interesse erweckt, die Fäden nicht spannend verschlingt; er ist eben ein Culturhistoriker, der sich die Probemamsells und Probejunker für seine historischen Costüme, Illustrationen zur Charakteristik der verschiedenen Jahrhunderte sucht: Jensen ist ein Dichter, der für seine Gestalten einen culturhistorischen Hintergrund mit der wechselnden Beleuchtung verschiedener Zeiten wählt.

Die erste Erzählung: „Dietwald Wernerkin", spielt im 13. Jahrhundert, zur Zeit als in Lübeck der Bürgermeister Wittenborg das Ruder führte und in Dänemark der wilde König Waldemar Atterdag gebot. Der Held stammt aus dem von Heinrich dem Löwen verwüsteten Bardowiek und reitet aus dem öden Ort nach der stolzen Travestadt, dem Haupte der Hansa. Unterwegs rettet er ein schönes Mädchen aus der Gewalt von Räubern und wandelt mit ihr über die Wiesen zur Burg, wo sie weilt. Es ist dies eine Art Leitmotiv, welches sich traumhaft durch die Handlung des Romans zieht. Von Lübeck aus reist Dietwald über Wisby nach Venedig. In Wisby, der blühenden Handelsstadt des skandinavischen Nordens, macht er die Bekanntschaft eines jungen Goldschmieds, welchen er in das Haus des Patriciers einführt, an den er empfohlen ist. Die südländische üppige Tochter des Hauses ist bald in innigem Einvernehmen mit dem fremden Goldschmied, dessen ganzes Wesen etwas Geheimnißvolles hat. Von Wisby reiste Dietwald nach Venedig, wo er die Bekanntschaft des eisernen Grafen Heinrich von Holstein macht, der ihn zum Ritter schlägt und ihm einen Brief mitgibt an seine Schwester Elisabeth. Es ist dies das schöne blonde Mädchen, das er aus der Gewalt der Räuber befreit hatte. Nach einem lebensgefährlichen Zug über die winterlichen Alpen langt Dietwald bei Elisabeth an. Er ist, ohne es zu wissen, da er den Inhalt des Briefs nicht kennt, Freiwerber für König Hakon von Norwegen und soll Elisabeth als Stellvertreter freien und später in ihr neues Heim geleiten. Das Wiedersehen und die darauffolgenden Auftritte sind höchst poetisch geschildert. Inzwischen hat König Waldemar Wisby überrumpelt und zerstört: jene Schöne, die er dort in seine Arme schloß, verrieth ihm die Stadt; denn der Goldschmied war niemand anders als der verkleidete König. Nun kam es zum Krieg zwischen Dänemark und der Hansa ... der tapfere Bürgermeister Wittenborg ließ sich von dem tückischen König und seiner Tochter Ingeborg, einer verführerischen Salonschlange, überlisten, verlor seine Flotte und vermochte kaum sich selbst zu retten. Elisabeth, welche Dietwald durch Sturm und Meeresgefahr, wobei er ihr das Leben rettete, glücklich nach Dänemark geleitet hatte, wird als Frau des Königs Hakon nicht anerkannt, der sich mit einer Tochter Waldemar's verlobt: sie sucht ein Kloster auf, und die Verrätherin Wisbys, Witta Holmfeld, welche der König verführt hat, wird von diesem nach Wisby zurückgesandt, wo man sie lebendig einmauert.

Gewiß, eine bunte Reihe zum Theil greller Vorgänge; aber sie sind an einen spannenden Faden gereiht und zum Theil in die traumhafte Beleuchtung der Jensen'schen Muse gerückt. Die Darstellungsweise ist markig und glänzend und hat in den mehr visionären Partien das Traumgold der romantischen Muse. Als Probe der oft hochpoetischen Schilderungen theilen wir mit, wie der Dichter die verführerische Königstochter Ingeborg von Dänemark schildert, die als Ostseenixe den lübecker Admiral zu umgarnen sucht:

Da erscheint noch eine neue Gestalt in dem bunten Getümmel. Sie ist plötzlich da, als sei sie aus dem Boden heraufgetaucht; ein wasserfarbiges Gewand, bläulich und grünlich wechselnd, umschließt sie; ein Schilfkranz hält auf dem Scheitel einen Schleier von silberfädenem Gewebe, der bis über das Antlitz niederfällt und dasselbe wie aus einem Duftgewölk nur unerkennbar hervorschimmern läßt. Perlenschnüre umrinnen den schlanken, biegsamen Leib, und eine weiße Seerose scheint an der Brust als Spange die fließenden Gewänder zu halten; doch weißer noch als die Blume und als das einzig Sichtbare des glanzumwobenen Körpers sinkt und hebt sich aus der leichten

Hülle, dem schwindenden und wiederkehrenden Schaumgelenckt einer Doppelwoge gleich, der tief entfesselte Busen. So mischt sich das märchenhafte Gebild in den sporenklirrenden, farbig umringelnden, kreisenden Reigen. Wo sie dahinschwebt, scheint bläuliches Mondlicht zu fallen, flattern schneeweiß gekleidete Begleiterinnen wie flügelschlagende Möven um sie her; sie wiegt und schmiegt sich lautlos im Takte, doch allein, von keiner Hand geführt, als wage niemand, sie zu berühren. Sie gaukelt und schaukelt gleich einer Blume im Wind; Johann Wittenborg's Augen ist es, als hebe sich unter ihrem Saum der Estrich wie leise flutende Meerwellen auf und nieder. Er vermag ihre Züge nicht zu unterscheiden, nur ihre Hände, doch an ihnen erkennt er die Hand, die ihm an der Tafel oftmals den Becher gefüllt. Eine zweite, die ihr gliche, hat er auf Erden noch nicht gesehen.

Sie beredet ihn, daß er um ihres kranken Schwesterleins willen die lärmenden Mannschaften seiner Flotte von den Schiffen ans Land sende; er bittet dafür um die weiße Seerose, die mit den weißen Wellen steigt und fällt:

Halbleis und halblaut im fortkreisenden Getümmel umher sind die Wechselreden wie im neckischen Spiel eines Mummenschanzes tändelnd, anmuthig und hurtig von Lippe zu Lippe geklungen; nun hält Johann Wittenborg die perlende Hand der königlichen Nixe und führt sie in schwebendem Reigen dahin. Seine Schläfen pochen, die Lichtflammen des Saales ziehen trunkenen Widerstrahl aus seinen Augen, auf und nieder schwanken um ihn die Wände. Wie grünes Meergeflecht verstricken zuweilen im Gedränge die langen Gewänder seiner Tänzerin ihm die Glieder, sie schwimmt in seinem Arm wie von Wellen getragen, auch in der gaukelnden Bewegung bewahrt ihre hastig wogende Brust unter ihm mühelos Athem zu holdtönender Frage und Erwiderung. Doch schwüler wird die Julimitternacht im Schloßsaal, und von der heißen Luft bedrückt, schlägt sie zuletzt den Schleier vom Antlitz, und mit rosenhaft aufgeblühten Wangen lächelt Ingeborg von Dänemark: „Verzeiht den Scherz, Herr Admiral, ich beging ihn, weil Ihr zuvor nicht an Nixen glaubtet." Seine Wangen glühen. „Jetzt glaub' ich an sie." Er stockt und zaudert und fügt leiser hinzu: „War die Sühne, die Ihr mir verheißen, nur Scherz?" — „Ich habe sie Euch ja geleistet, Herr Wittenborg." — „Ihr wollt mich mißverstehen, mein Mund sprach noch von reicherm Lohn zum Gedenken dieser Nacht." Ihr Blick schlägt sich nieder, dann lacht sie in mädchenhafter Verwirrung, und es sind die gleichen scharfgerandeten Zähne ihres Vaters, über deren weißen Aufglanz sich die Oberlippe hebt; „Den andern Lohn? Ich versprach ihn nicht und schulde ihn Euch nicht — noch nicht, Ihr müßtet ihn denn erst verdienen. Es ist nur eine Blume, doch die Meerfee hat sie mir geschenkt, und sie ist mir werth wie die ganze Ostsee. Kommt, Herr Wittenborg, die Nacht verrinnt, laßt uns tanzen!" Nun weht von den befreiten Lippen ihr Athem ihn an und leuchten im Reigen die nicht mehr verhüllten Augen wie kreisende Sterne in die seinen. Er hält das schöne Königskind in den Armen, sie reden im flüsternden Wort und mit glänzendem Blick. Doch immer heißer flammen Ingeborg's Wangen im schwülen Saal, auch ihre Brust ringt nach Luft jetzt. Sie wendet die Stirn und haucht erschöpft: „Dort wäre es köstlich kühl für einen Augenblick Rast", und ihre Wimpern deuten nach einem Söller des Schlosses, der dunkel und ruhig in die Nacht hinausragt. Und weiter dreht sich der Reigen und tönen im Saal die Flöten und Zinken und Geigen, doch das meergrüne Nixengewand und die funkelnde Rüstung des jungen Feldherrn der Hansa wiegen sich nicht mehr durch das laute gleißende Getümmel.

Der zweite Band: „Aus den Tagen der Hansa", führt uns in das 15. Jahrhundert; Osmund Werneken rettet die Stadt Lübeck vor einem Anschlage des Dänenkönigs; um zum Rechten zu sehen, reist er dann auf den Kaufhof zu Bergen. Die Doppelliebe zweier Königstöchter, der träumerisch sanften Tove und der hohen Elisabeth, zweier in anmuthigen Contrast gestellter Charaktere, kommt dem lübecker Abgesandten entgegen. Die Begegnung mit Elisabeth ist von hohem dichterischen Reiz, ebenso die an Walter Scott erinnernde Scenerie, die Meeresbucht, in welcher das Schiff der Seeräuber, der Vitalienbrüder, ankert. Der Ueberfall Bergens durch diese ist ein sehr bewegtes Bild. Tove stürzt sich vom Thurm des alten Schlosses ins Meer, als sie sieht, daß Osmund sein Herz ihr abgewendet hat: eine rechtzeitig ankommende lübecker Flottille schlägt die Normannen und Vitalienbrüder in die Flucht. Osmund führt nach seiner Vaterstadt Wismar seine glückliche Braut Elisabeth. In der Art, wie Jensen seine Heldin anfangs von einem Geheimniß umgeben zeigt, wie er diese Schleier in überraschender Weise lüftet, zeigt sich die Kunst des Romanschriftstellers, der ebenso berechtigt wie verpflichtet ist, eine auf die Lösung solcher Geheimnisse gerichtete Spannung hervorzurufen.

Der dritte Band führt uns in das 16. Jahrhundert: hier spielen bereits die Glaubensfragen mit in die politischen Verwickelungen herein. Der Titelheld, Dietwald Werneken, ist selbst ein eifriger Apostel der neuen lutherischen Religion. Die historische Hauptgestalt des Romans ist Wullenweber, der Bürgermeister von Lübeck, verhaßt bei den Geschlechtern, denen er nicht angehört, ein kräftiger Volksmann; wir sind mit Dietwald Zeugen eines Ueberfalls, der von diesem und den Freunden abgewehrt wird. Wie stimmungsvoll Jensen zu schildern weiß und über welche glückliche Erfindungen seine Phantasie dabei gebietet, das beweist die Scene im lübecker Rathskeller, wo die beiden Hünengestalten, Wullenweber und Markus Meyer, mit einigen Genossen zusammensitzen und ihre herkulische Kraft erproben im Aufheben der alten schweren Tische. Nun heißt es weiter:

Wullenweber sprach's mit doppelsinnigem Wort, denn seine Hand suchte jetzt den, manches Centnergewicht schweren, von den Vorvätern gezimmerten Tisch vom Estrich aufzulüften, doch gleich darauf zog dieselbe sich unwillkürlich zurück, Blutstropfen quollen aus seinen Fingern, in die sich ein Holzsplitter hineingestoßen, und sich über das altersgeschwärzte Eichenbret bückend, sagte er lachend: „Da hat einmal einer ins Holz geschnitten, vielleicht zum Gedächtniß, daß seine Kraft es vollbracht. Der will's nicht, daß ich's ihm gleich thue." Er wischte sich das Blut von der Hand, neben ihm beugte neugierig Herr Doctor Otto von Pack den Kopf auf die gedeutete Stelle des Tisches und sprach: „Ein Name scheint's, aber es ist zu dunkel, ihn zu lesen." Der Bürgermeister griff nach seinem Humpen und versetzte, denselben gegen die Lippen führend, mit einem ihnen entstiegenen Tone von Geringachtung; „Wenn Ihr ihn auszuspüren trachtet, Eure Augen werden's bei Nacht schon vollbringen, Herr Kanzler." Doch der Angesprochene bückte unbekümmert um den halb mißächtlichen Klang der Entgegnung die Augen forschend dicht hinunter und buchstabirte: „Jo—hann — das ist das erste — Wit—ten—borg — Johann Wittenborg." Er hatte das Letzte mit lauter gehobener Stimme wiederholt, und durch die zufällige

Stille in der Brautstube lief der Klang des Namens sonderbar nachhallend an den Wänden dahin. Er verstummte in den Gewölben der Decke, doch als wecke er dort einen andern Laut auf, folgte unmittelbar vom Thurm der nahen Marienkirche dumpf niederhallender Glockenschall drein. Zwölfmal ging der mächtige metallene Schlag durch die Nacht, dann war es wieder still. Die Anwesenden in dem unterirdischen Raum blickten sich schweigend an. Der Stundenruf war durch eine absichtslose, doch eigenartig feierliche Lautlosigkeit herabgeklungen, und Jürgen Wullenweber hatte den Pokal nicht weiter an den Mund geführt, sondern hielt ihn noch in regungslos festgebannter Hand. Und ebenso heftete sein Blick sich unbeweglich auf den Fleck des alten Eichentisches nieder, an dem der ehemalige Kanzler des Herzogs Georg seine Eulenkunst, im Dunkel zu lesen, erprobt hatte, dann sprach er langsam vor sich hin, als stehe er allein unter dem mattumdämmerten Steingewölbe: „Ist's ein Gruß von dir um Mitternacht? Sei's drum — ich trink's dir zu —"

Für solche Züge des Ahnungsvollen und Prophetischen hat Jensen's Muse eine ganz besondere Begabung: sie weiß auch Altvergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges so zu verknüpfen, daß die Familiengeschicke einen geheimen, fast magischen Zusammenhang gewinnen. Bei Freytag ist die Verknüpfung der Ahnen eine sehr lockere und interesselose; bei Jensen verschlingt sich durch die Jahrhunderte hindurch das Geschick seiner Ahnen: von Bardowiek reitet der erste aus, dorthin kehrt der letzte zurück, und Symbole wie das Kreuz der Elisabeth sind Erbstücke der Geschlechter und der Poesie.

Der Hinrichtung Wullenweber's wohnen wir am Schlusse der Erzählung bei: es ist eine frappante, stark realistische Darstellung. Die ganze Mitte des Romans wird von der Reise Dietwald's nach Rußland, nach Dorpat und Nowgorod eingenommen; wieder treten zwei Frauencharaktere dem Helden nahe, die stolze spröde Folka und das Naturkind Elisabeth, das er im Walde an der Wolga kennen lernt. Folka, die ihm zweimal das Leben rettet, einmal eine Kreuzotter tödtet, die den Schlummernden bedroht, dann ihm in Nowgorod die Gefahr des Ueberfalls durch die Russen kündet und mit ihm und seiner Elisabeth durch die Fluten der Wolga hindurch flüchtet, ist ein vortrefflich gezeichneter Charakter, thatkräftig, wortkarg, edel, in knapper Haltung vom Dichter vorgeführt, durch ihre amazonenhafte Kühnheit imponirend und rührend durch ihre edle Resignation, und auch Elisabeth im zottigen Schafsfellgewand, die Lerche in der Hand, ist ein anmuthendes Mädchenbild eigener Art.

Wenn man an Jensen's „Hansanovellen" etwas rügen möchte, so sind es die selbständigen Kapitel, in denen der Dichter à la Walter Scott die historischen Ereignisse erzählt, welche die Handlung des Romans umrahmen, und hier und dort eine forcirte Wendung, einen zu geheimnißvollen Lakonismus der Empfindung; dann aber muß man die Mode anklagen, die einen Dichter wie Jensen nicht zu ihren Lieblingen erklärt hat, so überlegen er auch an ursprünglicher Dichterkraft gerade den auf den Schild gehobenen Literaturkönigen des Tages ist.

Rudolf von Gottschall.

Astronomische Literatur.

1. Die Erde und der Mond. Vom astronomischen Standpunkte aus betrachtet und für das Verständniß weiterer Kreise dargestellt von Paul Lehmann. Mit 6 Vollbildern und 59 in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. 1884. 8. 1 M.

Die Schrift will in erster Linie belehrend, nicht unterhaltend wirken, wie es ja auch der Aufgabe der Sammlung „Das Wissen der Gegenwart" entspricht, von welcher sie ein Theil ist. Der Verfasser wendet sich mit Vorliebe der mathematischen und geometrischen Seite seines Stoffs zu, also der schwierigsten und auch undankbarsten für die populäre Darstellung. Er behandelt die Beweise für die Gestalt der Erde, die Coordinatensysteme zur Orientirung am Himmel und auf der Erde, das Princip der geographischen Ortsbestimmungen, die Ausmessungen des Erdkörpers, die Bewegung des Mondes mit ihren vielartigen Störungen, während er bei der Schilderung unserer Nachbarwelt schnell vorübergeht, um sich gleich wieder über das Gebiet der Finsternisse in ihren geometrischen Verhältnissen auszubreiten. Die Darstellung ist so faßlich, wie es der spröde Stoff zuläßt, und wird durch schön ausgeführte Figuren im Text nicht unwesentlich unterstützt. Der Stil ist ernst und nur an sehr vereinzelten Stellen rhetorisch. Wenn man also von dieser Schrift sagen kann, daß sie ihren Zweck erfüllt, so macht die andere Frage, welche die Kritik gleichfalls beschäftigen soll, nämlich die, wie das Publikum dieselbe beurtheilen oder goutiren werde, uns mehr Schwierigkeiten. Interessant ist das Buch nicht und wollte es auch von Anfang an nicht sein. Nun fragt es sich, an welchen Leserkreis es sich wenden will. An den allgemein Gebildeten, der sich natürlich seine geometrischen Schulstudien schon längst wieder aus dem Kopf geschlagen hat? Diesem müßte man eine sehr dauerhafte Geduld zumuthen, wenn er sich in der That durch das Büchlein hindurcharbeiten sollte. Oder soll es für die Jugend geschrieben sein, aus der sich junge Astronomen rekrutiren könnten? Die Jugend wird sich an der kühlen Lektüre nicht begeistern. Für wen ist das Buch also geschrieben? Das ist eine recht peinliche Frage, wenn sie offen bleiben muß, und man doch sieht, daß das Buch an sich eine gut ausgeführte Arbeit ist. Es geht ihm wie so vielen andern in dem Bereich der abstracten Wissenschaften. Wenn man diese Dinge nicht mit einigem Flitterwerk umgibt und dazu noch aus voller, warm empfindender Seele vorträgt, so be-

kümmert sich kein Mensch darum. Dieses „Flitterwerk", die Theaterdecoration, welche den abstracten Kern der Handlung umgibt, wird aber von meinen Herren Collegen auf den ehrwürdigen Lehrkanzeln der Universitäten als unwürdiger Tand verketzert, zu welchem sich die heilige Wissenschaft nicht herablassen darf. Es ist aber ganz sicher, daß hier nur diese beiden Alternativen bleiben: entweder acceptirt man das Flitterwerk mitsammt der Belehrung, die dann ganz unvermuthet und nicht mit verstimmender Absichtlichkeit an uns herantritt, wie die Medicin, welche man einem Kinde in einem großen Glase Zuckerwasser reicht; ich sage: entweder muß man sich zu dieser „Herabwürdigung" aus Klugheitsrücksichten bequemen, oder man muß das Populärmachen solcher abstracten Dinge ganz sein lassen, weil sonst das Publikum einfach keine Notiz davon nimmt.

2. Die Sonne und die Planeten. Populärwissenschaftlich dargestellt von E. Wecker. Mit 68 Abbildungen. Prag, Tempsky. 1883. 8. 1 M.

Diese Schrift ist mit Ausnahme des ersten Abschnitts über die scheinbaren Bewegungen der Sonne und der Planeten, welcher viele Berührungspunkte mit der vorhin besprochenen bietet, mehr beschreibender Natur und hält sich auch mit Vorliebe an die historische Entwickelung der Erkenntnisse über die Beschaffenheit der vorerwähnten Himmelskörper. Der Stoff könnte also hier die Lektüre interessant machen, wenn die Darstellungsform nur nicht gar zu dürftig wäre. Es ist eine in tadelloser Syntax gegebene Aufzählung der hingehörigen Dinge. Eine „populärwissenschaftliche Darstellung", welches Prädicat dem Buch auf die Stirn geschrieben ist, kann ich dasselbe schlechterdings nicht mit dem Verfasser nennen. Letzterm fehlt die Gabe, aus sich selbst herauszugehen und sich beim Schreiben auf den Standpunkt des Lesers zu versetzen. Der naturwissenschaftlich volksthümliche Schriftsteller muß aber etwas vom Schauspieler an sich haben, der jedes seiner Worte mit den Ohren des Auditoriums prüfen und sich fragen soll, ob der durch dasselbe hervorgebrachte Eindruck der gewünschte wirklich ist. Schriftsteller oder Schauspieler von hervorragender Bedeutung thun außerdem von ihrer eigenen Individualität noch etwas hinzu und durchdringen die Darstellung mit der Wärme ihrer eigenen Seele. Von der einen oder der andern Fähigkeit ist hier aber nichts zu spüren.

3. Die Kometen und Meteore in allgemein faßlicher Form dargestellt von W. Valentiner. Prag, Tempsky. 1884. 8. 1 M.

Die Darstellung ist in dieser Schrift eine vorwiegend beschreibende. Die Lektüre wird also wegen ihrer unmittelbaren Verständlichkeit und dem allgemeinen Interesse, welches der Gegenstand an sich weckt, vortheilhafter wirken als die der beiden vorhergehenden Arbeiten. Auch ist der Stil etwas anregender. Aber viele Leser werden das erklärende Element in der Schrift schmerzlich vermissen, da wol kaum bei einer andern Erscheinung als der eines Kometen die Frage so mächtig in uns angeregt wird, was diese Erscheinung bedeute, wie ihr Auftreten, ihre Entwickelung zu erklären sei. Die Frage nach der physischen Beschaffenheit der Kometen hat namentlich in unserm Jahrhundert die namhaftesten Forscher, Physiker, Astronomen und strengen Mathematiker auf das lebhafteste beschäftigt, sie ist auf dem Gebiete der Kometen-Astronomie heute geradezu die wichtigste geworden. Aber auch ganz abgesehen von dieser Wichtigkeit hätte sie in einer Darstellung des Gegenstandes für den Laien nicht oberflächlich behandelt werden dürfen, weil der Schriftsteller, der für den Laien schreibt, aus dem vorliegenden Stoff das herausgreifen soll, was dem Laien am interessantesten ist, und nicht etwa was ihm, dem Autor, am leichtesten aus der Feder geht. Das Kapitel „Ansichten über die Beschaffenheit, das Wesen der Kometen" nimmt nun in dem vorliegenden Buch nur die letzten funfzehn Seiten ein, aber selbst auf diesen wird fast ausschließlich nur von den Ansichten der alten Philosophen und von mittelalterlichen Spukgeschichten darüber gesprochen. Den heutigen Ansichten sind in der oberflächlichsten Weise nur die letzten zwei oder drei Seiten gewidmet, als ob das Thema ein ganz nebensächliches wäre.

4. Die Theorie der Sonnenflecken. Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen dargestellt von J. E. Broszus. Berlin, Springer. 1884. Gr. 8. 2 M.

Die Schrift soll eine wissenschaftliche Studie sein. Sie macht deshalb von vornherein keinen Anspruch auf Form- und Stilgewandtheit, welche noch bei vielen deutschen Gelehrten überhaupt als ein bedenkliches Zeichen der Oberflächlichkeit angesehen wird. Indem ich also folgende Stilproben anführe, hoffe ich dadurch die Schrift in den Augen dieser Art von Gelehrten wesentlich zu empfehlen: „Wenn man auf jedem Breitengrade einen Flecken zu liegen denkt. . . . Wir stehen aus Ende der Welt. . . . Wenn man eine Meile mittels dem Meterstab ausmessen würde". Ueber den wissenschaftlichen Werth der Arbeit abzurtheilen, ist hier nicht der rechte Ort. Ich möchte aber doch zur Charakterisirung desselben folgende Stellen anführen. Unser Forscher sagt: „Nach dem Newton'schen Gravitationsgesetz wächst die Anziehung mit der Zahl der Massentheilchen und nimmt ab mit dem Quadrat der Entfernung, oder was dasselbe ist, dichtere Massen werden stärker angezogen." . . . Aus den Prämissen, die ein allbekanntes Gesetz enthalten, schließt man, ohne irgendwelche andere Kenntnisse zu besitzen als die des logischen Denkens, daß dichtere Massen stärker anziehen, also gerade das Umgekehrte, als was unser Forscher findet. Uebrigens lernt man auch schon in den ersten Physiklectionen, daß die Kanonenkugel im luftleeren Raum ebenso schnell fällt wie die Flaumfeder. Weiter geht aus einem Passus auf S. 92 bestimmt hervor, daß der Verfasser nichts davon weiß, daß zu allen Zeiten sogenannte ringförmige Sonnenfinsternisse stattgefunden haben, bei welchen der scheinbare Monddurchmesser kleiner ist als der Sonnendurchmesser, weil um diese Zeit der Mond

weiter von uns entfernt ist als während der totalen Finsternisse, bei welchen die Sonne ganz vom Monde verdeckt wird.

Wenn ich hier überhaupt dieser Schrift Erwähnung thue, deren Verfasser vermuthlich noch recht jung ist, weil er mir doch ein wenig zu schnell fertig mit dem Worte zu sein scheint, so ist es hauptsächlich um auf die Lücke hinzuweisen, welche derselbe so opferwillig durch seine Schrift auszufüllen bestrebt war. Es gibt bisjetzt vier verschiedene Theorien der Sonne, welche an die Namen Secchi, Zöllner, Spörer und Faye geknüpft und voneinander wesentlich verschieden sind. Es wäre nun wirklich eine schöne That, wenn sich noch ein fünfter Forscher entschließen könnte, die Sonne ohne Voreingenommenheit für irgendeine dieser Theorien anhaltend zu untersuchen und sich ganz besonders davor hüten möchte, gar noch eine eigene Theorie dazu zu entdecken. Nur so könnten wir übrigen Sterblichen, welche keine speciellen Sonnenanbeter sind, einmal darüber ins Klare kommen, welcher Theorie der Vorzug zu geben ist. Auf dem Studirtisch kann man die Sonne nicht seciren, wie es der Verfasser der vorliegenden Schrift thun wollte. Dazu gehört ein guter Astronom, der hinter einem guten Fernrohr sitzt. Die Sonne ist der Quell des Lichts, aber über ihre Constitution befinden wir uns doch leider noch im Dunkeln.

5. Die Cardinalfragen der Kosmologie und Kant's Entstehung des Weltalls. Eine populärwissenschaftliche Abhandlung von Felix Ritterfeld. Wiesbaden, Moritz u. Münzel. 1883. Gr. 8. 2 M.

Nach der Lektüre der vorhergehenden vier Schriften wirkte die gegenwärtige wie ein Sonnenstrahl aus herbstlichem Nebelhimmel. Seit langer Zeit begegnete ich keiner Schrift, deren Verfasser so gut die Aufgabe eines populärwissenschaftlichen Schriftstellers erkannt hätte, wie es in vorliegender Broschüre von hundert Seiten Umfang hervortritt. Hier ist mit seltener Kenntniß des Gegenstandes ein klarer, durch seinen ethischen Werth, nicht durch Wortschwulst poetisch erhebender Stil gepaart, der sich bei Behandlung eines rein philosophischen Themas doch von allen ungeheuerlichen Kunstausdrücken der Philosophen fern hält. Das kritische Element und damit die Person des Verfassers tritt nirgends sichtbar hervor, documentirt sich jedoch andererseits dem Blick des Kritikers deutlich durch die ausgezeichnete Wahl und die treffliche Verbindung der hervorgehobenen leitenden Gedanken jener Philosophen, welche seit dem Alterthum eine epochemachende Wendung in der allgemeinen Weltanschauung hervorgebracht haben. Es muß hier gleich betont werden, daß der Verfasser die Bedeutung des Wortes Kosmologie in ihrem weitesten Umfange nimmt, sodaß darunter nicht nur die Entstehung und Erklärung der leblosen Welt der Materie, sondern auch des thierischen Lebens und der Seele verstanden wird. Ritterfeld hebt mit den Weltansichten der ältesten Philosophen an und betont besonders, wie einige unter ihnen der heutigen Auffassung der Dinge wunderbar nahe gekommen waren, was unter anderm die Atomistik des Demokrit von Abdera beweist, deren sechs Hauptsätze wiedergegeben sind. Aufsteigend verweilt der Verfasser besonders lange bei den pantheistischen Ueberzeugungen des Giordano Bruno und schließt mit den Weltansichten eines Kant, Goethe und Darwin. Der Verfasser steht durchaus auf monistischem oder pantheistischem Boden und sucht von diesem aus einen Compromiß, einen Ausgleich herzustellen zwischen diesem und dem Gebiete der religiösen Anschauungen. Ich führe als Beleg hierzu und als Stilprobe folgende Textstelle an:

Jeder unbefangene Beurtheiler muß sich sagen, daß in diesem sittlichen Streben der Anforderung einer wahrhaften Gottesverehrung entsprochen wird, und daß der Zwist zwischen herrschenden Religionen und dem Monismus kein in der Materie begründeter ist, sondern sich als Ausfluß nebensächlicher, durch die Form künstlich erzeugter Controversen herausstellt, und daß es dem heutigen Standpunkte der Naturwissenschaft und der Philosophie nicht mehr entspricht, intolerant gegen religiöse und ethische Ansichten anderer zu denken, wenn diese den Ueberlieferungen ferner Zeiten, als noch die geocentrische Weltanschauung Moses', daß die Erde der Mittelpunkt des Weltalls sei, Geltung hatte, sich nicht mehr zu accomodiren vermögen. Mag doch jeder nach seiner Auffassung sich gottesverehrend äußern, nur soll er Duldsamkeit und Gerechtigkeit gegenüber denjenigen üben, welche sich ihren Weg eigener Lebensauffassung und Bildung gemäß zur Erreichung ihres sittlichen Ziels bahnen; „denn es ist eine teuflische Lehre", sagt schon Jakob Böhme, „durch die der Antichrist sich an Gottes Statt setzt, wenn man diesen in einen fernern jenseitigen Himmel versetzt. Die solches thun, wollen Gott auf Erden sein, wie ihr Reich ausweiset, das in Babel steht. Der rechte Himmel, da Gott innewohnt, ist überall an allen Orten." Es ist wahrlich an der Zeit, daß der Zwiespalt zwischen der monistischen Weltlehre und dem Dualismus, welcher Jahrtausende hindurch die Blätter der Geschichte mit Haß und Greuel füllte, sich mildere und ausgleiche in den herrlichen Erfolgen der Wissenschaft unserer Tage, in der die Krone wahrer Humanität gipfelt.

6. Spaziergänge durch das Reich der Sterne. Astronomische Feuilletons von M. Wilhelm Meyer. Wien, Hartleben. 1885. 8. 4 M.

Als Recensent allgemein verständlicher astronomischer Werke für d. Bl. komme ich nun in die eigenthümliche Lage, über mein eigenes Buch zu berichten. Ich meine aber, daß hier die Identität des Verfassers mit dem Recensenten einer unparteilichen Beurtheilung der Arbeit nicht nothwendig hindernd im Wege stehen muß. Ueber den streng wissenschaftlichen Werth wollen ja d. Bl. nicht aburtheilen; was aber den literarischen Werth betrifft, so kann man das Urtheil leicht durch eine gegebene Stilprobe dem Leser selbst überlassen. Ich führe zu diesem Ende eine Stelle an, welche eine Art Vorrede ist, aber ihren Platz zwischen Text und Anmerkungen gefunden hat:

In den vorstehenden Schilderungen habe ich mich bemüht, der Form der Darstellung besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich bekenne nun offen, daß ich dabei auf mancherlei Schwierigkeiten stieß und daß es sich namentlich zu wiederholten malen zeigte, wie rein ästhetische Bedürfnisse leicht in Widerspruch gerathen können mit den Bedürfnissen der allgemein verständlichen und naturwahren Darstellung des herausgegriffenen Stoffs. Was war da zu thun? Das eine mußte dem andern geopfert werden, und was sollte ich als das weniger Werthvolle wegwerfen? Ich gestehe, daß ich in solchen Fällen, getrieben von einem ge-

wissen Hange zum Poetisiren, dem ich nachgab, oft den Gegenstand der Form geopfert habe. Es wird sehr viele Leute geben, die mich deswegen unbedingt verdammen, und das werden namentlich diejenigen sein, welche selbst populär schriftstellerisch thätig sind. Diese Herren schreiben aber alle so unwiderstehlich langweilig, daß sie dem ganzen wissensdurstigen Publikum bereits völlig den Appetit verdorben haben an dieser Wissenschaft, die doch wie keine andere geschaffen ist, unsern Geist zu erheben und unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen, die in jeder heitern Nacht mit tausend leuchtenden Fingern auf sich hinweist. Diese einschläfernde Wirkung gewisser, oder sagen wir fast aller populären Astronomien rührt einzig und allein von der akademischen Gründlichkeit her, mit der die himmlischen Dinge Kapitel für Kapitel und in einem Tone vorgetragen werden, der einen ewigen Juden in unbesiegbaren Schlaf versetzen müßte. Diese Schriftgelehrten stellen sich nicht vor, daß ihre Leser keine Astronomen werden wollen, und daß ein schwerwiegender Ballast von Details, die einem kundigen Blick vielleicht recht interessant sind, in dem Kopf des Laien solche Verwirrung anrichten muß, daß er den leitenden Faden, wenn überhaupt das Werk von einem solchen zusammengehalten wird, verliert und dann weder von der Grundidee noch von den illustrirenden Details im Kopf etwas zurückbleibt. Mit diesen Büchern machen es sich die Schreiber in der That recht bequem. Sie setzen den Lesern rohes Fleisch und frisches Zugemüse, Salz und Pfeffer und Wasser die Menge vor und lassen die Leser dafür sorgen, sich daraus ein eßbares wohlschmeckendes Gericht zuzubereiten. Aber nicht jeder Leser ist der rechte Koch dazu, und so bleiben diese Speisen gewöhnlich in schönen Einbänden verkapselt im Bücherschrank unberührt liegen. Darüber darf man sich gar nicht wundern. Ich wünsche dieses Schicksal meinem Büchlein fern zu halten und habe versucht, Naturansichten zu geben, welche unmittelbar auf das Gemüth, auf die Empfindung, auf den Verstand wirken sollen. Dabei wird es mir kein vernünftiger Kritiker übelnehmen, wenn ich die Bäume und Waldlandschaften, welche im fernen Hintergrunde eine dargestellte Landschaft abschließen, blau male, obgleich ich ganz gut weiß, daß die Bäume eigentlich grün sind und daß man diese Bäume nicht mit dem Mikroskop auf der Leinwand untersuchen darf, um zu sehen, ob es Eichen, Buchen oder Linden sein sollen, weil ich sie eben nur mit zwei Pinselstrichen angedeutet habe, ferner daß ich selbst im Vordergrunde nicht jeden Grashalm genau aufzeichnen konnte, wie es mittelalterliche Maler allerdings öfters zu thun pflegten, weil es dann leicht geschehen könnte, daß man über dem Interesse, das eben die Wiedergabe dieser Kleinigkeiten erweckt, vergessen würde, daß man ein großes Bild im ganzen vor sich hat, welches man thunlichst mit einem Blick übersehen soll. Die nachfolgenden Zusätze und Anmerkungen sollen nun hauptsächlich dazu dienen, diejenigen Details noch etwas genauer darzustellen, welche an der betreffenden Stelle des Textes aus Rücksichten der Form oberflächlich behandelt werden mußten, und deshalb zu irrthümlichen Ansichten leicht Anstoß geben könnten, weil leider das Weltgebäude der Menschheit nicht so gut bekannt ist wie die irdische Natur, und es in dieser Richtung sicher recht viele Leute gibt, die wirklich glauben könnten, die Bäume seien blau, weil sie aus der Ferne so aussehen! Um also derartige Irrthümer zu vermeiden, will ich in diesen Schlußzeilen hier und da einen Gegenstand etwas eingehender behandeln, über den ich an den herangezogenen Stellen schnell hinwegging.

Das Buch enthält in bunter Folge unter anderm Schilderungen von der Beschaffenheit des Mondes und seiner Bewegung, von neu erschienenen Kometen, von plötzlich aufflammenden Sternen, vom Nebelglühen im Winter 1883, von den Vulkanausbrüchen in der Sundastraße, welche die ganze Erde in Mitleidenschaft gezogen haben, von den Zeitsystemen und der neu einzuführenden Weltzeit, vom Pendel und den Taschenuhren, vom Weltuntergang, von der Eigenbewegung unserer Sonne und den vermuthlich daraus entstandenen geologischen Zeitaltern, von den Gesetzen des Wetters, von Polarforschungen und den Circumpolarstationen, dann auch eine Erinnerung an meinen unglücklichen Lehrer Klinkerfues, der sich auf seiner Sternwarte zu Göttingen erschossen hat, eine biographische Skizze von Bessel u. s. w. Ich habe aus den Aufzeichnungen in erster Linie ein Unterhaltungsbuch machen wollen.

M. Wilhelm Meyer.

Zur englischen Literatur.

Drei englische Dichterinnen. Essays von H. Druskowitz. Berlin, Oppenheim. 1885. Gr. 8. 4 M.

Die fleißige Dame, der wir eine sehr hübsche und in jeder Hinsicht empfehlenswerthe Arbeit über Shelley verdanken, die auch in England sehr beifällig von der Kritik aufgenommen worden, hat sich diesmal drei hervorragende Dichterinnen gewählt, deren nähere Bekanntschaft sie dem deutschen Publikum zu vermitteln beabsichtigt. Es sind Johanna Baillie, Elisabeth Barrett-Browning und George Eliot, allerdings die drei bedeutendsten Dichterinnen der Victoria-Periode, welcher die erstere freilich nur mit Rücksicht auf ihre letzten Lebensjahre zugezählt werden kann, denn ihre Thätigkeit begann bereits 1790 und war bei der Thronbesteigung der genannten Königin schon abgeschlossen. Ob es der Mühe gelohnt hat, der Dichterin verfehlter Dramen, auch wenn sie die Bewunderung eines Sir Walter Scott erregt haben, einen Essay zu widmen und deren Gedächtniß für „Unkundige" aufzufrischen, ist zweifelhaft. Ueberhaupt scheinen mir deutsche Abhandlungen über fremdsprachliche Dichter von Ueberfluß und nur der Halbbildung und Oberflächlichkeit Vorschub zu leisten, welches letztere auch von Literaturgeschichten überhaupt gesagt werden muß, es sei denn, daß sie den Leser dazu anregen, zu den Autoren selbst zu greifen und ihre Werke zu lesen. Sonst kennt er diese doch nicht und trägt nur das für ihn werthlose Urtheil eines andern bei sich herum, was ihn zum Nachbeter macht, seine Bildung aber nicht wahrhaft zu fördern vermag. Und wir haben der Literaturgeschichten und Handbücher schon viel zu viele, als daß es wünschenswerth sein könnte, diese Art von Büchern, sei es in der einen oder der andern Form, vermehrt zu sehen.

Um jedoch von diesen allgemeinen Bemerkungen auf die vorliegende Schrift zurückzukommen, so kann man auch ihr wieder, wie dem Werk über Shelley, viel Gutes, wenn sie auch

für den Kundigen nichts Neues bringt, nachrühmen. Für letztern ist sie aber auch nicht bestimmt: vielmehr will ja Druskowitz die der englischen Sprache Unkundigen mit den bedeutendern Erzeugnissen der englischen Literatur bekannt machen; woraus es sich auch erklärt, daß sie ihre Proben oder Auszüge meist in deutscher, mehr oder minder gelungener Uebersetzung gibt. Daß sie selbst gründliche Studien gemacht und die Werke, über die sie spricht, gelesen hat, leuchtet aus ihren Urtheilen hervor, die man in den meisten Fällen unterschreiben kann.

Was George Eliot betrifft, so stimme ich mit der Verfasserin auch darin überein, daß die englische Dichterin über George Sand gestellt zu werden verdient, wenn man die Gediegenheit ihrer Werke in Bezug auf psychologische Charakterschilderung, Tiefblick in die Welt und die menschliche Natur wie die Weltanschauung überhaupt ins Auge faßt, wozu man noch den Humor hinzufügen muß, der George Eliot eigen ist, während George Sand den Vorzug der größern Wärme, der echtern Romantik und der gefälligern und bestrickendern Darstellung besitzt. George Eliot aber neben die andern beiden, in Deutschland so gut wie gänzlich unbekannten englischen Dichterinnen zu stellen und Analysen ihrer Werke zu geben, muß für verfehlt und überflüssig erklärt werden. Denn wer in Deutschland hätte nicht ihre Romane, sei es in der Ursprache oder Uebersetzung, gelesen, und wie viel ist nicht in der Presse über diese geschrieben worden! Druskowitz wollte ihr wahrscheinlich ihre Huldigung darbringen und hat demnach die so bekannte Dichterin neben jenen unbekanntern behandelt, statt etwa einer Miß Norton, Felicia Hemans oder Elisa Cook, deren jede sich eher hätte der Baillie und Barrett-Browning anreihen lassen, wenn sie auch an Bedeutung als Dichterinnen, dieses Wort in seinem weitern Sinn verstanden, nicht an sie heranragen. Im engern Sinn genommen, d. h. als Dichterin in gebundener Form, übertreffen alle obengenannten George Eliot bei weitem, und dürfte sie neben einer Barrett-Browning kaum genannt werden. Wer würde indessen mit der Verfasserin rechten wollen, wen sie sich zur Darstellung ausgewählt hat, wenn das Bild nur ein richtiges und gelungenes ist, und dieses Lob können wir im großen und ganzen den hier gelieferten drei Porträts immerhin zuerkennen.

David Asher.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den „Funfzehn Essays" von Hermann Grimm (erste Folge) liegt die dritte verbesserte und vermehrte Auflage vor (Berlin, Dümmler). Dieser neuen Auflage sind fünf Stücke als Anhang beigefügt worden, ferner zwei kleine interessante Essays über „Rafael's Gesichtsbildung" und „bunte Statuen", auch ein älterer Aufsatz über das luzerner Neujahrsspiel, der bereits vor dreißig Jahren entstanden ist, dem aber neuerdings von verschiedenen Seiten Beachtung zutheil geworden ist.

— Die bisjetzt erschienenen Nummern der „Deutschen Illustrirten Zeitung" (Berlin, Berliner Verlagscomptoir) zeigen einen mannichfachen Inhalt und gute Bilder; besonders ist die bisherige Porträtgalerie reich an scharf ausgeprägten Charakterköpfen. Die deutsche Residenz hat nun auch ihre illustrirte Zeitung, welcher indeß der Wetteifer mit den andern, besonders mit der altberühmten leipziger „Illustrirten Zeitung" und mit der sehr gut redigirten stuttgarter Zeitschrift „Ueber Land und Meer", nicht leicht werden dürfte.

Ausländische Literatur.

Eine gewiß in weitern Kreisen auch bei uns Interesse erregende Erscheinung ist das kürzlich erschienene Werk: „The Woman Question in Europe: a Series of Original Essays", herausgegeben von Theodore Stanton, nebst Einleitung von Frances Power Cobbe. Einer der besten Essays darin ist der, welcher die Geschichte der Wahlberechtigung der Frauen in England behandelt, von Mrs. Henry Fawcett, in welchem sie unter anderm sagt: „Wir sprechen von Frauen und der Wahlberechtigung der Frauen; nicht aber von der Frau mit einem großen Anfangsbuchstaben: das überlassen wir unsern Feinden", und dieser mäßige Ton kennzeichnet auch die übrigen Essays, die alles, was in den andern Ländern Europas in der Frauenfrage geschehen ist, geschickt und in wohlunterrichteter Weise zusammenfassen.

— In seinem neuesten Werke: „Outlines of Psychology, with especial Reference to the Theory of Education" hat der Verfasser desselben, James Sully, versucht, die neuen Lehren Weber's, Fechner's und Wundt's in Deutschland, Buccola's in Italien, Ribot's in Frankreich, Stanley Hall's und James' in Amerika und Galton's in England in ihrer Gesammtheit darzustellen und auf die Pädagogik anzuwenden; die Leistung wird jedoch vom „Athenaeum" für ungenügend erklärt.

— Dem praktischen Erziehungswesen ist auch ein anderes eben erschienenes Werk von C. Bird unter dem Titel „Higher Education in Germany and England" gewidmet. Der Verfasser, ein englischer Schullehrer, hat in seinen Ferien Stuttgart besucht, um das deutsche Schulwesen kennen zu lernen, und theilt nun in dieser Schrift seine Erfahrungen zu Nutz und Frommen englischer Pädagogen mit. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, ist sein Urtheil etwas einseitig ausgefallen; in der Bewunderung dessen, worin das deutsche Schulwesen das englische übertrifft, hat er die Vorzüge des englischen, namentlich was die physische Erziehung anbetrifft, ganz übersehen.

— An biographischen Werken ist die neueste englische Literatur ganz besonders reich. Wir heben die bedeutendsten davon heraus. In der Sammlung der „Philosophical Classics" sind erschienen: „Leibniz" von J. T. Merz und „Vico" von Professor Flint, natürlich mit Darstellung der Lehren dieser Philosophen. In der Sammlung der „English Men of Letters": „Bacon" von Dean Church, „Coleridge" von John Morley und „Fielding" von A. Dobson.

Theater und Musik.

Ein neues Trauerspiel von Ernst von Wildenbruch: „Christopher Marlowe", ist am berliner Hoftheater mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden. Ein Theil der Kritik tadelt die Wahl des Helden, jener leidenschaftlich wüsten Dichternatur, deren Untergang zuerst Ludwig Tieck in seiner bekannten Novelle

„Dichterleben" geschildert und dem Aufgange des Shakspeare'schen Dichtergestirns gegenübergestellt hat. Jedenfalls hat Wildenbruch die Anregung zu seinem Schauspiele jener Novelle entnommen. Denn auch bei ihm ist ein wichtiges Motiv wenigstens für die dichterische Beleuchtung des ganzen Werks jener Gegensatz zwischen dem glorreich auftauchenden neuen Genie und der im Verfall begriffenen wüsten Genialität; ja einzelne Kritiker haben den Dichter gerade deshalb getadelt, daß er diesen Schriftstellerneid zu einem der hervorragendsten Charakterzüge des Helden gemacht hat. Christopher Marlowe ist eine Gestalt, welche mit unserm Günther sowie mit einigen der Stürmer und Dränger, wie Lenz, eine augenfällige Aehnlichkeit hat. Die Handlung, welche Wildenbruch der Tieck'schen Novelle nachgedichtet hat, dreht sich um Liebeshändel, um eine Entführung und den damit verknüpften Tod des Helden durch Archer. Es gibt übrigens wüste Dichternaturen, die ebenfalls an Größenwahn leiden, aber sympathischer sind als dieser Marlowe, der seinem väterlichen Wohlthäter gegenüber den schnödesten Undank zeigt. Dramatische Helden, deren künstlerische Leistungen doch auf Treue und Glauben hingenommen werden müssen, können, wenn sie nicht von weltgeschichtlicher Bedeutung sind, sich auf der Bühne nur schwer legitimiren; die Liebe eines Mädchens reicht zu solcher Legitimation nicht aus — und so kommt der Unglaube an das Genie, das der Poet für sich in Anspruch nimmt, zu der misliebigen Kritik seiner Handlungsweise hinzu. Wildenbruch's Trauerspiel hat aber die Vorzüge seiner meisten Werke: einen leidenschaftlichen Schwung der Sprache, der freilich in diesem Stücke bisweilen seine Anlehen bei den nicht immer geschmackvollen Hyperbeln der altbritischen Dramatik macht, und eine Architektonik des Aufbaues, welche der theatralischen Wirkung sicher ist.

— Es war ein Act internationaler Pietät, wenn man so sagen darf, daß das Burgtheater in Wien ein Drama des jüngst verstorbenen Iwan Turgenjew, „Natalie", zur Aufführung brachte, welches Eugen Zabel für die deutsche Bühne übersetzt hat. Die Novellen des russischen Dichters zeigen bei ihrer scharfen und geistvollen Charakteristik und culturhistorischen Bedeutung, bei ihrer vorzüglichen psychologischen und Stimmungsmalerei doch eine oft fragmentarische und wenig ineinandergreifende Composition, sodaß man gegen ein Drama von Turgenjew von vornherein gerechtfertigte Bedenken hegen mußte, da die Novelle sich eher aus den Zola'schen lambeaux des Lebens zusammensetzen kann, das Drama aber doch für seine Wirkung eine künstlerische Gruppirung und Steigerung verlangt. „Natalie" hat denn auch nicht den Erwartungen der Freunde Turgenjew's entsprochen: es ist vom Publikum des Burgtheaters abgelehnt worden, trotz der vorzüglichen Darstellung der Titelrolle durch Frau Wolter. Die Heldin ist eine dicht an der Schwelle des Ehebruchs stehende femme incomprise, die Frau eines reichen Gutsbesitzers, die zu einem jungen Lehrer ihres Kindes eine leidenschaftliche Neigung hegt. Dieser Lehrer, ein Don Juan wie die Helden von Spielhagen, gewinnt auch noch die Liebe der siebzehnjährigen Pflegetochter. Es ist also ein Stück nach der pariser Schablone; in den zahlreichen Monologen zeigt sich der Novellist, der das innere Seelenleben mit Behagen auszumalen sucht, aber ohne dem fortdrängenden Geiste dramatischer Handlung gerecht zu werden.

— Das Drama „Frau Susanne", ein gemeinschaftliches Werk von Paul Lindau und Hugo Lubliner, hat am Deutschen Theater in Berlin einen getheilten Erfolg gehabt. Am ersten Abend siegte der Beifall besonders nach dem sehr geschickt componirten vierten Act; doch scheint das Stück an der Bühne keine Dauer gefunden zu haben; die beiden Dichter ergänzen sich wol nicht in der für den Erfolg eines solchen Stücks günstigsten Weise. Wie alle Stücke Hugo Lubliner's spielt auch dieses in kaufmännischen Kreisen und hat eine kaufmännische Katastrophe. Der Stoff ist wol auf das Conto Lubliner's zu setzen. Die eigentliche Pointe des Stücks beruht darauf, daß eine junge schöne Frau ihren Gatten von der Unterzeichnung eines Contracts mit einer Schwindelgesellschaft zurückzuhalten sucht und dabei ihre ganze Liebenswürdigkeit und Drolerie entwickelt. Der Bankrott des Gatten freilich ist nicht wieder gut zu machen: doch nach einigen Misverständnissen, die dramatisch nicht schwer ins Gewicht fallen, theilen beide ein gemeinsames bescheidenes Los.

Bibliographie.

Albret-Mioffens, Susanne Baronin v., Tagebuch aus den Jahren 1548 bis 1572. Herausgegeben von E. Wackerhagen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1884. 8. 8 M.

Bergün, H., Die junge Frau. Roman. 2 Bde. Leipzig, Wartig's Verlag. 1884. 8. 5 M.

Beyttenmiller, T., Tempelhalle christlicher Lyrik. Eine Auslese religiöser Gedichte. Mit 18 Illustrationen und 4 Bildnissen. Stuttgart, Hänselmann. 1884. 8. 6 M.

Bleibtreu, K., Kraftkuren. Realistische Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Bley, F., Moderne Kunst. Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der münchener, berliner und pariser Ausstellungen im Jahre 1883. Mit Illustrationen in Holzschnitt, Radirung und Heliogravure. Leipzig, Seemann. 1884. Gr. 4. 20 M.

Brauns, C. W. E., Die alte Mühle. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 8 M.

Bülow, Margarethe v., Novellen. Mit einem Vorwort von J. Schmidt. Berlin, Hertz. 8. 5 M.

Cumberland, S. C., Besucher aus dem Jenseits. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eck, J., Samuel Heinike als Kämpfer für die Entwicklung der Volksschule. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Figdor, S., Parlamentswissenschaft. I. Die parlamentarische Taktik. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Fischbach, F., Rafael und Cornelius. Vortrag zur Feier des Centenariums gehalten. Basel, Schwabe. Gr. 8. 1 M.

Friedrichs, H., Erloschene Sterne. Mit einem Prolog von W. Kaden. Leipzig, Friedrich. 1884. 12. 2 M.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 45ste Lfg. 2te Abtlg.: Geschichte Oesterreichs. Von A. Huber. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 11 M.

Görres, G., Marienlieder, zur Feier der Maiandacht gedichtet. Rom im Mai 1842. Osnabrück, Wehberg. 16. 75 Pf.

Greger, J., Die Provinz Buenos Aires in der Argentinischen Republik (Südamerika). Mit Abbildungen. Basel, Birkhäuser. 8. 50 Pf.

Haidheim, L., Im tiefen Forst. Roman. 3 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. 8. 12 M.

Hartmann, B., Das volksthümliche deutsche Kinderlied. Ein Beitrag zur Würdigung und Wiederbelebung desselben. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 8. 1 M.

Juncker, E., Ihr Roman. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Der einsame König und seine Leute. Nach den Papieren eines jüngst Verschollenen herausgegeben von K. v. R. 3ter Tl.: Ein zweiter Tasso. Oranienburg, Knorr. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Salis, A. v., Agrippa d'Aubigné. Eine Hugenottengestalt. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. 13ter Bd. 2tes u. 3tes Hft.: Die Darstellung des Schmerzes in der Plastik. Von G. Portig. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schlözer, K. v., Aus Dur und Moll. Concertstücke ohne Noten. Mit 54 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von P. Klette, H. Prell, R. Scholz und einer Radirung von M. Klinger. Berlin, Stilke. Gr. 8. 5 M.

Schmitz, M., Luise, Großherzogin von Baden. Mit Titelbild. Wolfenbüttel, Zwißler. 1884. 8. 50 Pf.

Seidl, F. X., Zum Andenken. Ein neues Liederbuch. Regensburg, Coppenrath. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Stockhorner, O. v., Ums Nordkap. Eine Sommerfahrt. Mit 3 Ansichten in Lichtdruck. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M.

Thun, J. Graf v., Vater und Sohn. Nach General Baron Ambert aus dem Französischen übersetzt. Mainz, Kirchheim. 1884. 8. 2 M.

Trinius, A., Märtische Streifzüge. Neue Folge. Oestlich von Berlin — Im Lande Lebus — Spree-Landschaften — An der Nuthe — Havel-Landschaften. Berlin, Schmidt u. Sternaux. 8. 4 M. 50 Pf.

Geographische Universal-Bibliothek. Nr. 1: Die Zukunft der Kongo- und Guineagebiete. Von J. Falkenstein. Weimar, Geographisches Institut. 1884. 16. 20 Pf.

Vesta. Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Herausgegeben von Elise Polko. 5ter Jahrg. Mit Illustrationen berühmter Meister. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 5 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Die Tochter des Majors. Familien-Roman. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 3 M.

Walling, G., Von Lenz zu Herbst. Dichtungen. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 5 M.

Wesing, C., Einsame Herzen. Novelle. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 349 bis 355.

Deutscher Reichstag. — Die Franzosen und Oesterreich-Ungarn. — Beiträge zur Börsensteuer. (I.) — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die Stellung der Parteien zur überseeischen Politik.

Architektonik der altchristlichen Zeit. — Gott und Seele. Von M. Carriere. — Wandlungen in der Weltwirthschaft und Weltpolitik. Von Dr. A. Peez. (I/III.) — William Dunbar. Von F. Dahn. — Neue Actenstücke zur deutschen Colonialpolitik. (II/III.) — Aus der neuesten Romanliteratur. Von A. Horawitz. — Die Erhaltung der Denkmäler. Von G. Dehio. — „Dree Wiehnachten.“ — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Ein neues Reisewerk über Rußland. Von Fr. von Hellwald. — General Fleury. (Nekrolog.)

Zulässigkeit des Rechtsweges in Betreff des Reichsstempelgesetzes vom 11. Juli 1881. — Der Kampf ums Dasein im Bankgeschäft.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section (H—N). 36. Theil. (**Khorsabad — Klein, Jul. Leop.**)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

In diesem Bande sind besonders hervorzuheben die Abhandlungen über **Kirche** und die mit „Kirche“ zusammengesetzten Worte (von Prof. **Pünjer**, Prof. **Hinschius** u. a.); sie erstrecken sich über 17 Bogen, den dritten Theil des ganzen Bandes einnehmend.

Das berühmte Werk ist in der Ersten Section (A—G), die 99 Theile umfaßt, vollständig; die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 36. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu 6 M., von mehr als 50 Theilen zu 5 M., von mehr als 100 Theilen zu 4 M.

Weser-Zeitung.

Die politisch unabhängige und selbständige Haltung unseres Blattes ist ebenso allbekannt, wie die objective und unparteiische Berichterstattung. Namhafte Kräfte stehen ihr zu Gebote, um den Gang der politischen Ereignisse mit sachkundigen Leitartikeln zu begleiten. Das Feuilleton der Weser-Zeitung bringt eine grosse Fülle gediegener wissenschaftlicher und belletristischer Aufsätze.

Ganz besonders machen wir auf die gegen Ende v. J. **neu eingerichtete Extra-Morgen-Ausgabe** der Weser-Zeitung aufmerksam, welche die **Nachts** eintreffenden ausführlichen und zuverlässigen **amerikanischen Telegramme** der **Bremer Baumwollbörse** und **Bremer Petroleumbörse** enthält und mit den geeignetsten Frühzügen zur Versendung gelangt. Da kein anderes deutsches Blatt dieses einzig in seiner Art dastehende Material bringen kann, so wird die Weser-Zeitung für Geschäftsleute der erwähnten Branchen dadurch geradezu unentbehrlich. Auch der übrige merkantilische Stoff der Weser-Zeitung, dessen Specialität der auswärtige Waarenhandel ist, hat in letzter Zeit wieder bedeutende Erweiterung und Vervollkommnung erfahren.

Abonnementspreis vierteljährlich **7** M. bei allen Postanstalten.

Inserate finden durch die Weser-Zeitung wirksamste Verbreitung. Preis der Petitzeile oder deren Raum **nur** 25 Pf.

Bremen, December 1884.

Expedition der Weser-Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern auf:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1885. In monatlichen Heften. Preis vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

„Unsere Zeit“, eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, bringt zeitgeschichtliche Aufsätze, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, Aufsätze über Volkswirthschaft und Verkehrswesen ꝛc.

Das soeben erschienene erste Heft des neuen Jahrgangs 1885 ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

O Polsce

napisał

Generalfeldmarszałek Hr. Moltke.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Der in vieler Hinsicht höchst interessante Essay des Generalfeldmarschalls Graf Moltke über Polen, vor kurzem durch eine deutsche Zeitschrift veröffentlicht, liegt hier vollständig in polnischer Uebersetzung vor, die mit Zustimmung des Verfassers unternommen wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 8. Januar 1885.

Inhalt: Ein neuer Roman von George Taylor. Von Albert Weigert. — Deutsche Geschichte. Von Hans Prutz. — Musikliteratur. — Ein Beitrag zur Natur- und Culturgeschichte. Von Moritz Willkomm. — Ein altindisches Lehrbuch der Lebensweisheit. Von Reinhold Ortmann. — Ein lyrisches Trifolium. Von Eduard Maria Schranka. — Vermischte Schriften. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein neuer Roman von George Taylor.

Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung von George Taylor. Leipzig, Hirzel. 1884. 8. 8 M.

George Taylor's dichterische Muse schafft stets in großem Stile; weiteste Perspectiven beleuchtet er in dem kräftigen und schwungvollen Fluge seiner Phantasie, und weit über die persönlichen Momente des einzelnen Menschenherzens hinaus reichen die Impulse in den Handlungen seiner Romane. So ist auch in „Jetta" nicht allein die Rede von Freude und Leid, von Blühen und Welken des Einzeldaseins. War in des Dichters erster Schöpfung, im „Antinous", der Kampf zwischen Christenthum und Göttercultus der Angelpunkt der Handlung; sahen wir in der „Klytia" jenen wüsten Streit zwischen Renaissance und Reformation in Deutschland wüthen: so führt uns nun „Jetta" in die Zeit der Völkerwanderung, in das 4. Jahrhundert, wo am Rhein und Neckar die Uebermacht des Römerthums für immer zu Grunde ging, gebrochen durch die sich noch elementar geltend machende Kraft der Germanen.

Hochinteressant ist hier der historische Hintergrund, und meisterhaft hat in großen Zügen der Dichter gestaltet, was die Forscher festgestellt. Allerdings ist nur wenig Thatsächliches überliefert von Valentinian's I. Kämpfen wider die Alemannen, vielleicht haben einzig die Annalen des Geschichtschreibers Ammianus Marcellinus dem Dichter George Taylor als spärliche Quelle gedient; aber das Wenige, das er hier gefunden, ist ausgiebig poetisch verwerthet und gibt der Handlung, die sich auf dem sorgfältig ausgearbeiteten culturhistorischen Hintergrund abspielt, einen positiven Inhalt. Wir haben bewundernd anzuerkennen, mit welch geringen Mitteln uns in der „Jetta" Geschichte geboten wird, und nicht nur der Phantasie des Poeten, die das einfache Thatsächliche zu vielbewegtem Leben umzudichten wußte, sondern auch seinem Gestaltungsvermögen, das dem Gehalt und den Merkmalen jener Zeiten wirkliche Träger von Mark und Blut geschaffen hat, gebührt unbedingtes Lob. Wir finden uns in die Zeit der Dichtung versetzt nicht nur durch den Rahmen, der uns in künstlerischer Vollendung geboten wird, nicht nur durch die Staffage, deren zweifellose geschichtliche Wahrheit uns überall stimmungsvoll anmuthet, sondern auch durch die Menschen selbst, gleichviel ob es Römer oder Alemannen sind, an die wir glauben können, nicht allein weil sie richtige Costüme tragen und charakteristisch sich bewegen, sondern weil sie in überzeugender Totalität vor uns treten, echten Geistes und mit echtem Gefühl. George Taylor überragt sowol Georg Ebers wie Felix Dahn, obschon auch er von der Gefahr des Zuviel sich nicht gänzlich frei zu halten weiß, obgleich auch bei ihm die Ueberwucherung des Philologischen über das Epische hier und dort die dichterische Wirkung wesentlich schmälert.

Ob bei dem Helden der Handlung, dem Alemannen Rothari, dem Sohne des Gaukönigs Vadomar, die unbestimmten Andeutungen des Ammian über den Alemannenhäuptling Hortari, der in römische Dienste getreten war und später, des Verraths an der römischen Sache geziehen, zur Strafe verbrannt wurde, dem Verfasser vorschwebten, könnte uns dieser nur selbst verrathen; sicher ist, daß Rothari im wesentlichen als frei geschaffene, aber vorzüglich gelungene Gestalt vor uns tritt. Schon sein erstes Erscheinen an der Seite des Comes Arator, eines ruhmreichen römischen Feldherrn, des Vaters von Jetta, der Titelheldin des Buchs, zeigt ihn in charakteristischer Plastik:

> Um so einfacher war die germanische Hünengestalt neben ihm angethan. Der Mantel von Rauchwerk, über den der zurückgeschlagene Wolfshelm gleich einer Kapuze herabfiel, der feste

Lederwams und die schweren Soldatenschuhe mochten bei dieser Maihitze wärmer sein, als eben angenehm. Der Träger, eine hohe Jünglingsgestalt mit goldblondem Haar und lichten blauen Augen, schien das nicht zu empfinden, und wenn er seinen Schritt anhielt und sich auf seine lange Lanze stützte, in die Gedächtnißzeichen zahlreicher Schlachten eingeschnitten waren, so geschah es aus Rücksicht auf den neben ihm schreitenden ältern Begleiter, dem das Reden beim Steigen oft schwer ward. Der greise Feldherr schaute dann dankbar den jüngern Genossen an, denn der Germane hatte freundliche Augen, in die man gern sehen mochte. Ihm hatten die Götter des alemannischen Waldes nur liebliche Runen ins Antlitz geschrieben, kindliche Heiterkeit, die eine unverdorbene Jugend bedeutet, und das mädchenhafte Farbenspiel des rasch bewegten Blutes, das ihm die Wange jungfräulich färbte, wenn er Widriges hörte, sodaß ihn der Zorn nur verschönte, nicht verzerrte wie manchen andern Mann.

Rothari's Werben um Jetta findet volltönende dichterische Darstellung. Der Kampf in ihm zwischen Verstand und Herz, den Resultaten des Denkens und der Sehnsucht des erhitzten Blutes, ist tief ergreifend, während die Scene, in der er ihr zu eigen wird, gerade in ihrer kraftvollen Kürze gleichsam dramatisch ausklingt:

Sie neigte ihr Haupt und sagte: „Unsere Sterne wandeln harmonisch dieselbe Bahn, unsere Namen geben gelöst und gebunden dieselbe heilige Zahl, sie gehören im Rade des Lebens der Seite des Lichts.“ — „Und andere Gründe hast du nicht, Rothari's Gattin zu werden?“ sagte er schmerzlich. — „Unbarmherziger Mann“, rief sie, „so muß ich es dir denn ausdrücklich sagen, was einer Jungfrau so schwer zu sagen ist“, und sie reichte ihm die weiße, weiche Hand und blickte ihm mit feucht glänzendem Auge ins Angesicht: „Und wenn dein Stern in den Abyssos führte und dein Name mich den Dämonen weihte — wenn du nur ein Römer sein willst, so bin ich dein.“ Da preßte er sie selig an sich, und in dem Himmel, der in dieser Stunde sich aufthat, gingen alle Zweifel unter, die ihn seit der ersten Begegnung über ihren magischen Büchern gequält.

Wundersam wirkt es jedoch, wenn wir Rothari, den kriegerischen Alemannenhäuptling, wohlvertraut finden mit pythagoräischen Sätzen, mit den Lehren des Plato, und sehen, daß er verständnißvoll zuhört, wenn Jetta ihre mystische Wissenschaft ihm kündet. Abgesehen davon, daß diese Gelehrsamkeit uns nicht zu der jugendlichen Heldengestalt Rothari's zu passen scheint, so wird auch hierdurch dem Conflict, der sich naturnothwendig aufthun muß zwischen ihm und Jetta, ein Theil seiner Schärfe geraubt.

Jetta, die wunderschöne Tochter des Comes Arator, verkörpert einen dichterisch ausgebildeten Dualismus, der von Anfang an uns lebhaft fesselt. Im Grunde ist Jetta die liebende, sich sehnende Jungfrau, wie sie später die zärtlichste Mutter, die treueste Gattin ist; aber auch lodernder Römerstolz ist ein Theil ihres Wesens, und mit Herz und Seele ist sie die Anhängerin römischer Cultur in deren üppigster Blüte. Ihr kraftvoller Sinn konnte nicht Genüge finden in einem stillen, sinnenden Mädchendasein — so gerieth sie, weil Thaten ihr versagt blieben, in die Irrgänge der Mystik, so erwarb sie jene transscendentale Wissenschaft, aus der Harmonie der Zahlen die Welt zu erklären. Rothari, der gigantische Germane einfachen Sinnes, jeder Zoll ein Krieger, der in seiner Tapferkeit und seiner physischen Kraft die triftigsten Gründe seines Manneswerthes findet, und Jetta, die stolze Römerin, vertraut mit den extremsten Erscheinungen der Cultur und der Bildung ihres Volks — die beiden konnten in dem germanischen Blockhause, das Rothari anstatt einer römischen Villa, wie Jetta sie gewünscht, als eigenen Herd errichtet, nicht lange verständnißinnig miteinander leben; der Conflict mußte kommen und mußte unlösbar werden. Wir hören Jetta seufzen:

Wo ist jene Jetta, die an der Spitze des Jagdzugs mit Rothari auszog und die die Soldaten im Lager mit ihren Rufen begrüßten! Er hat mich vom Triumphwagen herabgestürzt und mich zur Magd entwürdigt. Das war es nicht, was er mir versprach, als ich ihm bei dem Marmorbrunnen mein Herz gab. Damals wollte er ein Römer sein — und nun? Wie lange wird es noch währen und er fordert, daß auch ich mein Haar in einem zwiebelförmigen Knoten auf dem Haupt festbinde und in das ärmellose Kleid seiner germanischen Weiber schlüpfe, und habe ich mich auch darein gefügt, so wird er mir einige alemannische Nebenweiber geben, wie es die Sitte ihrer Häuptlinge ist, bis ich als alte Sklavin im Hause ende. Das alles wäre nur das folgerichtige Ende seines Treubruchs. Wie gleißnerisch versprach er mir, als Römer zu leben, und schleppte mich statt dessen hierher in ein Blockhaus. Als Feldherr des Augustus zieht er aus und kehrt als Häuptling der Barbaren wieder. Ihre Sprache zu lernen zwang er mich schon, obwol sie den Lauten der Thiere ähnlicher ist als denen der Menschen.

Während Rothari fühlt:

daß ein so zielbewußtes und stolzes Wesen wie Jetta ihn nicht zu beglücken vermöge. Der Tapfere wünschte sich ein Weib, um es zu schützen, eine Frau, die gestützt sein wollte und der Stütze bedurfte. Auch ehren wollte er sie und anbeten, aber sie sollte das nicht als ihr Recht verlangen, wie Jetta. Sie mochte eine Gattin sein, aber nicht eine Göttin, die Orakel gab, sondern die durch ihren Liebreiz wirkte und dem Hause in der Stille Glück brachte gleich den Penaten. Von dem allen war Jetta das Gegentheil. Ihre Nähe bedrückte ihn, weil er sie keinen Augenblick vergessen sollte.

Und dennoch, als durch die Hinterlist Valentinian's Rothari zum Sterben gebracht war, da lispelt seine schon gebrochene Stimme:

„Jetta, mein treues Weib!“ — „Oh, mein Gatte, du hast mir verziehen?“ rief sie mit einem Tone, aus dem durch tiefen Schmerz alles Glück der Seligen klang. Er winkte mit der Hand, ihr Haupt näher an seine Lippen zu bringen.

Jetta war dann an der Leiche des gemordeten Gatten vom Schmerz gebrochen niedergesunken.

Sie lag hier einsam und verlassen. Ihr Kind todt durch ihre Hand, zerstückt noch im Tode. Ihr Gatte erschlagen, ihr Vater Mörder ihres Gatten, ihre Freunde Verräther, Mordgenossen, verflucht von dem letzten Worte ihres Gemahls. . . . Sie war allein, in schauerlicher Einsamkeit allein. Sollte sie mit all dem Leide ein Ende machen? Aber die Fülle jungen Lebens, die in ihr war, scheute vor dem Tode zurück, und ihr thatkräftiger Geist sah auch jetzt noch einen Lebenszweck, und der hieß Rache. Die furchtbaren Schläge der letzten Stunden hatten in der Harfe ihres Gemüths alle Saiten gesprengt, die Harmonie war dahin, aber eine Saite gab noch einen Ton und der hieß — Rache!

Und nun kommt ein Epilog zu dem Ganzen, den man

füglich „der Römer Noth" nennen könnte; aber der Composition in ihrer Totalität gereicht dieses Nachspiel nicht zum Vortheil: es ist zu lang, und die so poetisch eigenartig gebildete Jetta ist plötzlich zur uns wohlbekannten Kriemhild geworden, wie diese mit ihrer Rache das eigene Volk heimsuchend, weil aus ihm die Mörder ihres Gatten erstanden waren.

Ueberhaupt können wir neben den vielen Schönheiten des Buchs große Compositionsmängel nicht verkennen. Wir fühlen uns bedrückt durch die Fülle des Wissenswerthen, welches in die Dichtung verwoben ist; wir möchten, episch angeregt, von Scene zu Scene eilen und werden fort und fort aufgehalten durch Mittheilungen, Schilderungen und Beschreibungen, die wir wol schätzen, aber häufig nicht am Platze finden. Auch gar zu viel Blutgeruch entwickelt sich aus der Handlung, und nirgends, außer vielleicht bei der naiven Bissula und ihrem Haustyrannen Ausonius, episodisch gehaltenen Figuren, können unsere erregten Sinne auf kurze Zeit ausruhen. Gemildert wird der Eindruck des Ermüdenden, dessen wir uns schließlich nicht erwehren können, durch den stets schönen polyphon wirkenden Stil, der doch nicht überladen ist, sondern klar und fließend bleibt. Und so wenden wir uns von „Jetta" mit der erneuten Ueberzeugung der hervorragenden dichterischen Bedeutung des Professor Hausrath, des Poeten George Taylor.

Albert Weigert.

Deutsche Geschichte.

1. Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Sechste Reihe: Germanische Studien. Berlin, Janke. 1884. Gr. 8. 7 M.

Das germanische Alterthum ist seit einer langen Reihe von Jahren die eigentliche Domäne des Historikers Dahn: die „Könige der Germanen", die „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" in der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" und die „Geschichte der deutschen Urzeit" in der Heeren-Ukert-von Giesebrecht'schen „Staatengeschichte" behandeln sämmtlich dieses Thema, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, einander doch vielfach berührend und stellenweise wiederholend. Dazu kommt ferner die von Dahn besorgte neue Auflage von Wietersheim's „Geschichte der Völkerwanderung". Es wird sich nicht leicht noch ein Beispiel dafür finden lassen, daß ein Geschichtschreiber einen und denselben Stoff so oft behandelt und doch, abgesehen von dem Fortschritt der Forschung und der Vertiefung desselben auch in Einzelheiten, nicht nur hier und da noch etwas Neues darüber zu sagen weiß, sondern auch in Bezug auf die Frische der Darstellung und das Interesse, das er seinen Lesern einzuflößen versteht, keine Abschwächung erkennen läßt. Jetzt bietet uns Dahn in dem sechsten Bande seiner als „Bausteine" bezeichneten „Gesammelten kleinen Schriften" dreißig einzelne Abhandlungen, die ebenfalls sämmtlich auf das germanische Alterthum Bezug haben. Ob der Wiederabdruck all dieser Stücke durch die Sache geboten war, möchten wir bezweifeln. Zunächst glauben wir, daß Bücherbesprechungen von anderthalb Seiten doch eigentlich nur in ganz vereinzelten Fällen den Anspruch erheben können, in dieser Weise der literarischen Unsterblichkeit theilhaftig zu werden: solche aber stellen zu der vorliegenden Sammlung ein beträchtliches Contingent, und ohne dem Verfasser oder den von ihm besprochenen Autoren und deren Werken zu nahe treten zu wollen, haben wir darunter keine finden können, die von jener allgemeinen Regel ausgenommen zu werden verdienten. Solche Artikel aber, wie Dahn sie über den gothischen Geschichtschreiber Jordanes, über die Westgothenkönige Leovigild und Kindaswinth und über den Langobardenkönig Liutgard für die „Allgemeine Deutsche Biographie" geliefert hat, sind allen, die ihrer bedürfen, in jenem großen Sammelwerk bequem zugänglich, während sie in der durch ihre ursprüngliche Bestimmung bedingten knappen Form sich in dieser ganz anders gearteten Umgebung befremdlich ausnehmen. Noch mehr gilt das von seinen Skizzen „Altgermanische Uebervölkerung und Auswanderung" und „Germanisches Waffenhandwerk", welche den erläuternden Text zu den bekannten Bildern von Johannes Gehrts geben, daher ohne diese natürlich fast gegenstandslos erscheinen. Diejenigen von den hier vereinigten Ausführungen Dahn's, welche Fragen von allgemeinem Interesse und wissenschaftlichem Werth behandeln, sind ihren Ergebnissen nach längst verwerthet und mit den betreffenden größern Werken Dahn's ein Gemeingut der Gebildeten geworden, zum Theil ja auch schon anderweitig durch Separatabdrücke weiter verbreitet, sodaß wir nicht völlig im Klaren sind, für welchen Leserkreis eigentlich diese neue Sammlung berechnet sein soll. Indessen legt ihr bunter und doch durch eine geistige Einheit zusammengehaltener Inhalt Zeugniß ab von der Unermüdlichkeit und Emsigkeit, mit welcher Dahn seine altgermanischen Studien allezeit getrieben hat.

2. Allgemeine Deutsche Biographie. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Lieferung 95. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. In Lieferungen zu 2 M. 40 Pf.

Das im großartigsten Stil angelegte und in wahrhaft monumentaler Weise ausgeführte nationale Werk der „Allgemeinen Deutschen Biographie", die zu den ersten Unternehmungen gehört, welche die von König Maximilian II. von Baiern gestiftete Historische Commission bei der münchener Akademie der Wissenschaften auf Anregung Leopold Ranke's ins Lebens rief, ist unter der bewährten Leitung Wegele's

und Liliencron's in unausgesetzt eifrigem Fortschreiten begriffen geblieben und hat sich eine ebenso weite Verbreitung wie allgemeine Achtung und Anerkennung auch über die Kreise der Fachgenossen hinaus erworben. Mit der unlängst erschienenen fünfundneunzigsten Lieferung ist der neunzehnte Band zum Abschluß gekommen, der die Artikel von Littrow bis Lysura umfaßt und eine Fülle der Anregung und Belehrung aus allen Gebieten der Wissenschaften darbietet. Von umfänglichern Artikeln heben wir folgende hervor: „Lombard" von H. Hüffer, „König Ludwig der Deutsche" von Mühlbacher, „Ludwig der Baier" von Riegler, „Königin Luise" von P. Baillen, „Luther" von Köstlin. Bemerkt sei noch, daß die Mitarbeiterliste etwa sechshundert Namen aufweist. Mit der inzwischen erschienenen sechsundneunzigsten Lieferung hat der Buchstabe M bereits begonnen (Maaß bis von Mamula).

3. Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. von Harry Breßlau. Zweiter Band: 1032—1039. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. 13 M. 60 Pf.

Dieser zweite Theil der Breßlau'schen Monographie über den ersten deutschen Kaiser aus dem salischen Hause schließt sich dem früher in d. Bl. besprochenen ersten in jeder Hinsicht würdig an. Der Anlage und Bestimmung der „Jahrbücher" entsprechend handelt es sich auch hier nicht um eine auf ein weiteres Publikum berechnete historische Darstellung, sondern um eine zunächst an die Fachgenossen sich wendende, mit strenger Methode durchgeführte gelehrte Forscherarbeit, welche, das gesammte Quellenmaterial für alle Einzelheiten kritisch prüfend, den Stand unserer beglaubigten Kenntniß der betreffenden Ereignisse, soweit möglich, abschließend fixiren will. Damit hängt es auch zusammen, daß die Form der Darstellung in den „Jahrbüchern" obligatorisch ist — die annalistische. Mit aller Strenge ist dieselbe freilich nicht durchzuführen und auch von Breßlau nicht durchgeführt worden. Gerade die sachlich lehrreichsten und lesenswerthesten Abschnitte durchbrechen diese Schranke, die mit einer künstlerisch abgerundeten und formell ansprechenden Darstellung auch nicht wohl vereinbar ist, nämlich die des Neuen viel bietende Schilderung der Entwickelung Ober- und Mittelitaliens von 1027—36 und Unteritaliens von 1027—38, und dann der letzte Abschnitt, der einen zusammenfassenden Rückblick auf die Regierung Konrad's II. gibt. Den Schluß bilden sehr umfängliche wissenschaftliche Beilagen, in denen verschiedene Einzelfragen kritisch erörtert werden.

4. Geschichte des deutschen Volks in Staat, Religion, Literatur und Kunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Georg Hoyns. Erster Band: Bis zur Regierung Otto's des Großen. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 9 M.

Ein neuer Versuch, die deutsche Geschichte in einer dem gebildeten Publikum zusagenden und dabei wissenschaftlich sicher fundirten Form und unter Einhaltung mäßiger räumlicher Grenzen zu erzählen. Ob derselbe bessern oder wenigstens bleibendern Erfolg haben wird als seine Vorgänger, müssen wir für heute noch dahingestellt sein lassen; doch dürfen wir dem Verfasser bezeugen, daß er seine Aufgabe nicht blos, was man so nennt, am rechten Ende, sondern auch im übrigen mit unverkennbarem Geschick angreift. Er stellt, wie schon der Titel erkennen läßt, den allgemeinen culturgeschichtlichen Standpunkt obenan und will ein Bild geben von der gesammten Entwickelung unsers Volks, und zwar so, daß er dieselbe in ihren verschiedenen Seiten als eine lebendige Einheit auffaßt, die sich nur im Wechsel der Zeiten bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete mehr äußerte und bethätigte. Dem entsprechend verzichtet er darauf, eigene Forschung zu geben, und sieht seine Aufgabe in der Zusammenfassung der Resultate zu einem Gesammtbilde, das dieselben dem Volke zu fruchtbarem Besitz vermitteln soll. Deshalb kann es natürlich auch nicht seine Absicht sein, in den Einzelheiten erschöpfend zu werden, sondern er beschränkt sich von vornherein darauf, aus der unendlichen Fülle des Details nur das für das Verständniß durchaus Nothwendige herauszuheben. Den Maßstab aber für das, was zu bieten sei, hat er nicht aus seiner Arbeit über den Gegenstand entnommen, sondern einzig aus der Erwägung, was der Leser wissen will und wissen muß, um sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Der vorliegende Band, welcher bis zum Beginn der Regierung Otto's I. reicht, gliedert seinen Stoff in vier Bücher. Das erste Buch schildert die Entwickelung der germanischen Welt bis zum Untergang des römischen Reichs: in ihm nimmt natürlich die Darstellung der Gesellschafts- und Staatsordnung, der religiösen Vorstellungen und des sonstigen Lebens der alten Germanen den größten Raum ein. Im wesentlichen wird der heutige Stand der Forschung richtig wiedergegeben: aufgefallen ist uns, daß der Verfasser noch an der alten Vorstellung von einer wirklichen Völkerwanderung festhält, die man doch im allgemeinen heute aufgegeben hat, und daß er dieselbe, ebenfalls veralteter Vorstellung folgend, mit dem Einbruch der Hunnen ihren Anfang nehmen läßt. Auch was er in Bezug auf mythologische Elemente der deutschen Kaisersage äußert, ist nach den bekannten Untersuchungen von G. Voigt, von Zscheschwitz, Röhricht u. a. über diesen Gegenstand hinfällig geworden. Das zweite Buch behandelt die germanischen Reiche bis auf Karl den Großen, wobei wiederum den für diese Uebergangszeit ja besonders wichtigen culturgeschichtlichen Momenten ein beträchtlicher Raum gewährt wird. Das dritte Buch ist der Regierung Karl's des Großen selbst gewidmet, während das vierte die Zeit von Ludwig dem Frommen bis zum Regierungsantritt Otto's I. behandelt. Es will uns scheinen, als ob namentlich in diesem letzten Theil das culturhistorische Moment zu breit behandelt sei, breiter als ihm für jene, für die Entwickelung der Cultur doch nur wenig leistende Zeit wol zukommt; wir hätten da die für die ganze spätere Gestaltung Deutschlands maßgebenden politischen Dinge gern stärker betont gesehen.

Der werdende deutsche Staat tritt bei weitem nicht deutlich genug als der leitende Staat der Zukunft hervor, und darin liegt doch eigentlich das Entscheidende seiner Entwickelung. Auch in Einzelheiten ist manches zu tadeln. Der hervorragende Antheil, welcher der Kaiserin Irmengard, der Gemahlin Ludwig's des Frommen, an dem traurigen Ende des Königs Bernhard in Italien zugeschrieben wird, ist wol nicht zu erweisen; auch ist es doch nicht so ganz richtig, wenn behauptet wird, durch den Vertrag von Meerssen sei ganz Lothringen in den Besitz Deutschlands gekommen; von einem nationalen Triebe, der im Vertrage von Verdun zum Ausdruck gekommen, kann man ebenfalls nicht sprechen; S. 446 wird die längst hinreichend widerlegte Fabel von neuem vorgebracht, daß Kaiser Arnulf von Kärnten die Ungarn gegen die Mähren zu Hülfe gerufen und dadurch namenloses Elend über Deutschland gebracht habe, u. a. m.

Doch wollen wir auf diese Einzelheiten nicht zu viel Gewicht legen. Die Hauptsache ist, daß der Verfasser den Ton, der für eine Darstellung der deutschen Geschichte zu dem von ihm verfolgten Zweck der angemessene ist, richtig getroffen und das meist einseitig bevorzugte politische Leben mit dem allgemeinen cultургeschichtlichen Hintergrund glücklich ins Einvernehmen gebracht hat. Es wird seiner Arbeit demnach an dankbaren Lesern nicht fehlen. Eine andere Frage ist, ob er mit seinen räumlichen Dispositionen auskommen wird. Er hat für sein Werk im ganzen drei Bände in Aussicht genommen: wenn er aber mit dem ersten nur bis zum Anfang der Regierung Otto's I. gelangt ist, so wird es, fürchten wir, unmöglich werden, in den beiden folgenden die ganze mehr denn neunhundert Jahre umfassende und so unendlich reiche und mannichfaltige Entwickelung zu umfassen, die bis auf die Gegenwart verflossen ist. Der Erfolg eines solchen Buchs aber ist wesentlich durch einen mäßigen Umfang bedingt.

Hans Prutz.

Musikliteratur.

Nachdem die allgemeine Musikgeschichte in den letzten Jahrzehnten von den verschiedensten Gesichtspunkten aus umfassende Darstellung gefunden hat, ist es lobend anzuerkennen, daß sich der Eifer der Historiker wieder der Specialforschung zuwendet und einzelne Partien oder besonders hervorragende Meister der Kunst zum Gegenstand eingehender Untersuchungen macht. Es liegen uns vier einschlägige Werke vor:

1. Studien zur Geschichte der französischen Musik von H. M. Schletterer. Erster Theil: Geschichte der Hofkapelle der französischen Könige. Berlin, Damköhler. 1884. Gr. 8. 6 M.
2. Dasselbe. Zweiter Theil: Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der pariser Geigerkönige. Berlin, Damköhler. 1884. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Dasselbe. Dritter Theil: Vorgeschichte und erste Versuche der französischen Oper. Berlin, Damköhler. 1885. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.
4. Jean Jacques Rousseau als Musiker von Albert Jansen. Berlin, Reimer. 1884. 10 M.

Die Werke sind recht wohl geeignet, Interesse zu erregen, wenngleich ihr wirklicher Werth für die Musikgeschichte nicht allzu hoch wird veranschlagt werden können. Das gilt namentlich von den beiden ersten Schletterer'schen Arbeiten, die sich theils als ziemlich oberflächliche Compositionen, theils als wörtliche Uebersetzungen fremder Schriften erweisen. Nach der Vorrede zur „Geschichte der Spielmannszunft" (Nr. 2) durfte man wol erwarten, daß der Verfasser selbst „nicht ausgetretene Bahnen wandeln würde" gleich jenen, welche „dickleibige Bücher, ja ganze Bibliotheken in die Welt setzen", sondern daß er uns die Resultate eigener Archivstudien geben würde. Von solchen aber ist bei ihm keine Spur zu entdecken. Das was er nicht den vorhandenen deutschen Geschichtswerken entlehnte, hat er fast ausnahmslos den einschlägigen Schriften von Castil-Blaze, Thoinan, Vidal u. a. entnommen. Selbst die Documente, welche Schletterer beibringt, suchte und fand er nicht in den Archiven, sondern in den obenerwähnten Werken. Nach der „Geschichte der romanischen und germanischen Völker" von L. von Ranke und dessen „Französischer Geschichte", wie der „Geschichte von Frankreich" von F. A. Schmidt erzählt er mit größter Weitschweifigkeit die Geschichte der französischen Königshäuser, sodaß man oft lange Seiten hindurch nicht ein Wort über Musik erfährt. Wer die obenerwähnten Werke kennt, aus denen Schletterer die seinigen zusammenstellte, für den sind seine Arbeiten demnach ohne Werth; für alle andern aber werden sie durch Ueberfülle an zwecklosem Beiwerk nicht recht genießbar.

Auch der dritte soeben erschienene Theil: „Vorgeschichte und erste Versuche der französischen Oper" (Nr. 3), bringt keine Originalforschungen. Der Verfasser gibt ein langes Verzeichniß der von ihm benutzten, meist in neuester Zeit veröffentlichten Schriften. Wer sich nur einigermaßen eingehender bereits mit dem Gegenstand beschäftigte, der wird wenig Neues finden, wohl aber manches vermissen, was nicht fehlen durfte. Namentlich weiß der Verfasser äußerst wenig von der Musik zu sagen. Was er über den ersten Versuch der französischen Oper bringt, hat viel mehr Bezug auf die Cultur-, als auf die Musikgeschichte; für die letztere haben Berichte über die Veranlassung der scenischen Darstellungen und ihre äußere Ausstattung nur untergeordneten Werth; sie fordert vielmehr eine möglichst eingehende Darlegung des Verhältnisses der Musik zu diesen scenischen Darstellungen, und darüber bringt der Verfasser viel we-

niger, als was die bessern Werke über allgemeine Musikgeschichte enthalten.

Eine äußerst fleißige Arbeit ist dagegen die von Albert Jansen: „Jean Jaeques Rousseau als Musiker" (Nr. 4). Doch wird sie des Gegenstandes halber, den sie behandelt, kein tieferes Interesse erregen. Rousseau ist als Musiker doch immer nur Dilettant geblieben, der eine entscheidende Bedeutung für die Entwickelung auch nur der französischen Musik niemals gewinnen konnte. Trotz seiner Ueberlegenheit als Kunstphilosoph mußte er doch in seinem Streit mit Rameau den Kürzern ziehen. Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, um wie viel wahrer und entsprechender Rameau die Aufgabe der französischen Oper erfaßte als Rousseau. Schon die einseitige Bevorzugung der Melodie läßt dessen ganze Anschauungsweise als eine recht dilettantische erscheinen. Ueber das Recitativ und die Melodie hat der Bürger von Genf manchen feinen und treffenden Ausspruch gethan; wer aber von den Chören nicht mehr zu sagen weiß als: „Gesungen von allen Stimmen und gespielt vom ganzen Orchester, sollen sie ein angenehmes und harmonisches Geräusch bieten, das die Ohren erfüllt und ergötzt. Ein schöner Chor ist das Meisterstück eines Anfängers, der hier sein Wissen der Harmonieregeln, namentlich die undankbare Hauptleistung der Harmonie, der Fuge, zum Besten geben kann" — der zeigt damit, daß er nur jene oberflächliche Einsicht in das Wesen der Tonkunst besitzt, die durch dilettantische Beschäftigung mit ihr bei Mangel ernsterer und tieferer Studien gewonnen wird. So gewiß und wahrhaftig es nicht Aufgabe der Baukunst ist, Wohnräume zu schaffen, oder die der Malerei, Schildereien für den Hausbedarf, die der Seulptur, Grabsteine zu liefern, oder der Dichtkunst, die Feste der Familie zu verherrlichen: so wenig ist es auch Aufgabe der Tonkunst, die Herzen zu rühren oder zu erschüttern; auch sie soll die höhern Ziele der Kunst überhaupt verfolgen, und weil das Rousseau verkannte, wollte er Harmonie und Instrumentation auf jenes dürftige Maß beschränken, das dem niedern Empfängnißvermögen entspricht, und wurde so Rameau's Gegner, der in der rechten Erkenntniß der Aufgabe seiner Zeit der Harmonik und der Instrumentalbegleitung die höhere Bedeutung zuerkannte, welche ihnen unstreitig gebührt. Deshalb gewann Rameau entscheidenden Einfluß nicht nur auf die Entwickelung der französischen, sondern durch Gluck auch auf die der deutschen Oper, und seine wissenschaftlichen Untersuchungen der Harmonik konnten auch für die Theorie nicht bedeutungslos bleiben, während selbst nach dieser Richtung Rousseau's Einfluß sich in sehr bescheidenen Grenzen hielt. Ebenso erwarb das von Rousseau zuerst ausgeführte Experiment der melodramatischen Bearbeitung — in seinem „Pygmalion" — nur mit großen Beschränkungen das Bürgerrecht auf der Bühne, wie auch sein „Dictionnaire de musique" nur geringen Credit bei der Wissenschaft; sein Singspiel „Le devin du village" aber wurde für die Entwickelung der französischen Oper im Laufe des 18. Jahrhunderts kaum einflußreicher als etwa die ähnlichen Arbeiten von J. A. Hiller für die der deutschen Oper.

Die Bedeutung des Musikers Rousseau rechtfertigt demnach wol diese Ausführlichkeit der Behandlung nicht; allein seine intimen Beziehungen zu den bedeutendern Meistern und Kunstinstituten seiner Zeit in Frankreich und andern Ländern boten Gelegenheit zu manchen historisch werthvollen Auseinandersetzungen, und diese namentlich machen die Schrift beachtenswerth. Freilich lassen auch sie errathen, daß der Verfasser gleichfalls nur eine dilettantische Einsicht in unsere Kunst besitzt; er macht alle Ansichten Rousseau's zu den seinen und zieht daraus Schlüsse für die Gegenwart, die manchmal recht naiv erscheinen. Sonst ist das Buch pikant und lesenswerth geschrieben.

Von dem Werke

5. Allgemeine Musiklehre. Auf Anregung und unter Mitwirkung von Ludwig Erk bearbeitet und herausgegeben von Otto Tiersch. Berlin, Oppenheim. 1885. Gr. 8. 5 M.

gilt, was ich von der Köhler'schen „Allgemeinen Musiklehre" an dieser Stelle ausführte: daß sie keine Lücke ausfüllt. Die Zahl der guten „Allgemeinen Musiklehren" ist so groß, daß ein Bedürfniß nach einer neuen schon längst nicht mehr vorhanden ist. Das gesteht Tiersch auch zu, aber er findet doch an allen noch Mängel, die er durch diese neue „Allgemeine Musiklehre" beseitigt zu haben beansprucht, und das wird ihm nicht leicht jemand zugestehen können.

„Die Auswahl des Lehrmaterials sollte sich auf das beschränken, was wirklich allgemein wissenswerth ist, und alles ausscheiden, was zum speciellen Studium eines einzelnen Faches gehört", sagt er ausdrücklich, und er hat recht; dann aber gehören die Gegenstände, durch deren Behandlung sich seine „Allgemeine Musiklehre" von den andern unterscheiden soll, ganz gewiß nicht hinein. Physik des Klanges — Physiologie der Stimme und des Gehörorgans — Temperaturen u. dgl. fallen so ausschließlich dem speciellen Studium der Musikwissenschaft anheim, daß sie in einer allgemeinen Musiklehre keinen Platz haben. Noch viel weniger sucht man in einer solchen aber eine musikwissenschaftliche Literatur, die, so plan- und kritiklos wie hier zusammengestellt, auch ganz werthlos ist. Daß aber Tiersch die Berücksichtigung der historischen Entwickelung zuerst eingeführt hat, das ist — ein Irrthum; diese ist lange vor ihm auch in die allgemeine Musiklehre eingeführt worden. In dieser Beziehung hat also sein Werk keinen Vorzug; in Betreff der Gruppirung und der Behandlung des Stoffs aber bietet es fast auf jeder Seite die bequemsten Angriffspunkte. Besonders schwach sind meist Tiersch's Definitionen. Er beginnt gleich mit dem verwunderlichen Satze: „Wer besonders geschickt ist, irgendein Bedürfniß durch Hervorbringung zweckmäßiger Werke zu befriedigen, besitzt eine Kunst, das Wort im weitesten Sinne genommen." Geschicklichkeit ist noch keine Kunst, das Wort

auch im weitesten Sinne genommen — und dann bleiben von dieser Definition die Fahrkunst, die Reitkunst, die Fechtkunst und selbst die Tanzkunst ganz ausgeschlossen, da man von ihnen wol kaum sagen kann, daß sie durch Hervorbringung zweckmäßiger Werke befriedigen. Für Tiersch ist „die Befähigung zur Darstellung der Ideale" schon „Kunst im engsten und eigentlichen Sinne"; wenn er dann unmittelbar anschließend nach Gathy und Carriere glaubt weiter folgern zu dürfen: „Kunst ist demnach die Versinnlichung des Innern durch Darstellung des Schönen (Gathy), die Verklärung der Natur und die sinnfällige Offenbarung des Geistes" (Carriere), so ist diese Logik doch von zweifelhaftem Werth. Die Befähigung für Darstellung kann doch unmöglich zugleich diese selber sein. Streng logische Begriffserklärungen und ihre Entwickelung aus dem innersten Organismus heraus sind erste Haupterfordernisse für eine allgemeine Musiklehre, und diese vermißt man bei Tiersch viel mehr als bei andern ähnlichen Werken.

In §. 1 stellt er die müßige Frage, ob Musik erlernbar sei, und dabei thut er wieder den ganz falschen Ausspruch: „Die Musik ist aber zugleich eine Sprache, denn durch sie theilen die Menschen einander mit, was in ihrem Innern vorgeht." Wenn man alle die Mittel, welche der Mensch anwendet, um sein Inneres zu offenbaren, Sprache nennen will, dann wird nicht viel von seiner gesammten Thätigkeit übrig bleiben, was nicht unter diesen Begriff gehörte. Die Musik ist ebenso wenig oder auch nur ebenso viel Sprache, wie die Malerei, Sculptur, Baukunst, der Tanz, wie Gehen, Stehen u. s. w. Es sind das alles Ausdrucks- oder Offenbarungsmittel wie die Sprache, aber doch nicht diese selbst. Das sinnliche reizvolle Material, das sie verarbeitet, macht die Musik zu einem der wirksamsten Ausdrucksmittel, aber Sprache ist sie deshalb nicht, sie bleibt immer nur Kunst. Solche Definitionen müssen die Begriffsverwirrung auf dem Gebiete der Aesthetik nur noch vermehren, und man kann nicht energisch genug dagegen protestiren.

6. Sammlung musikalischer Vorträge. Von Paul Graf Waldersee. Fünfte Reihe. Nr. 58 bis 60. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. Lex.-8. 3 M.

Die ersten Hefte dieser neuen Reihe sind bereits einzeln besprochen worden. Mit „Karl Löwe, eine ästhetische Beurtheilung" von Max Runze, und „Ueber Johann Jakob Froberger's Leben und Bedeutung für die Geschichte der Klaviersuite" von Franz Beier schließt diese Reihe ab.

Runze zeigt sich als einen sehr eifrigen, aber wenig glücklichen Vertheidiger des ausgezeichneten Balladenmeisters Karl Löwe. Seine Bewunderung für diesen ist viel größer als seine Erkenntniß der Tonformen, und nur diese und nicht jene befähigt, die Bedeutung eines Meisters festzustellen. Wer heute noch verkennt, daß Löwe die rechte Form für die musikalische Behandlung der Ballade fand, die Zumsteeg und Franz Schubert suchten, ohne sie zu finden, der verräth ebenso, daß er nur unzulängliche Einsicht besitzt, wie der, welcher ihm für die Entwickelung der übrigen Formen eine auch nur ähnliche Bedeutung zugestehen will. Runze gibt in Bezug hierauf nichts weiter als Urtheile anderer und einige Phrasen, aus denen nur zu ersehen ist, daß ihm auch die Lieder und Oratorien Löwe's gefallen. Das kann man ihm ja gönnen, aber damit wird nicht bewiesen, daß die Welt ein Unrecht begeht, wenn sie die Lieder und Oratorien anderer Meister höher stellt als die des unvergleichlichen Meisters der Ballade.

Die Schrift „Ueber Johann Jakob Froberger's Leben" von Beier ist insofern schätzenswerth, als sie die jüngsten Forschungen über das Leben des großen Orgel- und Klaviermeisters des 17. Jahrhunderts geschickt verwerthet. In Beziehung auf seine „Bedeutung für die Geschichte der Klaviersuite" weiß Beier nur wenig zu sagen: er beschränkt sich darauf, die ihm bekannt gewordenen Klaviersätze des Meisters dürftig zu beschreiben, ohne uns einen Einblick zu eröffnen in ihr Verhältniß zur Musikpraxis des 17. und 18. Jahrhunderts; dadurch aber erst ist Froberger's Bedeutung für die Entwickelung der Klaviersuite festzustellen.

Ein Beitrag zur Natur- und Culturgeschichte.

Der Ursprung der Culturpflanzen von Alphonse de Candolle. Uebersetzt von Edmund Goeze. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 44.) Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 9 M.

Die Geschichte der Culturpflanzen bildet unzweifelhaft einen wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte überhaupt; denn sie führt uns in jene fernen, meist prähistorischen Zeiten zurück, wo der Mensch das unstete Jäger- und Nomadenleben aufgab und zum seßhaften Ackerbauer wurde. Da nun die Bodencultur an bleibender Stätte der Anfang und der Ausgangspunkt jeglicher physischen und geistigen Cultur bei jedem Volke gewesen ist, so ist die Erforschung des Ursprungs der Culturgewächse, beziehentlich der Anfänge von deren Cultur gleichbedeutend mit der Erforschung des Anfangs der Cultur der Nationen überhaupt, die Geschichte der Culturgewächse daher von größter Bedeutung für die Culturgeschichte des gesammten Menschengeschlechts. Leider ist dieser Zweig der Culturgeschichte jahrhundertelang, ja man darf sagen bis auf die neueste Zeit, sehr vernachlässigt worden. Die Botaniker, denen die Frage nach dem Ursprung und der Herkunft der Culturgewächse sicher am nächsten lag, haben sich, Linné nicht ausgenommen, um die Beantwortung derselben ebenso wenig gekümmert wie die Gärtner und Landwirthe, die Geschichts- und Sprachforscher, und mit

Recht konnte Alexander von Humboldt noch 1807 den Ausspruch thun: „Der Ursprung, das erste Vaterland der dem Menschen nützlichsten Gewächse, welche ihm seit den fernsten Zeiten folgen, ist ein ebenso undurchdringliches Geheimniß wie die Heimat aller Hausthiere. Wir wissen nicht, welche Region den Weizen, die Gerste, den Hafer und den Roggen hervorgebracht hat.“ Seitdem ist es jedoch anders geworden. Naturforscher wie Historiker und Philologen haben die Wichtigkeit jener Frage erkannt, und durch die Beobachtungen reisender Botaniker, durch das genauere Forschen in den Werken der Griechen und Römer, Araber und Chinesen, durch die Untersuchung der Pfahlbauten, Mumiensärge und Grabstätten verschwundener Völker, durch das Studium der Hieroglyphen und alten Sculpturen, endlich durch die Etymologie der Volksnamen der Culturpflanzen mit Hülfe der vergleichenden Sprachforschung ist nach und nach die Herkunft der meisten Culturgewächse alter und neuer Zeit festgestellt, für viele auch der Ursprung derselben nachgewiesen worden. Die bisher hierüber erschienenen Schriften beschränkten sich aber auf einzelne Kategorien oder Gruppen von Culturgewächsen. So haben sich der bekannte deutsche Dendrolog Karl Koch und der französische Botaniker Alexis Jordan mit dem Ursprung und der Geschichte der europäischen Fruchtgehölze beschäftigt, der Philolog Victor Hehn mit der Geschichte der europäischen Culturpflanzen in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland, Italien und dem übrigen Europa, Max von Stranz mit der Geschichte der europäischen Gemüse und Blumen u. s. w. Es fehlte bisher an einem einheitlichen Werke, welches die Geschichte aller Culturpflanzen der Erde umfaßt. Ein solches hat der berühmte Botaniker von Genf, Alphonse de Candolle, welcher bereits in seiner früher veröffentlichten „Géographie botanique raisonnée“ für eine Menge von Culturgewächsen auf Grund sorgfältiger Forschungen deren Ursprung und Herkunft nachgewiesen, zu liefern versucht, und eine gelungene deutsche Uebersetzung seines Buchs aus der Feder des Inspectors des botanischen Gartens zu Greifswald, Edmund Goeze, bringt der vierundvierzigste Band der im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“, welche der Beachtung aller gebildeten Kreise Deutschlands aufs wärmste empfohlen zu werden verdient.

In diesem Buche wird die Geschichte und Herkunft von 247 Arten von Culturgewächsen mitgetheilt, von denen 199 der Alten und nur 45 der Neuen Welt (Amerika) angehören. Bei 16 9 ist es gelungen, die Stammpflanze nachzuweisen, d. h. man hat die betreffende Culturpflanze in wenig oder gar nicht verändertem Zustande fern von allen menschlichen Wohnplätzen und Culturen, daher unzweifelhaft wild wachsend gefunden. Was die übrigen betrifft, so ist es bei deren Mehrzahl mehr oder weniger wahrscheinlich, daß dieselben von bestimmten wildwachsenden Arten abstammen. Nur bei 26 ist die Stammpflanze noch gänzlich unbekannt, wenn man auch bei deren Mehrzahl ihr Vaterland mit annähernder Wahrscheinlichkeit anzugeben vermag. Bezüglich des Alters ihres Anbaues zerfallen die Culturpflanzen 1) in solche, welche seit 4000 Jahren oder länger angebaut werden (im ganzen 44 Arten, alle der Alten Welt angehörig), 2) in solche der Alten Welt, welche seit mehr als 2000 Jahren in Cultur sind (53 Arten), 3) in solche der Alten Welt, deren Anbau seit weniger als 2000 Jahren betrieben wird (60 Arten), 4) in amerikanische Arten von wahrscheinlich sehr alter Cultur (7 Arten), 5) in amerikanische Arten, welche zwar auch schon vor der Entdeckung dieses Welttheils dort angebaut wurden, aber für die kein Anzeichen einer sehr alten Cultur vorhanden ist (24 Arten), 6) in solche amerikanische Arten, deren Cultur erst nach der Entdeckung Amerikas begonnen hat (5 Arten). Hinsichtlich der übrigen Culturpflanzen ist es noch nicht gelungen, das Alter von deren Anbau zu ermitteln, und von 3 Arten (Phaseolus vulgaris, gemeine Bohne, und zwei Kürbissen, Cucurbita moschata und ficifolia) sind Ursprung und Herkunft noch völlig unbekannt und ungewiß. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß die meisten der seit mehr als 4000 Jahren in der Alten oder seit 3—4000 Jahren in der Neuen Welt angebauten Arten noch jetzt wildwachsend vorkommen, und zwar in einem mit irgendeiner der angebauten Varietäten oder Formen mehr oder weniger übereinstimmenden Zustande. Daraus folgt das für die Darwin'sche Descendenzlehre wichtige Ergebniß, daß eine Periode von 4000 Jahren im Verhältniß zur Dauer der meisten specifischen Formen unter den phanerogamen Gewächsen noch eine zu kurze ist, d. h. daß ein solcher Zeitraum noch nicht dazu hinreicht, daß aus einer Species neue Arten entstehen können. Einige Culturpflanzen müssen als im Aussterben begriffene Arten betrachtet werden, da dieselben weder wildwachsend irgendwo angetroffen worden sind, noch zu verwildern vermögen, und bei ihnen nicht angenommen werden kann, daß sie seit Beginn der historischen Zeit aus gewissen verwandten Arten hervorgegangen wären. Es sind: die Pferdebohne (Vicia Faba), die Kichererbse (Cicer arietinum), die Erve (Ervum Ervilia), die Linse (Ervum Lens), der Taback (Nicotiana Tabacum), der Weizen (Triticum vulgare) und der Mais (Zea Mays). Bezüglich des Weizens sei hierbei erwähnt, daß die vielverbreitete Meinung, die in den Särgen ägyptischer Mumien häufig sich findenden, offenbar den Leichen mitgegebenen Weizenkörner vermöchten noch jetzt zu keimen und den vor 4000 Jahren oder länger in Aegypten angebauten Weizen zu erzeugen, auf Irrthum oder Täuschung beruht, da es noch niemals gelungen ist, dergleichen Körner zum Keimen zu bringen. Der sogenannte Mumienweizen mag aus Aegypten stammen: wenn aber die aus Mumiensärgen entnommenen Weizenkörner zum Keimen gebracht wurden, so ist dabei ganz sicher eine Betrügerei der Araber im Spiele gewesen; denn diese wissen auch Samen von Culturgewächsen, die den alten Aegyptern unbekannt waren, z. B. Maiskörner, in die Mumiensärge hineinzuschmuggeln, um

solche dann theuer an leichtgläubige Fremde verkaufen zu können. Die angeblich mehrtausendjährige Keimfähigkeit der Weizenkörner ist also eine Fabel.

Näher auf den Inhalt des interessanten Buchs, welches das Ergebniß vieljähriger mühsamer und umfangreicher, mit kritischem Geist gemachter Studien ist, einzugehen, gestattet der Raum d. Bl. nicht. Es birgt einen großen Wissensschatz und bietet zugleich, obwol es seiner ganzen Anlage nach vorzugsweise ein Werk zum Nachschlagen ist, wegen der klaren Darstellung und anmuthigen Schreibweise des geistvollen Verfassers jedem gebildeten Leser eine ebenso anziehende wie belehrende Lektüre dar. Dem Uebersetzer gebührt daher der Dank des deutschen Volks dafür, daß er dieses Werk eines der tüchtigsten und gelehrtesten Botaniker Europas der deutschen Literatur einverleibt hat.

Moritz Willkomm.

Ein altindisches Lehrbuch der Lebensweisheit.

Pantschatantra. Ein altes indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von Ludwig Fritze. Leipzig, O. Schulze. 1884. 8. 6 M.

Das „Pantschatantra" — der Name bedeutet ein Buch, das aus fünf Theilen besteht — ist, nach einer Ausführung in dem Vorwort zu der Fritze'schen Uebersetzung, buddhistischen Ursprungs und wurde, wie man jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit annimmt, zuerst in der Palisprache abgefaßt. Wann es ins Sanskrit überging und wie sich die heutigen Sanskritrecensionen desselben zu seiner Grundgestalt verhalten, das läßt sich nicht angeben. Man war bis vor wenigen Jahren der Meinung, die auf Befehl des berühmten Sassaniden Nuschirvan (der von 531—579 n. Chr. regierte) erfolgte Uebersetzung des „Pantschatantra" in das Pehlewi, zu jener Zeit die Reichssprache in Persien, müßte die damalige Gestalt des sanskritischen Originals wiedergegeben haben. Freilich ist diese Pehlewiübersetzung selbst nicht mehr vorhanden. Wohl aber besitzen wir seit dem Jahre 1871 ein bedeutendes Bruchstück einer alten syrischen Uebersetzung derselben, die von vier namhaften Gelehrten (Benfey, Bickell, Socin und dem Italiener Abbé Guidi) durch kluge und energische Benutzung von „fünf wunderbaren Zufällen" in der Bibliothek eines chaldäischen Klosters am Nordrande der mesopotamischen Tiefebene entdeckt wurde. Diese Uebersetzung hielt man bisher für den ältesten Vertreter des Grundwerks. Neuern Forschern ist es indessen zweifelhaft erschienen, ob die alte Pehlewi-Uebersetzung wirklich auf einem einheitlichen Grundwerk beruhe und nicht vielmehr als ein Auszug aus verschiedenen selbständigen Texten zu erachten sei. Jedenfalls aber hat die syrische Uebersetzung mit den heutigen Pantschatantra-Recensionen sehr wesentliche und wol die schönsten Abschnitte gemein. Die vorliegende, von Fritze mit großem Geschick und achtungswerther wissenschaftlicher Sorgfalt vorgenommene Uebertragung ins Deutsche ist keineswegs die erste Arbeit dieser Art. Der ausgezeichnete Sanskritforscher Theodor Benfey hat bereits eine Uebersetzung geliefert, die ansprechend genug ist, um auch weitere Kreise für diese Perle altindischer Literatur zu erwärmen. Aber sie bildete leider kein Buch für sich, sondern nur einen verhältnißmäßig kleinen, vom Ganzen untrennbaren Theil einer umfangreichen, bahnbrechenden Arbeit, in welcher Benfey die im „Pantschatantra" enthaltenen Geschichten, Märchen, Fabeln und Erzählungen auf ihren Wanderungen durch zahlreiche morgen- und abendländische Literaturen verfolgte und die Veränderungen nachwies, die sie bei den vielen Uebergängen erfahren haben. Der streng wissenschaftliche Charakter dieses Werks verhinderte sein Eindringen in weitere Kreise, und Fritze's erneuter Versuch, das Verständniß für die Schätze der Sanskritliteratur in breitere Schichten der gebildeten Bevölkerung zu tragen, kann darum nur mit aufrichtiger Anerkennung aufgenommen werden, um so mehr, als er in der Auswahl und Prüfung der Quellen sehr gewissenhaft zu Werke gegangen ist und alle Errungenschaften seiner Vorgänger mit großem Geschick zu benutzen verstanden hat. Auch war es ein sehr glücklicher Gedanke des Uebersetzers, die zahlreichen im „Pantschatantra" enthaltenen Sprüche — es sind gegen tausend — durchweg in gereimten Versen wiederzugeben. Die Absicht, welche ihn dabei leitete, ist vollkommen erreicht; die poetischen Stellen heben sich angemessen von ihrer Umgebung ab und kommen zu der verdienten Geltung. So spiegelt das Buch nicht nur die sittliche und sociale Denk- und Anschauungsweise der Inder auf das Anschaulichste wider, sondern es gibt auch ein sehr anmuthiges Bild von der Art und Weise, wie in gebildeten Hindukreisen die gesellige Unterhaltung geführt wurde. Ein gelehrter Hindu, Krischna Shastri Bhatavadekar, sagt darüber in dem Vorwort seiner Spruchsammlung „Subhaschitaratnakara":

> Tausende von Versen und Strophen, die in der knappsten Form die gewähltesten Gedanken, ernste oder heitere ausdrücken, schwimmen obenauf in dem, was man gebildete Unterhaltung unserer Landsleute nennt, und keiner gilt, vielleicht mit Recht, als ein gebildeter Mann, wenn er nicht irgendeinen berühmten Ausspruch eines Dichters anführen kann, der ein Licht auf eine Seite der Frage wirft, die den Gegenstand der Unterhaltung bildet, an der er theilnimmt.

In dieser ebenso eigenthümlichen wie fesselnden Form ist denn auch das ganze Buch gehalten, und die in außerordentlich großer Anzahl eingestreuten Sprüche sind in ihrer weitaus überwiegenden Mehrheit so köstliche Perlen einer zu allen Zeiten und unter allen Culturverhältnissen gültigen Lebensweisheit, daß man fast zu dem Wunsch ge-

langt, sie noch in einer besondern kleinern Auswahl vereinigt zu sehen.

Was nun die Tendenz des Buchs anbetrifft, so wird dieselbe am besten durch die in der Einleitung geschilderte, angebliche Entstehung desselben charakterisirt. Da heißt es nämlich:

In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt, Namens Mahelaropyn. Dort war ein König, Namens Amarasakti, ein wahrer Wunschbaum für die Menge aller Bedürftigen, dessen Fußpaar mit der Strahlenfülle der Diademjuwelen der vornehmsten Fürsten bedeckt war und der sich die Meisterschaft in allen Künsten erworben hatte. Er besaß drei Söhne, die in hohem Maße unwissend waren; sie hießen Vasusakti, Ugrasakti und Anekasakti. Da nun der König gewahrte, daß sie keine Neigung hatten, etwas zu lernen, rief er seine Räthe zusammen und sprach zu ihnen: „Ihr wißt, daß diese meine Söhne keine Neigung zum Lernen haben und urtheilslos sind. Darum macht mir, wenn ich sie ansehe, auch mein großes Reich keine Freude. Man sagt ja mit Recht:

Wer zöge nicht dem Sohne, der sich als ein Thor
Erweist, den nicht gebornen und den todten vor!
Denn diese beiden machen uns nur kurzes Leid,
Der dumme aber Qualen durch die Lebenszeit....

Was nützt die Kuh, die weder Kalb noch Milch uns gibt?
Was nützt ein Sohn, der nichts gelernt und uns nicht liebt?

Darum muß irgendein Mittel angewendet werden, ihren Verstand zu entwickeln. Fünfhundert Gelehrten reiche ich ja den Unterhalt. So möge denn dafür gesorgt werden, daß meine Wünsche in Erfüllung gehen.“ Darauf sagte einer der Räthe: „Herr, zwölf Jahre erfordert das Studium der Grammatik; dann kommen die Schriften über Recht und Sitte heran, die Manu und andere verfaßten; darauf diejenigen, welche von der Lebensklugheit handeln, die von Tschanakyn und andern herrühren; endlich diejenigen, die Vatsyáyana und andere über die Liebe geschrieben haben. In dieser Weise erfolgt also die Erkenntniß des Guten, Nützlichen und Angenehmen, und darin besteht die Aufklärung des Geistes.“ Aber einer aus der Mitte der Räthe, Namens Sumali, entgegnete: „Dieses Leben dauert nicht ewig. Die Grammatik nimmt eine lange Zeit in Anspruch. Deshalb soll man zur Ausbildung der Prinzen darauf sinnen, den Hauptgehalt der Lehrbücher kurz zusammenzufassen. Es heißt ja:

Man kommt — wem wär' es unbekannt — in der Grammatik nie ans Ziel;
Doch kurz ist unsre Lebenszeit und Hindernisse gibt es viel.
Drum wähle man das Beste draus und lasse fort, was wenig taugt,
Wie der Flamingo vom Gemisch aus Milch und Wasser Milch nur saugt.

Nun lebt hier ein Brahmane mit Namen Vischnusarman, der in allen Lehrbüchern völlig bewandert und in den Kreisen der Studirenden berühmt ist. Diesem übergib deine Söhne; er wird sie gewiß in kurzer Zeit verständig machen.“ Als der König dies vernommen hatte, ließ er Vischnusarman rufen und sprach zu ihm: „Mir zu Liebe, Hochwürdiger, bewirke, daß meine Söhne in der Lehre von der Lebensklugheit in kurzer Zeit alle andern übertreffen. Ich werde dir dann hundert Schenkungsurkunden ausstellen.“ Vischnusarman antwortete dem König: „Vernimm meine wahrhaftige Antwort, Gebieter. Ich verkaufe die Wissenschaft nicht, auch nicht für hundert Schenkungen. Doch wenn ich nicht in sechs Monaten deine Söhne der Lebensklugheit kundig gemacht habe, will ich nicht länger meinen Namen führen.“ Als der König dies unglaubliche Versprechen des Brahmanen gehört hatte, war er wie auch seine Räthe von Freude und Staunen erfüllt, übergab jenem ehrerbietig seine Söhne und fühlte sich völlig beruhigt. Vischnusarman übernahm die Prinzen, verfaßte ihretwegen folgende fünf Bücher, nämlich: 1) „Vereinigung von Freunden“; 2) „Erwerbung von Freunden“; 3) „Krieg der Krähen und Eulen“; 4) „Verlust des schon Erworbenen“ und 5) „Handeln ohne Ueberlegung“, und ließ sie von den Prinzen lernen. Und als diese sie sich angeeignet hatten, waren sie nach Verlauf von sechs Monaten so geworden, wie er vorhergesagt hatte. Seitdem verwendet man dieses „Lehrbuch der Lebensklugheit“, welches das fünftheilige heißt, auf dem ganzen Erdboden zur Erziehung der Jugend. Wozu viele Worte?

Wer diese Klugheitslehre stets liest oder hört, bleibt jederzeit
Von Kränkung, wenn auch Indra selbst sie ihm zufügen will, befreit!

So charakterisirt sich denn das „Pantschatantra“ in erster Linie als ein Fürstenspiegel, der sich indessen fast überall zu einem Lehrbuch der Lebensklugheit für jedermann erweitert, und man muß dem indischen Philosophen zugestehen, daß er für seine köstlichen Weisheitsregeln eine ebenso anmuthige und liebenswürdige wie unterhaltende Ausdrucksform gefunden hat. In einer ununterbrochen fortlaufenden, künstlich ineinandergeschlungenen, vielhundertgliederigen Kette von Fabeln, Märchen und Erzählungen launiger und ernster Art berührt er alle Gebiete menschlichen Fühlens und Denkens, bespricht er eine Unzahl religiöser, politischer und socialer Fragen, die trotz ihres um Jahrtausende zurückliegenden Zeithintergrundes oft eine überraschende Aehnlichkeit mit den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen haben, die uns noch heute in hervorragender Weise beschäftigen. Das Ineinanderschieben der einzelnen Erzählungen erinnert an die Darstellungsweise der Märchen in „Tausendundeine Nacht“ und erweist sich auch hier als ein sehr wirksamer Kunstgriff, die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesers rege zu erhalten. Den werthvollsten Bestandtheil des Buchs aber, in welchem bald Menschen und Thiere, bald leblose Gegenstände als redend und handelnd vorgeführt werden, bilden jene schon obenerwähnten, von Fritze in Versform übertragenen Sprüche, die zwar in der äußern Form zuweilen etwas gezwungen und ungelenk erscheinen, in ihrer allezeit treffenden Knappheit und Schärfe aber wol die ausgezeichnetsten Maximen der Lebensklugheit sind, welche irgendeine Literatur aufzuweisen hat. Möchte die mit höchst rühmenswerther wissenschaftlicher Gründlichkeit durchgeführte Uebersetzung des deutschen Gelehrten nicht blos in den engen Kreisen der Sanskritkenner, sondern bei allen Gebildeten diejenige freundliche Aufnahme finden, auf welche es um seines Stoffs wie um seiner Form willen vollbegründeten Anspruch hat.

Reinhold Ortmann.

Ein lyrisches Trifolium.

1. Satura. Grillen und Schwänke von Ludwig Fulda. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Lebensblüten. Liederbuch von Ernst Wilhelm Dandert. Riga, Kymmel. 1883. 8. 2 M.
3. Freudvoll und leidvoll. Lieder von Anna Nitschke. Berlin, A. Senff. 1884. 8. 2 M.

Ludwig Fulda ist durch seine „Satura" rasch bekannt geworden, d. h. vornehmlich in literarischen Kreisen, und die Kritik nahm im allgemeinen zu seiner Publication freundliche Stellung, was um so mehr wundernehmen muß, da der Autor der Kritik ziemlich scharf zusetzt.

Das einfach ausgestattete, nur 84 Seiten starke Büchlein führt auch einen etwas seltsamen Titel: „Satura"! Mit dem Adjectiv satur (gesättigt) verwandt, bedeutet satura (sc. lanx) eine mit verschiedenen Früchten gefüllte Schüssel, ein gemischtes Allerlei im edeln Sinne des Worts, also beiläufig so viel wie Tutti frutti, Pêle-mêle und ein Dutzend ähnlicher Ausdrücke. Fälschlich hat man Satura auch mit Satyra in Verbindung gebracht, und ich vermuthe fast, Fulda hat in diesem Sinne den Titel gewählt. Satire ist sein Buch in der That; da aber satura nicht von satyra stammt und andererseits sein Buch kein gemischtes Allerlei ist, so war er eigentlich nicht berechtigt, diesen Titel zu wählen. Seinerzeit haben Strodtmann in Hamburg und vor wenigen Jahren Ernst Winter in Brünn Zeitschriften, die den Namen „Satura" führten, redigirt.

Von den zwei Dutzend Pièces ist entschieden die vierte, „Dichterschicksal", die beste und treffendste.

Recht launig und in der Form dem Thema angemessen ist die „Klaviernoth" ausgeführt; doch ist diese Form durchaus nicht neu und originell.

Scharf sarkastisch ist „Dilettantismus", und Fulda beweist durch die Ausführung, daß er selbst nicht zu den Dilettanten gehört.

Bei dem Gedicht „Determination" werden wir an Victor Scheffel's Manier gemahnt, und wir müssen gestehen, daß der Autor in dieser Schule etwas gelernt:

> Doch seit sich fügen wie ein Lamm
> Selbst wilde Kometenhorden,
> Seitdem ist der alte Kosmos stramm
> Und militärisch geworden;
> Seitdem ward leider das Weltenall,
> Der göttlichen Urkraft Tempel,
> Vom Kiesel bis zum Sonnenball
> Ein großes Rechenexempel.

Die „Flattergedanken eines unfreiwilligen Bücherwurms" sind äußerst ironischen, ja sarkastischen Genres. In dieser Pièce besonders wird die heutige Literatur und Kritik scharf mitgenommen.

Die Form ist im allgemeinen äußerst flott; Fulda liebt besonders Alliterationen, wie:

> Es dämmert und dampft schon viel zu lang
> An Deutschlands Musenaltären. . . .
>
> Was sie geschmort ohne Saft und Kraft,
> Das dampft so appetitlich. . . .
>
> Von allen Pfützen und Pfuhlen. . . .

Eine andere Vorliebe hegt Fulda für das Antithetische:

> Nach singenden Kämpfern ist's mir bang,
> Mich lüstet's nach kämpfenden Sängern. . . .
>
> Ging die Kunst zuvor nach Brote,
> Jetzo geht das Brot nach Künsten. . . .
>
> Der echte Jüngling muß ein Künstler sein,
> Der echte Künstler muß ein Jüngling bleiben.

Schon diese wenigen Citate bürgen für einen oft tiefen Gedankenreichthum und den Reichthum an schönen Bildern, wofür wir noch einige Stellen anführen:

> Was in weite Welt gesungen
> Dichterriese, Dichterzwerg,
> Hat zu todtem Sein bezwungen
> Kerkermeister Gutenberg. . . .
>
> Was plant ihr und modelt unendliche Frist,
> Statt daß ihr frisch poetastert?
> Mit vielversprechenden Plänen ist
> Der Weg zu Fragmenten gepflastert.

Oft stoßen wir aber auch auf ganz simple Gedanken:

> Daß Reden Silber und Schweigen Gold,
> Dem Spruche wär' ich nicht abgeneigt,
> Wenn man dabei nur bedenken wollt':
> Es ist nicht alles Gold, was schweigt.

Daß ein satirischer Poet wie Fulda, der sich zumeist mit den Themen Autor, Literatur und Kritik beschäftigt, Worte wie Feder, Papier und Tinte häufiger gebraucht als andere, ist natürlich und folgerichtig, ja es ist gar nicht uninteressant, das statistisch nachzuweisen. Es erinnert mich dies an die Lieblingsworte mancher auch großen Autoren, die wir bei der Lektüre unwillkürlich bemerken. So z. B. dürfte sich bei Sacher-Masoch schwer eine Seite finden, wo nicht das Wort Pelz, oder Hermelin, oder Peitsche vorkäme. Hamerling liebt das Wort Hirn; Emil Mario Vacano die Worte Zahn, zähnen; eine gar nicht umfangreiche Novelle Ohorn's enthält das Wort grau in allen Variationen über achtzigmal, u. dgl. m.

Fulda führt zumeist die genannten drei Ausdrücke für sein Handwerkszeug im Munde:

> Vor mir ein riesiges Tintenfaß
> Und in der Hand eine Feder. . . .
>
> Schlossen auch zu guter Stund'
> Tintenschwärze, Druckerpresse
> Euern lauten Dichtermund. . . .
>
> Denn meine Welt umgrenzt ein Federhalter,
> Ein Tintenfaß erschöpfet meine Pflicht. . . .
>
> O, eine Sündflut wünsch' ich übers Land,
> Bei der es vierzig Tage Tinte regnet. . . .
>
> Ein Tintenheld, ein Bücherwurm. . . .
>
> Zwar gibt's dort manchen Tintenfisch,
> Doch keine Bücherwürmer.

Ueber Ernst Wilhelm Daudert's „Lebensblüten" (Nr. 2) können wir rascher hinweggehen, obgleich wir auch da ganz schöne, freilich nicht immer originelle Stellen für eine anthologische Auslese finden. Der Verfasser ist sehr bescheiden; sein Gedicht „Kritik" beginnt:

Ich halte hoch Frau Kritika,
Die gern uns streng erzieht,
Kam ihre Ruthe mir auch nah,
Ich sing' ihr dieses Lied.

Unsere Kritik soll ihm auch nicht wehe thun, wenn auch seine Gedichte nicht über dem Niveau der annehmbaren Alltagslyrik stehen; wir glauben ihm, wenn er in seinem Gedicht „Mein Lied" singt:

So hat denn mein Lied nicht lustigen Klang,
Mit seinem ernsteren Sinn,
Und jubelt auch nicht mein Lerchensang,
Doch ist mein Herzblut darin.

Daudert's Gedichte haben viel Kindliches an sich; es finden sich auch Themata wie „Einem Kinde", „Aus dem Leben", „Kinderweisheit" und andere, die der Kinderpoesie zuzuweisen sind. „Euthanaria" ist eine Reminiscenz an Anastasius Grün's „Blatt im Buche", ein oft gewähltes aber nie wie von diesem ausgeführtes Thema. Recht komischen Effect macht das Couplet „Modern".

Von der zweiten Abtheilung: „Fabeln", ist „Biene und Schmetterling" hervorzuheben. Dann folgen Räthsel, ferner Trinklieder und Trinksprüche, aus denen zwei besonders citirt zu werden verdienen:

Will sich Apollo dir nahn,
Biet' deinen Gruß ihm allein;
Willst du den Bacchus empfahn,
Lad' deine Freunde mit ein.

Und:

Den Wein, den ich mit Frohsinn trink',
Die Thränen sind's der Reben,
Geweint, als sie auf Menschenwink
Ihr Bestes hingegeben.

Hierauf folgen noch einige andere Sentenzen und Sprüche, wie:

Was sollen die blauen Blumen im Korn?
Die brotlos schmarotzenden Wichter!
So redet sich leicht der Bauer in Zorn —
Mit Recht, sie sind unnütz, wie Dichter.

Den Schluß des Büchleins bildet ein einactiges Lustspiel zur hundertjährigen Geburtstagsfeie: Schiller's „Schiller's sechsundvierzigster Geburtstag", worin außer Schiller und seinem Freund noch ein Dr. Rau, ehemaliger Commilitone des Dichters, und ein Fremder auf die Bühne gebracht werden. Schiller, der zu jener Zeit an seiner Größe zweifelt, nur von seiner Frau ermuthigt, von seinem Freunde unpraktisch gescholten wird, erhält eines fremden Bewunderers Besuch, worauf seine Gattin zu ihm spricht:

Mein Schiller, du mein Dichterfürst!
Wie, zweifelst du auch jetzt noch? Sieh' das war
Nicht Gattenliebe, die vergöttert,
Nicht Freundschaft, die du für verblendet hältst,
Die Menschheit sprach, die fühlende, zu dir!
Und du, du zweifelst wirklich noch?!

„Freudvoll und leidvoll" (Nr. 3) betitelt Anna Nitschke, die umsichtige Redactrice des „Deutschen Damenjournals", ihre Gedichtsammlung. Es ist nicht das erste mal, daß ein Autor dieses Classikercitat zum Titel seiner Sammlung machte; bei Anna Nitschke könnte es auch weiter heißen: „Gedankenvoll sein", denn sie gebietet thatsächlich über eine Fülle schöner Gedanken. Ihr Vorzug ist eben echt poetische Sinnigkeit.

Das elegant ausgestattete Büchlein hat zwei Abtheilungen, von denen die erste als Motto die herrlichen Worte hat:

Das sturmgepeitschte Meer
Wirft seltne Perlen her;
Wir aber aus dem Geistesschrein
Werfen Perlen ins Meer hinein.

In der That hat die Poetin manche Perle aus ihrem Geistesschrein in das Meer literarischer Production geworfen. Hören wir z. B. ihre

Aspasia.

Ihr tadelt meine Schritte,
Mein Thun dünkt euch verwirrt,
Ihr höhnt, daß von der Sitte
Weitab die Seele irrt.

Daß sie sich ungezügelt
Dem Sehnsuchtsdrang ergibt,
Vom eignen Wort beflügelt
Nur eines fühlt: sie liebt!

Geht immer eure Straße
Im Trott von Haus zu Haus —
Ihr meßt mit engem Maße
Mein weites Herz nicht aus.

Gedanke und Gefühl gehen bei der Dichterin Hand in Hand:

Wohl keimt und blüht das Glück in allen Gauen,
Doch heißt die Wurzel: gläubiges Vertrauen....

Ob sich auch Worte nicht gestalten,
All mein Empfinden ist Gebet.

Eine besonders gelungene Pièce ist „Das Horoskop", nach dem Französischen von F. Coppée, ferner die mit echt poetischer Glut gedichtete „Reue" und das kurze Gedichtchen

Tage.

Tage sind Stäubchen der Ewigkeit,
Tage sind Endlichkeitstriebe,
Tage sind Perlen der Göttin Zeit,
Tage sind Töne der Liebe.

Tage Spenden des Schicksals sind,
Tage sind Hoffnungslose —
Tage gefallene Blätter sind
Der blühenden Himmelsrose.

Aus der zweiten Abtheilung möchte ich hervorheben: „O lege lieb' und leise", und

Ich liebe dich!

Hast du ein kleines
Liedchen für mich?
Wohl hab' ich eines:
„Ich liebe dich!"

Seltsam im Anfang,
Seltsam zum Schluß:
Anfang — ein Lächeln,
Ende — ein Kuß!

Eine Anthologie postalischer Poesie erhielte eine schöne Bereicherung durch das Gedicht „Aus alten Briefen". „Du weißt es nicht" habe ich in meine anthologische Skizze „Der Falter in der Poesie" aufgenommen: ist doch sowol Thema als Durchführung äußerst gelungen zu nennen, und der Schluß:

Ich weiß, es blüht die Blume
Nur für den Schmetterling —

von großer Prägnanz.

Eduard Maria Schranka.

Vermischte Schriften.

1. Blätter im Winde. Neue Skizzen von Ferdinand Groß. Mit dem Porträt des Verfassers. Wien, Engel. 1884. 8. 1 M.

Der Herausgeber und Redacteur der seit kurzem in zwangloser Folge erscheinenden „Bibliothek für Ost und West", Alfred Friedmann, ist ein feinsinniger Aesthetiker und Poet, der es mit seiner Aufgabe recht ernst nimmt und der sachlich bemüht ist, die besten Kräfte zur Mitarbeiterschaft an dem trefflichen Unternehmen heranzuziehen. Auch die eben erschienene neue Feuilletonsammlung des ausgezeichneten wiener Schriftstellers Ferdinand Groß, welche den siebenten Band des genannten Unternehmens bildet, bietet trotz ihres verhältnißmäßig geringen Umfangs eine Fülle so angenehmer Unterhaltung und so mannichfacher Anregung, daß sie wohl verdiente, in recht viele deutsche Familien Eingang zu finden. Die schon bei früherm Anlaß freudig anerkannten eigenartigen Vorzüge des Verfassers, seine gewandte, geistvolle Art belehrend zu plaudern und plaudernd zu belehren, seine scharfe Beobachtungsgabe, welche Menschen und Verhältnisse mit sicherm, richtigem Blick zu erfassen und mit liebenswürdigem Humor zu schildern weiß, die Grazie seines Stils und vor allem der sittliche Ernst, welcher jede seiner Arbeiten mit einem Geist wohlthuender Gesundheit und Frische erfüllt, sind auch dem vorliegenden Buche von der ersten bis zur letzten Seite eigen. Freilich hat der fruchtbare Autor um der Bestimmung der Sammlung willen, die ja von vornherein für den Geschmack und das Auffassungsvermögen des größern Publikums berechnet war, bei der Auswahl aus seinen kleinen Arbeiten vor allem dem Bedürfniß nach leichter Unterhaltungslektüre Rechnung tragen müssen, und es ist wohl erklärlich, wenn infolge dessen das vorliegende Buch an eigentlichem literarischen Werth früher erschienenen Werken, namentlich der trefflichen Collection „Aus der Bücherei", nachsteht. Wir hätten darum das Porträt des Verfassers lieber einem andern Buche vorangestellt gesehen als gerade diesem, das an und für sich trotz seines anmuthigen und liebenswürdigen Charakters eine solche Auszeichnung doch wol kaum als gerechtfertigt erscheinen läßt. Die neunzehn Feuilletons, welche seinen Inhalt ausmachen, behandeln die verschiedenartigsten Stoffe und streifen die mannichfachsten Gebiete des öffentlichen Lebens. Der Umstand, daß die Mehrzahl dieser kleinen Arbeiten wol zunächst in wiener Zeitungen und Zeitschriften erschienen ist, macht es begreiflich, daß der österreichischen Hauptstadt und ihren localen Verhältnissen dabei eine sehr hervorragende Berücksichtigung zutheil wird; wir finden hintereinander Plaudereien über das „Wiener Kaffeehaus", über „Frühling und Herbst in Wien", über „Wien in der Weltliteratur", über „Wiener Contraste", „Wiens Gärten" und „Die Sonn- und Feiertage in Wien". Für den Nichtösterreicher haben diese Abschnitte des Buchs trotz ihres warmen Tons und ihrer ansprechenden Fassung natürlich nur ein beschränktes Interesse; aber er kann sich dafür an mancher andern hübschen Betrachtung reichlich schadlos halten. Namentlich die kleinen feinsinnigen Beobachtungen aus dem täglichen Leben, die mit großer Zartheit und Sorgfalt zu allerliebsten Skizzen verwerthet sind, werden jedem Leser aufrichtige Freude bereiten. Die kurze Lebensgeschichte jenes kleinen Mädchens, das erst nach der silbernen Hochzeit der Aeltern das Licht der Welt erblickt und das neben den erwachsenen Geschwistern eine so eigenthümliche Rolle spielt, ist ebenso wahr wie liebenswürdig und rührend erzählt, und aus den wehmüthig humoristischen Betrachtungen „Noch einmal jung", „Die Verkannten" und „Die Geschwister" muthet es uns hier und da fast wie ein Hauch Dickens'schen Geistes an. Diese kleinen feuilletonistischen Cabinetstückchen verdienten es in der That, aus ihrer kurzlebigen Zeitungsexistenz hier zu einem längern Dasein vereinigt zu werden. Manche beherzigenswerthe Mahnung enthalten die Aufsätze: „Am häuslichen Herd", „Warum ich keinen Namen schreibe" und „Kinderworte", wenngleich der Verfasser in der letztgenannten Plauderei nach einer sehr hübschen und fein empfundenen Einleitung in eine gewisse Anekdotenjägerei verfällt, die um ihrer Absichtlichkeit willen etwas verstimmend wirkt und die sich auch sonst an einzelnen andern Stellen des Buchs bemerklich macht. Der Zeitungsfeuilletonist mag unter dem Druck des nie gestillten Neuigkeitsbedürfnisses der Menge wol einmal zu solchen Hülfsmittelchen augenblicklicher Schaffensverlegenheit seine Zuflucht nehmen; aber er sollte sich, wenn er ein Schriftsteller vom Range des hier in Rede stehenden Autors ist, wohl bedenken, sie auch noch zur raschern Füllung seiner Bücher zu benutzen. Ferdinand Groß ist in dem Vorworte zu einer andern seiner Feuilletonsammlungen mit einer Reihe sehr treffender Beweisgründe gegen das Vorurtheil der

Kritik in Bezug auf die Buchausgabe von zusammenhanglosen Skizzen und Plaudereien zu Felde gezogen, und wir konnten ihm damals wenigstens hinsichtlich seines eigenen werthvollen Buchs bedingungslos zustimmen. Es wäre schade, wenn er durch gar zu liebevolle Conservirung auch der flüchtigern und weniger gelungenen Arbeiten jenem Vorurtheil doch schließlich eine gewisse Berechtigung einräumen würde.

2. Eine Königsreise. Von Friedrich Bodenstedt. Dritte Auflage. Leipzig, Lehmann. 1883. 8. 3 M.

Weniger Menschen Leben ist so reich gewesen an bedeutsamen Erlebnissen, bunten Wanderfahrten und mannichfaltigen schönen Eindrücken wie dasjenige des Dichters des „Mirza-Schaffy", des unermüdlichen, vielseitigen Gelehrten und Poeten, dem durch glückliche Schicksalsfügungen während seines ganzen Lebens Gelegenheit zu Beobachtungen und Studien gegeben war, die andern Sterblichen versagt zu bleiben pflegen. Wir verdanken den Erinnerungen Bodenstedt's schon manche mit Freuden willkommen geheißene literarische Gabe; denn bei allem, was er uns zu erzählen hat, mag es nun an und für sich von größerer oder geringerer Bedeutung sein, weiß er uns durch seine eigenartige Darstellungsweise und durch sein liebevolles Eingehen auf alle schönen und guten Seiten des zur Schilderung ausersehenen Stoffs zu fesseln und zu erfreuen. Wir behalten die sympathische, liebenswürdige Persönlichkeit des Erzählers unausgesetzt vor Augen, und durch den Reiz einer bedeutenden Individualität, die sich in der Wiedergabe all dieser persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse ausprägt, wird unser Interesse trotz aller Ungleichartigkeit der erzählten Ereignisse selbst unausgesetzt rege erhalten. So begreift sich denn auch leicht genug der bedeutende buchhändlerische Erfolg der bereits in dritter Auflage vorliegenden eingehenden Schilderung jener Reise, welche Bodenstedt während des Sommers 1858 im Gefolge des verewigten Königs Maximilian II. von Baiern um die Ufer des Bodensees, durch den Bregenzer Wald und das ganze bairische Alpenland führte, und der er mit Recht den Titel „Eine Königsreise" beigelegt hat. Nicht eine Sammlung alter Tagebuchblätter, sondern eine aus lebendiger Erinnerung geschöpfte Schilderung denkwürdiger Vorgänge ist es, welche den umfangreichen Band gebildet hat, und die abgeklärte, ruhige Betrachtungsweise, welche nicht mehr nach den ersten, oft recht irrthümlichen Eindrücken urtheilt, kommt dem Inhalt wie der Form des Buchs ganz vortrefflich zu statten. Selbstverständlich handelte es sich für den Autor, wie er selbst hervorhebt, nicht darum, neue Aufschlüsse über die bairischen Hochlande und ihre Bewohner zu geben, die ja längst unter ihren Stammesgenossen ausgezeichnete Darsteller, wie Steub, Noë, Stieler u. a., gefunden haben. Sein Zweck ist vielmehr in erster Linie, den König Maximilian unter den wechselvollen Eindrücken einer längern Reise zu schildern, die er selbst später zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens rechnete. Ueber diesen Fürsten sagt der Dichter dann weiter:

Bekanntlich war König Max, einer der wissenschaftlich gebildetsten und aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, von früh auf ehrlich und aufrichtig bestrebt, sich auf den hohen Beruf, der seiner harrte, würdig vorzubereiten. Die akademischen Vorlesungen, welche er während eines längern Aufenthalts in Göttingen und später in Berlin gehört hatte, genügten ihm nicht zum Abschluß seiner Studien, wie das sonst bei den meisten Prinzen, welche Universitäten besuchen, der Fall zu sein pflegt, sondern dienten ihm nur als Sporn und Schlüssel zu weiterm Eindringen in die Schatzkammern des Wissens und lebendiger Erkenntniß. Er hatte einen philosophischen Zug in sich, der ihn nicht ruhen ließ, nach dem Wie und Warum der Dinge zu forschen. Mit den hervorragendsten seiner Lehrer blieb er in regem Verkehr, der sich in einzelnen Fällen, wie mit Ranke, Schelling u. a., im Laufe der Zeit zu wirklicher Freundschaft steigerte, während er andererseits auch wieder mit einer Selbstbeherrschung, die ich oft bewundert habe, persönliche Antipathien zu überwinden wußte um den Preis, sein Wissen zu vertiefen und seinen Gesichtskreis zu erweitern.

Die Theilnehmer an jener, großentheils zu Fuß zurückgelegten Reise, die der König in erster Linie ebenso sehr zu seiner Belehrung als zu seiner Erholung unternahm und die in der ganzen deutschen Fürstengeschichte wol kaum ihresgleichen hat, waren außer Bodenstedt der General von der Tann, die Grafen Pappenheim und Ricciardelli, Baron Leonrod, Professor Riehl und Franz von Kobell, der bekannte Dichter und Weidgenosse des Königs. Bald in bequemen Equipagen, bald auf dem Rücken kleiner norwegischer Bergpferde, bald trotz strömenden Regens und aufgeweichter Wege zu Fuß durchwanderte die distinguirte Gesellschaft die herrlichsten Partien des gesegneten Baierlandes, und es muthet uns an wie eine Erzählung aus einer um Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, wenn wir von dem Einzug des Königs in Schwarzenberg lesen:

> Wer nicht wußte, daß der König sich unter uns befand, hätte uns leicht für eine Kunstreitertruppe ansehen können, als wir abends um halb neun Uhr unter dem Zulauf der Bevölkerung unsern langen Einzug in Schwarzenberg, dem Ziel unserer ersten Tageswanderung, hielten. Ein stattlicher Stallmeister in weißen Lederhosen, blauem Frack und Kanonenstiefeln; fünf Reitknechte in weißen Lederhosen, blauen Röcken und Stulpenstiefeln; ein halb Dutzend Lakaien und endlich wir selbst, in allen möglichen und unmöglichen Reisecostümen, nur durch den Schmuz des Wegs einander ähnlich — es war in seiner bunten Mannichfaltigkeit und seinem epischen Hintereinander ein wundersames Bild, über welches wir selbst, die es bilden halfen, in der Erinnerung noch oft herzlich lachen mußten.

Und so zwanglos wie die äußern Formen überhaupt war auf jener Reise auch die Unterhaltung des Königs mit seinen Begleitern. Bald der eine, bald der andere wurde an seine Seite gerufen, und von der Mannichfaltigkeit der Themata, wie von der Gründlichkeit des Königs, von seinem scharfen Geiste und seinem aufrichtigen Bildungsbedürfniß legen die Proben, welche Bodenstedt an vielen Stellen seines Buchs mittheilt, ein interessantes und vollgültiges Zeugniß ab. Auch die hier und da eingestreuten hübschen Anekdoten, Geschichtchen und Verse dienen nicht nur dazu, die Schilderung angenehm zu beleben, sondern sie gewähren uns zum großen Theil Einblicke in

das intime Herzens- und Geistesleben eines Fürsten, der trotz der schwierigen Verhältnisse, unter denen er den Thron bestiegen hatte, von seinem Volke aufrichtig geliebt wurde, und der um seiner trefflichen Charakter- und Geisteseigenschaften willen diese Liebe vollkommen verdiente. Es ist nicht das geringste Verdienst des Bodenstedt'schen Buchs, daß es in Wahrheit als ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik dieses Friedenskönigs angesehen werden darf.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Stuart J. Reid hat eine ausführliche Biographie des berühmten Sydney Smith unter dem Titel „A Sketch of the Life and Times of the Rev. Sydney Smith" veröffentlicht, die alles zusammenfaßt, was über den ebenso geistvollen wie witzigen Geistlichen bekannt war, und noch manche neue Anekdote hinzufügt. Dann haben wir „Memoirs of an Ex-Minister: an Autobiography" von Earl of Malmesbury. Nur die Einleitung des Werks jedoch kann als Autobiographie angesehen werden; der übrige Theil, also eigentlich das Ganze, besteht aus einem Tagebuch, welches weit mehr über andere Leute, als über den Verfasser selbst berichtet.

Zu den biographischen Werken ganz ähnlicher Art wie das eben angeführte zählt auch das unter dem Titel „The Croker Papers. The Correspondence and Diaries of the late Right Hon. John Wilson Croker, L. L. D. F. R. S., Secretary to the Admiralty from 1809 to 1830" von Louis J. Jennings herausgegebene dreibändige Werk. Es werden hier der Charakter und die Leistungen des als einstigen Redacteur der „Quarterly Review", namentlich durch Macaulay's Essays dem deutschen Publikum wohlbekannten Mannes richtiger und genauer beleuchtet, als es bisher geschehen, und zugleich erhalten wir damit eine Geschichte der conservativen Partei während der vierzig Jahre seiner amtlichen Thätigkeit.

— Von J. A. Froude haben wir schon wieder ein Werk über Carlyle, das hier mit aufgezählt werden muß; es führt den Titel: „Thomas Carlyle: a History of his Life in London 1834—1881", und wird wol nun die biographischen Schriften des literarischen Testamentsvollstreckers Carlyle's über ihn endlich zum Abschluß bringen. Dieses neue Werk ist nicht viel discreter als die frühern „Reminiscences" desselben Verfassers und bringt auch nicht viel Neues über den wol nun zur Genüge gefeierten, allerdings bedeutenden Sonderling.

— Von einem noch lebenden Schriftsteller ist erschienen: „Edmund Yates: His Recollections and Experiences", ein dem kürzlich in d. Bl. angezeigten Werke von James Payn sehr ähnliches Buch, das mannichfaltiges Interesse hat.

Außerdem liegen noch zwei Werke von verstorbenen Schriftstellern vor. Das erste heißt: „Life and Letters of Bayard Taylor", von Marie Hansen-Taylor und Horace E. Scudder herausgegeben. Der berühmte amerikanische Uebersetzer des Goethe'schen „Faust" und vielseitige Schriftsteller wird hier, wie Berthold Auerbach in seinem Briefwechsel mit seinem Vetter Jakob Auerbach, durch seine Briefe zum Autobiographen, doch genügen sie kaum, ein treues Bild von dem merkwürdigen Manne zu geben. Das zweite Werk ist: „Letters of Jane Austen", mit Einleitung und kritischen Bemerkungen von Edward Lord Brabourne herausgegeben, ein Werk, an dem man weder den Inhalt noch die Bearbeitung besonders loben kann. Macaulay's Anpreisung der Romane dieser Schriftstellerin hat uns stets eine Ueberschätzung, ja ein Räthsel geschienen; ihre Briefe stehen auf derselben Höhe wie die letztern. Doch das ist Geschmackssache und de gustibus etc.

— Die „Biographical Essays" von F. Max Müller bilden eine Sammlung bereits in Zeitschriften veröffentlichter biographischer Essays, worunter die über Julius Mohl, Bunsen und die indischen Reformatoren Râja Râmmohnn Roy, Keschub Chunder Sen und Dayânanda Saresvati, besonders aber die drei letztern, als die besten bezeichnet werden.

— Nicht unerwähnt wollen wir eine biographische Festschrift zum verflossenen hundertjährigen Geburtstage des allseitig gefeierten jüdischen Greises lassen: „Sir Moses Montefiore: a Centennial Biography" von Lucien Wolf, die in der englischen Presse sehr günstig aufgenommen worden ist.

— Der als Historiker ebenso wie als Romandichter beliebte Justin Mcarthy hat soeben den ersten Band eines neuen Werks veröffentlicht, dessen Titel „A History of the Four Georges" ist und das allen Reiz seiner frühern Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte besitzt.

Bibliographie.

Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von K. Weinhold. III. Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Alterthumskunde von U. Jahn. Breslau, Koebner. 1885. Gr. 8. 9 M.

Adelmann, A. Graf, Was ist Glück? Novelletten. Leipzig, G. Wolf. 16. 2 M. 50 Pf.

Asemissen, O., Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellen und gewerblichen Gebieten. Bielefeld, Helmich. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Blumenthal, O., Der Probepfeil. Lustspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 1884. 8. 2 M.

Hartmann, E. v., Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 5 M.

Hartmann, H., Schatzkästlein westfälischer Dichtkunst in hoch- und plattdeutscher Sprache. Herausgegeben und mit kurzen Lebensbeschreibungen der Dichter und erläuternden Anmerkungen versehen. Minden, Bruns. 8. 4 M. 50 Pf.

Heinzel, M., Fahrende Gesellen. Hochdeutsches und Mundartliches. Breslau, Max u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Jan van Leyden, der Prophet, König der Wiedertäufer. Komische Operetten-Quatrologie. Text und Musik von der karnevalistischen Abendgesellschaft des Westfälischen zoologischen Gartens in Münster unter Mitwirkung von H. Landois. Osnabrück, Wehberg. 1884. 8. 1 M.

König, E. A., Schachmatt. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Peters, H., Ein Beitrag zur Lohn-Reform unter Zugrundelegung der socialökonomischen Ansichten von Rodbertus-Jagetzow aufgestellt. Tübingen, Laupp. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sepp, B., Die Kassettenbriefe Maria Stuart's. Eine Erwiderung auf Harry Bresslau's gleichnamiger Replik in seinen „Beiträgen zur Geschichte Maria Stuart's", Historische Zeitschrift, herausgegeben von H. v. Sybel. 52ster Bd. Jahrg. 1884 S. 290—310. München, Lindauer. 1884. Gr. 8. 40 Pf.

Silberstein, A., Die Rosenzauberin. Erzählendes Gedicht. Leipzig, Friedrich. 1884. 12. 3 M.

Singer, J., Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage. Nach Manuscripten gedruckt und mit Autorisation der Verfasser zum ersten Male herausgegeben, mit biographischen Skizzen der Autoren und einem Vorworte versehen. Mit 2 Cabinetsschreiben: Sr. Maj. des Königs von Württemberg und Sr. Hoh. des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. Wien, O. Frank. Gr. 8. 3 M.

Sinnett, A. P., Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. Uebersetzung aus dem Englischen. Leipzig, Hinrichs. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Stettenheim, J., Muckenich's Reden und Thaten. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Stoecker, A., Christlich-Sozial. Reden und Aufsätze. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 6 M.

Wagner, J., Unsere Kolonien in West-Afrika. Kurze Darlegung des Erwerbes, der Beschaffenheit und der Aussichten sämtlicher Besitzungen in Westafrika: Lüderitzland, Küste des Groß-Nama- und Hererolandes, Kamerun- und Tognogebiet. Mit Kartenbeigaben von P. Engelhardt. Berlin, Engelhardt. 1884. Gr. 8. 50 Pf.

Wichmann, H., Gesammelte Aufsätze. 1ster Bd. Berlin, Ries u. Erler. 1884. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Neunzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Hugo Schenk, Karl Schlossarek, Karl Schenk. (Räuber und Mädchenmörder. Wien 1884.) — Georg von Majlath, der Judex Curiae von Ungarn, und seine Mörder. (Budapest 1883—84.) — Das Attentat auf den König Humbert I. von Italien durch Giovanni Passanante. (Neapel 1878—79.) — Der florentiner Bombenproceß. (1878—79.) — Karl F. Kring, der Mörder seiner Geliebten. (Saint-Louis 1875—83.) — Der Hoffourier Joseph Schmid, genannt Ferrari. (Diebstahl. München 1883—84.) — Der Proceß von Tisza-Eszlar. (Ungarn 1883.) — Nachträge zu dem Processe von Tisza-Eszlar.

Wie die vorstehende Inhaltsangabe zeigt, führt dieser neue Band des beliebten Sammelwerks eine Reihe von Criminalfällen vor, die alle den letzten Jahren angehören und fast sämmtlich das außerordentlichste Aufsehen erregt haben. Die sachkundige und streng objective Behandlung, welcher „Der Neue Pitaval" die dauernde Gunst des juristischen wie des Laienpublikums verdankt, wird auch diesmal nirgends vermißt werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Eckermann's Gespräche mit Goethe.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Das werthvollste und nothwendigste Supplement zu Goethe's Werken, hier zum ersten male mit Commentar versehen und trotzdem wesentlich wohlfeiler als bisher.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was thun?

Erzählungen von neuen Menschen.

Roman von

N. G. Tschernyschewskij.

Aus dem Russischen.

Drei Theile. 8. Geh. 15 M.

Tschernyschewskij's Roman „Was thun?" bildet ein wichtiges Blatt in der Geschichte der innern Bewegungen Rußlands und ein interessantes Gegenstück zu den fast ausschließlich in Hof- und Adelskreisen spielenden Romanen der russischen Schriftsteller. Auch das Mitgefühl mit dem unglücklichen Lose des Verfassers, der seit langen Jahren als Verbannter in Sibirien lebt, verleiht seinem hier in deutscher Uebertragung dargebotenen Werke mehr als gewöhnliches Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Vierter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Lord Castlereagh und die Ministerconferenz zu Langres am 29. Januar 1814. Von Prof. W. Oncken. — Papstwahl und Laieninvestitur zur Zeit Papst Nikolaus' II. Von Dr. K. Panzer. — Kaiser Heinrich VII. in Italien. Von Dr. G. Weber. — Johann von Staupitz und das Waldenserthum. Von Dr. L. Keller. — Joseph August du Cros. Ein diplomatischer Abenteurer aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. Von Prof. Dr. H. Breßlau. — Brandenburg und Frankreich 1688. Von Prof. H. Prutz. — Mario Galeota. Zur Geschichte der Reformation in Neapel. Von Prof. Dr. K. Benrath. — Die Besetzung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen. Von Dr. W. Stricker. — Zunfthändel im 16. Jahrhundert. Von Prof. Dr. W. Stieda.

Dem „Historischen Taschenbuch" hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. In dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu besonders mannichfachem und gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Histoire abrégée et élémentaire de la Littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours.

Par

Louis Grangier.

Septième édition revue et augmentée.

8. Geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Bereits in sechs Auflagen hat sich diese gedrängte, aber vollständige und übersichtliche Geschichte der französischen Literatur als ein vorzügliches Werk bewährt, das in zahlreichen Schulanstalten Deutschlands wie des Auslandes als Lehrbuch eingeführt ist. Gegenwärtige siebente Auflage ist vom Verfasser abermals sorgfältig durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Culturpflanzen

von

Alphonse de Candolle.

Uebersetzt von **Dr. Edmund Goeze.**

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 64. Band.)

Die nicht blos für Landwirthe und Botaniker, sondern auch für Geschichtsforscher und Philosophen wie für jeden Gebildeten wichtige Frage, in welchen Regionen der Erde unsere jetzigen Culturpflanzen wildwachsend auftraten, wird in diesem Werke bezüglich fast aller Arten beantwortet. Der vorliegenden deutschen Ausgabe fügte der Uebersetzer noch eine Reihe werthvoller Notizen hinzu, die ihm vom Verfasser zur Verfügung gestellt wurden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 15. Januar 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Nochmals die Bacon-Shakspeare-Hypothese. Von David Asher. — Historische und parlamentarische Broschürenliteratur. — Romane und Novellen. Von K. von Perfall. — Volkswirthschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Zur Molière-Literatur. Von Adolf Heerklotz. — Biographisches. Von Arthur Kleinschmidt. — Eine neue Uebersetzung der Frithjofssage. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Nochmals die Bacon-Shakspeare-Hypothese.

Nachdem Rudolf Genée gegen den im Octoberheft von „Unsere Zeit" von Müller-Mylius veröffentlichten Artikel über obige Frage (die auch den Lesern d. Bl. in Nr. 40 f. 1884 vorgeführt wurde) in der „National-Zeitung" Front gemacht und die Hypothese, daß der Lordkanzler Bacon der Verfasser der Shakspeare'schen Dramen gewesen sei, mit scharfen Waffen bekämpft hat, wird die Frage von England aus wieder in Fluß gebracht und dürfte dort endgültig entschieden werden, falls das hier Mitzutheilende weitere Bestätigung erfährt. *)

Die neueste Nummer der „Academy" enthält nämlich eine der in London erscheinenden Zeitschrift „Shakespeareana" entnommene, höchst auffallende Nachricht, nach welcher Ignatius Donnelly eine sehr merkwürdige Entdeckung gemacht hat und den positiven Beweis dafür in Händen haben will, daß Bacon wirklich der Verfasser der Shakspeare'schen Dramen sei. Er habe diesen Beweis mittels einer von Bacon selbst zweimal erklärten Chiffre gefunden, mit welcher eine Schrift in eine andere eingeschlossen und verborgen werden könne. Die Wörter der verborgenen Schrift hatten eine durch Zählen sich ergebende bestimmte Beziehung zu den Aufzügen und Auftritten der Stücke. „Angezogen von I Heinrich IV, II, 1, 2, 4 und IV, 2, in denen er die Wörter «Francis», «Bacon» (zweimal), «Nicholas» (zweimal), «Bacon's», «son», «master», «kings», «exchequer», «St.-Albans» (Name des Wohnortes Bacon's) und in IV, 2 «Francis» zwanzigmal wiederholt auf einer Seite fand, wendete Donnelly", heißt es weiter, „den Schlüssel darauf an, und zwar mit folgendem Ergebniß. Elisabeth war bekanntlich während der Essex-Unruhen über den Gebrauch aufgebracht, den man von «Richard II.» machte, in welchem die Absetzung und Tödtung des Königs zur Darstellung kommt, und sie machte es zu einem der Anklagepunkte, die Essex den Kopf kosteten, daß er die Schauspielergesellschaft, zu der Shakspeare gehörte, gedungen habe, um das Stück mehr als vierzigmal auf den Straßen und in Wirthshaushöfen aufzuführen und das Publikum damit auf ihre eigene Absetzung und Tödtung vorzubereiten. Die Geschichte berichtet nun, daß sie Hayward verhaften ließ, weil er eine Prosaerzählung von der Absetzung Richard's II. geschrieben und sie Essex gewidmet hatte, und daß er mit knapper Noth der Hochverrathsanklage entging. Donnelly weist nach, daß Shakspeare zu gleicher Zeit als Verfasser des Stücks verhaftet wurde; man drohte ihm mit der Folter, worauf er den Kronbeamten die Thatsache enthüllt habe, daß Bacon der wirkliche Verfasser desselben sei. Dieser warf sich dem Schutz seines Oheims Lord Burleigh, des großen Finanzministers, oder Premiers nach der heute üblichen Benennung, in die Arme, der ihm vor Bloßstellung und Anklage schützte, der Königin Elisabeth aber die Wahrheit enthüllte. Aus diesem Umstande erklärt sich die Thatsache, daß, solange Elisabeth am Leben war, sich Bacon außer Amt und in Armuth befand." So weit die „Shakespeareana".

Wir müssen nun abwarten, ob Donnelly stichhaltige Beweise für diese seine letztern Angaben vorbringen kann und wird. Unterdessen wird man wol eine zweifelnde Stellung dazu einnehmen müssen. Bis auf die angebliche Verhaftung Shakspeare's und die infolge der ihm angedrohten

*) Ich gestatte mir, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß, wenn ich auch Ursache habe, Müller-Mylius für die schmeichelhafte Erwähnung meines Namens in seinem obenerwähnten Essay dankbar zu sein, sie doch, wie ich aus Zuschriften an mich ersehe, zu der irrigen Auffassung geführt hat, ich sei ein Anhänger der fraglichen Theorie. Dem ist nicht so; ich habe überall nur die Urheberschaft Shakspeare's angezweifelt, ohne jedoch mich für Bacon zu erklären.

Folter gemachte Enthüllung waren die übrigen Thatsachen längst bekannt. Es steht fest, daß im Februar 1601, am Tage vor dem Ausbruch der Empörung des Grafen Essex, einer seiner Anhänger, Sir Gilly Merick, „Die Absetzung Richard's II." von den Verschwörern aufführen ließ. Auch ist es richtig, daß Shakspeare zu der von ihm gedungenen Schauspielergesellschaft — es war bekanntlich die Chamberlain's (King's) — gehörte; ebenso wissen wir, daß Hayward, den Bacon durch einen Witz vor der Strafe geschützt hat, unter dem Titel „First Part of the Life and Reign of King Henry IV." die Absetzung Richard's II. erzählt hat. Auffallend ist hier zunächst, daß Donnelly, soweit wir nämlich aus obiger Mittheilung entnehmen können, ganz davon schweigt, daß merkwürdigerweise Bacon selbst in der ihm zu so tiefer Schande gereichenden Declaration gegen seinen Wohlthäter Essex von der „systematischen Aufführung und Drucklegung Richard's II. in der Zeit der Königin Elisabeth" redet. Freilich dürfte gerade dieser Umstand seiner angeblichen Entdeckung nicht günstig sein. Hierzu kommt aber noch ein anderer, ebenso ungünstiger Umstand. Während die von Bacon erwähnte Aufführung ein Schauspiel betrifft und die Drucklegung auf die Hayward'sche Schrift sich bezieht, scheint dieses Schauspiel gar nicht das Shakspeare'sche gewesen zu sein, sondern ein älteres desselben Titels. In Camden's „Annalen" befindet sich nämlich eine Stelle, welche besagt, Essex sei beschuldigt worden, daß er für Geld die veraltete Tragödie (exoletam tragoediam) der Abdankung Richard's II. vor der Verschwörung in einem öffentlichen Theater habe aufführen lassen. Ebenso heißt es in der amtlichen Anklageschrift wider den Grafen Essex: als einer der Schauspieler dem Mitverschworenen Merick sagte, das Stück sei alt und sie würden an der Aufführung Verlust haben, weil so wenige sie besuchen würden, habe dieser ihm 40 Shillinge extra bewilligt, worauf dann das Drama gespielt wurde. Uebrigens soll die Absetzungsscene dem Shakspeare'schen Stück erst im Jahre 1608 hinzugefügt worden sein, während das fragliche, wie erwähnt, bereits im Jahre 1601 zur Aufführung kam und zwar schon damals als ein veraltetes. Man darf also die begründetsten Zweifel an der Wahrheit der obigen Entdeckung hegen. Gleichwol wollten wir, weil wir in diesen Spalten über die Hauptschriften der Shakspeare-Literatur Bericht erstatteten, die Mittheilung darüber den Lesern d. Bl. nicht vorenthalten und werden auch nicht verfehlen, falls die Sache nicht im Sande verläuft, sondern entweder als eine reine Erfindung verworfen wird oder als wirkliche Entdeckung sich erweisen sollte, sie von dem einen oder dem andern Resultat seinerzeit in Kenntniß zu setzen. Es sei uns nur noch die Bemerkung gestattet, daß außer den bereits erwähnten Bedenken noch dieses große gegen die Wahrheit der Entdeckung spricht, daß Bacon, einmal als Verfasser der Shakspeare zugeschriebenen Stücke bekannt, und wenn auch nur der Königin und ihren Beamten, nachher kaum ein anderes Drama mehr verfaßt haben würde. Doch warten wir ab, was Donnelly noch weiteres zu sagen hat.

David Asher.

Historische und parlamentarische Broschürenliteratur.

1. Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte. Akademische Antrittsrede von Dietrich Schäfer. Jena, Fischer 1884. Gr. 8. 75 Pf.
2. Die Wahlsprüche und Mottos der Hohenzollern. Von W. de Porta. Münster, Aschendorff. 1884. Gr. 8. 1 M.
3. Zur Umgestaltung des preußischen Landtags. Von einem preußischen Beamten. Lindau, Ludwig. 1884. Gr. 8. 50 Pf.
4. Der Abgeordnete Herr von Bismarck-Schönhausen 1847—1851. Nach den stenographischen Berichten mit Randglossen für die Gegenwart von Martinus. Leipzig, O. Wigand. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik 1871—1883. Leipzig, Renger. 1884. 8. 6 M.
6. Kaiser und Reich. Goldene Blätter aus den Thaten und Worten des Kaisers Wilhelm I. und seines Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1884. 8. 2 M.

Die Entwickelung des Nationalitätsgedankens im deutschen Volke in knapper Uebersicht zur Darstellung zu bringen, ist die Aufgabe, welche sich Dietrich Schäfer in seiner Schrift „Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte" (Nr. 1) gestellt hat. Davon ausgehend, daß der Gedanke der Nationalität die heutige Staatenbildung beherrscht, während im Mittelalter der Gedanke der römischen, die Christenheit als ein politisches Ganzes zusammenfassenden Universalmonarchie der dominirende war, schildert der Verfasser das erste Auftreten der Germanen, welche, von Kelten und Römern streng geschieden, zwar eine Völkergruppe von ganz bestimmt ausgeprägten Eigenthümlichkeiten bildeten, aber nur ein schwaches Gefühl der Gemeinsamkeit zeigten, vielmehr politisch vollständig zersplittert waren und nicht einmal die Feindschaft gegen Rom als gemeinsames Gefühl besaßen. Die Franken waren das erste deutsche Volk, das mehrere deutsche Stämme dauernd in seinem Reiche vereinigte, daher auch der Name „Franken" lange Zeit der gemeinsame Name der deutschen Volksstämme war, jedoch nur für die Vornehmen, für die Geistlichkeit und für das Ausland; denn die große Menge bezeichnete sich nach den verschiedenen Stämmen. Das Wort „Deutsch" kam zwar damals schon vor, wurde aber nicht als Attribut des Wortes „Volk", sondern des Wortes „Sprache" gebraucht, und zwar in dem Sinne, daß „deutsche Sprache" so viel war als „Volkssprache", im Gegensatz zu der lateinischen Gelehrten- und Kirchensprache. Unter den ersten sächsischen Königen wurde die Gesammtheit der Deutschen unter der Bezeichnung „Franken und Sachsen" zusammengefaßt. Bald aber findet sich der Name „Teutonen" als

der gemeinsame Name, und unter Otto dem Großen fiel das erste Auftreten des Namens „Deutsche" als Bezeichnung für unser Volk fast genau zusammen mit der Errichtung des deutschen Kaiserreichs deutscher Nation. Früher als die andern großen Völker Europas kam das deutsche Volk durch das Bewußtsein, daß es das Volk des „Kaisers" sei und daß die Führung der Christenheit ihm zukomme, zu dem Gefühl einer einheitlichen Nationalität. Sein Nationalbewußtsein äußerte sich in seinem Nationalstolz, in seinem gesteigerten Kraftgefühl, in dem stolzen Gedanken, allen andern Nationen überlegen zu sein; die Wirkung hiervon war auch in den vom Mittelpunkte unsers politischen Lebens entferntesten Gliedern des Reichs zu erkennen. Neben dem Nationalitätsgefühl entwickelte sich, und zwar zum Theil unabhängig von demselben, ein gewisses Reichsgefühl, das auch die Nichtdeutschen des Reichs an dieses kettete, da sie nur im Reich die Bedingung des eigenen Bestehens, die Grundlage der eigenen Selbständigkeit sahen. Am Ende des Mittelalters standen die Deutschen noch immer an der Spitze der Nationen. Ihre Flotten, ihre Landsknechte, ihre Erfindungen gaben ihnen das stolze Gefühl der Ueberlegenheit, und wenn auch die italienische Kunst im Anschluß an die Antike einen höhern Schwung als die deutsche nahm, so leistete doch das Kunsthandwerk bei uns mehr als irgendwo sonst. Der hochstrebende, schaffenslustige Geist des deutschen Volks stand zur Zeit der Reformation, welche kaum weniger eine nationale als eine religiöse That war, in seiner reichsten Blüte. Der Anfang des 16. Jahrhunderts stellt einen Höhepunkt in unserm Culturleben dar. Die Hemmung, welche die Reformation durch ganz fremdartige, durchaus undeutsche Einflüsse erfuhr, die gewaltsame Zurückführung eines vollen Drittheils der Nation zur römischen Kirche, die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs, der zwei Drittel der Einwohner Deutschlands vernichtete und die Uebrigbleibenden zu Bettlern machte, bildeten den Wendepunkt zu den schlimmsten Zuständen. Die deutsche Nation, welche einst an der Spitze der Christenheit gestanden, sah sich zum Aschenbrödel unter den Nationen erniedrigt. Mit der politisch-militärischen Macht war auch der Nationalstolz und das Nationalbewußtsein verloren gegangen. Die Neubelebung des Untergegangenen war nur möglich durch den unter Friedrich dem Großen neugewonnenen Kriegsruhm und durch die neugeschaffene classische Literatur. Bald regte sich wieder das Verlangen nach einem deutschen Kaiser und nach Gründung eines nationalen Staats. Dieser wurde zwar in unsern Tagen wieder geschaffen; aber ein Viertel von den Deutschen Europas, etwa 15 Millionen, gehören dem nationalen Reiche nicht an, während dieses andererseits 3 Millionen nichtdeutsche Staatsbürger zählt. Keine andere große Nationalität Europas ist politisch so wenig geschlossen. Dazu kommt, daß wir das einzige große paritätische Volk Europas sind, daß unser katholisches Drittel infolge des in der römischen Kirche herrschenden Jesuitismus nicht vollständig gesichert ist vor der Gefahr, unserm Volksthum entfremdet zu werden. Die Deutschen haben daher mehr als ein anderes Volk Europas ein Interesse daran, daß die nationalen und religiösen Gegensätze sich nicht noch mehr verschärfen, sondern sich mehr und mehr ausgleichen. Der Verfasser schließt seine durch Klarheit und Sachkenntniß ausgezeichnete Uebersicht mit Feststellung der Aufgabe, welche vom nationalen Standpunkte aus der Historiker hat, und macht dabei das ebenso richtige als seltene Geständniß, daß der Geschichtschreiber niemals objectiv im strengen Sinne des Worts sein könne, so wenig einer sich aus seiner Haut zu lösen oder über seinen Schatten zu springen vermag.

Von den Wahlsprüchen und Mottos der Hohenzollernschen Regenten, welche W. de Porta (Nr. 2) anführt, haben im Reformationszeitalter die meisten einen biblisch-religiösen Charakter; im 17. Jahrhundert findet sich zum ersten mal ein französisches Motto, dem dann bald viele andere folgen, während nur ein einziges italienisches Motto angeführt wird. Sehr häufig kam auch das Motto in Buchstabenform zur Anwendung. Zuerst begegnen wir einem Wahlspruch bei dem Kurfürsten Friedrich I.: „Wer Gott getraut, den verläßt er nicht." Ziemlich häufig findet sich der Spruch: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" („Si Deus pro nobis, quis contra nos?"). Die Königin Luise hat sich den frommen Spruch gewählt: „In Gott ist meine Zuversicht", und ihr ältester Sohn, König Friedrich Wilhelm IV., sprach, nach dem Vorbilde Josua's: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Im Sinne der Bismarck'schen Grundsätze ist der Spruch: „Salus publica, salus mea" („Des Volkes Wohl, mein Wohl"). Den frischen und vertrauensvollen Wahlspruch: „Ich wag's, Gott walt's!" führte der Markgraf Georg, Bischof von Straßburg, und in unsern Tagen der Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl. Der Große Kurfürst hat, wie auch andere Regenten, mit den verschiedenen Lebensphasen seine Wahlsprüche gewechselt. Neben der Devise, die auch sein Vater hatte: „Dieu et mon droit", führte er auch den Spruch: „Jedem das Seine!" und „Gott meine Stärke". Der erste Hohenzollernsche König, Friedrich I., machte die beiden Sprüche „Suum cuique" und „Gott mit uns" zur Familiendevise des gesammten Hohenzollernschen Regentenhauses, wählte den erstern auch zur Devise des von ihm gestifteten Schwarzen Adlerordens und nahm den letztern in das große Wappen auf. Hatte König Friedrich Wilhelm I. zu seinem Lieblingsspruch „Pro Deo et Patria", so erlaubte sich der Sohn, Friedrich der Große, die Abänderung „Pro gloria et Patria". Kaiser Wilhelm führt neben dem „Suum cuique" und dem Spruch seines Vaters: „Gott mit uns!" noch den schönen Spruch: „Immer den andern erst hören, dann erst wägen und wagen. Alles mit Gott!" Sein Sohn, der Kronprinz, hat das entschlossene Motto „Furchtlos und beharrlich" angenommen.

In der Schrift „Zur Umgestaltung des preußischen Landtags" (Nr. 3) stellt der ungenannte preußische Beamte zwei wichtige Anträge. Zunächst legt er sich die Frag:

vor, ob die heutige Gestaltung des preußischen Landtags noch in allen Punkten einer wirklichen Volksvertretung entspricht und mit der fortschreitenden Entwickelung des Staats und des Volks gleichen Schritt hält, und erklärt sich gegen die Existenz eines Herrenhauses, da dieses nur einen kleinen Theil des Volks repräsentire, somit für sich keine eigentliche Volksvertretung darstelle. Der jetzigen Gliederung des Volkslebens entspreche es nicht, dem Adel auf Grund seiner Geburt eine bevorzugte Stellung einzuräumen, und wenn die Städte und Universitäten bei der Bildung der Volksvertretung berücksichtigt werden müßten, so sei es nicht gerade nothwendig, die Vertreter derselben mit denen des Adels einem besondern Hause zuzuweisen. Aber auch die Zusammensetzung und Gestaltung des Abgeordnetenhauses, das allein als eine Repräsentation des Volks betrachtet werden könne, findet der Verfasser nicht in jeder Hinsicht zweckentsprechend; denn die aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten und Ständen mit ungleicher Bildung und Lebensweisheit hervorgegangenen Abgeordneten sind nicht im Stande, über Fragen der verschiedenartigsten Natur, deren Lösung rechtliche und volkswirthschaftliche Kenntnisse erfordert, in gleich sachlicher und vernünftiger Weise ihr Urtheil abzugeben. Im Bewußtsein dieser Unzulänglichkeit schließe sich der einzelne Abgeordnete mit seinen Gesinnungsgenossen zu einer Partei zusammen, welche nach Abstreifung der subjectiven Einzelheiten in den Anschauungen der Parteimitglieder eine einzige Ansicht als die allen Gliedern gemeinsame zum Ausdruck bringe. Infolge dessen vertreten im Abgeordnetenhause die meisten Redner nicht persönliche, sondern Parteistandpunkte, und bei der Abstimmung komme nicht das einzelne Individuum als solches, sondern nur als Glied einer Partei zur Geltung. Daher sei das Abgeordnetenhaus nicht eine Einheit von Gliedern, die in ihrem Urtheil vollständig selbständig sind, sondern eine Zusammensetzung verschiedener Parteien. Wenn aber die Ziele einzelner Parteien über den Rahmen des Parlamentarismus hinausfallen, so komme es zwischen den einzelnen Parteien nicht zu einer höhern Einheit, und der parlamentarische Geist leide Schaden. Parteien wie die Radicalen und Socialisten, welche die bestehende Staatsgewalt und die bestehenden socialen Verhältnisse auflösen, oder die Ultramontanen, die einen Staat im Staate gründen, oder die Polen, die sich nicht in den Staatsorganismus einfügen wollen, bezeichnet der Verfasser als solche, welche ebenso wenig wie die Ultraconservativen mit ihren Bestrebungen zur Wiederherstellung des absoluten Staats und der privilegirten Stände auf dem Boden des Parlamentarismus stehen. Somit bleiben nur die zwei großen Parteien der Conservativen und Liberalen als solche übrig, deren Ziele im Rahmen des Parlamentarismus liegen. Diese zwei Parteien vertreten zwei verschiedene, aber gleich nothwendige Factoren des menschlichen Lebens: die conservative strebe dahin, den Formen und Gesetzen den bleibenden und festen Charakter aufzuprägen, während die liberale Partei die vernünftige Weiterentwickelung dieser Formen und Gesetze anstrebe. Jene lehne sich mehr an die Regierung an, welche ja selbst nach festen Normen und Gesetzen handeln solle; diese vertrete mehr das Streben des Volks, Formen und Gesetze mit der Weiterentwickelung des Lebens in Uebereinstimmung zu halten. Die äußersten Flügel beider Parteien, von denen der eine die Formen wieder zu entlegenen Zeiten zurückschrauben, der andere die bestehenden Verhältnisse auflösen wolle, hätten keine parlamentarische Berechtigung. Dann kommt der Verfasser auf die der Volksvertretung gestellten Aufgaben zu sprechen und theilt diesen gemäß die Thätigkeit der Volksvertretung in zwei Theile: in die Mitwirkung bei der eigentlichen Gesetzgebung und in die Lösung volkswirthschaftlicher Aufgaben. Da aber die politischen Parteiführer alle Fragen, rechtliche und volkswirthschaftliche, zu politischen Parteifragen, zu Machtfragen stempeln und die Mitglieder der einzelnen Parteien, durch die Parteidisciplin gebunden, ihnen blindlings folgen müssen, so würden gerade die wirthschaftlichen Fragen, welche der Politik fernstehen, von einem ganz falschen Standpunkte aus aufgefaßt und beurtheilt. Dadurch müßten die parlamentarischen Verhandlungen an Bedeutung verlieren, wie ja auch in den letzten Jahren der Parlamentarismus beim Volke an Ansehen Einbuße erlitten habe. Da diese Uebelstände nur dadurch hervorgerufen seien, daß ein und dasselbe Haus zwei große, voneinander grundverschiedene Aufgaben lösen solle, so verlange das Interesse des Volks- und Staatswohls, daß die Volksvertretung, entsprechend den beiden Aufgaben, in zwei Häuser getheilt werde: in ein Gesetzgebendes Haus und in ein Volkswirthschaftshaus. Für das Gesetzgebende Haus, das ein Gesammtausdruck des Volks in seinen Rechtsanschauungen sein soll, will der Verfasser das bisherige Wahlsystem beibehalten wissen, während das Volkswirthschaftshaus von den einzelnen Interessengruppen, wie sie in den Handelskammern, den Handwerkerinnungen, den Verbänden der Grundbesitzer u. s. w. bereits vorhanden sind, gewählt werden soll. Demgemäß wäre auch der Etat in zwei Theile zu gliedern: der Berathung des Volkswirthschaftshauses würde der Etat der gesammten Bauverwaltung, einschließlich des Eisenbahnwesens, der Landwirthschaft, der Domänen, Forsten, Salinen, Bergwerke, des Unterrichtswesens zugewiesen, alle übrigen Etatstheile würden dem Gesetzgebenden Hause zufallen.

So viel Wahres auch in dieser Auseinandersetzung liegt, so möchte doch die detaillirte Durchführung einer solchen Gliederung großen Schwierigkeiten begegnen und die Competenzstreitigkeiten würden kein Ende nehmen. Der Verfasser sucht zwar solchen Unzuträglichkeiten dadurch vorzubeugen, daß er beantragt, alle volkswirthschaftlichen Sachen, die allgemeinrechtliche Fragen berühren, sollten unbedingt an das Gesetzgebende Haus gelangen und dessen Zustimmung unterliegen; selbst bei rechtlichen Fragen, welche die Volkswirthschaft berühren, solle dem Volkswirthschaftshause nur eine begutachtende Stimme zustehen, und nur in rein volkswirthschaftlichen Angelegenheiten solle es vollständig selbständig sein.

Aber abgesehen davon, daß er durch diese Bestimmungen das Volkswirthschaftshaus zu einer Kammer zweiter Klasse macht, würden im Gesetzgebenden Hause, das die rechtliche Seite der volkswirthschaftlichen Vorlagen zu prüfen hätte, die politischen Parteiführer dieselben wieder lediglich von ihrem Parteistandpunkt aus betrachten, und daß auch in „rein volkswirthschaftlichen" Angelegenheiten ganz „eminent" rechtliche Gesichtspunkte enthalten und zu erörtern wären, dafür würden die freisinnigen und unfreisinnigen Juristen dieses Hauses in reichem Maße sorgen. Eben damit hätte man aber auch jene Uebelstände, welche dem jetzigen parlamentarischen System ankleben, wieder zur Hinterthür hereingebracht, und das Volkswirthschaftshaus wäre nichts anderes als eine neue Auflage von Volkswirthschaftsrath, der bekanntlich in den letzten Jahren keine allzu günstige Rolle gespielt hat. Ob da nicht die Beibehaltung des Herrenhauses, das durch die Berathung der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses einer überstürzten und unreifen Gesetzgebung vorzubeugen, wenn auch nicht berufen, so doch im Stande ist, vorzuziehen wäre?

Der fortschrittliche oder wenigstens fortschrittlich angehauchte Verfasser der Schrift „Der Abgeordnete Herr von Bismarck-Schönhausen 1847—1851", Martinus (Nr. 4), beginnt seine Secirarbeit gleich damit, daß er von dem bestimmenden Einfluß spricht, welchen Fürst Bismarck, sowol im Schlimmen als im Guten, auf die Geschicke Preußens und Deutschlands ausgeübt habe. Er bezeichnet ihn richtig als die Seele des Widerstandes gegen irgendwelche Concessionen der Regierung gegenüber dem Abgeordnetenhause in der Conflictzeit und glaubt, daß ohne Bismarck eine Verständigung zwischen den gesetzgebenden Factoren bereits vor 1866 erreicht worden wäre; er vergißt aber dabei zu sagen, ob er eine solche Verständigung auch jetzt noch für ein die Wohlfahrt Preußens und Deutschlands förderndes Ereigniß ansehen könnte, oder ob er vielleicht mit uns der Ansicht ist, daß ein preußisches Ministerium, das mit der Fortschrittspartei zu pactiren verstanden hätte, eben damit nicht in der Lage gewesen wäre, für die Einheit Deutschlands das auszuführen, was Herr von Bismarck-Schönhausen ohne Verständigung mit dem Abgeordnetenhause ausgeführt hat. Der Verfasser liebt es, jeder großen und gemeinnützigen That des Reichskanzlers ein „Aber" entgegenzusetzen und ihn dafür verantwortlich zu machen. Bismarck hat zwar, sagt er, Frankreich zurückgeworfen, das alte deutsche Kaiserthum auf neuer Grundlage errichtet, Elsaß-Lothringen wieder zu Deutschland gebracht; aber er hat dadurch auch einen fortwährenden Kriegszustand mit Frankreich inaugurirt; er hat uns zwar den ersehnten Deutschen Reichstag gegeben, aber gleichzeitig hat er mit seinen Septennaten und seinem eisernen Militärbudget das Budgetrecht der Volksvertretung fast auf ein Minimum reducirt; er hat zwar durch ein einheitliches Münz-, Maß- und Gewichtssystem, durch die Aufrichtung eines deutschen Indigenats mit Freizügigkeit, sowie durch Wiederherstellung der Gewerbefreiheit der freien Bewegung nach innen die Pforten erschlossen, aber er hat auch durch sein Schutzzollsystem die freie Bewegung nach außen unterbunden. In diesem Stile geht es zwei bis drei Seiten fort, sodaß man zuletzt nicht recht weiß, ob an dem unglücklichen Reichskanzler wirklich noch eine gesunde Faser ist, oder ob es nicht das Einfachste wäre, in den fortschrittlich-demokratischen Ruf: „Fort mit Bismarck!" einzustimmen. Für die Kritik der ketzerischen Aeußerungen Bismarcks hat der Verfasser nach berühmten Mustern die lexikalische Form gewählt, damit der gläubige Leser bei jedem Schlagwort, das ihm gerade in den Sinn kommt, sofort in dem Buche nachschlagen und sehen kann, was Bismarck in den Jahren 1847—1851 hierüber gesagt hat und was der Verfasser daran auszusetzen findet. Wenn auf die Aeußerung Bismarck's, daß die Bewegung des Volks von 1813 ihren Grund lediglich in der Schmach und dem Druck der Fremdherrschaft gehabt habe, zwei Abgeordnete sich erhoben und erklärten, sie seien nicht blos gegen äußern Druck, nicht aus Haß gegen eine fremde Nation in den Kampf geeilt, sondern sie seien zugleich auch für die Gesetzgebung von 1807 aufgestanden, und der Verfasser dazu bemerkt, die richtige Antwort wäre wohl die, daß die Knechtschaft, gegen die gekämpft wurde, sowol im Ausland als im Inland gelegen habe, so sind wir der Ansicht, daß weder die Lützow'schen Jäger noch die wackern Landwehrmänner, die bei Hagelberg und an der Katzbach ihre Gewehre wie ihre Dreschflegel handhabten, an die Gesetzgebung von 1807 gedacht, sondern daß sie keinen andern Gedanken gehabt haben, als die Franzosen aus dem Lande hinauszujagen. Ebenso finden wir das Bismarck'sche Urtheil, daß seit den Zeiten der Staufen Deutschland niemals größern Ansehens im Ausland, eines höhern Grades politischer Einheit und größerer Autorität in der Diplomatie sich erfreut habe als während der Zeit, wo der Bundestag die auswärtigen Beziehungen Deutschlands gelenkt hat, historisch unanfechtbar. Oder glaubt der Verfasser, daß unter irgendeinem Kaiser des 14. oder 15. Jahrhunderts, unter Karl III., Wenzel, Sigismund, Friedrich III. u. s. w., oder unter den Ferdinand und Leopold der folgenden Jahrhunderte Deutschland als politische Macht nach außen mehr gegolten habe als im 19. Jahrhundert? Die Blüte der deutschen Cultur fällt in das Ende des Mittelalters, nicht die Höhe der politischen Macht, und jene ist bekanntlich vom Dreißigjährigen Krieg wie von einem Hagelwetter weggefegt worden und hat sich lange nicht davon erholen können. Daß Bismarck das Eingreifen der Volksvertretung in die Prärogative der Krone, die Neigung der liberalen Parteien zur Einführung des Parlamentarismus bekämpfte und den durch eine Koalition verschiedener Parteien herbeigeführten Majoritätsbeschlüssen keinen großen Werth beilegte, ist richtig. Und wir, die wir das Gebaren der Fractionen im letzten Reichstag, die unnatürlichen Bündnisse zwischen Ultramontanen und Radicalen und die Auswüchse des Parlamentarismus in den belgischen Kammern von 1884 mit an-

gesehen haben, sagen vom deutsch-nationalen Standpunkte aus offen, daß uns eine starke Regierung mit einem Bismarck lieber ist als ein starkes Parlament mit einem Windthorst oder Richter oder auch mit einem „Martinus". Unsere Randglossen zu seinen „Randglossen" können nicht anders lauten, womit übrigens nicht gesagt ist, daß die damaligen Reden Bismarck's alle den Charakter der Unfehlbarkeit gehabt hätten. Er selbst rühmt sich ja, daß er immer etwas hinzulerne.

Die großen Begebenheiten des Jahres 1883: die Erneuerung und Verstärkung des deutsch-österreichischen Bündnisses, der Beitritt Italiens zu demselben, die günstigern Beziehungen zu Rußland, die Monarchenbegegnungen bei den preußischen Herbstmanövern am Rhein und endlich die Reise des deutschen Kronprinzen nach Spanien und Italien, erscheinen dem ungenannten Verfasser des Buchs „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik" (Nr. 5) epochemachend für Deutschlands äußere Beziehungen und für die allgemeine Entwickelung der internationalen Verhältnisse Europas. Von diesem glänzenden Ergebniß des von langer Hand angelegten und umfassenden diplomatischen Werks des deutschen Staatsmannes glaubt er, daß dadurch für die Anerkennung der neuen, durch den Krieg begründeten europäischen Rechtsordnung die Entscheidung gefallen sei, und er verspricht sich davon für die Zukunft, daß die Aera der Attentate des Ehrgeizes, der Eroberungs- und Herrschsucht auf den Frieden Europas übergeleitet werde in diejenige des solidarischen Einstehens der Nationen für diesen Frieden. Bei dieser Bedeutung, die er dem Jahre 1883 beilegt, hielt er es für angezeigt, einen Rückblick auf die deutsche Politik, wie sie sich seit dem Deutsch-französischen Krieg gestaltet hat, zu werfen. Er war berufen dazu sowol hinsichtlich des großen Materials, über das er verfügt, als auch hinsichtlich der Beherrschung und der Gruppirung desselben. Bismarck's öffentliche und private Aeußerungen über auswärtige Dinge, Urkunden und private Schriftstücke, aus seiner Nähe inspirirte und solche Zeitungsartikel, welche der Verlauf der Begebenheiten als unterrichtete bestätigt hat, Stimmen aus der gesammten Presse der leitenden Staaten Europas, in welchen entweder die deutsche Politik ihre Würdigung oder die Gegenströmung ihren Ausdruck gefunden hat: alles das hat der Verfasser zu einem Gesammtbild der äußern Beziehungen Deutschlands vereinigt. Er bespricht zuerst das Verhältniß des Deutschen Reichs zu Rußland, dann die Bildung der mitteleuropäischen Friedensliga, die Bismarck'sche Politik im Aeußern und im Innern, die Beziehungen zu Frankreich und zu dessen Revanchepolitik, zum Vatican und zum londoner Cobden-Club. Sehr präcis finden wir die Darstellung derjenigen Ereignisse, welche zur Gründung der mitteleuropäischen Friedensliga führten, diesem wichtigsten diplomatischen Ereignisse des letzten Jahrzehnts, das zum Ausgangspunkt einer neuen Situation Europas geworden ist. Mit großer Genauigkeit werden die Aeußerungen der russischen und deutschen Presse über internationale Pflicht und Dankbarkeit, die Aufhetzungen Gortschakow's, die ungemessenen Ansprüche Rußlands auf die Beherrschung der Balkanhalbinsel mitgetheilt und der in Gastein und Wien sich vollziehende Bismarck'sche Schachzug geschildert: der Abschluß der deutsch-österreichischen Defensivallianz, die sich 1883 durch den Beitritt Italiens zur Tripelallianz erweitert hat. Der Verfasser geht bei dieser Gelegenheit auf die frühern politischen Zustände Italiens näher ein: wie unter Victor Emanuel der französische Einfluß dominirend war; wie das Ministerium der Rechten 1870 zur Unterstützung Frankreichs bereit war, aber durch die Männer der Linken, welche mit einer Revolution drohten, sich nach Rom drängen ließ; wie dagegen das Ministerium der Linken, als es 1876 zur Regierung kam, nur durch den Ministerpräsidenten Depretis, der mehr auf Gambetta als auf Bismarck sah, am Abschlusse eines Bündnisses mit Deutschland verhindert wurde; wie sofort nach dem Abschluß der deutsch-österreichischen Allianz der Exminister und Senator Jacini sich um die Bildung einer conservativen Partei und um den Beitritt Italiens bemühte; wie der italienische Botschafter in Berlin, Graf Launay, längst für diese Wendung thätig war und der auswärtige Minister Mancini sie endlich zum Abschluß gebracht hat; wie infolge dessen der Vatican sich mit dem Gedanken vertraut machen muß, daß die Integrität Italiens gegen jeden Angriff den Schutz Deutschlands finden werde. Das 1883 errichtete Friedensbollwerk erhielt im nämlichen Jahre noch weitere Festigkeit durch Anlegung der detachirten Forts, als welche man die intimen Beziehungen zu Rumänien, Serbien und Spanien bezeichnen kann. Und sogar Rußland, von dessen neuem Kaiser man nur Feindseligkeiten gegen Deutschland und Oesterreich erwartete, sah sich, hauptsächlich durch seine innern Verhältnisse, zur Annäherung an die Friedensliga genöthigt, was seinen prägnantesten Ausdruck in der Zusammenkunft der drei Kaiser zu Skiernievice fand, die jedoch erst nach Veröffentlichung des vorliegenden Buchs stattgefunden hat. Der Verfasser führt zum Schluß dieses Artikels die Worte des londoner „Standard" an:

> Dasjenige gekrönte Haupt oder der Staatsmann, der nicht nach Berlin gekommen und nicht von dem Fürsten Bismarck empfangen worden ist, glaubt, daß er außerhalb des Centrums und des Brennpunktes der europäischen Politik steht. Was Mekka dem Gläubigen ist, was Rom früher dem frommen Katholiken war, ehe der Piemontese es in Besitz nahm, das ist Berlin jetzt für alle diejenigen, die regieren, die kämpfen oder die Staatskunst studiren.

Das „Kaiser und Reich" betitelte Buch (Nr. 6) hat zum Motto das Wort Luther's: „Es liegt nicht an Büchern noch Vernunft, es liegt daran, daß Gott Leute auf Erden schickt. Wenn Gott einem Volke hat wollen helfen, hat er's nicht mit Büchern gethan, sondern nicht anders, denn daß er einen Mann oder zwei hat aufgeworfen, die regierten besser, denn alle Schriften und Gesetze." Mit diesen Worten ist die Tendenz des Buchs gekennzeichnet. Dasselbe

enthält eine Sammlung politischer Actenstücke, theils parlamentarischer Reden, theils diplomatischer Correspondenzen, aus den Jahren 1858—83. Der Verfasser geht sehr objectiv zu Werk, indem er den Kaiser und seinen Reichskanzler lediglich durch Mittheilung der Thatsachen charakterisirt. Bei allen großen Fragen unserer Zeit, bei der Steuerreform, bei der Socialdemokratie, bei der Unfallversicherung u. s. w. läßt er diese beiden großen Männer selbst sprechen und gibt nur kurze Erläuterungen zur Feststellung des richtigen Zusammenhangs und zur Klarstellung der Entwickelung der einzelnen Fragen. So lernen wir den ganzen Deutsch-französischen Krieg nur aus den berühmten Telegrammen des Kaisers Wilhelm kennen. Die Ueberschriften der drei Abschnitte des Buchs lauten: „Des Deutschen Reiches Grundlegung, Aufrichtung, Ausbau". Der erste handelt von dem Beginn der neuen Aera und der Heeresorganisation, vom Eintreten Bismarck's in das Ministerium, vom Verfassungsconflict, vom schleswig-holsteinischen und vom österreichischen Krieg, vom Norddeutschen Bund und Zollparlament; der zweite von den Ereignissen der Jahre 1870 und 1871; der dritte von der Organisation der Reichslande, vom Culturkampf, von der Socialdemokratie', vom Schutz der deutschen Arbeit und vom praktischen Christenthum. Die ganze Geschichte der Entwickelung des Deutschen Reichs nach seiner innern und äußern Politik kommt in dem knappen Raum von 22 Bogen zur Darstellung. Wir erhalten eine treffliche Uebersicht über die hervorragenden Punkte eines weltgeschichtlichen Vorgangs und gewinnen die richtige Einsicht in die Motive und Ziele der handelnden Personen.

Romane und Novellen.

Von den uns zur Besprechung vorliegenden Werken ist literarisch das bedeutendste, weil eigenartigste Werk:

1. Die Reichsgrafen von Walbeck. Roman aus der Gegenwart von Emil Peschkau. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Das Buch hat in der Tageskritik eine sehr lobende Besprechung gefunden, der wir uns jedoch nicht so unbedingt anschließen möchten. Es handelt sich bei diesem Roman weniger um eine aus der zeitgenössischen Literatur besonders werthvoll hervorragende Kunstleistung, als vielmehr um den theilweise gelungenen Versuch, den Naturalismus Zola's ins Deutsche zu übertragen. Peschkau schildert uns in den Reichsgrafen von Walbeck eine vielgliederige österreichische Adelsfamilie, die sich in vollständiger materieller und moralischer Auflösung befindet. Er besitzt die Rücksichtslosigkeit seines Vorbildes Zola in der Darstellung des Lebens: das zeigt die Art, wie er das Treiben der Inhaberin eines Putzgeschäfts, Frau von Bresen, einer Dame von zweifelhaftester Vergangenheit, ausmalt, oder gar dasjenige des Fräuleins Natalie Kretzner, einer Parvenntochter, die erst mit einem jungen Bediensteten ein unzweideutiges Verhältniß hat und dann durch ihre Heirath mit einem Grafen Walbeck die Folgen desselben als legale hinstellen will. Vortrefflich charakterisirt der Autor gewisse typische Erscheinungen in der österreichischen Aristokratie, und mit größter Begabung für scharfe Lebensbeobachtung hält er in dem ganzen Buch den echten Localton Wiens fest. Mit solchen Requisiten ließe sich wol ein bedeutender realistischer Roman schaffen. Aber Peschkau hat eben die Requisiten der Kunstmalerei mit dem Kunstwerk selbst verwechselt, beziehungsweise nicht verstanden, dieselbe in einer sichern Composition anzuordnen. Der Roman setzt überall zur Handlung an, ohne eine eigentliche Handlung zu bieten. Wir finden charakteristische Situationen, aus denen sich eine Handlung bilden könnte, aber die Fäden werden immer wieder fallen gelassen, um neue aufzunehmen, und zuletzt schafft sich der Autor aus dieser unbestimmten, in vagen Situationen schwankenden Handlung eine Lösung theils mit den brutalsten Mitteln von Mord und Wahnsinn, theils mit dem nicht neuen und psychologisch unwahrhaften Mittel, einen der Hauptsünder, den Grafen Heinrich Walbeck, seine Vergangenheit durch den Heldentod auf dem Schlachtfelde des russisch-türkischen Kriegs sühnen zu lassen. Unkünstlerisch ist es, weil, mag auch wirklich, wie der Autor behauptet, die Geschichte aus dem Leben gegriffen sein, künstlerisch unwahr, daß in einer vielgliederigen Familie sich nicht ein verständiges Menschenexemplar findet, sondern nur Schufte und Blödsinnige. Es ist das nicht die tief greifende sociale Tragik eines verkommenden Adelsgeschlechts mit großen ethischen Perspectiven, wie der Autor sie in der Vorrede betont, sondern die ziemlich unerquickliche Schilderung einer abnormen Anhäufung skandalöser Vorgänge, die durchaus nicht als typisch gelten kann. Eine Schwäche des Autors und zwar eine große ist es, daß er sich in der Vorrede besonders darüber ausläßt, sein Buch solle nicht als Tendenzschrift gegen den Adel aufgefaßt werden. Es ist, als hätte er selbst das Uebertriebene und Einseitige seines Buchs gefühlt. Er hat sich nur darin geirrt, daß man dabei nicht an eine doch nicht mehr originelle, vielmehr höchst unmodern gewordene Tendenz denkt, sondern nur an eine künstlerische Geschmacklosigkeit. Nichts anderes aber ist Peschkau's Roman bei allem Talent, das daraus hervorleuchtet. Dem Autor fehlt völlig das Gleichmaß, die Fähigkeit, Licht und Schatten harmonisch abzutönen; er nimmt einen Theil der für einen Romandichter nothwendigen Begabung für die ganze. Was schon bei Zola als schwerer Fehler ins Auge fällt, ist noch auffälliger bei einem zwar talentvollen, aber doch nicht Zola's Beobachtungsgenie besitzenden Autor.

2. Der Commandant. Roman von Johannes van Dewall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 5 M.

Wir haben da einen recht guten Familienroman vor uns mit der bei van Dewall bekannten, heiter behaglichen, halb sentimentalen, halb tändelnden Grazie der Darstellung. Es ist eine Geschichte aus dem Garnisonleben älterer Zeit. Sie schildert die Liebe zweier junger Mädchen zu flotten Offizieren und die von dem Vater, einem alten schon ziemlich untauglich gewordenen Festungscommandanten, bereiteten Hindernisse. Ergötzliche Militärtypen laufen dazwischen unter, die uns in ihrer possirlichen Unfähigkeit heutigentags allerdings kaum möglich erscheinen. Die Mädchen bekommen ihre Liebhaber, nachdem der Commandant sich militärisch gründlich blamirt hat, aber sich noch so weit in Ehren aus der Affaire zieht, um zu erkennen, daß seine Zeit vorbei ist. Das liest sich sehr angenehm, man muß oft herzlich lachen. Und doch ging dabei dem Referenten ein Gedanke auf. Die Prüderie beherrscht unsere deutsche Belletristik in einer den künstlerischen Werth der Production in höchstem Maße gefährdenden Weise. Wer einen Roman schreiben will, der hüte sich vor den Conflicten großer Leidenschaften oder brennender sittlicher Zeitfragen. Er verhungert sonst. Man darf in der deutschen Belletristik sich nur an die Adresse der „Töchter" wenden. Das Geschäft erheischt es so. „Töchter" aber dürfen von Liebe nur als Vorspiel zum Sinnlichen etwas wissen, und diese Liebe darf nur in Seufzern, Fensterparaden und höchstens noch Küssen bestehen. Bei van Dewall betrügt nun das junge Völkchen den alten Papa in der tollsten Weise, hat Rendezvous, schreibt Liebesbriefchen, herzt und küßt sich, daß es eine Lust ist. Das alles wird so neckisch, so süß geschildert, der Autor freut sich mit seinen Liebesleuten über diese Heimlichkeiten und gibt ihnen den höchsten Reiz. Mir will es nun scheinen, daß solche Darstellungen von Liebschaften süßlich-koketter, niemals die tiefere Leidenschaft berührender Art auf junge Mädchen viel gefährlicher wirken als eine etwas kühne Darstellung großer Herzensconflicte und moralischer Kämpfe. Sie verlocken mehr zur Nachahmung und erwecken den Schein, es sei etwas durchaus Erlaubtes, einer Liebelei wegen den Aeltern den Gehorsam aufzukündigen. Damit zusammenhängend dienen sie auch dazu, die Verwechselung einer Liebelei mit der echten Liebe zu befördern, den sittlichen Ernst des jungen Mädchenherzens zu untergraben. In dieser Romanliteratur, die so harmlos erscheint, liegt unsers Erachtens die Gefahr, um derentwillen man in Deutschland die Prüderie so weit getrieben hat, daß darunter die Literatur leidet.

3. Sklaven und Freie. Historischer Roman von O. Ernst. Drei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 10 M.

Der Verfasser schildert uns in diesem dreibändigen Roman in recht farbiger Weise das Leben und Treiben in Konstantinopel zur Zeit kurz vor Beginn des griechischen Freiheitskampfes. Das historische Element der Verschwörung eines griechischen Geheimbundes und der Vorgänge in demselben tritt freilich im Laufe der Erzählung immer mehr zurück, um den völlig unpolitischen Haremsintriguen Platz zu machen. Bei diesen handelt es sich vor allem darum, daß erst die Lieblingsfavoritin des Padischah ermordet wird und nun die große Frage an die Hofchargen herantritt, wer ihre Nachfolgerin werden soll. Ein habsüchtiger Großwürdenträger spielt dabei die Rolle des Hauptintriganten, ein griechischer Arzt die des Helden; die Heldin ist die zu beseitigende Sultanin, alsdann ein kleines Tatarenmädchen. Wie dieses die Liebe des Sultans gewinnt, während ihre schönere und ehrgeizige Freundin das begehrte Los infolge der Rache des Hofzwerges nicht erreicht: das und manches andere ist sehr spannend erzählt; das orientalische Leben tritt uns farbig, warmblütig und doch ohne übertriebene Sinnlichkeit entgegen. Der Roman wird seine Freunde finden, denn er gehört zur bessern Unterhaltungslektüre.

Dasselbe kann nicht gesagt werden von:

4. Deutsche Wunden. Ein Roman von Luise Otto. Vier Bände. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 15 M.

Die Verfasserin will uns das Leben am Hofe eines deutschen Kleinstaats in der kritischen Zeit von 1864—70 schildern. Es ist immer eine eigene Sache, wenn man uns heute aus jener Zeit einen „historischen" Roman bietet, den betreffenden Kleinstaat, um den es sich darin handelt, stets ungenannt läßt, immer Andeutungen von Verwandtschaftsbeziehungen zu andern Höfen anbringt und dem Leser es überläßt, wie er auf die eine oder andere Weise sich mit der doch sehr naheliegenden geographischen Wirklichkeit abfindet. Man weiß, welche Staaten 1866 von Preußen annectirt wurden. Der Kleinstaat der Frau Otto soll sich auch darunter befinden. Aber weder auf Nassau, noch auf Kurhessen, noch auf Hannover können sich die geschilderten Verhältnisse beziehen; es ist von dem Hof eines größern katholischen Königreichs die Rede. Das kann nur Baiern sein. Aber die geschilderten Verhältnisse haben mit Baiern in Wirklichkeit nicht das Geringste zu schaffen. Die Autorin hat sich da ein Phantasiereich zurecht gemacht und narrt damit den Leser. Das kann man doch keinen historischen Roman aus der Zeit von 1864—70 nennen. Dazu müssen doch positive, in der realen Wirklichkeit existirende Verhältnisse wenigstens als Grundlage angedeutet sein. Dabei offenbart die Verfasserin eine geradezu naive Unkenntniß des wirklichen Lebens, ob sie nun das Leben des Hofes schildert oder sich gar in das Comptoir eines großen Geschäftshauses wagt. Selbst alltäglichen Verhältnissen ist sie nicht gewachsen, wie sie unter anderm die Charakteristik von reichen Lebemännern kurzweg mit der dem Staatsanwalt zugereifter wüster Unholde verwechselt, oder in gelegentlichen Bemerkungen die Schauspielerinnen kurzweg mit Demi-Monde-Damen auf dieselbe Linie stellt, was sie nicht hindert, als Hauptfigur eine Kunstreiterin vorzuführen, die trotz der bedenklichsten Abenteuer als Tugendrose gelten soll. Der Stil ist ein

möglichst nachlässiger. In Perioden, die beim Vorlesen den Athem nehmen, werden krause, logisch schiefe Reflexionen von unendlicher Länge in die Handlung eingeflochten, und auch die grammatikalische Richtigkeit kommt dabei oft zu kurz, wie z. B. bei Frau Otto etwas nicht auf den Boden, sondern „am Boden" fällt. Das Buch ist ein Leihbibliotheksroman ohne jeglichen literarischen Werth.

Daß der Referent kein engherziges Vorurtheil gegen Damenschriftstellerei hat, beweist er dadurch, daß er

5. Turf und Parket. Zwei Novellen von Emile Erhard. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 5 M.

als Erzeugnisse eines anerkennenswerthen, liebenswürdigen Talents bezeichnet. Die erste Novelle „Zufall" ist zwar eine etwas flüchtige Arbeit. Eine hocharistokratische, überstolze Lady verliebt sich in einen Sportsman bürgerlicher Abkunft, der eigentlich nichts anderes ist als ein Pferdemakler von guten Manieren, und heirathet ihn. Dabei producirt die Verfasserin mit großer Wohlgefälligkeit ihre Kenntniß von Sport und Pferdekunde. Ganz allerliebst ist dagegen die zweite Novelle „Hoffahrt". In hochkomischer Weise, mit ausgesprochenem humoristischen Talent, das sogar vor Derbheiten nicht zurückschreckt, erzählt uns Emile Erhard die grotesken Abenteuer, die ein alter Landjunker bei Hofe, wo er sich möglichst ungeschickt benimmt, erlebt. Vorzüglich und echt deutsch gemüthlich ist das Heim des töchterreichen Junkers dort hinten im Osten des Vaterlandes geschildert. Eine anmuthige Liebesgeschichte gibt den humoristischen Situationsbildern den festen Kern. Man liest die Geschichte, welche sichere Kenntniß der betreffenden Kreise in jeder Zeile bekundet, mit anhaltendem Behagen, und sie hat in ihrer ganzen Gestaltung auch künstlerischen Werth.

6. Zum Tagesschluß. Neues Novellenbuch für deutsche Familienkreise von Ludwig Ziemssen. Drei Bände. Berlin, Simion. 1884. Gr. 8. 12 M.

In mehrern stattlichen Bänden bringt Ludwig Ziemssen eine Reihe von gut geschriebenen Erzählungen, die zwar der künstlerisch fein zugeschliffenen Form der Novelle meist entbehren und auch in den Conflicten nicht so tief in das menschliche Seelenleben oder in die Welt der absonderlichen Ereignisse eingreifen, wie dies im Grunde doch Erforderniß dieser Kunstgattung ist, aber recht gemüthvoll den Lebenskreisen des gebildeten deutschen Mittelstandes entnommen sind und darum gewiß ihre Freunde finden werden.

7. Eine Wette. Novelle von C. Fontane. Berlin, Goldschmidt. 1884. 12. 50 Pf.

Die harmlose Erzählung gipfelt in dem ziemlich billigen Motiv, daß eine Frau eifersüchtig auf ihren Mann wird, als sie einen von ihm geschriebenen Brief findet, der aber, wie sich herausstellt, das Bruchstück eines Romans in Briefen ist, den derselbe zu schreiben versucht, zum Beweise, daß er das auch könne, was seine literarisch angelegte Frau bisher schmerzlich an ihm vermißt hat.

8. Hatheburg. Historischer Roman aus dem Anfange des 10. Jahrhunderts nach Christi Geburt von Friedrich Palmié. Halle, Strien. 1884. 8. 3 M.

Das Buch bezeichnet sich als historischer Roman. Es erzählt die Ehe Hatheburg's mit dem Sachsenkönig Heinrich und die treulose Scheidung desselben von ihr, aus politischen Gründen durch pfäffische Intriguen veranlaßt. In einem etwas geschraubten Stil geschrieben, hat es weniger die Signatur des historischen Romans als die der altväterischen Rittergeschichte.

9. Saga. Geschichten aus alter Zeit von H. Escherich. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 4 M.

Wir finden in dem Buche sehr farbig und stimmungsvoll gehaltene novellistische Skizzen aus der Sagenwelt des bairischen Hochlandes. Nur die erste Erzählung: „Adelman", hat die vertiefte Form der eigentlichen Novelle. Es offenbart sich darin unter deutlicher Anlehnung an Scheffel's „Ekkehard" ein anmuthendes Talent.

Die folgenden drei Bücher gehören eigentlich nicht unter die Bezeichnung „Romane und Novellen":

10. Thron und Reich. Bilder und Skizzen von Karl Neumann-Strela. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1884. 8. 2 M.

ist eine patriotische Sammlung von Scenen aus dem Leben des Hohenzollernschen Herrscherhauses.

11. Atlantis. Ein Flug zu den alten Göttern. Mythologisches Märchen von Moritz Hoerens. Wien, Konegen. 1884. 8. 2 M.

ist eine hochpoetische, von philologischer Kenntniß bestens unterstützte Allegorie, die Wiederkehr der antiken Weltanschauung ins Auge fassend. Das durchaus eigenartige, glänzend stilisirte und mit origineller Phantasie ersonnene Buch verdient die lebhafteste Beachtung classisch gebildeter Leser.

12. Japanische Theegeschichten. Fu-sô châ-wa. Volks- und geschichtliche Sagen, Legenden und Märchen der Japanen. Von F. A. Junker von Langegg. Erster Cyklus. Wien, Gerold's Sohn. 1884. Gr. 8. 8 M.

Nach einer sehr interessanten Einleitung über die Sitten und Gebräuche der Japanesen in Bezug auf ihr Nationalgetränk, den Thee, und die Sitte, beim Genuß desselben Märchen zu erzählen, bietet uns der Autor eine Reihe solcher Märchen, die den Culturhistoriker lebhaft zu interessiren vermögen, wenn sie auch nicht die Tiefe und poetische Anmuth unsers deutschen, die blühende Phantasie des orientalischen Märchens erreichen, sondern eine gewisse Monotonie offenbaren.

K. von Perfall.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Das Wesen und die Aufgaben der Nationalökonomie. Ein Beitrag zu den Grundproblemen dieser Wissenschaft, von Emil Sax. Wien, Hölder. 1884. Gr. 8. 3 M.
2. Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie. Von K. Menger. Wien, Hölder. 1884. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Die Lehre vom Unternehmergewinn. Von G. Groß. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. 5 M.
4. Der Unternehmergewinn. Ein Beitrag zur Lehre von der Gütervertheilung in der Volkswirthschaft. Von V. Mataja. Wien, Hölder. 1884. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.
5. Das Unternehmen und der Unternehmergewinn vom historischen, theoretischen und praktischen Standpunkte. Von E A. Schroeder. Wien, Gerold's Sohn. 1884. Gr. 8. 3 M.
6. Finanzwissenschaft. Erster Theil. Dritte Auflage (fünfter Band des Lehrbuchs der politischen Oekonomie von Wagner und Nasse). Von Adolf Wagner. Leipzig, Winter. 1884. Gr. 8. 13 M.
7. Der drohende Untergang des Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow. Zur Beleuchtung der Herausgeberthätigkeit der Herren Professor A. Wagner und Dr. Th. Kozak. Von Moritz Wirth. Leipzig, Fock. 1884. Gr. 8. 1 M.
8. Anfangsgründe der Volkswirthschaft. Von E. J. Kiehl. Dritte Auflage. Neu bearbeitet von F. Richter. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1884. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
9. Das Geld. Geschichte der Umlaufsmittel von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart von M. Wirth. Mit 52 in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. 1884. 8. 1 M.
10. Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Von W. Roscher und Robert Jannasch. Dritte Auflage. Leipzig, Winter. 1885. 8. 9 M.

Die beiden erstgenannten Schriften sind aus Anlaß eines andern Werks entstanden, nämlich der unter den Nationalökonomen zu wohlverdientem Aufsehen und Ansehen gelangten Arbeit von C. Menger, die als „Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften" im Jahre 1883 erschien. Darin war in eigenthümlicher Weise eine erneute Prüfung der nationalokonomischen Grundbegriffe angeregt und auf die Mängel einer vorzugsweise geschichtlichen Behandlung des volkswirthschaftlichen Lehrstoffs, die jetzt zu sehr bevorzugt werde, aufmerksam gemacht. Emil Sax (Nr. 1) gibt, angeregt durch diese Schrift, weitere Beiträge in derselben Richtung. Seine sehr subtilen Untersuchungen über Individualismus, Egoismus, Materialismus, Altruismus und Collectivismus sind aber für ein größeres Publikum weder berechnet noch geeignet, und wir dürfen uns daher hier damit begnügen, die Richtung der Arbeit angedeutet zu haben. Die Schrift: „Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie" (Nr. 2), ist ein Nachwort zu der obengenannten von K. Menger selbst, mit dem er sich gegen eine seinen „Untersuchungen über die Methode" zutheil gewordene Besprechung eines hervorragenden Vertreters der Historischen Schule, Professor G. Schmoller, richtet. In der Volkswirthschaftslehre, wie anderwärts so vielfach, geht die Entwickelung zur Wahrheit aber nicht den kürzesten Weg, und es wird viel Kraft nach rechts und links verschwendet — in diesem Falle sowol nach Seite der geschichtlichen als der begrifflichen Forschung —, um in die rechte Mitte zu gelangen.

Als Beispiele von Kraftverschwendung nach der erstbezeichneten Seite hat man z. B. die drei Schriften: „Die Lehre vom Unternehmergewinn" von G. Groß (Nr. 3), „Der Unternehmergewinn" von V. Mataja (Nr. 4), „Das Unternehmen und der Unternehmergewinn vom historischen, theoretischen und praktischen Standpunkte" von E. A. Schroeder (Nr. 5), füglich anzusehen. Muß nicht der wissenschaftlich unverdorbene Mensch sich erstaunt fragen, wie es möglich sei, daß in der Volkswirthschaftslehre, von der viele glauben, daß schon vor hundert Jahren durch die Physiokraten, durch Adam Smith, Malthus, Ricardo ihre Grundlagen sicher gelegt seien, im Jahre 1884 noch darüber gestritten werden könne, was eigentlich ein Unternehmen — oder was man im gewöhnlichen Leben ein „Geschäft" nennt — sei, und wie man wissenschaftlich den Reinertrag des Unternehmens zu definiren habe. Ein Unerfahrener möchte glauben, hierüber in ein paar Minuten klare Antwort haben zu können; wenn er aber die drei Bücher gelesen, in denen einer langen Reihe von Versuchen, den Begriff des Unternehmergewinns zu bestimmen, neue hinzugefügt werden, so wird er inne werden, daß die Wissenschaft nicht so schnell schreitet.

Aber immerhin schreitet sie fort, das zeigen uns Arbeiten wie die von Adolf Wagner: „Finanzwissenschaft" (Nr. 6), von der wir nur zu bedauern haben, daß sie schneller zu neuen Auflagen als zur Vollendung gelangt. Wagner verbindet in seiner Schrift geschichtliche und statistische Forschung mit Durcharbeitung der principiellen Gesichtspunkte in vortrefflicher Weise, und soweit sein Handbuch reicht — Allgemeines über die Finanzwissenschaft und -Wirthschaft, Lehre vom Finanzbedarf, Lehre vom Eigenerwerb des Staats (besonders ausführlich Eisenbahnen); dann in einer frühern Auflage die allgemeine Steuerlehre —, ist es eine wol kaum erreichte Leistung eines einzelnen auf diesem Gebiet. Als wissenschaftlich gleichwerthig auf demselben kann sich ihm nur der das Ganze der Finanzwissenschaft umfassende zweite Theil des Schönberg'schen „Handbuchs der politischen Oekonomie" zur Seite stellen, an dem Wagner selbst Mitarbeiter ist.

Dem Wunsche nach schnellerer Förderung von Wagner's Arbeiten, den wir soeben durchblicken ließen, gibt der Verfasser der Schrift „Der drohende Untergang des Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow", Moritz Wirth (Nr. 7), feierlichen Ausdruck; allerdings nicht bezüglich der Finanzwissenschaft, sondern der Herausgabe des literarischen Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow, den Wagner übernommen hat. Rodbertus ist ein für das größere Publikum seiner Schreibweise wegen wenig zugänglicher Schriftsteller

voll großer Ideen, der zur Kritik der gegenwärtigen Verfassung der Volkswirthschaft reichen Stoff herbeigetragen und den sogenannten Socialisten viel Anregung gegeben hat. Moritz Wirth glaubt nun, daß in seinem Nachlasse, mit dessen Veröffentlichung von Wagner theils in der tübinger „Zeitschrift für Staatswissenschaft", theils in besondern Ausgaben (namentlich „Das Kapital, vierter socialer Brief an von Kirchmann" [Berlin 1884]) begonnen worden ist, noch viel Werthvolles enthalten sei; dies wahrscheinlich zu machen, sowie Wagner zur schnellern Veröffentlichung anzutreiben, hat er die genannte Schrift herausgegeben.

Die beiden Bücher „Anfangsgründe der Volkswirthschaft" von E. J. Kiehl (Nr. 8) und „Das Geld" von Max Wirth (Nr. 9) sind für das große Publikum bestimmte Bearbeitungen, die erste der Anfangsgründe der gesammten Volkswirthschaftslehre, die andere einer Geschichte des Geldwesens, bei denen nicht die wissenschaftliche Originalität, sondern nur die Art in Betracht kommt, wie das Interesse weiterer Kreise für den behandelten Stoff angeregt wird. Beide Schriften dürfen in dieser Hinsicht empfohlen werden. Der Kiehl'sche Katechismus hat durch die neue Bearbeitung von F. Richter entschieden gewonnen; Max Wirth's Befähigung für populäre Darstellung ist bekannt und hat sich auch hier wieder erwiesen.

Was die neue Auflage von W. Roscher's „Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung" (Nr. 10) betrifft, so ist sie gerade jetzt besonders willkommen, und es war ein sehr glücklicher Griff, daß sich der berühmte Verfasser in Robert Jannasch einen Mitarbeiter zugesellte, der sich durch seine Bemühungen für die Förderung deutscher Interessen im Auslande einen weithin bekannten und geachteten Namen gemacht hat. Die Ausführungen von Jannasch über Colonialpolitik und Auswanderung erhöhen den actuellen Werth des Buchs bedeutend.

H. von Scheel.

Zur Molière-Literatur.

Deutschlands Urtheil über Molière von C. Humbert. Oppeln, Franck. 1883. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Im Jahre 1869 veröffentlichte C. Humbert eine Schrift „Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik", in der er, im Gegensatz zur deutschen Kritik, durch Vergleichung dieser beiden Dichter die Ebenbürtigkeit Molière's im allgemeinen, seine Ueberlegenheit über Shakspeare als Lustspieldichter im besondern auf theoretischem Wege nachzuweisen suchte; im Jahre 1878 ließ er eine Schrift: „Englands Urtheil über Molière", erscheinen, in der er auf historischem Wege, d. h. durch Vorführung der in den verschiedenen Literaturepochen Englands von Kritikern und Dichtern über Molière ausgesprochenen Urtheile, denselben Gedanken, nämlich die Größe Molière's zu erweisen, durchführte, doch hier ohne Rücksichtnahme auf Shakspeare; in dem obigen 1883 erschienenen Werke nun gibt er uns gleichsam als Fortsetzung der letztern Schrift und wiederum zu dem Zwecke, die hohe dichterische Bedeutung Molière's darzuthun, die Geschichte der Beurtheilungen, die dem französischen Dichter in Deutschland seit dem Jahre 1670 bis etwa um das Jahr 1808 zutheil geworden sind. Diese Geschichte besteht demnach specieller betrachtet nur in der Angabe aller Bemerkungen, Würdigungen, Besprechungen und Beurtheilungen, die in der deutschen Literatur während des genannten Zeitraums über Molière sich vorfinden; sie werden uns aber nicht in einer kahlen, nüchternen Weise vorgeführt, sondern auf historischem Wege in ihrem innern lebendigen Zusammenhang mit dem individuellen literarischen Charakter der Männer, die sie aussprechen, sowie in ihrer aus der Geschmacksrichtung der jedesmaligen Periode hervorgehenden Bedingtheit dargestellt. Hieraus ergibt sich aber der bedeutsame historische Erweis, daß Molière, mit drei kaum nennenswerthen Ausnahmen, von allen, in ihren Ansichten doch so verschiedenen literarischen Autoritäten jenes langen Zeitraums und unter dem Einfluß so ganz verschiedener literarischer Strömungen stets als ein bedeutender, ja als der bedeutendste aller komischen Dichter von unsern Vorfahren betrachtet worden ist. Zugleich gewährt diese historische Beweisführung als Nebengewinn einen werthvollen Ueberblick über den Gang der deutschen Literatur jenes Zeitraums, sowie, da die mitgetheilten Citate die Dichtung Molière's nach allen Seiten hin beleuchten, eine vollständige Charakteristik derselben.

Selbstverständlich werden wir uns auf die bloße Nennung einiger der hervorragendsten Beurtheiler Molière's und auf eine ganz kurze Hervorhebung der literarischen allgemeinen Richtung, unter deren Einfluß sie ihre Urtheile aussprachen, beschränken müssen. In der ersten Periode von 1670 bis 1700, als in der deutschen Literatur nur Nachahmung herrschte, Nachahmung der Alten, der Franzosen, der Italiener und Spanier, treten uns als Beurtheiler Molière's zuerst eine Frau, die an Philipp von Orléans verheirathete deutsche Fürstentochter Charlotte Elisabeth, dann der Polyhistor Morhof, der berühmte leipziger Professor Christian Thomasius und der Philosoph Leibniz entgegen. Ihre Urtheile über Molière sind noch kurz, gelegentlich, doch schon überaus anerkennend. In der zweiten Periode von 1700 bis 1770, in welcher der französische Geschmack ausschließlich vorherrschend ist, treffen wir als Beurtheiler Molière's fast alle bedeutenden Namen der deutschen Literatur: Gottsched, Christian Gottlieb Jöcher,

den Verfasser des allgemeinen Gelehrtenlexikons, den Literarhistoriker Friedrich Löwe, den Kritiker Rammler, den witzigen Lichtenberg, dann die Dichter aus dem leipziger Dichterverein: Gellert, Elias Schlegel, Adolf Schlegel, endlich Lessing und Friedrich den Großen. Mit diesen Männern macht die Schätzung Molière's einen bedeutenden Fortschritt, der Charakter seiner Dichtungen wird nach allen Seiten hin tiefer erforscht, seine Lustspiele werden bis ins einzelnste analysirt; Molière steht endlich da als derjenige komische Dichter, der die wichtigsten Eigenschaften eines Aristophanes, Plautus und Terenz in schönster Harmonie miteinander vereine und andere damit verbinde, die man bei den Alten vergebens suche.

In der letzten Periode endlich, von 1770 bis 1808, in der die deutsche Literatur aus der Sturm- und Drangzeit sich zu reiner Classicität und Selbständigkeit allmählich aufschwingt, bleibt Molière der allbewunderte Dichter, als der er in den frühern so verschiedenen Perioden galt. Hamann und Herder sind seine warmen Verehrer, nur ziehen sie seine Possenstücke seinen Charakterkomödien vor; die Literarhistoriker Flögel, Eichhorn, der Philosoph Meinert, der Geschichtschreiber Schröckh, der Romandichter Zschocke widmen ihm die eingehendsten und lobendsten Abhandlungen; nur legen sie, wie auch Goethe und Schiller, von ihrem specifisch moralischen oder idealen Standpunkt aus weniger Begeisterung für das Possenhafte an den Tag; Peter Sturz, der Romanschreiber Engel, Wieland, der Reisebeschreiber Volckmann, der Historiker Fr. Becker, alle diese in ihren literarischen Richtungen so weit auseinandergehenden Männer spenden dem Dichter ein gleiches allgemeines Lob, ohne Unterscheidung der Charakterkomödie und der Posse; endlich treten die Männer auf, die sich über die Possen und Charakterkomödien Molière's in gleich anerkennender Weise aussprechen und ihre Urtheile in ausführlichen und überzeugenden Worten begründen; es sind dies unter andern der Literarhistoriker Bouginé, die Aesthetiker Eschenburg und Bouterwek, der Philolog Jacobs, der König Friedrich Wilhelm II. So hat denn in der ganzen Entwickelungsperiode der neuern deutschen Literatur Molière als der größte komische Dichter gegolten, und erst in unserm Jahrhundert hat man den Komiker Shakspeare über ihn gestellt. Adolf Heerklotz.

Biographisches.

1. Gestalten aus Wallenstein's Lager. Biographische Beiträge zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Von Hermann Hallwich. I. Johann Merode. Mit einem urkundlichen Anhang, die Schlacht bei Hessisch-Oldendorf betreffend. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 3 M.
2. Hermann Christoph, Graf von Rusworm, kaiserlicher Feldmarschall in den Türkenkämpfen unter Rudolf II. Von Albrecht Stauffer. Mit dem Bildniß und Namenszug Rusworm's. München, T. Ackermann. 1884. Gr. 8. 4 M.
3. Henrik Steffens. Ein Lebensbild von Richard Petersen. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 6 M.
4. Esaias Tegnér. Von A. Kippenberg. Leipzig, Teubner. 1884. Gr. 8. 1 M.
5. Gedächtnißschrift auf Christiane Charlotte Gottliebe von Bismarck gebohrene von Schönfeldt von Karl Alexander von Bismarck. Herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von Julius W. Braun. Berlin, Wonsack. 1885.
6. Lebensbilder und Charakterzüge der Hohenzollernschen Fürsten seit dem Dreißigjährigen Kriege. Stoff für den Geschichtsunterricht in der Mittelklasse der preußischen Volksschule. Von A. Wolter. Gütersloh, Bertelsmann. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.

Der ausgezeichnete Wallenstein-Forscher Hermann Hallwich sendet einem größern Werk über Wallenstein's Verrath eine Reihe von Lebensskizzen unter dem Titel „Gestalten aus Wallenstein's Lager" (Nr. 1) voraus, die auf archivalischem Boden entstanden sind. Der ersten derselben, „Johann Merode", sind Urkunden über die Schlacht bei Hessisch-Oldendorf beigefügt, in der das kurze Leben des Helden 1633 endete. Johann II., Graf von Merode, ein Wallone aus alter vom Niederrhein stammender Familie, erkannte, im Kriege erfahren, früh die phänomenale Bedeutung Wallenstein's, wurde sein Bewunderer und blieb ihm wie Collalto treu ergeben. Ein vortrefflicher Soldat, führte er ein thatenreiches ruhmvolles Kriegerleben, war eine offene, gerade, ehrliche Natur und verdient einen Ehrenplatz unter Wallenstein's Freunden.

Es gab schon drei Biographien des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Rusworm, die aber nicht genügen; Albrecht Stauffer unternahm darum eine neue (Nr. 2), zu der er außer dem gedruckten Material Acten aus dem bairischen Reichsarchiv, dem bairischen Staatsarchiv, dem Staatsarchiv in Wien, dem freiherrlich von Gleichen-Rusworm'schen Familienarchiv u. s. w. fleißig und ausgiebig verwerthete; auch sind archivalische Beilagen angefügt. In den noch viel zu wenig beleuchteten Türkenkriegen unter Kaiser Rudolf II. spielte Rusworm eine hervorragende Rolle; ein zu Macht und Ansehen gelangter Landsknecht von ungewöhnlicher Tapferkeit und seltenem strategischen Blick, war er zeitlebens ein unverbesserlicher Raufbold und trotz aller Frömmigkeit höchst ausschweifend; nie vermochte er seine unbändige Natur zu zügeln, nie seinen maßlosen Ehrgeiz in Schranken zu halten und Selbstbeherrschung zu üben, was den Intriganten, die ihm zu schaden suchten, ihr elendes Werk wesentlich erleichterte. Im Gegensatz zu vielen Collegen war er stets für den Angriff und die offene Feldschlacht; ein echter Patriot, der sich Karl von Mansfeld zum Vorbilde genommen hatte, hielt er es gleich diesem für die Aufgabe der Deutschen und Ungarn, den Osten gegen die Türken zu vertheidigen, und hätte am liebsten seine Feinde, die Italiener, von der Beihülfe aus-

geschlossen gesehen. Treu kaiserlich, wurde er von Rudolf II. in hohen Ehren gehalten, von den italienischen Feldherren hingegen stetig angegriffen; sie nahmen den Erzherzog Matthias gegen ihn ein und wühlten mit dem schurkischen Günstling Lang dergestalt und so lange bei Rudolf, bis dieser ihn trotz aller Siege, die ihm Rusworm erfochten, fallen und hinrichten ließ. Sein Sturz wurde unheilvoll für die Sache des Kaisers und Deutschlands in Ungarn. Merode und Rusworm waren große Kriegshelden, beide sind würdig, daß neuere Biographen sich mit ihnen beschäftigen.

Ihnen möchte ich zwei Männer der Wissenschaft und Kunst gegenüberstellen. Es gibt zwar eine vorzügliche Autobiographie von Henrik Steffens, die aber gar zu breit angelegt ist. Der seeländische Pastor Richard Petersen hat darum das merkwürdige Leben des als Naturforscher, Philosoph und Belletrist berühmten Mannes in gedrängter Kürze geschildert (Nr. 3) und so spannend seiner Aufgabe gerecht zu werden gewußt, daß ihm die Gesellschaft für schöne Künste zu Kopenhagen den ersten Preis zusprach. A. Michelsen hat die Biographie fließend übersetzt. Wir begleiten den fleißigen und hochbegabten Steffens von der Kinderstube zur fröhlichen Studentenzeit, machen mit ihm weite belehrende Reisen, folgen ihm auf das Katheder in Kopenhagen, Halle, Breslau und Berlin und werfen dankbar eine Scholle in sein Grab. Er war eine anmuthende Persönlichkeit; gewiß sind seine Schriften geistvoll, doch wirkte er weit unmittelbarer durch das lebendige Wort, das ihm wie wenigen zu Gebote stand: er entflammte die Jugend zu Edlem und Hohem und behielt auch als Greis auf sie mächtigen Einfluß, da er jugendfeurig und in beständiger geistiger Bewegung blieb. Ewig unvergessen muß es sein, daß Steffens 1813 in Breslau geradezu zum Freiheitskampf gegen den Fremdherrn aufrief, die akademische Jugend um sich scharte und mit ihr ins Feld zog; in diesen Tagen und durch diese Tage stieg seine Bedeutung über das Normale weit hinaus. Für eine zweite Auflage des Petersen'schen Buchs möchte ich bemerken, daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nie gekrönt worden ist und daß in Preußen wol ein Rother Adlerorden, aber kein Orden vom Rothen Kreuz besteht.

In Kyrkerud steht auf einem Gedenkstein das schöne Wort: „Hier seine Wiege, in Mexico sein Grab, im Liede seine Unsterblichkeit", und an seinem hundertsten Geburtstage, 13. November 1882, zeigte sich, daß Esaias Tegnér nicht nur für sein Volk, sondern für die Welt unsterblich geworden ist. Nachdem die Festklänge verrauscht sind, hat A. Kippenberg den großen Nordlandsdichter in seinem Leben und Wirken näherer Betrachtung unterzogen (Nr. 4), und er verstand es, uns durch sein warmes Gefühl doppelt an Tegnér zu fesseln. Die „Frithjofssage", die achtzehn mal ins Deutsche übertragen wurde, und andere Werke haben Tegnér auch bei uns zu einem nationalen Liebling gemacht, und ebenso geschah es in England und andern Ländern. Für Tegnér war Poesie die Gesundheit des Geistes und Gemüths, seine Lyrik der beredte Erguß eines überreichen Geistes- und Herzenslebens; dabei zog ihn wie im Menschenleben, so auch in der Natur das Kraftvolle und Großartige besonders an, und sein Hauptruhm beruht in seinen epischen Gedichten, den „Abendmahlskindern", „Frithjof und Axel"; sein „Frithjof" zumal ist Geist von unserm Geist, Herz von unserm Herzen. Kippenberg hat aus der demnächst in Halle erscheinenden Uebertragung der gesammelten Werke Tegnér's von Willatzen einige sehr gelungene Proben beigegeben.

Für unsere vielleicht zu nüchterne Zeit ist manches ungenießbar, wofür unsere Großväter sich begeistern konnten; sie sprachen und schrieben gar oft so überschwenglich, versicherten so tausendfach dieselben warmen Gefühle, daß es uns unsympathisch berührt. Diesen Eindruck wird jeder Unbefangene von dem Lebensbild empfangen, welches der Großvater des Fürsten Bismarck von seiner verewigten Frau entworfen hat, und welches Julius W. Braun (Nr. 5) so warm empfiehlt. Gewiß war diese Frau ein engelhaftes Wesen, gewiß die Ehe mit ihr das reichste Glück; warum aber dieser Wust von Sentimentalität, dieser abspannende larmoyante Ton? Und kann man etwas Alberneres lesen als die auch für jene Tage unverdauliche Schilderung ihrer äußern Erscheinung?

Neben kurzgefaßten Lebensbildern der Hohenzollern seit dem Dreißigjährigen Kriege gibt der Lehrer A. Wolter, um den Unterricht in den Mittelklassen den Kindern angenehmer und faßlicher zu machen, gewählte Anekdoten und Charakterzüge aus ihrem Leben (Nr. 6). Seine Geschichtskenntnisse scheinen unbedeutend zu sein, und seine Loyalität für das Herrscherhaus verleitet ihn zu mancher Uebertreibung, veranlaßte sogar, daß er Friedrich Wilhelm II. ganz wegließ; dabei tritt, was in deutschen Schulbüchern um jeden Preis vermieden werden sollte, ein chauvinistischer Haß gegen Frankreich hervor. Unter zahlreichen Irrthümern will ich einige anführen: des Großen Kurfürsten Schwiegervater hieß Friedrich Heinrich und nicht Heinrich Ferdinand von Oranien; Karl Emil war dieses Kurfürsten zweiter, nicht erster, Friedrich III. sein dritter, nicht zweiter Sohn; die Gemahlin Friedrich Wilhelm's I. hieß Sophie Dorothea, die Friedrich's des Großen Elisabeth Christine; Prinz Louis Ferdinand war kein Bruder Friedrich Wilhelm's III., sondern ein Sohn des Prinzen Ferdinand, also sein Vetter; unser Kaiser wurde nicht 1857, sondern 1858 Prinz-Regent von Preußen, und Becker's Attentat fand am 14. und nicht am 8. Juli 1861 statt; für ein Schulbuch gerade sind Daten und Genealogiefehler doppelt zu meiden.

Arthur Kleinschmidt.

Eine neue Uebersetzung der Frithjofssage.

Die Frithjofssage von Esaias Tegnér. Im Versmaß des Originals aus dem Schwedischen übertragen von Pauline Schanz. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 2 M.

Die elegant ausgestattete Uebersetzung der prächtigen Dichtung verdient die Theilnahme, welche sie trotz der bereits vorhandenen Uebertragungen bei der deutschen Lesewelt gefunden hat, in vollem Umfange. Pauline Schanz, die sich durch ihre eigenen dichterischen Erzeugnisse einen geachteten Namen erworben hat, ist in den Geist des Originals tief genug eingedrungen, um alle seine reichen dichterischen Schönheiten vollständig zu erfassen, und sie beherrscht zudem ihre eigene Muttersprache mit einer Sicherheit und einem Feingefühl, welche ihr eine zugleich originelle und treue Wiedergabe der sprachlichen Feinheiten und Formschönheiten möglich machten. Zwar sind nicht alle Gesänge von gleicher Glätte und Vollendung in der äußern Form, und die Uebersetzerin fand namentlich für das Wild-Gewaltige und Schauerliche nicht immer den wuchtigen, unwiderstehlich mit sich fortreißenden Ton des Originals; aber die kleinen Mängel und hier und da zu Tage tretenden Künsteleien solcher Partien werden überreich aufgewogen durch die herzerquickende Tiefe und Innigkeit der rein lyrischen Theile, für welche Pauline Schanz vielfach einen Wohllaut des Ausdrucks gefunden hat, der von keiner andern der bereits vorhandenen Uebertragungen übertroffen oder auch nur erreicht worden ist. Hier hat sie die deutsche Versprache selbst den am wenigsten gefügen Rhythmen des schwedischen Dichters mit einer Leichtigkeit und Sicherheit anzuschmiegen gewußt, welche nirgends mehr die Mühsal der Uebersetzung erkennen lassen, und es ist dabei nicht als ihr kleinstes Verdienst anzusehen, daß ihr vollständig gelungen ist, was sie in den hübschen Versen des Vorworts ankündigt:

Doch hab' gehütet ich fest und treu
Des Liedes klingende Seele;
Ich folgte dem Dichter mit frommer Scheu,
Daß fremdes Empfinden nicht kalt und neu
In das holde Gebilde sich stehle,

Daß Nordlands Himmel lichtblau und klar,
Waldrauschen und Wogenbrandung,
Das Königskind im goldwallenden Haar,
Wie dem Dichtertraum es entstiegen war,
Durchleuchte die deutsche Gewandung.

So mag es klingen ans deutsche Gemüth,
Bald himmelaufjauchzend, bald trübe!
Es ist ja das alte urewige Lied:
Daß: „Wem von der Liebe nicht Leid geschieht,
Dem geschieht von der Liebe nicht Liebe!"

Feuilleton.

Theater und Musik.

Calderon's „Richter von Zalamea", in der Uebersetzung und Einrichtung von Adolf Wilbrandt, ist, wie am wiener Burgtheater und am Deutschen Theater in Berlin, jetzt auch in Leipzig mit Erfolg in Scene gegangen. Schon im vorigen Jahrhundert haben sich viele deutsche Dramaturgen und Schauspieler bemüht, das Stück für unsern Geschmack mundgerecht zu machen, zum Theil sogar indem sie es auf deutschen Boden verpflanzten. Wilbrandt hat ihm seine spanische Eigenart gewahrt, ja er hat sich von dem Grellen und Krassen einzelner Effeete nicht zurückschrecken lassen und sie in seiner Bearbeitung nicht gemildert: gleichwol hat er durch geschickte Bühneneinrichtung, durch Beschneidung des oft in der spanischen Bilderfülle und den emphatischen Wiederholungen des Trochäus wuchernden Dialogs das Charaktergemälde des Haupthelden in ein so wirksames und glänzendes Licht gesetzt, daß er für einen Darsteller eine wichtige Aufgabe geworden ist. Dieser anfangs so recht arkadisch behagliche Bauer, der mit seiner Klugheit alle Situationen durchschaut, mit seltener Stärke sich zu beherrschen weiß und zuletzt, nachdem er Schreckliches erleben mußte, nachdem seine rührende Bitte um die Ehrenrettung seiner Tochter von dem adelsstolzen Hauptmann abgelehnt worden, sich durch das Bauerngericht über denselben zu dramatischer Größe erhebt, dieser Mann aus dem Volke, ein Vorläufer späterer revolutionärer Epochen, ist in der That ein Charakterbild, das nur von einem hochbegabten Darsteller auf der Bühne wiedergegeben werden kann. In den ersten Acten mag der ebenso joviale wie schlaue Bauer an Paul Heyse's Hans Lange erinnern, der auch durch seinen Mutterwitz und sein souveränes Auftreten den vornehmen Herren imponirt. Die Scene mit dem General Don Lope, dessen militärische Kraftsprache der Bauer so glücklich parodirt, ist eine echte Lustspielscene, wie sich ähnliche in „Hans Lange" finden. Die Bittscene, in welcher der Bauer hoch aufgerichtet, nach Zurückweisung seiner Bitte, zum blutigen Richtschwert greift, ist die Glanzscene des Stücks, sie wird stets ergreifend wirken. Dafür muß man nun freilich Mädchenraub und stuprum violentum mit in den Kauf nehmen und darf nicht zurückschrecken vor dem Anblicke des erdrosselten Hauptmanns, der plötzlich als ein Gerichteter, ein Opfer der Bauernjustiz, dem König und seinen Feldherrn gezeigt wird. Lope de Vega hat denselben Stoff behandelt, wie aus zuverlässigen Quellen erwiesen werden kann . . ., und in der That scheint er zu dessen kühner Weltanschauung und oft realistisch kecken Darstellungsweise mehr zu passen als zu denjenigen Calderon's. Mindestens zu dem auf deutschen Bühnen eingebürgerten Stücke des Dichters „Das Leben ein Traum" steht der „Richter von Zalamea" in einem merkwürdigen Contrast.

— Am berliner Wallner-Theater hat das neueste Stück Franz von Schönthan's: „Die goldene Spinne", nur einen sehr getheilten Erfolg gehabt. Productive Lustspiel- und Schwankdichter, welche die Stücke nur so aus dem Aermel schütteln, können freilich nicht fortwährend durch Treffer beglückt werden. Nach dem „Raub der Sabinerinnen", der als Treffer auf dem Gebiete des Schwanks ohne Frage bezeichnet werden muß, konnte Franz von Schönthan auch einmal eine Niete ziehen: im Grunde sind ja der „Schwabenstreich" und „Roderich Heller" trotz momentaner Erfolge auch nur als Nieten zu betrachten. Die goldene Spinne ist ein Schmuckgegenstand, der in einem gestohlenen oder vielmehr vertauschten Ueberrock mit abhanden kommt,

und die Geschicke dieser goldenen Spinne, wie diejenigen des Briefs in Sardou's „Pattes de mouche", bilden den Inhalt des Schwanks, der zuletzt den Dieb und den Bestohlenen in einer friedlichen Familiengruppe vereint. Die sich überstürzenden grotesken Scenen erregten denn doch hier die Bedenken des Publikums, das sich von ihnen nicht blindlings wie im „Raub der Sabinerinnen" mit fortreißen ließ. Trotz einzelner launiger Einfälle im Dialog und der scenischen Verwickelung ließ sich die Kritik über die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung nicht zum Schweigen verurtheilen, und wird erst so in einem Drama der Grund aufgerührt, dann macht sich in unerquicklicher Weise der Bodensatz von Trivialität bemerkbar, der den neuen Schwänken zu Grunde liegt.

— Das große theatralische Ereigniß in Paris ist die Aufführung des Victorien Sardou'schen Dramas „Theodora" auf dem Theater der Porte-Saint-Martin, der großen Ausstattungsbühne, die sich in jüngster Zeit freilich mehr durch moderne politische oder ethnographische Spektakelstücke hervorgethan hat, die meistens mit patriotischer Bravour gewürzt sind, als durch historische Dramen mit glänzender Inscenirung. Schon monatelang vor der Aufführung der „Theodora" war diese das Tagesgespräch: Victorien Sardou versteht die Lärmtrommel zu rühren; Sarah Bernhard, die Darstellerin der Theodora, ist eine unübertroffene Meisterin auf dem Gebiete der Reclame, und der Theaterdirector Duquesnel that auch seinerseits alles Mögliche, um den Strom des Publikums en masse in sein Theater zu lenken, da er auf seine immensen Ausstattungskosten kommen mußte. In der That übertraf die Ausstattung den Pomp der großen Oper: das Arbeitszimmer des Kaisers, der Audienzsaal der Kaiserin, das Atrium des Andreas mit der reizenden Aussicht auf den Bosporus, die Krypte des Palastes, der Keller des Hippodroms: das alles waren decorative Schaustücke, die aber noch in Schatten gestellt wurden durch die großartig glänzende Scene im Hippodrom selbst, in welcher sich aller Pomp des byzantinischen Hofs entfaltete. Auch der archäologischen Genauigkeit darf sich die Ausstattung rühmen; die Meininger haben über den Rhein hinüber gewirkt; die byzantinischen Mosaiken aus Ravenna und andern Städten begeisterten die Costümverfertiger. Der Hauptinhalt der Handlung ist die Liebe der Kaiserin Theodora, der Gemahlin des Pandektenkaisers, zu einem jungen Griechen, der sie nicht kennt, der sie als ein Mädchen Myrrha liebt. Bisher hat noch keiner der Berichterstatter darauf hingewiesen, daß dies dieselbe Situation ist, wie in Wilbrandt's „Arria und Messalina", wie überhaupt die Theodora doch ganz nach dem Modell der Messalina geschaffen ist. Man hat Sardou drei Stücke nachgewiesen, aus denen er seine Handlung zusammengeraubt. Das ist gewiß das vierte: er gibt ja solche Benutzung freimüthig zu und rühmt sich derselben. Der Wilbrandt'sche Markus heißt hier Andreas, ist ein feingebildeter Grieche von heidnischer Denkungsart, der sich gegen den christlichen Kaiser verschwört und die Kaiserin liebt, ohne es zu wissen. Sein Genosse Marcellus stirbt, nachdem der Anschlag der Verschwörer mißglückt ist, durch ein neues theatralisches Mordinstrument — die goldene Nadel der Theodora. Andreas selbst erkennt im Circus in der Kaiserin seine Geliebte Myrrha und stößt vor allem Volke die heftigsten Verwünschungen gegen sie aus; er soll sogleich gerichtet werden; sie rettet ihm das Leben, vergiftet ihn aber später, ohne es zu wollen, durch einen Liebestrank, den ein ägyptisches Weib ihr gemischt, das sich am Kaiser rächen wollte. Sie selbst erdrosselt sich am Schluß. Die Kämpfe der Blauen und Grünen, Belisar und Antonina, spielen in dem Stücke mit. Sarah Bernhard als Theodora, als diese byzantinische Demi-Monde-Dame, feierte Triumphe in den pathologischen Scenen des Stücks.

Bibliographie.

Anzengruber, L., Dorf-Romane. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. 8. 5 M.

Bartels, F., Lotze's religionsphilosophische Gedanken, im Lichte der göttlichen Offenbarung betrachtet. Hannover, Feesche. 1884. Gr. 8. 75 Pf.

Bastian, A., Religious-philosophische Probleme auf dem Forschungsfelde buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie. In 2 Abtheilungen. Berlin, Asher u. Comp. 1884. Gr. 8. 9 M.

Baudissin, Gräfin, In der Provinz. Roman. Gotha, F. A. Perthes. 1884. 8. 4 M. 40 Pf.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Thüringerwaldes. 1stes Hft. Im Auftrage der wissenschaftlichen Kommission des Thüringerwald-Vereins herausgegeben von F. Regel. Jena, Fischer. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Berg, Graf F., Tagebuchblätter aus der Krimm. Reval, Kluge. 8. 2 M.

Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Herausgegeben von J. Baechtold und F. Vetter. 5ter Bd.: Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von L. Tobler. 2ter Bd. Frauenfeld, Huber. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Biedermann, G., Philosophie der Geschichte. Prag, Tempsky. 1884. Gr. 8. 10 M.

Biernatzki, J., „Ein Licht auf meinem Wege". Eine Weihnachts-Erzählung aus Nordfriesland. Kiel, Biernatzki. 1884. 16. 1 M. 60 Pf.

Einige Blätter zur Kolonialfrage. Berlin, Dümmler. 1884. Gr. 8. 75 Pf.

Bröggen, E. Freih. von der, Wie Russland europäisch wurde. Studien zur Kulturgeschichte. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Brunner, S., Bau- und Bau-Steine zu einer Literatur-Geschichte der Deutschen. Wahrheit und keine Dichtung. 1stes Hft. — A. u. d. T.: Vater Gleim, „der Seher Gottes". Wien, Kirsch. Gr. 8. 1 M.

Busch, W., Drei Jahre englischer Vermittlungspolitik 1518—1521. Bonn, Marcus. 1884. Gr. 8. 4 M.

Cron, Clara, Die Geschwister. Eine Erzählung für junge Mädchen. Leipzig, Baensch. 1884. 8. 4 M.

Dante Alighieri's Fegefeuer. 2te Abth. der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaße des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von F. Francke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. Gr. 8. 5 M.

Dobereuz, H., La Martelière und seine Bearbeitung Schiller'scher Dramen auf dem Theater der französischen Revolution. Löbau. 1883. 4. 1 M.

Ehlert, L., Aus der Tonwelt. Essays. Neue Folge. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, Behr's Verlag. 1884. Gr. 8. 5 M.

Engel, E., Psychologie der französischen Literatur. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Finsler, G., Aus der Mappe eines Fahrenden. Bilder aus Italien und Griechenland. Frauenfeld, Huber. 1884. 8. 4 M.

Friedeberg, M., Bilder aus Ostpreußen. Ein Beitrag zur Vorbereitung der 300jährigen Säkularfeier der ehemaligen Provinzialschulen zu Tilsit, Lyck und Saalfeld. Einst und Jetzt an der Ostmark des deutschen Ordens. 1stes Bdchn. Tilsit, Lohauß. Gr. 8. 1 M.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von F. Bamberg, F. v. Bezold, A. Brückner ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. 84ste bis 90ste Abth. (Das Zeitalter der Restauration und Revolution 1815—1851. Von T. Flathe. — Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. Von W. Oncken. [1ster Bd.] — Geschichte des Volkes Israel. Von B. Stade. — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Von F. Dahn. [3ter Bd.] — Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert. Von T. Schiemann.) Berlin, Grote. 1884. Gr. 8. à 3 M.

Gensichen, O. F., Frauenlob. (Hebe. Lydia. Dornröschen. Isolde. Echo.) Berlin, Grosser. 8. 5 M.

George, H., Sociale Probleme. Deutsch von F. Stöpel. Berlin, Staude. Gr. 8. 3 M.

Herzog, E., Ueber Religionsfreiheit in der helvetischen Republik mit besonderer Berücksichtigung der kirchlichen Verhältnisse in den deutschen Kantonen. Studien. Bern, Wyß. 1884. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 14tes Bdchn.: Drei einactige Trauerspiele und ein Lustspiel. (Unter Brüdern. Ehrenschulden. Frau Luerezia. Simson.) Berlin, Hertz. 1884. 8. 2 M. 60 Pf.

Hofmann-Wellenhof, P. v., Alois Blumauer. Literarhistorische Skizze aus dem Zeitalter der Aufklärung. Wien, Kouegeu. Gr. 8. 3 M.

Keller-Jordan, H., Natalie. Eine Erzählung aus der Zeit Kaiser Maximilians in Mexiko. Tübingen, Osiander. 8. 2 M. 60 Pf.

Kleinwächter, F., Die Grundlagen und Ziele des sogenanuten wissenschaftlichen Sozialismus. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Klopp, O., Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 11ter Bd.: Die Kriegsjahre 1704 und 1705. Wien, Braumüller. Gr. 8. 15 M.

Kuauer, V., Grundlinien zur aristotelisch-thomistischen Psychologie. Wien, Konegen. Gr. 8. 6 M.

Laube, H., Ruben. Ein moderner Roman. Leipzig, Haessel. 8. 3 M.

Löher, F. v., Beiträge zur Geschichte der Völkerkunde. 1ster Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Löwner, H., Populäre Aufsätze aus dem classischen Alterthum. Eger, Götz. Gr. 8. 80 Pf.

Menzel, W., Nachgelassene Novellen. Herausgegeben von dessen Sohn K. Menzel. 1ster Bd.: Eine Idylle aus der Dauphine. Der Schiffsbrand. Der Wald von Chanmont. Thalweil, Brennwald. 8. 1 M. 25 Pf.

Mercator, B., In eines großen Königs Armen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Migault's, J., Tagebuch. Schicksale einer protestantischen Familie aus dem Poitou vor und nach der Aufhebung des Edikts von Nantes. Aus dem Französischen übersetzt, mit geschichtlicher Einleitung und mit erläuternden Anmerkungen versehen von F. und P. Sander. Breslau, Hirt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 356 bis 363.

Beiträge zur Börsensteuer. (II/III.) — Klerikale Agitation im Elsaß. — Die Ungarn und die Tschechen. — Macht- und Rechtsfragen in England. — Nordschleswig. — Gegenwart und Zukunft des Parteiwesens in Deutschland. — Englisches Blaubuch über Angra Pequena. — Deutschland und die südliche Hemisphäre. — Die politische Lage in Spanien bei dem Zusammentritte der Cortes. (I/II.)

Karl Witte. (Nekrolog.) Von Fr. von Löher. — Weihnachtsgaben deutscher Kunst. Von Fr. Pecht. (III.) — Die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften und das Culturleben in Böhmen. — Sommer am Vierwaldstättersee. — Friedrich Hebbel's Tagebücher. (I/II.) — Die Gehe-Stiftung in Dresden. Von C. Frantz. — Hermann Hettner. Von W. Bormann. — Deutsches Schulwesen im Auslande. — Zur deutschen Romanliteratur. — Das Neueste von Irenäus Themistor. — Zum fünfhundertjährigen Wiclif-Jubiläum. — Zur Kunstliteratur. Von J. Grosse.

Börsensteuer und Börsenreform. — Der Staatshaushalt Rußlands im Jahre 1883. — Verein zum Schutze deutscher Interessen im Ausland. — Zur Statistik der bayerischen Actiengesellschaften. — Zum Jahresschluß.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Kongo.

Reise von seiner Mündung bis Bolobo.

Nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes.

Von

H. H. Johnston.

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die Kongofrage steht gegenwärtig für Politik und Volkswirthschaft im Vordergrunde des Interesses. Sehr zur Zeit kommt somit das Johnstohn'sche Reisewerk, da es, ein Führer am Kongo, von den charakteristischen Zügen des grossen Stroms wie von allen bei der europäischen Colonisation in Betracht kommenden Verhältnissen eine überaus klare Vorstellung gibt. Wer irgend den Colonialbestrebungen Deutschlands seine Theilnahme zuwendet, wird nicht umhin können, sich mit dem gehaltreichen Werke bekannt zu machen.

Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckschriften

des

funfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts

in getreuen Nachbildungen

herausgegeben von der Direction der Reichsdruckerei

unter Mitwirkung von

Dr. F. Lippmann und Dr. R. Dohme.

Folio. In 10 Heften, jedes Heft zu 10 Tafeln. Preis des Heftes 10 M.

Erstes Heft (Tafel I—X).

Aus dem reichen Schatze von Meisterleistungen der Buchdruckerkunst früherer Epochen werden hier Textseiten, Titelblätter, Schlußschriften, Kapitelanfänge und ähnliche Erzeugnisse reproducirt, um Schriftenschneidern und praktisch thätigen Typographen Anregung für die künstlerische Seite ihres Berufes zu bieten. Doch ist das monumentale Werk, insofern es die ganze Entwickelung der Druckschrift an besonders charakteristischen Proben zur Anschauung bringt, auch für Bibliotheken, Buchhändler, Maler und decorative Künstler von großer Wichtigkeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Vierter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. In dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu besonders mannichfachem, gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Säugethiere

in ihrem Verhältniss zur Vorwelt.

Von

Oscar Schmidt.

Mit 51 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 65. Band.)

Der bekannte Verfasser, Professor an der Universität Strassburg, bezeichnet dieses neue Buch als eine Ergänzung seines ebenfalls in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ erschienenen und bereits in dritter Auflage vorliegenden Werks „Descendenzlehre und Darwinismus“, zugleich aber als ein für sich bestehendes Ganzes, das die zerstreuten Forschungen auf diesem Gebiete der Thierkunde zum ersten male in übersichtlicher Form zusammenfasst. Naturforschern wie jedem Naturfreunde bietet die Schrift eine Fülle der interessantesten Anregung und Belehrung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 22. Januar 1885.

Inhalt: Aus der jungen und jüngsten humoristischen Schule. I. Von Richard Schmidt-Cabanis. — Ein polnisches Epos. Von Robert Waldmüller. — Ein Novellenbuch. Von Albert Weigert. — Zur Geschichte der norddeutschen Deiche. Von Reinhard Mosen. — Ein Buch für Jagdfreunde. — Zur Geschichte des Reichs der Mitte. Von G. von der Gabelentz. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus der jungen und jüngsten humoristischen Schule.

I.

1. Neue humoristische Soldatengeschichten von A. von Winterfeld. Fünfter bis achter Band. Jena, Costenoble. 1883. 8. Jeder Band 1 M.
2. Sommersprossen. Neue Humoresken von Emil Peschkau. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1884. 8. 1 M.
3. Miniaturen. Ernste und heitere Geschichten von Emil Peschkau. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1884. 8. 1 M.
4. Amor in Frack und Uniform. Humoresken von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1884. 8. 1 M.
5. Chic. Humoresken nach lebenden Mustern von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1884. 8. 1 M.
6. Potz Blitz! Humoresken aus dem Soldatenleben von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1884. 8. 1 M.
7. Aus dem Leben Onkel Jakob's. Humoristische Genrebilder und Erzählungen von Franz Rath. Hamburg, Kramer. 1884. 8. 3 M.
8. Immer heiter kommt man weiter. Schwankgeschichten von Franz Alfred Muth. Fulda, Maier. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.
9. Der Stammtisch. Humoreske von Ulpius. Mit Illustrationen von E. Horstig. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1884. 8. 1 M.
10. Die Quitten. Akademische Humoreske von F. Idus. Gießen, Roth. 1883. 8. 60 Pf.

„So schnell wird jahrelanger Haß geheilt, wenn er in die richtige Situation geräth." Damit schließt A. von Winterfeld's, des lustigen Soldatengeschichtenschreibers, drastische Historie vom „Todten Onkel", und er — nicht der todte Onkel, sondern der bekannte und beliebte Militärhumorist — gibt uns in diesem Ausspruch von wahrhaft Wilhelm Busch'schem Lakonismus zugleich Devise und Recept für sein schriftstellerisches Wirken auf diesem Gebiet.

Die Situation, und zwar „die richtige", ist Winterfeld's diva ex machina; sie hilft ihm die schwierigsten Conflicte lösen, die „gordischsten" Knoten durchhauen; sie „heilt jahrelangen Haß" und noch jahrelängere Liebe; sie macht das Unmögliche möglich und hüllt sogar das Undenkbare in einen ultramarinblauen Duft von Glaubwürdigkeit. Dabei kann kein wohldressirter Jagdhund, kein schulfrommes Circuspferd seinem Herrn und Meister besser „aufs Wort" gehorchen als „die richtige Situation" ihrem und unserm Winterfeld! Pünktlicher als der gewissenhafteste Tragöde aufs Stichwort ist sie da, wenn ihr Beherrscher sie braucht; ja sie kommt bisweilen sogar unbeschworen; aber das verschlägt nichts, weder ihr noch dem Rufer: weiß sie doch, daß sie immer willkommen ist.

Dem wohlbewährten Situationsrecept ist A. von Winterfeld auch bei der Composition seiner jüngsten vier Bände „Neuer humoristischer Soldatengeschichten" (fünfter bis achter Band) (Nr. 1) treu geblieben, und er hat wohl daran gethan. Denn jenem Ingredienz, dem rechtzeitigen Eingreifen seines spiritus famili-taris darf er es danken, daß wir bei dem unwilligsten Kopfschütteln über irgendeine Figur, die „weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen" hat, bei dem bedenklichsten Achselzucken über irgendeinen marionettenhaften Charakter plötzlich und unwillkürlich in herzliches Gelächter ausbrechen müssen: die „Situation" hat ihren Zauberstab geschwungen, jedes Erwägen und Bedenken schwindet, und wie die Prinzessin Thränenreich in dem lustigen Märchen „Schwan, kleb' an!" gegenüber dem bunt zusammengewürfelten Faschingszug, welcher an dem magnetischen Gefieder des Wundervogels festhängt, ihr panzerplattirtes Zwerchfell nicht vor Erschütterung zu bewahren vermag, so muß auch der eingefleischteste Sauertopf angesichts der Winterfeld'schen Personalverhältnisse die Waffen des Ernstes strecken.

Uebrigens ist der obenerwähnte Mangel an psychologischem Rückgrat" keineswegs allen Figuren des Autors zum Vorwurf zu machen. In den Humoresken „Der Herr Oberst", „Der sächsische Ordonnanzoffizier" und andern zeugt die Zeichnung einzelner Persönlichkeiten in der That von feiner Beobachtungsgabe; während allerdings solche Skizzen wie „Das erste Parket" nicht viel mehr bedeuten als geschriebene Caricaturen.

Am charakteristischsten sind Winterfeld's Schilderungen da, wo er uns, oft in gedrängtester Form, Einblick in die Werkstatt der militärischen Dressur — Pardon! — in den Geist der Exercitien und Evolutionen gewährt; folgende Aperçus über militärische Besichtigungen und über Alarmirungen in Friedenszeiten (aus „Der Bart des Herrn von Spangen") mögen als Probe gelten:

Das Wort „Besichtigung" macht auf den Soldaten ungefähr denselben Eindruck, wie auf den Schüler und überhaupt auf den noch lernenden Menschen das Wort „Examen", auf den Handwerker das Wort „Meisterstück", auf den Schauspieler das „Gastspiel auf Engagement", auf den Candidaten der Theologie die „Probepredigt" und auf die junge, in weites fremdes Land verheirathete Königin die „erste Cour". Alle diese Ausdrücke bringen eine geistige oder körperliche Gänsehaut hervor; am ausgeprägtesten aber im Soldatenleben. Die Besichtigung zerfällt in mehrere Unterabtheilungen, die an Schrecken zunehmen, je mehr sie in die höhern Grade emporsteigen. Die niedrigste Art der Besichtigung ist die erste Vorstellung der ausgebildeten Rekruten durch einen Lieutenant vor seinem Rittmeister und Eseadronchef. Das hat nicht viel zu sagen. Der Rittmeister ist in seinem nervösen Diensteifer tagtäglich bei dem Fuß- und Pferdedienst, wenigstens eine Zeit lang, zugegen gewesen und kennt daher die Leistungen seiner jüngsten Kinder so genau, daß besagte Vorstellung durch die Macht der Gewohnheit fast alle ihre Schrecken verloren hat und nur als eine Vorbereitung zu der bald darauffolgenden Vorstellung vor dem Regimentscommandeur zu betrachten ist. Diese Art der Vorstellung läßt bereits die Betheiligten, hauptsächlich die betheiligten Offiziere, in das erste Stadium der Gänsehautformation eintreten. Der Regimentscommandeur ist zwar ein ganz gemüthlicher alter Herr; man hat sich durch das Zusammenleben mit ihm an seinen Anblick gewöhnt, man ist in öftere Beziehung mit ihm gekommen; einige Herren haben sogar Whist und L'Hombre mit ihm gespielt, oder sind mit ihm auf die Jagd gegangen; aber diese nähere Bekanntschaft, wenn man sie so nennen darf, hat doch auf die Besichtigung wenig oder gar keinen Einfluß. Wenn der Regimentscommandeur die großen Epauletten aufgesteckt hat und, mit dem Helm auf dem Kopf, auf den Markt oder in die Bahn tritt, sollte man gar nicht glauben, daß es ein und derselbe Mann sei. Er macht dann das „Dienstgesicht", bewegt sich in kurzen, fast unheimlichen Ausdrücken und schüttelt von Zeit zu Zeit auf so eigenthümliche, elektrische Weise mit dem Kopf, daß die Nerven der Untergebenen zu zucken beginnen, als wenn sie mit einem galvanischen Apparat in Verbindung ständen. Aber es kommt noch schlimmer. Der nächste Schritt höher hinauf ist die Besichtigung des Regiments durch den Herrn Brigadecommandeur. Bei dieser Besichtigung ist der Regimentscommandeur der Hauptbetheiligte und hat daher auch die Gänsehaut, die er wieder den Rittmeistern und durch diese den andern Offizieren mittheilt. Der großen Masse der Soldaten ist es mehr oder weniger gleichgültig; die schütteln sich nachher bald wieder ab, was über sie hereingebrochen.

Nicht minder lebenswahr ist das Bild, welches Winterfeld von der nächtlichen Alarmirung eines berittenen Truppentheils gibt:

Doch mit einem mal kam ein unruhiges Regen und Bewegen in die allgemeine Ruhe von Mensch und Thier; hier zuckte ein Fuß, dort zitterte ein Arm, hier hob sich ein Pferdekopf, dort unterbrach sich ein Schnarcher. Klang das nicht wie Alarm? Wer diese in der Hölle componirten Takte einmal vernommen, wird sie nie wieder vergessen. Es liegt in ihnen so etwas Gewaltsames, Hastiges, Ueberstürzendes, Athemloses und Beklemmendes, daß sie einen Soldaten aus dem Todesschlaf erwecken könnten. Aber auch der Unbetheiligte wird in ähnlicher Art von ihnen ergriffen, selbst der ruhige und leidenschaftslose Ackerbürger wird sich nimmer an jene teuflischen Töne gewöhnen. Der Postillon kann jahrelang an seinen Fenstern vorbeiblasen, der Nachtwächter kann sich die Lunge austuten: er hört es nicht unter seinem schweren Federbett; aber wenn das Alarmsignal ertönt, fährt er jäh empor aus den dampfenden Kissen, wirft sich den Schlafrock über die Schultern und sieht in den Hof, ob sein Soldat auch nicht etwa zu spät kommt. Jetzt lösen sich bereits verschlafene Köpfe von den heißen Kissen und horchen; dann plötzlich wird es ihnen klar und das Herz beginnt schneller zu klopfen: Alarm! Alarm! In dieser schrecklichen Situation gibt es nur einen einzigen, großen, fieberhaften Gedanken: so schnell wie möglich in die Kleider, aufs Pferd, auf den Markt, wohin die entsetzlichen Töne rufen; der Körper thut mechanisch das bekannte Werk, aber schneller, hastiger, und der Geist stürmt wild voran, ohne einen einzigen andern Gedanken; alles andere tritt als nebensächlich in den Schatten, jedes Bedenken schwindet, nur aufs Pferd! aufs Pferd! und dann auf den Marktplatz gesprengt!

Das ist in der That ein Bild von lebenswahrer Färbung, von plastischer Kraft, und den „gedienten" Leser prickelt es schon bei der bloßen Lektüre alarmirend in Händen und Füßen!

Um dieser prächtigen charakteristischen Schilderung willen sei dem beliebten Autor auch eine etwas sehr „lederne" Zumuthung an das kurze Gedächtniß des Lesers vergeben: das nämliche „Paar in Gedanken stehen gebliebene Herrenstiefel" zweimal (in „Drückende Verhältnisse", Bd. 5, und in „Die Stiefel von Nr. 10", Bd. 6) in die Situation „treten" und die Katastrophe herbeiführen zu lassen, heißt denn doch einen Pointengeiz entwickeln, welchen Winterfeld wahrlich am wenigsten nöthig hat!

Der geist- und witzvolle Redacteur der „Didaskalia", Emil Peschkau, der sich inzwischen auch — in seinen „Reichsgrafen von Walbeck" — als Romancier von hervorragender Bedeutung erwies, hat seinen früher erschienenen „Humoresken" zwei neue Bändchen: „Miniaturen. Ernste und heitere Geschichten" und „Sommersprossen. Neue Humoresken" hinzugefügt.

Auch diese neuen Gaben lassen voll und ganz das günstige Urtheil bestätigen, welches wir über die Erstlingsproducte des Autors gefällt, und vornehmlich verdienen einzelne der zu letztgenanntem Opusculum zusammengestellten Artikel dem Besten beigezählt zu werden, was unsere qualitativ wie quantitativ daran gewiß nicht arme Zeit auf dem Gebiete des Feuilletons überhaupt hervorgebracht hat.

Unter den zwölf feuilletonistischen „Sommersprossen" (Nr. 2) möchte ich der Skizze „Rathschläge zur Verbesserung

der Lage unserer Schriftsteller" um ihrer Drastik und Originalität willen einen der ersten Plätze einräumen. Der Verfasser behandelt darin mit kaustischem Witz und beißender Satire das oft besprochene und leider noch immer unausgeschriebene Kapitel unserer vaterländischen Literaturmisère — in welcher Form, möge ein kurzer Extract aus seinen publicistischen Heilmitteln lehren:

Die wohlthätigsten Folgen würde die Errichtung von Schriftstellerinnungen nach sich ziehen. Lehrlingsprüfung und Meisterstück müßten eingeführt werden, und ich bin überzeugt, daß die Zahl der Schriftsteller sich dann auf mindestens ein Zehntel verringern würde. Selbst ein Orthographiezwang würde viel nützen, und ließe man nur diejenigen zur Ausüburg des Handwerks zu, die das Komma richtig zu setzen wissen, wir hätten nicht halb so viel Schriftsteller mehr. Freilich glaube ich selbst an die Möglichkeit der Innungen unter den Literaten nicht, da der Handwerksneid wol kaum in einem andern Stande gleich groß ist. Selbst Autoren, die ihre Bücher gegenseitig in den Zeitungen loben, sind nicht immer Freunde. Sie hassen sich im Gegentheil oft aufs grimmigste, und einer rühmt des andern Werke nur, um von diesem nicht, wie der Fachausdruck heißt, „heruntergerissen" zu werden. ... Bekanntlich wird man durch Kitzeln zum Lachen, durch Schnupftaback zum Niesen, durch Zwiebeln zum Weinen gereizt. Es wäre nun für Physiologen eine interessante Aufgabe, ein Mittel ausfindig zu machen, durch welches die Deutschen zum Lesen gereizt würden. Man wird sagen, dies sei ein schlechter Witz, und ich würde dagegen nichts einwenden (denn man nennt einen Witz gemeiniglich dann einen schlechten, wenn er besser ist als ein guter!), wenn es mir mit dem Gesagten nicht vollkommen Ernst wäre. Man glaubt, die Deutschen geben nur nicht gern Geld aus für die Lektüre, sie lesen aber mit wahrer Leidenschaft. Womit begründet man diesen Glauben? Damit, daß so furchtbar viel gedruckt wird. Aber wie wenig wird von all dem gelesen, was die Druckindustrie in die Welt setzt! Wie viele begnügen sich mit ihrer Zeitung, wie viele lesen von dieser nur einen ganz geringen Theil, etwa den Stadtklatsch, und wie viele lesen gar nichts, ausgenommen das, was sie von Berufs wegen lesen müssen. Wir sind eine Nation von Dichtern und Denkern, aber keine von Lesern, und deshalb, meine ich, sollten sich die Physiologen unserer Literatur erbarmen. ... Jungen Literaten wird empfohlen, ihre Werke nicht unter ihrem Namen herauszugeben, sondern dieselben — ähnlich wie man den Werth des gewöhnlichen Messings, indem man es eine Zeit lang in die Erde vergräbt, zum Goldwerth steigert — etwas zu „antikisiren" und dann als neu aufgefundene Arbeiten von Homer, Hans Sachs oder Goethe zu veröffentlichen. Kein reicher Mann wird dann so ungebildet erscheinen wollen, daß er den neuesten Literaturfund nicht seiner Bibliothek einverleibt, und der homo novus wird seinen heißen Herzenswunsch erfüllt sehen und wird gekauft werden.

Auch in den Ernst und Scherz harmonisch einenden „Miniaturen" (Nr. 3) finden sich Lebens- und Zeitbilder, die von seiner psychologischer Beobachtungsgabe zeugen und dabei in der Form echt poetische Kraft bekunden. Gänzlich aus der Art geschlagen ist nur eine dieser Novellen in nuce, „Ohne Seele" betitelt. Daß eine junge Dame, sterblich verliebt in einen Idealmann obenein, sich selbst zum Cölibat verurtheilt, weil — ihr Herr Vater einmal vor zwanzig und etlichen Jahren ihre Frau Mutter geprügelt hat, wäre selbst für eine Burleske ein heikler Stoff; aber in Moll vorgetragen und von romantisch-idyllischen Variationen umsäuselt, kann dies Thema im Leser nur eine Mischung von Spott und Ekel erregen. Eine hoffentlich recht bald in die Oeffentlichkeit gelangende zweite Auflage der „Miniaturen" sollte von diesem literarischen Fleck gesäubert werden!

Harmloser, dabei aber nicht minder humorvoll als Peschkau's Feuilletons, bieten sich die Skizzen von E. von Wald-Zedtwitz, dessen Name ebenfalls bereits einen guten Klang in der heimischen Lesewelt besitzt. Zu drei Sträußchen hat Wald-Zedtwitz die neuern und neuesten fast durchgängig gleich anmuthigen Blüten seines muntern Geistes gefügt: „Amor in Frack und Uniform" (Nr. 4), „Chic" (Nr. 5) und „Potz Blitz!" (Nr. 6), von denen das letztgenannte wol das frischeste und duftigste ist. Hier gibt uns der Autor vorwiegend Schilderungen aus seiner militärischen Vergangenheit; und wie ihm selbst das Herz bei diesen Erinnerungen an die heitere uniformirte Jünglingszeit aufgeht, so weiß er auch durch sie das Interesse des Lesers am lebhaftesten zu erwecken, am dauerndsten zu fesseln. Als werthvollste Gabe dieser werthvollsten unter den drei Sammlungen darf die Humoreske „Generalstabs-Träume" bezeichnet werden, in welcher der Verfasser eine köstliche Charakteristik der polnischen Wirthschaften (um nicht „Wirthschaft" zu sagen) gibt, wie sie bis vor — einiger Zeit in jenen östlichen Landstrichen unsers gesegneten Vaterlandes die grundbesitzerische Regel bildeten.

Ebenso drastisch wie plastisch ist das Bild, das Wald-Zedtwitz bei dieser Gelegenheit auch von dem Kleinstadtleben der bezeichneten Gegenden entwirft; und auf die Gefahr hin, irgendeinen eingeborenen und eingefleischten jagellonischen National-Schrimmer durch die Wiedergabe des folgenden „örtlichen Pasquills" bis aufs Blut zu kränken, will ich doch meinen übrigen Lesern das Vergnügen an der Augenblicksphotographie nicht vorenthalten, die der Verfasser speciell von jener Wartheumströmten Kreis-Kapitale liefert:

Also, das war Schrimm! Ich konnte es mir als verwöhnter Kapitalist — beziehen Sie dies um Gottes willen nicht etwa auf meine Kapitalien, sondern nur auf meinen Aufenthaltsort während der letzten Jahre — für die Kameraden des hier garnisonirenden Bataillons freilich nicht als ein sonderliches Vergnügen denken, gerade in Schrimm die goldenen Jugendträume zu verwirklichen. Die Straßen waren darin doch gar zu holperig, der Koth doch zu kothig und diese niedrigen Häuser, die wie zum Hohn den weiten Marktplatz umstanden, denn doch gar zu niedrig. Das Ganze war polnisch, echt polnisch; nur mußte man die thränenfeuchte Romantik, die dieses Wort zu umschweben pflegt, dabei ganz und gar vergessen. Aber, mein Gott, es läßt sich am Ende auch in solchem Nestchen leben! Der Mensch findet dann eben an Sachen Vergnügen, die in der großen Welt spurlos an ihm vorübergehen würden. So gehörte es zu den hauptsächlichsten Zerstreuungen, den Schweinemarkt des Städtchens zu besuchen, dort ein Spanferkelchen zu erstehen, es mit Oel und Seife zu bestreichen und ihm gerade in dem Augenblick die Freiheit zu geben, wenn die Schule aus war und die heranwachsende Jugend in hellen Haufen sich über den Marktplatz ergoß. Wer das Thier fing, konnte es behalten und seinen lieben Aeltern mit

nach Hause nehmen. Ich habe in der besten berliner Posse nicht herzlicher gelacht als hier. Alle Standes-, alle Religionsunterschiede waren vergessen. Die Söhne der Väter der Stadt liefen mit den halbnackten Jungens der polnischen Arbeiter um die Wette, Christen- und Judenkinder griffen gleich erfolglos nach dem glitschigen Schweineschwänzlein, das sich ihren packenden Händen kräuselnd entwand.

Es gibt, und zwar vorzugsweise in der sogenannten humoristischen Literatur, Bücher, deren Lektüre im Herzen cholerisch veranlagter Leser wol den Wunsch rege machen kann, den betreffenden Verfasser unter Curatel gestellt oder auf Grund des gegen „strafbaren Eigennutz" gerichteten Gesetzesparagraphen vor den Richter verwiesen zu sehen. Weshalb soll die unverantwortlichste Verschwendung an Tinte, Federn, Papier und Druckerschwärze, die doch nirgends umsonst zu haben sind, nicht ebenso gut ein energisches Eingreifen der Behörden nach sich ziehen wie das plan- und zwecklose Ausdemfensterwerfen baaren Geldes?! Und welch ein Unterschied ist es, ob ich die Zeit meines Nebenmenschen, oder ob ich irgendein anderes ihm werthvolles Besitzthum ohne irgendeinen Schimmer von Berechtigung in Anspruch nehme?!

Leider aber sind wir von einer solchen Ausdehnung richterlicher Machtvollkommenheit auf das ästhetische Gebiet noch weit entfernt; und so bleiben die Schutzmaßregeln gegen schriftstellerische Erzeugnisse der bezeichneten Art einzig auf die warnende Stimme der Kritik beschränkt, die ja nur zu oft in dem Lärm des Tags und der literarischen Anpreisungen ungehört verhallt!

Das Buch, welches mir speciell an dieser Stelle Anlaß zu den vorstehenden melancholischen Betrachtungen gibt, betitelt sich „Aus dem Leben Onkel Jakob's" (Nr. 7), und sein Inhalt wird von dem Autor, Franz Rath, als „Humoristische Genrebilder und Erzählungen" bezeichnet.

Weß Geistes dieser Franz Rath'sche „humoristische" Humor ist, dürfte genugsam aus wenigen Pröbchen erhellen, die ich, dem Wesen des ganzen Werks entsprechend, unabsichtlich und ordnungslos aus dessen Mitte herausgreife.

Das dritte Kapitel, welches die Lehrzeit des „humoristischen" Helden der zu einer Art toll gewordenen Biographie vereinigten „Genrebilder und Erzählungen" schildert, beginnt mit folgendem Witzfeuerwerk:

Mein Lehrherr hieß Stange und war lang und hager wie eine Stange. Er blieb auch stets bei der Stange und hielt mit eiserner Consequenz uns Lehrlingen, deren wir drei waren, stets die Stange.

Wem bei gewissen Dingen das Zwerchfell nicht schüttert, der hat keins!

Von diesem Stangenausbund komischer Charakteristik nun heißt es weiter:

Er war immer kurz angebunden, um nicht grob zu sagen, war streng und düster und deshalb von meinen beiden Collegen in den Delicatessenstudien mit dem bezeichnenden Namen „der Mönch" belegt worden. ... Dem Mönch gehörte eine ebenso hagere und magere Gestalt weiblichen Geschlechts als Gattin an, welche womöglich noch düsterer als der Mönch selber in das Leben hineinschaute und deshalb von uns „Finster-Ahorn" getauft worden war.

Dieser an Scherzhaftigkeit gewiß alle Grenzen übersteigende Spitzname ist übrigens nicht etwa druckfehlerhafterweise von den Gipfeln der Schweiz hinweg unter die Wipfel der dreiundzwanzigsten Klasse des Linné'schen Pflanzensystems versetzt worden; Franz Rath oder vielmehr „Onkel Jakob" wandelt das „Aarhorn" mit unerschütterlicher Ueberzeugungstreue in einen „Ahorn" um und stellt seinen naturwissenschaftlichen und geographischen Kenntnissen dadurch ein ebenso wenig glänzendes Zeugniß aus, wie seinen stilistischen durch den Gesammtinhalt seines Lebenswerks.

In dem „Mein Schusterpaar" überschriebenen fünften Kapitel findet sich folgende Perle witziger Personalbeschreibung:

Der Kopf von Herrn Fiedler war einem wohlausgewachsenen Kohlkopf nicht unähnlich. In demselben kreuzten sich in geradlinigen Spalten (sic!) zwei kleine graue Augen, die sich unter buschigen Brauen scheu verborgen hielten. Ein Gewächs, das man unter den gegebenen Verhältnissen allerdings als eine Nase ansehen mußte, lugte kartoffelähnlich aus dem Kohlkopf hervor (wie überzeugend dies Bild in seiner natürlichen Einfachheit!) und darunter bildete eine mächtige Querlinie einen weiten Spielraum für den Mund.

Da leider die „mächtige Querlinie" d. Bl. keinen genügend „weiten Spielraum" für all die genialen Humore des Onkels Franz Jakob Rath bildet, so muß ich auf die Anführung fernerer Belegstellen verzichten und auch die duftigsten syntaktischen Blüten, wie ein Paar „todesgeippliche Hände", einige „unsichtbare Gewalten", durch welche der Held „unbeikommender Weise" an die Wände gedrückt wird, in der Stille verwelken lassen.

Nicht ungerügt aber soll schließlich die dialektische Kühnheit des Autors bleiben, bei deren Ausübung ihm freilich der mildernde Umstand einer großen Anzahl Mitschuldiger, selbst aus dem Kreise bestbelemmundeter Humoristen, zugute kommt.

Wenn heutzutage ein Schriftsteller irgendeine seiner Gestalten den oberbairischen oder den österreichischen Dialekt sprechen lassen will, so wird er dies kaum wagen, ohne sich zuvor entweder im Lande und bei Leuten umgethan oder doch wenigstens bei maßgebenden Kennern, bei Stieler, Anzengruber, Rosegger, sich Raths erholt zu haben; für das mecklenburgische Platt wird ihm Fritz Reuter, für den sächsischen Jargon E. Bormann oder allenfalls der Particularist Bliemchen, für den schlesischen Holtei oder Rößler die Quelle erschließen. Zur schriftlichen Wiedergabe des berliner Dialekts aber glaubt jedermann sich ohne weiteres berufen, der überhaupt die Autorfeder zu führen vermag, und, wie schon oben bemerkt, selbst Schriftsteller hervorragender Bedeutung verfahren in dieser Beziehung mit einer Kühnheit oder Naivetät, die ihresgleichen sucht.

Aber freilich, „Onkel" Rath stellt sie in der unglaublich humoristischen Skizze „Eine Hasenjagd" alle in den Schatten. Hier läßt er einen „geborenen Berliner", Wipper, ein Abenteuer (über welches nach der Versicherung des Autors „alles vor Lachen bersten will") in einer Mundart erzählen, die selbst an den exponirtesten Stellen des

babylonischen Thurmbauplatzes berechtigtes Aufsehen gemacht haben würde!

Vorzüglich ist in dieser Beziehung dem „komischen" Humoristen unter anderm der Satz gelungen: „Krätzer sieht sick dat Männele an!" Allerdings würde ein echter Spreewassertäufling denselben ausschließlich so gefaßt haben: „Kretzer kieckt sich det Mennekin an" —, aber wo bliebe dabei die dialektische Vielseitigkeit, die „Onkel" Rath durch Zusammenstellung eines mecklenburgischen „dat" mit einem süddeutschen „Männele" und einem höchst wahrscheinlich ganz auf freier Erfindung beruhenden „sick" (sic!) so genial zu erzielen weiß! Außerdem wimmelt es in diesem Aufsatz von „Alteratschonen" und „Positschonen", von „Munitschonen" und „Reklamatschonen", an denen jeder berlinische National- — Hamburger seine innige Freude haben muß; auch läßt Onkel Jakob-Rath seinen Spreeathener trotz aller „Aengstnisse" bei „seenen" Heldenthaten ganz „wärmelich und behajelich" zu Muthe werden; er läßt ihn von allen „Anzieglichkeeten Nicks" übel nehmen und einigen andern Herren aus der Mitte der Jagdgesellschaft „die Luftspringungen verklaren", welche der „ihnen ihrigte" Hase zu allgemein „geoffenbarter" Heiterkeit „jümmers uf det Neue" vollführt. „Awerst" freilich rinnt ihm bei dieser Gelegenheit auch der „Schweeß" wie „Kleester" von dem Kopf, ehe er „seenen" Hund „Tirasch" bewegen kann, das „gedödete Thierle" herbeizuschaffen.

Man sieht, wenigstens jedermann, der sich auch nur oberflächlich mit dem Jargon der Reichshauptstadt vertraut gemacht hat, daß die Leistungsfähigkeit „Franz Jakob"-Rath's auf diesem Gebiet in jeder Beziehung eine außerordentliche genannt zu werden verdient!

Der verflossene Director des nunmehr bereits seit Jahren in den Dienst Merkur's zurückgetretenen berliner Stadttheaters, Albert Rosenthal, besaß eine eigenartige Findigkeit in Bezug auf neue Bezeichnungen für dramatische Gattungsbegriffe. Er ist unter anderm der Entdecker des Possenlustspiels und des Sittengenrebildes und, wenn ich nicht irre, kann ihm auch das Patent auf das classische Genre der Trauerposse nicht vorenthalten werden. Aber Albert Rosenthal steht in dieser Beziehung nicht allein da! Ob er Schule gemacht hat, oder ob wol gar das Faustische:

> Ich hab' es öfters rühmen hören,
> Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren —

hier ausnahmsweise einmal seine Umkehrung gefunden, gleichviel: Franz Alfred Muth, den der Kürschner'sche „Gothaische Almanach" der deutschen Literatur als Dr. phil. und Pfarrer bezeichnet, sucht, bewußt oder unbewußt, Lorbern auf dem nämlichen Pfade, indem er für den Inhalt eines „Immer heiter kommt man weiter" (Nr. 8) betitelten Heftchens die Originalbezeichnung „Schwankgeschichten" in Anwendung bringt. Was sonst in dem Büchlein an Originalen enthalten, wage ich nicht zu entscheiden; die drei Franz Alfred Muth'schen Schwankgeschichten, welche ich beim Durchblättern des Hefts näher ins Auge faßte, waren dem Pfarrer, jedenfalls böswilligerweise, durch andere Autoren schon vorgeschrieben und vorgedruckt worden. Die „Schlimmen Pantoffeln" stammen aus einem Fußbekleidungsbazar in „Tausendundeine Nacht"; um Idee und Charakteristik zu „Vier Tage Verantwortlicher" hat unsern Autor der Dramatiker Freiherr Joseph von Auffenberg gebracht, der den „Verantwortlichen" unverantwortlichst! bereits in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in seinem Possenspiel „Die Raketen des Teufels" in Scene setzte; und das Erstgeburtsrecht auf das „Freimaurerzeichen" ist dem Pfarrer durch Fritz Reuter verkürzt worden, der die allerdings wol schon seit Existenz der ersten Locomotive in Umlauf befindliche Anekdote von dem „Allgemeinen Post- und Eiserbahn-Verein" im ergötzlichen „Missingsch" zuerst in die literarische Welt einführte.

Selbstverständlich liegt mir es sonnenfern, dem hochwürdigen Herrn den Vorwurf des Plagiats machen zu wollen. Wer könnte und dürfte das auch, wenn er in der Vorrede die denkwürdigen Worte gelesen: „Erfunden hat der Verfasser nicht, wohl aber gefunden. Nach Goethe's Rath hat er ins volle Menschenleben gegriffen und es trotz Diesem und Jenem darin interessant gefunden."

Daß das volle Menschenleben, in welches Franz Alfred Muth gegriffen, zum Theil bereits in den gedruckten Aggregatzustand übergegangen, ist eben Schicksal; „Kismet" würde der türkische Hochwürdige sagen, und niemand hat sich darum zu kümmern, namentlich wenn die beiden von dem Verfasser mit seinem Buch „freundschaftlichst" Bewidmeten: „Herr Dr. Konstantin von Wurzbach-Tannenberg und Joseph Victor von Scheffel", nichts dagegen einzuwenden haben!

Den Beschluß der Ausbeute dieser Excursion ins Bereich der neuesten Prosa-„Humore" bilden zwei lustige Geschichtchen mit dem Stempel Eckstein'scher Gymnasialhumoresken. Die erste derselben: „Der Stammtisch" von Ulpius (Nr. 9), könnte Ernst Eckstein selbst zum Verfasser haben (der Name Ulpius klingt überdies so pseudo als möglich!); der Gedanke, einen etwas beschränkten, aber immerhin im Besitz seiner fünf Sinne befindlichen Bierphilister ohne Anwendung äußerer Gewalt und nur auf dem Wege der „Vorspiegelung falscher Thatsachen" dazu zu vermögen, sich selbst für einen seiner Freunde zu halten und dies sogar eigenhändig mit dessen Namensunterschrift zu bestätigen: dieser Gedanke ist in der That von Eckstein'scher Drastik, und ebenso läßt die Art der Durchführung ganz zweifellos auf einen Humoristen ersten Ranges schließen. Dem sauber ausgestatteten Büchlein sind vier recht charakteristische Illustrationen von E. Horstig als angenehme Zugabe beigefügt.

Auch der akademischen Humoreske „Die Quitten" liegt ein gut erdachter toller Streich zu Grunde (Franz Alfred Muth würde deshalb dem Titel vielleicht die Originalbezeichnung „Schalkhistorie" beigefügt haben); aber sie läßt in der Darstellungsweise doch allzu sehr das Nachtreterthum erkennen, um ihren Verfasser, F. Idus (Nr. 10), in den Verdacht verkappter Ecksteinschaft zu bringen!

Richard Schmidt-Cabanis.

Ein polnisches Epos.

Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litauen von Adam Miekiewicz. Uebersetzt von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Mehr als funfzig Jahre sind verstrichen, seit das obige Gedicht zum Abschluß gelangte. Die vorliegende Uebersetzung ist nicht die erste, aber das von den Landsleuten des Dichters als das polnische Nationalepos hochgehaltene Gedicht ist dennoch in Deutschland nur wenigen bekannt. Bei der Ueberfülle der auf die deutsche Lesewelt fortwährend einstürmenden Uebersetzungen ist dies nicht zu verwundern, zumal unser Verhältniß zu den Polen kein vorurtheilsfreies sein kann und ihr Pactiren mit allen Feinden unsers Volks seit Generationen dafür gesorgt hat, daß die ihnen vom kosmopolitischen Standpunkte aus entgegengebrachten Sympathien immer nur auf kurze Zeit Wurzel schlugen.

Auch das Epos „Thaddäus" hat selbstverständlich einen politischen Hintergrund, die Jahre 1811 und 1812. Der Uebersetzer sagt mit Bezug darauf:

Man weiß, mit welchen Hoffnungen die Polen im Jahre 1812 der Ankunft Napoleon's und seiner Riesenarmee, der Ankunft Dombrowski's und seiner polnischen Legionen entgegensahen. Der noch nicht vierzehnjährige Adam Miekiewicz war aber nicht blos über die politische Lage vollkommen unterrichtet — er hatte polnische und französische Zeitungen förmlich verschlungen —, sondern er empfand auch die ganze Bedeutung der Ereignisse mit der Energie und der Tiefe eines Erwachsenen. „Ich habe im Leben nur einen solchen Frühling gekannt!" sagt er im „Herrn Thaddäus" — es war jener Frühling des Jahres 1812: der junge Bursche war auf den Kirchthurm gestiegen, um nur sobald wie möglich die Armee, die weißen polnischen Adler zu erblicken; und er war der erste, der sie erblickte, der das Herannahen des Heeres im Städtchen verkündigte. Es ist also etwas Erlebtes, was er im elften Gesang unserer Dichtung schildert.

Diese Eindrücke wurden in ihm wieder lebendig, als er 1830 während seines Aufenthalts in Rom die Nachricht erhielt, Polen habe sich von neuem gegen Rußland erhoben. Der Aufstand ward, wie man weiß, bald niedergeschlagen, sodaß Mickiewicz sich nicht bei ihm betheiligen konnte, daß er sich vielmehr nach Dresden wendete, wo damals sein Freund Odyniec eine Zuflucht gefunden hatte. Jene hoffnungsvolle Zeit von 1812 hatte sich seinem Geiste aber in so anschaulicher Deutlichkeit aufgedrängt, daß er sich von den damaligen bunten Bildern in einem größern Gedicht zu befreien unternahm. In Dresden sind solcher Art die ersten Gesänge des „Thaddäus" entstanden. Im Jahre 1832 ist Mickiewicz dann nach Paris übergesiedelt. Sein Biograph sagt über Mickiewicz' dortiges Leben: „Er vergrub sich in Arbeit: schrieb in einer Art biblischem Stil seine «Bücher des polnischen Volks und der polnischen Pilgerschaft», übersetzte Byron's «Giaur» und vollendete (1834) seinen «Herrn Thaddäus». — «Ich lebe hier», schreibt er um diese Zeit an Odyniec, «fast einsam, mit den Menschen kommt's mir immer schwerer an. . . . Ich überzeuge mich, daß man zu viel blos für die Welt gelebt und gearbeitet hat, für leeres Lob und kleine Zwecke. Ich glaube, ich werde die Feder nie mehr zu kleinlichem Zeug gebrauchen. . . . Ich konnte den «Thaddäus» kaum beenden, denn schon riß mich der Geist wo anders hin, zu den weitern Theilen der «Dziady».“ — Hier fühlen wir schon das Wehen jenes Geistes, der sich später seiner bemächtigte. Er wuchs immer höher, bis er schließlich als jene Riesengestalt dastand, die alles menschliche Treiben wie ein Gott aus den hohen Räumen überblickte, welche die Kunst selbst weit übersah, der nichts mehr genügen konnte als die große und zum Großen treibende That, die sich namentlich von jeder kleinen ästhetischen Unterhaltung der Menschen mit Widerwillen abwandte. Zunächst entriß ihn die Ehe seiner innern Vereinsamung. Im Jahre 1835 vermählte er sich mit Celine Szymanowska, einem Weibe, das nach den vorhandenen Nachrichten ebenso schön wie liebevoll und energisch gewesen sein muß. Das Glück seines Heims war freilich von schweren materiellen Sorgen unablässig getrübt. Im Jahre 1839 gelang es ihm endlich, seine Lage zu verbessern: er erhielt die Professur der lateinischen Sprache an der Akademie in Lausanne. Aber schon im nächsten Jahre sollte er den Ort verlassen, der ihm lieb geworden war und in dem er sich die innigste Verehrung seiner Collegen wie seiner Schüler erworben hatte. Er wurde auf Betreiben des Fürsten Adam Czartoryski nach Paris an das Collège de France berufen, um da die neu creirte Professur der slawischen Sprachen und Literaturen zu übernehmen. Nun aber trat jenes Ereigniß in seinem Leben ein, das seine poetische Wirksamkeit für immer abschließen, seine Persönlichkeit freilich bis zu den Höhen der Menschheit hinaufführen sollte.

Celine Mickiewicz wurde im Jahre 1841 gemüthskrank, und der Dichter mußte sie in eine Heilanstalt bringen lassen. Niedergedrückt und der Verzweiflung nahe, saß er zu Hause, als ein Mann bei ihm eintrat, der sich Andreas Towianski nannte und aus Litauen angekommen war, um eine hohe Mission zu erfüllen, zu der er sich berufen fühlte. Er sagte, er wäre von Gott gesandt, um das ermattende Christenthum zu erneuern, es in lebendige That umzugestalten und eine Wiedergeburt nicht nur Polens, sondern aller Völker hervorzurufen. Seine Gestalt, sein Blick, seine Worte machten auf Mickiewicz einen tiefen Eindruck. Und in der That muß die Persönlichkeit Towianski's eine gewaltige gewesen sein. Man hat etwas anderes als nächsten Grund der Hingebung Mickiewicz' an Towianski angeführt. Towianski heilte nämlich gleich nach ihrer ersten Begegnung die gemüthskranke Gattin des Dichters wie durch ein Wunder. Er begab sich in die Heilanstalt, sprach mit ihr, ließ sie hierauf, obwol sie im Paroxismus lag und der Arzt heftig protestirte, durch Mickiewicz nach Hause bringen, und sie genas sogleich. Aber Mickiewicz sagt selbst, daß er bereits vorher fest an Towianski's Sendung geglaubt.

So entstand denn jener Kreis der Towianisten, dem auch die Dichter Goszczynski und Slowacki angehörten. Als Towianski im nächsten Jahre, 1842, aus Frankreich verbannt worden war (er war dem König Ludwig Philipp aus irgendeinem Grunde nicht geheuer erschienen), wirkte Mickiewicz an seiner Stelle durch das lebendige Wort. Er wandte sich an die Slawen, die Franzosen, die Juden. Vom Katheder herab verkündigte er seine Ideen und legte sie auch schriftlich in dem 1843 veröffentlichten Buch nieder: „L'église officielle et le messianisme". Seine Worte rissen gewaltig hin; andererseits standen überall Feinde auf. Im Jahre 1845 wurde ihm seine Professur entzogen. Er hat dann nach der Julirevolution dem König Karl Albert von Sardinien eine polnische Legion zuzuführen gesucht.

Nach Paris zurückgekehrt, nahm er sein geistiges Werk wieder auf. Seiner trostlosen äußern Lage wurde erst 1852 nothdürftig abgeholfen, als ihn Napoleon III. zum Bibliothekar des Arsenals ernannte. Von Towianski, welcher 1848 wieder nach Paris zurückgekehrt war, bald aber festgesetzt und erst durch die energischsten Bemühungen der Gattin des Dichters befreit wurde, trennte er sich nicht wieder. Beim Ausbruch des Krimkriegs glaubte Mickiewicz die Zeit zu einer „Action" im Interesse Polens gekommen. Napoleon schickte ihn in die Türkei, wo er die Slawen gegen Rußland bewaffnen und namentlich eine Heerschar ottomanischer Kosacken bilden sollte. Fürst Adam Czartoryski förderte das Unternehmen aufs eifrigste. Die Aufgabe, die ihm hier zunächst zufiel, war begreiflicherweise unerquicklich genug. Er erlag denn auch im November 1855 den ungewohnten Strapazen. Seine Leiche wurde nach Frankreich gebracht und ruht neben der seiner Gattin auf dem Friedhof in Montmorency.

Wenn dieser Lebensabriß ihn als ein Wesen erkennen läßt, das, von dem Unglück seines Vaterlandes gemartert, sein eigentliches Gebiet, die Welt der Phantasie, mit derjenigen der rauhen Wirklichkeit verschmelzen zu können meinte, so ist man erstaunt, bei der Lektüre des „Thaddäus" von diesem Zwiespalt seiner Natur noch fast nichts wahrzunehmen, ja in seinem Werke dem Humor einen so breiten Platz eingeräumt zu sehen, daß uns derselbe über die vielleicht zu umfangreiche Ausführung des Gegenstandes und die verwunderliche Menge von Detailschilderungen mit Behagen hinwegkommen läßt.

Was den schwer verständlichen Titel betrifft, so sei hier aus den Erläuterungen Folgendes entlehnt. Zur Zeit der polnischen Republik war die Vollstreckung richterlicher Urtheile eine sehr schwierige Sache; handelte es sich doch um ein Land, wo die executive Gewalt fast gar keine Polizei zur Verfügung hatte und die Mächtigen eigene Haustruppen hielten, manche, wie die Fürsten Radziwill, sogar viele tausend Mann. Hatte also der Kläger sein Decret erlangt, so mußte er sich zum Zweck der Execution an den Ritterstand, d. h. an die Schlachta, wenden, die auch die vollziehende Gewalt besaß. Die Verwandten, Freunde und Districtsgenossen des Klägers zogen dann aus, mit dem Decret in der Hand und vom Gerichtsfronen (Wozny) begleitet, und eroberten, oft nicht ohne Blutvergießen, die demselben zugesprochenen Liegenschaften, welche der Gerichtsfron legal tradirte, d. h. in Besitz übergab. Eine derartige bewaffnete Execution der gerichtlichen Entscheidung nannte man Zajazd, „Einritt". In noch frühern Zeiten, in denen die Achtung vor dem Gesetz herrschte, wagten selbst die mächtigsten Herren nicht, einem Urtheilsspruch Widerstand entgegenzusetzen. Bewaffnete Ueberfälle kamen selten vor, und Gewaltthätigkeiten gingen fast niemals straflos hin. Die Verderbniß der öffentlichen Sitten in der Republik vermehrte jedoch die Zahl der „Einritte", die eine fortwährende Ruhestörung für Litauen bildeten.

Der Inhalt des Epos ist nun in wenigen Worten folgender. In Litauen liegt ein verfallenes Schloß, um welches zwei alte Geschlechter processiren, die Soplicas und die Horetzkos. Der letzte Horetzko, ein junger phantastischer Graf, läßt sich durch einen alten Diener bestimmen, seine Ansprüche endlich mit Hülfe der umwohnenden, den Soplicas unholden Adelichen durchzusetzen. Es geschieht durch bewaffnete Besitzergreifung. Die siegreiche Partei betrinkt sich aber in dem alten Schlosse und wird während der Nacht von einem in der Nähe liegenden Bataillon russischer Soldaten quasi wegen Landfriedensbruchs geknebelt. Diese russische Einmischung, welche auf eine Gelderpressung abzielt, versöhnt die Soplicas mit den Horetzkos. Es gibt eine blutige Rauferei, bei der die Russen unterliegen, und die am meisten Compromittirten unter den Polen machen sich über die Grenze aus dem Staube. Um diese Zeit gerade beginnt der Napoleonische Kriegszug gegen Rußland. An ihm betheiligen sich jene Flüchtlinge, und das Ende des Epos bildet ihr hoffnungsvoller Durchmarsch durch Soplicowo, wobei die verschiedenen in dieser Erzählung vorkommenden Liebespaare in der Eile noch kirchlich verbunden werden. Thaddäus Soplico, ein trefflicher Jüngling, gelangt so zu dem Besitz Sofchja's, eines sehr anmuthig geschilderten jungen Mädchens; doch tritt er selbst nicht genug in den Vordergrund, um die an einen Titelhelden geknüpften Erwartungen zu erfüllen. Es kommt darauf übrigens wenig an; entschädigt der Dichter uns dafür doch durch eine reiche Fülle von Originalen, die offenbar dem altpolnischen Leben abgelauscht sind und uns durch ihr Thun und Reden mit Lebendigkeit in die damaligen Sitten und Gebräuche Litauens versetzen. Mit welcher Ausführlichkeit und Genauigkeit Mickiewicz im Schildern verfährt, mögen einige Proben beweisen. Doch zunächst als Einführung in seine Vortragsweise die schöne Apostrophe an die Wälder Litauens aus dem vierten Gesange:

O Forste, ihr saht den letzten durch eure Reviere jagen,
Den letzten König, der Witold's Kolpak stolz getragen,
Den letzten der Jagellonen, der siegreich Schlachten schlug,
Den letzten Jäger in Litauen, der eine Krone trug!
Ihr Bäume meiner Heimat, wenn ein gütig Geschick
Mich je, ihr alten Freunde, führt zu euch zurück,

Werd' ich euch dann noch finden? seid ihr am Leben noch?
Wißt ihr noch, wie ich als Kind um eure Stämme kroch?
Lebt noch der große Baublis, vor Alter so ausgehöhlt,
Daß in dem Riesenraume zwölf Menschen, wohlgezählt,
Zu Tisch sich setzen konnten wie in bequemem Zimmer?
Und Mendog's Hain beim Kirchlein, blüht er wol noch immer?
Und dort auf der Ukraine steht noch, wie sie stand,
Vorm Haus der Holowinski, an der Rossa Rand,
Die Linde, so riesenhaft, daß sie mit ihren Zweigen
Hundert Paare beschattet von Burschen und Mädchen im Reigen?

Denkmale unsers Volks! An euch frißt Jahr um Jahr
Die gierige Axt des Kaufmanns oder Moskaus Zar!
Wie bald — und kein Asyl mehr ist euern Sängern geblieben,
Den Vögeln und den Dichtern, die euch, wie Vögel, lieben!
Hat doch der Schwarzwaldlinde die Stimme Johannes', die weiche,
So viele Weisen entlockt! singt jene geschwätzige Eiche
Ins Herz des Kosackensängers doch so viel Wunder hinein!

Und ich, wie soll ich euch danken, ihr theuern Bäume mein!
So oft ich, ein elender Schütz, um eines Fehlschusses willen
Dem Spott der Genossen entfloh: was hab' ich bei euch, ihr Stillen,
An Dichterträumen erbeutet, wenn ich, der Jagd vergessen,
Inmitten öder Wildniß so auf dem Werder gesessen —
Ringsum vom Graubart Moos der Boden wie silberbesetzt,
Das Silber vom Granatroth zerquetschter Schwarzbeer benetzt,
Und dort die Heidekrauthügel, die röthlich herüberglänzen,
Mit Preiselbeeren geziert wie mit Korallenkränzen.
Ringsum war's dunkel; der Zweige verflochtenes Gebälk
Hing droben, wie grünes, dichtes, niedriges Gewölk;
Dort irgendwo raste der Sturmwind über dem starren Dach,
Ein Stöhnen, ein Sausen, ein Heulen, ein Knattern, ein Donnergekrach,
Ein seltsam betäubender Lärm! Mir war, als hört' ich droben,
Hoch über meinem Haupte, ein hangendes Meer ertoben!

Und unten, wie Städterninen, hier entwurzelter Eichen
Aufragende Stümpfe, mächtigen Balken zu vergleichen,
Wie Trümmer von Wänden und Säulen, stehn darüber geneigt;
Hier halbvermoderte Stämme, dort Klötze weitverzweigt,
Ringsum ein Zaun von Buschwerk. Doch wer sah ohne Grausen
Ins Innere des Wusts hinein, wo die Hausherrn des Waldes hausen,
Die Eber, die Bären, die Wölfe, — am Eingang, halbzernagt,
Liegen die Knochen von Gästen, die einzukehren gewagt.
Zuweilen schießt's durchs Grün, wie zwei Fontainen, auf:
Das ist ein Hirschgeweih — und schon, in eiligem Lauf,
Ist es, ein gelblicher Streifen, im Dunkel vorbeigeblinkt,
Wie wenn ein Strahl ins Dickicht hineinbricht und versinkt.

Nun wieder Stille drunten. Auf dem Tannenbaum
Pocht leis' ein Specht — fliegt weiter, verschwindet im dunkeln Raum.
Er hat sich versteckt, der Schnabel pocht aber unausgesetzt,
Wie sich ein Kind verbirgt und ruft: Nun, such' mich jetzt!
Da sitzt ein Eichhörnchen, hält eine Nuß in den Fängen,
Und nagt; das Schweifchen läßt es über die Augen hängen,
Wie über den Kürassierhelm die buschige Feder weht —
Obwol nun so verschleiert, blickt's doch herum und späht;
Zeigt sich was Fremdes, so springt des Waldes Tänzerin
Von Wipfel zu Wipfel fort, blinkt wie ein Blitz dahin,
Bis sie in einen Baumspalt — der Blick bemerkt ihn kaum —
Versinkt, wie eine Dryade in den heimischen Baum.
Und wieder still.
Da bewegt sich einer von den Zweigen —
Und wie sich die Vogelbeeren auseinanderneigen,
Erscheinen zwei Wangen, prächtiger als die rothe Frucht:
Ein Mägdlein ist's, das Nüsse oder Beeren sucht.

Mit welchem Geschick weiß uns der Dichter in seine waldreiche Heimat zu versetzen!

Hier noch eine jener die homerische Anschaulichkeit noch überbietenden Schilderungen, in denen Mickiewicz geradezu als Virtuos gelten muß. Es ist ein Bär erlegt worden, welcher zwei bei der Jagd Betheiligte in große Gefahr gebracht hatte. Dieser Jagdbeute geziemt eine waidmännische Fanfare:

Da faßt der Wojski sein Horn, am Gürtel festgebunden,
Sein Büffelhorn, sein langes, gesprenkelt und gewunden
Wie eine Boa — das hält er mit beiden Händen zum Mund,
Bläst auf zum Kürbis die Backen, Blut glänzt ihm im Augengrund,
Halb schiebt er die Lider herab, zieht ein zur Hälfte den Bauch
Und treibt in die Lungen, was er nur hat an Athemhauch —
Und bläst. — Gleich einem Sturmwind, trägt das Horn den Schall
Im Wirbel in die Wildniß, verdoppelt im Widerhall.
Die Schützen verstummen, die Jäger stehn voll Verwunderung
Ob dieser Töne Wohlklang, Reinheit, Kraft und Schwung.
All seine Kunst, die einst ihm erworben Ruhm und Preis,
Entwickelt der Greis noch einmal vor seiner Schützen Kreis:
Bald weckt er die Eichen, erfüllt die Forsten weit in der Runde,
Als hätt' er ein Jagen begonnen, als hetzten rings die Hunde.
Denn das ist die Jagd — gedrängt in Tönen dargestellt:
Erst schmettert es hell in die Welt: das ist der Ruf ins Feld —
Dann winselt Gestöhn auf Gestöhn: das ist der Rüden Getön, —
Dumpf donnert's da und dort: das ist der Schüsse Gedröhn.

Hier hält er, senkt aber nicht das Horn; da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer — doch war's der Widerhall.

Er bläst aufs neue. Das Horn scheint immerwährend verwandelt:
Bald dicker, bald dünner, wie es des Wojski Mund behandelt;
Thierstimmen ahmt es nach; zum Wolfsschlund ausgereckt,
Heult's jetzt so lang', so schaurig, daß es das Herz erschreckt —
Zum Bärenrachen erweitert, entsendet es lautes Gebrüll,
Dann, wie des Uren Gemecker, zerreißt's die Lüfte schrill.

Hier hält er, senkt aber nicht das Horn; da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer — doch war's der Widerhall.
Es hören, es wiederholen das Kunststück ohnegleichen
Die Buchen den Buchen hinüber, hinüber die Eichen den Eichen.

Er bläst aufs neue — als wären hundert Hörner im Horn,
So hört man wirr durcheinander die Hatz, die Angst, den Zorn
Der Schützen, der Meute, der Beute — nun hält er es hoch erhoben,
Und des Triumphs Fanfare schlägt an die Wolken droben.

Hier hält er, senkt aber nicht das Horn; da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer — doch war's der Widerhall.
So viele Hörner tönen, als Bäume sind im Raum,
Als wie von Chor zu Chor, so fliegt's von Baum zu Baum,
Und breiter immer und weiter wallen dahin die Töne
Und leiser immer, in immer reinerer, zarterer Schöne:
Bis sie dort irgendwo, fern, an des Himmels Schwelle verwehen!
Mit ausgebreiteten Armen bleibt der Wojski stehen, —

Das Horn, das auf den Riemengürtel niederfällt,
Schwingt hin und her. Sein Antlitz ist geschwellt, erhellt,
Und wie begeisterungstrunken blicken die Augen empor,
Die letzten verklingenden Töne hascht noch voll Lust sein Ohr —
Indessen tausendfältiger Beifall rings erklingt
Und alles Vivat und Glückwunsch dem greisen Meister bringt.

Endlich noch ein Bruchstück zur Charakterisirung der Art, wie Mickiewicz auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ein russischer Haudegen, Hauptmann Rykow, weist die Geldbörse zurück, mit der man ihn bestechen will, damit er den Einritt und seine blutigen Folgen vertusche:

Zuletzt wirft Hauptmann Rykow einen Beutel Dukaten
Auf den Tisch hin und fährt mit folgenden Worten darein:
„Das soll ja, ihr Herren Polen, bei euch ein Grundsatz sein,
Daß jeder Russe ein Dieb ist. Nun, fragt wer, sagt ihm dies:
Ihr hättet einen Russen gefunden, dieser hieß
Nikita Nikityez Rykow, war Hauptmann — hatt' acht Medaillen,
Drei Kreuze, bitte zu merken, für verschiedne Bataillen.
Diese Medaille für Oezakow, die für Ismailow,
Die für die Schlacht bei Novi, diese für Prejsiz-Ilow,
Die: weil er an Korsakow's Rückzug von Zürich theilgenommen,
Hat auch einen Degen für Tapferkeit bekommen,
Ferner: vom Feldmarschall Anerkennungen dreimal,
Viermal Erwähnungen, vom Kaiser Belobungen zweimal,
Alles schriftlich —"

„Aber, aber, Hauptmann, sag'",
Versetzt nun Robak, „was denn aus uns hier werden mag,
Wenn du dich jetzt nicht einigst! Gabst uns doch das Wort,
Die Sache zu begleichen!"

„Ich geb's aufs neu, sofort.
Da habt ihr's! Will ich euch denn verderben, liebe Herrn?
Ich bin ein ehrlicher Mann, ich hab' euch Polen gern,
Denn ihr seid lustige Leute, mit euch ist gut zu saufen,
Und seid auch tapfere Leute, mit euch ist gut zu raufen.
Wir Russen haben ein Sprichwort: Fährt einer auf dem Wagen,
Kommt er auch oft darunter; man schlägt, man wird geschlagen;
Heut' vorne, morgen hinten. Ei, was sollt's da geben,
Um bös zu sein? Das ist so bei uns Soldatenleben.
Bös sein um Verluste! wo nähm' man so viel Grimm
Und Galle her? — Der Tag von Oezakow war schlimm:
Bei Zürich vernichtete uns der Feind die Infanterie,
Bei Austerlitz verlor ich die ganze Compagnie,
Wie ich Sergeant war, fiel mein P'loton, bei Raelawiec,
Von eures Koseiuszko Sensen; — was thut's? Bei Maciejowiee
Hab' ich dann selbst zwei tücht'ge Schlachteicen niedergemacht,
Einer war Mokronowski, der am Tag der Schlacht
Vor der Front mit seiner Sense auf- und abschritt,
Und einem Kanonier die Hand sammt Lunte abschnitt. —
O! Ihr Polen, ihr! ja, Vaterland! meiner Seel'!
Ich fühl's! ich, Rykow, bedaur' euch: doch ist's des Zaren Befehl!
Was gehen die Polen uns an? Polen gehör' den Polen,
Rußland den Russen! — was hilft's! der Zar hat's anders befohlen!"

Darauf der Richter: „Herr Hauptmann! daß Ihr ein ehrlicher Mann,
Das wissen wir; keiner von unsern Landsleuten zweifelt daran,
Bei denen Ihr seit so vielen Jahren einquartiert.
Freund, über diese Gabe seid nicht indignirt;
Wir haben Euch damit nicht zu verletzen geglaubt;
Wir wußten, Ihr seid nicht reich — drum haben wir's uns erlaubt."

„Ach!" rief Rykow, „die Jäger! die ganze Truppe vernichtet,
Meine Truppe! Der Plut hatt' alles angerichtet!
Er ist der Commandant — wird, was er angestellt,
Beim Zaren vertreten müssen! — Ihr aber, behaltet dies Geld;
An meinem Hauptmannssold ist wol nicht viel Gewinn,
Doch für ein Pfeifchen Taback, ein Pünschchen, reicht er hin.

Diese Proben werden genügen, um von der eigenthümlichen Begabung des Dichters einen ungefähren Begriff zu geben. Er geräth unzweifelhaft häufig mit seinen Detailschilderungen über die Grenze des Zulässigen hinaus: so wenn er bald einen ganzen Obst- und Gemüsegarten, bald sämmtliche litauische eßbare und nicht eßbare Pilze aufmarschiren läßt. Aber seine Kenntnisse von allem, was er dem Leser vorführt, sind in der That so gründlich, daß man aus dem Staunen nicht herauskommt. Und wie natürlich weiß er dies gründliche Studium von allem und jedem, worauf es ihm ankommt, zu verwerthen! So gibt er auch eine reizvolle Schilderung der echt polnischen Polonaise, mit welcher das ganze Epos schließt.

Robert Waldmüller.

Ein Novellenbuch.

Optimistische Novellen von Alfred Friedmann. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 3 M.

Mit den dichterischen Schöpfungen Alfred Friedmann's ist es ein eigenes Ding! Ich bekenne, daß mich nur wenige von ihnen ganz befriedigt, daß sich betreffs seines Schaffens ernsteste kritische Zweifel mir immer von neuem rege gemacht, und doch habe ich stets mit Freude zu den Friedmann'schen Büchern gegriffen, und jedes einzelne werth gehalten, recht viel darüber zu sagen. Das macht, weil Friedmann ein Dichter ist, und zwar ein recht subjectiver, der den Traum des Daseins als ein Wachender lebt und nun uns in Poesie und in Prosa davon berichtet, uns singt und sagt von dem unaufhörlichen Wogen und Drängen im Menschenherzen, von der Erde Leid und Lust, von allem Süßen und Hohen, allem Glauben und Zweifeln, und wie doch alles klein und nichtig ist der Allgewalt gegenüber, die das Gottähnliche im Menschen bedeutet, das die Menschen kurzweg „Liebe" nennen! Ueber Form und Inhalt der Schöpfungen Friedmann's hinaus erhebt mich stets ein geistiges Etwas, das weder beim Namen zu nennen noch kritisch zu taxiren ist; an seinen Wirkungen mögen wir es erkennen, und „Stimmungen" wollen wir diese nennen! Seine Dichtungen erregen tiefe, nachhaltige Stimmungen; nicht immer erfreuliche, nicht immer tröstliche — aber stets solche, die uns aus dem Alltagsgetriebe in andere Regionen führen. Bekennen muß ich

allerdings, daß ich den Dichter am liebsten in Versen sprechen höre; mir scheint, als ob das, was ihm am meisten fehlt, in seinen Prosa-Schriften deutlicher zu Tage tritt als in denen mit gebundener Form. Friedmann weiß nicht markig, nicht naturalistisch zu gestalten; seine Figuren sind immer mehr poetische Gebilde als Geschöpfe der Wirklichkeit, und so erscheinen sie uns wol als Träger einer dichterischen Idee, die zumeist psychologisch gerechtfertigt ist, aber menschlich treten sie uns wenig nahe.

Mit dieser Ausstellung möchte ich die Betrachtung seiner „Optimistischen Novellen" beginnen. Da ist zunächst die erste Erzählung: „Zwei Weihnachten". Es bietet sich uns hier eine Reihe von Genrebildern dar, künstlerisch entworfen, feinfühlig durchgeführt. Meisterlich in der Tendenz ist die jüdische Familie Sternthal getroffen; als ein fein dichterischer Zug, charakteristisch für das moderne Judenthum, erscheint mir die Feier eines Weihnachtsabends in dieser Familie. „Ich weiß wohl, daß uns das Christfest nichts kümmert. So wenig, als es uns angeht, wenn jetzt einer zwischen uns träte und sagte: «Ihr, ihr habt unsern Heiland gekreuzigt!»" bemerkt der alte Abraham Sternthal und benutzt auch das Weihnachtsfest, um, getreu der Tradition seiner Väter, gerade an den Festtagen Wohlthat zu üben. Aber, so hübsch der Einfall ist, in irgendeinem organischen Zusammenhange mit der Handlung der Novelle befindet sich das Judenthum der Familie Sternthal gar nicht, ebenso wenig wie alle die philosophisch-ästhetischen Gespräche, die deren Held, der Maler Erhard Sternthal (nebenbei bemerkt, ein sehr außergewöhnlicher Name in einer jüdischen Familie, in der die Mädchen Rahel und Lea heißen), mit seinem Freunde Moritz Nels führt. Ja, selbst die Liebe Erhard's zu Elisabeth Vogel und das Denkmal, das ihr der Maler mit dem Bilde: Sakuntala, Abschied nehmend von allem, was sie liebt, errichtet, greift absolut nicht in die Handlung ein und steht auch als Vorgeschichte in keiner Verbindung zu ihr.

Wir haben hier zunächst das rührende Genrebild in jenem baufälligen Häuschen am letzten Ende der Vorstadt. Drinnen, im armseligen kahlen Zimmer, kaum geschützt vor dem grimmen Winterfrost:

saßen, kauerten vielmehr drei Kinder: zwei Mädchen von fünf und sieben und ein Knabe von neun oder zehn Jahren, die sich gegenseitig umklammerten und liebkosten, um sich zu erwärmen. Ihr Anzug entsprach dem sie umgebenden Elend. Sie hatten reinliche Sommerkleidchen an, die durch das öftere Waschen nicht dichter, wohl aber mürber und an vielen Stellen ebenso hinfällig geworden waren, wie das dünne Mauerkleid, welches die Familie vor dem draußen fallenden weißen Eiswasser schützte. An dem Tische saß, die Kinder beaufsichtigend, ein ungefähr achtzehnjähriges Mädchen. Sie hatte ihr wollenes Oberkleidchen ausgezogen und rund um die drei kleinen Schützlinge gehängt. Freilich fror sie selbst nur desto mehr; denn ihr Hals, ihre Arme, ihre Schultern waren bloß, und der Winter machte sich stillvergnügt allerlei darum und daran zu schaffen. War doch das Mädchen bildhübsch, ja wirklich bildhübsch.

Und die Kinder frieren und hungern. „Grete, warum hilfst du uns nicht!" riefen sie schluchzend der ältesten Schwester zu.

In Gretchen's Hirn flammten allerlei tolle Gedanken auf. Sie war achtzehn Jahre alt, schön wie ein Maitag, viel schöner als so viel andere. Sie konnte helfen, sie konnte die Geschwister vor dem Hungertode bewahren; der Vater war auch schon deshalb fortgestürmt, kam aber nicht heim und half nicht. Freilich war sie nicht in Sammt und Seide gekleidet wie so viele — aber — — „Legt euch alle drei auf des Vaters Bett und wärmt euch aneinander. Rührt euch nicht und lauft mir nicht davon. Ich bringe euch Brot und Wein, ihr Lieben!"

So floh sie hinaus in das Dunkel.

Und als zweites Bild sehen wir Christian, den unglücklichen Vater; erfolglos war er umhergeirrt, nach Arbeit suchend, nach Brot:

Am Glacis, am Schottenthore, wurde Schnee geschaufelt. Ein Aufseher leitete eine Rotte verwilderter böhmischer Bursche an. Christian sah eine Zeit lang zu. Während sich rechts und links Wälle von Schnee unter den Schaufeln, von den abgeladenen Karren bildeten, sank lautlos eine neue Schneeschicht vom Himmel herab. Danaidenarbeit, Menschenlos! Wo ist der Sonnenstrahl, der allen Winterschnee schmilzt! Aber alles Schlimme hat sein Gutes. Die Flocken hier werden zu verbrauchter, bezahlter Menschenkraft. Die Flocken geben den Arbeitern zu essen. Sie ernähren Vater, Mutter und Kind. Christian gedachte der Kinder. Er trat an den Aufseher heran und bat um Anstellung, um Arbeit. „Wir sind vollzählig", sagte derselbe. „Uebrigens, habt Ihr eine Hacke, Schaufel oder einen Besen?" — „Nein!" — „So können wir Euch auch nicht brauchen." Nun stand Christian so traurig an einen Pfosten gelehnt, daß ein Vorübergehender ihn wol für einen Bettler halten mochte, denn er drückte ihm ein neues Vierkreuzerstück in die Hand und war schon verschwunden, ehe Christian, der nicht wußte wie ihm geschah, danken konnte.

Ein drittes Bild: Fröhliche Weihnachtszeit ist's — Grete schreitet muthig hinaus in die Nacht: „Komme was da wolle, heute Abend noch muß Linderung geschafft werden!" Ringsum Gewühl und Geschäftigkeit — heute hatte keiner ein Auge für Jugend und Schönheit; Grete schritt ungehindert weiter. Nun stand sie vor Schätzen aller Art, viel für das Auge und mehr noch für den Magen — vielleicht ist's noch besser zu stehlen! „Sie streckte ihre Hand unter der Decke hervor und zog sie wieder scheu zurück. Sie fühlte, daß sich ein Strom siedenden, wallenden Blutes in ihre jungen Wangen ergoß. Die Thränen kamen ihr in die Augen." Da trat ein Mann an sie heran, er mochte sie schon lange beobachtet haben. „Bist wol hungerig und möchtest gern etwas daheim bescheren oder beschert haben!" „Ach ja, Herr", erwiderte sie leise, und der gute Mann (unser Bekannter, Erhard Sternthal) kaufte und kaufte, und alles übergab er einem Packträger, der mußte es hinaustragen in das baufällige Häuschen — das war ein Jubel in der elenden Hütte!

Weihnachtsabend ist's auch im Hause des alten Abraham Sternthal. Man freut sich des schönen Festes gerade so, als ob die Weihnachtsglocken ihren Ruf, des Heilands Geburt zu feiern, auch bis hierher sendeten. Erhard war in den Kreis der Aeltern und Geschwister getreten,

leuchtenden Auges, ergriffen noch von dem Jubel, den er im Vorstadthäuschen gesehen, und — von der Schönheit Grete's! Noch einmal schickt ihn der Vater fort, dem alten, blinden Geiger drüben in der Dachkammer Christengel zu sein; er gab ihm eine Summe Geldes. Erhard öffnet seine wohlgefüllte Brieftasche und that von dem seinigen hinzu — draußen aber hatte eine unheimliche Gestalt lange schon hineingeblickt in das Parterrezimmer: Christian war's:

Kaum hatte Erhard ein paar Schritte aus dem Hausthore gethan, als ihm ein Mann einen schweren Faustschlag aufs Haupt versetzte. Dann fühlte er ein scharfes Eisen in seiner Brust — eine Blutwelle entströmte seinem Herzen, nach dem er eine kalte (!) Hand greifen sah (!), und bewußtlos sank er zu Boden. Von der nahen Dachkammer draugen klagende, wehmüthige Geigentöne durch die mit Papier verklebten Fensterscheiben. Der blinde Geiger sollte keine fröhlichen Weihnachten haben.

Und nun das letzte Bild. Im Dornbacher Park ist's schön zur Frühlingszeit. Am Waldrande, hinter den weiten sammtenen Wiesen, steht eine Bank, und hier sitzt ein fröhliches Menschenpaar, sich umschlungen haltend.

Es ist sonst niemand weit und breit um sie her zu sehen — nur der Kukuk und das Waldbächlein. Erhard ist noch sehr blaß, Gretchen aber ist viel größer, stattlicher und schöner geworden. Sie sind verheirathet. Sie sind glücklich. Sie küssen sich.

Die Novelle fällt aus dem Rahmen ihrer Kunstgattung fast vollständig heraus, aber für poetischen Sinn ist sie vollgültiges Zeugniß, und das tiefe, echt menschliche Empfinden, unmittelbar aus dem Herzen kommend, das ergreifend und überzeugend aus ihr spricht, macht mir von neuem den Dichter lieb. Sie ist auch entschieden die beste der Sammlung. In der zweiten: „Liebe und Pflicht", wird der Knoten durch ein sehr heikles Moment geschürzt, und eine gewisse Ueberschwenglichkeit, die durchgehends bemerklich ist, verdirbt mir selbst das Wohlgefallen an der poetischen Gestaltung. Die dritte und vierte Novelle aber: „Der neue Actäon" und „Pflichtgefühl", leiden an schlechtweg unmöglichen Voraussetzungen; das sind nicht Novellen mehr, sondern Träumereien eines Dichters, nicht Dichtungen, die wir irgendwie mit dem Leben in Verbindung bringen können, sondern Phantasiestücke eines schaffenslustigen Poeten!

So sind die „Optimistischen Novellen" durchaus kein gelungenes Buch und doch ein Beweis mehr von Alfred Friedmann's reicher poetischer Begabung.

Albert Weigert.

Zur Geschichte der norddeutschen Deiche.

Der Jeversche Deichband. Geschichte und Beschreibung der Deiche, Uferwerke und Siele im dritten oldenburgischen Deichband und im königlich preußischen westlichen Jadegebiet. Von O. Tenge. Mit 18 Karten in Steindruck. Oldenburg, Stalling. 1884. 8. 8 M.

Wenn wir die Aufmerksamkeit der Leser d. Bl. auf ein Werk hinzulenken versuchen, das seinem Titel nach nur für die Deichgenossen und die Techniker Interessantes und Nützliches zu bieten scheint, so geschieht es, weil in dem Buche sich eine Fülle wichtiger historischer Auseinandersetzungen findet und es auch für die Leser „drinnen im Reich" von Bedeutung sein muß, den Kampf kennen zu lernen, welcher hier oben „an der Seekante" des Deutschen Reichs mit dem Meere geführt worden ist. Hat doch das früher nur wenig genannte Jeverland schon dadurch sehr an allgemeinem Interesse gewonnen, daß in einem Winkel dieses Ländchens der große Kriegshafen Wilhelmshaven erbaut ist!

Jever, bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Theil der großen friesischen Republik, bewahrte seine Selbständigkeit unter einem einheimischen Dynastengeschlecht gegen die unausgesetzte Begehrlichkeit der Ostfriesen noch mehr als 200 Jahre, d. i. bis 1575, wo es an Oldenburg fiel. Später stand es bald unter anhalt-zerbstischer, bald unter russischer, holländischer und französischer Herrschaft, bis es 1814 wieder an Oldenburg gelangte. In allen diesen Wechselfällen hat das Deichwesen eine der Hauptsorgen der Regierenden gebildet, nicht allein zur Erhaltung des werthvollen Besitzes, sondern auch zur Errinigung und Festigung des neuen, vom Meer angeschwemmten Bodens.

Aus reichen und bisjetzt meist unbenutzten Quellen schöpfend, gibt das Buch genauen Nachweis über alle Zustände des Landes und namentlich, in Verbindung mit einem frühern Werke von demselben Verfasser über die gegenüberliegenden Butjadinger Deiche, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Jadebusens. Neu und interessant ist der Nachweis, daß nicht, wie bisher angenommen wurde, die Jade in das Land eingebrochen sei und ein zusammenhängendes Stück Land an der Stelle des jetzigen Busens überflutet habe, sondern daß nur mehrere von den Ausflüssen der Jade und der Weser umströmte größere und kleinere Inseln allmählich von den Fluten aufgezehrt und verkleinert worden sind. Durch sorgfältige Vergleichung der Nachrichten von Bemmer von Seedik's Chronik und genaue locale Nachforschungen ist es dem Verfasser gelungen, die Gestalt des Landes vor der „Antheusussflut" von 1511 zu reconstruiren, wobei es wesentlich zu statten kam, daß die Stellen der untergegangenen Kirchen aufgefunden und auf der Karte bezeichnet werden konnten. Das Resultat dieser eine Fülle interessanter Einzelheiten bietenden Untersuchungen ist, daß die durch die Deiche bestimmten Grenzen des Landes vor 1511 zum Theil weit im jetzigen, durch Anschwemmung

wiedergewonnenen Lande und zum geringsten Theil in der See liegen.

Nächst dieser ältern Geschichte der Deiche fesselt am meisten der Bericht über das großartige ellenser und oberahner Deichwerk, das von 1593—1615 von den oldenburgischen Grafen Johann XVI. und Anton Günther betrieben wurde und wegen dessen Ostfriesland einen langwierigen Proceß beim Reichskammergericht führte. Die Schilderung, wie die letzte Lücke in dem Damm unter Leitung des Vogts Arend Stindt geschlossen wurde, ist geradezu von spannendem Interesse und verdient im Buche selbst nachgelesen zu werden.

Je näher die mitgetheilten Nachrichten der Gegenwart rücken, desto reicher und bestimmter werden sie, und desto mehr geht die Darstellung der folgenden Abschnitte auf die technische Beschaffenheit der Deiche, Uferwerke und Siele ein; doch geht auch hier die historische Erzählung mit der technischen Untersuchung Hand in Hand und erregt so auch die Aufmerksamkeit des Nichttechnikers. Es sei hier nur noch hingewiesen auf die Schilderung der Weihnachtsflut von 1717, auf die Darstellung der Entwickelung der deichrechtlichen Zustände in der Herrschaft Jever sowie der Unruhen bei Herstellung der Bedeichungen 1765. Die geschickte Einflechtung derartiger aus dem Studium der Acten geschöpften Episoden nimmt der Arbeit des Verfassers die Trockenheit, indem durch dieselben die behandelte Materie in stete Beziehung zum Leben der Zeit gesetzt wird; und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn einmal durch die Tenge'schen Darstellungen jemand angeregt würde, sie etwa in einem historischen Roman für das größere Publikum zu verwerthen. Jedenfalls ist das Tenge'sche Werk höchst verdienstlich und der Beachtung auf das wärmste zu empfehlen.

Reinhard Mosen.

Ein Buch für Jagdfreunde.

Die Kleine Jagd. Für Jäger und Jagdliebhaber. Von F. E. Jester. Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal. Mit 242 Abbildungen im Text und 11 Separatbildern. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 12 M.

Es ist beinahe ein Jahrhundert vergangen, seitdem das Werk von J. E. Jester „Die Kleine Jagd" zum ersten male erschien, dessen fünfte, vollständig umgearbeitete Auflage uns jetzt in ihrer Vollendung vorliegt. Unter Wahrung des Geistes, in welchem der ursprüngliche Verfasser, F. E. Jester, den Jägern und Jagdliebhabern eine ihnen liebgewordene Anweisung und Belehrung für den Theil des edeln Waidwerks geliefert hat, den man unter dem Namen der kleinen oder niedern Jagd zusammenfaßt, hat es der auf diesem Gebiete vielfach bewährte jüngste Bearbeiter, O. von Riesenthal, verstanden, dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft und der Praxis vollkommen gerecht zu werden, so wie auch hinsichtlich der äußern Ausstattung und namentlich der zahlreichen instructiven Abbildungen die neue Auflage den hohen Anforderungen genügt, welche in unserer Zeit an ein solches Werk gestellt werden.

Aus den frühern zwei Bänden ist einer geworden, der seinen Gegenstand auf 32 Abschnitte vertheilt: 1) Klassifikation und Kennzeichen des zur kleinen Jagd gehörigen Haarwildes und zwar des edeln Haarwildes und des Raubhaarwildes. 2) Vom Schießgewehr, der Munition und sonstigem Zubehör. 3) Von den verschiedenen Jagdhunden, deren Wartung, Züchtung, Dressur und Krankheiten. Logischer, meinen wir, wäre es gewesen, die im zweiten und dritten Abschnitt ausführlich besprochenen Requisiten zur Jagd voranzustellen und dann erst die Klassifikation des Haarwildes folgen zu lassen; denn die weitere Ausführung würde sich in dieser Anordnung am natürlichsten an den 4. bis 19. Abschnitt anschließen. Von diesen Abschnitten wird der Reihe nach je einer gewidmet: dem Reh, Hasen, Kaninchen, Biber, Eichhorn, Fuchs, Wolf, Luchs, der wilden Katze, dem Dachs, der Otter, den Mardern, Iltissen, Wieseln, dem Nörz und dem gemeinen Seehunde. Bei jedem finden wir, wo nöthig, die betreffenden waidmännischen Ausdrücke, die Naturgeschichte mit vorausgeschickter wissenschaftlicher Charakteristik der Gattung und Art sowie die verschiedenen Jagd-, resp. Fangmethoden gründlich besprochen. Außer den Thieren in ganzer Figur werden auch einzelne charakteristische Theile derselben, wie der Schädel, namentlich aber ihre Fährten und die mannichfachsten Fangwerkzeuge durch gute Holzschnitte zur Anschauung gebracht.

Die letzte, größere Hälfte des Werks, Abschnitt 20—32, behandelt die Vögel, indem sie über die Naturgeschichte der Vögel, ihre Organe, Lebensart, sonstige Eigenthümlichkeiten, Krankheiten, Feinde, Nutzen und Schaden das Nöthige beibringt. Dann werden unter denselben Gesichtspunkten wie beim Haarwild der Reihe nach besprochen: das Rebhuhn, die Wachtel, die Tauben die Schneißvögel (Drosseln). Der 25. Abschnitt handelt von den Singvögeln (mit Ausschluß der Drosseln), von deren Jagd, Fang und der Einrichtung des Vogelherdes. Obgleich die Singvögel, meist zu den Herdvögeln gerechnet, nicht zum heutigen Jagdbetriebe gehören, so hat der jüngste Bearbeiter der „Kleinen Jagd" aus Pietät für den ursprünglichen Verfasser, zu dessen Zeiten der Vogelherd noch in Blüte stand, dieselben doch hier aufgenommen und die Körnerfresser wie Insektenfresser der Reihe nach charakterisirt und abgebildet. Wir meinen, daß der Jäger diese Zugabe mit Dank annehmen wird, da sie ihm Gewißheit über diesen und jenen ihm vorkommenden zweifel-

haften Singvogel verschafft, und da der Lerchenstrich und der Vogelfang überhaupt, wie er namentlich früher auf den Vogelherden betrieben wurde, ihm naheliegende Gegenstände sind, über die er sich gewiß gern unterrichten läßt. Hieran schließt sich ein Abschnitt über die Würger, als die Jagd zum Theil schädigende Vögel, an. Weiter werden behandelt die rabenartigen Vögel, die Waldschnepfe, die Sumpfschnepfen, die für den Jäger minder wichtigen Sumpfvögel, die Enten und übrigen Wasservögel und zum Schluß die Raubvögel.

Bei diesem reichhaltigen Stoffe wird der Jäger und Jagdliebhaber im Bereiche der kleinen Jagd sicherlich nichts vermissen, es sei denn vielleicht noch zur bequemern Orientirung ein alphabetisches Verzeichniß aller darin vorkommenden Thiernamen nebst Synonymen. Wir können uns daher wol der gerechten Hoffnung hingeben, daß das altbewährte Buch auch in seiner jetzigen, den Verhältnissen der Gegenwart entsprechenden Form sich bei den Jägern und Jagdliebhabern einer allgemeinen Theilnahme erfreuen werde.

Zur Geschichte des Reichs der Mitte.

Abriß einer Geschichte Chinas seit seiner Entstehung. Nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet von S. Ritter von Fries. Wien, Frick. 1884. Gr. 8. 12 M.

Eine viertausendjährige Geschichte auf nicht voll 300 Seiten behandelt kann nur zweierlei sein: entweder eine pragmatische Erzählung des Wichtigsten in seinem innern Zusammenhange, oder ein sehr kurzer Auszug. Erstere würde sich an einen weitern Leserkreis wenden, um ihn in das Verständniß des zahlreichsten Culturvolks und einer uns ganz fremdartigen staatlichen und gesellschaftlichen Verfassung einzuführen. Diese Aufgabe ist nicht leicht, aber lockend und lohnend. Die Chinesen, deren Gesittung die Hälfte der civilisirten Menschheit beherrscht, sind nachgerade in der heutigen Welt ein Factor geworden, den man genau kennen muß, um mit ihm rechnen zu können.

Das vorliegende Buch verfolgt andere Ziele und wendet sich an einen andern Leserkreis. Der Verfasser, ein wie es scheint junger Oesterreicher im kaiserlich chinesischen Zolldienste, schreibt für die jährlich wachsende Gemeinde der Sinologen. Diesen gibt er einen Geschichtsabriß nach chinesischem Muster in die Hände, eine Art Repetitorium, das übergehen darf, was es bei seinem Publikum als bekannt voraussetzt, und dafür vieles aufführt, was dem Nichtsinologen gleichgültig ist. Eine angenehme Lektüre erwarte man also nicht; sie wäre selbst dann nicht zu erwarten, wenn der Verfasser auf die deutsche Sprache so viel Fleiß verwendet hätte wie auf die chinesische. Seine Schreibung der chinesischen Namen kann Referent nicht loben; um so dankenswerther ist die durchgängige Beifügung der einheimischen Schriftzeichen.

Die Hauptquelle, aus der Herr von Fries geschöpft, war dem Referenten leider nicht zugänglich; sie scheint aber nicht immer die ältern Nachrichten getreu wiederzugeben. So wird vom Kaiser Wu-i (1198—1194 v. u. Z.) erzählt,

daß er eine Statue anfertigen ließ, die er den Himmelsgeist benannte, und mit der er Schach spielte. Wenn derjenige, welcher statt der Statue die Figuren rückte, verlor, so ließ er ihn kurzweg hinrichten. Das Blut des Hingerichteten ließ er in einen ledernen Beutel sammeln und schoß mit Pfeilen dagegen. Dies nannte Wu-i „Himmel beschießen".

Diese Geschichte findet sich in dem alten Geschichtswerke „Ssï-kí" so erzählt: „Er ließ eine Puppe machen, die nannte er den Himmelsgeist. Mit ihr spielte er. Gewann der Himmelsgeist nicht, so beschimpfte er ihn, füllte einen Lederschlauch mit Blut (befestigte ihn jedenfalls an der Puppe) und schoß danach; das hieß «den Himmel schießen»." So wird aus dem Tiger ein Esel, aus dem grimmigen Tyrannen ein frivoler Narr.

Eine sehr willkommene Beigabe sind acht sauber ausgeführte historische Karten. Ebenso willkommen wäre ein ausführliches Register gewesen, das die Hausbibliothek des Sinologen um ein werthvolles Nachschlagebuch bereichert hätte. Auf alle Fälle aber haben wir Grund, dem Verfasser für dies sein Erstlingswerk dankbar zu sein.

G. von der Gabelentz.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 4. Januar, am hundertjährigen Geburtstage von Jakob Grimm, fand in Hanau eine Grimm-Feier statt, zu welcher der Festausschuß und die Bürgerschaft die umfassendsten Vorbereitungen getroffen hatten. Die zahlreichen Fremden, welche das Fest versammelt hatte, pilgerten zunächst zu dem am größten Platze der Stadt gelegenen Hause, in welchem, wie das Kirchenbuch vom Jahre 1785 besagt, „den 4. Januar jenes Jahres abends zwischen 10 und 11 Uhr dem Herrn Philipp Wilhelm Grimm, hochfürstlich Hessen-Hanauischen Stadtschreiber dahier, und dessen Ehefrau, gebohrenen Zimmern, ein Söhnlein gebohren, den 9. getauft und Jakob Ludwig Carl genannt worden".

Gegen 4 Uhr strömten Hanaus Bürger und die Festgäste ins Theater, wo die Hauptfeier des Tages stattfand. Karl Bartsch aus Heidelberg hielt die Festrede und entwarf aus den Grimm'schen Schriften, mit zahlreichen passenden Citaten, ein lebensvolles Bild von der Persönlichkeit Jakob Grimm's und seines mit ihm aufs innigste verbundenen Bruders Wilhelm und schloß

mit dem Wunsche, daß der von Hanaus Bürgern mit Begeisterung erfaßte Gedanke, den Brüdern Grimm ein Nationaldenkmal zu errichten, in immer weitern Kreisen sich verbreiten und zu einem schönen Ziele führen möge. Dies war auch die Schlußpointe des von Wilhelm Jordan gedichteten „Festspiels", welches jetzt auch im Druck erschienen ist (Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag). Die Personen dieses Festspiels sind die Germania, die im Costüm des Niederwalddenkmals erscheint, und zwei verhüllte Gestalten, die sich dann als die deutsche Götter- und Heldensage und das deutsche Märchen zu erkennen geben, die gekommen sind, um zwei Männer zu ehren, welche vor Zeiten diese Stadt gebar. Sie lassen das Bild des vom Königssohn wachgeküßten Dornröschens erscheinen, und als Germania nach der Bedeutung desselben fragt, fahren sie dieselbe auf den Marktplatz und suchen sie für den Gedanken zu gewinnen, daß das deutsche Volk den edelsten Söhnen dieser Stadt ein nationales Denkmal errichten möge. Germania, die mehr den Charakter einer Kriegs- und Siegesgöttin trägt, da sie vom Niederwalde kommt, ist etwas schwer zu bekehren; sie sagt:

Von Marmor oder ehern
Stellt Bilder man dem Staatsmann auf, dem Feldherrn; solchen Sehern
Wie euern beiden scheut man sich in gleicher Art zu danken
Wie Streitern, die im letzten Krieg als Siegesopfer sanken.
Daß auch die Denkerstirn von Erz ein Lorberkranz umflechte,
Das dünkt der jungen Thatenluft ein Raub am Heldenrechte.
Drum wartet noch! Ich strecke schon zu kühnem Ländergriffe
Nach Süden meine Meereshand, die deutschen Panzerschiffe.
Wann einst durch deutsch gewordnes Land Zambesis, Kongos Flut rollt;
Wann heim zur Elbe und zum Rhein uns Afrika Tribut zollt;
Wann stöhnen unter ihrer Last die deutschen Hafenkrähne,
Dem Schiff enthebend Kupfer, Gold und Elefantenzähne;
Wann wieder was es weiland war, bevor die dreißig Jahre
Des Kirchenkrieges bettelarm es nah gebeugt der Bahre,
Mein deutsches Volks geworden ist: auf diesem Erdenrunde
Das reichste wie das mächtigste: dann kommt die rechte Stunde
Der Willigkeit, vom Ueberschuß der Güter aller Zonen
Auch Werke friedlicher Genies mit Statuen zu lohnen.
Nicht heut schon darf ich sorgenfrei mein Reich durchziehn und sammeln;
Mit Wällen voll Kanonen muß ich's ringsumher verrammeln,
Vom theuern Harnisch allzu schwer für flinke Tänzelschritte
Belastet, schlachtgewärtig stehn wir in der offnen Mitte
Europas. Flammt nicht ungelöscht der wilde Durst nach Rache
Im Nachbarvolk und heischt am Rhein getreuste, schärfste Wache?
Drum wartet noch, bis bald vielleicht der tolle Haß verglüht ist,
Und fordert Hülfe nicht von mir, die heute noch verfrüht ist.

Da erscheint die Schirmfrau von Hanau, und im Einklang mit Märchen und Götter- und Heldensage bewegt sie die Germania, durch ihren Ruf das deutsche Volk zur Beisteuer für das nationale Denkmal zu bestimmen. Das deckende Gebüsch verschwindet und das vorgeformte Denkmal, das Doppelbild, erscheint. Da ruft Germania in schwunghaften Anapästen:

So schmücket nun ihr
Die Stirnen der zwei
Mit aus Lorber geflochtenen Kränzen!
(Märchen und Heldensage thun es während des Folgenden)
Und mahnend hinaus
Ertöne mein Ruf
Zu des Reiches entlegensten Grenzen.
Von der Memel zum Rhein,
Von den Alpen zum Belt
Lebt keiner unsern Geblütes,
Dem das Herz und den Geist
Nicht bereichert die Grimms
Aus dem Erbschatz deutschen Gemüthes,
Und wenn er auch selbst
Nichts wüßte davon.
Ihr Wissenden, lehrt sie's begreifen
Und lohnen zugleich.
Wenn vom Sockelgranit
Eines Strohhalms Breite zu schleifen
Kaum die Gabe genügt —
Ich werthe sie hoch;
Denn je mehre sich helfend betheiligt,
Um so mehr ist ein Bild
Zum Geniuscult
Als die Schöpfung des Volkes geheiligt.
So thronet hier bald
In erzner Gestalt,
Ihr Treuesten meiner Getreuen!
Ihr erwarbt uns zurück
Das verlorene Glück,
Uns der Väter bewundernd zu freuen.
Ihr schürtet uns licht
Mit der Hoffnung die Pflicht,
Bis zum Werthe der Ahnen zu steigen
Und als Herrschergeschlecht
Zum Frieden im Recht
Den Völkern die Bahnen zu zeigen
Auf ewige Zeit
Sei die Stätte geweiht,
Die weiland euch beide geboren!
Am Doppelaltar
Mit dem Genienpaar,
Das der Lenker des Schicksals erkoren,
Das germanische Mark
Unerschütterlich stark
Durch Erinnerung wieder zu stählen,
Verehret und preist
Auch den forschenden Geist
Als Kraft, in der Welt zu befehlen.

Das Festspiel, welches das markige Gepräge der Jordan'schen Dichtungen trägt und mit seinen Tetrametern und Choriamben im großen Stil der Platen'schen Dichtungen gehalten ist, war glänzend inscenirt, und die Verse wurden gut vorgetragen. Was die Auffassung des zu errichtenden Denkmals betrifft, so ist das gemeinsame Wirken der beiden Brüder in dem Modell zu sprechendem Ausdruck gebracht.

Die Festschrift, der wir mehrere dieser Mittheilungen entnehmen, sagt: „Auf einem Runenstein im Waldesgrund sitzt Wilhelm versunken im Niederschreiben seiner Märchen. Der ältere Bruder Jakob ist zu ihm herangetreten, und mit der Rechten ihn leise berührend, in der Linken einen alten Codex ihm entgegenhaltend, theilt er dem Aufhorchenden seine neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaften mit."

Um 6 Uhr fand eine Wiederholung des Festspiels vor vollkommen ausverkauftem Hause statt; dann begann um 8 Uhr das Banket mit dem Hoch, das der Landgerichtspräsident Lang auf den Kaiser ausbrachte. Justizrath Osius las dann einen poetischen Festgruß von Felix Dahn vor, dessen zweite Hälfte lautet:

Die Sage, die uns Jakob Grimm erzählt,
Hat an ihm selbst sich wunderbar erfüllt:
Im Wald verborgen lag das deutsche Volksthum:
Er hat, das Sonntagskind von lautrem Herzen,
Dem Lüge nie die Lippe hat entweiht,
Er hat ihn aufgedeckt den heil'gen Born! — —
Was er erschaut hat: der Germanen Vorzeit,
Ein Seher, der Vergangenheit Prophet,
Die bergentrückten Götter und die Helden, —
Was er vernahm: des Märchens Waldgeflüster —
Der Sage Runenwort und Schwerterklirren, —
Der Schöffen Weisthum an der alten Malstatt,
Den Silberklang des Amalungen-Worts, — —
Verkündet hat er's lauschenden Geschlechtern.

Und als sein Werk gethan war, hat sich schweigend
Auch über seinem Haupt der Berg geschlossen,
Der unsers Volkes große Todten birgt:
Entgegen an der Schwelle trat ihm freundlich
Der milde Bruder: „Hier, zu meiner Rechten
Ist dir der Sitz gewahrt: — ich harrte dein."

Hier oben aber, bei dem Volk der Deutschen,
Wird leben das Gedächtniß dieser Brüder
Solang' ein Eichbaum und ein Lindenbaum
In unsern Wäldern rauscht, solang' ein Kind
Auf seiner Mutter Schos noch Märchen lauscht,
Solang' auf Erden deutsches Wort ertönt.

Dann hielt der Prorector der Universität Marburg, Professor Heinrici, eine schwunghafte Festrede. Er erwähnte in derselben, Grimm habe von einem Arbeitsgenossen gesagt: „der recht hessische Trieb fehle ihm." „Der recht hessische Trieb — es ist der Trieb zur Heimatsliebe, zur sinnigen Freude am

Volksthümlichen und Lebenswahren; es ist der Trieb zur Unabhängigkeit der Gesinnung, zum zähen Festhalten am Recht; es ist der Trieb zum muthigen Verfolgen des Ziels, das als das rechte erkannt ward, ohne Rücksicht auf Gunst und Kunst der andern." Der Oberbürgermeister von Hanau, Rauch, der Landrath von Broich brachten dann noch Toaste aus, Wilhelm Jordan brachte dem Reichskanzler Fürst Bismarck ein Hoch. Lebende Bilder aus Grimm's Märchen „Schneewittchen" und „Aschenbrödel", vom Akademiedirector Hausmann gestellt, leiteten das Fest ein und schlossen dasselbe. Gleichzeitig fand ein Festbankett in der Centralhalle statt, an welchem sich der Gesang- und der Turnverein betheiligten und bei dem Professor Stengel die Festrede hielt; hier wurde tapfer gesungen und geturnt und eine Reihe plastischer Gruppen, wie „Das lyrische Drama", „Der Tanz", „Der Krieg", vom Akademielehrer Mittelsdorf gestellt.

Bibliographie.

Amelung, F., Revaler Alterthümer. Reval, Kluge. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Baumgarten, J., Die außereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und kulturgeschichtliche Darstellungen. Zur Belebung und Vertiefung des geographischen Unterrichts, sowie für Freunde der Völkerkunde. Nach den besten und neuesten Quellen. Kassel, Kay. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Blasius, H., König Enzio. Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Friedrichs II. Breslau, Koebner. 1884. Gr. 8. 3 M.

Blätter und Briefe von E. C. Aachen, Mayer. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Boy-Ed, J., Männer der Zeit. Roman aus der Gegenwart in 3 Bdn. Leipzig, Schloemp. 8. 6 M.

Brehm, R. B., Das Inka-Reich. Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantinsuyu. Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet. Mit 1 Karte in Chromodruck und Holzschnitt. 2 Thle. Jena, Manke. Gr. 8. 12 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 6ter Bd. 3tes Hft.: Die katholische Poesie in Deutschland seit 1848 von H. Keiter. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. 1884. Gr. 8. 50 Pf.

Budde, E., Stannemayer's römische Kunstfahrten. Bonn, Weber. 1884. 12. 1 M.

Crome-Schwieuing, C., Humoresken aus dem Soldatenleben im Frieden. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Verlags-Magazin. 1884. 12. à 1 M.

Deutsche Dichter der Gegenwart. Biographisch-literarische Charakterbilder. 1ster Bd.: Gustav Freytag. Sein Leben und Schaffen von C. Alberti. Mit einem Bilde des Dichters. Leipzig, Schloemp. 8. 3 M.

Duncker's Bibliothek für moderne Völkerkunde. 7te bis 10te Lfg.: Die Vereinigten Staaten von Amerika. Nach eigenen Beobachtungen geschildert von H. Neelmeyer-Vukassowitsch. Leipzig, F. Duncker. 1884. Gr. 8. à 1 M.

Ebers, G., Serapis. Historischer Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Ehrenberg, R., Hamburger Handel und Handelspolitik im 16. Jahrhundert. Hamburg, Voß. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 5tes Hft.: Brandenburgisch-polnische Türkenzüge von 1671—1688. Das Tagebuch des Generals der Kavallerie, Grafen v. Nostitz. 1ster Thl. Berlin, Mittler u. Sohn. 1884. Gr. 8. 2 M.

Engels, F., Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats. Im Anschluss an Lewis H. Morgan's Forschungen. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. Gr. 8. 2 M.

Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von H. v. Sybel. Hierzu ein Porträt in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing. Leipzig, Hirzel. 1884. Gr. 8. 7 M.

Fransecky, v., Geschichte des 1. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 25 von 1857 bis 1883, als Fortsetzung der Regimentsgeschichte bearbeitet. Mit Illustrationen, Skizzen und 1 Uebersichtskarte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1884. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Freydorf, Alberta v., Die Liebesquelle von Spangenberg. Eine Erzählung. Berlin, A. Duncker. 8. 5 M.

Gawalowski, C. W., Egerberg. Eine Novelle in Versen. Eger. 1884. 8. 40 Pf.

— — Lieder. Eger. 1881. 8. 1 M.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. I. Nur nicht österreichisch. Wien, Graeser. Gr. 8. 60 Pf.

Girndt, O., Auf einen Schelm gebühren sich anderthalb. Humoreske. Berlin, Goldschmidt. 1884. 12. 50 Pf.

Gusmann, v., und du Plat, Geschichte des Schleswigschen Infanterie-Regiments Nr. 84. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. 1884. Gr. 8. 4 M.

Gutberlet, C., Lehrbuch der Philosophie. — A. u. d. T.: Naturphilosophie. Münster, Theissing. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Harberts, H., Rothe Rosen. Neue Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. 1884. 8. 6 M.

Hartmann, A., Auf Schweizererde. Neue Novellen. 3tes Bdchn. (Der Wunderdoktor. Ein Schüler Hipp's. Eros im Irrenhause.) Bern, Wyß. 8. 3 M. 40 Pf.

Hartmann, J., Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Haeußler, O., König Albert von Sachsen und die sächsische Armee. Ein Buch für Sachsens Heer und Volk. Mit 1 Porträt. Leipzig, Ruhl. 1884. 8. 60 Pf.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben von B. Suphan. 1ster Bd. Ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben von C. Redlich. 1ster Bd. Berlin, Weidmann. 1884. Gr. 8. 2 M.

Hohenhausen, F. v., Aus Goethe's Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellungen. Leipzig, Bergmann. 1884. 8. 4 M.

Hölderlin, F., Dichtungen. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von K. Köstlin. Mit 2 Abbildungen. 2 Thle. in 1 Bd. Tübingen, Fues. 1884. 8. 3 M. 20 Pf.

Huth, E., Das periodische Gesetz der Atomgewichte und das natürliche System der Elemente. Mit einer farbigen Tafel. Frankfurt a/O. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Klein, H., Im Pußtenlande. Novellen. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Knorr, K., Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Rindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeanette". Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 70 Pf.

Kolligs, H., Wilhelm von Oranien und die Anfänge des Aufstandes der Niederlande. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Koppmann, K., Aus Hamburgs Vergangenheit. Kulturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten. Mit Abbildungen. Hamburg, Voß. Gr. 8. 6 M.

Kraus, C., Alte Geschichten vom Rheine. Novellen. 2ter Bd. Mainz, Kirchheim. 1884. 8. 3 M.

Krüger, G., Monophysitische Streitigkeiten im Zusammenhange mit der Reichspolitik. Jena, Pohle. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Lassalle, F., Briefe an Hans von Bülow. (1862—1864.) Dresden, Minden. 8. 1 M.

Livonius, O., Colonialfragen. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Lübker, F., Goethe und Schiller in ihrem Verhältnis zum Christentum. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 40 Pf.

Ludolff, M., Verschollen! Roman. 2 Bde. Bonn, Hauptmann. 1884. 8. 4 M.

Mahrenholtz, R., Voltaire's Leben und Werke. 1ster Tl.: Voltaire in seinem Vaterlande. (1697—1750.) Oppeln, Franck. Gr. 8. 5 M.

Manno, K., Ein süßer Knabe. Eine unartige Geschichte. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Michelet, C. L., Wahrheit aus meinem Leben. Nebst 2 Lichtbildern und 4 Stammtafeln. Berlin, Nicolai. 1884. Gr. 8. 6 M.

Muth, F. A., Rosen der Heide. Lieder. Regensburg, Coppenrath. Gr. 16. M. 40 Pf.

Nau, C., Maria Stuart von der Ermordung Riccio's bis zur Flucht nach England (1566—1568). Aufzeichnungen ihres Secretärs C. N. Nach der französischen Original-Ausgabe des J. Stevenson übersetzt und erläutert von H. Cardauns. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nieck, C., Auf biblischen Pfaden. Reisebilder aus Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei. Mit Zugaben einiger Reisegefährten und orientalischen Freunde. 1ste Hälfte. Hamburg, Evangelische Buchhandlung. Hoch 4. 3 M. 60 Pf.

Peschkau, E., Aus Herz und Welt. Allerlei neue Humore. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 3 M.

Peyer, G., Geschichte des Reisens in der Schweiz. Eine culturgeschichtliche Studie. Basel, Detloff. 8. 2 M. 40 Pf.

Pfeil, H., Auf Wegen und Stegen. Erzählungen, Plaudereien, Sprüche. Leipzig, Schlag. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pichler, A., Vorwinter. Gera, Amthor. 12. 50 Pf.

Plant, F., Berg-, Burg- und Thalfahrten bei Meran und Bozen. Mit Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers, Grasmairs, Arnold's 2c. Meran, Plant. 8. 2 M. 60 Pf.

Poljakow, J. S., Reise nach der Insel Sachalin in den Jahren 1881—1882. Briefe an den Secretär der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. Aus dem Russischen übersetzt von A. Arzruni. Berlin, Asher u. Comp. 1884. Gr. 8. 4 M.

Pollitz, C., Reise durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Das Eisenbahnwesen. Vortrag. Frankfurt a. M., Auffarth. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Preußer, Louise, und Gräfin Olga Eulenburg, Nach Aegypten und dem heiligen Land. Tagebuchblätter. Mit 24 Abbildungen in Lichtdruck. Dresden, J. Naumann. 1884. Gr. 8. 7 M.

Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die königliche Archiv-Verwaltung. 22ster Bd.: Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von H. de Catt, herausgegeben von R. Koser. Mit 1 facsimilirten Tafel. Leipzig, Hirzel. 1884. Gr. 8. 9 M.

Raabe, W., Villa Schönow. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann. 1884. 8. 6 M.

Radloff, W., Aus Sibirien. Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten. 2 Bde. Mit farbigem Titelbilde, 31 Illustrations-Tafeln und 1 Karte. Leipzig, T. O. Weigel. 1884. Gr. 8. 14 M. 40 Pf.

Riedel, E., Schuldrama und Theater. Ein Beitrag zur Theatergeschichte. Hamburg, Voß. Gr. 8. 2 M.

Rohr, v., Abriß der Geschichte des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Mit 2 Porträts und 3 Gefechts-Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1884. Gr. 8. 75 Pf.

Stackelberg, Natalie Freiin v., Aus Carmen Sylva's Leben. Mit 2 Bildnissen und 1 Facsimile. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 1 bis 12.

Das Jahr 1884. (I/VI.) — Der Nutzen von Colonien. — Memorandum über Angra Pequena. — Die Aksakow'sche „Ruff“ und der Berliner Vertrag. — Elsaß-Lothringen und der Dictaturparagraph. — Deutscher Reichstag.

Erinnerungen an Lamartine. — Zur neuesten deutschen Erzählungsliteratur. Von Fr. Muncker. (VI.) — Die geographische Kenntniß der Alpen im Mittelalter. (I/IV.) — Nekrologe Münchener Künstler. (XXXIX. Friedrich Dürck.) — Römische Annalen. (XVIII.) — Ein neues Buch über Rußland. — Aus Karl von Noorden's Nachlaß. Von Dr. H. Bloch. — Timbuktu. — Georg Ebers' „Serapis“. Von E. Fritze. — Rußlands wirthschaftliche Hülfsquellen. — Wiener Briefe. (CLXXXIV.) — Die Bedeutung der fremdländischen Holzarten für den deutschen Wald. Von Dr. H. Mayr. — Jakob Grimm. Von K. Bartsch. — Eine deutsche Stimme aus Brasilien über die Deutschen in Amerika. — Eine amerikanische Idealistin. Von E. P. Evans.

Rückblick auf das Börsenjahr 1884 unter specieller Berücksichtigung der Münchener Verhältnisse. — Bankbeamte und Börsen-Agenten. — Die Arlbergbahn und die bayerischen Bahnen. — Die am Schlusse des Jahres 1883 im Königreich Bayern bestandenen Aetiengesellschaften. — Großer St.-Bernhard und Simplon. — Die industrielle Lage Frankreichs.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kleine Jagd.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Von

E. E. Jester.

Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal.

Mit 242 Abbildungen im Text und 11 Separatbildern.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

(Auch in 12 Lieferungen à 1 M. zu beziehen.)

Jester's „Kleine Jagd“ zählt schon beinahe ein Jahrhundert lang zu den besten Werken der deutschen Jägerei, weil der Verfasser in seltenem Grade Praxis mit Wissenschaftlichkeit zu verbinden wußte und auch die folgenden Auflagen immer in seinem Geiste weitergeführt worden sind. In der gegenwärtigen fünften Auflage, bearbeitet von dem königl. preußischen Oberförster von Riesenthal, hat das Werk abermals sehr wesentliche Bereicherungen erfahren und ist außerdem mit vielen vorzüglich ausgeführten Abbildungen illustrirt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Neunzehnter Band. 8. Geh. 5 M.

Mit gewohnter Sachkunde und strengster Objectivität wird in diesem neuen Bande des beliebten Sammelwerks wieder eine Reihe von Criminalprocessen der letzten Jahre vorgeführt, die fast alle das außerordentlichste Aufsehen erregt haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

TIMBUKTU.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan

ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880

von

Oskar Lenz.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.

Die Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Lenz war von ausserordentlich günstigen Erfolgen für die geographische Kenntniss begleitet, welche allgemein das grösste Aufsehen erregten. Seine nun vorliegende Schilderung des Verlaufs der Reise sowie der von ihm durchreisten, theilweise noch unerforschten Gebiete Innerafrikas wird daher hochwillkommen sein, um so mehr, als sie in sehr ansprechender Form und mit zahlreichen Illustrationen und Karten versehen dargeboten wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik der Spanischen Sprache.

Von

Dr. Julius Wiggers.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Wiggers' Grammatik der spanischen Sprache, nach wissenschaftlicher Methode bearbeitet, dient ganz besonders auch praktischen Zwecken, indem sie rasch und sicher zum Verständniß und zur richtigen schriftlichen und mündlichen Handhabung der Sprache anleitet. Vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser noch vielfach ergänzt und verbessert worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus West-Afrika.

Erlebnisse und Beobachtungen

von **Hermann Soyaux.**

Zwei Theile.

Mit einer Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 5. 29. Januar 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Madame Adam in Ungarn. Von Paul Dehn. — Camillo Cavour. Von Otto Speyer. — Romane und Novellen. Von Freiherrn K. von Richthofen. — Eckermann's „Gespräche mit Goethe". Von Wilhelm Buchner. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Madame Adam in Ungarn.

So hatte ich sie mir gedacht, als ich ihr endlich auf dem Bahnhof von Budapest begegnete: eine stattliche, stolze Dame, nicht mehr in der ersten Jugendblüte, aber um so gewandter und erfahrener in den Flitterwochen ihres dritten Verhältnisses — das konnte niemand anders sein als la belle France, la République, personificirt in Frau Adam alias Juliette Lambert. Eine Anzahl von Herren gab ihr das Geleite. Huldvoll hatte sie für jeden, je nach Rang und Stellung, ein freundliches Wort, einen Händedruck, einen Blick, ein Lächeln. Was sie an Ehren empfing, was sie an Liebenswürdigkeiten gab — es geschah im Namen Frankreichs. Als die schöne Frau in den Wagen stieg und den letzten Abschied winkte, da war es Frankreich, welches von Ungarn schied. Zehn Tage war la belle France Ungarn gewesen, und diese Zeit hatte genügt, um die beiden Nationen, repräsentirt einerseits durch Frau Adam, andererseits durch die ungarischen Verehrer derselben, zu einem Brudervolke zu verschmelzen. Frau Adam war Ungarin, die Ungarn dagegen Franzosen geworden. Und wer daran zweifelt, der kann es schwarz auf weiß lesen in dem starken Bande, welchen die schöne Frau unter dem Titel „La patrie hongroise" als Ergebniß ihres kurzen Besuchs oder richtiger ihrer Mission in Ungarn jüngst veröffentlicht hat.

Jenseit der Karpaten und ihrer Ausläufer beginnt der Orient im weitern Sinne, diese eigenartige, anziehende, mannichfaltige Welt für sich, wo die Menschen, um nach einer Richtung hin den tiefen Gegensatz der Gesammtauffassungen zwischen Orient und Occident anzudeuten, aus Noth arbeiten, um zu leben, durchaus aber nicht leben, um zu arbeiten. Lange schon währt in Ungarn der Kampf zwischen Orient und Occident. Mit seiner Ueberlegenheit dringt der Occident allerwärts siegreich vor. Er behauptet das Feld. Was noch in Ungarn von orientalischen Ueberlieferungen verblieben, das wissen wir wohl zu würdigen. Rasch lernen wir diese Menschen lieben, welche so unmittelbar empfinden, so natürlich sich geben, so echt und rein menschlich geblieben sind, dabei ritterlich, liebenswürdig und von edelm Anstand, als ob diese Tugenden selbstverständlich wären. Wer immer Ungarn bereist hat, wird mit den lebhaftesten Sympathien der wahrhaft liebenswürdigen Eigenart gedenken, welche sich neben allen Errungenschaften des Occidents die Menschen dort aus ihren orientalischen Ueberlieferungen bewahrt haben.

So ist denn auch Frau Adam entzückt von Land und Leuten jenseit der Leitha, und es würde dagegen gar nichts einzuwenden sein, wenn sie nicht alle die Ehren und Freundlichkeiten, welche man ihr gespendet, in politische Demonstrationen zu Gunsten Frankreichs umzuwandeln bemüht wäre. Frau Adam darf versichert sein, daß eine schöne Spanierin, Engländerin oder Amerikanerin, für welche die Tageszeitungen ebenso laute Reclamen veröffentlicht hätten, ganz in derselben Weise aufgenommen worden wäre, ja vermuthlich noch freundlicher, da eine minder national- und parteipolitisch befangene Größe des Auslandes auch von den Regierungskreisen zuvorkommend begrüßt worden wäre, was Frau Adam sich in Budapest verscherzt hat, da sie den Ministerpräsidenten Tisza und seine Leute anscheinend nicht leiden konnte. Ich möchte mich in keiner Weise mit Frau Adam vergleichen; aber ich muß doch erwähnen, daß ich ebenfalls die Liebenswürdigkeit der Ungarn kennen gelernt habe, daß ich als Gast des ungarischen Schriftsteller- und Künstlervereins mehrere von dessen Rundreisen mitgemacht und die schönen

Feste mit gefeiert habe, welche demselben in Szegedin, Temesvar, Kecskemét, Czegléd, Pancsowa, Neusatz, Orsova, Herculesbad, Munkács, Mármaros-Szigeth, Debreczin, Szathmár, Nagy-Károly u. s. w. gegeben wurden. Da bin ich denn überall gerade in meiner Eigenschaft als Angehöriger des Deutschen Reichs mit sichtlichem Entgegenkommen und lebhaften Sympathien begrüßt worden, und wo ich gelegentlich bei einem Festessen das Wort ergriff, um auf das Zusammenhalten des Deutschen Reichs und Ungarns einen Trinkspruch zu bringen, da wurde mit lautem Beifall zugestimmt.

Allem Anschein nach ist Frau Adam mit vorgefaßten Meinungen nach Ungarn gekommen und hat infolge dessen, was einer Dame nicht übel zu nehmen ist, nur gesehen, was sie eben sehen wollte. In diesen Fehler verfällt der Franzose nur allzu leicht, weil er selten ins Ausland kommt und selbst dann wegen seiner mangelhaften Sprachkenntnisse nicht unmittelbar beobachten kann. Nur in einem französischen Kopfe konnte der ungeheuerliche Gedanke entspringen, daß sich so heterogene und rivalisirende Nationen, wie es Magyaren, Rumänen, Serben und Bulgaren sind, mit den Slowenen, Czechen, Polen und Russen verbinden könnten, um gemeinsam mit und für Frankreich die verhaßten Germanen zu erdrücken. Von diesem Gedanken war wol auch Frau Adam eingenommen, als sie nach St.-Petersburg und Budapest, zwei entschiedenen Gegenpolen, pilgerte. Ohne Zweifel wird sie da und dort Freunde ihrer Nation gefunden haben, oder besser, von ihnen aufgesucht worden sein; Freunde, welche zur Bekräftigung ihrer Gefühle die Zahl ihrer Gesinnungsgenossen bona fide vergrößerten. Wie gern glaubt man, was man wünscht. Nun fehlt es in Ungarn an Franzosenfreunden durchaus nicht; aber quantitativ wie qualitativ fallen sie nicht ins Gewicht. Harmlos sind die socialen Franzosenfreunde, welche nur das Temperament, die Literatur und allenfalls die Moden, die Küche und das Theater der Franzosen lieben. Die wirthschaftlichen Franzosenfreunde sind interessirt an dem Prosperiren französischen Kapitals, welches vielfach in Ungarn gewinnbringende Anlage gesucht und gefunden hat. Die politischen Franzosenfreunde endlich sind vorwiegend magyarisirte Juden deutscher Abstammung, welche wie alle Renegaten denken und nebenbei Deutschland als einen Hort des Antisemitismus verabscheuen, ferner liberale und manchesterliche Doctrinäre, denen die Wirthschafts- und Socialpolitik Bismarck's ein Greuel ist, oder flache Chauvinisten, welche in Deutschland eine Gefahr für Ungarn sehen und mehr nach Frankreich neigen, weil von diesem schon wegen der räumlichen Entfernung nichts zu besorgen ist. Einst war das Franzosenthum in Ungarn übermächtig. Bei Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs schrieb der „Pester Lloyd": „Frankreichs Siege sind unsere Siege". Deutschlands rasche und große Erfolge verhinderten bedenkliche Thorheiten. Aber erst des Deutschen Reichs dauernde ruhmgekrönte Friedenspolitik hat langsam auch die Herzen der Ungarn gewonnen, und mit dem Lächeln, weches dem seines Werthes sich bewußten Manne ziemt, wenn ein Stutzer seiner Frau den Hof macht, durfte man von deutscher Seite der Reise der Frau Adam aus Paris nach Ungarn und ihrer Courmacherei folgen.

Einigermaßen hat es mich gewundert, in Frau Adam zwei Eigenschaften zu entdecken, welche sonst nur bei unpolitischen Damen anzutreffen sind. Die Verfasserin der „Patrie hongroise" ist leichtgläubig und naiv. Ihrer Leichtgläubigkeit halber ist ihr alsdald von ihren ungarischen Freunden selbst bitterer Tadel zutheil geworden. In demselben budapester Blatte, welches im Feuilleton ihr Werk über Ungarn brachte, mußte sie zunächst in Bezug auf den historischen Theil desselben lesen: „Aufrichtig gesagt scheint uns, als hätte Madame Adam blos Mr. Tissot's berühmtes Werk über Ungarn retouchirt. . . . Wir haben Madame als ritterliche Leute par excellence gewiß seßr charmant empfangen, bewirthet und fetirt, und nun behandelt sie als Revanche die wichtigsten Episoden unserer Geschichte mit einem bewunderungswürdigen Leichtsinn, der allenfalls bei Causerien im Feuilleton des «Pariser Journal» oder des «Journal amusant» sehr am Platze wäre. Nach den Enunciationen der Madame Adam müßte Görgey ein moralisches Ungeheuer, Kossuth ein langweiliger Politiker, und die ungarische Regierung, welche nichts als Fehler beging, eine überflüssige Sammlung von Schwachköpfen gewesen sein. Nun wissen wir aber zufällig, daß dies ganz und gar nicht der Fall war, und ist es zum Mindesten sehr bedauerlich, wenn sich jemand, der die zuvorkommende Gastfreundschaft eines Landes genossen, über die jüngste politische Vergangenheit desselben in so unverantwortlich leichtsinniger Weise äußert. Und das wollten wir denn doch der sonst sehr liebenswürdigen Dame zu Gemüthe geführt haben."

So über Frau Adam ihre ungarischen Freunde. Es ist charakteristisch, daß ein deutscher Schriftsteller und anscheinend auch Kritiker eine andere Meinung aussprechen zu müssen geglaubt hat. In Nr. 41 des „Magazin für die Literatur des Auslandes", des Organs des deutschen Schriftstellerverbandes, schrieb Carlos de Gagern von Frau Adam, er sei „überrascht durch ihre Kenntniß der ungarischen Geschichte", und fuhr fort: „Wer Land und Leute in Ungarn kennen lernen will, der lese «La patrie hongroise» von Madame Adam". Ist das Gutmüthigkeit oder Unkenntniß? Bekanntlich sind die ausgezeichnetsten Werke über Ungarn in deutscher Sprache erschienen, und da kommt ein deutscher Schriftsteller und empfiehlt dem deutschen Volke ein pariser Machwerk.

Die Naivetät der Frau Adam zeigt sich besonders da, wo sie infolge ihres Verkehrs mit dem Grafen Albert Apponyi, welcher die socialpolitischen oder richtiger die christlich-germanischen Ideen der deutschen Nationalökonomie und des deutschen Reichskanzlers mit Lebhaftigkeit übernommen hat und in Ungarn einzuführen bestrebt ist, für diese Ideen mit Gefühl und Begeisterung eintritt, ohne zu beachten,

daß sie sich da in der innigen Gefolgschaft Deutschlands befindet und sich ihre besten Freunde und Bewunderer entfremdet, welche es begeistert aller Welt verkündeten, daß sie in Budapest geäußert habe: „ich bin eine wirkliche Heidin, ich verehre die Gottheiten der alten Griechen, Apollo, Diana u. s. w., weil ich für mich den Cultus des Schönen in seiner erhabensten Form gewählt habe." Doch genug von diesen Widersprüchen, welche zwischen Herz und Verstand des Weibes nicht selten anzutreffen sind.

Damals wollte es der Zufall, daß ich mit Frau Adam in demselben Zuge nach Wien reiste. Es that mir leid um die schöne Frau, als sie auf dem Bahnhofe in Wien allein mit ihrer Begleitung und unbeachtet ihres gewiß nicht geringen Gepäckes harrte. Es gibt in Wien weit mehr internationale und franzosenfreundliche Menschen als in Budapest, und doch war in Wien niemand zum Empfange erschienen. Wenn Frau Adam die deutsche Gesellschaft in Wien von gewissen vordringlichen internationalen Elementen zu befreien vermöchte, dann würde sie jenem Geiste gleichen, welcher das Böse will, aber Gutes schafft.

Paul Dehn.

Camillo Cavour.

Camillo Cavour's gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von L. Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. Erster und zweiter Band. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 12 M.

Als die Sammlung der „Lettere edite e inedite" des Grafen Cavour von Luigi Chiala zuerst angekündigt wurde, erregte dieselbe in Italien und außerhalb die gespannteste Erwartung, weil man hoffte, durch dieselbe über manchen dunkeln Punkt nicht sowol im Charakter und Privatleben des Verfassers als besonders in der Entstehungsgeschichte des italienischen Einheitsstaats aufgeklärt zu werden. Die Vorrede zu dem im Herbste 1881 erschienenen ersten Bande, in der es hieß, daß unter den 800 zu veröffentlichenden Briefen nicht weniger als 600 zum ersten male gedruckt werden, war geeignet, diese Spannung noch zu erhöhen. Haben nun auch weder dieser erste Band noch die beiden folgenden, welche, die Sammlung abschließend, im Laufe der Jahre 1882 und 1883 erschienen, diese Erwartung vollkommen befriedigt, ist auch noch gar manches Dunkel aufzuklären und sind noch viele Lücken auszufüllen, betreffs deren uns der Herausgeber auf die später zu veröffentlichende Correspondenz Cavour's mit seinem Freunde Castelli und Emanuel d'Azeglio, dem sardinischen Gesandten in London, vertröstet, so bleibt doch des Neuen und Bedeutenden genug, um dem Buche ein lebhaftes Interesse zu verleihen für jeden, der an dem größten italienischen Staatsmann des Jahrhunderts und an der Geburtsgeschichte des Königreichs Italien regen Antheil nimmt. Allerdings — das müssen wir gleich hinzufügen — nur für solche. Wer etwa glauben sollte, aus diesen Briefen allein ein Charakter- und Lebensbild ihres Verfassers zu gewinnen oder die Ereignisse, auf die sie anspielen, verstehen zu lernen; wer in ihnen ein literarisches Interesse, wer Reichthum an abstracten Gedanken und Sentenzen, wer pikante Anekdoten, wer sentimentale Gefühlsergüsse, wer philosophische Betrachtungen, glänzende Schilderungen oder irgendwelche Schönrednerei erwartet, dürfte sich bitter getäuscht sehen. Dazu fehlte es Cavour ebenso sehr an der natürlichen Anlage und Neigung wie an der erforderlichen literarischen Bildung, deren Mangel er selbst oft bitter beklagt. Fast ausnahmslos sind es bestimmte einzelne Thatsachen, an die er anknüpft und von denen er nur höchst selten zu allgemeinen Bemerkungen und Betrachtungen aufsteigt. Noch weniger spielt die Phantasie eine Rolle in diesen Briefen: die folle du logis, wie er sie nennt, fehlte Cavour gleich der Erfindungsgabe und dem Erzählertalent in einem Grade, daß er selbst von sich sagt: „In meinem Leben ist es mir nie gelungen, das kleinste Märchen zu erfinden, um ein Kind zu amusiren." Sind auch die zahlreichen Verstöße gegen Formenlehre, Syntax und Orthographie, welche sich in den französischen und italienischen Originalbriefen finden, in der trefflichen Uebersetzung, die uns Bernardi bietet *), für den deutschen Leser nicht mehr vorhanden, so fehlt es doch an allem Schwung der Darstellung, allem kunstvollen Periodenbau, allem Schmuck der Rede, kurz an jedem Reiz der Form, der uns an den Briefen anderer großen Männer und zumal mancher bedeutenden Frauen entzücken mag. Allerdings bietet für einen nicht allzu verwöhnten Geschmack die vollständige Abwesenheit der Phrase, die ungezwungene Leichtigkeit und Natürlichkeit der Sprache, die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, der immer genau und voll das sagt, was der Schreiber in Beziehung auf die vorliegende concrete Frage will, denkt und empfindet, für jene Mängel reichlichen Ersatz. Aber gerade, was diesen Briefen auf der einen Seite einen hohen Reiz verleiht, daß sie Producte des Augenblicks und seiner Stimmung, treue Abbilder vorübergehender Gemüthszustände und der momentanen Lage sind, legt die Gefahr nahe, den darin enthaltenen Aeußerungen einen zu hohen, unbedingten und dauernden Werth beizulegen und daraus Schlüsse auf den Charakter, auf die Denk- und Handlungsweise des Schreibers zu ziehen, die

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, um zwei Irrthümer des Uebersetzers zum Besten einer etwa erforderlichen neuen Auflage zu verbessern. Die Ueberschrift des Briefes Nr. 82: „Al ministro di Francia", heißt zu Deutsch: An den französischen Gesandten, nicht an den Minister di Francia. — Brief 317 übersetzt Bernardi Le sang du Comte Vert: das Blut des Grafen Vert, statt des Grünen Grafen (Amadeus VI. von Savoyen, wegen seiner grünen Lieblingstracht Il Conte Verde genannt).

nicht selten sehr weit von der Wahrheit abirren würden. In hervorragendem Maße gilt dies von den Urtheilen, die wir in diesen Briefen über politische Persönlichkeiten finden, mit denen Cavour in Berührung kam, und ganz besonders in Bezug auf seine Collegen und Mitarbeiter an dem großen Werke der Regeneration Italiens. Cavour war sehr empfänglich für den ersten Eindruck und von leicht erregbarem, aufbrausendem Temperament, auf das er sich gelegentlich selbst zur Erklärung und Entschuldigung seiner Worte und Handlungen beruft [Brief 267*) u. a. a. O.]. So finden wir übertriebenes Lob wie zu strengen, auch wol ungerechtfertigten Tadel. Und wiederum, weil er ebenso aufrichtig wie im Grunde menschenfreundlich und wohlwollend ist, scheut er sich nicht, freimüthig seinen Irrthum einzugestehen, sobald er ihn erkannt hat. So ist es nicht zu verwundern, daß wir in den Briefen hier und da auffallenden, nur durch wenige Blätter getrennten Widersprüchen begegnen.

In richtiger Würdigung dieser Umstände und von der gerechtfertigten Voraussetzung ausgehend, daß nicht nur genaue Kenner der neuesten italienischen Geschichte diese Briefe lesen würden, hat der Herausgeber jedem Bande eine sehr eingehende Geschichtserzählung, die mit steter Rücksichtnahme auf die Briefe gleichsam einen fortlaufenden Commentar derselben bildet, vorausgeschickt. Der erste Band umfaßt Cavour's Leben und Briefe bis zum Jahre 1852, wo er zuerst an die Spitze des sardinischen Ministeriums trat (in der Uebersetzung 282 Seiten Erzählung und Brief 1—137), der zweite die Jahre 1853—58, also bis zu der Vorbereitung des großen Kriegs gegen Oesterreich (260 Seiten Erzählung und Brief 138—359); der dritte, in der Uebersetzung noch nicht erschienen, geht bis zu Cavour's Tode 1861. Chiala hat sicherlich nicht beabsichtigt, mit seiner Darstellung eine wirkliche vollständige Biographie seines Helden zu geben. Dazu fehlt es seiner Erzählung an aller künstlerischen Abrundung, an der Universalität der Gesichtspunkte, an Einheitlichkeit des Stils und Gleichmäßigkeit der Behandlung. Zu dem oben bezeichneten Zwecke ist dieselbe dagegen, wenigstens was die Briefe politischen Inhalts anlangt, trefflich geeignet. Sie bringt außerdem größere Abschnitte aus Cavour's nationalökonomischen und politischen Schriften, längere Auszüge aus seinen (bekanntlich auf Staatskosten veröffentlichten) Parlamentsreden, endlich eine große Menge an ihn gerichteter oder über ihn handelnder Briefe, von denen die Mehrzahl hier zum ersten male gedruckt erscheint.

Die Briefe selbst sind zwar mannichfachen Inhalts, doch machen diejenigen, welche sich mit politischen und administrativen Angelegenheiten beschäftigen, wol neun Zehntel der ganzen Sammlung aus. Einige zumal aus der vorministeriellen Periode seines Lebens stammende beziehen sich auf landwirthschaftliche, commerzielle und industrielle Fragen und Unternehmungen. Freundschaftliche und Familienbriefe finden sich nur ganz vereinzelt in weiten Abständen wie verstreute Inseln in dem großen politischen Meere. Wir dürfen das bedauern; wir möchten wünschen, mehr Gelegenheit zu haben, nicht nur immer den Staatsmann, den stets gerüsteten Kämpfer auf der politischen Arena zu sehen, sondern auch dem Menschen näher zu treten und tiefere Einblicke in sein Seelenleben und seine Gemüthszustände wie in sein Verhältniß zu seinen nähern Umgebungen zu gewinnen. Dazu aber bringt unsere Sammlung nur geringfügiges Material, das noch überdies zumeist dem bekannten, in dieser Beziehung einzigen Buche de la Rive's entnommen ist. Doch können wir wie aus diesem Werke selbst so aus einzelnen der hier mitgetheilten Briefe, zumal dem über den Tod seines Oheims, des Grafen von Tonnerre (18), und dem über den Verlust seines im Kriege von 1848 gefallenen Neffen (61), klar erkennen, daß es den berühmten Staatsmann weder an tiefem Gefühl überhaupt noch an warmer Liebe für die Seinen gebrach.

Aus den hier und da eingestreuten kleinen Billets, von denen freilich manche fast inhaltslose oder unverständliche ohne Nachtheil hätten wegbleiben können, blitzt uns mancher Funke des gesunden Humors und stets schlagfertigen Witzes entgegen, der Cavour in hohem Maße eigen war, wie in den Einladungsbriefchen an seinen Mitarbeiter am „Risorgimento", Torelli (78), und seinen Collegen im Ministerium, Ratazzi (164).

Nicht alle Briefe sind vollständig wiedergegeben; der Herausgeber hat vieles weggelassen, was seiner Ansicht nach noch lebende Menschen in irgendeiner Weise compromittiren oder unangenehm berühren könnte oder auch aus andern Gründen nicht für die Oeffentlichkeit geeignet erschien. Wir können natürlich nicht beurtheilen, wie weit ihn dabei ein richtiger Takt geleitet hat. Hier und da finden wir auch Briefe anderer Personen an Cavour, und wir bedauern, daß Chiala nicht öfter zu diesem Auskunftsmittel greifen konnte, um uns das Verständniß der Antwort zu erleichtern. Allerdings hat er in sehr dankenswerther Weise durch zahlreiche Anmerkungen dafür gesorgt, die sonst dem fernstehenden Leser oft ganz unverständlichen Anspielungen auf Vorgänge und Personen zu erläutern.

Aus Camillo Cavour's Knabenzeit finden wir nur einen einzigen, bereits bekannten, in uncorrectem Französisch geschriebenen Brief an eine Tante, in dem er seiner Freude über die Erfolge seines ältern Bruders Gustav, von dem ihn später politische wie kirchliche Gegensätze trennten, bei dessen juristischen Studien ausspricht. Ueberhaupt enthält die Sammlung aus der Jugendperiode bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre nur zehn meist bekannte Briefe. Der zweite, an einen englischen Freund, ist bereits ein Zornesschrei über den Druck des bürgerlichen und kirchlichen Despotismus. Selbst die an Frauen gerichteten Briefe, deren Zahl im Anfang ziemlich bedeutend ist, sind selten ohne patriotisch-politische Anspielungen. Kopf und Herz sind erfüllt von der Idee des Vaterlandes, der Be-

*) Wir citiren die Briefe nach der Zahl, nur die römischen Ziffern der Ueberschriften mit arabischen vertauschend.

freiung desselben vom äußern Druck wie vom innern Despotismus. Dabei bricht zuweilen ein lebhaftes Selbstgefühl durch. „Es gab eine Zeit", schreibt der Zweiundzwanzigjährige an die Marquise Julia Falletti, „. . . wo ich es für ganz natürlich hielt, eines Morgens als leitender Minister Italiens aufzuwachen."

Camillo's politische und kirchliche Anschauungen harmonirten so wenig mit denen seiner Familie und der großen Mehrzahl seiner Standesgenossen, daß er durch die daraus entspringenden Gegensätze schon früh viel zu leiden hatte. Der klerikale Geistesdespotismus, der damals noch am turiner Hofe wie unter dem Adel des Landes herrschte, war ihm in tiefinnerster Seele zuwider.

Je länger ich lebe und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr beobachte ich und überzeuge mich davon, daß nichts der Moral, der Menschheit, der Religion selbst so nachtheilig ist, wie die Uebertreibung der religiösen Principien und die Ausdehnung der Herrschaft, welche sich die Gelehrten gewisser Sekten über die menschliche Intelligenz anmaßen. Eine ohne Controle ausgeübte, unumschränkte Gewalt ist verderblich, sowol in der politischen wie in der moralischen Welt. (24.)

Dabei war er jedoch nichts weniger als ein Feind und Verächter der Religion oder auch nur seiner Kirche. Einen tiefen Eindruck machte ihm die Theorie des Abbé Coeur, den er 1843 in Paris hörte. Der gelehrte Professor der Sorbonne gehörte jener katholisch-demokratischen Schule an, „welche den Bund der Principien des Katholicismus mit dem Dogma des socialen Fortschritts proclamirte". „Die Doctrinen des Abbé Coeur sind in meinen Geist gedrungen und haben mein Herz bewegt. Am Tage, wo ich sehen würde, daß die Kirche sie aufrichtig und vollständig adoptirt, würde ich wahrscheinlich ein ebenso eifriger Katholik werden wie du", schreibt er an seinen Freund Santa Rosa (24). Es ist derselbe Irrthum, dem wir bei edeldenkenden Katholiken ganz besonders in Italien in der Periode seiner politischen Wiedergeburt so oft begegnen; als ob die römische Kirche überhaupt mit wahrer Geistesfreiheit, mit freier allseitiger Culturentwickelung vereinbar wäre, als ob die römische Hierarchie jemals der ohne Controle geübten Gewalt über die Seelen der Menschen entsagen würde und könnte, ohne sich selbst zu vernichten!

Cavour war nichts weniger als ein Sektirer, wie man damals die Mitglieder der politischen Geheimbünde in Italien bezeichnete. Gegen den Mazzinistischen Radicalismus, von dem er deutlich erkannte, daß er nur dazu dienen könne, Italien immer tiefer in Unglück und Knechtschaft zu stürzen, empfand er heftigen Groll und Abscheu. „Quand nous pourrons faire quelque chose, celui-là doit être fusillé sans pitié", sagte er 1856 zu einer Freundin, als Mazzini das liberale Italien von ihm und seinem großen Werke abzuwenden versuchte. In einem Briefe an den genfer Freund de la Rive nennt er sich selbst einen „ehrbaren Justemilianer".

Aber so gemäßigt er war, einen so unbedingten Glauben hatte er, zumal in seinen jüngern Jahren, an die erziehende und beglückende Kraft der Freiheit. So war auch sein berühmter Satz von der „Freiheit der Kirche im freien Staate" keineswegs blos, wie man wol behauptet hat, ein Auskunftsmittel, auf das er verfallen sei, nachdem er jede friedliche Uebereinkunft zwischen der Hierarchie und dem jungen Königreiche als unmöglich erkannt habe: die Idee tritt schon ein Jahrzehnt vorher deutlich in seinen Briefen ans Licht. Und wie er volle Religionsfreiheit, volle Freiheit der Kirche innerhalb ihres eigenthümlichen Lebensgebiets wollte und forderte, so war er auf dem nationalökonomischen Gebiete einer der überzeugtesten und begeistertsten Verfechter der Handelsfreiheit. Er befand sich gerade in England (1843), als dort die Agitation gegen den Getreidezoll ihren Höhepunkt erreicht hatte. Wie seine Schrift über die Aufhebung der Kornzölle, so enthalten auch seine Briefe aus dieser Zeit eine Verherrlichung Cobden's, Sir Robert Peel's und des Freihandels.

Ich betrachte die Agitation als ein Ereigniß von größter Wichtigkeit für die Zukunft des 19. Jahrhunderts. Die Schutzgesetze für die Bodenproduction in England sind der Schlußstein des Mercantilsystems. Von dem Tage an, wo England die Rohstoffe der Nahrungsmittel sowie diejenigen, deren seine Industrie bedarf, zollfrei einlassen wird, ist die Sache der Handelsfreiheit für die ganze Welt endgültig gewonnen. Mit Riesenschritten wird sie ihren Weg machen, und noch ehe eine Generation dahingeht, wird sie über die entgegenstehenden Hindernisse, die man jetzt für unüberwindlich hält, triumphirt haben. (30.)

Was würde Cavour gesagt haben, wenn er den Rückschlag im neunten Jahrzehnt unsers Säculums erlebt hätte?

Als praktischer Staatsmann freilich mußte er bald erkennen, daß für Sardinien zunächst so wenig von einer absoluten Kirchen- wie einer unbedingten Handelsfreiheit die Rede sein konnte. In letzterer Beziehung ging er als Minister zum System der Handelsverträge über, in ersterer beschränkte er sich zunächst auf die Beseitigung der auf das Staatsgebiet übergreifenden Rechte, Privilegien und Anmaßungen des Klerus:

Als ein entschiedener Feind der religiösen Freiheit wünsche ich sehnlichst, es möchte die Zeit kommen, wo man bei uns die Religion ausüben könnte, wie es dank der Trennung von Kirche und Staat in Amerika geschieht. . . . Aber solange die Geister für diese großen gesellschaftlichen Reformen nicht reif sind, solange die geistliche Erziehung dies hohe Ziel nicht erstrebt, solange werden wir verhindert sein, jene anerkannt vorzüglichen Theorien anzuwenden —

schrieb Cavour im August 1850 (77), als man seinem Freunde, dem frommen Santa Rosa, das Sacrament auf dem Sterbelager verweigert hatte, weil er seine Unterschrift unter dem Gesetz über die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit nicht zurückziehen oder verleugnen wollte.

Als Santa Rosa's Nachfolger zum Minister der Landwirthschaft, des Handels und der Marine im Cabinet d'Azeglio ernannt, begann Cavour sofort eine energische Thätigkeit zu entwickeln, von der seine Briefe vielfache Spuren aufweisen. Mit großer Entschiedenheit spricht er sich in einem derselben für die Gründung von Gewerbeschulen aus, an denen es in Sardinien fast ganz fehlte (80):

Durch das Uebermaß classischer Bildung ist ein Mangel an moralischem Gleichgewicht entstanden, der die schädlichsten Folgen mit sich bringt. . . . Ich gestehe, daß ich den Widerspruch zwischen den Bedürfnissen der Gesellschaft und dem von unsern Vätern ererbten Erziehungssystem für die hauptsächlichste Ursache der moralischen Zerrüttung halte, unter der einige der civilisirtesten Nationen zu leiden haben.

Dann kommt er auf sein Lieblingsthema: die Freiheit als das sicherste Schutzmittel gegen das Umsichgreifen dessen, was wir jetzt die Socialdemokratie nennen und was er als antisociale Lehre bezeichnet:

Verkündigen wir die politische Freiheit, die Lehrfreiheit, vor allem Freiheit für Handel und Industrie, und wir werden damit stärker gegen die Träumereien des Socialismus ankämpfen, als Kanonen und Verfolgung es vermögen.

Socialismus und Schutzzollsystem sind ihm natürliche Verbündete:

Das Schutzzollsystem ist der Grundstein, auf dem der Socialismus seine Batterien aufbaut, mit denen er den bisherigen Bau der Gesellschaft umzustürzen beabsichtigt. Beide — sagt er in seiner Parlamentsrede für den Handelsvertrag mit Frankreich — laufen auf die Behauptung hinaus, daß es das Recht und folglich die Pflicht der Regierung sei, sich bei der Vertheilung und Anwendung des Eigenthums einzumischen, und daß sie die Mission und die Fähigkeit habe, den freien Willen des Individuums durch ihren Willen, den sie für aufgeklärter hält, zu ersetzen. . . . Ich glaube wirklich, daß, wenn das Schutzsystem einmal angenommen ist, man aus logischer Consequenz gezwungen sein wird, wenn nicht alle, doch viele der socialistischen Doctrinen aufzunehmen.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man einen der größten Staatsmänner der Neuzeit diese Theorien entwickeln sieht, sich zugleich des starken Widerhalls erinnert, den dieselben damals fast in ganz Europa fanden, und dann den merkwürdigen Umschwung bedenkt, der sich seit jener Zeit und zumal in dem letzten Lustrum bei Regierungen und Völkern vollzogen hat. Ist doch jetzt das „Manchesterthum" zu einer Art nationalökonomischen Spottnamens geworden; wird doch die Idee der Freiheit als Heilmittel für die Schäden der Gesellschaft mit höhnischem Achselzucken belächelt und der „Staatssocialismus" als das Evangelium der Zukunft gepriesen!

Charakteristisch für Cavour's derbe Offenheit ist der Brief an den Ministerpräsidenten Massimo d'Azeglio (84) vom April 1851, worin er seinen Austritt aus dem Ministerium erklärt, weil er nicht länger mit dem unfähigen Finanzminister Nigra zusammenarbeiten will:

Es thut mir leid, mich von meinen Collegen auf so rauhe Weise zu trennen. Aber in der Politik muß man, um festzustehen, ganz reinen Boden behaupten. Man schützt ein Gebäude nicht dadurch vor dem Zusammenstürzen, daß man es mit Gips verstreicht.

Das Resultat des Briefs war Nigra's Austritt und Cavour's Uebernahme der Finanzen. Seine Instructionen an den Grafen Revel, der in England eine Anleihe negociiren sollte, liefern ein glänzendes Zeugniß von seiner finanziellen Begabung und beweisen zugleich seine genaue Kenntniß des Geldmarkts, während die folgenden Briefe an denselben (86—91) auf die schweren Sorgen deuten, die ihm sein Amt bereitete. Er hat leere Kassen vorgefunden, die Finanznoth ist groß und dringend, er ist mit Arbeit überladen. Aber er verliert nie den Muth und ist unerschöpflich in neuen Mitteln und Wegen. „Die administrativen Reformen und die Organisation des Credits", schreibt er an den Grafen Derossi (95), „das sind die beiden Streitrosse, auf denen mein ganzer Feldzugsplan beruht."

Seine Collegen selbst waren von Cavour, dessen energische Thätigkeit und rasche Entschlossenheit alle andern Glieder des Ministeriums, den Präsidenten d'Azeglio nicht ausgenommen, in den Schatten stellte, wenig erbaut. Der parlamentarischen Partei, auf welche sich dasselbe stützte, war er theils zu freisinnig, theils zu wenig kirchlich. „Ich weiß sehr gut", heißt es in einem Brief an den Grafen Derossi (98), „daß ich bei einer großen Zahl meiner politischen Freunde nicht gerade im Geruch der Heiligkeit stehe; aber ich glaube nicht, daß mir die besagten Freunde den Rücken kehren werden, solange sie mich brauchen, d. h. solange das Land sich in einer schwierigen Lage befindet." Als er aber nach dem sogenannten divorzio und connubio, d. h. der Trennung von der eigentlichen Rechten und der Verbindung mit dem linken Centrum, hinter dem Rücken des Ministerpräsidenten die Wahl des Führers der letztgenannten Partei zum Vorsitzenden der Deputirtenkammer veranlaßt hatte, kam es zum heftigen Zusammenstoß mit seinen Collegen. Cavour forderte und erhielt seine Entlassung. „Die auswärtige Politik forderte, daß ich entlassen wurde", schreibt er an Vincenzo Salvagnoli in Florenz (105)*). . . . „Es wird auch an Azeglio die Reihe kommen, auszuscheiden, und dann wird man im Stande sein, ein wahrhaft liberales Cabinet zu bilden. Inzwischen benutze ich meine Freiheit, um eine Reise nach Frankreich und England zu machen."

In Paris traf er mit Thiers zusammen, der damals ihm gegenüber die bekannte Aeußerung that (107): „Si, après avoir mangé des couleuvres à déjeûner, on vous en ressert à dîner, ne vous degoûtez pas!" In England verfolgte er den Gang der politischen Angelegenheiten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Er mußte sich dabei immer mehr überzeugen, daß sein Herzenswunsch, in dem gehofften Befreiungskampf England zum thätigen Bundesgenossen zu gewinnen, nicht die geringste Hoffnung auf Erfüllung bot (112). Zugleich erkannte er, daß d'Azeglio auch in England in weit höherm Grade des allgemeinsten Vertrauens genoß als er selbst, ja daß „93 Procent der englischen Staatsmänner nichts anderes kannten als ihn" (109). Obgleich überzeugt, daß d'Azeglio nicht der rechte Mann der Situation sei, wollte er doch nichts gegen ihn unternehmen:

*) Bei den Continentalmächten einschließlich Frankreichs, das damals unter dem Einfluß des 2. Decembers stand, galt Cavour als unruhiger Kopf und Revolutionär, während man großes Vertrauen in den Takt und die Mäßigung d'Azeglio's setzte.

Ich halte d'Azeglio nicht für unentbehrlich . . ., aber ich bleibe dabei, daß wir ihn nicht stürzen dürfen; ebenso wenig dürfen wir dulden, daß man ihn durch Gewaltmittel zu Falle bringe. Wenn aber d'Azeglio fällt, oder noch besser, wenn er geht, so wird das eine große Wohlthat für das Land sein; bleibt er aus eigenem oder aus höherm Willen, so wird man eben Geduld haben müssen (117).

Ueber Paris zurückkehrend, war Cavour hier bei Napoleon und seinen Ministern für Piemont thätig, wie die folgenden Briefe beweisen: „Ich versichere Ihnen, daß ich hier etwas mehr gethan habe als unsere Diplomaten" (127). Zugleich gewann in Turin immer mehr die Ueberzeugung die Oberhand, daß er unentbehrlich sei: die Verwaltungsmaschine stockte, die öffentliche Meinung verlangte immer lauter nach einem energischen Reformator. d'Azeglio, stets nur das Wohl des Landes, nie die eigene Person im Auge haltend, gab seine Dimission. Cavour, der kein Hehl daraus machte, daß er sich als dessen natürlichen Nachfolger betrachte, schrieb auf die Nachricht an San-Martino (129): „Es ist das Beste, was er thun kann für sich, für uns und vor allem — für das Land."

Im October 1852 kehrte Cavour nach Turin zurück. Aber er konnte sich nicht mit dem König verständigen, weil dieser von einem neuen Civilstandsgesetz ohne Zustimmung des Papstes nichts wissen wollte. Doch sah er mit Bestimmtheit voraus (133), daß Victor Emanuel „bald die klerikale Partei zum Teufel jagen" und daß dann seine Stunde schlagen werde. Der Erfolg bewies, daß er recht hatte: am 4. November war das „große Ministerium" mit Cavour an seiner Spitze gebildet. Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane und Novellen.

1. Um Seinetwillen. Roman von Karl Berkow. Drei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 12 M.

Völlig objectiv ist nie Geschichte geschrieben worden, der darzustellende Geist der Zeit ist stets „der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln". Auch vom historischen Roman wird man nicht mehr verlangen können als gewissenhaftes Streben nach historischer Treue bei Vorführung der Personen und der Ereignisse. Dort, wo auf die Kenntniß der Erscheinungen das Forschen nach ihrer Erkenntniß folgt, dort wird stets die Herrschaft des Subjectiven beginnen, einer der Flächen des Prisma, an denen das einige ewige Licht sich in seine gebrochenen Strahlen zerlegt. Mit dieser Einschränkung darf man den vorliegenden Roman als objectiv bezeichnen, und seine Tendenz, soweit er eine solche hat, tritt nirgends aufdringlich hervor, macht sich nie als unanfechtbar geltend, sodaß auch derjenige Leser, der des Verfassers Erklärungen nicht annimmt, doch von ihnen nicht unangenehm berührt wird. Der Roman spielt zur Zeit der Französischen Revolution von 1789; seine Gestalten sind Repräsentanten der verschiedenen sich bekämpfenden und sich ergänzenden Richtungen jener Periode, und durch die Ströme von Blut, durch die Nächte voll Schrecken zieht sich als goldener Faden die Liebe, die, zur Rettung des Glaubens an die edlere Seite der Menschheit, „um des andern willen" sich zu opfern stets bereit ist und „um des andern willen" sich opfert. Daß der Krämer Delavigne seinen und seiner Frau Madeleine Sohn, dem er nur Elend zu bieten hat, dem reichen kinderlosen Grafen Montseauvon bis zu seiner Großjährigkeit — dann mag er wählen — abtritt, mag nicht ganz unbedenklich erscheinen. Als reicher amerikanischer Bürger, als Republikaner kehrt Delavigne nach Frankreich zurück und findet Hektor und dessen Pflegevater an den Stufen des Thrones, der schon wankt und bebt unter den Vorboten des vulkanischen Ausbruchs. Daß Hektor in der That der Sohn des Grafen, nicht sein Sohn ist, weiß er nicht. Jetzt kann er dem vermeintlichen Sohne Schätze bieten; was Montseauvon ihm gewährt, ist dem Untergang geweiht. Vergebens erklärt Delavigne Hektor, daß er sein Vater sei: des Jünglings Sympathien und sein Herz halten ihn fest bei dem Grafen und fest bei dem Lilienbanner. „Vernichtet den Adel, vernichtet das Königthum!" ruft in wilder Verzweiflung Delavigne und schürt mit fanatischem Haß den Feuerbrand an dem Hause, aus dessen Trümmern er den einzigen Sohn retten will, ihn, auf dem sich all sein Lieben concentrirt. Und „Vernichtet den Adel, dann trennt mich nichts mehr von ihr!" ruft in glühender Leidenschaft Henri Lablache, der Sohn eines Pächters des Grafen Montseauvon, der die schöne Hortense liebt, das Ehrenfräulein der Königin, und der den wilden Traum von Tausenden träumt, daß es nur des Niederreißens der Schranken bedürfe, um alles sein zu nennen, was das Herz verlangt. Sie aber liebt Armand von Brissac ohne Erwiderung, denn Armand hat, als er seine Stiefschwester Hortense dem Grafen Hektor zur Frau gab, den tiefsten Schmerz erfahren, den Liebe bereiten kann. Henri wird Volkstribun, als der König gezwungen wurde, nach Paris zu gehen, weil er „um des Volks willen" das Regiment nicht heranziehen wollte, das ihn hätte schützen können gegen die Horden, über welche der Mann, den sie auf seinem Schimmel vor sich her trieben, keine Gewalt hatte. Als Armand einen Brief der Königin, die keine Katharina von Rußland und keine Maria Theresia war und keine Politik als die des Herzens kannte, über die Grenze bringen wollte, nahm ihn Henri, der ihn mit den Argusaugen des Hasses überwacht hatte, gefangen; Hortense, die es erfährt, eilt zu Henri, er fordert als Preis ihre Hand, und „um seinetwillen" opfert sie sich. Mit gebrochenem Herzen erfüllt sie ihre Pflichten; als sie aber einen Sohn erhielt, da lernte sie „um des Kindes willen" auch den Vater

lieben, nicht mit jener heißen Glut, die tief verborgen noch immer für Armand loderte, aber mit jener leidenschaftslosen Zuneigung, die den Banden der Familie entspringt. Da wird der Sturm auf die Tuilerien in Scene gesetzt; der König, der nur die Geschichte Karl's von England und aus dieser nur die Anklage, Karl habe das Blut seines Volks vergießen lassen, kannte, der König begab sich mit den Seinigen in die Gefangenschaft der für den Ausgang zitternden Nationalversammlung und hatte für seine siegreich kämpfenden Gardes-du-Corps und Schweizer kein Wort als den Befehl, sich ermorden zu lassen. Armand war unter ihnen, es glückte ihm, zu fliehen; Hortense, die den noch immer heimlich Geliebten nicht dem Schaffot ausliefern will, verbirgt ihn; mit Entzücken und mit Verzweiflung hört sie zu spät, daß seine Liebe jetzt ihr gehört. Hektor und Graf Montfeauvon werden, als sie aus der preisgegebenen Königsburg sich retten wollen, von Delavigne verhaftet, der jenen retten und diesen vernichten will. Während sie im Gefängniß dem Tod entgegensehen, erfährt Henri, daß seine Frau Armand gerettet habe, und sie gesteht ihm furchtlos, daß sie die Treue gebrochen. Henri, der Pächtersohn, hat zu vornehm empfinden gelernt, um sich gleich Delavigne durch den Scharfrichter von seinen Gegnern befreien zu lassen; er tödtet in ritterlichem Zweikampf Armand, der in den Armen der herbeigeeilten Hortense stirbt. Das Band der unnatürlich geschlossenen Ehe ist zerrissen, auch der ihr entsprungene Sohn stirbt. Hortense denuncirt sich selbst, wird nach La-Force gebracht, Henri kann sie nicht retten; durch die Schrecken der Guillotine hat er sie frevelnd gewonnen, durch die Schrecken des Todes verliert er sie büßend und mit ihr sterbend. Sie soll nicht von den draußen harrenden blutgierigen Horden zerfleischt werden; er erschießt sie und sich und stirbt in ihren Armen, die ihm verzeiht und die er auch im Jenseits nicht verlieren will. Graf Montfeauvon stirbt auf dem Schaffot, Hektor wird für 100000 Francs, die Danton von Delavigne erhielt, aus der Blutliste gestrichen; Delavigne aber erfährt jetzt erst, daß Hektor des Grafen und seiner Madeleine Sohn ist. Um seinetwillen alles, und alles umsonst! Er sinkt todt hin, Hektor aber entkommt mit seiner Frau Espérance und seinem Kinde nach England, wo sie ein neues Heim sich gründen — für die Zukunft die Hoffnung, für die Vergangenheit treues Gedenken, für die Gegenwart treue Liebe.

Daß der Roman nicht zu der gewöhnlichen Unterhaltungslektüre gehört und ebenso wenig zu jenen historischen Romanen, in denen die Erfindung nachhilft, wo die Aufzeichnungen in Kammerdienermemoiren nicht ausreichen, braucht nicht gesagt zu werden. Der Verfasser hat die Zeit, die er schildert, studirt, und die Tiefen des Menschengeistes sind ihm nicht unbekannt. Um Einzelheiten wollen wir nicht rechten, so viel Gelegenheit auch dazu wäre. Hätte der König wohl daran gethan, sich der Gironde anzuvertrauen? Es wäre eine schwierige Aufgabe für den berühmten Maler gewesen, welcher das letzte Nachtmahl der Girondisten darstellte, einen geeigneten Platz darauf zu finden für Ludwig XVI. Die Jakobiner handelten, die Girondisten sprachen, der König verstand nur zu dulden und dulden zu lassen.

Aus wilder Zeit und großer Welt führt uns in deutsches Dorfleben ein anspruchsloses Büchlein, viel weniger bedeutend als Berkow's Roman und doch anziehend und fesselnd:

2. Novellen von Konrad Telmann. Dresden, Steffens. 1885. 8. 3 M. 60 Pf.

„Bis zum Tode!" Dort, wo die Herrgottseiche, der alte knorrige Riese, ihre gewaltigen Aeste ausbreitet — sie kann schon so viel erzählen von Menschen und Dingen und wird doch noch immer älter, als riefen ihr die schneeweißen Berggipfel ringsum zu: mußt noch lange leben, um so viel geschaut zu haben wie wir! —, dort hat auch der Steinhofbauer seinen Sitz. Nach dem Gut wird er so genannt; Lindenbauer möchte er besser heißen, denn Hartes ist nicht an ihm, sonst könnte die Geschichte nicht erzählt werden. Seine Frau war gestorben; zwei Söhne hatte er, den braunen Andres und den blonden Aloys, und wenn die beiden ihre Verschiedenheit ausgleichen wollten, dann mußte der eine sagen: „Aloys, mußt ein bissel mehr darüber nachdenken!" und der andere: „Andres, mußt die Sach' ein bissel leichter nehmen!" Unzertrennlich sind sie aber wie die Zwillinge der Fadette. Der Aelteste hat immer den Hof geerbt, die Jüngern wurden abgefunden: so soll es auch ferner sein, und deshalb soll der Andres heirathen. Die schöne Josephe vom reichen Eck wäre gerade recht, aber eine andere Bauerntochter thut's auch; der Alte will ihn nicht zwingen, nur eine junge Frau will er einziehen sehen vor seinem Tode. Dem Andres ist wunderbar ums Herz nach der langen Aussprache; vom Aloys lassen, das kann er ja gar nicht, und heirathen — so recht hat er sich noch keine Dirne angesehen. Um seinen Kopf klar zu bekommen, steigt er auf die Alm, dort trifft er die Josephe. Wie ist sie zierlich und prächtig gewachsen, so klug das Auge, so schalkhaft der Mund! Sie wird roth unter seinen Blicken, ihm wird warm ums Herz; als sie aber ihre Verlegenheit unter schnippischem Wesen verbirgt, da hält er's für Ernst und geht trotzig fort. Tags darauf, bei der Kirmeß, tanzt er wie toll mit der blonden Lisi, und dann wieder geht er hinaus und setzt sich unter die Herrgottseiche, und es ist ihm schwer ums Herz. Da legt sich eine Hand auf seine Schulter. „Seid 'leicht herb gegen mich, Andres?" fragt eine leise Stimme. Er springt auf, voll Freude blickt er in ihr blutübergossenes Antlitz — sie duldet, daß er sie duzt; sie erwidert seinen Händedruck, sie tanzt mit ihm voll junger Liebeslust. Inzwischen hat aber der Steinhofbauer sein Testament gemacht: beide Söhne sollen den Steinhof erben — das will Andres; aber nur einer von beiden, wer zuerst Lust hat, darf heirathen, und seine Kinder erben den Hof — das will der Alte. Weshalb? Sie können ja beide auf dem Hof bleiben, der eine

als Eigenthümer, der andere mit seinem Gelde, und paßt es ihm nicht mehr, so zieht er herunter und heirathet selbst; nach dem Testament aber soll es jedem freistehen, wissentlich den andern um Lebensglück und Hof zu bringen. Wunderbare Einfälle hat ja ein Starrkopf; aber das ist der weiche Lindenbauer, der gleich nachgibt, gar nicht, und Bauernart sind so absonderliche Testamentsbestimmungen auch nicht. Als nun nach der Kirmeß der Aloys den Bruder mit der Lisi neckt, sagt dieser: „Dummer Schnack! Hast mein Wort drauf, ich denk' gar nicht dran, mich mit der Lisi einzulassen, oder überhaupt mit irgendeiner" — das läßt ihn die Verwirrung stottern, und er fühlt noch ihren warmen Händedruck und ihre heißen Blicke. Das thut keiner, der alles so schwer nimmt wie der Andres. Daß er dem Aloys das gesagt, drückt ihn; er weicht der Josephe aus, liebt sie aber immer mächtiger; mit dem Bruder, der auch verschlossen geworden, spricht er sich nicht aus. Der Alte siecht hin und stirbt; da hält Andres es endlich für Zeit, um Josephe zu freien. Er macht sich auf den Weg: da sieht er hinter einer Hecke Aloys und die Seppi in Liebesgeflüster und Kosen, und als Aloys heimkommt und ihm erzählt, er wolle heirathen und er sei so glücklich, da schweigt Andres; er schweigt auch, als Aloys ihm erzählt, Seppi habe anfangs nichts von ihm wissen wollen, immer von Andres gesprochen, bis er ihr erzählt, der Andres wolle selbst die blonde Lisi nicht heirathen, eine andere noch weniger. Mit grausamem Leichtsinn nimmt Aloys nach dem Gesetz des Trichters, wie der Spanier sagt, die breite Seite des Lebens für sich in Anspruch; den Hof gab ihm der Bruder, mit der Hochzeit wartet er nicht auf den Bruder. Es kommt, was kommen muß, die Aussprache zwischen Josephe, die aus Erbitterung über den Leichtsinn des treulosen Andres ihm zum Trotz Steinhofbäuerin geworden ist, und Andres, der seine Kraft überschätzte, als er auf dem Steinhof blieb. Auf die Alm stieg Andres; dort ließ er sich nieder, wo er zuerst gesehen, wie schön Josephe sei, wie schön das Leben sei. Er brütete vor sich hin — da stand Josephe neben ihm. „Ich will zu dir, Andres." — „Zu mir? Was willst von mir, Seppi?" — „Ich möcht' nicht gern mit dir allein sein." Sie lachte eigenartig auf. „Und warum nicht?" — „Ich — ich weiß nicht, aber es ist schon so." Sie sah ihn mit aufflammendem Blick an. „Ich hab' dich nur fragen wollen, warum du mir zugesehen hast, als ich in der Milchkammer war?" Andres wechselte die Farbe, sein Herz schlug so laut, daß er meinte, Josephe müsse es hören. „Ich möcht' dich auch was fragen", stieß er hastig heraus. „Frag'." — „Warum hast mir die Treu gebrochen, Josephe?" Was sie so lange still getragen, jetzt macht es sich gewaltsam Luft, all das bittere Leid um verscherztes Glück. Sie war dicht an ihn herangetreten, und über ihn kam es plötzlich, daß er den Arm um ihren Leib schlang und sie an sich zog. „Ich muß dich noch immer gern haben, so sehr gern, Seppi", stammelte er, ihre Lippen berührten sich zum ersten Kuß; da tritt, von Mistrauen getrieben, Aloys zwischen sie. Ergreifend ist die Schilderung des Abschieds in der darauffolgenden Nacht; Andres zieht in die weite Welt; er fühlt, daß er auf dem Hof nicht bleiben kann, wo Josephe seines Bruders Frau ist. All seine Habe läßt er Aloys. Der jüngere Zwillingsbruder von Fadette's Liebhaber — durch ihre Unzertrennlichkeit erinnern sie anfangs daran — ist egoistisch wie Aloys, aber man versöhnt sich mit ihm, weil er lernt, was vielen so schwer scheint, sterben. Aloys läßt lieber sterben. Als alter Mann kehrt Andres heim, aber nicht in den Steinhof. Er baut sich an der Herrgottseiche ein wunderliches Obdach für die Nacht, am Tage arbeitet er als Holzhauer. Josephe starb. Als Andres seine Stunde nahe fühlte, wollte er noch einmal den Steinhof betreten; aber am Thor sank er hin, starb vor der Pforte, die in den Hof führte, der ihm bestimmt war, wo die geschaltet hatte, deren Herz ihm gehört hatte.

Die Anlage der Erzählung läßt manches zu wünschen übrig, die Ausführung nicht; treu ist alles dem Leben abgelauscht, Scenerie und Dialog und der Pulsschlag in allen Gestalten.

Im Hochland spielen auch die andern Novellen: „Auf der Alm", „Schloß Bellerian", „Heißes Blut"; doch „Bis zum Tode!" ist bei weitem die beste.

Aus dem schlichten Dorfleben führt uns in die Salons der Gesellschaft:

3. Trüber Morgen, goldener Tag. Roman von Maria Lenzen di Sebregondi. Köln, Bachem. 1884. 8. 2 M.

Karoline von Heßborn, eine reiche Erbin, deren Vater verstorben, soll nach dem Wunsch desselben den Sohn des Grafen Desendorf heirathen, der durch einen mit ihm geführten Proceß ruinirt worden ist. Der junge Mann wird eingeladen, kommt auch, aber das junge Mädchen gefällt ihm nicht. Sie war nichts weniger als schön, hatte keine Frische, kleidete sich nachlässig, ihr Haar war verwahrlost, ihre Zähne schlecht geputzt, ihr Benehmen oft ungezogen. „Wie können Sie wagen, so dreist daher zu kommen und mir das Wild zu verscheuchen?" ruft sie ihm zu, als er sie im Walde beim Füttern der Feldhühner stört; und „Ich half Ihnen zurecht, nur um Sie los zu werden", erwidert sie nach der Vorstellung im Schloß auf seinen Dank, daß sie ihm den Weg gezeigt. So spricht keine Tochter der höhern Stände, und die Schilderung der Toilettenmängel berührt doch wol jeden Leser, nicht nur jede Leserin peinlich, auch ohne daß man sich alle Consequenzen derartiger Unterlassungen ausmalt. Uebrigens denkt sie klar und scharf, und der etwas große Mund ist schlagfertig. Daß Melanie von Lendhorst, eine in der Nähe wohnende lichte Schönheit, den Grafen mehr anzieht, ist erklärlich. Karoline fühlt, daß er nicht um sie werben werde, und reist ziemlich auffällig zu Verwandten, ohne zu wissen, daß der Augenblick des Scheidens, in welchem der Blick ihrer schönen Augen so warmleuchtend auf ihm geruht hatte, nicht spurlos an ihm vorüberging. Als er in das Haus

seines Stiefvaters, Grafen Haalburg, zurückkehrt, zieht auch Melanie in dieselbe Stadt, wird von Desendorf vernachlässigt, gewinnt aber die sinnliche Neigung des liederlichen jungen Grafen Alexander Haalburg, Ortwin Desendorf's Stiefbruder, den die verschwenderische Witwe ruinirt, sodaß er schließlich seine Großtante, die alte Gräfin Rodeneck, bestiehlt. Der Verdacht des Diebstahls fällt auf Ortwin, der aus dem Hause des Stiefvaters flüchtet, unter falschem Namen umherirrt, in Noth geräth, zuletzt erschöpft vor einer Heßborn'schen Försterwohnung todtkrank zusammenbricht. Er wird von Karoline, die inzwischen verheirathet, verwittwet, schön und anmuthig geworden, gepflegt, erhält dann — sein Incognito wird respectirt — eine Forstgehülfenstelle, bis es zwischen ihm und Karoline zu Geständniß und Verlobung kommt, der die alte Gräfin Rodeneck beiwohnt, welcher ihr Großneffe auf dem Todtenbett gebeichtet hat. Die meisten Gestalten sind so richtig empfunden und so künstlerisch wiedergegeben, daß man ihre Erlebnisse mit dem Interesse verfolgt, welches Schattengestalten nicht zutheil wird.

Für eine spätere Auflage möchten ein paar Weglassungen in Karoline's Schilderung sowie einige Aenderungen der Incognito-Epoche, welche Desendorf in der Försterhütte verlebt, zu empfehlen sein; unter so vielen lobenswerthen Schilderungen machen sich unmögliche Situationen um so störender bemerkbar. Das Buch, völlig sittenrein, kann Lesern und Leserinnen als ansprechende Lektüre empfohlen werden.

Nicht überall mit ebenso keuscher Feder geschrieben ist ein Roman, der auch das Leben der Künstler in seinen Bereich zieht und die Localfärbung einer Stadt zu geben versucht, die mit Paris wol manche Aehnlichkeit hat:

4. Kathinka. Roman aus dem berliner Leben von O. Heller. Zwei Bände. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1884. 8. 8 M.

Wie ein Wintertag sah Tante Henriette aus, die kleine schwarzäugige Dame mit dem schneeweißen, kurzgeschnittenen Haar und dem lieben alten Gesicht; wenn aber ihre Nichte Käthchen neben ihr ging mit jugendlich strahlendem Antlitz und den goldblond glänzenden Flechten, dann war sie wie ein heiterer Wintertag, den ein Sonnenstrahl verklärt. Das Lockengold war Käthchens einziger Schatz; später aber, noch vor dem Tode ihrer Tante, erbte sie ein großes Vermögen und beschloß, um nicht allein zu stehen, eine in der Zeitung ausgebotene Stelle als Hauslehrerin anzunehmen. Der Zufall führt sie in das Haus eines Militärarztes, dessen Frau als Mädchen mit Katharine mehrmals zusammengekommen war, Sängerin werden wollte, schließlich ihren Ruf nicht auf der Bühne verloren hatte. Alle Männer zu fesseln suchend, von den Frauen gemieden, ladet sie den auf der Durchreise erkrankten, von ihrem Mann behandelten Geigenspieler André Civry ein, an den Käthchen vor Jahren auf einem Ball ihr Herz verlor, nachdem er sie in einem vorausgegangenen Concert durch sein Spiel bezaubert hatte. Frauen müssen, um zu lieben, bewundern oder bemitleiden können; Kathinka durfte beides, denn aus seinem Spiel hörte sie jetzt heraus, daß seine Kunst zu Grabe ging; eine Verletzung am Handgelenk hatte seiner Herrschaft über die Königin der Instrumente ein Ende gemacht. In traulicher Stunde bewirbt er sich um ihre Gunst, Käthchen will ihm überall hin folgen, jetzt aber flüchtet sie vor seiner erwachenden Glut; liebeselig denkt sie daran, wie sie, die er für arm hält, den Geliebten auch mit irdischem Reichthum überschütten kann; da erblickt sie — eine Nacht lag nur dazwischen — in derselben Laube den Musiker in den Armen der frivolen Herrin des Hauses. Er will sich entschuldigen: sie habe ihn gereizt, er habe sie nur geküßt. „Sind Sie sicher", fragte das Mädchen, ihm näher tretend, mit leiser Stimme, „sind Sie sicher, daß Sie auch fünf Minuten später noch diese Versicherung hätten geben können?" Schamlos nennt sie selbst bald darauf diese Frage; sie bildet einen Flecken auf ihrem sonst anmuthigen Bilde. Civry reist ab, Kathinka verläßt auch das Haus der Frau, welche sie immer mehr verachten gelernt hat. Aber ihr Bild verfolgt den Geiger; er phantasirt von ihr, als er auf einer Kunstreise nach Rußland in Warschau schwer erkrankt, und Kathinka, die davon Kunde erhält, reist zu dem Sterbenden. Unter ihrer Pflege erholt er sich zum Leben, das für ihn neuen Werth erhält durch das Geständniß ihrer fortdauernden Liebe. Früher beherrscht von Egoismus, den die Huldigungen des Publikums großgezogen, hatte er jetzt durch die Liebe gelernt, seine Neigungen und Launen unterzuordnen und in dem Glück eines andern, über alles geliebten Wesens das eigene Glück zu finden; sie aber sagt zu ihm: „Ich liebe dich mit allen deinen Charakterfehlern, wenn sie wirklich untrennbar sind von André Civry, der mir nun einmal theuerer ist als irgendein Wesen auf Erden." Vor dem bräutlichen Rausch verfliegt die Erinnerung an das edle Bild eines Mannes, der ihr nahte, als sie den Geiger von sich gestoßen, den sie geliebt hätte, wäre ihr Herz frei gewesen, der sein Herz nie verzettelt und entwürdigt hatte in leichtfertigen Galanterien. Waldemar von Hoven war eine stolze, achtunggebietende Erscheinung, ein Mann, der nur einmal liebte, aber eben deshalb fehlte ihm jenes berauschende odeur de l'enfer, das nach dem Vennsberg lockt, aus dem kein Sterblicher für ewig flieht. Wie lange die harmonischen Accorde nachklingen, mit denen der Roman, aber nicht das Leben seiner Helden endigt, erfahren wir nicht.

Gegen die Anlage läßt sich manches einwenden; in lockerm Zusammenhang laufen manche Fäden der Handlung und manche Personen nebenher, die man weglassen könnte, ohne dem Ganzen zu schaden. Der Zusatz „Aus dem berliner Leben" ist nicht gerechtfertigt, nicht specifisch berliner Kreise werden geschildert, wenn auch ein paar Nebenpersonen berliner Dialekt sprechen. Die Eigenthümlichkeiten der deutschen Kaiserstadt sind kaum noch aufzufinden, sie bestehen aber ebenso wenig in ungebildeten Emporkömmlingen, diesem Gemeingut aller Nationen und aller größern Städte, wie etwa in der Eis-Ricke oder dem Thiergarten-Romeo.

Wenn in diesem Roman die Fäulniß unsers modernen Lebens nur an ihren Grenzpunkten schärfer gestreift ist, so greift der Verfasser des folgenden Werks mit abgestreiftem Handschuh mitten hinein:

5. Die Realisten der großen Welt. Von Wladimir Fürst Meschtschersky. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von F. Leoni. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 5 M.

„Wissen Sie was, wollen wir zusammen trinken, wollen Sie?" fragte die schöne Fürstin Tata auf dem Wohlthätigkeitsbazar der Fürstin Kaluschsky den alten, dicken, geizigen Millionär, Baron Winken, „zum Wohle der Armen, ist's Ihnen recht?" Dem Baron zitterten die Knie, er leckte sich die Lippen. „Mit Entzücken!" antwortete er. „Für den ersten Schluck", sagte die Fürstin, die Hand ausstreckend. Der Baron nahm einen Fünfundzwanzig-Rubelzettel heraus und reichte ihn ihr. „Danke", sagte sie. „Jetzt der zweite Schluck. Geben Sie her." Die Fürstin nahm den Pokal und berührte ihn kaum mit ihren Lippen. „Jetzt geben Sie 50 Rubel. Nun ist's an Ihnen." Der Baron hob den Pokal an seine zitternden Lippen. „Jetzt auf Ihre Gesundheit, Baron." Der Baron gab die 50 Rubel. Die Fürstin ergriff aufs neue den Pokal und berührte ihn mit ihren Lippen am Rande, auf der entgegengesetzten Seite, von der der Baron getrunken hatte. „Jetzt auf die Gesundheit aller hübschen Damen, die Sie umgeben", sagte die Fürstin, dem Baron den Pokal reichend, „das kostet aber 100 Rubel, ist's gut?" — „Gewiß", sagte der Baron, gierig von der Seite trinkend, an der die Fürstin genippt hatte. „Und jetzt?" — „Nichts, jetzt heißt's Basta", antwortete die Fürstin, „ich kann nicht mehr." Der Baron drückte der Fürstin ganz besonders ausdrucksvoll die Hand und wandte sich um. „Wenn es noch eine Minute länger gedauert hätte, so hätte ich mich übergeben. Ich habe mir heute wirklich das Paradies verdient", sagte die Fürstin; „mit diesem alten Affen aus einem Glase zu trinken, na, das ist gerade so gut, wie Kastoröl einnehmen. Pfui, quelle horreur!" Und während der Baron sich die Lippen leckt und dorthin geht, wo schöne Waisenmädchen in Tricot und Gaze lebende Bilder darstellten, schreit vor dem Thor des strahlenden Palastes ein Unglücklicher „Gewalt! zu Hülfe! Sie haben mich betrunken gemacht und dann mich ausgeplündert, aber ganz und gar, ganz und gar!" Und er fing bitterlich an zu schluchzen. „Du Teufelssohn!" schreit eine Frau im Schafpelz, die ihren Mann, einen Arbeiter, fortzieht, „wir haben kleine Kinder und eine alte Mutter zu ernähren, und die ganzen fünf Rubel, die er in der Tasche hatte, hat er in der verdammten Lotterie dort oben verspielt, und wenn er auch nur ein Zündhölzchen gewonnen hätte, aber nichts, gar nichts!" Der Mann aber bekreuzigte sich: „Ihr seid verdammte Seelenmörder, aber keine Wohlthäter!" rief er hinauf. „Mein Gott im Himmel, wo ist mein Geld!" sagt ein anderer und greift sich an den Kopf und will zum vierten male die Marmortreppe hinaufgehen. Heute hat er seine Gage erhalten, von der seine Frau und Kinder leben sollen. Er ging vorüber. „Freier Eintritt" prangte über dem Portal; andere gingen hinein, er auch; schöne Damen boten ihm Erfrischungen, er trank eine Tasse Thee und aß ein Butterbrot, andere sah er zahlen. „Soll ich zahlen?" fragte er. „Gewiß, es ist ja für die Armen!" Er reichte seine Banknote, freundlich steckte die Dame sie ein. Er wartete, andere schoben ihn zur Seite, der Strom riß ihn bis zur Treppe — aber seine Frau, seine Kinder! Er hatte ja nichts mehr! „Sie lassen mich nicht herein! mein Kind stirbt, mein Mann ist verrückt geworden, meine Tochter wollen sie aus der Anstalt ausschließen, weil sie keine Kleider mitgebracht hat! Hier wird ja allen Armen geholfen, zu Hause hungern sie alle bei mir, und nun lassen sie mich nicht herein!" Die Prinzeß Taniuscha und Marie Annitschkowa fahren zu der Armen, die vergebens um Erbarmen fleht vor den Thüren der Wohlthätigkeit. Während in den feenhaften Sälen eine „Wohlthäterin" befriedigt ausruft: „Ce pauvre peuple, cela l'amuse, und das Beste dabei ist, daß man das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet!" — treffen die beiden Damen in der Wohnung der Unglücklichen ein. Auf dem Hof, vor dem Eingang einer Kellerwohnung, saß auf einer Kiste ihr wahnsinniger Mann im Hemde, einen zerrissenen Rock unordentlich über die Schulter geworfen. In seinen Armen hielt er das fast todtgefrorene Kind und schüttelte es hin und her. Auf der Erde stand eine Bettstelle und ein Kasten, auf welchem ein ebenfalls halb erstarrter Knabe saß; neben ihm kauerte eine alte Frau, die vor Schwäche schon ganz ohne Besinnung zu sein schien. Ein Hausknecht war mit der Räumung der Kellerwohnung beschäftigt und wirthschaftete unter allerlei Gerümpel, eins nach dem andern herauswerfend. „Ich säubere die Wohnung", sagte er, „sie haben schon den dritten Monat keine Miethe bezahlt, da hat der Hauswirth befohlen, sie herauszuschmeißen."

„Ende gut, alles gut!" ist die Ueberschrift des letzten Kapitels. Marie Annitschkowa heirathet einen jungen Millionär, der ihr nachgefahren war, als sie die Armen aufsuchte, und die Fürstin Kaluschsky heirathet den unermeßlich reichen Grafen Andrei, der sie ihrem Manne abgekauft hat.

Was Fürst Meschtschersky uns in diesem Buche bietet, ist kein Zeitroman, überhaupt kein Roman; es sind Bilder, vielleicht photographische Bilder, nicht der russischen Gesellschaft, sondern aus derselben. Auf die Anlage ist keine Mühe verwendet, von Entwickelung der Charaktere nichts zu spüren. Der Verfasser arbeitet nur mit den Mitteln der Schilderung, die Spannung verschmäht er in dem Maße, daß der Verkauf der Fürstin, deren zweite Verheirathung den Schluß bildet, schon im Anfange vor sich geht. Ein Kunstwerk zu liefern, war sicherlich nicht seine Absicht, es fehlt ihm der Blick des Dichters. Was er sieht, ist angefault, gemein, thierisch; ein paar sympathische Gestalten, wie Marie und die Prinzeß Taniuscha, sind daneben gestellt, vielleicht um den

Contrast stärker wirken zu lassen. Die Vermittelung fehlt, der Verfasser kann sie aus sich heraus nicht geben, er kann sich auf jenen höhern Standpunkt nicht erheben, der die Einzelheiten der Endlichkeit überschaut und zu objectiver Darstellung befähigt.

Daß der Verfasser, wenn er nur wollte, auch Besseres leisten könnte, darf man vom Verfasser der „Realisten" hoffen; das Beste, was er kann, gibt dagegen wol der Autor von:

6. Dalton's Erbe. Roman von August Hesse. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing. 1884. 8. 8 M.

Ein Fabrikgeheimniß John Dalton's, welches dessen Freund Bill Walker durch Verrath an sich gebracht hat, verfeindet beide Familien; deren Kinder, Thomas Walker und die blonde Ellen, da sie die Einwilligung ihrer Aeltern zu ihrer Verheirathung nicht erhalten können, fliehen. Als John stirbt, ist seine älteste Tochter Harriet alleinige Erbin, sie gelobt sich aber, die Hälfte der enterbten Schwester aufzubewahren. Während sie Nachforschungen nach derselben anstellt und sich selbst auf den Weg machen will, erwärmt sich ihr Herz für einen mehr als 15 Jahre jüngern Glücksritter, welcher mit der größern Hälfte des Vermögens durchgeht. Durch äußerste Entbehrungen ersetzt sie allmählich dasjenige, was an der für die Schwester bestimmten Hälfte fehlt, und um das Kapital, 16000 Pfund, für sich und, wenn die Schwester gefunden wird, für diese völlig sicher zu stellen, übergibt sie es einem Commissionsrath Lamberg, weil dessen blonde liebliche Tochter Fides der verschollenen Ellen so ähnlich ist und weil er selbst auch für einen tüchtigen Geschäftsmann gehalten wird. Gleichzeitig erzählt sie ihm, das Geld sei zwar für die Schwester bestimmt, dieselbe sei aber völlig verschollen, ihr Mann längst gestorben, die Ehe kinderlos gewesen; ihr eigener Tod sei nahe, und dann solle das Geld zu wohlthätigen Zwecken verwandt werden. Mit der Vollmacht, über das Kapital nach bestem Ermessen zu verfügen, übergibt sie ihm dasselbe ohne Zeugen. Sie gehörte als hervorragendes Mitglied jener Kategorie an, für welche nach Delbrück's hartem Ausspruch Gesetze nicht gemacht werden sollen. Ellen ist gestorben, aber ihre Tochter Jane, von einem leichtsinnigen Mann geschieden, wird in ärmlichsten Verhältnissen von der Tante aufgefunden. Lamberg flieht, Harriet stirbt vor Aufregung, Jane aber, die Fides kennen gelernt hat, macht keine Ansprüche geltend, sodaß Lamberg vor dem Bankrott geschützt wird. Sein Sohn Codolar lernt im Kriege, Jugendfehler sühnend, Jane als Diakonissin kennen, und die schließliche Verheirathung mit ihr besiegelt die Verzeihung, die dem Leichtsinn des gebesserten Commissionsraths schon vorher zutheil geworden war. Die Handlung ist spannend; die große und reichgegliederte Zahl der Nebenpersonen enthält manche sehr lobenswerthe Zeichnung, insbesondere die eines schneidigen kleinen Fähnrichaspiranten. Der Verfasser bekundet so viel Bekanntschaft mit Lebensverhältnissen, daß einzelne Ungeheuerlichkeiten — ein Lieutenant geht mit einer von ihm angebeteten Dame comme si de rien n'était in die Kranzler'sche Conditorei; Offiziere verkehren kameradschaftlich in Weinstuben mit Gymnasiasten — doppelt auffallen. Der Krieg gegen Frankreich nimmt zu viel Raum ein; wenn so Gewaltiges in den Vordergrund gebracht wird, verlieren die Personen und Handlungen, welche den Inhalt der leichten Unterhaltungslektüre bilden, an Interesse.

Zu dieser leichten Unterhaltungslektüre, welche uns, falls wir dessen bedürfen, die Zeit verkürzen hilft, gehört der folgende Roman in mehr als einer Hinsicht nicht!

7. Die Märtyrer. Roman von Charlotte Fielt. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 5 M.

Die Verfasserin hat, wie wir aus den abgedruckten Urtheilen der Presse ersehen, bereits einen Roman geschrieben, „Schloß Grünwald", der nur 90 Blätter stark sein soll; dieser hat 323 Seiten. Der Held und Märtyrer wird als jüngerer Sohn in ein Kloster gebracht, begleitet als Ministrant einen Pater zu einer Sterbenden, sieht dort die schöne Theresa mit den schwellenden Lippen und dem vollen Nacken; die Heiligenbilder „mit ihren dünnen, langen Armen, spinnenförmigen Händen, flachen Busen" erscheinen ihm fortan widerlich; er sieht Theresa wieder, gesteht ihr bei einer Kahnfahrt seine Liebe, wird erhört und flieht nun aus dem Kloster. Geld hat er nicht, aber für den Erlös einer silbernen Uhr und zweier werthlosen Heiligenbildchen verschafft er sich ein Pferd, bezahlt seine Hotelrechnungen, hat aber bei seiner Ankunft in Palermo nur noch „wenige Geldmittel". Dort will sein älterer Bruder Theresa heirathen; er dringt zu ihr ein, ein Abbé will ihn hinauswerfen, der Märtyrer zieht eine Pistole und drückt sie auf ihn ab — geladen hat er sie, er wollte ihn aber doch nur schrecken, ist erstaunt, daß der Schuß trifft, stürzt hinaus und fährt nach Neapel. „Meine kleine Baarschaft reichte hin, um den Preis eines Platzes zu bezahlen." Brieflich verabredet er mit Theresa einen Fluchtversuch; sie werden eingeholt, Theresa erkrankt und stirbt, er aber — in das Kloster will er nicht mehr zurück — wird Professor. „Es gibt Märtyrer, die unbemerkt durchs Leben gehen, von denen die Kirchengeschichte nichts weiß." Gewiß, das hier geschilderte Martyrium machen wol Millionen durch; manche auch mehrmals. „Erzählt meine Geschichte, so einfach sie ist, niemand bis nach meinem Tode; ich möchte nicht durch die Schwatzhaftigkeit der Menschen ein Gegenstand der Romane werden", sagt der Märtyrer seinem Zuhörer. Die Lektüre des Buchs zeigt, wie berechtigt dieser Wunsch war.

Freiherr K. von Richthofen.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe".

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Sechste Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 6 M.

Werke literargeschichtlichen Inhalts haben in Deutschland gemeiniglich das Schicksal, nur langsame Fortschritte in der Gunst der Lesewelt zu machen und erst nach geraumer Zeit, wenn solches ihnen überhaupt beschieden ist, sich eine feste Stelle auf dem Markt zu erkämpfen. Zu diesen langsam sich einbürgernden Werken gehören Eckermann's „Gespräche mit Goethe", welche, zuerst 1836, dann 1868 in dritter Auflage erschienen, nunmehr nahezu funfzig Jahre nach ihrem ersten Auftreten in sechster Auflage vorliegen, diesmal mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen versehen durch Heinrich Düntzer, dessen wahrhaft unermüdliche Arbeitskraft uns immer aufs neue in Staunen versetzt.

Es liegt in der Natur der Sache und ist überdies, wie ein kurzes Vorwort von Karl Eckermann, dem Sohne des Verfassers, mittheilt, durch Vertrag vereinbart, daß das Werk in seiner Ursprünglichkeit erhalten bleiben muß und durch keinerlei Umarbeitung in seiner Wahrheit abgeschwächt werden darf. Eine solche Umarbeitung wäre allerdings insofern möglich, als der Inhalt des dritten Theils zerpflückt und in die beiden vorhergehenden Theile eingefügt würde, ein Unternehmen, über dessen Unthunlichkeit später zu sprechen sein wird. So blieb denn das Werk, wie es Eckermann geschrieben, mit der einleitenden Selbstbiographie desselben unberührt; Düntzer fügte aber zunächst vor der letztern eine sehr schätzenswerthe Abhandlung bei über „Entstehung und Bedeutung von Eckermann's Gesprächen".

Johann Peter Eckermann hat uns selbst seine Jugendgeschichte erzählt. Geboren 1792 zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, armer Leute jüngster Sohn — der Vater war Hausirer —, hatte der Knabe eine schwere Jugend; er half beim Hüten der Kühe, er sammelte das Schilf der Elbdeiche zur Streu für die einzige Kuhe statt der Aeltern, er trug jahraus, jahrein trockenes Lesholz aus dem Wald in die Küche, er las Aehren im Sommer, Eicheln zur Gänsezucht im Herbst und half dem Vater sein Hausirerbündel von Dorf zu Dorf tragen. Nur ab und zu besuchte er bis zum vierzehnten Jahre die Schule und lernte nothdürftig lesen und schreiben. Der wichtigste Mann des kleinen Orts, Oberamtmann Meyer, ward aufmerksam auf des fähigen Knaben Begabung für das Zeichnen; der kleine Eckermann durfte am Privatunterricht der wenigen vornehmen Kinder theilnehmen, lernte Französisch, etwas Latein und Musik; er empfing bessere Kleidung und einen Freitisch beim Geistlichen. Als er mit sechzehn Jahren confirmirt ward und die Schule verließ, war Eckermann genugsam ausgebildet, um als Schreiber in „Mairie und Präfectur" während der Franzosenzeit sich ehrlich durch die Welt zu bringen.

Im Frühling 1813 begann der Völkersturm gegen die Franzosenherrschaft. Eckermann nahm seinen Abschied und trat im Herbst unter die freiwilligen Jäger; er nahm theil an der Belagerung von Hamburg, dann am Feldzug nach den Niederlanden. Hier erwachte beim Anblick der alten niederländischen Gemälde, der ersten, die er sah, in Eckermann der Drang, Künstler zu werden. Er versuchte sich mit Feuereifer im Zeichnen, erkannte aber bald, daß es ihm an all und jeder Schule fehle. Als er daher nach Abschluß des Friedens im Herbst 1814 in die Heimat zurückgekehrt war, betrieb er bei dem Kupferstecher Ramberg in Hannover einige Monate hindurch emsige Zeichenstudien, bis eine schwere Erkrankung, Folge des überstandenen Feldzuges, es verbot; dann bekam er eine kleine Anstellung in der hannoverischen Kriegskanzlei. In dieser Zeit lernte er Theodor Körner's Gedichte kennen und erkannte, daß er gleichfalls dichterische Befähigung besitze; er las Goethe, Sophokles und Homer und sah immer mehr ein, daß es ihm an wissenschaftlicher Vorbildung durchaus mangle. Mit der ihm eigenen eisernen Thatkraft versuchte er diese Lücken durch Privatunterricht im Lateinischen und Griechischen auszufüllen, ja der vierundzwanzigjährige junge Mann setzte sich auf die Bänke der Secunda des Gymnasiums, abwechselnd an demselben Tage Schüler und Beamter. Aber schon nach einigen Monaten zwang ihn die übermäßige Anstrengung, auch darauf zu verzichten; die Absicht, eine Hochschule zu beziehen, gab er darum nicht auf. Durch Herausgabe seiner Erstlingsgedichte erwarb er sich 150 Thaler; von seinem Vorgesetzten erhielt er seinen Abschied mit Beibehaltung von 150 Thalern seines Gehalts für zwei Jahre. So zog Eckermann im Mai 1821 nach Göttingen auf die Hochschule, um sich der Rechswissenschaft zu widmen, letzteres sehr wider Willen und nur auf stetes Drängen seiner wohlmeinenden Gönner; denn sein Trachten ging hinaus auf allgemeine Ausbildung, auf Beschäftigung mit Dichtung und Kunst. So ging er im zweiten Studienjahre zur Theologie über, wo er bessere Gelegenheit hatte, mit fähigen Genossen durchzusprechen, was ihn geistig bewegte. Das Ende seiner Geldmittel war nicht fern; deshalb brach er im Herbst 1822 abermals seine Studien ab, bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover und schrieb eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „Beiträge zur Poesie". Um einen guten Verleger und ein gutes Honorar zu erhalten, schickte er die Handschrift an seinen poetischen Leitstern, an Goethe, und bat um eine Empfehlung an Cotta; Ende Mai 1823 machte er sich auf und wanderte zu Fuß über Göttingen nach Weimar. Goethe nahm den jungen Mann überaus freundlich auf; die frische gute Natur desselben sagte ihm zu; er erkannte zugleich in ihm eine geeiguete Kraft, Mitarbeiter zu sein bei der Redaction seiner „Gesammelten Werke". So hielt er Eckermann, welcher eigentlich nach dem Rhein weiter zu wandern gedachte, fest. Cotta übernahm den Verlag der

„Beiträge zur Poesie", und das ansehnliche Honorar half zunächst über ein Jahr hinweg; Goethe, welcher im Begriff war, seine Badereise zu machen, sorgte für eine hübsche Wohnung in Jena und gab dem jungen Mann gleich ein gut Stück Arbeit mit: die Durchsicht der alten Hefte der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" und etlicher Bände von „Kunst und Alterthum", um die darin enthaltenen Aufsätze druckfertig zu machen. Als dann im Herbst Goethe heimkehrte, verschaffte er seinem jungen Freunde eine Wohnung in Weimar und freien Eintritt ins Theater, gab ihm Gelegenheit zum Verkehr mit angesehenen Familien, war selbst gegenüber dem jungen Mann allezeit väterlich freundlich; er benutzte ihn, aber er leitete zugleich seine Studien, empfahl ihm das Lernen des Englischen, warnte in richtiger Erkenntniß von Eckermann's Wesen vor dem Unternehmen einer umfassenden Arbeit. Dieser seinerseits benutzte von Anfang an die Gelegenheit stundenlanger Unterhaltungen mit dem Dichter, um den wesentlichen Inhalt derselben aufzuzeichnen, sodaß er sich Goethe's Ausdrucksweise allgemach völlig aneignete. Er war einmal wöchentlich mittags, öfter abends Goethe's Tischgast; der junge Mann diente ihm, wenn auch nicht als Secretär, doch als „Schüler und Mitarbeiter", wie sich Eckermann selbst ausdrückt. Je mehr Goethe seine Fähigkeit erkannte, desto weniger war er geneigt, ihm die gehoffte Versorgung im Staatsdienst zu verschaffen, welche dieser um so dringender wünschte, weil er schon seit Jahren verlobt war. Eckermann selbst behauptete 1838 in einem Brief an Brockhaus, er habe die ganze Zeit auf eigene Kosten gelebt, und äußerte sich über sein Verhältniß bisweilen, z. B. gegen Holtei, in misvergnügter Weise, zumal da mit Goethe's Sohn nicht immer gut auszukommen sei; Düntzer weist indeß darauf hin, daß es nicht in Goethe's Art gelegen, die Kräfte anderer ohne geziemendes Entgelt auszunutzen. Jedenfalls mußte Eckermann nebenbei durch Unterrichtgeben an die reichen jungen Engländer, welche der Ruf des Musenhofes nach Weimar zog, sehr zu seiner Unlust Geld zu verdienen suchen. All das störte seine Laune, forderte Zeit und Kraft. Er sagt in der Vorrede zum ersten Theil:

> Monate vergingen oft, wo die Gestirne ungünstig standen, und wo Unbefinden, Geschäfte und mancherlei Bemühungen um die tägliche Existenz keine Zeile aufkommen ließen; dann aber traten wieder günstige Sterne ein, und es vereinigten sich Wohlsein, Muße und Lust zu schreiben, um wieder einen erfreulichen Schritt vorwärts zu thun. Und dann, wo tritt bei einem längern Zusammenleben nicht mitunter einige Gleichgültigkeit ein, und wo wäre derjenige, der die Gegenwart immer so zu schätzen wüßte, wie sie es verdiente!

Aus dieser wechselnden, bald innig hingegebenen, bald leidenschaftlich aufgeregten Stimmung mag es sich, meint Düntzer, erklären, daß wir bisweilen mehrmonatlichen Lücken in den „Gesprächen" begegnen. Im übrigen blieb Goethe dem zu zeiten etwas unwirschen Zögling gegenüber allezeit wohlgeneigt und freundlich; als bei Goethe's Jubelfeier im November 1825 die philosophische Facultät zu Jena dem Dichter das Recht einräumte, zwei jungen Männern den Doctorgrad zu ertheilen, wählte Goethe dazu auch Eckermann aus; derselbe empfing, und wol nicht ohne Zuthun Goethe's, 1829 den Auftrag, den Erbprinzen im Englischen zu unterrichten. Im Frühjahr 1830 ersuchte ihn der Dichter, seinen Sohn August auf der Reise nach Italien zu geleiten, von welcher dieser nicht wiederkehren sollte. Indeß nachdem die beiden Reisenden gemeinschaftlich Mailand und Venedig gesehen, trennten sie sich zu Genua. In dem Briefe, welchen Eckermann im September 1830 von Genf aus an Goethe richtet, führt er als Grund nur an, er empfinde das dringende Verlangen, die „Gespräche", welche er unvollendet in Weimar zurückgelassen, völlig auszuarbeiten, sodaß er lieber auf Rom und Neapel verzichten wolle. Goethe war einverstanden, wenn er sich auch vorbehielt, daß die „Gespräche" erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben würden. Das Jahr 1831 zeigt wieder vom Juni bis December eine lange Pause, während welcher Eckermann keine Bemerkungen aufzeichnet; am 22. März 1832 starb der Dichter.

Erst im April 1836 traten der erste und zweite Theil von Eckermann's „Gesprächen mit Goethe", vom Sommer 1823 bis zu des Dichters Tod durchgeführt, an die Oeffentlichkeit und fanden lebendige Theilnahme, wenn auch zunächst nicht sonderlichen buchhändlerischen Erfolg. Im Sommer 1837 erklärte Eckermann sich gegenüber der Verlagshandlung bereit, aus seinen noch vorhandenen Aufzeichnungen einen dritten ähnlichen Theil zusammenzustellen. Aber dieser Stoff war bereits früher zurückgelegt worden, weder bedeutend noch umfassend genug, einen gleichen Band zu bilden wie die frühern: so war es Eckermann willkommen, daß Geheimrath Soret, der vormalige Erzieher des Erbprinzen von Weimar und Goethe's vertrauter Hausfreund, ihm seine Aufzeichnungen aus dem Verkehr mit dem Dichter zur Verfügung stellte. Eckermann fügte diese Bearbeitung von Soret's Aufzeichnungen seinem dritten Theile ein, wo dieselben durch ein dem Datum beigesetztes Sternchen kenntlich gemacht sind. Unterdessen aber brach zwischen Schriftsteller und Verleger über den bisherigen buchhändlerischen Vertrieb des Buchs ein schwerer Zwiespalt aus, sodaß der dritte Theil in anderm Verlage erschien. Es ist derselbe eigentlich eine Art Ilias post Homerum; um den Band zu füllen, mußte Eckermann nicht blos zweiundsiebzig Gespräche von Soret einfügen, welche in einem gewissen Gegensatz gegen die frühern dadurch stehen, daß Goethe mit Eckermann wesentlich über literarische, mit Soret über naturwissenschaftliche Fragen handelte; sodann erkennen wir, daß in diesem dritten Theile Eckermann's eigene Persönlichkeit ungleich mehr hervortritt als in den frühern; man fragt sich, warum Eckermann, wenn ihm so reiche und umfassende Gespräche früher vorlagen, dieselben nicht bereits seiner ersten Arbeit einfügte, und ist zu der Ansicht geneigt, dieselben möchten ganz oder theilweise mehr selbständig ausgearbeitete Erinnerungen sein als gleichzeitige Aufzeichnungen. Bei alledem, auch der dritte Theil hat viel Anziehendes. Der

selbe ging geraume Zeit nach Eckermann's Tode — er starb Ende 1854 als Hofrath und Bibliothekar der Großherzogin zu Weimar — 1867 in Brockhaus' Verlag über; 1868 erschien die dritte Auflage des ganzen Werks; die weitern folgten rascher aufeinander, sodaß jetzt die sechste vorliegt. Die „Gespräche" sind zweimal ins Englische, zweimal ins Französische übersetzt worden.

Was bis dahin über die Entstehung des Buchs mitgetheilt worden, ist theils diesem selbst, theils der Einleitung Düntzer's entnommen. Eine weitere Zuthat des Herausgebers sind die allen drei Theilen am Schluß beigefügten Anmerkungen, welche für das Verständniß der besprochenen Personen, Dichtungen und Thatsachen sehr förderlich sind, sodaß es eigentlich zu verwundern ist, daß man sich so lange ohne solche bisweilen ganz unentbehrliche Nachweise beholfen hat. Bei der nächsten Auflage wird wol gleich dem Berichterstatter mancher Leser dankbar sein, erklärt zu finden, was Theil III, S. 59 steht: „Daß du der Mann nicht bist", schreibt Zelter, „dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hatte ich dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gore pfropfen wollen." Und da im Namen- und Sachregister bei dem Namen Hönninghausen (zu II, 9) ein Fragezeichen steht, so kann ich zufällig darüber Aufschluß geben. Jener Tischgast Goethe's vom 1. October 1828 war der krefelder Seidenfabrikant Friedrich Wilhelm Höninghaus (geb. 1771, gest. 1854), ein eifriger Mineraliensammler und dadurch ohne Zweifel mit Goethe in Verbindung. Er hinterließ seine werthvolle Sammlung der Realschule seiner Vaterstadt.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe" werden sich in dieser erweiterten Gestalt zu den bisherigen Freunden zahlreiche neue gewinnen, zumal die Verlagshandlung den Preis des Werks trotz der bedeutenden, höchst werthvollen Bereicherungen im Interesse weitester Verbreitung sehr niedrig gestellt hat.

Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Im Deutschen Theater in Berlin ist ein vieractiges Lustspiel von Adolf L'Arronge, „Der Weg zum Herzen", mit Erfolg zur Aufführung gekommen, ein Drama, welches der soliden bürgerlichen Lustspieldichtung angehört. Es sind zwar drei bis vier Gruppen, an welche die dramatische Handlung vertheilt ist, und deshalb ist die innere Einheit derselben nicht eine vollständige: doch das „Buch über die Liebe", welches der Assessor Neubaur geschrieben hat, kann ja allenfalls als Grundgedanke gelten, den ja auch der Titel verkündet. Die verschiedenen Liebespaare sind mannichfach contrastirt: mit einzelnen Scenen ist dem Autor ein glücklicher Wurf gelungen, so besonders mit derjenigen, wo der Fabrikant Franz Kern, der ein adeliches Fräulein geheirathet hat, welches dem Gatten den Adel verschaffen will, zu einer Audienz bei dem Monarchen seine Vorstudien macht mit Hülfe der Haushälterin, der er einen langen Zettel von Fragen aufgeschrieben hat, die der Monarch voraussichtlich an ihn richten wird: er antwortet auf jede dieser Fragen, indem er sich vor dem Spiegel verbeugt. Da tritt sein Bruder, der Commerzienrath, herein, sieht gleich, um was es sich handelt, schickt die Haushälterin hinaus, und als nun Franz seine directe Anrede zu Tage gefördert, ruft er ihm ein donnerndes „Sie sind ein Narr!" und „Hinaus!" zu. Ein zweiter sehr wirksamer Auftritt spielt zwischen dem Assessor von Schott und seiner Geliebten Martha, die ihm eine Photographie aus der Tasche entwendet hat; der künftige Staatsanwalt spürt diesem Diebstahl eifrig nach . . ., zuletzt bekennt in jener erwähnten hübschen Scene die Delinquentin ihre Schuld. Dies Motiv ist viel sauberer durchgeführt als ein ähnliches in Schönthan's „Die goldene Spinne".

— Am berliner Hoftheater ist neben einem in glatten und geschmackvollen Versen gedichteten Einacter: „Lydia", von Otto Franz Gensichen, das Lustspiel von Lothar Clement, „Die vier Temperamente", zur Aufführung gekommen, hat aber einen Miserfolg erlebt. Auch in Leipzig hat das Stück, trotz einzelner geistreicher Gedanken, nicht sonderlich angesprochen: im Grunde hat von den vier Temperamenten nur das phlegmatische eine Art von Bühnenerfolg zu verzeichnen gehabt. Die berliner Kritik nennt das Stück eine ziemlich langweilige philosophische Studie in dialogisirter Form: die beiden ersten Acte besonders bewegen sich in der That in ermüdenden Reflexionen. Gewiß ist der Dichter nicht ohne Talent, doch ob er das nöthige Theaterblut und dramatische Leben für seine etwas schematischen Compositionen gewinnen wird: das muß die Zukunft lehren.

— Ein älteres Drama von G. von Putlitz, „Waldemar", welches vor Zeiten an der berliner Hofbühne zur Aufführung kam, ist jetzt mit Erfolg am karlsruher Hoftheater gegeben worden.

Bibliographie.

Blaul, F., Novellenkranz. Geschichten und Träume. Kaiserslautern, A. Gotthold. 8. 4 M.

Dorenwell, K., und A. Hummel, Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Nord-Deutschland. 2 Abthlgn. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. à 4 M.

Galitzin, Fürst N. S., Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. 2te Abth. Das Mittelalter. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. 2ter Bd. 2te Hälfte. Von Einführung der Feuerwaffen bis zum 30jährigen Kriege (1350—1618). Kassel, Kay. Gr. 8. 21 M.

Judeich, W., Caesar im Orient. Kritische Uebersicht der Ereignisse vom 9. August 48 bis October 47. Mit einer Karte und vier Plänen. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Kingsley, C., Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorwort von C. K. J. Bunsen. 4te Aufl. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Nordenskiöld, A. E. Freih. von, Studien und Forschungen veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden. Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega". Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 M.

Richter, C., Empfundenes und Erlebtes. Dichtungen. Mit 1 Titelbilde von F. Wolff. Elberfeld, Bädeker. 12. 3 M. 60 Pf.

Rüegg, R., Blätter zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Zürcher Stadttheaters am 10. und 11. November 1884. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Die Sage von dem Verschwinden der Leiche Dr. Martin Luthers zu Ende des Schmalkalder Krieges, auf's Neue an das Licht gezogen und erörtert von einem Geschichtsfreunde. München. 1883. 8. 30 Pf.

Sartorius, E., Waldpot von Bassenheim. Epische Dichtung. Leipzig, Hucke. 1884. 8. 2 M.

Vorberg, M., Bis Weihnachten! Blätter aus dem Leben zweier Schwestern. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M.

Kaiserin Wanda, von *_*. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Von H. von Norden. Hamburg, Günther. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 13 bis 19.

Deutscher Reichstag. — Das Jahr 1884. (VII.) — Aus den Bundestagsberichten des Fürsten Bismarck. — Sansibar.

Ein Tag in Tunis und Karthago. Von J. Walther. — Marx und Lassalle. — Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten. Von M. Greif. — Eine neue Ausgabe von Joseph de Maistre's Schriften. — Bei Franz von Lenbach. Von Fr. Pecht. — Ueber die neuesten Forschungen zu Shakspere's Leben. Von A. Brandl. (I/II.) — Die geognostische Untersuchung Bayerns. — Kamerun's klimatische Verhältnisse. — Die Congo-Frage und das völkerrechtliche Institut. — Die Kunstschätze Italiens. Von W. Lübke. — Max Wirth: Ungarn und seine Bodenschätze.

Börsensteuer-Entwurf. — Die Arlbergbahn und die bayerischen Bahnen. — Die Zolltarifnovelle.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckschriften

des

fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts

in getreuen Nachbildungen

herausgegeben von der Direction der Reichsdruckerei

unter Mitwirkung von

Dr. F. Lippmann und Dr. R. Dohme.

Folio. In 10 Heften, jedes Heft zu 10 Tafeln. Preis des Heftes 10 M.

Erstes Heft (Tafel I—X).

Aus dem reichen Schatze von Meisterleistungen der Buchdruckerkunst früherer Epochen werden hier Textseiten, Titelblätter, Schlußschriften, Kapitelanfänge und ähnliche Erzeugnisse reproducirt, um Schriftenschneidern und praktisch thätigen Typographen Anregung für die künstlerische Seite ihres Berufes zu bieten. Doch ist das monumentale Werk, insofern es die ganze Entwickelung der Druckschrift an besonders charakteristischen Proben zur Anschauung bringt, auch für Bibliotheken, Buchhändler, Maler und decorative Künstler von großer Wichtigkeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Vierter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Lord Castlereagh und die Ministerconferenz zu Langres am 29. Januar 1814. Von Prof. W. Oncken. — Papstwahl und Laieninvestitur zur Zeit Papst Nikolaus' II. Von Dr. K. Panzer. — Kaiser Heinrich VII. in Italien. Von Dr. G. Weber. — Johann von Staupitz und das Waldenserthum. Von Dr. L. Keller. — Joseph August du Cros. Ein diplomatischer Abenteurer aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. Von Prof. Dr. H. Breßlau. — Brandenburg und Frankreich 1688. Von Prof. H. Prutz. — Mario Galeota. Zur Geschichte der Reformation in Neapel. Von Prof. Dr. K. Benrath. — Die Besetzung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen. Von Dr. W. Stricker. — Zunfthändel im 16. Jahrhundert. Von Prof. Dr. W. Stieda.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. In dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu besonders mannichfachem, gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen

von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe“ bilden eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder Ausgabe von Goethe's Werken. In der vorliegenden sechsten Auflage erscheinen sie zum ersten mal mit Commentar: zahlreichen Erläuterungen, Nachweisen und Berichtigungen, von dem vorzüglichen Goethe-Kenner Heinrich Düntzer, und einem vollständigen Namen- und Sachregister. Trotz des hierdurch sehr vergrößerten Umfangs aber wurden sie noch erheblich niedriger im Preise angesetzt als bei den frühern Auflagen, um allen Exemplaren von Goethe's Werken angereiht zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Organismus der Khetšua-Sprache

von

J. J. von Tschudi.

8. Geh. 25 M.

Ein umfassendes Werk des berühmten Sprachforschers über eine der entwickeltsten Indianersprachen, die allgemeine Landessprache in den Hochlanden von Peru, Bolivia, Ecuador und den nordwestlichen Provinzen der Argentinischen Republik. Noch keine Indianersprache ist bisher in so grundlegender und ausführlicher Weise behandelt worden, wie es hier mit der Sprache des alten Inkareichs geschieht.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 5. Februar 1885.

Inhalt: Novellen von Heyse und Lindau. Von Rudolf von Gottschall. — Religiöse Schriften. — Camillo Cavour. Von Otto Speyer. (Beschluß.) — Zur Schiller-Literatur. Von Konrad Hermann. — Zur Geschichte der Druckschrift. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Novellen von Heyse und Lindau.

1. Buch der Freundschaft. Neue Folge. Von Paul Heyse. (Siebzehnte Sammlung der Novellen.) Fünfte Auflage. Berlin, Hertz. 1884. 16. 6 M.
2. Mayo. Erzählung von Paul Lindau. Zweite Auflage. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Die beiden neuesten Novellensammlungen von Paul Heyse, unter dem gemeinschaftlichen Titel „Buch der Freundschaft" herausgegeben, stehen auch unter einem gemeinsamen Grundgedanken: es sind die verschiedenartigsten Varianten der Freundschaft, die uns der Dichter vorführt. Man braucht dabei nicht an gleichstrebende Jünglinge, wie an Orest und Pylades der hellenischen Sage, an Schiller's Posa und Carlos, Jean Paul's Victor und Flamin zu denken, denn in so ausgetretenen Gleisen bewegt sich Paul Heyse's stets capriciöse Muse nicht; ebenso wenig sucht sie die Freundschaften der Gleichgesinnten, der commerziellen und politischen Geschäftsfreunde, die heute üblichen Vereinsfreundschaften und sonstige prosaische Formen jenes mehr zu nützlichen Zwecken herabgestimmten Gefühls auf, das unsere großen Dichter Schiller und Jean Paul so innerlich vertieft haben. Er hat ein Axiom aufgestellt, das er in diesen neuen Novellen beweiskräftig zu begründen sucht; es lautet: „Freundschaft ist ein elementarer Naturtrieb, unverantwortlich und unergründlich wie jene Gewalt, die Mann und Weib in blinder Leidenschaft zueinander zieht." Dies Axiom zu beweisen, muß uns der Dichter ganz aparte Freundschaften schildern, ungewöhnliche und schwer begreifliche Freundschaften zwischen den ungleichartigsten Naturen und in der ungleichartigsten Lebensstellung. Je paradoxer die Fassung, desto einleuchtender die Consequenz; wir bewegen uns also bei Heyse zum Theil auf dem Gebiete des Absonderlichen, auf welchem seine Novellenmuse vorzugsweise heimisch ist und auf welchem die Novelle mehr als jede andere Dichtform sich anzubauen ein gutes Recht hat.

Die erste Novelle „Siechentrost" spielt vor etwa einem halben Jahrtausend im Lahnthal, in der schönen Stadt Limburg. Der Held dieser Novelle ist ein junger Kaufmann, Gerhard Eschenauer, der sich mit einer schmucken Jungfrau, Imagina Rode, verlobt hat. Die Hochzeit sollte indeß um zwei Jahre aufgeschoben werden, weil das Mädchen noch zu jung war. Gerhard sieht sich ein wenig in der Welt um. Als er zurückkehrt, findet er Imagina zusammen mit einem jungen Gesellen, dem Studenten Reinhard Tillmann, in traulichem Gespräch; er selbst wird kalt genug von ihr begrüßt. Bald erkennt er auch ihre kühle, gottverlassene Sinnesart. Doch für die erkaltende Liebe tröstet ihn die Freundschaft, und zwar eine Freundschaft merkwürdiger Art zu einem Ausgestoßenen, dem Bruder Siechentrost. Bei einem Kirchweihfest macht er die Bekanntschaft desselben. Er vernimmt eine wundersame Musik, die aus dem Wipfel einer Linde herabtönt, ein gedämpftes Saitenspiel, das von einer Geige herzurühren schien, und erfährt dann, daß der Geiger niemand anders sei als jener Bruder Siechentrost. Er bittet um Auskunft über den Virtuosen:

Ein merkwürdiger Gesell sei es, erzählte der Wirth, von dem man nur so viel wisse, daß er im Jahre 1336, als zum zweiten male das große Sterben die deutschen Lande überfallen, in ein Barfüßerkloster am Rhein eingetreten und dort neun Jahre lang verblieben sei. Wie dann aber die schreckliche Heimsuchung zum dritten male zurückkehrt, habe er plötzlich das Kloster verlassen und sich dem Dienst der armen Pestkranken gewidmet, die ja, wie bekannt, von jedermann verlassen, in enge Siechenhäuser zusammengepfercht oder in öde Hütten auf unfruchtbarem Felde verbannt, an allem Trost des Lebens und der Seele Mangel gelitten und jämmerlich zu Grunde gegangen seien. Denen habe er nun, so gut er konnte, Beistand geleistet in ihrer Schwäche und Qual, die Verschmachtenden gelabt, die

Sterbenden mit geistlicher Wegzehrung versehen, und wenn einer oder der andere genas, ihre Gemüther mit freundlichem Gespräch aufgerichtet, sodaß sie an das Leben wieder glauben lernten. Schon damals habe er seine Geige mit sich geführt und mitten in allem Elende der entsetzlichen Krankheit sie so lieblich ertönen lassen, daß die Gemarterten schier eine Himmelsstimme zu hören glaubten, die ihnen zurief, auszuharren und auf die ewigen Freuden zu hoffen, die der Gottgläubigen warteten. Er selbst sei von der Seuche nicht ergriffen worden, obwol er die niedrigsten Dienste nicht gescheut und, nachdem er den Lebenden beigestanden, die Todten habe in die Erde betten helfen. Dennoch, weil er die vielen Wochen hindurch einzig unter den Unreinen und „Ausgezählten" gelebt, habe auch er für unrein gegolten, und nachdem die Pestilenz endlich gewichen und die Wenigen, die ihr entronnen, in ihr Haus und zu ihrem Gewerbe zurückgekehrt seien, habe nur er selbst keine Stätte mehr gefunden, wo man ihn hätte aufnehmen und dulden wollen. Wo er sich nur von fern gezeigt, sei ein Geschrei erhoben worden, als ob ein Scheuel und Greuel sich am hellen Tage blicken lasse. Man habe ihm ganz wie einem Aussätzigen die nothdürftige Nahrung nur an einem Stecken gereicht oder über den Zaun geworfen, auch nicht gelitten, daß er — selbst in harter Winterszeit — unter einem warmen Dache an einem wirthlichen Herde Rast mache; sondern auf freiem Felde in verlassenen Vogelhütten oder Holzschuppen habe er nächtigen müssen und nicht einmal ferner in der Kutte bleiben dürfen, in der er so vielen seiner Mitbrüder Hülfe gespendet, sondern er habe die Kleidung anlegen müssen, die damals für alle Leprosen vorgeschrieben war: den langen grauen Kittel mit Glöckchen behängt, damit auch ein Blinder schon von weitem erkennen möchte, daß ein Unreiner sich ihm nähere, das Tuch ums Haupt, welches „Sorgentüchlein" genannt wurde, und den langen Stab mit dem Lederbeutel, in welchen die milden Gaben gelegt werden konnten, ohne die Hand des Gemiedenen zu berühren.

Zu diesem Ausgestoßenen zieht den jungen Kaufmannssohn das Herz: er besucht ihn in seiner einsamen Wohnung auf der Flußinsel, verkehrt mit ihm in freundlichster Weise. Bei einem zweiten Besuch wird er von seinem Vater überrascht und zur Rede gestellt, und da er auch sein Verlöbniß aufgeben will, so zieht er mit dem Bruder Siechentrost von dannen und wandert mit ihm als Vagant und Sänger durch die Lande. Als er einmal vor Erschöpfung erkrankte, und der Bruder ging, Arznei für ihn zu holen, ward der Kranke von Klosterleuten überfallen, geknebelt, auf einen Kahn geschleppt und soll so nach Hause gebracht werden. Ein Packknecht seines Vaters ist mit dabei, löst ihm die Bande, tröstet ihn, verspricht ihm guten Empfang zu Hause. Da vernimmt Gerhard plötzlich am Ufer den Gesang des frommen Bruders, stürzt sich in die Flut und schwimmt dem Freunde zu; doch zuletzt schlagen die Wellen über ihm zusammen. Und Bruder Siechentrost? Im nächsten Frühjahr ist eine frohe Hochzeit in einem Seitenthale der Mosel, der junge Ehemann singt eins der Lieder des Bruders, die längst im Volksmunde heimisch geworden.

Er hatte aber mit dem Singen kaum begonnen, da ertönte vom Waldrande daher über einen grünen Anger hinweg ein ganz leises Geigenspiel, das ein wenig zitternd, aber völlig rein die Melodie des Liedes wie ein zartes Echo widerhallte. Alsbald stand der ganze Zug still, und sie blickten nach dem Ort, von wo die Musik ertönte. Da sahen sie, von den leichten Schatten der jungen Buchen überweht, an einem uralten hohlen Baum eine graue Figur sitzen, und wie sie sich, immer weitersingend, näherten, um den Spielmann in ihrem Hochzeitsglück nicht unbeschenkt zu lassen, hörte der Saitenklang plötzlich auf, der Spieler ließ das Haupt gegen den Stamm zurücksinken und kehrte die Augen gegen den klaren Frühlingshimmel. Der Bräutigam trat an ihn heran und berührte staunend mit einem Zweige, den er vom Wege aufhob, die Hand, die das kleine schwarze Instrument noch umspannt hielt. Die Hand fiel herab, die Augen sahen nichts Irdisches mehr, der fröhliche Liedermund war für immer verstummt.

Man wird diese Freundschaft des jungen Kaufmanns zu dem Geächteten wol nicht blos auf einen elementaren Naturtrieb zurückführen; sie geht aus von dem Widerspruch des humanen Gefühls gegen das Vorurtheil, von dem schrankenlosen Mitleid für das unverschuldete Unglück und befestigt sich dann durch die Gemeinsamkeit des Lebens und Leidens; hierzu kommt die Magie des Gesangs mit ihren Lockungen, denen der Held der Novelle zuletzt zum Opfer fällt. Durch das Ganze weht übrigens echte Rheinluft; die Flußbilder sind sehr anmuthig.

„Die schwarze Jakobe" beginnt mit einem Gespräch über die Freundschaft, in welchem der Dichter das Leitmotiv seiner Novellensammlung mit einer philosophischen Instrumentation scharf hervorhebt. Die Frau von F., welche diese Geschichte erzählt, sagt mit Bezug hierauf:

Was sich aber in Wahrheit Liebe und Freundschaft nennen darf, muß auf einem Grunde wurzeln, der mit dem Verstande nichts gemein hat, auf einem dunkeln, unerforschlichen und unergründlichen Zuge der Natur; nur der ist so stark, daß er, wie es in der Bibel heißt, stärker ist als der Tod und die Pforten der Hölle. Solange ich einen Menschen nur liebenswürdig finde in dem üblichen Sinne des Wortes, darf ich noch nicht sagen, daß ich ihn liebe. Solange ich an einem andern nur eine Reihe trefflicher Gaben und Tugenden bemerke, darf ich mir nicht anmaßen, sein Freund zu sein. Er selbst, sein verhülltes undurchdringliches Wesen, seine Persönlichkeit mit all ihren Räthseln, Schwächen und Stärken muß mich anziehen, bis ich mich nicht mehr dagegen wehren kann und nach schrankenloser Hingebung verlange. Und so ist im Grunde Liebe und Freundschaft ein und dasselbe, nicht etwa durch einen höhern oder geringern Grad von Leidenschaftlichkeit unterschieden, sodaß Freundschaft eine zahmere Liebe wäre, die allenfalls auch eine Theilung des geliebten Gegenstandes ertrüge, sondern nur darin liegt der Unterschied, daß Liebe nach einer Hingabe mit Leib und Seele trachtet, Freundschaft nur unter gleichen Geschlechtern besteht. Im übrigen ist sie ganz so eigensinnig und unzurechnungsfähig beim Ergreifen ihres Gegenstandes wie die verliebte Liebe selbst, ebenso ausschließlich, so eifersüchtig, so völlig unbekümmert, ob ihr Gegenstand gut oder böse sei. Nur daß im letztern Falle Freundschaft ebenso sehr wie Liebe, die sich an einen Unwürdigen gefesselt fühlt, zu einem traurigen Verhängniß wird, wovon freilich die schönen Seelen, die bei der „Wahl" ihrer Freunde auf einen guten Charakter und reine Sitten sehen, nicht die leiseste Ahnung haben!

Die schwarze Jakobe drückt den gleichen Gedanken viel naiver aus: „Muß man sich erst den Kopf darüber zerbrechen, warum man sich gern hat?" Die Freundschaft des adelichen Fräuleins zu dieser verwahrlosten Bauerndirne macht

die härtesten Proben durch; die schwarze Jakobe läßt sich verführen, sie stiehlt, sie wird liederlich und nimmt sich zuletzt das Leben. In allen Stadien dieses Lebenslaufes von absteigender Linie bis zur Schlußkatastrophe bleibt ihr jene Freundschaft treu; selbst im Gefängniß besucht die vornehme Freundin das verwahrloste Mädchen.

Den Grundgedanken der dritten Novelle, die in Rom spielt, „Gute Kameraden", spricht eine alte Dame, Mrs. Robinson, in einer römischen Pension aus:

Aber glauben Sie einer alten Freundin, die in diesem Punkte Erfahrungen gemacht hat: Freundschaft zwischen zwei Personen beiderlei Geschlechts, die noch nicht mit dem Kopfe wackeln oder beide anderweitig durch ganz feste Bande gefesselt sind, ist ein Unding. Sehr viele Menschen, zu denen auch ich gehört habe, reden sich in jungen Jahren ein, so etwas sei möglich, und machen hernach, entweder einer von beiden oder auch alle zwei, die Erfahrung, daß — wie soll ich mich ausdrücken? — nun, daß die Natur sich nicht spotten läßt. Wir sind keine Engel, meine liebe Miß, und unsere schönen Seelen sind es nicht allein, die in einem solchen Falle ein Wort mitzureden haben.

Ein verheiratheter junger Deutscher, Eberhard, macht in einer Pension, in die er als einziges männliches Wesen verschlagen worden, die Bekanntschaft eines liebenswürdigen jungen Mädchens; beide durchstreifen Rom und die Campagna als gute Kameraden, erfreuen sich an den Kunstschätzen und Naturschönheiten und kümmern sich nicht um das Gerede der Pensionsgenossinnen. Schließlich aber wird Liebe aus dieser Freundschaft — und als das junge Mädchen dies bemerkt, reist sie plötzlich ab und läßt den gefährlich gewordenen guten Kameraden allein zurück. Die Moral dieser Geschichte bedarf keine tiefsinnigen Auseinandersetzungen, sie gehört nicht in das Ausnahmegebiet des Aparten und Paradoxen, sondern zu den landläufigen Anschauungen. Die Erzählung hat indeß ein sehr anmuthendes komisches Colorit, und die humoristischen Genrebilder aus der Pension sind ergötzlich.

Die Sammlung wird abgeschlossen durch das einactige Charakterbild „Im Bunde der Dritte", welches ja an mehrern Bühnen, besonders dem Deutschen Theater in Berlin, mit Erfolg zur Aufführung gekommen ist. Es handelt sich hier wieder um gute Kameradschaft, aber auf einem Gebiete, wo der Grundsatz „Tertio non contrahitur" die strengste Beobachtung verlangt, auf dem Gebiete der Ehe. Ein Hausfreund, ein früherer Nebenbuhler des jetzigen Gatten und von diesem aus dem Felde geschlagen, kommt aus Spanien zur Geburtstagsfeier der geliebten Frau zurück. Eine Freundin derselben, Cornelie, hat diesen contractwidrigen Dritten ins Herz geschlossen, und die Handlung des einactigen proverbe besteht nun darin, wie Helene den Hausfreund abschüttelt und so frei macht für die Freundin; Helene führt Gründe an, die zuletzt auch wirksam sind:

Andreas.

Wie? Man sollte es mit gutem Willen nicht durchsetzen, eine Whistpartie zu Dreien ohne Störung zu Ende zu spielen?

Helene.

Eine Whistpartie vielleicht. Aber Sie vergessen: bei einer solchen ist „der Blinde" ein ganz harmloser Mitspieler. In unserer Partie, lieber Freund, trägt er zu seiner Augenbinde einen Köcher auf dem Rücken, mit Pfeilen, die das Spiel recht unsanft verderben können.

Andreas

(sich hinter drolligem Pathos verschanzend).

Hier dieses Herz ist gewappnet, im Panzer der Freundschaft.

Helene (lacht).

Sie brauchen mir nicht erst feierlich zu betheuern, daß Sie davor sicher sind, sich nicht in einer unglücklichen Leidenschaft zu der Frau Ihres Freundes zu verzehren. Aber bedenken Sie, daß alles Unnatürliche sich rächt. Und es ist wider die Natur, sein Herz immer nur an fremdem Feuer zu wärmen — zumal wenn man nicht weit zu suchen hätte, um auf seinem eigenen Herde —

Nachdem Andreas anfangs mit seiner Freundschaft geprahlt, gibt er zuletzt zu, daß sein Versuch, sich durch die Flucht zu retten und durch Luftveränderung diese Kinderkrankheit, die man Liebe nennt, zu heilen, erfolglos geblieben sei; doch da Helene erklärt, er müsse eine Frau nehmen, oder „wir schneiden das Tischtuch zwischen uns entzwei", so bekehrt er sich endlich. Diese Wendung wäre indeß kaum dramatisch zu nennen; es bedarf denn auch für solch einen Einacter noch eines spannenden Moments. Andreas nähert sich Cornelie; doch er darf nicht heirathen. Warum? Er hat kein Vermögen mehr für eine künftige Familie; er hat es im voraus verschenkt und zwar an Helene. In dem beiliegenden Schreiben hat er erklärt, das Actenstück dürfe erst geöffnet werden, wenn er nicht mehr im Bunde der Dritte sei . . . nun war er aber feierlich aus diesem Bunde ausgeschieden; Helene hält sich deshalb für berechtigt, das Actenstück zu öffnen, und nun cedirt sie ihrer Freundin Cornelie das ihr durch diese donatio mortis causa zugewendete Gut. Diese ganze Wendung hat doch etwas Künstliches, wenn sie auch geschickt motivirt ist. Die Hauptsache bleibt doch immer, daß sich Andreas von der Freundin abwendet . . ., und solche Umkehrungen und Umstülpungen des innern Menschen machen auf der Bühne immer einen etwas coulissenpappenen Eindruck. In der Novelle ist Zeit und Muße dazu, solche psychologischen Vorgänge sich ruhig entfalten zu lassen; im Drama, in einem kurzathmigen Einacter werden alle plötzlichen Bekehrungen immer unglaubwürdig erscheinen. Was Helene jetzt zu Andreas sagt, hat sie ihm wahrscheinlich auch schon früher gesagt oder wenigstens sagen können und sagen sollen; durch die compresse dramatische Form werden hier die Motive etwas gedrückt.

Die ganze Sammlung hat einen durchaus graziösen Grundzug und enthält viel Feinfühliges und Feinsinniges. Wer indeß die Grundanschauung des Dichters betreffs der Freundschaft für eine paradoxe hält, dem werden auch die Erfindungen, an denen er sie zu beweisen sucht, etwas fremdartig und verkünstelt vorkommen.

Die neue Erzählung von Paul Lindau, „Mayo" (Nr. 2), spielt in Nordamerika; die Heldin ist eine Rothhaut. Paul Lindau und eine Indianergeschichte — das muß uns seltsam vorkommen bei einem ganz modernen Kritiker, der früher nur seine Feinde ästhetisch scalpirt hat. Doch man besinnt sich rasch auf die Feuilletons der „National-Zeitung", in denen Paul Lindau seine Reise quer durch Nordamerika bis nach San-Francisco über die nordische Pacificbahn geschildert hat, welche ja vielfach durch das Gebiet der Indianerstämme sich hinzieht.

Die Erzählung beginnt mit einer sehr lebendigen Schilderung, in welcher Paul Lindau zeigt, daß er, seitdem er seine ersten Erzählungen herausgegeben, auf dem novellistischen Gebiete bedeutende Fortschritte gemacht hat. Ein preußischer Gardelieutenant, Cavalerieoffizier, hat beim Spiel so bedeutende Verluste erlitten, daß er sich genöthigt sieht, Berlin zu verlassen und um seinen Urlaub und Abschied einzukommen. Diese Introduction ist überaus stimmungsvoll mit einer Menge feiner Nuancen ausgestattet: der Abschied von der ulmer Dogge, von dem Diener, die Vorbereitungen zur Abreise: das ist alles mit einer Feinfühligkeit geschildert, die uns sogleich in medias res führt und unsern warmen Antheil für den Helden der Geschichte erweckt. Auf seiner Seefahrt macht er die Bekanntschaft eines reichen Nordamerikaners, Jefferson, der im Westen, in Denver, wohnt, und seiner Tochter Noëmi, die ihm durch die Eigenart ihres Wesens Interesse einflößt. Von Newyork aus wendet sich Georg — so heißt unser Held — nach Westen; jenseit Chicago läßt er sich als Arbeiter beim Bau der Nordpacificeisenbahn anstellen, folgt dann einem abenteuernden Jäger lange Zeit auf seinen Streifzügen in die Felsengebirge, besucht Mr. Jefferson, dessen Frau und Tochter in Denver und erhält den Eindruck eines sehr gelangweilten Familienlebens; die stille Trauer Noëmi's und ihre wenigen vielsagenden Worte faßt er nicht in ihrer ganzen Bedeutung. Er übernimmt die Führung einer großen Rinder- und Pferdeheerde Jefferson's in Neumexico und den Verkauf derselben, der ihm selbst im günstigen Fall bedeutende Procente abwerfen soll.

Wir werden jetzt in ein eigenthümliches Nomadenleben eingeweiht, indem wir Georg in jene Steppen folgen, die sich zum Theil in der Nähe der Südpacificbahn hinziehen. Hier wird er der energische Leiter der Hirten und der Heerden, die er nach Westen treibt. Am Coloradofluß stößt er auf einen Indianerstamm und macht die Bekanntschaft eines schönen Indianermädchens, Mayo, die Gazelle genannt, die ihm bald mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit folgt, sodaß man sie als ein rothhäutiges Käthchen von Heilbronn bezeichnen könnte. Die gegenseitige Zuneigung des vornehmen Europäers und des halbwilden Indianermädchens, die sich ihre Gefühle nicht durch die Sprache verständlich machen können, diese Liebe innerhalb des größten Gegensatzes der Rassen und der Cultur gibt dem Dichter zu vielen psychologisch feinen Zügen Anlaß, wie er überhaupt die Eigenart indianischer Gefühlsausbrüche offenbar an der Quelle studirt hat. Wir theilen hier eine Probe solcher Schilderungen mit:

Georg war todmüde, aber er vermochte nicht die Augen zu schließen. Immer blickte er hinauf zu dem dunkeln Himmel, an dem die Sterne mit einem Glanze und einer Pracht funkelten, wie er sie nie gesehen hatte. Da glitzerte tief am Horizonte das Prachtgestirn des großen Bären, der ihm plötzlich vertraulich wie ein Bekannter aus der Heimat, nur in verschönter Gestalt entgegenlenchtete; und es war ihm, als ob der herrliche Stern einen Gruß vom deutschen Boden aufgelesen hätte und ihn hier auf die Wüste von Arizona herabsandte. Und er gedachte in der feierlichen Stille der Nacht aller, die er verlassen hatte. Er gedachte auch der traurigen Noëmi. Sie that ihm herzlich leid. Es war wunderbar geheimnißvoll ruhig, und sein Ohr trank die feierliche Stille. Endlich fielen dem Müden und Glücklichen die Augen zu, und er schlummerte sanft ein. Er konnte noch nicht lange geschlafen haben, als er geweckt wurde. Die Hunde schlugen an, Pluto zuerst, der schnell aufgesprungen war und seinem Herrn mit dem Schweif ins Gesicht wedelte. Georg hatte sich nun jählings erhoben und blickte in das Dunkel, das nur durch die flimmernden Sterne einigermaßen erhellt war. Er sah nichts, aber die Hunde wollten sich nicht beruhigen. Er nahm seinen Revolver zur Hand, machte ihn schußgerecht und schickte Pluto voran. Auf einmal hörte er einen hohen merkwürdigen Ruf aus der Ferne. Sein Herz klopfte mächtig. Ein ahnungsvolles Hoffen durchzog sein Gemüth. Er antwortete mit einem hohen Schrei. Da vernahm er den Ruf zum zweiten male. Er lockte den Hund an sich und gebot ihm Ruhe. Bald darauf ertönte ein drittes mal der Ruf und diesmal aus geringerer Entfernung. Wiederum gab Georg freudigen Bescheid. Und nun sah er nicht weit von sich in schnellem Lauf eine Gestalt mit langem wehenden Mantel auf sich zulaufen; und einen Augenblick darauf lag Mayo athemlos, keuchend und sonderbare zärtliche Laute ausstoßend in seinen Armen. „Woher kommst du, Mayo?" fragte er. „Hat dir der Einäugige meinen Auftrag ausgerichtet?" Die Worte waren ihm unwillkürlich von den Lippen gefallen. Er lächelte darüber. Er wußte, daß sie ihn nicht verstehen konnte; aber es genügte ihm, daß er sie gesprochen hatte. Mayo hatte sich losgerissen und war ihm zu Füßen gesunken. Sie umklammerte seine Knie und lallte in eigenartig melodisch gurgelnden Lauten Unverständliches. Gewaltsam richtete er sie auf, schlang den Arm um ihre Hüfte und führte sie nach der Stelle, wo sein Lager bereitet war. Er sagte ihr tausend Zärtlichkeiten, und sie antwortete darauf, als ob sie ihn verstanden hätte. Es war ein ganz merkwürdiges Duett. Sie erzählten sich noch mancherlei; sie lachten sich gegenseitig aus, daß sie sich nicht verstehen konnten, und freuten sich zugleich, daß sie sich doch wohl verstanden. Georg saß neben Mayo, er hielt fest ihre kleine Hand in der seinen. Endlich verstummte das kosende unnütze Geschwätz. Mayo entzog dem weißen Freunde langsam ihre Hand, lehnte sich zurück und ließ das müde Haupt auf die Fläche der rechten Hand sinken, während sie den linken Arm lang neben sich ausstreckte. Bald verkündeten die ruhigen, regelmäßigen Athemzüge, daß sie eingeschlafen war.

Natürlich ist die Kluft zwischen Wildheit und Cultur eine unüberwindliche, das Steppenabenteuer kann nicht von Dauer sein. Auch hat Mayo ihren rothhäutigen Verehrer und ist eines Tags verschwunden. Georg verkauft die Pferde und Rinder mit großem Vortheil für Jefferson und für sich, trifft den Millionär und seine Tochter Noëmi dann in der californischen Hauptstadt San-Francisco; Noëmi gewinnt ganz sein Herz und wird seine glückliche Braut.

Noch einmal auf der Rückfahrt mit ihr nach dem Modebade Las Vegas in Arizona erblickt er Mayo auf einer Station; sie begrüßt ihn jauchzend, kreischend, sinkt lachend und schluchzend vor ihm in den Staub und umfaßt seine Knie; Georg ist betroffen, fast entsetzt; sie sieht den Kopf eines bleichen Mädchens mit dunkelblauen Augen am Wagenfenster; sie weicht scheu einen Schritt zurück; auf einmal hatte sie alles verstanden; es wurde ihr dunkel vor den Augen:

Sie sah sich um. Da waren Menschen! Die verhaßten Weißen, die sie anstarrten! Da waren auch Genossen ihres Stammes, die sich neugierig herangedrängt hatten! Ein plötzlicher Wuthanfall überfiel sie. Sie fletschte die Zähne und stieß einen hohen Schrei aus. Sie sprang seitwärts, machte mit den Armen Schwimmbewegungen, als wolle sie sich Platz machen, und in wildem Lauf, den Boden kaum berührend, stürmte sie dahin über den gelben Sand, rothbeflügelt in ihrem flatternden Mantel, leicht und schnell, wie die tiefffliegende Möve über den glatten Wasserspiegel. Auf dem nahen Sandhügel, hart am Ufer des Colorado, hockte sie nieder. Da war sie allein; da hatte sie ihn zuerst gesehen. Und wie damals zog sie die Knie gegen die Brust, stützte die Elnbogen auf die Knie und den schönen schwarzumwallten Kopf auf die Hände und sah mit unsagbarer Schwermuth auf den herrlichen Feuerball am unermeßlich blauflutenden Himmel. Der Sonne Glanz blendete sie nicht. Das so schöne, von den langen leuchtenden Wimpern umfaßte wehmuthsvolle Auge blieb unverwandt mit dem Ausdruck inbrünstigen Flehens auf das heißglühende und strahlende Gestirn gerichtet, und ihre Lider schlossen sich nicht. Dann aber wurde ihr Auge feucht, und dicke Tropfen rollten über ihre dunkelu Wangen. Aus dem halboffenen Munde athmete sie laut und schwer wie eine Tiefleidende. Und so saß sie noch da, wie weltentrückt zur ewigen Sonne aufstarrend, als das eiserne Dampfroß der Cultur grausam an dem gelben Hügel der Wildniß vorübersauste. „Das war Mayo", sagte Georg ernst. Noëmi nickte schweigsam und lehnte den Kopf an Georg's Schulter. Er neigte sich dankbar zu ihr, streichelte sanft die mit rosigem Hauch übergossenen Wangen und küßte ihre weiße Stirn. „Wo sind wir denn eigentlich?" fragte Mr. Jefferson, der eben aufgewacht war und sich die Augen rieb. „An den Needles, Papa", antwortete Noëmi, ohne ihren Kopf von Georg's Schulter zu entfernen. Sie schmiegte sich noch fester an, und als Jefferson nach der falschen Richtung hinblickte, fügte sie, wie im Frohgefühle des Siegs nach ernsthaftem Kampfe, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf die Felszacken weisend, hinzu: „Da liegen die Needles! . . . hinter uns."

Die Schilderungen dieser Erzählung sind graziös; die feine Art, mit welcher ein immerhin gewagtes Problem behandelt ist, erinnert an diejenige Paul Heyse's. Das Motto zu seiner „Mayo" hätte Lindau aus dem ausgezeichneten Gedicht Dingelstedt's „Ein Roman" nehmen können, wo der Poet ebenfalls seine Liebe zu einer braunen Schönheit, allerdings einer ostindischen und nicht westamerikanischen, schildert:

Herz, du geliebtes, wildes, heißes,
Glaub' du mir, daß ich dich verstehe,
Was dein Naturlaut will, ich weiß es,
Kenn' ich doch dein ewiges Wehe.

Rudolf von Gottschall.

Religiöse Schriften.

1. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Reformation. Von Theodor Brieger. Erster Band: Aleander und Luther 1521. Die vervollständigten Aleander-Depeschen nebst Untersuchungen über den Wormser Reichstag. Erste Abtheilung. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 7 M.
2. Christliche Erzählungen des In- und Auslandes. Herausgegeben von A. Steen. Zweiter Band: Herolde der Reformation in Frankreich. Frei nach dem Englischen von A. Steen. Eine französische Königstochter. Aus dem Holländischen von A. Steen. Mit Vorwort von G. von Zezschwitz. Mit 15 Illustrationen. Zweite Auflage. Bremen, Heinsius. 1884. 8. 3 M.

Wir beginnen unsere Berichterstattung mit einer Quellenpublication aus dem Zeitalter der Reformation, die zunächst freilich nur historisches Rohmaterial an den Markt bringt, dessen Wichtigkeit jedoch für jede nachfolgende Darstellung der Reformationsgeschichte auf der Hand liegt. Es sind die Depeschen des päpstlichen Legaten Aleander, der auf dem Reichstag zu Worms von Papst Leo X. mit der Führung der Religionssache betraut war. Eine Anzahl dieser Depeschen ist allerdings schon seither veröffentlicht gewesen, jedoch in einer so lückenhaften Gestalt, daß ihre Berichte von der Geschichtschreibung nicht hinreichend ausgebeutet werden konnten. Theodor Brieger (Nr. 1), Professor in Marburg, der, schon seit funfzehn Jahren auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte arbeitend, in den Reichthum ihrer Quellen einzudringen sucht, hat auf einer längern archivalischen Reise einen Einblick in die Fülle des noch ungehobenen Quellenmaterials gethan und zu den schon bekannten Depeschen dreiundzwanzig neue aus der trienter Bibliothek hinzugefügt. Das ist jedoch nicht sein einziges Verdienst. Die Brieger'sche Arbeit bringt neben den Quellen auch Forschungen, die theils durch Inhaltsangaben, theils durch textkritische und sachliche Anmerkungen die Quellen zu erläutern, ganz besonders aber auch die chronologische Ordnung der Berichte festzustellen die Aufgabe haben. Ein glücklicher Umstand ist es, daß gleichzeitig mit der Brieger'schen Herausgabe auch aus dem vaticanischen Geheimarchiv der Unterarchivar desselben, Pietro Balan, eine Anzahl dieser Depeschen mit den Antworten des Cardinals Medici (des spätern Clemens VII.) veröffentlicht hat: eine Veröffentlichung, die schließlich auf den erleuchteten Willen des gegenwärtigen Papstes zurückzuführen sein dürfte. So beginnt denn endlich der Wunsch sich zu erfüllen, den Ranke schon vor einem Menschenalter ausgesprochen hatte, daß mit der Erschließung der Reichstagsacten der Gang der Verhandlungen über

Luther zu Worms — denn darauf kommt es bei der Veröffentlichung derselben hauptsächlich an — in das rechte Licht gestellt werde. In neuerer Zeit kommt noch ein weiterer Grund hinzu, den ausgesprochenen Wunsch Ranke's zu unterstützen. Eine den Interessen der römischen Kirche dienende Historik richtet gegen die evangelische Geschichtschreibung immer offener den Vorwurf, daß diese in tendenziöser Weise die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte entstellt und gefälscht habe: ein Streit, der am besten durch die Vorlegung der Reichstagsacten geschlichtet werden wird. In einem zweiten, noch zu erwartenden Bande wird das hier gebotene neue Material verwerthet und mit dem bereits Bekannten gemeinsam verarbeitet werden.

Gleichfalls in das Zeitalter der Reformation führen uns zwei gut geschriebene Erzählungen von Anna Steen (Nr. 2). Die religiöse Tendenz derselben tritt zwar mit Entschiedenheit, aber keineswegs zum Schaden künstlerischer Haltung und Abrundung auf. Namentlich zeichnet sich die erste dieser Erzählungen: „Herolde der Reformation in Frankreich", durch eine gut getroffene Localfarbe aus und schildert uns Frankreich und Paris im Anfang des 16. Jahrhunderts in anschaulicher Weise. Das zweite Stück: „Eine französische Königstochter", bringt uns weniger eine frei erfundene Erzählung mit geschichtlichem Hintergrund als eine Biographie, und zwar diejenige der Tochter Ludwig's XII. von Frankreich, Renata's, der Herzogin von Ferrara, der Mutter von Alfons und Leonore von Este, der Freundin Calvin's; doch diese Biographie interessirt nicht blos durch die Schicksale der Heldin, sondern läßt uns zugleich Blicke thun in das religiöse und politische Leben Italiens während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Den soeben besprochenen historischen Schriften lassen wir zwei andere folgen, in denen die Kritik das Wort führt:

3. Kritische Betrachtung der wichtigsten Grundlehren des Christenthums. Von Edmund von Hagen. Hannover, Schüßler. 1881. Gr. 8. 4 M.
4. Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter. Von Rudolf Penzig. Kassel, Fischer. 1884. 8. 3 M.

Edmund von Hagen (Nr. 3), der sich bereits als Commentator der Musikdramen Richard Wagner's bekannt gemacht hat, begibt sich hier auf das Gebiet der Theologie und unterwirft die Grundlehren des Christenthums einer kritischen Betrachtung. Er sucht zuerst den Geist und Kern der christlichen Religion aus der Umhüllung ihrer Lehren klarzulegen, bespricht dann die christlichen Lehren von der Schuld, dem Gewissen, der Erlösung und Seligkeit, und erwähnt zuletzt noch einige Irrthümer der christlichen Metaphysik. Den Geist und Kern der christlichen Religion findet er in der Ascese. Dieselbe beschränkt er einseitigerweise auf die absolute Enthaltung von allen geschlechtlichen Beziehungen; er ist also ein Anhänger des völligen Cölibats, und die Ehe ist nach ihm ein unchristliches Institut. Die Schuld findet er in erster Linie wieder im Geschlechtlichen, das Gewissen ist ihm das Wissen um diese Schuld oder das Wissen als Schuldgefühl; die Erlösung vollbringt der Mensch durch das Denken oder den denkenden Geist, worin nach ihm auch seine Seligkeit besteht. Als metaphysische Irrthümer des Christenthums bezeichnet er die biblischen Lehren der Weltschöpfung und der Trinität. Die richtige Ansicht über diese Dinge findet er theils verhüllt in der Bibel, theils setzt er sie als die höhere Einsicht und Moral den Lehren der Bibel entgegen.

Es würde den uns zugemessenen Raum d. Bl. überschreiten, wollten wir uns auf eine eingehende Kritik seiner Aufstellungen einlassen; wir halten es deshalb für angezeigt, sie einfach zu registriren. Sein Bestes bietet uns der Verfasser in dem umfangreichen Vorwort, wo er in ruhiger Weise und logischer Aufeinanderfolge der Gedanken wie mit dem Aufwand einer umfassenden Gelehrsamkeit seinen religiös-philosophischen Standpunkt entwickelt; was jedoch seine Ausführungen über die obenerwähnten Grundlehren des Christenthums betrifft, so haben wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß sich sein philosophisches Denken zum Theil noch im Zustande der Gärung befindet.

Ungleich gereifter und geklärter ist „Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter" von Rudolf Penzig (Nr. 4). Es ist ein gebildeter Geist und ein denkender Kopf, der dieses Buch geschrieben hat; eine seiner schönsten Tugenden ist seine Versöhnlichkeit und Milde; denn obwol auch er mit den Dogmen der Kirche gebrochen hat, sucht er eifrig eine Verständigung mit denen, die auf dem Boden der entgegengesetzten Weltanschauung stehen: sein Buch ist „seinen intimsten Gegnern im christlichen Lager in aufrichtiger Liebe und Verehrung" gewidmet. In Stil und Diction eine gleichmäßig feste und sichere Hand bewährend, erhebt er sich an einigen Stellen, z. B. wo er sich mit Spinoza's Ethik auseinandersetzt, mit der er gleichwol mannichfache Berührungen hat, weniger zu rhetorischem Schwung als zu philosophischer Beredsamkeit. Was nun das Buch nach seinem Inhalt betrifft, so nimmt es innerhalb der Religion ungefähr dieselbe Stellung ein wie die erkenntnißtheoretischen Werke in der Philosophie; es beschäftigt sich eben mit einer Theorie des Glaubens, gelangt jedoch von da schließlich zu sehr praktischen Postulaten. Der Verfasser will an die Stelle des religiösen Glaubens der metaphysischen Lehren des Christenthums die Pflege aller idealen Interessen und einen Cultus der Wissenschaft setzen, der nach seiner Versicherung auch einen Glauben verlangt, nicht schlechter als jeder religiöse Glaube, einen Glauben, der ebenfalls Aufopferung, völlige Verleugnung und Hingabe des alten Menschen erfordere, der aber auch ebenso für den ihn mit aller Inbrunst Ergreifenden die Erlösung von menschlicher individueller Sünde, von den Banden dieses Leibes, den Schranken der Individuation im ahnenden Schauen der Herrlichkeit der Wahrheit in sich berge. Deshalb werden schließlich alle diejenigen, welche, auf dem Grund einer gemeinsamen theoretischen Weltanschauung stehend, bestimmten wissenschaftlichen, ethischen oder ästhetischen Zielen nachstreben, von ihm aufgerufen, sich eng zu-

sammenzuschließen; aus der Gesammtmenge jener Ecclesiolae ergibt sich ihm ganz von selbst jene echte ecclesia catholica ohne Dogmen, ohne Cultus, Priester und Sacramente, in der sich alle Verehrer des Wahren, Guten und Schönen als Brüder wissen. Wie schön auch das Ideal sei, dessen Verwirklichung der Verfasser anstrebt, so leidet es doch an einer solchen Weitherzigkeit, daß uns die letztere zur zeit mit Formlosigkeit identisch erscheint.

Nach Besprechung der kritischen Schriften lassen wir drei andere folgen, die sich die Vertheidigung des Christenthums zur Aufgabe machen; sie sind also apologetischer Natur:

5. Der Streit zwischen Glauben und Wissenschaft auf Grundlage der Lehre David Hume's und der Wahrscheinlichkeitsrechnung von Theodor Wittstein. Hannover, Hahn. 1884. Gr. 8. 60 Pf.
6. Das Christenthum im Lichte der Vernunft und Erfahrung, geschrieben zur Ehre Gottes von einem Laien. Bremen, Heinsius. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
7. Der Glaube an die Unsterblichkeit nach seinem Einfluß auf das sittliche Leben. Von E. Fischer. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die kleine Schrift „Der Streit zwischen Glauben und Wissenschaft" von Theodor Wittstein (Nr. 5) will auf 16 Druckseiten den Nachweis führen, daß alle Naturforschung auf unvollständiger Induction beruhe und deshalb immer nur mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeiten liefere, dagegen niemals Gewißheit. Sie ist bemerkenswerth durch den Versuch, dem Glauben eine unanfechtbare Stellung zu vindiciren und gegen die Resultate der Wissenschaft den Zweifel zu erregen. Der tiefgehende Streit zwischen Glauben und Wissen hat nach diesen Ausführungen keine Aussicht, mit Frieden und Versöhnung zu enden; der Verfasser selbst aber sieht sich bei der Veröffentlichung seiner Schrift durch die Tendenz geleitet, der überwuchernden Cultur entgegenzutreten und den Unfug, welcher mit Scheinbeweisen und Trugschlüssen getrieben werde, vor der Welt aufzudecken, damit dem Glauben wieder freie Bahn geschaffen werde.

„Das Christenthum im Lichte der Vernunft und Erfahrung" (Nr. 6) ist das Werk eines wackern und frommen Laien, der, gestützt auf eigene Lebenserfahrungen, den Inhalt der Bibel und die Lehren des Christenthums in ihrer Wahrheit zu erweisen sucht, auch dabei sich über Atheismus und Materialismus sowie über die Grenzen der Vernunft und Erfahrung ausläßt. Die treuherzige, wenn auch etwas trockene Darstellung bringt Bekanntes in schmuckloser Weise und kann nach Inhalt und Form als Hülfsmittel für die Katechismuslehre verwendet werden.

Von feinerm Gehalt und edlerer Gewandung ist die Schrift eines Geistlichen: „Der Glaube an die Unsterblichkeit nach seinem Einfluß auf das sittliche Leben" von E. Fischer (Nr. 7). Der Ausgangspunkt, zu dem auch der Schluß des Buchs zurückkehrt, ist das Wort, das man Ludwig Dessoir auf das Grabmal gesetzt hat: „Der Rest ist Schweigen". Der Verfasser sieht es nicht blos als ein Citat an, mit dem man den Darsteller Hamlet's ehren wollte, sondern zugleich als ein Zeugniß der Hoffnungslosigkeit derer, die das Denkmal errichteten, und überhaupt als ein Zeichen der Zeit. Er wendet sich deshalb auch sogleich wider die Gegner des Unsterblichkeitsglaubens und sucht ihren Vorwurf zu entkräften, als wenn bei jenem Glauben die Lohnsucht das Motiv des sittlichen Handelns werde; dann aber schreitet er von hier aus weiter zu dem Nachweis, daß da, wo jener Glaube über Bord geworfen worden sei, umsonst nach einem Boden gesucht werde, auf dem das sittliche Leben gedeihen könne. Er geht auf diesem Wege vielleicht zu weit, wenn er behauptet, daß mit der Leugnung jenes Glaubens das sittliche Leben seine feste Grundlage verloren habe und sich in eine Nützlichkeits- oder Glückseligkeitstheorie auflöse, in welcher die Selbstsucht, und noch dazu meist in der häßlichen Gestalt der Sinnenlust, zum treibenden Motiv werde. Um eine Probe des Stils und der Darstellung zu geben, wählen wir eine Stelle, in welcher der Verfasser von dem Einfluß des Unsterblichkeitsglaubens auf Kunst und Wissenschaft redet:

> Die Kunst vollends, was ist sie anders als ein Tasten und Suchen nach ewigen Gestalten? Was ist sie anders als der vorschauende Blick auf jene wahren Wesenheiten, die aus der Ewigkeit heraus dem Menschen entgegenwinken? Der wahre Künstler hat aus dem Born der Ewigkeit getrunken. Weit gefehlt daher, daß mit dem Glauben an ein ewiges Leben die Pflege der Kunst sich nicht vertrüge, müssen wir vielmehr behaupten, daß nur da, wo der Blick in die Ewigkeit dringt, etwas gesehen wird, was der Künstler mit einem Herzen nachbildet, das in seliger Freude zittert und jauchzt.

In keine der vorher genannten Kategorien von Schriften gehörend, erwähnen wir einer Streitschrift:

8. Sollen die Juden Christen werden? Ein offenes Wort an Freund und Feind von J. Singer. Mit einem facsimilirten Schreiben Ernest Renan's an den Verfasser. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, O. Frank. 1884. Gr. 8. 2 M.

Die erste, 2000 Exemplare umfassende Auflage, die in Wien im Februar des Jahres erschien, war innerhalb zweier Wochen vergriffen; die vorliegende zweite ist um das Doppelte des Inhalts vermehrt; die Anregungen zu dieser Vermehrung hat der Verfasser aus den Urtheilen namhafter Schriftsteller, Gelehrten und Politiker empfangen; die Widmung des Werks hat Ernest Renan angenommen; auch wird in etwas ostentativer Weise eine Reihe von hohen und höchsten Herrschaften des In- und Auslandes aufgeführt, denen die Broschüre zugesendet wurde, die jedoch, wie es scheint, das Dargebotene meist nur „mit Dank" entgegengenommen haben. Um was es sich in derselben handelt, sagt der Titel; die Antwort, die der jüdische Autor vom Standpunkt der liberalen Juden auf die aufgeworfene Frage gibt, lautet verneinend, ja man könnte dieselbe auch so fassen: nein, nicht die Juden sollen Christen werden, sondern umgekehrt, die Christen sollen Juden werden. Der Verfasser nennt jeden humanen Bekenner

des reinen Monotheismus einen Juden und spricht es offen aus: dem Judenthum gehört die Zukunft. Da jedoch ein Massenübertritt der einen zu den andern zur Zeit nicht angezeigt sei, so wird diese Vereinigung als das Werk der Zukunft erhofft. Der Verfasser unterscheidet dabei zwischen Kirche und Christenthum, zwischen den ursprünglichen Lehren Jesu und der ersten Evangelisten und den spätern Zuthaten und spricht seine Bedingungen zur Lösung der Judenfrage in folgenden Worten aus: gebe das Christenthum dasjenige auf, was es im Laufe der achtzehn Jahrhunderte seit dem Tode Christi in sich aufgenommen hat; kehre es zu den Lehren Christi, Pauli (!) und der ersten Evangelisten zurück — und wir Juden nehmen alle das Christenthum an. Dann gingen wir, so fährt er weiter fort, als religiöse Genossenschaft unter, aber wir blieben als nationale Gemeinschaft bestehen.

Es ist schon von anderer Seite auf das Gefährliche des Standpunktes hingewiesen worden, wonach die Juden sich noch als Nation betrachten und einen Staat im Staate bilden wollen. Der Verfasser verweist auf die Zeit, wo auch das Princip der Nationalität zu den überwundenen Standpunkten zählen und es keine Geschichte der Völker mehr, sondern nur eine Geschichte der Menschheit geben werde. Victor Scheffel hatte dem Verfasser geschrieben, daß die Abneigung der germanischen Völker gegen die Semiten nicht auf der Verschiedenheit von Religion und Dogma, sondern auf Verschiedenheit von Blut, Rasse, Abstammung, Volkssitte und Volksgesinnung beruhe. Der Verfasser behauptet, die heutige Judenfrage habe weder mit der Rasse noch mit der Religion etwas zu thun, sondern sei eine rein sociale Frage.

Hervorgerufen ist die Schrift durch die Bestrebungen des Antisemitismus, gegen den sie eine heftige Kritik übt. Wir wollen auf die unerquicklichen Streitigkeiten nicht näher eingehen, vielmehr in aphoristischer Weise und ohne eigene Kritik noch einige Sätze herausheben, die wir der Prüfung unserer Leser selbst überlassen:

Ueber dem Streit der Confessionen hat die Menschheit die Religion verloren. Wie die Französische Revolution der Welt die Menschenrechte gab, so wird im Lauf des 20. Jahrhunderts eine große geistige und religiöse Revolution der Menschheit die Herzens- und Geistesrechte geben. Das Judenthum ist die einzige Religion, welche den geistigen und socialen Fortschritt nicht zu fürchten hat. Es läßt sich statistisch nachweisen, daß noch kein Convertit aus innerer Ueberzeugung das Judenthum verlassen hat (!). Wenn heute ein Massenübertritt der Juden stattfände, so bliebe vom Christenthum als Confession, wie es sich im Laufe der Zeiten entwickelt hat, in 50 oder 100 Jahren nicht viel übrig. Die katholische Kirche hat den Socialismus verschuldet. Die Juden haben nichts dagegen, wenn der Papst nach Palästina geht; nur wird gewünscht, daß er seine sämmtlichen Priester und Kapläne mit sich nehme, die Juden würden selbst eine Collecte sammeln, damit das Werk zur Ausführung komme. Was Berlin in Bezug auf die Geselligkeit und schöne Literatur geworden, verdankt es seinen Juden. Das Christenthum datirt nicht seit der Geburt Christi, sondern 750 Jahre früher aus der Epoche der großen jüdischen Propheten. Die Religion der Zukunft ist die Menschenliebe.

Man mag über das Angeführte denken, wie man will, man wird dem Verfasser Weite des Blicks, ein unerschrockenes Denken, Schärfe und Bestimmtheit in der Fassung der Gedanken und eine tüchtige Polemik nicht aberkennen können. Eins ist es, was verstimmend nachwirkt, wenn man das Buch aus den Händen legt: daß er der Fehler seines Volks nicht mit derselben Ausführlichkeit gedenkt, wie er dessen Tugenden verkündet oder die Vergehen der Christen geiselt.

Ueber dem Für und Wider des Streits religiöser Meinungen stehend haben wir zuletzt noch die Jubelausgabe eines Werks zu erwähnen, das allerdings zu dem Titel, unter dem wir die oben besprochenen Schriften gesammelt haben, nicht recht passen will, das wir jedoch um seines religiösen Inhalts willen gleichwol hier anfügen wollen; es sind die unter dem Titel „Psalter und Harfe" bekannten geistlichen Lieder von C. J. Ph. Spitta:

9. Psalter und Harfe. Von Karl Johann Philipp Spitta. Funfzigste Auflage. Jubelausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Porträt Spitta's, Illustrationen und 42 Initialen nach Originalen von B. Plockhorst und F. Wanderer. Neu geordnet nach dem Vaterunser. Mit Einleitung und Biographie Spitta's von Julius Sturm. Bremen, Heinsius. 1884. Gr. 8. 20 M.

Die Verlagshandlung, die auf das complet gewordene Lieferungswerk großen Fleiß und nicht unbedeutende Kosten verwendet hat, motivirt das Erscheinen des Werks in seiner neuesten Gestalt mit der Erwägung, daß, wenn man nach funfzigjähriger Thätigkeit das Jubiläum eines jeden Mannes feiere, der sich in seinem Berufe verdient gemacht, so auch das funfzigjährige Bestehen eines anerkannt verdienten Buchs der gleichen Ehre werth sei. In der That, die geistlichen Lieder von Spitta haben sich im Laufe der Zeit eine weitverbreitete Gemeinde gesammelt und die Zahl ihrer Verehrer über die Grenzen unsers deutschen Vaterlandes durch Uebersetzungen ins Englische, Französische, Italienische und Holländische vermehrt. Es ist wol auch kein Gesangbuch, keine Liedersammlung der neuern Zeit ohne Beiträge aus „Psalter und Harfe" entstanden.

Einer eingehendern Beurtheilung der Lieder dürfen wir uns an dieser Stelle wol enthalten.

Kirchenlieder im strengen Sinne des Worts sind sie nicht und wollen es auch nicht sein; sie sind bestimmt, der häuslichen Erbauung zu dienen, und erfüllen diese Bestimmung in einer Weise, wie es bisher keinen Liedern der zahlreichen neuern religiösen Dichter gelungen ist. Wohl sind viele bei Spitta in die Schule gegangen, aber noch hat kein Schüler den Meister erreicht.

So urtheilt Julius Sturm, selbst einer der namhaftesten religiösen Dichter der Gegenwart. Zwar sind, wie wir hier hinzufügen möchten, die Lieder Spitta's nicht alle von gleichem Werth. Neben solchen, die nur, allerdings in einer reinen Form, mehr oder weniger biblische Umschreibungen liefern, gibt es andere, die sich durch hohe Schönheit und den Geist erhabener Stille auszeichnen, welche letztere Eigenschaft dem echten religiösen Liede nicht fehlen darf;

endlich gibt es noch eine Minorität von Liedern, die, ohne einem bestimmten specifisch religiösen Gedanken zu folgen, mehr in das Gebiet der ernstern Lyrik überhaupt zu verweisen sind, und diese letztern gehören mit zu den ansprechendsten Liedern der Sammlung. Eine Gefahr, die für die religiöse Poesie leicht verhängnißvoll wird, ist die Monotonie; sie erwächst ihr aus der Beschränktheit des Darstellungsgebiets, das ihr zur Verfügung steht, wie aus dem beschränkten Maß ihrer Stimmmittel. Die weltliche Poesie hat mehr Töne auf ihrer Leier als die geistliche Poesie auf ihrer Harfe; was der letztern an Umfang gebricht, muß sie durch die Höhe der Anschauung ersetzen. Eins der schönsten Gedichte, auch von dem Künstler in entsprechender Weise mit einem schönen Bilde illustrirt, ist das erste der vorliegenden Sammlung, in welchem der Dichter unter dem Bilde der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft die Wendung der Zeit feiert, in der sein eigenes Lied entstanden ist, die Wendung nämlich von den Tagen des nüchternen Rationalismus zu den Zeiten einer vertieften Glaubensfülle.

Was die Anordnung des Textes und die äußere Ausstattung des Werks betrifft, so ist vor allem hervorzuheben, daß die Jubelausgabe durch Julius Sturm in pietätvoller Weise eingeleitet und mit einer Biographie Spitta's versehen ist. Die beiden Bände der Spitta'schen Lieder sind hier in einen verschmolzen und nach dem Vaterunser derartig geordnet, daß sämmtliche Lieder in acht fast gleiche Abtheilungen untergebracht werden. Uebrigens sind dem Werke am Schluß zwei Inhaltsverzeichnisse (nach der alten und neuen Ordnung) beigegeben, sodaß diejenigen, die sich an die alte Ordnung gewöhnt hatten, sich leicht auch in der neuen orientiren können.

Für den Bildschmuck wurden zwei ausgezeichnete Künstler gewonnen: Professor B. Plockhorst in Berlin und F. Wanderer in Nürnberg. Von dem erstern sind acht Vollbilder und ebenso viele Medaillonbilder geschaffen worden, welche Anfang und Schluß jeder der acht Abtheilungen der Lieder zieren. F. Wanderer gibt in acht Bildern sinnige Illustrationen zu den einzelnen Gruppen der Lieder, außerdem eine Anzahl von Randzeichnungen und Initialen von hoher Vollendung und unerreichter Meisterschaft. Die Ausführung der Illustrationen wurde den besten Anstalten für Lichtdruck, Xylographie und Kunstdruck anvertraut. So ist denn von seiten der graphischen Künste alles gethan worden, um das Werk des Dichters würdig zu schmücken, sodaß zu hoffen steht, es werde auch in der neuen Gestalt seine alten Freunde zu finden und neue zu erwerben wissen.

Camillo Cavour.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Camillo Cavour's gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von L. Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. Erster und zweiter Band. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 12 M.

Die Briefe des zweiten Bandes genügen nicht, um uns ein einigermaßen adäquates Bild der rastlosen Thätigkeit zu geben, welche Cavour während der Jahre 1853—58 sowol im Innern zur vollständigen Reorganisation der Verwaltung wie nach außen hin zur Vorbereitung des großen Befreiungswerks entfaltete. Er hatte eben zu viel zu thun, um viel zu schreiben.

Verschiedene Briefe deuten auf den unablässigen Kampf, den er gegen die Intriguen „der Schwarzen, welche viel gefährlicher sind als die Rothen" (204), zu führen hatte. „Bei Ihnen", schreibt er an Lord Hatherton (144), „benutzen sie die ultraradicalen Leidenschaften, bei uns die alten reactionären Vorurtheile. . . . Es ist dasselbe in Frankreich, in Belgien, in Preußen." „Nichts", heißt es an einer Stelle, „vertragen die modernen Völker weniger als Einmischung der Priester in Politik und Staatsverwaltung. . . . Und sie haben recht: das Priesterregiment, wenn man es in der Nähe betrachtet, bringt Nachtheile jeder Art mit sich ohne irgendeinen Vortheil."

Als bei den Neuwahlen zum sardinischen Parlament im Winter 1857—58 die klerikale Partei mit Dampfkraft und nicht ohne bedeutenden Erfolg darauf hinarbeitete, Männer ihrer Farbe in die Kammer zu bringen, schrieb er an de la Rive (309):

Es ist ärgerlich zu sehen, welche Rolle bei der Geschichte die Religion hat spielen müssen. Von Rom und Paris angeschürt, haben die Prälaten eine förmliche Verschwörung angezettelt, more Mazzini. . . . Der Beichtstuhl ist zum Katheder geworden, um die blindgläubigen Leute zu belehren. Die Priester sind ermächtigt worden, mit vollen Händen Wechsel auf Paradies und Hölle auszustellen. Rom hat ihnen zu diesem Zweck einen unbedingten Credit auf das Jenseits eröffnet.

Aber das alles hielt ihn nicht ab, gegenüber dem Verlangen der gereizten Liberalen, daß die Regierung diesem Misbrauch der geistlichen Gewalt steuern möge, auch dem Klerus die volle Wahlfreiheit zu vindiciren.

Ueber das „ruchlose Decret", mit dem die österreichische Regierung nach dem Mazzini'schen Putsch zu Mailand im Februar 1853 die Güter aller lombardischen Emigranten, die zum großen Theil sardinische Bürger geworden waren, mit dem Sequester belegte, spricht er sich in seinen Briefen an Massimo d'Azeglio und den Grafen Arese (145—147) ebenso energisch wie edel und würdevoll aus. Er verschmähte alle Repressalien, trat aber, indem er die diplomatischen Beziehungen zu Oesterreich abbrach und ganz

Europa zum Zeugen der Ungerechtigkeiten und Anmaßungen dieser Macht aufrief, von nun an zugleich offen als Vertreter der Interessen ganz Italiens auf. „Da es die Vorsehung gewollt hat, daß Piemont allein in ganz Italien frei und unabhängig dasteht", schreibt er an seine langjährige vertraute Correspondentin, die Gräfin Anastasia Circourt in Paris (183), „so muß nun Piemont auch seine Freiheit und Unabhängigkeit dazu benutzen, die Sache der unglücklichen Halbinsel vor Europa zu führen." ... „Nehmen Sie diesen Herzenserguß", schließt er, „als ein Bekenntniß, daß mein ganzes Leben einem einzigen Werk geweiht ist, der Emancipation meines Vaterlandes."

Nicht um der Macht willen, nicht aus persönlichem Ehrgeiz hatte er die ungeheuere Last und Verantwortlichkeit auf sich genommen. Oft genug sehnte er sich nach der Ruhe und dem stillen Glück des Landlebens:

Wenn der politische Sturm vorüber und unser Fahrzeug im Hafen geborgen ist, werden wir ins Privatleben zurückkehren und mit Freuden unsere alten Beschäftigungen wieder aufnehmen. Aber solange die Kämpfe dauern, solange wir innen und außen von Feinden umringt sind, solange ist es eine heilige Pflicht, vereint zu bleiben und jedes minder wichtige, jedes Privatinteresse der Sache zum Opfer zu bringen, der wir uns geweiht haben, und dem Wohl des Landes, das uns sein Schicksal anvertraut hat.

Der im December 1854 mit den Westmächten abgeschlossene Allianzvertrag, der seine wahre, wenn auch verborgene Spitze weit mehr gegen Oesterreich kehrte als gegen Rußland, war eine geniale That, aber zugleich ein gefährliches Wagestück. Die Briefe aus dem Jahre 1855 enthalten zahlreiche Spuren des schweren doppelten Kampfes, den Cavour damals gegen die öffentliche Meinung, gegen einen großen Theil der Kammer, ja seiner eigenen Partei und seiner Collegen zu führen hatte, um ein Unternehmen durchzusetzen, das dem Lande so schwere Opfer auferlegte, ohne irgendeinen materiellen Gewinn zu versprechen. „Ich habe", schreibt er, als der Krieg entschieden war, „eine furchtbare Verantwortlichkeit auf mein Haupt geladen; aber gleichviel, mag daraus entstehen, was da will: mein Gewissen sagt mir, daß ich eine heilige Pflicht erfüllt habe" (182).

Die Briefe, welche Cavour an seinen Freund Lamarmora, den Oberbefehlshaber des italienischen Krimheeres, schrieb, zeugen ebenso sehr für seine treue Fürsorge für die im Felde stehenden Truppen wie von seinem glühenden Wunsch, daß sie endlich Gelegenheit finden möchten, sich auszuzeichnen, um durch einen Sieg das sardinische Volk zu begeistern und die immer lauter werdenden Stimmen der Gegner der Allianz zum Schweigen zu bringen:

Die Unthätigkeit unsers Armeecorps ist jammervoll. ... Wenn unsere Soldaten nicht ins Feuer kommen und sich glänzend bewähren, würde es im Lande und vielleicht in Europa einen ungünstigen und ungerechtfertigten Eindruck machen (206).

Als er die Nachricht von dem Sieg an der Tschernaja empfängt, ist er voller Entzücken. Er sendet sofort die Depesche Lamarmora's an dessen Frau und fügt hinzu: „Sie können stolz darauf sein, seine Frau zu sein, und ich bin stolz auf seine Freundschaft" (208). Dagegen schmerzt es ihn tief, „daß unsere Truppen an der glorreichen Erstürmung von Sewastopol nicht theilgenommen haben" (213). Weit mehr aber erschreckt ihn die Nachricht von dem unvermuthet frühzeitigen Abschluß der Friedenspräliminarien durch Oesterreichs Vermittelung. Schreibt er zunächst noch (234): „Ich bin niedergeschlagen, aber nicht muthlos", so heißt es bald darauf (237): „Der Friede ist beklagenswerth; ich bin trostlos." Aber plötzlich leuchtet ein heller Hoffnungsstern auf: „Gestern Abend", schreibt er an d'Azeglio am 8. December 1855 von Paris aus, „sagte mir der Kaiser à brûle pourpoint: «Schreiben Sie vertraulich an Walewsky, was Sie glauben, daß ich für Piemont und Italien thun könnte.»"

Diese Worte waren bekanntlich der erste Schritt auf dem Wege, der nach Plombières, zu der Neujahrsbegrüßung an Baron Hübner und zum Kriege von 1859 führte. Mit welcher Gewandtheit, Ausdauer und Unermüdlichkeit Cavour sie ausgenutzt, zeigen die nachfolgenden Briefe. Der schon früher bekannt gewordene an Walewsky (236) setzt in kurzen, klaren Worten die Lage Italiens nach innen und außen, die berechtigten Wünsche der Nation und die Beschwerden Piemonts gegen Oesterreich auseinander, um schließlich in vier kurzen Sätzen zusammenzufassen, was nach Cavour's Ansicht Napoleon schon jetzt für Italien thun könne.

Nur sehr ungern ging er, nachdem d'Azeglio den Auftrag zurückgewiesen hatte, als Vertreter Sardiniens zu dem Friedenscongreß nach Paris; denn damals war es noch zweifelhaft, ob Sardinien Sitz und Stimme neben den Großmächten des Congresses erhalten würde. „Es ist wahrscheinlich", schreibt er an den Gesandten Villamarina, „daß dieser Gang der letzte meines politischen Lebens ist." Aber die Gleichberechtigung wurde trotz des österreichischen Protestes anerkannt (241), und nun erwies es sich im Gegentheil, daß dieser gefürchtete Gang für Cavour der Weg zu unvergänglichem Ruhme sein sollte.

Wenn die Briefe, die er während der Dauer des Congresses von Paris aus in die Heimat schrieb (240—276), unsere Kenntniß der Verhandlungen desselben nicht wesentlich bereichern, so bieten sie uns dagegen ein lebhaftes Bild der rastlosen, fast fieberhaften Thätigkeit, welche Cavour während dieser Zeit nach allen Richtungen hin entfaltete. Kein Mittel war ihm zu klein, keine Anstrengung zu groß, wo es galt, die von ihm verfochtene Sache zu fördern. Nahm er doch sogar die weibliche Schönheit in den Dienst seiner Diplomatie (242), um auf den Kaiser zu Gunsten Italiens zu wirken. Er wußte allmählich alle Diplomaten des Congresses bis auf die österreichischen für sich zu gewinnen, selbst Manteuffel und Hatzfeldt eingeschlossen (260). In den Briefen über die berühmte Conferenz vom 8. April, wo es Cavour zum ersten mal vergönnt war, als Anwalt Italiens vor Europa aufzutreten, tritt uns seine sanguinische, zum Optimismus neigende Natur deutlich entgegen. Hatte er auch vorher selbst an seinen Freund

Castelli geschrieben: „Wir gewinnen nichts Materielles, wohl aber die Anerkennung Frankreichs und Englands, daß der jetzige Zustand unerträglich ist, und daß die Regeneration allein von Piemont ausgehen kann", so belebten doch die Donnerworte Lord Clarendon's gegen Oesterreich noch einmal vorübergehend seine erstorbene Hoffnung auf einen materiellen Beistand Englands (270). Seine Unterredungen mit Lord Palmerston in London brachten rasche Abkühlung und Enttäuschung (272—275). Dagegen zweifelte er nicht mehr an Napoleon's gutem Willen: „Ich habe festes Vertrauen, daß der wohlthätige Einfluß der aufrichtigen Sympathie des Kaisers sich binnen kurzem in Piemont und Italien fühlbar machen wird" (259). Zwar verkennt er nicht, daß der Kaiser nicht unmittelbar nach dem Pariser Frieden Oesterreich gegenüber den casus belli habe stellen können (271), er sagte aber zuversichtlich zu de la Rive: „In drei Jahren werden wir einen tüchtigen Krieg haben."

Von den eifrig betriebenen Vorbereitungen zu diesem Kriege enthalten die folgenden Briefe nur geringe Andeutungen, die sich zumal auf den Verkehr beziehen, in den Cavour mit Joseph la Farina und durch dessen Vermittelung mit den andern Häuptern des neu gegründeten italienischen Nationalvereins: Manin, Garibaldi und Pallavicino, getreten war. Unsere Sammlung bringt einen langen Brief la Farina's an Cavour und dessen kurze Antwort (289 fg.), worin er Farina einladet, in der ersten Frühe des folgenden Morgens ihn zu besuchen; von da ab hat sich die Zusammenkunft der beiden fast täglich zur gleichen Stunde vier Jahre lang wiederholt.

Die Briefe 296—298 an die sardinischen Gesandten in Paris und in London vom Anfang des Jahres 1857 betreffen die Drohnote des österreichischen Cabinets wegen der lombardischen Sammlungen für die Ausrüstung der Festung Alessandria, die Schmähartikel der sardinischen Presse gegen Oesterreich u. s. w., welche den erneuten Abbruch der kaum wiederhergestellten diplomatischen Beziehungen zur Folge hatten. Sie liefern einen schlagenden Beweis, wie trefflich der große Staatsmann die groben Fehler einer plumpen und anmaßenden Diplomatie zu nutzen wußte, um die öffentliche Meinung Europas auf seine Seite zu bringen.

Während er ungeduldig Napoleon zum Kriege zu drängen suchte, drohte seinen Plänen in der Heimat selbst eine neue Gefahr. Den Wühlereien der klerikalen Partei war es bei den Wahlen im Winter 1857—58 gelungen, die Reihen der ultramontanen Rechten bedeutend zu verstärken. Cavour sah sich genöthigt, den Vertreter der Linken im Ministerium und den bestgehaßten unter seinen Collegen, Urbano Rattazzi, fallen zu lassen. Seine Briefe aus dieser Periode tragen alle ein düsteres Gepräge, so maßvoll und besonnen auch sein Urtheil blieb. „Noch niemals hat sich das Land in einer ernstern Lage befunden; noch niemals war ich von größern Schwierigkeiten umgeben. . . . Eine furchtbare Verantwortlichkeit lastet auf meinem Haupt" (310). „Ich verberge mir die Gefahr, in der das Ministerium schwebt, keineswegs. Der kleinste Fehltritt rechts oder links, und unsere Barke schlägt um" (309).

Das Orsini'sche Attentat vom 14. Januar 1858 schien anfangs die precäre Lage des Ministeriums Cavour noch zu verschlimmern. Zugleich meldete die genfer Polizei ein Complot gegen das Leben Victor Emanuel's und seines Ministerpräsidenten. Cavour schreibt (313):

> Ich meinerseits lache darüber, denn wenn ich unter den Streichen der Meuchelmörder fiele, so stürbe ich vielleicht im passendsten Moment meiner politischen Laufbahn. Aber wenn ein Attentat auf den König stattfände, so würde es, selbst wenn es fehlschlüge, die furchtbarsten Folgen für unsere Politik nach sich ziehen.

Wenige Tage nachher verlangte der neue französische Gesandte, Fürst de la Tour d'Auvergne, im Namen seiner Regierung weitgehende Coërcitivmaßregeln gegen die Presse und die Emigranten. „Nein", fügt Cavour der Mittheilung derselben an Villamarina hinzu, „nein, antworte ich, nein!" (315). Er sowol wie der König vertraten dem auf das höchste gegen die italienischen Revolutionäre aufgebrachten Napoleon gegenüber die Unabhängigkeit der sardinischen Regierung und die gesetzliche Freiheit mit würdevoller Festigkeit (313—318). Aber die Lage wurde immer gespannter:

> Unsere Zeit ist voll von Schwierigkeiten und Gefahren, und beide wachsen täglich. Die Secten sind außer Rand und Band. Wir werden auf der Bresche ausharren — unerschütterlich und entschlossen; aber wenn nicht alle unsere Freunde sich um uns scharen . . ., so unterliegen wir sicherlich (319).

Da kamen der Brief Orsini's an Napoleon und sein Testament, die auf Anregung von Paris aus in dem officiellen Organ der piemontesischen Regierung veröffentlicht wurden (320). Sie gaben dem Geiste des französischen Kaisers eine andere Richtung; man darf behaupten, daß von nun an der Entschluß bei ihm feststand, sich mit Piemont gegen Oesterreich zu verbinden, Italien von dem letztern unabhängig zu machen und sich dadurch vor den italienischen Bomben und Dolchen zu schützen.

Im Juni 1858 schreibt Cavour an de la Rive: „Wenn ich über vierzehn Tage verfügen kann, werde ich sie zu einem Besuch in Genf und zu einem kurzen Ausflug in die Schweiz benutzen" (326). „Ich gedenke", heißt es in einem Brief an die Gräfin Circourt zu Anfang Juli, „einige Tage in Pressinge (dem Wohnsitz de la Rive's bei Genf) zu verweilen; man wird wol nicht argwöhnen, daß ich mit meinen Freunden eine Verschwörung gegen den Weltfrieden anzettle."

In der That aber sprach er hier in ironisch negativer Form seine innersten Gedanken aus. Die Zusammenkunft mit Napoleon war verabredet; am 21. Juli fand die berühmte achtstündige Unterredung in Plombières statt. „Das Drama nähert sich seiner Entwickelung", schreibt er am 4. Juli an Lamarmora; „möge der Himmel mich erleuchten, daß ich im entscheidenden Augenblick keine Dummheiten mache!" Wenn Dummheiten (minchionerie) in Plombières gemacht wurden, so waren sie nicht auf Cavour's Seite.

„Ich bin sehr zufrieden", schreibt er am folgenden Tag an den Freund von Straßburg aus und fügt in einem Postscript hinzu: „Curire deine Augen, du wirst sie brauchen für dich und für uns" (330).

Von Baden aus, wohin Cavour gegangen war, um die dort versammelten „Könige, Fürsten und Diplomaten" zu sehen und zu sondiren, zumal die Italien sehr günstig gesinnte Großfürstin Helene zu sprechen, sandte er eine genaue Analyse der Unterredung mit dem Kaiser und der getroffenen Abmachungen an Lamarmora (332). Ist auch der Schleier des Geheimnisses, von dem dieselben lange verhüllt waren, längst gelüftet, so dürften doch einige Punkte auch heute noch den meisten Lesern neu sein. Das „Frei bis zur Adria" sollte sich nicht nur auf Lombardo-Venetien erstrecken: auch die Marken und Legationen sollten in das neue Reich Oberitalien einbegriffen werden. Die Abtretung Nizzas und die Heirath der Prinzessin Clotilde mit dem Prinzen Napoleon wurden vorläufig in der Schwebe gelassen. Früher war Cavour selbst gegen die letztere gewesen. „Der Prinz", schreibt er (304), „könnte sich selbst sagen, daß die erstgeborene Tochter des Hauses Savoyen nur einen Erbprinzen heirathen kann." Jetzt vertrat er den entgegengesetzten Standpunkt: „Es wäre ein Fehler, ein ungeheuerer Fehler, sich mit dem Kaiser zu verbinden und ihm gleichzeitig eine Beleidigung zuzufügen, die er nicht vergessen könnte." Bekanntlich gelang es ihm nicht ohne große Mühe, den sehr abgeneigten König umzustimmen:

> Ich habe Plombières in der heitersten Stimmung verlassen. Ich hege das feste Vertrauen, ja die Ueberzeugung: wenn der König in die Heirath willigt, so hältst du in zwei Jahren deinen Einzug in Wien an der Spitze unserer siegreichen Truppen.

Denn erst in Wien gedachten die Alliirten Frieden zu schließen. Cavour wie Napoleon rechneten auf den Beistand Rußlands, die Neutralität Preußens. Nachdem Cavour in Baden-Baden den damaligen Prinzen von Preußen, Manteuffel und Hatzfeldt gesprochen, ist er noch hoffnungsvoller. „Ich schreibe dir (an Lamarmora von Basel aus) zwei Zeilen, um dir zu sagen, daß ich mit dem Prinzen von Preußen und seinen Diplomaten sehr zufrieden bin" (333), und wenige Tage später von Turin aus an Villamarina: „Die Sympathie von seiten Preußens hat mich auf die angenehmste Weise überrascht" (335).

Die letzten Briefe des zweiten Bandes (336—359) sind im ganzen von geringerm Interesse; mehrere derselben sind ziemlich unverständliche Fragmente. Doch zeigen sich auch hier die Spuren der rastlosen Thätigkeit, mit der Cavour die Vorbereitungen zu dem großen Werke betrieb, das er in einem Brief an Villamarina (353) „das größte Drama der Neuzeit" nennt, und das er entschlossen war, im nächsten Frühjahr in Scene zu setzen, indem er, wie er Lord Odo Russell gegenüber erklärte, Oesterreich zwingen werde, Sardinien den Krieg zu erklären. Der letzte Brief vom 30. December 1858 (an Villamarina) deutet auf neue Hindernisse, die sich der Erfüllung seiner stolzen Hoffnungen gegenüber aufthürmen. „Der Horizont verdunkelt sich, die Stürme toben. Hoffen wir, daß Rußlands Einfluß am Hof von Berlin über Englands Intriguen, Preußen für eine Allianz mit Oesterreich zu gewinnen, den Sieg davontragen werde." So endet das Jahr mit einem Misklang, mit neuen schweren und keineswegs ungerechtfertigten Besorgnissen und dem völligen Schiffbruch der Hoffnungen, die er einst auf des hochverehrten Englands Hülfe gebaut hatte.

Otto Speyer.

Zur Schiller-Literatur.

Schiller als Historiker und Philosoph. Von Friedrich Ueberweg. Mit einer biographischen Skizze Ueberweg's von F. R. Lange. Herausgegeben von Moritz Brasch. Leipzig, Reißner. 1884. Gr. 8. 8 M.

Der Herausgeber hat sich mit dieser Publication ein Verdienst um die Bereicherung der neuern Literatur über Schiller erworben. Dem Buch ist ein Bildniß des verstorbenen Verfassers beigefügt. Ueberweg war eine echt deutsche, originell beanlagte, in hingebendem Fleiß nur der Wissenschaft lebende Natur: ein Gelehrter, von allem äußern Treiben der Welt abgewandt, zuerst in ganz beschränkten Verhältnissen lebend und in kindlicher Unbeholfenheit bis zu seiner spätern Verheirathung allein von der Pflege seiner Mutter abhängig. Sein ganzes persönliches Charakterbild erinnert etwas an den Typus der bekannten ältern, vom reinsten Idealismus erfüllten, aber im übrigen vollständig unpraktischen Philosophen- und Aesthetikerkreise. Das Unpraktische bei Ueberweg zeigt sich in seinen erfolglosen Bestrebungen, die Stellung eines Gymnasiallehrers auszufüllen, und auch das von ihm in der akademischen Laufbahn zuletzt in Königsberg erreichte Ziel ist nicht gerade ein glänzendes gewesen. Bekannt ist Ueberweg in der Gelehrtenwelt namentlich durch seinen mit großer kritischer Sorgfalt und umfassender Beherrschung des Materials angelegten „Grundriß der Geschichte der Philosophie" geworden, welcher dann, in andere Hände übergegangen, eine Reihe erweiterter und vervollständigter Auflagen erlebt hat. Zuerst von der Philologie ausgehend, ist das philosophische Denken Ueberweg's dann insbesondere von Beneke angeregt und bestimmt worden. Man wird die Biographie dieses eigenthümlichen Geistes aus der Feder seines Studiengenossen F. R. Lange, des bekannten Verfassers der „Geschichte des Materialismus", mit Interesse und Theilnahme lesen.

Der Richtung der Zeit gemäß hatte sich das Talent Ueberweg's mehr der historischen und literarisch-kritischen

als der rein speculativen Seite der Philosophie zugewendet. „Die vorliegende Schrift aber datirt aus dem Jahre 1859 und gehörte zu den Arbeiten, welche auf das Preisausschreiben der wiener Akademie, betreffend das Verhältniß Schiller's zur Wissenschaft, bei jener eingereicht worden waren. Der Sieg wurde bekanntlich Karl Tomaschek's ausgezeichnetem Werk zuerkannt: eine Entscheidung, deren Gerechtigkeit Ueberweg offen und rückhaltlos anerkannte. Seitdem hatte der wissenschaftliche Entwickelungsgang unsers Philosophen ihn mehr und mehr von dem ästhetischen und literarhistorischen Gebiete fern gehalten, sodaß der Gedanke einer etwaigen Publication der genannten Schrift schließlich bei ihm ganz in den Hintergrund trat. Indeß muß Ueberweg doch in den letzten Lebensjahren eine Veröffentlichung derselben geplant haben, da das Manuscript nicht nur bedeutende, einer spätern Zeit angehörende Kürzungen, sondern auch vielfache Veränderungen aufweist." (Worte des Herausgebers.) Die Schrift besteht in einer Reihe von Untersuchungen über Schiller, seinen Bildungsgang und einzelne seiner Schriften. Schiller steht uns oder der Nation im allgemeinen näher in seiner Eigenschaft als Dichter wie in der als Historiker und Philosoph. Es würde aber durchaus unberechtigt sein, seine Stellung nach diesen beiden letztern Seiten hin als diejenige eines bloßen Dilettanten auffassen zu wollen. Der wahre Historiker und der wahre Philosoph muß eigentlich auch immer etwas vom Dichter in seiner Natur und Geistesanlage haben. Ohne dichterisches Talent und dichterische Intuition kann weder das Wesen der Geschichte noch auch das der Welt überhaupt wahrhaft erfaßt und deutlich dargestellt werden. Der wahre Dichter aber und insbesondere der Dramatiker muß andererseits auch die wesentlichen Eigenschaften oder doch die Vorbedingungen des echten Historikers und des echten Philosophen zu seiner Aufgabe mit hinzubringen. Dieses war in vorzüglichem Grade bei Schiller der Fall, wenn ihm auch theils das schwerfällig Banausische, theils das erkünstelt Spitzfindige dieses doppelten Thätigkeitsgebiets fremd war. Schiller war überall eine große Natur, die das Wesen von Geschichte und Philosophie nach ihrem wahren und echt menschlichen Lebenskern aufzufassen verstand. Die Würdigung Schiller's ist bei uns neuerlich wol in einem gewissen Sinne hinter derjenigen Goethe's zurückgeblieben, bei welchem sie sich auch oft in einer nicht immer glücklichen Weise auf indifferente Aeußerlichkeiten und mystisch dunkle Seiten seiner Person und Weltauffassung erstreckt hat. Der Cult und das Verständniß dieser beiden geistigen Heroen ist für die Nachwelt fortwährend Pflicht und Mittel der Stärkung für ihre eigenen Ziele. Das rein Poetische ruhte bei beiden auf einem weitern Hintergrunde allgemeiner wissenschaftlicher Bildung und innern geistigen Denkens. Der Genius Goethe's war mehr dem Erfassen der Natur, derjenige Schiller's mehr dem der Geschichte zugewandt. Die Wagschale Schiller's steigt, wenn uns seine Poesie zugleich auf dem Hintergrunde dieses seines weitern Gedankenlebens erscheint. Ueberweg aber verfolgt mit echt wissenschaftlicher Treue und Gründlichkeit viele der feinern Fäden, aus denen sich das Denken und die Weltanschauung Schiller's im Verhältniß zu den Bewegungen seiner Zeit, namentlich auch der Kant'schen Philosophie, zusammensetzt, und es darf diese von gerechter Würdigung des ganzen Wesens Schiller's getragene literarisch-historische Detailmalerei als eine willkommene Ergänzung anders gearteter Darstellungen auf dem gleichen Gebiet angesehen werden. Konrad Hermann.

Zur Geschichte der Druckschrift.

Druckschriften des 15. bis 18. Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen herausgegeben von der Direction der Reichsdruckerei unter Mitwirkung von Dr. F. Lippmann und Dr. R. Dohme. Erstes Heft (Tafel I—X). Leipzig, Brockhaus. 1885. Folio. 10 M.

Die Direction der Reichsdruckerei in Berlin hat ein großartiges und sehr dankenswerthes Unternehmen begonnen, indem sie unter Mitwirkung von Dr. F. Lippmann und Dr. R. Dohme das obengenannte Werk veröffentlicht, über dessen Tendenz sie sich mit folgenden Worten äußert:

> Der reiche Schatz von Erzeugnissen der Buchdruckerkunst früherer Epochen ist dem Einzelnen, zumal dem praktisch thätigen Typographen und Schriftenschneider, nur schwer zugänglich, und selten ist es ihm möglich, die Originaldrucke, welche seine kunstreichen Gewerbsgenossen der vergangenen Jahrhunderte hervorgebracht haben, zu sehen und mit Muße zu studiren. Und doch ist in diesen Werken eine oft ungeahnte Fülle wohldurchdachter Arbeit und vom feinsten Sinn geleiteter Erfindung vorhanden, die nur ihrer neuen Verwerthung und verständigen Benutzung harrt, um befruchtend und fördernd auf die Leistungen der Gegenwart zu wirken. . . . In der vorliegenden Publication wird beabsichtigt, eine größere Reihe der Druckschriften nachzubilden, die seit Gutenberg bis zum Beginn unsers Jahrhunderts in den europäischen Culturländern üblich waren.

Sonach will die Sammlung einen doppelten Zweck erfüllen: sie wird dem Typographen von Fach die nützlichsten Anregungen geben zu geschmackvoller und künstlerischer Ausübung seines Berufs; dem Laien aber bietet sie ein höchst interessantes Bild von der geschichtlichen Entwickelung der Druckschrift und der verschiedenen Gestaltungen des Satzes.

Das Werk erscheint in Heften, deren jedes 10 Tafeln im größten Folioformat nebst einer kurzen Erklärung der einzelnen Tafeln enthalten wird. Vorläufig sind 10 solcher Hefte in Aussicht genommen. Das erste Heft liegt vor und macht vermöge der ebenso glänzenden wie gediegenen Herstellung einen imposanten Eindruck. Von den

Schriftwerken, welche es in vollkommen photographisch treuen Nachbildungen darbietet, gehören drei dem 15., die übrigen sieben dem 16. Jahrhundert an. Ein besonders seltenes und originelles Stück ist auf Tafel 6 vorgeführt, das im altfranzösischen Geschmack in Holz geschnittene Titelblatt der 1488 von dem berühmten Buchdrucker Antoine Verard in Paris gedruckten Chronik „La mer des Hystoires" (Die Mutter der Geschichte); aber auch an allen andern Tafeln, worunter zwei Textseiten aus dem „Teuerdanck" und zwei aus der Polyglotten-Bibel von Christoph Plantin in Antwerpen, wird der Techniker wie der Bibliophile seine Freude haben.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber K. E. von Ujfalvy's „Aus dem westlichen Himalaja. Erlebnisse und Forschungen" sagt die „Saturday Review", Nr. 1512, der Verfasser habe sich als einen vortrefflichen Reisenden bewährt, er sei „verständig, gut gelaunt, wohlunterrichtet, lebendig in der Schilderung und wisse, was vom wesentlichsten Interesse und der Mühe werth ist, verzeichnet zu werden". Er sei groß in der Anthropologie und, was für das größere Publikum weit interessanter ist, habe Sinn für Kunstgegenstände.

Die von H. Druskowitz unter dem Titel „Drei englische Dichterinnen" veröffentlichten, in Nr. 1 d. Bl. f. 1885 besprochenen „Essays" werden ebendaselbst als sehr verdienstvoll bezeichnet. „Die erste, Johanna Baillie", heißt es dann, „ist von ihrem eigenen Vaterlande so allgemein und unverdienterweise vernachlässigt, daß Druskowitz' Studium bedeutendes Interesse für englische Leser besitzen müßte. . . . Mrs. Browning wird natürlich nicht leicht die gleiche Berühmtheit auf dem Festlande genießen, die sie in der Heimat erreicht hat; die hier gebotenen Uebertragungen indessen sind ihr insofern günstig, als sie die nachlässige Form berichtigen, welche gebildeten und heikeln Lesern bei uns so viel Anstoß gibt. Ueber George Eliot läßt sich nicht leicht etwas Neues vorbringen, solange nicht ihre ausführliche Biographie und ihr vollständiger Briefwechsel vorliegen, und auch Druskowitz' Memoire und Kritik sind wenig mehr als ein Résumé dessen, was Miß Blind über sie geschrieben hat."

In derselben Nummer heißt es bei Besprechung der „Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart" von F. H. O. Weddigen: „Keine Nation ist reicher als die Deutschen an Volksliedern. Die Qualität ist vielleicht nicht der Quantität gleich; denn obwol sie reich an Schönheiten sind, enthält der deutsche Schatz doch kaum solche Perlen, wie sie die weit weniger reiche Literatur von Großbritannien aufzuweisen vermag; und während einzelne Lieder mehr Vorzüge besitzen als manches einzelne Erzeugniß Frankreichs oder Italiens, erreicht doch die Sammlung als Ganzes bei weitem nicht die ausgesuchte und undefinirbare Naivetät der Liebeslieder der lateinischen Rasse. Nichtsdestoweniger ist die erotische Dichtung der befriedigendste Theil der deutschen Volkspoesie, und nach ihr die Hymne, in welcher Deutschland unvergleichlich ist. Die politischen Lieder sind von großem historischen Interesse; doch scheinen sie, nach Weddigen's Proben zu urtheilen, im allgemeinen zu praktischer Art und der ursprünglichen Begeisterung zu ermangeln. Weddigen gibt einen vortrefflichen Ueberblick über die verschiedenen Gattungen des deutschen Volksliedes mit reichlichen Beispielen, wenn er auch nur selten ein ganzes Lied mittheilt. Es läßt sich wol darüber streiten, ob manche Erzeugnisse aus neuerer Zeit melodisch oder volksthümlich genug sind, um zu den Volksliedern gezählt zu werden. Sie scheinen wenig Aussicht zu haben, die Ereignisse, welche Anlaß zu ihnen gaben, zu überleben, und als Dichtungen Gebildeter fehlt ihnen das Naturwüchsige, welches oft die Erzeugnisse der alten Minnesänger auszeichnet, selbst wenn diese augenscheinlich für Lohn schrieben. Es ist bemerkenswerth, daß, obgleich es dem echten deutschen Volkslied nie an Melodie gebricht, doch das Versmaß und der Reim häufig sehr mangelhaft sind."

Ueber „Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan" von Oskar Lenz sagt dasselbe Blatt, Nr. 1522: „Der wichtigere Theil des Werks ist nicht die unterhaltende Erzählung der persönlichen Abenteuer des Verfassers, die, dank dem Schutze des Sultans und seiner eigenen Geschicklichkeit, sehr glatt verliefen, sondern sein sorgfältiger und umständlicher Bericht über den gegenwärtigen Zustand des maurischen Reichs. Das Buch ist übrigens durchweg äußerst anziehend, fast jede Seite enthält irgendein malerisches Detail oder eine werthvolle Beobachtung, die auch durch die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Darstellung des Verfassers nichts an ihrer Wirkung verlieren."

Von Hugo Sommer's „Gewissen und moderne Cultur" heißt es: „Es ist ein Essay voller richtiger und nützlicher Gedanken, die nur durch die Kunstausdrücke, in welche sie eingehüllt sind, und die scheinbare Schwierigkeit, sie mit den Prämissen des Autors zu vereinbaren, etwas beeinträchtigt werden, an und für sich aber heilsam und erfrischend sind."

„Karl Marx. Eine Studie" von Gustav Groß wird als ein gut geschriebener und unparteiischer Essay bezeichnet. „Die Hauptereignisse in Marx' Leben", heißt es, „sind genau erzählt und sein Charakter sehr richtig geschildert. Einen Mann von größerer Biederkeit hat es nie gegeben: unerbittliche Logik, nicht Leidenschaft oder Ehrgeiz, führte ihn zu den Folgerungen, welche die Gesellschaft zerstört haben würden. Groß verwirft seine abstracten Lehren, rühmt aber seine Verdienste als Schriftsteller über so praktische Fragen wie Fabrikgesetzgebung und Arbeitstheilung und ehrt sich selbst durch die Offenherzigkeit, mit welcher er die Ungerechtigkeit seines frühern Tadels eingesteht, der aus einer unvollkommenen Bekanntschaft mit Marx' Schriften hervorging."

Von der als „höchst interessant" bezeichneten Biographie „Johann Kaspar Schweizer; ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution" von David Heß, sagt das Blatt jedoch, das Buch empfehle sich mehr durch seinen Inhalt als seine Form, wenngleich es durchaus nicht schlecht geschrieben sei.

Sehr anerkennend wird auch „Jean Jacques Rousseau als Musiker" von Albert Jansen besprochen.

Ueber Paul Heyse's „Gedichte. Drei einactige Trauerspiele und ein Lustspiel" sagt das Blatt: „Die Gedichte würden ihm einen bedeutenden literarischen Ruf gesichert haben, selbst wenn er keine Novellen geschrieben hätte. Ohne große Ansprüche auf poetische Begeisterung, sind sie anmuthig, geistvoll, reich an hübschen Wendungen und glücklichen Gedanken und beinahe vollkommen der Form nach. Die vier kleinen Dramen neuern Datums sind, wie alle seine frühern Versuche derselben Art, das Werk eines Mannes, der sich seiner Mittel und Zwecke völlig bewußt ist — zu gewandt, um gänzlich Fiasco zu machen, aber nicht stark genug, um einen großen und dauernden Erfolg in der schwierigsten der Künste zu erringen."

— Eine Besprechung der „Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert" von Ferdinand Lotheisen, vierter Band, in der „Revue Critique", Nr. 52, 1884, schließt, unter Hinweis auf das treue und packende Bild, welches der Verfasser von Bayle entworfen habe, mit folgenden Worten: „Er hätte bei Sayous einige neue Züge finden können; doch wenn das Gemälde, welches er uns von der wunderbaren Thätigkeit des unermüdlichen Denkers darbietet, das Kapitel nicht vergessen lassen darf, welches Hettner ihm gewidmet hat, so schließt es doch nicht minder auf eine würdige Weise das bedeutende Werk ab, das er vor so vielen Jahren unternommen und nun mit so viel Glück, Ausdauer und Talent zu Ende geführt hat. Was uns Franzosen betrifft, so ist es uns unmöglich, die beständige Theilnahme zu vergessen, die Lotheisen für unsere Cultur und Literatur bewiesen hat, und wir können ihm nur Dank dafür wissen, daß er sich die edle Aufgabe gestellt hat, sie in ihrer glänzendsten und einer ihrer merkwürdigsten Perioden zur Kenntniß seiner Landsleute zu bringen."

Ueber „Goethe's Werke", mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper, heißt es in derselben Nummer der genannten „Revue": „Man kann dem Commentar G. von Loeper's nur das lebhafteste Lob spenden; er ist, wie man erwarten durfte, sehr lehrreich und nützlich; die Ausgabe, welche uns der gewissenhafte und gelehrte Commentator gibt, ist für jeden unentbehrlich, der den Goethe'schen Text correct, authentisch und von allerlei Nachweisungen begleitet zu besitzen wünscht. Die Erläuterungen sind knapp und gedrängt, enthalten nichts Unnützes, und es würde schwer sein, hier und da eine oder zwei Bemerkungen von irgendwelcher Wichtigkeit hinzuzufügen; man findet darin all das Wissen, all den Scharfsinn, die von Loeper bereits in seinen Anmerkungen zu «Dichtung und Wahrheit» bekundet hat."

Bibliographie.

Anderten, Eta v., Auf falschem Boden. Novelle. Hameln, Fuendeling. 1884. 8. 3 M.

Die Arreststunde im Lichte der Herbart-Ziller-Stoy'schen Ideen. Ein methodischer Beitrag zur Verständigung über bedeutsame didaktisch-pädagogische Principien. Von A. B. C. Drescher, ordentlicher Lehrer an der Unterrichtsanstalt zu Strohmarkt. Berlin, Springer. 8. 60 Pf.

Aus Theodor Körners Nachlaß. Liedes- und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Zum erstenmal vollständig und getreu nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters herausgegeben von F. Latendorf. Mit dem Porträt von Antonie Adamberger in Stahlstich. Leipzig, Schlicke. 8. 3 M.

Besant, W., und J. Rice, Der Trankaplan des Fleet. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Thle. in 1 Bd. Berlin, Ed. Krause. 1884. 8. 3 M.

Billing, A., D'Iquartierig. Militärschwank. Zürich, Schmidt. 8. 80 Pf.

Black, W., Schelmenschön. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Thle in 1 Bd. Berlin, Ed. Krause. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Blackmore, R., Doddridge, eine edle Lüge. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Ed. Krause. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Boberau, O. von der, Zündnadeln. Gedichte. Leipzig, Wartig's Verlag. 12. 1 M. 60 Pf.

Bockenheimer, K. G., Die Restauration der Mainzer Hochschule im Jahre 1784. Mainz, Diemer. 1884. Lex.-8. 3 M.

Brandis-Zelion, Emma v., Gedichte. Paderborn, Schöningh. 12. 3 M.

Buchheim, E., Volkswohlstand und Volksgesundheit. Wien, Szelinski. Gr. 8. 2 M.

Deutscher Bühnen-Almanach. 49ster Jahrg. Herausgegeben von Th. Entsch. Mit dem Porträt des Herrn Director B. Pollini. Berlin. 12. 5 M.

Cavour's, C., gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von L. Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. 3ter Bd. (1859—1860.) Die Präliminarien der Einigung Italiens. Leipzig, Grunow. 8. 8 M.

Destouches, E. v., Säcular-Bilder aus Münchens Vergangenheit. München. 1884. 4. 3 M.

Deutsche Dichter und Denker der Gegenwart. Berlin, Wasmuth. 1884. Gr. 4. 12 M.

Drobisch, M. W., Kant's Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff. Eine Untersuchung. Hamburg, Voss. Gr. 8. 2 M.

Fechner, Augusta, Waldhof. Eine Erzählung. Halle, Kaemmerer u. Comp. 8. 3 M.

Feill, Das 3. Badische Infanterie-Regiment Nr. 111 im Feldzuge 1870/71, nebst einer kurzen Vorgeschichte der badischen Truppen von 1604 bis 1850 und von der Errichtung des Regiments 1852 bis 1870. Auf Befehl des Königlichen Regiments verfaßt. Mit Gefechtsplänen, einer Uebersichtskarte und 2 Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1884. Gr. 8. 8 M.

Froning, R., Zur Geschichte und Beurteilung der geistlichen Spiele des Mittelalters, insonderheit der Passionsspiele. Frankfurt a. M., Jügel. 1884. Gr. 8. 75 Pf.

Gaedertz, K. T., Fritz Reuter-Reliquien. Wismar, Hinstorff. 8. 3 M.

Absonderliche Gedanken einer Ungenannten. Leipzig, Unflad. 1884. 8. 3 M.

Hagedorn, Anna Marie v., Briefe an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig 1731—32. Herausgegeben von B. Litzmann. Hamburg, Voß. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ihering, R. v., Scherz und Ernst in der Jurisprudenz. Eine Weihnachtsgabe für das juristische Publikum. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 8 M.

Iriarte, Don T. de, Literarische Fabeln. Zum ersten male aus dem Spanischen metrisch übersetzt von J. Speier. Berlin, Issleib. 1884. 12. 2 M. 50 Pf.

Koseritz, C. v., Bilder aus Brasilien. Mit einem Vorwort von A. W. Sellin. Mit 19 Illustrationen nach Original-Aufnahmen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 9 M.

Leander, R., Kleine Geschichten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Lening, F., Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkische Mundart. Stuttgart, Cotta. 8. 5 M.

Menghin, A., Aus dem deutschen Südtirol. Mythen, Sagen, Legenden und Schwänke, Sitten und Gebräuche, Meinungen, Sprüche, Redensarten etc. des Volkes an der deutschen Sprachgrenze. Meran, Plant. 1884. Gr. 16. 1 M. 60 Pf.

Meyer, H., Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung. Mit 120 Abbildungen und Plänen, eine Erdkarte und einem Anhang: „Die Igorroten". Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 6 M.

Ochsenbein, G. F., Ein Flüchtling der St. Bartholomäusnacht. Bern, Dalp. Gr. 8. 1 M.

Schaefer, J., Bunte Schildereien. Erzählende Gedichte. Mit 10 Bildern. Einsiedeln, Benziger. 8. 4 M.

Schmidt, F., Jugenderinnerungen, nebst pädagogischen und kulturhistorischen Exkursionen und Reflexionen. Der deutschen Lehrerwelt zur Erholung, Vergleichung und Anregung gewidmet. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1884. Gr. 8. 2 M.

Schubert-Soldern, R. v., Grundlagen einer Erkenntnisstheorie. Leipzig, Fues. 1884. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Schuster, O., und F. A. Francke, Geschichte der sächsischen Armee von deren Errichtung bis auf die neueste Zeit. Unter Benutzung handschriftlicher und urkundlicher Quellen dargestellt. 3 Thle. Mit 37 Skizzen auf 16 Tafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 22 M.

Schwarz, B., Ein deutsches Indien und die Theilung der Erde. Colonialpolitische Randglossen zur Sachlage in Afrika und zur Congoconferenz. Leipzig, Frohberg. 1884. Gr. 8. 1 M.

Seeger, H., Realgymnasium oder Oberrealschule? Wismar, Hinstorff. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Semmig, H., Fern von Paris. Erzählungen und Novellen aus der Schweiz und dem Innern Frankreichs. Leipzig, R. Lincke. 1884. 12. 3 M.

Sohaux, L., Renate. Eine Künstlergeschichte vom Rhein. Reudnitz-Leipzig, Payne. 8. 3 M. 50 Pf.

Stackelberg, Natalie Freiin v., Aus Carmen Sylva's Leben. Mit 2 Bildnissen und einem Facsimile. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 6 M.

Stein, L., Graf Otto der Erste von Tecklenburg. Eine Dichtung. Münster, Brunn's Buchdruckerei. 1884. 8. 1 M.

Steinberg, S., Im Ruhmesglanz. I. Abth. Die Landwehr hat Ruh'. II. Abth. Gut und Blut für's Vaterland. Fortsetzung von „Ewig unvergeßlich". Hamburg, König u. Schultz. 1884. Gr. 8. 4 M.

Strack, M., Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Weltteilen. 1ste Sammlung. Das geeinte Italien. Sicilien. Bilder aus Griechenland und Kleinasien. Herausgegeben von H. L. Strack. Mit 2 Karten und 2 Abbildungen. Karlsruhe, Reuther. 8, 4 M.

Titz, K. W., Frauenhaar. Plauderei in 1 Aufzuge. Prag, Dominicus. 1884. 8. 60 Pf.

Tolstoi, Graf D. A., Ein Blick auf das Unterrichtswesens Russlands im XVIII. Jahrhundert bis 1782. Aus dem Russischen übersetzt von P. v. Kügelgen. St. Petersburg. 1884. Lex.-8. 1 M. 70 Pf.

Turgeniew, J. S., Vier Erzählungen. 3te Folge. Der Jude. Petuschkow. Der Raufbold. Der Traum. — 4te Folge. Andrei Kolossow. Zwei Freunde. Der Hund. Der Brigadier. Aus dem Russischen übertragen von E. St. Leipzig, O. Wigand. 8. à 2 M. 50 Pf.

Beckenstedt, E., Pumphut, ein Kulturdämon der Deutschen, Wenden, Litauer und Zamaiten. Mit Original-Sagen der Litauer und Zamaiten. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 1 M.

Vogel, A., Nach Kanaan. Tagebuch einer Reise durch Ägypten, Palästina und Griechenland. Mit 4 Plänen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Wessely, J. E., Kurzgefaßte Geschichte der Stadt Leipzig mit Erläuterungen zu den Photographien „Das alte Leipzig". Leipzig, O. Roth. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wildenbruch, E. v., Christoph Marlow. Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 1884. 8. 2 M.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. 34ster Bd.: Der Weltteil Afrika in Einzeldarstellungen. IV. Südafrika bis zum Zambesi von G. Fritsch. 1ste Abtl. Das Land mit seinen pflanzlichen und tierischen Bewohnern. Mit 50 in den Text gedruckten Abbildungen und 1 Karte. Prag, Tempsky. 8. 1 M.

Wolff, J., Der Raubgraf. Eine Geschichte aus dem Harzgau. Berlin, Grote. 1884. 8. 6 M. 20 Pf.

Dein Wort ist meines Fußes Leuchte. Eine Erzählung aus der Zeit und für die Zeit von Th. M. Herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von F. Splittgerber. Halle, Fricke. 8. 2 M. 40 Pf.

Ausfliegende Worte, natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen von einem alten Jäger. 2te, durch 400 Ausflügler vervollständigte Auflage. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Zola, E., Magdalena. Roman. Deutsch von J. Moritz. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1884. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 20 bis 26.

Das Jahr 1884. (VIII/X.) — Deutscher Reichstag. — Die deutsche Dampferlinie und die österreichische Volksstimmung. — Der jüngste Hochverrathsproceß in Böhmen.

Die Grande Mademoiselle. Von Dr. M. Landau. (I/IV.) — Eine Mittheilung aus Südafrika. — Die fränkischen Bauten in Morea. Von A. Boetticher. — Zur Gedächtnißfeier der Geburt Jakob Grimm's. Von Professor Sepp. — Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Von Dr. K. Biedermann. — Die Geschichte eines Phantasten. Von E. Peschkau. — Jahrbuch der Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses. Von K. von Lützow. — Eine russische Literaturgeschichte. — Gustav Wageuer: Der Waldbau und seine Fortbildung.

Getreidezoll und Mehlzoll. — Die Communalaccisen und deren Abhängigkeit von den Getreidezöllen. Von Dr. jur. Friedrich Weber. — Die wirthschaftliche Krisis in Rumänien.

Aufträge für Streifbandsendungen an die
Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's
Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section (H—N). 36. Theil. (**Khorsabad — Klein, Jul. Leop.**)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

In diesem Bande sind besonders hervorzuheben die Abhandlungen über **Kirche** und die mit „Kirche“ zusammengesetzten Worte (von Prof. **Pünjer**, Prof. **Hinschius** u. a.); sie erstrecken sich über 17 Bogen, den dritten Theil des ganzen Bandes einnehmend.

Das berühmte Werk ist in der Ersten Section (A—G), die 99 Theile umfaßt, vollständig; die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 36. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu 6 M., von mehr als 50 Theilen zu 5 M., von mehr als 100 Theilen zu 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Neunzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Hugo Schenk, Karl Schlossarek, Karl Schenk. (Räuber und Mädchenmörder. Wien 1884.) — Georg von Majlath, der Judex Curiae von Ungarn, und seine Mörder. (Budapest 1883—84.) — Das Attentat auf den König Humbert I. von Italien durch Giovanni Passanante. (Neapel 1878—79.) — Der florentiner Bombenproceß. (1878—79.) — Karl F. Kring, der Mörder seiner Geliebten. (Saint-Louis 1875—83.) — Der Hoffourier Joseph Schmid, genannt Ferrari. (Diebstahl. München 1883—84.) — Der Proceß von Tisza-Eszlar. (Ungarn 1883.) — Nachträge zu dem Processe von Tisza-Eszlar.

Wie die vorstehende Inhaltsangabe zeigt, führt dieser neue Band des beliebten Sammelwerks eine Reihe von Criminalfällen vor, die alle den letzten Jahren angehören und fast sämmtlich das außerordentlichste Aufsehen erregt haben. Die sachkundige und streng objective Behandlung, welcher „Der Neue Pitaval“ die dauernde Gunst des juristischen wie des Laienpublikums verdankt, wird auch diesmal nirgends vermißt werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Histoire abrégée et élémentaire
de la
Littérature française
depuis son origine jusqu'à nos jours.

Par
Louis Grangier.

Septième édition revue et augmentée.

8. Geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Bereits in sechs Auflagen hat sich diese gedrängte, aber vollständige und übersichtliche Geschichte der französischen Literatur als ein vorzügliches Werk bewährt, das in zahlreichen Schulanstalten Deutschlands wie des Auslandes als Lehrbuch eingeführt ist. Gegenwärtige siebente Auflage ist vom Verfasser abermals sorgfältig durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Handbuch der Russischen Sprache.

Grammatische Uebersicht, Text mit phonetischer Transscription, Glossar.

Von
Sergius von Manstein.

8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Das vorliegende Handbuch bietet eine praktische Anleitung für Deutsche zum Erlernen der russischen Sprache und ist ausserdem wegen des darin angewandten neuen phonetischen Systems auch neben jeder andern russischen Grammatik mit Nutzen zu gebrauchen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 7. 12. Februar 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Zur Aufführung nicht geeignet. Von Reinhold Ortmann. — Ein neuer ägyptischer Roman. Von Rudolf von Gottschall. — Historische und Memoirenliteratur. Von Wilhelm Müller. — Poetische Uebersetzungen. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Zur Aufführung nicht geeignet.

Hätte man ein Recht, aus dem literarischen Werth der auf unsern Bühnen zur Aufführung gelangenden dramatischen Werke zu schließen, daß alle sonst geschriebenen und von der Darstellung ausgeschlossenen Stücke geringern Gehalts seien, so müßte man nothwendig zu dem unerfreulichen Ergebniß kommen, daß auf dramatischem Gebiete irgendwie Erhebliches augenblicklich überhaupt nur in wenigen vereinzelten Fällen geschaffen werde, und daß kaum eine Zeit so arm an wirklichen Talenten für diese Kunstgattung gewesen sei wie die unserige. Aber man vergesse nicht, daß über die Zulassung eines Stücks zur Aufführung heute nur selten aus rein ästhetischen Gesichtspunkten entschieden werden kann, und daß die Directoren und Dramaturgen unserer Theater schon aus zwingenden äußern Gründen nicht diejenige Instanz bilden können, welche über Werth oder Werthlosigkeit der ihr unterbreiteten Schöpfungen endgültig und unfehlbar abzuurtheilen hat. Die Fragestellung an sie lautet nicht: Ist dieses oder jenes Stück einer Aufführung würdig? sondern: Ist es zweckmäßig, dieses oder jenes Stück aufzuführen?

Schon daraus muß sich ein oft sehr erheblicher Widerspruch zwischen der ästhetischen und der praktischen Kritik ergeben, und in der That ist die Zahl der Bühnendichtungen, die trotz der vollständigen Erfüllung aller sonstigen Voraussetzungen lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht an das Licht der Lampen gebracht werden können, eine keineswegs unerhebliche. Diese Gründe selbst aber sind je nach den Verhältnissen so verschiedenartiger Natur, daß nur der wohlgeschulte und erfahrene Routinier im Stande ist, ihnen von vornherein bei der Abfassung seines Stücks nach allen Seiten hin Rechnung zu tragen. Sie sind für eine subventionirte Bühne andere als für eine auf ihre eigene Einnahmen angewiesene, und für ein Hoftheater andere als für ein Privat- oder Stadttheater; sie wechseln oft an derselben Stelle je nach den äußern Einflüssen in überraschendster Weise — kurzum, sie sind für den Nichteingeweihten zum größten Theil völlig unberechenbar.

Man könnte zum Beweise dafür leicht auf eine ganze Reihe von sogenannten Buchdramen hinweisen, die von dem gebildeten Publikum seit Jahren ihrem vollen Werthe nach gewürdigt werden, die ihrer äußern Form nach durchaus bühnenfähig sind, und denen die Pforten unserer Theater trotzdem verschlossen bleiben. Die gewiß bedauerliche Erscheinung, die auf den ersten Blick stark befremdet, ist in der Mehrzahl der Fälle leicht genug erklärt. Es handelt sich da zumeist um Dramen höhern Stils, bei denen alle kleinern Theater vor den Schwierigkeiten der Ausstattung und Besetzung zurückschrecken, weil nach der unumstößlich feststehenden Ueberzeugung aller Directoren, die auf eigenes Risico hin eine Bühne zu leiten haben, der „Geschmack des Publikums" die schwerere und ernstere Kunstrichtung — das französische Sensationsdrama vielleicht einzig ausgenommen — verwirft und alle Experimente in dieser Richtung sehr kostspielig zu sein pflegen. Außerdem will es gewöhnlich ein unglückliches Ungefähr, daß der Dichter, ohne es zu wollen, gegen eine jener zahllosen und in ihren vielen zarten Nuancen kaum definirbaren Rücksichten verstoßen hat, deren pietätvolle Inachtnahme für die Intendanten der Hoftheater aus begreiflichen Gründen eine unerläßliche Vorbedingung der Annahme ist. Wenn sich einmal zufällig — und glücklicherweise geschieht das noch hier und da — ein muthiger Bühnenleiter durch das Drängen seiner ästhetisch gebildeten Beiräthe bewegen läßt, eines dieser „unpraktischen" Dramen aus seiner verborgenen und

kümmerlichen Bücherexistenz in den hellen Strahlenschimmer der Rampenlichter zu bringen, so ergibt sich merkwürdigerweise trotz des „versumpften Geschmacks" und der „unbestreitbaren Abneigung des Publikums gegen die ernstere Richtung" fast in allen Fällen, in denen die Wahl mit wirklich feinem Gefühl getroffen worden ist und in denen man der Dichtung auch eine würdige Darstellung zu geben vermochte, ein recht bedeutender Erfolg. Man braucht nicht lange nachzudenken, um auf die Namen von Dichtern zu kommen, deren dramatische Schöpfungen ungeachtet ihrer Schönheiten viele Jahre lang mit Bedauern und Achselzucken lediglich als solche Buchdramen angesehen wurden, und die plötzlich durch einen einzigen ernsthaften Versuch wirklich berufener Theater zu gefeierten Bühnendichtern wurden. Gerade die allerjüngste Vergangenheit hat verschiedene markante Beispiele dafür aufzuweisen.

In Bezug auf solche lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen abgelehnte, oder besser: zur Disposition gestellte, Stücke ist also wenigstens die Möglichkeit einer nachträglichen Correctur vorhanden, und wo dieselbe nicht, wie in den eben angedeuteten Fällen, bereits erfolgt ist, wird es sicher später einmal geschehen; denn man darf getrost behaupten, daß kein wirklich bedeutendes Werk, sobald es der Oeffentlichkeit erst in irgendeiner Weise zugänglich geworden, ganz unbeachtet und spurlos zu Grunde gehen kann. Wohl mögen die betreffenden Autoren die Ungerechtigkeit des Schicksals beklagen, welche jenen handwerksmäßigen Erzeugern kurzlebiger Schwänke und Possen viele Tausende in den Schos wirft, während sie trotz ihres ernstern Strebens und ungleich bedeutendern Könnens jahre- und jahrzehntelang vergeblich auf das Walten jenes günstigen Zufalls warten können, dessen es zur Belebung ihrer Werke bedarf; aber sie sind unter allen denen, die an Thaliens Tempelpforten zurückgewiesen werden, doch immer noch die am wenigsten Bedauernwerthen, da es ihnen auf diesem oder jenem Umweg doch schließlich mit Sicherheit gelingt, den ersehnten Gipfel zu erklimmen. Die weitaus traurigste Erscheinung ist die unter den heutigen Verhältnissen leider unvermeidliche Zurückweisung gar vieler wirklichen Talente, denen entweder die Möglichkeit zur gedeihlichen Weiterentwickelung damit überhaupt abgeschnitten wird, oder die fast wider ihren Willen in dieselben öden und ausgetretenen Bahnen gedrängt werden, in denen unsere Possenfabrikanten mit so ausgezeichneten klingenden Erfolgen wandeln. Während man der alten Wahrheit, daß kein Meister vom Himmel fällt, auf allen andern künstlerischen Gebieten in der tolerantesten Weise Rechnung trägt, während auf jedem von ihnen dem jungen aufkeimenden Talent die Gelegenheit zur systematischen Ausbildung in der Erkenntniß und richtigen Anwendung der technischen Regeln und in der Beherrschung der Formen vollauf geboten ist, muß man vom Bühnendichter mit unnachsichtlicher Strenge schon bei seinem ersten Versuch neben der natürlichen Veranlagung eine eingehende und gründliche Kenntniß jenes complicirten und vielgliederigen Apparats verlangen, den man mit der Bezeichnung Bühnentechnik belegt hat. Ja, die sichere Beherrschung dieses Apparats steht sogar für die Frage der Aufführbarkeit eines Stücks ungleich höher als das eigentliche schöpferische Talent seines Verfassers, höher als die packendsten dichterischen Schönheiten; denn ein Werk, das in seinem äußern Aufbau, seiner Scenenfolge, seinen Actschlüssen und seiner Rollenvertheilung der modernen Bühnenpraxis nicht vollständig entspricht, das nicht mit raffinirtester Geschicklichkeit alle jene für den Routinier fertig zur Hand liegenden Hülfsmittelchen und Kunstgriffe verwendet, die nun einmal heute nicht mehr zu entbehren sind — ein solches Erstlingswerk ist unter allen Umständen ein todtgeborenes Kind. Kein Theaterdirector darf seine Aufführung wagen, und wenn ja einmal ein wohlwollender und opfermuthiger Mann, zur Ermunterung des unverkennbaren und vielversprechenden Talents, einen derartigen Versuch unternimmt, darf er gewiß sein, daß die Kritik von allen Seiten den Ruf anstimmt: eine Bühne sei keine Versuchsstation für halbfertige Schülerarbeiten. Gewiß hat die Kritik von ihrem Standpunkt aus mit diesem Vorwurf ebenso vollkommen recht wie mit der Klage über die zunehmende Flachheit unserer neuen Stücke und über das Fehlen junger origineller Kräfte; beklagenswerth ist nur, daß diesem Mangel niemals abgeholfen werden wird, wenn jener Vorwurf immer vermieden werden soll.

Das Geheimniß der Bühnentechnik setzt sich aus einer großen Anzahl feststehender Regeln und schablonenmäßiger Vorschriften zusammen, die sich freilich nicht wie die lateinischen Genusregeln in bestimmte, leicht faßliche Formen bringen lassen, deren Erlernung und Beherrschung aber doch eine rein äußerliche Sache ist und mit dichterischem Talent wenig oder gar nichts zu thun hat. Aber diese Erlernung kann nur durch die Praxis geschehen, und zwar durch eine lange und gründliche Praxis, für die im allgemeinen weder die Lektüre noch selbst ein ständiger Sitz im Zuschauerraum genügen. So wenig selbst der talentvollste Maler durch das bloße Anschauen fertiger Bilder jemals zur Kenntniß und Beherrschung der malerischen Technik gelangen kann, so wenig vermag der angehende Bühnenschriftsteller aus den Wirkungen eines an ihm vorüberziehenden fremden Stücks die Mittel, mit denen diese Wirkungen hervorgebracht sind, vollkommen richtig zu erkennen, so wohlfeil und naheliegend sie auch in den weitaus meisten Fällen sein mögen. Diese Erkenntniß wird ihm nur in der Werkstätte selbst möglich: auf den Proben und hinter den Coulissen!

Wie viel und wie nutzbringend sich in dieser praktischen Schule lernen läßt, wie unter Umständen eine so erworbene genaue Kenntniß der Bühnentechnik selbst bei vollständigem Fehlen jedes eigentlichen Talents zu großen äußern Erfolgen führen kann, erhellt am besten aus der Thatsache, daß ein bedeutender Procentsatz unserer meistgenannten Autoren aus Schauspielern und aus solchen Personen besteht, die in irgendeiner Stellung dem Theater angehören

oder angehört haben. So gut jeder leidlich aufmerksame und anstellige Kapellmeister nach mehrjähriger Thätigkeit auf Grund einer rein äußerlich erworbenen Fertigkeit im Stande ist, eine Operette oder selbst eine leichte Spieloper zusammenzuzimmern, so sicher verfügt jeder Schauspieler, der eine gewisse Intelligenz mit in seinen Beruf gebracht hat, nach wenigen Jahren über einen Fonds von Reminiscenzen und Kunstgriffen, der zur Zusammenstellung eines Schwanks oder sogenannten Lustspiels von der jetzt üblichen Art vollkommen ausreicht und bei einiger handwerksmäßigen Geschicklichkeit sogar zu wiederholten bedeutenden Erfolgen führen kann. Er ist dabei dem wirklich talentvollen und berufenen Schriftsteller gegenüber, dem eine gleich günstige Gelegenheit nicht geboten war, gewaltig im Vortheil. Seine Stücke finden um ihrer bestechenden Aeußerlichkeiten willen sehr rasch den Weg auf die Bühne, und Publikum wie Kritik sind leider fast immer geneigt, um einer gewandten und raffinirten Mache willen selbst die bedenklichsten Schwächen, Unwahrscheinlichkeiten und Flachheiten des Inhalts zu verzeihen. Der begabte Anfänger aber wird sicherlich überall — wenn auch vielleicht hier und da mit dem Ausdruck eines aufrichtigen Bedauerns — zurückgewiesen, und wenn er wirklich nach zahlreichen Wiederholungen seiner immer von demselben trostlosen Ergebniß begleiteten Versuche noch Muth und Zähigkeit genug besitzt, auf dem einmal betretenen Wege zu verharren, so hat er sich doch gewiß die erhaltene Lehre zu Herzen genommen und sich über die gefährliche Klippe dadurch hinweggeholfen, daß er eins der „leuchtenden Vorbilder" in allen Aeußerlichkeiten so getreu als möglich zu copiren versucht. Da ist denn das deutsche Theater um eine schwächliche Novität und um einen schwächlichen Bühnenschriftsteller reicher geworden!

Das übergroße Gewicht, welches man heutzutage sehr oft auf Kosten des ästhetischen und ethischen Gehalts eines Bühnenwerks auf die Glätte und Correctheit in seiner äußern Form legt, ist in erster Linie schuld daran, wenn die gesammte dramatische Production unbestritten in den Händen einiger wohlerfahrener Routiniers bleibt und wenn der junge dichterische Nachwuchs jeden Schwungs und jeder kräftig zu Tage tretenden Originalität entbehrt. Schwung und Originalität müssen eben bei der ängstlichen Nachahmung niedrig stehender Vorbilder nothwendig zu Grunde gehen.

Ein Mittel, dieses bedauerliche Hinderniß einer ersprießlichen Weiterentwickelung unserer Bühnenliteratur zu beseitigen, ist augenblicklich leider nicht vorhanden, und an eine Aenderung des bestehenden Verhältnisses ist nicht zu denken, solange unsern jungen Schriftstellern alles, was sich hinter dem Vorhang der Theater abspielt, ein unzugängliches Mysterium bleibt, solange ihnen eine fördernde und belehrende Rücksichtnahme gerade in jenem Entwickelungsstadium versagt wird, in welchem sie solcher am dringendsten bedürfen. Manch frisches, lebenskräftiges Talent, manches gesunde Streben und manche heilsame Anregung könnte unserer Literatur erhalten bleiben, wenn wir ein Organ besäßen, das, zwischen der Schriftstellerwelt und der Bühne stehend, diesem tief empfundenen Mangel abzuhelfen vermöchte, sei es in Gestalt einer von hohen künstlerischen Gesichtspunkten aus geleiteten Theateragentur, sei es in der Form einer von wirklich berufenen Dramaturgen redigirten Zeitschrift; beides würde ebenso reichen künstlerischen wie materiellen Gewinn abwerfen. Eine lange Reihe von praktischen Erfahrungen hat den Verfasser dieser Zeilen gelehrt, daß mittels weniger gewissenhafter Rathschläge aus gar vielen Werken, denen unsere Intendanten nur das übliche lithographirte Verdict: „zur Aufführung nicht geeignet", zutheil werden ließen, lebensfähige und werthvolle Bereicherungen unserer leider so dürftigen Bühnenliteratur zu gewinnen waren.

Reinhold Ortmann.

Ein neuer ägyptischer Roman.

Serapis. Historischer Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1885. 8. 6 M.

Nachdem Georg Ebers in zwei Romanen den ägyptischen Boden verlassen hatte, kehrt er in seinem neuesten wieder auf denselben zurück, und zwar verlegt er die Handlung in eine spätere Zeit als diejenige, in der noch sein letzter Kaiserroman spielte, in die Alexandrinische Epoche, welche auch Kingsley's „Hypatia" zum Schauplatz hat, in die Zeit der späthellenischen Philosophie, deren tiefsinnige Meister selbst auf deutsche Denker wie Hegel einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. „Serapis" ist indeß kein philosophischer Roman wie „Hypatia"; wenn auch die Gegensätze zwischen dem Heidenthum und Christenthum in mancherlei Reflexionen zur Geltung kommen und die Lehren der alexandrinischen Denker Berücksichtigung finden, so ruht doch der Schwerpunkt bei Ebers auf der Schilderung der äußern Zustände und Vorgänge.

Die Handlung des Romans beginnt im Jahre 391 nach Christi Geburt die Ermordung der Hypatia fällt in das Jahr 415 n. Chr.; demnach liegt die Zeit, in welcher die Romane von Kingsley und Ebers spielen, nicht weit auseinander, und es ist dieselbe geistige Signatur, unter der die Handlung steht.

„Serapis" von Ebers beginnt in der Weise, die wir bei diesem Romanautor gewöhnt sind, mit einer Reihe von Genrebildern, aus der sich keine Hauptgestalt loslöst, auf welche das concentrirte Licht der Dichtung fällt. Unsere Theilnahme wird nach den verschiedensten Seiten hin in Anspruch genommen: denn die Genrebilder selbst sind meistens mit großer Anschaulichkeit gezeichnet: so gleich am

Anfange die Sängerfamilie, die in dem Xenodochium (der Herberge) der frommen Witwe Maria ein Unterkommen gefunden: der alte Karnis, die blondgelockte Dada mit dem reizenden Köpfchen, die fromme Christin Agne, der Sänger Orpheus; die Schilderung, wie diese erste Gruppe, die wandernde Künstlergesellschaft, sich in der Herberge eingerichtet hat, ist im Stil jener Genrebilder gehalten, welche das fahrende Komödiantenthum illustriren.

Die zweite Gruppe bildet die Familie des reichen Porphyrius, seine schöne und geistreiche Tochter Gorgo, die Mutter Damia: alle getaufte Heiden, aber doch noch Heiden de pur sang, an denen das christliche Taufwasser herabgeglitten wie Regenwasser an einem Gummimantel. Diese Patricier Alexandriens haben die Sänger zu sich geladen, Agne soll mit Gorgo zusammen öffentlich auftreten. Die Familie wird jetzt auf einem Nilschiff einquartiert, welches in der Nähe des Hauses des Porphyrius auf der Werft vor Anker liegt. Das gibt dem Autor wiederum Anlaß zur Zeichnung allerliebster Genrebilder, die recht eigenartig ausgeführt sind: Marinebilder en miniature.

Die dritte Gruppe wird gebildet durch die fromme Maria, die Schwägerin des Porphyrius, und ihre Söhne, den sanften Marcus und den energischen Demetrius, letzterer auch ein Christ dem Namen nach, im Herzen ein arger Heide. Als die Mutter verlangt, daß auf ihren großen Gütern in der Cyrenaika, die der Sohn verwaltet, alle Bilder der alten Götter auf den Feldern und in den Tempeln zerstört werden sollen, da weigert sich Demetrius, solche Greuelthat auszuführen, die nur den Abfall der Colonie und die Verödung des wohlgepflegten Besitzes zur Folge haben müßte. Marcus hat bei einem Seeabenteuer der Sängerfamilie hülfreich beigestanden und sein Herz an die muntere Dada verloren. Demetrius bietet dieser reiche Geschenke, damit sie ihm auf die Güter folge: er will sie für Marcus ungefährlich machen.

Diesen drei Gruppen schließen sich einzelne Figuren an, wie der schmucke Panzerreiter Konstantin, der Sohn des Schiffsbaumeisters und der alexandrinische Philosoph Olympius, welcher mit der Christin Agne ein Gespräch anknüpft, um sie zu bewegen, mit Gorgo zusammen im Tempel der Isis zu singen: doch sie flieht lieber mit dem Söhnchen des Sängers Karnis. Konstantin aber droht, sich von der schönen Gorgo abzuwenden, wenn sie heidnischem Cultus ihre künstlerischen Talente weihe.

Diese bunte Mosaik von Genrebildern ist durch hinundhergehende Fäden, durch Neigungen, die sich ankündigen, durch Liebesverhältnisse, die sich anspinnen, locker verknüpft, durch die Gegensätze der christlichen und heidnischen Weltanschauung, die sich auch im Kreise der Getauften zeigen, leicht gefärbt. Lange Zeit deutet nichts darauf hin, daß im Mittelpunkte des Romans ein großes geschichtliches Ereigniß steht, ein bedeutender blutiger Conflict, der sich erst allmählich aus diesen Genrebildern loslöst und dieselben nur zu Rahmenarabesken macht, während ein großes Geschichtsbild die Mitte einnimmt. Es ist dies die Erstürmung des Serapeums, des heidnischen Tempels, durch die Christen. Gleich in einem der ersten Kapitel erhalten wir eine Beschreibung des prächtigen Bauwerks, die wir zunächst als eine archäologische Studie hinnehmen, ahnungslos, daß der Kampf um das Serapeum so bedeutsam in den Vordergrund des Romans treten wird:

Auf Fundamenten von Felsen und mächtigen Quadern erhob sich vor ihm ein Bauwerk von wunderbarer Größe und Schönheit. Es leuchtete im Gold des Morgenlichts hell und prächtig, und seine edeln, farbenbunten Formen schienen selbst Glanz auszustrahlen in blendender Fülle. Ueber seiner vergoldeten Kuppel breitete sich der reine, ungetrübte Azur des afrikanischen Himmels, und wie die Sonne am Firmament, entsandte das blanke, gewaltige Halbrund leuchtende Strahlen. — Rampen für Wagen und Stufenreihen für andächtige Fußgänger führten zu ihm empor. Der Unterbau, welcher dieses Wunderwerk menschlicher Hände, den Tempel des Gottes Serapis, trug, war wie für die Ewigkeit gefestigt, und die Säulen an seiner Vorhalle trugen die Decke eines Raumes, welcher für die Größe der himmlischen und nicht für die Kleinheit sterblicher Wesen bestimmt zu sein schien. Wie Kinder unter den Bäumen eines hochstämmigen Waldes bewegten sich Priester und Beter unter ihnen umher. Auf der Bekrönung des Daches, in Hunderten von Nischen und auf zahllosen hervorragenden Theilen schienen sich alle Götter des Olymps, alle Heroen und Weisen Griechenlands ein Stelldichein gegeben zu haben, und schauten hier in glänzendem Erz, dort in schön bemaltem Marmor dem Nahenden entgegen. Gold und glänzender Farbenschmuck leuchteten von allen Gliedern dieses Wunderbaues. Selbst den großen Reliefbildern in dem doppelten Giebelfeld und den kleinern an der langen Metopenreihe hatte die Hand des Malers sprechendes Leben verliehen. Die Einwohnerschaft einer ganzen Stadt hätte in diesem Bauwerke Unterkunft gefunden, und es wirkte in seiner Gesammtheit wie ein schöner Chorgesang aus der weiten Brust götterfreundlicher Riesen.

Erst allmählich führt uns der Dichter in jene Kreise ein, in denen der große Conflict sich vorbereitet: wir erfahren von dem Philosophen Olympius, daß sich die heidnischen Heerscharen in aller Stille rüsten zum Kampf gegen den Theodosius. Und sie werden aus vielen Legionen bestehen: die gelehrte Jugend und das Landvolk mit den gewaltigen Armen wird den Kern derselben bilden; die heidnischen Soldaten und Offiziere werden abfallen von dem Labarum des Theodosius. Die entscheidende Wendung tritt aber erst ein, als der Abgesandte des Kaisers, Cynegius, vom Altan der Präfectur dem Volk die Botschaft verkündet, daß in der großen und edeln Stadt Alexandria die Tempel der heidnischen Götzen geschlossen, ihre Bilder zerstört und ihre Altäre umgestoßen werden sollen. Der ganze Platz war mit Mönchen und ihren Anhängern erfüllt; ein endloser Jubelruf ertönte. Da stürzten, von Olympius bewaffnet, die bekränzten Jünglinge mit ihren Griechenköpfen, duftendem Lockenschmuck und gesalbten Gliedern auf die finstern Männer im Schaffell, die ascetischen Schwärmer, und es kam zu einem blutigen Handgemenge.

Jetzt erst befinden wir uns mitten im großen Kampfe des Christenthums und Heidenthums; die geschichtlichen Gegensätze sind auf die Bühne getreten; die Genrebilder schmücken nur den Rahmen des geschichtlichen Tableaus, oder die einzelnen Köpfe und Gruppen derselben tauchen hier und dort in der Massenbewegung auf; man hat das Gefühl, als habe man sich zu lange mit ihnen beschäftigt, da ihre Bedeutung gegenüber der großen Haupt- und Staatsaction auf einmal als eine untergeordnete erscheint. Wenn man sich daher mit der künstlerischen Oekonomie des Romans nicht ganz einverstanden erklären kann, so tritt dafür das Talent des Autors in der Schilderung der im Mittelpunkte des Ganzen stehenden Begebenheit, der Vertheidigung und Erstürmung des Serapeums, um so glänzender hervor; hier ist epische Anschaulichkeit der Darstellung verbunden mit einem feurigen Colorit, und wir stehen nicht an, diese Kapitel für das Beste zu halten, was die ägyptischen Romane von Ebers nach dieser Seite hin aufzuweisen haben. Was den gehobenen Ton und den Schwung der Darstellung betrifft, so treten verwandte Schilderungen, wie diejenige des Kampfes um den Holzpalast von Pelusium und seines Brandes in „Uarda" dagegen zurück; der Autor hatte eine jener glücklichen Inspirationen, durch welche das archäologische Detail poetisch beseelt wird. Prächtig ist die Beschreibung der Innenräume des Serapeums:

Die Schatten der Riesensäulen in der Vorhalle und den doppelsäuligen Colonnaden zu beiden Seiten des Hypostyls lagen wie lange Streifen von dunkelm Flor auf dem vielfarbigen Estrich; Mosaikleisten, Kreise und Ellipsen verbrämten und schmückten die glatte Fläche dieses tadellos blanken Bodens, und in ihm spiegelten sich die in lichter Farbenpracht glänzenden astrologischen Darstellungen an den steinernen Decken, die Götteraufzüge und mythologischen Gruppen, welche in kunstvollen, prächtig gefärbten Hautreliefs die Wände zierten, sowie die Statuen und Hermen zwischen den Säulen. Eine Ueberfülle von schönen Formen und Farben stürmte hier in überwältigendem Wirrwarr auf das Auge ein, der Athem fühlte sich beengt von der süßen unabweisbaren Flut des Wohlgeruchs, welcher diese Hallen durchwallte, und der magischen, mystischen, nie gesehenen Zeichen, Figuren und Gestalten waren so viele, daß der nach Erklärung und Deutung des Unverstandenen und Geheimnißvollen dürstende Sinn beunruhigt zauderte, dem Einzelnen näherzutreten. Wie dichtes Gewölk, welches eine Bergesspitze verhüllt, floß ein schwerer Vorhang, welchen Giganten an einem Webstuhle von übermenschlicher Größe gewirkt zu haben schienen, von der Höhe des Hypostyls aus in schönen Falten über der Nische mit dem Bilde des Serapis zu Boden, und während er dies den Blicken entzog, lockte er sie an durch die Welt von geheimnißvollen, schönen und seltsamen Figuren, mit denen er durchwebt und bestickt war. Das Gold- und Silbergeräthe und das Edelgestein, welches diese Hülle verdeckte, hatten höhern Werth als der Schatz eines mächtigen Königs. Und dies alles erschien so überwältigend groß, daß der Mensch daneben die eigene Kleinheit schaudernd empfand, daß der Geist nach neuen Maßstäben suchte, um sich unter so ungewohnten Verhältnissen heimisch zu machen. Das Unendliche, Unermeßliche schien hier an das Endliche zu grenzen, und wer mit zurückgebogenem Haupte aufschaute zu den Spitzen der Säulen und der unerreichbaren Höhe der Decken, der fühlte die gesunde Sehkraft erlahmen, bevor es ihm gelungen war, auch nur einen armen Bruchtheil der wimmelnden Gebilde und Zeichen da oben zu erfassen oder gar zu begreifen.

Belebt aber wird diese Scene durch eine wilde Orgie der heidnischen Jünglinge und Mädchen, welche den „letzten Tag" vor dem Zusammenbruch des Heiligthums, der ihnen als der letzte Tag der Welt überhaupt erscheint, mit trunkener Lust zu feiern bestrebt sind. An satter Färbung läßt diese Schilderung nichts zu wünschen übrig: wir heben dies ausdrücklich hervor, weil der ägyptologische Roman bisher alle gewagten Schilderungen zu vermeiden suchte, um seinen Platz unter dem Christbaum siegreich zu behaupten. Diesmal aber hat die Begeisterung für seinen Gegenstand den Dichter hingerissen, Scenen darzustellen, vor denen die jungen Mädchen, die doch die opera omnia des prächtig eingebundenen Georg Ebers auf ihrem Bücherpult haben, ihr Haupt verhüllen müssen, wie Gorgo, die Heldin des Romans: ja daß er dies schöne und edle Mädchen zur widerwilligen Zeugin orgiastischen Taumels macht: das erhöht eigentlich noch den Eindruck dieser „culturhistorischen" Nuditäten durch die doppelte Spiegelung:

Taumelnd hielt sie sich an dem nächsten Götterbilde fest, und während sie sich fragte, ob sie wache oder träume, blickte sie um sich, schaute und horchte sie näher hin. Was da vorging, sie wollte es nicht sehen und hören; es erschien ihr widrig, Ekel erregend, abscheulich; aber es war zu aufdringlich, um sich übersehen und überhören zu lassen, und es war so wirklich, wie es gemein war und gräßlich. Eine Zeit lang bannte es ihr Auge und Ohr, lähmte es ihr die Bewegung; aber bald schlug sie tief verwundet die Hände vor das Gesicht, und die gekränkte jungfräuliche Scham, die grausame Enttäuschung und der heilige Zorn über die wüste Entheiligung dessen, was sie für hoch geweiht und unantastbar gehalten, stürmten zusammen auf ihre beleidigte Seele ein, und sie mußte weinen, bitterlich weinen, wie noch nie, seitdem sie geboren. Schluchzend warf sie den Schleier über das Gesicht und vermummte sich, als habe sie sich vor Sturm und Frost zu schützen.

Nun entrollt uns aber der Dichter mit dem Rechte der alles schauenden Muse ein Bild des „Widrigen und Abscheulichen":

Ohne Takt oder Rhythmus gellte die Flöte, klirrten die Becken, dröhnte das Trommelfell über den Rasenden hin. Von berauschten Pastophoren waren die Kleider- und Geräthkammern des Tempels geöffnet worden, und die Trunkenen hatten Pantherfelle, wie die Priester sie bei heiligen Handlungen trugen, eherne Opferwagen, hölzerne Bahren, auf denen bei feierlichen Aufzügen die Götterbilder umhergetragen wurden, und andere Dinge herausgerissen. In dem Saale zur Seite der ausgeraubten Räume waren zahlreiche Studenten und Mädchen zurückgeblieben und bereiteten dort etwas Großes, Köstliches vor und brauchten dazu viel Zeit und Rebensaft. Die meisten Plünderer hatten sich mit ihrem Raube sogleich in das Hypostyl zurückbegeben und gaben dort wunderliche Dinge zum besten. Ein feister Weinbergbesitzer mußte den Vater Dionysos vorstellen und thronte mit bunten Blumengewinden um die nackten Glieder auf einem vierräderigen Opferwagen von schwerem getriebenen Erz. Ein Krug von Alabaster stand zwischen seinen unförmlichen Beinen und sein Schmeerbauch wankte vor Lachen, während ihn eine jauchzende Schar in wildem Laufe durch die heilige Halle zog. In toller Erregung, übermannt vom Wahnsinn des Rausches, hatten die Trunkenen die Kleider von sich geworfen, und diese

lagen in buntem Gehäufe zwischen den Säulen und in rothen Weinlachen umher. Den Mädchen flatterte das aufgelöste Haar, in dem welkende Blätter und bunte Blumen ordnungslos hingen, um die erhitzten Gesichter. Jünglinge, Männer, Alte schwangen sich wie besessen mit Thyrsusstäben und den rohen Symbolen des fruchtspendenden Gottes neben ihnen her.

Auf die ruhestiftenden Priester sausten die geschleuderten Tambourins der Trunkenen nieder:

Berauschte Mädchen hatten sich auf die Götterbahren geschwungen und kreischten laut, zwischen Angst und Lust aufgeregt, indem wankende Träger sie in raschem Lauf durch die Halle schleppten. Verlor dabei eine der Dirnen den Halt, so wurde sie unter wildem Geschrei und Gelächter aufgefangen und gezwungen, den gefahrbringenden Thron wiederum einzunehmen.

Der Wagen mit dem Weingärtner scheiterte; dreißig Jünglinge rissen den Karren an Gorgo vorüber, die mit machtlosem Zorn zusah, wie das harte Erz der über den Boden knirschenden Achse das edle Mosaikbild inmitten der Halle schnöde zerschellte. Also trotz ihrer Verhüllung sieht Gorgo doch zu, was die nackten Jünglinge treiben. Schauspieler und Sänger führen ein wüstes Satyrspiel auf, eine fromme Schar will's ihnen wehren; ein homerischer Sänger declamirt eine Elegie auf die bedrängten Götter; Glycere, die schönste Hetäre der Stadt, wird auf hohem Gestell im Triumph durch den Saal gerollt, in einer großen Mulde, die eine Muschel vorstellen soll: daneben ein Gefolge üppiger und zierlicher Mädchen:

Das Wetterleuchten und der in der Ferne rollende Donner war bisher unbeachtet geblieben, nun aber zuckte ein blendendes Licht durch die Halle und zugleich mit ihm erschütterte rasselnd, krachend und dröhnend ein Donnerschlag die entheiligte Wohnung des Gottes. Schwefeliger Dunst drang durch die Fensteröffnungen unter der Decke, und dem ersten Blitze folgte schnell ein zweiter, und dieser schien die Wölbung des Himmels gesprengt zu haben, denn es folgte ihm ein schmetternder, Ohr und Sinne betäubender Lärm, ein so gräßliches Tosen und Gellen, als sei das metallene Getäfel des Firmaments auseinandergeborsten und in jähem Falle auf die Erde, auf Alexandria, auf das Serapeum niedergekracht. Mit wüthendem Ungestüm entlud sich die ungeheuere Gewalt des afrikanischen Gewitters, und die Tobenden verstummten, den bebenden Zechern entsank der Pokal, die glühenden Wangen erblichen, die Hände der Tanzenden lösten sich und hoben sich flehend nach oben, und die johlenden, lästernden Lippen murmelten Gebet und Beschwörung. Die Dirnen im Gefolge der Venus sprangen zitternd von dem Gerüst, und die schaumgeborene Aphrodite in der Muschel versuchte sich aus den Schleiern und Blumengewinden, von denen sie umhüllt war, loszumachen, und erhob, als es ihr nicht gelingen wollte, eine untere Stufe des Gestells zu erreichen, ein lautes Jammergeschrei. Andere Stimmen mischten sich heulend, fluchend und klagend in die ihre; denn durch die unverkleideten Fensteröffnungen spritzte und goß der Wolkenbruch erkältendes Naß in die Hallen und auf die erhitzten Glieder der trunkenen Orgiasten. Der Sturm durchheulte die weiten Räume des Serapeums, Blitz und Donner tobten fort in ungebrochener Kraft, und wie Ameisen, deren Haufe zerstört ward, wimmelten die entsetzten, ernüchterten Zecher ruhelos, außer sich durcheinander. Und in dies Getümmel stürzte Orpheus, der Sohn des Karnis, welcher bis dahin auf dem Dache Wache gehalten, und schrie: „Die Welt geht unter, der Himmel hat sich geöffnet! Mein Vater, wo ist mein Vater?!" Und jeder glaubte ihm und riß die Kränze herunter, raufte sich das Haar und überließ sich wilder Verzweiflung. Wimmernd und heulend, wüthend und fassungslos rief es einer dem andern zu, und ohne Hoffnung auf ein Morgen oder eine nächste Stunde dachte doch jeder nur an sich, sein Gewand, und wie er den nackten, von Angst und Frost durchschüttelten Leib berge und vor Erkältung bewahre. In das wüste Gebalge um die abgeworfenen Kleider mischte sich lautes Stöhnen, jämmerliches Gewimmer, zeterndes Weibergeschrei und das Gebrüll der Unglücklichen, die der panische Schrecken ergriffen.

Das ist gewiß eine grandiose Schilderung und legt Zeugniß dafür ab, wie die Muse eines Dichters Bedeutenderes schafft, wenn sie sich an ein Publikum wendet, das nicht unter dem Zwange der Mädchenpädagogik seufzt und deshalb einen kühnern Flug nimmt. Indeß sind diese Culturbilder auch in die psychologischen Entwickelungen des Romans verwebt. Gorgo, die bisher dem Geliebten, dem Präfecten Konstantin, nicht seine schwärmerische Anhänglichkeit an das Christenthum verzeihen konnte, wird durch diese Ausschreitungen der meisten heidnischen Culte bekehrt; sie will in Zukunft alles mit ihm theilen: seine Liebe, sein Haus, seine Würde und seinen Gott.

In einer nicht minder lebendigen Schilderung wird uns der Kampf um das Serapeum vorgeführt und die Zertrümmerung des Götterbildes durch die siegreichen Christen. Bei diesem Kampf betheiligen sich einige Helden des Romans, der Sänger Karnis, Orpheus, während die Bewaffneten des Präfecten Konstantin dann das Riesenbild des Serapis zerstören.

Zu den Kapiteln, welche am meisten archäologische Färbung haben, gehört die Schilderung der Wettrennens im Hippodrom, wo die christlichen und heidnischen Pferde sich den Sieg streitig machen. Die Darstellung ist recht lebendig, aber etwas zu reich an verwertheten Detailnotizen, denen die Anmerkungen zu Hülfe kommen müssen. Wenn sich dies alles auf epischem Gebiete bewegt, so fehlt es auch nicht an einem Kapitel, in welchem die dramatische Innerlichkeit überwiegt. Die letzten Lebenstage und der Tod der Greisin Damia, der fanatischen Heidin, mit ihren krampfhaften Visionen und leidenschaftlichen Herzensergüssen führen uns pathologische Zustände vor, die ein tieferes Interesse beanspruchen können. Dagegen treten die Liebesgeschichten mehr in den Hintergrund: die zwei jüngern weiblichen Dioskuren, die mit ihren verschiedenen Verwandtschaftsgraden in fast allen Ebers'schen Romanen zu finden sind, die muntere Dada und die fromme Agne, bleiben innerhalb des genrebildlichen Rahmens. Beide abenteuern durch den Roman; beide verschwinden für die Ihrigen. Dada heirathet zuletzt den Christen Marcus, Agne wird eine fromme Einsiedlerin, Gorgo die Frau des Präfecten Konstantin.

Mit dem Serapis verschwindet das Heidenthum aus der alten Griechenstadt:

Mit ihm erlosch ihr Glanz und versank ihre Größe, und von allen Herrlichkeiten des zweiten Orts der Welt, der Stadt des Serapis, ist nichts übriggeblieben als eine gewaltige, heute noch zum Himmel aufragende Säule, welche zu dem hehren Tempel jenes Götterfürsten gehört hat, dessen Sturz das Ende eines

großen Abschnitts im geistigen Leben der Menschheit bezeichnet. Wie diese Säule, so ist der Schein, ist die Formenschönheit des Heidenthums nicht verloren gegangen. Wir sehen zu beiden empor, und wo das lebendige Sein des Christenthums diesen Schein mit seinem Licht erfüllt und durchdringt, da hat sich die schönste Hoffnung des alten Eusebius erfüllt. In der christlichen Kunst haben beide ihre Vermählung gefeiert.

Mit dieser Elegie schließt Georg Ebers einen seiner besten Romane, der einzelne große Schönheiten enthält. Gleichwol empfinden wir auch in ihm die unvermeidlichen Schwächen der ganzen Gattung des archäologischen Romans, indem uns die Helden desselben nicht die gleiche Theilnahme einzuflößen vermögen wie die Helden des modernen oder neugeschichtlichen Romans, deren ganze Denk- und Empfindungsweise die unserige oder doch der unserigen verwandt ist. Der Kampf zwischen dem Christenthum und dem Heidenthum hat für die Gegenwart nur ein historisches Interesse, wenn ihm auch einige modern-philosophische Lichter aufgesetzt werden. Und überhaupt, was ist uns Serapis? Viele machen die Bekanntschaft dieses Gottes erst aus dem Ebers'schen Roman. Man kann also manches aus demselben lernen: doch nur die genauesten Fachgenossen und Sachkundigen vermögen zu entscheiden, wieviel von der glänzenden Ausstattung des alten Götterbildes und Göttertempels der geschichtlichen Ueberlieferung, wieviel davon der Phantasie des Dichters angehört, und ob der Cultus dieser hellenisch-ägyptischen Mischgottheit nicht wie diejenige der asiatisch-afrikanischen Göttin Tanit in Flaubert's „Salammbo" durch eine Anleihe bei verschiednen Ueberlieferungen des Heidenthums bestritten wird, durch welche der phantasie- und talentvolle Dichter auf seine Kosten kommt.

Rudolf von Gottschall.

Historische und Memoirenliteratur.

1. Deutschland und Frankreich von Ludwig Brunier. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. Gr. 8. 8 M.
2. Die Nationalgefahr von Raoul Frary. Preisgekrönt von der Académie française mit dem Prix Monthyon. Aus dem Französischen von Scheller. Zweite Auflage. Hannover, Helwing. 1884. 8. 4 M.
3. Die Revolution von 1848. Erinnerungen von Gustav Schlosser. Gütersloh, Bertelsmann. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagener. Berlin, R. Pohl. 1884. Gr. 8. 6 M.
5. Garibaldi. Mittheilungen aus seinem Leben von Elpis Melena. Nebst Briefen des Generals an die Verfasserin. Zwei Bände. Mit einer Ansicht der Insel Caprera und einem Porträt Garibaldi's vom Jahre 1867. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1884. 8. 6 M.

In dem Buch „Deutschland und Frankreich" bespricht Ludwig Brunier (Nr. 1) zuerst die Charaktereigenthümlichkeiten der Deutschen, dann die der Franzosen, um zuletzt die beiderseitigen Leistungen in Parallele stellen und ein Urtheil darüber fällen zu können, welche von beiden Nationen zum Primat in Europa die größere Berechtigung habe. Von der Thatsache ausgehend, daß in dem Deutsch-Französischen Kriege die europäische Presse in ihrer unbestrittenen Mehrheit auf seiten des frevelhaften Angreifers stand, kommt der Verfasser auf den politischen Grundfehler der deutschen Nation zu sprechen, auf ihre Indolenz und Lammesgeduld gegenüber den Gewaltthaten ihrer Fürsten und auswärtiger Staaten. Beispiele hierfür stehen dem Verfasser leider in Menge zu Gebote. Er darf ja nur daran erinnern, was die Hannoveraner sich von ihrem Ernst August, die Hessen-Kasseler von ihrem Friedrich Wilhelm bieten ließen, und was die deutsche Nation seit dem Reformationszeitalter sich von Frankreich und vollends von den kleinen Staaten Dänemark und Holland gefallen ließ. Der undeutsche Sinn der deutschen Aristokratie, das knechtische Verhalten der mittlern und untern Bevölkerungsklassen, das verdummende Pfaffenthum unter den habsburgischen Ferdinand und Leopold haben jahrhundertelang kein deutsches Nationalbewußtsein aufkommen lassen. An der Stelle der Habsburger mußte, wenn das deutsche Volk nicht beständig der Prügeljunge der Nationen bleiben sollte, das kräftigere Geschlecht der Hohenzollern die Führerrolle übernehmen, und diese haben durch die Leistungen des Großen Kurfürsten und des Großen Friedrich die entscheidende Wendung angebahnt, kraft welcher das wissenschaftlich und literarisch schon hervorragende Deutschland im Bewußtsein seiner „weltgebietenden Größe" auch auf dem politischen Gebiete sich an die Spitze Europas stellte. Wie man aber, sagt der Verfasser, erst seit den Befreiungskriegen von einem in edler Selbständigkeit auf der Weltbühne auftretenden preußischen Volk sprechen kann, so gibt es erst seit 1870 eine politisch unabhängige große deutsche Nation. Dagegen findet der Verfasser an der auf ihre Liebenswürdigkeit und feine Humanität so eiteln französischen Nation sehr bedenkliche Charakterfehler: zuerst die ihr angeborene Grausamkeit, von welcher sie in der großen Revolution, in der Mishandlung des Dauphin, in der Bartholomäusnacht und überhaupt in dem Verfahren gegen die Hugenotten, in den vielen Fürstenmorden u. s. w. sehr drastische Beispiele gegeben hat; dazu kommt die unbegrenzte Eitelkeit und Selbstüberschätzung der Franzosen, welche Eigenschaften von Ludwig XIV. und von Napoleon I. sehr ausgebeutet wurden, und welche die hauptsächlichen Ursachen jener Lügenhaftigkeit sind, die wir in dem letzten Kriege kennen gelernt haben. Der Verfasser fügt diesen schlimmen Eigenschaften als weitere noch hinzu: die Habsucht und Raubsucht, wie sie besonders bei den höhern Generalen vorkommt; den ins Abgöttische gehenden Servilismus, wie er sich namentlich unter Napoleon I. gezeigt

hat, und die allgemeine Unwissenheit, vor allem auf dem Gebiete der Geographie, welche ihren Grund in einer stumpfen Gleichgültigkeit und Trägheit hat. Das „Journal des Débats" versichert sogar, daß während der Belagerung von Paris der Mangel an Ortskenntniß der nächsten Umgegend französische Generale in Verlegenheit gesetzt habe. Bei dieser Kritik des Verfassers ist es begreiflich, daß er die Frage, ob der Deutschland zutheil gewordene Primat ein verdienter sei und der Menschheit zum Heil zu gereichen verspreche, unbedingt bejaht und die Deutschen nicht nur für das kriegstüchtigste, sondern auch für das friedlichste und verständigste Volk Europas erklärt, jedoch nicht ohne ihnen den Rath zu geben, in ihrer jetzigen Herrlichkeit von Zeit zu Zeit einen Blick zu werfen auf ihre klägliche Vergangenheit.

Bei einem Vergleich zwischen den französischen Empfindungen von 1871 und den heutigen findet Raoul Frary in seinem Buch „Die Nationalgefahr" (Nr. 2) die auffallende Thatsache, daß die Herzenswunde bereits so vernarbt sei, daß man meinen könnte, es sei seitdem schon ein Jahrhundert verstrichen. Diese Bemerkung beunruhigt ihn für die Zukunft seines Vaterlandes. Er will daher in seinem Buch nicht von der Revanche sprechen, sondern nur die Mittel suchen, um ein neues Unglück zu verhindern, und zuerst die Gründe angeben, weshalb ein solches zu fürchten sei. Mit Recht glaubt er nicht an die Möglichkeit der Gründung der „Vereinigten Staaten von Europa", und speciell nicht, daß solche lange ohne Bürgerkriege existiren würden; er hält den „ewigen Frieden" für ein Traumbild, dem man sich ohne Gefahr für die eigene Existenz nicht hingeben dürfe. Er findet es vielmehr für zweckmäßiger, seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen, was bei den modernen Kriegen, welche wieder wie im Alterthum Nationalkriege geworden, der Einsatz des kriegführenden Staats sei. Dieser habe sich bedeutend gesteigert und werde noch mehr wachsen, je mehr sich die Völker aneinandergedrängt und durch die Kleinheit der Erde gestört fühlen werden. Nicht blos um Gebietsabtretung und Contributionen werde es sich handeln, sondern geradezu um Vernichtung des Besiegten. In diesem werde der Sieger nicht mehr einen gedemüthigten Menschen, eine gestürzte Regierung sehen, sondern eine Nation, die verstümmelt und ausgepreßt werden muß, damit sie leide und bis in ihr innerstes Mark die Ruthe dessen fühle, der sie gezüchtigt habe. Je größer aber der Einsatz sei, desto mehr dränge sich auch die Nothwendigkeit einer sorgsamern Vorbereitung auf. Der Verfasser fühlt sich beunruhigt durch das Wort, welches Bismarck in Versailles gesprochen haben soll: die deutsche Rasse sei das männliche Element Europas, und wirft den Hohenzollern vor, daß sie niemals großmüthig gewesen seien und den Frieden stets als Könige und Kaufleute abgeschlossen hätten, gesteht aber nachträglich zu, daß die Friedensbedingungen von Versailles die grausame Strenge des Friedensvertrags von Tilsit bei weitem nicht erreicht hätten. Am Schluß erklärt der Verfasser, daß Frankreich heute sich nicht mehr für unbesiegbar halte, aber der Hoffnung sich hingebe, niemals wieder angegriffen zu werden; daß es nicht mehr auf die Wunder französischer Tapferkeit rechne, aber den Schutzmaßregeln der Regierung blindes Vertrauen schenke und im übrigen von seiner Eitelkeit nichts verloren habe. Wenn auch Frankreich seit 1871 gewaltige Anstrengungen gemacht, die Armee organisirt, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, Festungen gebaut und seine Magazine gefüllt habe, so sei doch damit noch nichts gesichert. Die Franzosen, welche in allen Stücken die Preußen zu copiren suchten, sollten in erster Linie die eine Kunst, bereit und fertig zu sein, von ihnen lernen. Es genüge nicht, dem Rivalen zu folgen; Frankreich müsse ihn übertreffen. Die nöthige Energie hierzu würden ihnen der Patriotismus und die Furcht verleihen, jener, geweckt durch den Gedanken an die Verkleinerung des Landes, an die Zerstückelung Frankreichs, diese, hervorgerufen durch den Gedanken an das Los eines zum zweiten mal unterliegenden Frankreichs, das zwar auch dann noch Ackerbau, Künste und Wissenschaften treiben könnte, aber mit der Kugel an den Beinen und unter der Zuchtruthe des Aufsehers. Denn man dürfe nie vergessen, daß Europa zu klein geworden sei und daß die Starken die Schwächern verschlingen werden. Er schließt mit dem Ausspruch eines Franzosen: „Der Krieg ist nicht so beschwerlich als die Knechtschaft", und fügt noch hinzu: „Um welchen Preis man die Macht auch kaufen möge, sie ist immer weniger kostspielig als die Schwäche."

In seinen „Erinnerungen an die Revolution von 1848" gibt Gustav Schlosser (Nr. 3) ein vollständiges Bild der Jahre 1848—50, greift auch eingehend zurück auf die deutschkatholische und lichtfreundliche Bewegung, die er als „Vorläufer" bezeichnet, und schildert die Stimmung des damaligen Volks, das, während nach der Februarrevolution die deutsche Bureaukratie mit einigen Heftpflästerchen fertig zu werden glaubte, bereits die Tendenzen des Bauernkriegs hervorsuchte; denn die Regierung wußte nicht, „wie weit die Loyalität im Volk geschwunden, seit man mit der planmäßigen sogenannten Aufklärung ihm die Frömmigkeit geraubt". Der Verfasser, damals Predigtamtscandidat in Friedberg, hat die hessische Bewegung miterlebt, vielen Volksversammlungen angewohnt und den schmachvollen Aufstand vom 18. September in Frankfurt selbst mitangesehen. Durch die Schilderung dieser persönlichen Erlebnisse erhält die Schrift eine besondere Bedeutung und die frische Darstellung einen besondern Reiz. Es macht einen ergötzlichen Eindruck, wenn die Bauern den Candidaten, welche in eine Volksversammlung gehen, zurufen: „Heute wird alles vertheilt", oder: „Es muß alles verrungenirt (ruinirt) werden"; wenn die Bauern von ihrem Pfarrer verlangen, er solle in einer Eingabe an die Regierung ihre Forderungen, darunter die nach Preßfreiheit, aufzeichnen, und auf die Frage des Pfarrers, ob sie nicht auch gleich die Censur haben wollten, begeistert ausrufen: „Ja wohl, Preßfreiheit und Censur!", oder wenn der Bürgermeister eines Amts-

städtchens nach Friedberg kommt und von den Candidaten, welche die Volksversammlungen machen, verlangt, sie sollten, nachdem nun in allen Nachbarorten eine Volksversammlung stattgefunden habe, auch bei ihnen eine solche abhalten, zu welchem Zweck den Candidaten am bestimmten Tage ein großer Leiterwagen entgegengeschickt wird. Der Verfasser, welcher in der Versammlung das Thema zu behandeln hatte, ob in Deutschland Republik oder Kaiserthum gegründet werden solle, brachte es durch seine Beredsamkeit dahin, daß einstimmig beschlossen wurde, der Großherzog solle bleiben, aber sich einen Kaiser über sich gefallen lassen. Als aber vierzehn Tage nachher der „Urindoctor" ins Städtchen kam und noch eine Volksversammlung hielt, wurde ebenso einstimmig die Republik beschlossen. Unter den mannichfachen Forderungen, welche man an die Märzministerien stellte, führt der Verfasser die eines Candidaten der Theologie an, welcher im Examen durchgefallen war und nun es sehr natürlich fand, daß man jene Urtheile der Examinatoren aufhebe und erkläre, daß er bestanden habe. Daß die Friedberger gleich beim Beginn der Bewegung ein Judenhaus demoliren, ist eine Thatsache, wie wir sie fast bei allen größern Bewegungen finden. Bei dem frankfurter Aufstand konnte der Verfasser mit Mühe seinen Koffer vor dem Schicksal, zum Barrikadenbau verwendet zu werden, retten. Daß bei der Beerdigung der gemordeten Palamentsmitglieder Auerswald und Lichnowski der westfälische Pfarrer Freiherr von Ketteler, später Bischof in Mainz, eine zündende Rede hielt, in welcher er weniger die Mörderbande als die Anstifter, jene Redner der Pfingstweide und Genossen, die dem Volk die Gottesfurcht und fromme Scheu aus dem Herzen geriffen, öffentlich anklagte, ist eine von den Einzelheiten, die weniger bekannt sind.

Als Mitbegründer und früherer Chefredacteur der „Neuen Preußischen Zeitung" (Kreuzzeitung), als Mitglied des Landtags und vortragender Rath im Staatsministerium ist Hermann Wagener (Nr. 4) in der Lage, über interessante Erlebnisse berichten zu können. Im April 1848 verhandelte er mit hervorragenden conservativen Männern über die Gründung einer Zeitung, die im Interesse eines starken Königthums der Revolution und ihren verderblichen Grundsätzen und Consequenzen entgegentreten, zugleich aber zu der neuen Ordnung der Dinge eine positive Stellung einnehmen sollte, da nur demjenigen die Zukunft gehört, „der auf die bewegenden Gedanken der Gegenwart positiv einzugehen vermag". Die Ankündigung des Unternehmens wurde in vielen Kreisen mit Gelächter aufgenommen, und als der Verfasser eine Rundreise durch Deutschland und Oesterreich unternahm, um für seine Zeitung auch in weitern Kreisen Theilnahme und Mitarbeiter zu gewinnen, machte er theilweise schlimme Erfahrungen und mußte seinen Plan als die fixe Idee eines nicht ganz zurechnungsfähigen Menschen behandelt sehen. Doch konnte im Juni die Ausgabe der Zeitung beginnen, und zwar sofort mit einem Stamm von dreitausend Abonnenten, wenn auch unter großen Schwierigkeiten und Gefahren, sodaß Wagener sich dreimal genöthigt sah, seine Familie von Berlin nach Potsdam überzusiedeln und sich auf eine energische Vertheidigung vorzubereiten. Während der parlamentarischen Verhandlungen des Jahres 1848 erschien kaum eine Nummer der „Kreuzzeitung", welche nicht einen längern oder kürzern Artikel des Herrn von Bismarck-Schönhausen enthalten hätte. Die Redaction der „Kreuzzeitung" war damals das Hauptquartier der royalistischen Partei und der Mittelpunkt aller gegen das revolutionäre Gebaren gerichteteen Bestrebungen, und es hatte sich eine Art von politischem Generalstab gebildet, in dessen Händen die Fäden zusammenliefen. Die Bedeutung und der Einfluß der „Kreuzzeitung" und ihrer Partei steigerte sich mit der Steigerung der Ausschreitungen in der preußischen Nationalversammlung, und man war bald berechtigt, von „der kleinen, aber mächtigen Partei" zu sprechen, deren dreistes Auftreten den Gegnern imponirte und die Ueberzeugung in ihnen erweckte, daß sie es hier mit dem alten Preußen zu thun hätten. Zu dem Generalstab der „Kreuzzeitung" gehörte neben den Herren von Gerlach, von Kleist-Retzow, von Bethmann-Hollweg, Senfft von Pilsach, von der Goltz auch Herr von Bismarck, von dem der Verfasser mehrere Briefe aus den Jahren 1850 und 1851 und einige interessante Aeußerungen mittheilt. Ueber die reorganisirte preußische Armee und deren Nachahmer pflegte Bismarck zu sagen: „Man kann uns auf diesem Gebiete vielleicht alles nachmachen, aber nicht den preußischen Secondelieutenant." Und als Wagener die mit überlegener Einsicht und Kühnheit gepaarte Sicherheit bewunderte, mit welcher Bismarck in der auswärtigen Politik jeden Schritt vorwärts that, erwiderte letzterer: „Ich treibe jetzt auswärtige Politik, wie ich früher auf die Schnepfenjagd ging, und setze nicht eher den Fuß vorwärts, als bis ich den Bülten, auf den ich treten will, als sicher und tragfähig erprobt habe." Wagener war 1850 wie Bismarck gegen einen Krieg mit Oesterreich, weil Preußen nur im Bunde mit der Revolution einen solchen mit Aussicht auf Erfolg unternehmen konnte, und fügte sich, wenn auch mit patriotischem Widerstreben, in die Vertragsbestimmungen von Olmütz, weil ohne diese Nachgiebigkeit Preußen nicht blos mit Oesterreich, sondern auch mit Rußland den Krieg zu führen gehabt hätte, da ja Kaiser Nikolaus erklärt hatte, er werde der Feind desjenigen sein, der zuerst losschlagen würde. Andererseits ließ sich beim Auftreten des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel Wagener nicht bewegen, denjenigen nachzugeben, welche ihn aufforderten, die „Kreuzzeitung" in der Richtung zu dirigiren, daß der Constitutionalismus wieder beseitigt und die Rückkehr zu dem alten patriarchalischen preußischen Patriotismus angebahnt und ermöglicht würde, da er den entscheidenden Werth darauf legte, das Vertrauen in das Wort des Königs nicht zu erschüttern, und überzeugt war, daß die wurmstichige preußische Bureaukratie kein zuverlässiges Piedestal für die preußische Königskrone mehr bilde. Auch gehörte Wagener 1859 zu den wenigen Conservativen, welche einem activen

Eintreten für Oesterreich widerstrebten, weil er der Ansicht war, daß durch große Dienstleistungen Preußens das beiderseitige Verhältniß nur noch verschlimmert würde, und daß Preußen keinen andern Dank zu erwarten hätte als eine Wiederholung „des handgreiflichen Beweises, wie undankbar Oesterreich sein könne". Die Ministerien der neuen Aera, an deren Spitze Hohenzollern und Hohenlohe standen (welche Herren übrigens mehr als „Decoration" betrachtet und behandelt wurden), bewegten sich nach des Verfassers Urtheil in dem unlösbaren Widerspruch, daß sie einerseits mit einem gewissen Aufwand von sittlicher Entrüstung den Manteuffel'schen Pseudoliberalismus und Constitutionalismus verwarfen, andererseits sich dagegen verwahrten, den wiederholt und mit großer Mehrheit gefaßten Beschlüssen eine maßgebende Bedeutung einzuräumen. Mit Freude begrüßte daher Wagener die Ernennung Bismarck's zum Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er gibt von ihm eine kurze treffliche Charakteristik und spricht sich energisch gegen die damalige Fortschrittspartei aus, welche darauf ausging, die deutschen Fürsten und an erster Stelle den König von Preußen unter die Vormundschaft seiner getreuen Volksvertreter zu stellen, und gegen die verfassungsmäßige Strohdrescherei, welche die damals gefeierten Helden des parlamentarischen Redeturniers mit einem Eifer und einer Hingebung betrieben, die für den ernhaften Politiker etwas Rührend-Komisches hatten und die deutlich zeigten, daß der politische Horizont, innerhalb dessen man sich auf jener Seite bewegte, die bekannte parlamentarische Tretmühle war, und daß die nämlichen Leute, welche bisher als Klageweiber von Olmütz das Land durchzogen hatten, den Dienst versagten, als es sich endlich ernstlich darum handelte, die Scharte von Olmütz auszuwetzen. Sehr interessant ist auch, was Wagener über das allgemeine Stimmrecht, über die Koryphäen der nationalliberalen Partei, über den Culturkampf und den Minister Falk, über die liberale Gesetzgebung von 1873—79 und über die Entwickelung der Socialreform und das Socialistengesetz sagt, über welches letztere seine Ansichten mit denen der Reichsregierung nicht übereinstimmen. Wenn er aber hinsichtlich des Culturkampfes äußert, er weise die Uebergriffe des Staats auf das kirchliche Gebiet nicht minder zurück als die der Kirche auf das staatliche Gebiet, und halte fest an dem zuerst von ihm formulirten Antrag, daß man auf den bekannten Boden der preußischen Verfassungsurkunde zurücktreten und dem Vaterlande die Segnungen des kirchlichen Friedens wiedergewinnen solle, dessen sich Preußen unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. fast ohne jede Störung erfreute, so erinnern wir uns der Artikel 15—18 jener Verfassung von 1850 und der willkürlichen Auslegung und Anwendung derselben seitens der Bischöfe, wodurch es allein möglich war, daß zwar ein kirchlicher Friede bestand, aber ein Friede mit Aufgebung der staatlichen Interessen und der staatlichen Würde. Um diesen Preis den Frieden zu erlangen, war fürwahr keine Kunst. Dieser Friede war nicht mehr und nicht weniger als ein kirchenpolitisches Olmütz, und die Maigesetzgebung suchte „die Scharte von Olmütz auszuwetzen". Daß der Erfolg kein günstiger war wie bei dem politischen Olmütz, hat seinen Grund bekanntlich in der grundverschiedenen Beschaffenheit der Gegner, die zum Theil unfaßbar und unangreifbar sind. Es hat sich bis auf den heutigen Tag noch niemand gezeigt, welcher ein untrügliches Recept zu einer für den modernen Staat annehmbaren Lösung der kirchlichen Frage angeboten hätte, und wir werden noch einige Zeit auf das Auftreten eines solchen Wunderdoctors warten müssen.

Die Verfasserin des Buchs „Garibaldi. Mittheilungen aus seinem Leben" (Nr. 5), Elpis Melena (Frau von Schwartz), hat nicht beabsichtigt, eine Biographie des nationalen Helden zu schreiben und uns nach Südamerika, nach Rom, nach Marsala, nach Aspromonte, nach Mentana und zuletzt nach Dijon zu führen; sie will vielmehr eine Charakterzeichnung des Volksmannes ausführen und in dieser „die erste aller Tugenden, die Humanität", in den Vordergrund stellen; auch glaubt sie im Stande zu sein, durch gewisse Mittheilungen seinen kühnsten und so oft rücksichtslos getadelten Unternehmungen eine gerechtere Beurtheilung zu verschaffen. Dabei verhehlt sie nicht, daß Garibaldi trotz aller Selbständigkeit fremden Einflüssen sehr zugänglich war; daß durch den Cultus, den man mit ihm trieb und der seiner Eitelkeit begreiflicherweise schmeicheln mußte, seine ohnedies geringe Menschenkenntniß auf eine verhängnißvolle Probe gestellt wurde, und daß infolge dessen der als Messias der Freiheit gepriesene Held oft die ärgste Rücksichtslosigkeit gegen wahre Freunde beging und andererseits der Spielball solcher Anhänger wurde, die hinter ihrer Parteigängerschaft lediglich eigene Interessen versteckten. Die Verfasserin besuchte Garibaldi zuerst 1857 und dann noch mehrmals auf der Insel Caprera und kommt während des Feldzugs von 1859 an verschiedenen Orten mit ihm zusammen. Sie hat auf diese Weise Gelegenheit, seinen Charakter genau zu studiren und einen Blick in seine Familienwirthschaft zu werfen, wo illegitime Kinder in patriarchalischer Weise auftauchten, Mägde und Ammen in die Stellung der Frauen des Hauses vorrückten und die uneheliche Tochter des Marchese Raimondi die Hand des Generals vor dem Traualtar annimmt, obgleich sie schon seit fünf Monaten das Pfand einer Liebschaft mit einem Garibaldi'schen Offizier unter dem Herzen trug. Da die Damen des Generals für seine kleinen Bedürfnisse nicht sorgen, so muß es die Verfasserin thun. Bei einer Mahlzeit wollte er sich eines Schnupftuchs bedienen und zog wol etwas „Zusammengelegtes" aus der Tasche, das sich aber als die kleine Hälfte eines ehemaligen Taschentuchs erwies und obendrein in der Mitte, der ganzen Länge nach, einen Riß hatte, durch welchen Garibaldi mit seiner Hand gemüthlich fuhr und mit unvergleichlicher Ruhe sagte: „Ach, einer der Herren wird wol so gut sein und mir ein Schnupftuch kaufen." Seiner Jugendfreundin, Signora Deidery, und seiner Tochter Teresa, welche an-

wesend waren, fiel es nicht ein, dem General zu einem ordentlichen Schnupftuch zu verhelfen; aber die Verfasserin ging sofort in einen Laden und kaufte ihm einen kleinen Vorrath. Bei einer Mission, die er ihr auftrug, entrann sie nur durch einen wunderbaren Zufall dem Tode. Sie sollte von Florenz nach Messina reisen, mit dem dortigen englischen Consul sich ins Vernehmen setzen, mit dem Revolutionscomité sich verständigen und dieses theils mit Garibaldi, theils mit den Verschwörern zu Palermo in Verbindung bringen. Dies alles übertrug er ihr, obgleich er den Mann, welcher ihm so große Hoffnungen auf Messina machte, und eine zweite Frau, die eine Rolle dabei zu spielen hatte, gar nicht genau kannte; die Folge war, daß die Verfasserin wenige Tage nach ihrer Ankunft in Messina von der Polizei in das Gefängniß geführt wurde, wo sie wie hundert andere für immer verschwinden sollte. Der Umstand, daß der Kerkermeister die Verfasserin erkannte und sich der Wohlthaten, die sie ihm und seiner Familie erwiesen hatte, erinnerte, bewirkte, daß dieser selbst sie aus dem Gefängniß führte und für ihr weiteres Fortkommen sorgte. Als sie Garibaldi in Bologna wieder traf, sagte er ihr mit seiner gewöhnlichen Seelenruhe, er hätte sich nicht träumen lassen, sie wieder zu sehen; denn gleich nach ihrer Abreise habe er erfahren, daß man ihm eine Falle gestellt habe, in die er leider zu leichtgläubig gegangen sei. Die Verfasserin entschuldigt das Benehmen des Generals, der nicht einmal ein Wort des theilnehmenden Dankes für sie hatte, damit, daß sie sagt, man dürfe Garibaldi nicht nach gewöhnlichen Begriffen beurtheilen; denn er, der sein Leben hundertmal für sein Vaterland aufs Spiel gesetzt habe, halte denjenigen, dem dies auch möglich geworden, für den beneidenswerthesten Menschen, da er im Opfer selbst schon den höchsten Lohn empfangen habe.

Interessant ist, was die Verfasserin nach dem Brief eines Augenzeugen über die Verwundung des Generals bei Aspromonte und über seine Abführung nach dem Fort Varignano in Spezia, wobei sie ihm wieder hülfreiche Dienste leistete, berichtet. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs schreibt Garibaldi der Verfasserin Briefe voll Freude über den Enthusiasmus der deutschen Nation und über die Niederlagen Napoleon's, und hofft, daß die Komödie seines Kaiserthums von Blut und Lüge nun zu Ende sei. Wenn er trotzdem bald darauf Frankreich seinen Degen anbietet, so sucht die Verfasserin den Grund hiervon theils darin, daß er durch diesen Hülfszug seine Geburtsstadt Nizza wieder mit Italien vereinigen zu können hoffte, theils darin, daß er glaubte, den Beruf zu haben, jeder Republik, die in Gefahr sei, seine Dienste zu widmen. Die Verhandlungen mit der Regierung von Tours wurden durch die Vermittelung des Oberst Bordone geführt, eines Franzosen, der zu Garibaldi's Offizieren des Jahres 1860 zählte. Aber weder die Regierung noch sonst jemand in Frankreich wünschte die Ankunft Garibaldi's; sie wurde nur geduldet, und was Bordone hierüber seinem frühern General meldete, war mehr Schwindel als Wahrheit. „Niemals werde ich einen französischen General unter Garibaldi's Befehle stellen", sagte Gambetta. Die weitern Ereignisse, namentlich die Kämpfe vor Dijon am 21. und 23. Januar, schildert die Verfasserin, falschen Quellen folgend, sehr unrichtig. Von einer Schlappe der pommerschen Regimenter war gar keine Rede, wohl aber davon, daß Garibaldi, der mit mehr als 25000 Mann in Dijon stand, durch die fünf Bataillone des Generals Kettler, der nach dem Abzug der Werder'schen Truppen dort zurückgelassen worden war, in täglichen Gefechten sich hinhalten ließ und dadurch daran verhindert wurde, der gegen Bourbaki anrückenden Manteuffel'schen Südarmee in den Rücken zu fallen. Der ganze Hülfszug war ein verfehlter. Die schlechte Aufnahme, die Garibaldi in der Nationalversammlung zu Bordeaux fand, hatte zur Folge, daß der General in tiefer Misstimmung nach Caprera zurückeilte.

Wilhelm Müller.

Poetische Uebersetzungen.

1. Troilus und Kressida. (Il Filostrato.) Epische Dichtung von Giovanni Boccaccio. Zum ersten male verdeutscht von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Berlin, Hofmann u. Comp. 1884. 8. 5 M.

Der Vefasser hat durch eine Reihe trefflicher historischer Arbeiten sich längst den Dank ernster Leser verdient. Daß er mit Sicherheit und Grazie auch das Musenroß zu tummeln vermag, beweist er durch die obige Uebersetzung. Dabei wird nicht außer Acht zu lassen sein, daß vor allem der erste Uebersetzer eines Werks keinen leichten Stand hat, wie denn auch die Gefahren, welche von seinem Wege unzertrennlich sind, als die Ursache gelten dürfen, um derentwillen nur sehr spärlich erste Uebersetzungen erscheinen, während sich mehr als zu viele quasi neue Uebersetzungen bereits gut verdeutschter Werke alljährlich an den Markt drängen. Schon aus diesem Grunde wird die vorliegende sorgfältige Arbeit auf mehr als blos vorübergehende Beachtung Anspruch haben. Aber auch an sich war es ja Zeit, daß sich über Boccaccio's vielgerühmtes und doch nur so wenigen bekanntes Gedicht in weitern Kreisen die Meinung kläre. Mit Recht sagt der Uebersetzer, dem Freunde der italienischen Literatur mußte die Bemerkung sich aufdrängen, daß die nähere Bekanntschaft mit den Werken des Boccaccio in Deutschland auf eine sehr kleine Zahl von Fachgelehrten beschränkt ist. Von seinen Werken war bisher ja nur das „Decameron" übersetzt erschienen. Daß es wünschenswerth sei, diesem Mangel abgeholfen zu sehen, ist wiederholt ausgesprochen worden.

Der Uebersetzer fand darin Veranlassung, zu versuchen, ob er seinerseits etwas dazu beitragen könne, diesem Verlangen zu entsprechen. Seine Wahl fiel unter den dichterischen Werken Boccaccio's auf den „Filostrato", in welchem uns die Geschichte der Liebe des trojanischen Prinzen Troilus und der Priesterstochter Kressida erzählt wird; und zwar wählte er diese Dichtung, einestheils weil die Darstellung der im Grunde sehr einfachen Geschichte doch einen wesentlichen Fortschritt in der Composition eines Epos bezeichnet, anderntheils weil nach der Ansicht des Uebersetzers, „die über das ganze Gedicht sich verbreitende Naivetät so liebenswürdig und anziehend ist, daß dadurch der Mangel an spannender Handlung und an scharfer Charakteristik weniger empfindlich wird. Es kommt", fährt er fort, „dabei noch ferner in Betracht, daß der «Filostrato» das zweite Gedicht in der von Boccaccio gebrauchten Form der achtzeiligen Octaven ist, welche durch ihn zur allein gültigen für die epische Dichtung der Italiener gemacht wurde; hundert Jahre später konnten Ariost, und zweihundert Jahre später Tasso keine passendere Form für ihre Meistersänge finden. Auch die Vergleichung des Zustandes der Dichtkunst in Italien mit der trostlosen Oede, die in demselben Jahrhundert in Deutschland herrschte, dürfte uns zu einer genauern Bekanntschaft mit jener Literatur auffordern. Endlich macht auch der Umstand, daß der «Filostrato» in so innigen Beziehungen zu den übrigen zahlreichen wichtigen und interessanten Troja-Dichtungen des Mittelalters und der Renaissancezeit steht, es wünschenswerth, daß sein Inhalt allgemeiner bekannt werde. Es ist in dieser Beziehung wohl zu beachten, daß in der ganzen Handlung der epischen Dichtung «Filostrato» sich kein einziger Zug von Homer's Gedichten vorfindet; nur der größere Theil der Namen, der Schauplatz und die Veranlassung des Kriegs sind dieselben. Wir haben es vielmehr mit der Weiterbildung des troischen Sagenkreises durch Diktys aus Kreta und Dares aus Phrygien zu thun. Ihre mehrfach ineinander verschlungenen Dichtungen dienten im Laufe der Jahrhunderte verschiedenen andern literarischen Werken als Grundlage, unter welchen besonders zu nennen sind: die «Histoire de la guerre de Troye», die um 1106 von dem Normannen Benoit de St.-More, Hoftrouvère des Königs Heinrich II. von England, verfaßt wurde, und die «Historia Trojana» von Guido de Colonna, welche im Jahre 1287 erschien."

Unter denen, deren Urtheil dem Rufe des „Filostrato" in nachdrücklicher Weise zu statten gekommen ist, seien besonders W. Hertzberg und H. Hettner genannt. Der erstere sagt darüber: „Dieses Gedicht, nach der Theseïde desselben Verfassers und wol schon in seinen reifern Mannesjahren, demnach um die Mitte des 14. Jahrhunderts geschrieben, bringt zum ersten mal den bisher mehr oder weniger roh behandelten Stoff in den wohlgegliederten und in sich geschlossenen Zusammenhang eines poetischen Ganzen. Kommt dazu nun die innige Wärme der Empfindung, eine psychologische Beobachtung, eine Anatomie des Menschenherzens, die sich doch nur selten in jenes Extrem sophistischer Liebesdialektik verliert, welche durch die cours d'amour den Zeitgenossen schon geläufig zu werden anfing; kommt dazu endlich der Zauber einer klaren, wohltönenden und in den reinsten Octaven ebenmäßig hinfließenden Sprache: so müssen wir den «Filostrato» als ein in seiner Art classisches Erzeugniß anerkennen, das auf gebildete und gefühlvolle Menschen jeder Zeit eine hinreißende Wirkung üben wird." Und in seinen „Italienischen Studien" tritt Hettner mit folgenden begeisterten Worten für den „Filostrato" ein: „Es ist unbegreiflich, wie eine so herrliche Perle echtester Poesie wie Boccaccio's «Filostrato» vergessen sein kann! Es ist der laute Jubelruf eines von glücklichster Liebe erfüllten glückseligen Herzens. Als Boccaccio dieses Gedicht dichtete, weilte Fiametta, die Geliebte, auf dem Lande. Der Dichter, fern von ihr, schwelgt in der Wonne liebender Erinnerung und in der Gewißheit unverlierbaren Besitzes, ergötzt sich aber in dieser Gewißheit, mit der Furcht quälender Eifersucht sein übermüthiges Spiel zu treiben. Dieses Glück und diese Furcht schildert er in der alten Sage von «Troilus und Kressida» . . . Und mit der wunderbarsten Kunst weiß er die verblichenen Gestalten der Sage mit seinen eigenen Erlebnissen zu beleben und zu durchglühen und damit dem Epischen eine wesentlich lyrische Haltung zu geben. Die erste Bekanntschaft, das endliche Gewinnen der Geliebten, der glückselige Rausch des innigen Einandergehörens, der Schmerz des Abschieds bei der vom Geschick verhängten Trennung, das peinvolle Erwachen der Eifersucht im Herzen des Liebenden und die Bethörung zur Untreue im Herzen der Geliebten, die Verzweiflung des Verrathenen und sein Aufsuchen des Heldentodes im Schlachtgewühl sind mit einer Wahrheit und Wärme der Empfindung, mit einer Kenntniß aller geheimsten Herzenstriebe und Herzensirrungen und zugleich mit einer aus dem Glücksgefühl des Dichters entspringenden fein ironischen Schalkhaftigkeit erzählt, über dem Ganzen liegt ein so bestrickender Zauber der bis in das Einzelnste abgewogenen Composition und des unvergleichlichsten Wohllauts der leicht dahinfließenden Verse, daß für den, der dieses Gedicht kennt, kein Zweifel ist, daß Pulci und Ariost in Boccaccio nicht blos den Vorgänger, sondern ihren Meister haben."

Was den Wohllaut der Verse betrifft, so ist nun freilich nach dieser Seite hin die italienische Sprache gegen die unserige in großem Vortheil, weshalb wir bei jeder Beurtheilung einer italienischen Dichtung gegen die bestechende Wirkung dieses Zaubers auf der Hut sein müssen. Auch bei jenen Urtheilen wird man, um sie nicht misszuverstehen, beachten müssen, daß sie durch den einschmeichelnden Wohlklang des italienischen Originals in hohem Grade beeinflußt wurden. Aber daß die ganze ethische Atmosphäre einer Dichtung mit ihrer Sprache fast unzertrennlich verwoben ist, kommt hier nicht minder in Be-

tracht. Wie in der deutschen Ausgabe des „Decameron" manche im Italienischen noch ergötzlich wirkende Begebenheit bis zum Ungenießbaren beeinträchtigt wird durch ein gewisses Ehrbarkeitsgefühl, das von unserer Sprache nicht ganz zu trennen ist, so läuft auch diese erotische Dichtung des Boccaccio in ihrer Uebertragung Gefahr, statt mit dem Maßstabe des lockern 14. Jahrhunderts Italiens mit demjenigen gemessen zu werden, welchen unser heutiges Gefühl an den Verkehr zweier Liebenden anlegt, für die der Dichter uns warm interessiren will. Selbst an dem italienischen Original haben aber schon nüchterner urtheilende Kritiker gerade die schönrednerische Einkleidung getadelt: handle sich's doch um das anmuthige Bemänteln eines Liebeshandels, bei welchem der weibliche Theil, die junge Witwe Kressida, keine weitern Scrupel kennt als die Furcht, den Schein ihrer Ehrbarkeit einzubüßen, bei welchem aber auch ein von dem Dichter mit Achtung behandelter Vetter der jungen Witwe, Pandarus, ohne irgendwelche Bedenken fortwährend, wie er es selbst nennt, Kupplerdienste leiste und bei welchem endlich der tragische Held des Gedichts, Prinz Troilus, seine Schwester und seine Schwägerin dem Freunde als Gegenleistung anbiete. Der Uebersetzer hat an diesem dem 14. Jahrhundert entsprechenden Zuschnitt des Gedichts natürlich nichts zu ändern vermocht, er hat aber 19 Stanzen weggelassen, welche nach seiner Ansicht zum Theil zu sehr „in der unverschleierten Art" des „Decameron" geschrieben sind.

Den Inhalt der nahezu 700 Stanzen, wie sich's leicht thun ließe, in wenigen Zeilen hier zusammenzudrängen, versage ich mir, um dem Verfasser des überdies ungewöhnlich geschmackvoll ausgestatteten Buchs nicht die Freude zu schmälern, daß es von recht vielen gelesen wird. Dagegen lasse ich hier eine Probe der Uebersetzung folgen, wobei ich für eine zweite Auflage empfehlen möchte, das öfter wiederkehrende „braune" Kleid der jungen Witwe Kressida in „Trauerkleid" zu ändern; hat doch der Italiener für „trauern" den Ausdruck portare il bruno, ohne daß er damit die braune Farbe als die der Trauer bezeichnen will.

Die folgenden fünf Stanzen sind dem ersten Gesange entnommen. Troilus, der eben noch die liebeskranken unter Trojas Jünglingen als Narren verspottet hat, erblickt Kressida bei dem Feste der Pallas und fühlt sich plötzlich in den Fesseln ihrer Schönheit:

O welche Blindheit trübt doch unsre Blicke,
Und wie entgegen dem, was wir erstreben,
Erfüllen sich so häufig die Geschicke!
Der andern spottend, die sich ganz ergeben
Dem Liebesleide, das sie schier ersticke,
Ging Troilus, nicht ahnend, daß soeben
Gott Amor's Pfeile ihn als Zielpunkt fassen,
Bevor er noch des Tempels Raum verlassen.

Denn solcher Art ergießend seine Lauge
Des Spottes über diesen, über jenen,
Ging Troilus, erwägend ob ihm tauge
Die eine und die andre von den Schönen;
Da schaut er plötzlich mit begier'gem Auge
Die schöne Kressida sich lässig lehnen,
Im braunen Kleide unter weißem Schleier,
Inmitten andrer Frauen bei der Feier.

Nachdem die andern alle dann gegangen,
Setzt er sich einsam in der Kammer nieder
Zu Füßen seines Betts, und Seufzer rangen
Sich aus der Brust, denn er erinnert wieder
Des mächt'gen Eindrucks sich, den er empfangen
Beim Anblick jener schönheitsvollen Glieder
Der holden Kressida, und voller Treue
Ausmalend jene, preist er sie aufs neue.

Die Donna achtet er nach Wuchs und Zügen
Für ausgestattet mit dem größten Muthe;
Und seufzend schätzt er als ein groß Vergnügen,
Daß Liebe zu der Schönen ihn durchflute;
Dann überlegt er, wie sich's könne fügen,
Daß ihm mit gleicher Liebe lohn' die Gute,
Wenn sie auch nur so viel ihm woll' bescheiden,
Daß er getröstet sei in seinen Leiden.

Er hielt dafür, daß um solch eine Schöne
Man nie zu viel könn' klagen oder leiden,
Und würd' die Leidenschaft, der jetzt er fröhne,
Jemals bekannt, so würd' man ihn beneiden;
Und ob auch mancher Freund ihn drob verhöhne,
Würd' keiner doch an seiner Pein sich weiden.
So dacht' der Jüngling, voller guter Dinge,
Nicht ahnend, was die Zukunft einst ihm bringe.

2. Die Braut von Abydos. Aus der englischen des Lord Byron in freie deutsche Dichtung übertragen von Friedrich Kley. Halle, Schmidt. 1884.

Byron ist so oft und wenigstens theilweise auch so gut übersetzt worden, daß es an der Zeit sein möchte, von immer neuen Verdeutschungen abzusehen; man wage sich doch an englische oder amerikanische Dichter, die in Deutschland noch nicht übersetzt sind. Es wird für die vorliegende Arbeit genug geschehen sein, wenn eine aufs gerathewohl herausgegriffene Probe hier Platz findet:

O Barde! Noch — wo ich gewallt,
Mein Fuß betrat den heil'gen Strand,
Die Woge schwimmend mich getragen —
Mit dir zu sinnen, dir zu klagen
Und durch die Felder, ruhmbekannt,
Zu wandern an des Glaubens Hand,
Daß, wo ein kleiner Hügel grüne,
Kein Heros ruht, den Sag' erfand,
Daß rings die glaubenswürd'ge Bühne
Noch deine, „breiter Hellespont", umgibt!
Sei lang mein Los! Der wäre kalt,
Der dort bewundert geht und dich nicht liebt'.

3. Ausgewählte Gedichte von Johan Welhaven. Im ursprünglichen Versmaße aus dem Norwegischen übertragen von Hermann Neumann. Cottbus, Kaatz. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Welhaven wurde 1807 zu Bergen geboren, studirte in Christiania und starb daselbst 1873, nachdem er seit 1846 an der dortigen Universität Philosophie und Literaturgeschichte docirt hatte. Er war Vorkämpfer der sogenannten Intelligenzpartei, und seine Bedeutung für die norwegische Literatur ist frühzeitig durch die heftige Gegnerschaft

Wergeland's, des Führers der demokratischen Partei, gesteigert worden. Der Uebersetzer hat sich, wie er auch in der Vorrede noch weiter ausführt, angelegen sein lassen, das Versmaß des Originals in der Uebersetzung festzuhalten. Wo dadurch dem Original kein Abbruch an poetischem Zauber geschieht, ist dies Bestreben ja selbstverständlich gerechtfertigt. Das Gegentheil pflegt aber die Regel zu sein, und so möchten die bessern Uebersetzer sich doch nicht immer wieder von dem Vorurtheil beirren lassen, mit dem Festhalten der äußern Form des Originals sei schon etwas Wesentliches geleistet. Die vorliegende Uebertragung liest sich im ganzen nicht schlecht, und in einigen Gedichten ist sogar so viel eigenthümlicher Reiz, daß man einigermaßen verstehen kann, warum z. B. der Literaturhistoriker Horn dem Dichter Welhaven so viel Lob spendet. Unklarheiten trüben aber auch hier und da den Genuß. So in dem Gedicht „Das schöne Mädchen von Portör". Sie steht am Strande und späht nach ihrem Geliebten aus. Da heißt es denn:

Das Flöckchen, das sich hebt und senkt,
Das weiße Segel, straff gespannt,
Der rasche Bursche, der es lenkt,
Erreichten nimmermehr das Land.
Ein Freudenschimmer plötzlich schien
Dem Mädchen aus der Brandung Wuth:
Das war sein Schiff, sie hatte ihn; —
Im nächsten Nu schlang ihn die Flut.

Wenn ihn die Flut verschlang, konnte er freilich nimmermehr das Land erreichen; aber was soll diese Voraussage, noch dazu in vergangener Form, mitten im Fluß der Erzählung? Ist der Verfasser des Originals dafür, wie für manche andere Sonderbarkeiten, verantwortlich (z. B. für „der Feuerkunst Sterne" als Umschreibung von „Herdfunken"), so möchte die ihm vom Uebersetzer beigelegte Bezeichnung „classischer Dichter" doch wol einzuschränken sein. Eins der ansprechendsten Gedichte der kleinen Sammlung möge veranschaulichen, was vermuthlich der eigentliche Ton ist, der Welhaven seinem Volke werth gemacht hat:

Ein Wintertag.

Von Birkenwipfeln glänzt der Schnee
Und auf der dunkeln Tannen Haar;
Ich wende meinen Blick zur Höh', —
Heut ist der Winterhimmel klar.

Wie reiner Glanz des Himmels hier
Aufs Silberdach des Waldes fällt,
Soll heut der Geist des Lichtes mir
Verklären meine innere Welt.

Die Spur der Lieben, viel beweint,
Gesucht beim Heer des Schattenlands,
Des Herzensschatzes Grab bescheint
Die Winterluft mit heil'gem Glanz.

O Tag von Gott, wie strahlt dein Schein
Mit milder Klarheit auf den Schnee!
So steht auch die Erinnrung rein
Und hell ob des Verlustes Weh.

Mit Hoffnung, die hier nicht beglückt,
Mit Trauer, die hier keine Hand
Kann lindern, bin ich heut' entrückt
In neues, stilles Friedensland.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Zur Geschichte des wiener Journalisten- und Schriftstellervereins Concordia" (1869—84) heißt eine Broschüre, welche zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier dieses Vereins erschienen ist (Wien, Selbstverlag der Concordia). Es ist interessant, die Geschichte eines Vereins, der einen so seltenen Aufschwung genommen hat, in ihren Grundzügen zu verfolgen. Die Leseabende, die Winterfeste der Concordia spielen im literarischen und socialen wiener Leben eine hervorragende Rolle; vor allem aber muß der durch ausgezeichnete Verwaltung und durchgreifende Maßnahmen hervorgerufene finanzielle Aufschwung des Vereins die allgemeinste Anerkennung finden, und mit Recht heißt es in der kleinen Schrift: „Ein Pensionsinstitut für Alters-, Witwen- und Waisenversorgung wie das der wiener Concordia besitzt bisher kein anderes Centrum literarischer Production auf dem europäischen Continent, weder seiner Organisation noch dem Umfange seiner thatsächlichen Leistungen nach."

— Ein originelles Werkchen ist „Spatzenliebe und Leben", Bilder aus dem Sperlingsdasein. Zehn Federzeichnungen von Paul Heydel, Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis (Berlin, Sophus Williams). Es sind da allerlei Bilder aus dem häuslichen Leben dieses Vögelchens, niedlich genrehaft und natürlich mit den nöthigen Anthropomorphismen ausgestattet, zu denen Schmidt-Cabanis mit seinem stets solventen Humor die Illustrationen in Versen geliefert hat. Eine Probe derselben mag das Schlußgedicht „An die Leser" geben:

Und mögt ihr noch mehr über Freud' und Leid
Der beschwingten Sippe erkunden:
's ist, ach, schon die ganze Herrlichkeit
Im Nebelgrauen verschwunden;

Von all diesem bunten Vogeltraum,
Dem gefiederten Wintermärchen,
Blieb nur ein verschneiter Tannenbaum
Und ein hungerndes Spatzenpärchen!

Dort sitzen sie zitternd auf kahlem Geäst
Und können nicht erwarmen,
Und zwitschern: „Hat heut denn am Weihnachtsfest
Kein Mensch mit uns Erbarmen?!" — —

So laßt denn von unserm Ueberfluß
Ein Krümchen den armen Wichten
Uns spenden — — das ist der beste Schluß
Für lustige Spatzengeschichten!

— Von verschiedenen Werken aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind neue Auflagen erschienen. So die fünfte von Julius Frauenstädt's Schrift: „Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken", eine dem großen Publikum überaus willkommene Quintessenz aus der Philosophie des Meisters. Von dem vortrefflichen Werke von Moriz Carriere: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit" liegt der vierte Band: „Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur", in dritter neu durchgesehener Auflage vor; die Denker und Künstler jener Zeit, die Dramatiker Spaniens, Italiens, Frankreichs finden in diesem Bande eine ebenso eingehende wie in der Form geschmackvolle

Würdigung. Von Julius Sturm's „Frommen Liedern" liegt der erste Band in zehnter Auflage vor. Eine zweite durchgesehene und vermehrte Auflage hat die „Französische Sprechschule" von Georg Stier erlebt, die sich als ein Hülfsbuch zur Einführung in die französische Conversation trefflich bewährt hat. Von Karl Friedrich Wilhelm Wander's „Deutschem Sprichwörter-Lexikon" erscheint eine neue Ausgabe in 75 Lieferungen. Das Werk darf sich in der That einen „Hausschatz für das deutsche Volk" nennen; keine andere Literatur hat etwas Aehnliches ihm an die Seite zu setzen: es enthält 225000 deutsche Sprichwörter, die Zahl der fremden (französischen, holländischen, englischen, lateinischen, italienischen, dänischen, schwedischen, böhmischen, polnischen, ungarischen, spanischen u. a.), die es aufgenommen, beträgt gegen 100000. Dem Programm dieser neuen Ausgabe entnehmen wir noch die folgende Darlegung der Principien, nach denen die Sammlung veranstaltet worden ist: „Das «Sprichwörter-Lexikon» enthält in früher niemals erreichter, wenigstens von keinem Vorarbeiter so consequent durchgeführter alphabetischer Anordnung den hochdeutschen und mundartlichen, den in der Literatur zerstreut niedergelegten, wie den im Volksmunde lebenden deutschen Sprichwörterschatz in einer Vollständigkeit, wie sie nur immer zu erlangen war. Daneben sind aber auch die den deutschen sinnverwandten Sprichwörter fremder Literaturen berücksichtigt worden, theils um einen Blick in die Denk- und Anschauungsweise anderer Völker thun zu lassen, theils um die Idee eines vergleichenden Universal-Sprichwörterschatzes zu nähren. Allerdings sind es nicht durchaus Sprichwörter im engern Sinne des Wortes, die Wander anführt. Das «Deutsche Sprichwörter-Lexikon» hat seine Aufmerksamkeit auch den sprichwörtlichen Redensarten, den Rechtsgrundsätzen alter und neuer Zeit, den Wetterregeln und Hausinschriften, den geflügelten Worten, den Maximen und Devisen zugewendet, sodaß es wie kein zweites Werk vornehmlich das deutsche Volk auf allen seinen Bildungsstufen beleuchtet. Neben dem Spruche des Weisen steht die Ansicht des geistig Beschränkten oder die kernige Wahrheit des schlichten Mannes, und auch der Humorjäger wird auf jeder Seite ein Stück Beute machen können. Die Sprichwörter erscheinen im Lexikon nach ihren Hauptbegriffen geordnet, mag dieser ein substantivischer, adjectivischer oder verbaler sein, sodaß ein bestimmtes Sprichwort leicht aufzufinden ist. Das Begriffswort ist in fetter Schrift auf besonderer Zeile vorangestellt, worauf zuerst die eigentlichen Sprichwörter, dann die sprichwörtlichen Redensarten, und zwar letztere mit * bezeichnet, folgen. Sowol die Sprichwörter wie die Redensarten sind wieder unter sich in streng alphabetischer Anordnung aufgeführt. Um Anführungen und Hinweisungen zu erleichtern, sind die unter denselben Hauptbegriff fallenden Sprichwörter mit fortlaufender Nummer versehen worden. Was dem «Deutschen Sprichwörter-Lexikon» noch besondern wissenschaftlichen Werth verleiht, ist die häufige Anführung der Quellen und Citate. Mehr als 1000 Werke wurden für den Zweck sprichwörtlicher Ausbeutung theils von Wander, theils von seinen Mitarbeitern durchgesehen."

— In zweiter verbesserter Auflage liegt die Schrift von Paul Mantegazza „Die Physiologie der Liebe" vor, aus dem Italienischen von Eduard Engel (Jena, Costenoble). Man könnte Mantegazza den italienischen Michelet nennen: er behandelt ähnliche Themata wie dieser in geistreicher, oft paradoxer Weise, nur daß bei Mantegezza neben dem Ueberschwenglichen auch bisweilen ein cynischer Zug sich geltend macht. Viele Bemerkungen und Aphorismen sind feinfühlig und geistreich; doch auch die nackte Physiologie eines Zola mit allen ihren Kühnheiten findet sich in dem umfassenden Werke wieder.

— Daß auch Gedichte in dieser gegen die Lyrik so unfreundlich gesinnten Zeit neue Auflagen erleben, beweist die dritte vermehrte Auflage der „Gedichte" von Heinrich Leuthold (Frauenfeld, Huber) und die zweite der „Gedichte" von A. Fitger (Oldenburg, Schulze) sowie die dritte Auflage der „Balladen und Bilder" von Murad Efendi (ebendaselbst). In der That haben diese drei Dichter eigenartige Vorzüge, welche ihren Erfolg begreiflich machen: Leuthold die Formenschönheit der münchener Schule ohne akademische Seelenlosigkeit, Fitger eine volksthümliche Darstellungsweise, Murad Efendi ein reiches ethnographisches Colorit. Noch seltener ist wol die vierte Auflage eines Dramas im Buchhandel, wie sie das A. Fitger'sche Trauerspiel „Die Hexe" (Oldenburg, Schulze), ein mehrfach und neuerdings auch von den Meiningern mit Erfolg gegebenes Drama, erlebt hat.

Bibliographie.

Ganser, A., Aus drei Decennien. Gedichte. Wien, Konegen. 8. 3 M.

Georgi, A., Beatrice. Trauerspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gisbert, P., Im Glühlicht der Weltstadt. Ernstes und Heiteres aus Berlin. Berlin, Steinitz u. Fischer. 1884. 8. 1 M.

Görner, Nora, Veränderte Verhältnisse. Roman. 3 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 12 M.

Grazie, M. E. delle, Gedichte. Neue Ausgabe. Wien, Konegen. 16. 1 M. 40 Pf.

— — Saul. Tragödie. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Die Zigeunerin. Eine Erzählung aus dem ungarischen Haidelande. Wien, Konegen. 8. 1 M. 40 Pf.

Haggenmacher, O., Die Gefangenen. Geschichten und Bilder in Arabesken. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 M.

Hahn, R. E., Die Geheimnisse des Waldschlosses. Roman in 2 Bdn. aus der Zeit des Wiener Congresses. Dresden, Pierson. 8. 6 M.

Herrmann, C., Feierabend-Stunden. Erzählungen. Saarbrücken, Klingebeil. 8. 3 M.

Hopfen, H., Das Allheilmittel. Eine Berliner Geschichte. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Jacobi, J. B., Die Königin der Bälle. Eine Erzählung für unsere Töchter. Dresden, Steffens. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Knoller, L., Das Problem der Willensfreiheit in der älteren jüdischen Religionsphilosophie. Breslau, Koebuer. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Körper und Geist. Zeitschrift des Zentralvereins für Körperpflege in Volk und Schule. Red.: E. Hartwich. November 1884. Düsseldorf. Gr. 8. 50 Pf.

Kralik, R., Büchlein der Unweisheit. Gedichte. Wien, Konegen. 8. 1 M. 50 Pf.

Laas, E., Idealismus und Positivismus. Eine kritische Auseinandersetzung. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Idealistische und positivistische Erkenntnisstheorie. Berlin, Weidmann. 1884. Gr. 8. 16 M.

Quidde, L., Die Entstehung des Kurfürstencollegiums. Eine verfassungsgeschichtliche Untersuchung. Frankfurt a. M., Jügel. 1884. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Puttkamer, Alberta v., Dichtungen. Leipzig, Schloemp. 8. 3 M.

Raabe, W., Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 4 M.

Ranke, L. v., Weltgeschichte. 5ter Thl. 2 Abthlgn. Die arabische Weltherrschaft und das Reich Karls des Großen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. 17 M.

René, G., Ein origineller Theaterskandal aus der II. Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Scherer, W., Jacob Grimm. 2te verb. Aufl. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 M.

Schulze-Delitzsch, H., Die Philister. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von K. F. W. Wander. 5 Bde. Neue Ausgabe. 1ste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 4. 2 M.

Suess, E., Das Antlitz der Erde. Mit Abbildungen und Kartenskizzen. 2te Abth. Prag, Tempsky. Lex.-8. 16 M.

Sydow, Marie, Dr. Adolf Sydow. Ein Lebensbild, den Freunden gewidmet. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Tolstoi, Graf L. N., Anna Karenina. Roman in 6 Büchern. Aus dem Russischen übersetzt von P. W. Graff. 3 Bde. Berlin, Wilhelmi. 8. 10 M.

Tottmann, A., Kurzgefaßter Abriß der Musikgeschichte von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. 2tes Bdchn. Leipzig, Lenz. 64. 75 Pf.

Trenkler, R., 6275 deutsche Sprüchwörter und Redensarten. München. 1884. 8. 2 M.

Vietinghoff, Lilly Baronin v., Was die Großmutter erzählte. Bilder und Märchen für die Frauenwelt. Dorpat, Schnakenburg. 8. 2 M.

Wackernagel, R., Wilhelm Wackernagel. Jugendjahre 1806—1833. Mit 2 Bildnissen in Lichtdruck. Basel, Detloff. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Studien und Forschungen

veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden.

Herausgegeben von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Allen Besitzern von Nordenskiöld's berühmtem Reisewerk „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" wird hier eine willkommene Ergänzung desselben dargeboten: Beiträge zur Kenntniß der Natur, der Geschichte und des Volkslebens der Polarländer, in leicht verständlicher Form von hervorragenden Gelehrten verfaßt. Doch bilden diese „Studien und Forschungen" auch ein völlig selbständiges Werk, das Geographen, Ethnologen, Naturforschern, Culturhistorikern wie jedem gebildeten Leser höchst werthvolles, bisher unbekanntes Material zuführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Deutschen Volkes

in Staat, Religion, Literatur und Kunst

von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart.

Von

Georg Hanns.

Erster Band: Bis zur Regierung Otto's des Großen.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Eine neue deutsche Geschichte, welche von andern historischen Werken sich wesentlich unterscheidet, indem sie der Ideenwelt, dem Gemüths- und Phantasieleben des deutschen Volks nicht minder eingehende Behandlung als seiner politischen Geschichte zutheil werden läßt. Wie der Verfasser ausdrücklich betont, wendet er sich nicht nur an die Gelehrtenkreise, sondern an alle Gebildeten im Volke. Der vorliegende erste Band kann zugleich für ein selbständiges, innerlich abgeschlossenes Buch gelten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

O Polsce

napisał

Generalfeldmarszałek Hr. Moltke.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Der in vieler Hinsicht höchst interessante Essay des Generalfeldmarschalls Graf Moltke über Polen, vor kurzem durch eine deutsche Zeitschrift veröffentlicht, liegt hier vollständig in polnischer Uebersetzung vor, die mit Zustimmung des Verfassers unternommen wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Caesar im Orient.

Kritische Übersicht der Ereignisse vom 9. August 48 bis October 47.

Von

Walther Judeich.

Mit einer Karte und vier Plänen.

8. Geh. 5 M.

Der Verfasser legt in dieser Schrift die kritischen Resultate nieder, zu welchen er durch vergleichende Quellenforschungen über Caesar's Feldzug gegen Pompejus und die Aegypter gelangte, und vermag auf Grund derselben mannichfache neue Gesichtspunkte zur Richtigstellung der geschichtlichen Daten zu eröffnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hypatia,

oder Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine vierte Auflage nöthig geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten.

Von

Dr. **Jakob Auerbach.**

1. Abtheilung. Biblische Geschichte. Siebente Auflage.
2. Abtheilung. Lesestücke. Fünfte Auflage.

8. Jede Abtheilung geh. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf.

Beide Abtheilungen in 1 Band gebunden 5 Mark.

Von diesem als vorzüglich bekannten Lehr- und Lesebuche, das ebenso wol zum praktischen Unterrichtsmittel in Schulen dient, wie zum Vorlesen im Familienkreise geeignet ist, liegt die erste Abtheilung bereits in siebenter Auflage, die zweite in fünfter Auflage vor. Trotz der sehr wesentlichen Vermehrung des Umfangs wurde der anfängliche billige Preis beibehalten, damit das Buch immer weiter in Schulen Eingang finde. Für das Haus und die Familie sowie zu Geschenken empfiehlt sich vorzugsweise die gebundene Ausgabe.

(Mit einer Beilage von Ambr. Abel in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 19. Februar 1885.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — Eine Sammlung deutscher Musternovellen. — Biographisches und Lexikographisches. Von Leopold Katscher. — Eine neue Geschichte des Alterthums. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Eine etwas bunte Gesellschaft hat sich auf dem Büchertisch des Berichterstatters zusammengefunden. So mögen die Bücher denn, so gut es geht, in Gruppen geordnet herantreten.

Die zunächst verzeichneten Schriften beziehen sich näher oder ferner auf unsere classische Zeit, besonders auf Goethe:

1. Julie Bondeli und Wieland. Drama in vier Acten mit einem Vorspiel von M. Bach-Gelpke. Bern, Nydegger u. Baumgart. 1884. Gr. 8. 80 Pf.
2. Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von Richard Maria Werner. Mit zwei Porträts. Berlin, Hertz. 1884. 8. 6 M.
3. Goethe und die Liebe. Zwei Vorträge von K. J. Schröer. Heilbronn, Henninger. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Geistesheroen Deutschlands und Englands. Von Bayard Taylor. Zweite Auflage. Leipzig, Glogau. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Salomon Hirzel's Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek mit Nachträgen und Forsetzung herausgegeben von Ludwig Hirzel. Leipzig, F. Hirzel. 1884. 8. 3 M.
6. Dichtungen von Friedrich Hölderlin. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von K. Köstlin. Zwei Theile. Mit zwei Abbildungen. Tübingen, Fues. 1885. 8. 3 M. 20 Pf.

Zu den zahlreichen Liebesverhältnissen in Wieland's vielbewegtem Leben gehört auch dasjenige zu der geistreichen Bernerin Julie von Bondeli, deren bis dahin ziemlich mythische Gestalt uns durch das 1874 erschienene Buch von Bodemann (Nr. 48 d. Bl. f. 1875) wieder näher gebracht worden ist. Daß in der Schweiz, Juliens Heimatland, ihr Gedächtniß noch besonders lebendig ist, geht aus dem Büchlein „Julie Bondeli und Wieland" von M. Bach-Gelpke (Nr. 1) hervor, welches uns eine dramatische Bearbeitung von dem Verhältniß Wieland's zu Julie darbietet. Das Stück wurde, wie das Titelblatt besagt, am 26. Februar 1884 zum ersten mal in Bern aufgeführt und ist den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Freilich ist einigermaßen zu fürchten, daß diejenigen Bühnen, welche nicht etwa aus vaterländischer Verehrung für Julie von Bondeli das Stück aufführen, in seiner dramatischen Bedeutung selbst dazu keinen Anlaß finden möchten. Der Dichter — oder ist es eine Dichterin? — vermuthet im Vorwort, daß unter der Treue historischer Behandlung hin und wieder der dramatische Effect gelitten habe; es ist das allerdings der Fall; mit Ausnahme etwa von Wieland, dessen „Oberon" und allgemeine literarische Bedeutung seinen Namen noch lebendig erhält, und von dem berner Samuel Henzi, welcher flüchtig als Juliens Lehrer im Vorspiel erscheint, sind uns die Personen des Dramas, wenn wir sie überhaupt jemals kannten, in Vergessenheit gesunken, und das Stück thut nichts dazu, sie uns lebendiger zu machen. Die Sprache ist jenes gebildete fünffüßige jambische Deutsch, wie es, durch unsere classischen Dichter gezeitigt, sich als handgerechtes Werkzeug jedermann darbietet, welcher den Muth hat, es zu ergreifen; Incorrectheiten kommen selten vor, wie S. 13 die bedenkliche Zeile:

Sollt' diese Rose
Gefährlich meinem Herz gewesen sein?

Von Anachronismen sei hier erwähnt, daß S. 27 Vater Bondeli sich sein Pfeifchen mit dem Streichholz anzündet. Das sind zwar nur Kleinigkeiten gegenüber der dramatischen Dürftigkeit des Stoffs, welcher mit künstlichen Mitteln zu vier Acten und einem Vorspiel — das letztere liegt 1749, zehn Jahre vor dem eigentlichen Stück — ausgedehnt wird. Indeß der Autor ersucht, daß seine Arbeit von der Kritik mit der freundlichen Nachsicht beurtheilt werde, um welche ein Erstlingswerk bitten muß, und das thun wir hiermit.

Unter den Gedichten aus Goethe's späterer Lebenszeit finden wir einige Gelegenheitspoesien, welche einer Gräfin

O'Donell zugeschrieben sind. Es durfte bisher als ein Beweis eingehenderer Kenntniß von des Dichters Leben gelten, wenn jemand Genaueres über die Beziehungen Goethe's zu der Gräfin wußte; von den Briefen, welche er an dieselbe richtete, hatte man keine Kenntniß. So kann die Schrift von Richard Maria Werner, welche diese Briefe unter dem Titel „Goethe und Gräfin O'Donell" (Nr. 2) zum ersten mal mittheilt und sie mit Einleitung und fortlaufender Erläuterung begleitet, wenn auch nicht der ganzen Gemeinde der Goethe-Freunde, so doch der engern Zahl der Goethe-Forscher nur willkommen sein.

Gräfin Josephine O'Donell, geborene Gräfin Gaisruck, geboren am 7. August 1779, war die zweite Frau des österreichischen Finanzministers Grafen Joseph O'Donell, welcher sich eine Zeit lang bemühte, die durch stete Kriege und Niederlagen zerrütteten Finanzverhältnisse des Kaiserstaats wieder zu ordnen. Er starb im Frühling 1810 und hinterließ die Gräfin Josephine als noch jugendfrische Witwe; sie ward Palastdame bei der jungen liebenswürdigen Kaiserin Maria Ludovica, des Kaisers Franz I. dritter Gemahlin.

Goethe verweilte in jenen Jahren fast jeden Sommer in einem der böhmischen Bäder; schon 1810 befand er sich in Karlsbad, als die Kaiserin daselbst erschien, und richtete im Namen der Bürgerschaft einige Gedichte an sie. Auch den Frühling 1812 verbrachte er in Karlsbald; Kaiser Franz besuchte mit seiner Tochter, der Kaiserin Marie Luise von Frankreich, von der Abschiedsaudienz heimkehrend, welche Napoleon damals zu Dresden den europäischen Fürsten gegeben hatte, Anfang Juli 1812 Karlsbad, und Goethe mußte abermals den Pegasus besteigen und die hohen Herrschaften dichterisch begrüßen. Maria Ludovica, die junge Kaiserin von Oesterreich, verweilte gleichzeitig zu Teplitz, und Karl August von Weimar, welcher sich ebenfalls dort zum Zweck einer Badecur befand, berief Goethe zu sich und gab ihm dadurch Gelegenheit, vier Wochen in der Nähe des österreichischen Hofes zu sein, den Verkehr mit der liebenswürdigen anmuthigen Kaiserin zu erneuern und zugleich die Bekanntschaft ihrer Palastdame, der damals nahezu dreiunddreißigjährigen Gräfin Josephine O'Donell, zu machen. Sie war eine schöne Erscheinung; es ist dem Buch die Nachbildung einer Bleistiftzeichnung beigegeben, welche sie darstellt, nicht mehr in frischer Jugend, aber frauenhaft anmuthig. Goethe sowol wie Karl August verkehrten lebhaft im Kreise des kaiserlichen Hofs; beide blieben fortan in brieflicher Verbindung mit der Gräfin.

Aus dieser Beziehung zu Josephine Gräfin O'Donell erwuchsen außer etlichen kleinen scherzhaft gehaltenen Gedichten die achtzehn Briefe, welche hier gesammelt vorliegen; sie werden von der Familie auf Schloß Lehen bei Salzburg aufbewahrt, und der Herausgeber erhielt die Erlaubniß, Abschriften zu nehmen; die Reihenfolge derselben beginnt am 7. August 1812; der letzte ist datirt vom 30. Juni 1823. Der Herausgeber äußert sich:

Goethe's Briefe an die Gräfin zeichnen sich durch Wärme des Tons wie durch Schönheit des Ausdrucks aus. Vollendete Grazie des gewandten Hofmanns ist in köstlicher Weise mit neckischer Laune und heiterer Ungezwungenheit verbunden. Ernste Worte lassen uns den Ernst der Zeit fühlen und zeugen von Goethe's männlichem Antheil an den Ereignissen seiner Tage. Wie Mondschein auf heimlichem Waldsee ruht auf der Correspondenz die Verehrung für die geist- und gemüthreiche junge Kaiserin von Oesterreich. Zeichen liebenswürdiger geselliger Vertrautheit, mancherlei poetische und sonstige künstlerische Geschenke werden ausgetauscht, und der edle vornehme Charakter des Briefschreibers wie der Adressatin verleiht den Briefen einen unsagbaren Reiz. Dies rechtfertigt auch die selbständige Veröffentlichung der Briefe, welche nicht die Glut leidenschaftlicher Liebe, nur behagliche Wärme freundschaftlicher Neigung ausstrahlen.

Daß der Herausgeber diese Briefe mit besonderer Liebe beurtheilt, ist erklärlich; hat er sie doch mit regster Sorgfalt durchforscht, ihre theilweise verborgenen Beziehungen zu enträthseln gesucht, die gleichzeitigen Briefwechsel anderer Angehörigen des weimarischen und Goethe'schen Kreises, des Herzogs Karl August, Charlottens von Schiller u. a. zu ihrer Erläuterung herangezogen. Bei alledem machen auf einen etwas ferner Stehenden diese Briefe eben doch den Eindruck, welchen Goethe's Aeußerungen aus dieser Zeit vielfach machen, den einer gewissen vornehmen hofmännischen Artigkeit, wie sie gegenüber einer schönen Frau am Platz ist; was er schrieb, kam ihm von Herzen, und auch seine Verehrung für die häufig erwähnte Kaiserin Maria Ludovica, deren Tod im Frühling 1816 dem Briefwechsel neuen Stoff bietet, war sicherlich durchaus echt; aber mögen wir von dem bekannten Auftreten Goethe's und Beethoven's gegenüber der kaiserlichen Badegesellschaft, wie es uns von Bettina von Arnim beschrieben wird, halten was wir wollen, man muß doch unwillkürlich beim Lesen dieser Briefe an den etwas förmlichen alten Herrn denken, welcher sich im Abglanz fürstlicher Hoheit gar wohl fühlte und dessen Huldigungen sicherlich, theilweise wenigstens, der vornehmen Frau, der Gräfin, galten. Dazu kommt, daß nur ein kleiner Theil der Briefe eigenhändig von Goethe niedergeschrieben, der größere Theil dictirt ward. Das gibt Goethe's spätern Briefen allerdings eine überlegene Ruhe und Klarheit, aber auch eine gewisse kühle Vornehmheit, welche hier gegenüber einer anmuthigen jungen Frau etwas lebendiger bewegt, wärmer angeregt erscheint. Goethe selbst entschuldigt sich in einem dieser Briefe ob seiner „wunderlichen Idiosynkrasie", bei welcher er sogar Vortheile entdeckt:

Alle meine Freunde haben mich verwöhnt, sodaß aus einem Mangel eine Gewohnheit und aus der Gewohnheit eine Untugend geworden ist. Ich bin niemals zerstreuter, als wenn ich mit eigener Hand schreibe; denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts, ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Komma fange ich den folgenden Perioden an. Ein Wort schreibe ich mit dreierlei Orthographie, und was die Unarten alle sein mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin und gegen die ich auch nur im äußersten Nothfall zu kämpfen mich unterwinde, nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wol dreimal in einem Brief abwechseln

kann. So ist mir's mit Vorstehendem gegangen, das ich zweimal zu schreiben anfing, absetzte und schlecht fortsetzte; jetzt entschloß ich mich zu dictiren, es ist als wenn ich mit Ihnen spräche, und die Erinnerung Ihrer Persönlichkeit, Ihrer Gestalt, Ihres freundlichen Wesens gibt mir keine Zerstreuung, weil Sie es ja sind, zu der ich mich wende, indem ich dies ausspreche.

So liegen uns denn diese achtzehn Briefe, etwa zur Hälfte aus Weimar oder Jena, zur andern aus Teplitz oder Karlsbald geschrieben, zum ersten mal im Druck vor und bieten, zumal mit den eingehenden Erläuterungen des Herausgebers, eine schätzenswerthe Bereicherung unserer Kenntniß von Goethe's Leben und Arbeiten in jener Zeit. Es sind ferner beigefügt einige bisher nur zum Theil bekannte Gedichte und Briefe an eine andere Gräfin O'Donell, nämlich Titine (Christine), die Gemahlin von Josephineus Stiefsohn Moritz; sie war eine Enkelin des geistreichen Feldmarschalls Fürsten Karl von Ligne und ebenfalls eine Bekanntschaft aus den böhmischen Bädern. Ebenso wird uns hier aus den Papieren des Hauses O'Donell ein Bildniß des Dichters geboten; dasselbe war für Titinens Album bestimmt und wurde 1810 von dem sächsischen Freiherrn Xaver von Schönberg aufgenommen, welcher im Herbst gleichzeitig mit Goethe zu Teplitz verweilte. Der Dilettant hat es jedenfalls verstanden, Goethe charakteristisch aufzufassen, der in einem bequemen weißen Hausrock erscheint. Ein sehr sorgsam gearbeitetes Personenverzeichniß erleichtert den Gebrauch des in seiner Entwickelung nicht immer ganz durchsichtigen Buchs, dessen schöne Ausstattung des Inhalts würdig ist.

K. J. Schröer, der verdiente Erläuterer des „Faust", bietet uns in dem Heftchen „Goethe und die Liebe" (Nr. 3) zwei Vorträge, deren einer, anknüpfend an die Veröffentlichung des Briefwechsels mit Marianne Willemer, im Jahre 1878, der andere, zunächst sich beziehend auf Goethe's „Stella", 1884 gehalten ward. Beide Vorträge geben Gelegenheit zu der Betrachtung, wie der jugendliche Stürmer und der beruhigte Greis Goethe die Liebe auffaßten, und so finden wir hier die beiden Vorträge, welche übrigens bereits in zwei verschiedenen Tageblättern gesondert abgedruckt worden sind, verbunden unter der Ueberschrift „Goethe und die Liebe"; nur hat der Verfasser der zeitlichen Folge der betrachteten Dichterwerke gemäß der „Stella" die „Suleika" folgen lassen.

Nun ist freilich Goethe's „Stella" für viele ein unbehagliches Product, mögen wir die erste Bearbeitung lesen, in welcher der Dichter die Lösung des dramatischen Knotens in einer Doppelehe fand, oder mögen wir die später erfundene tragische Lösung durch den freiwilligen Tod Stella's und Fernando's vor Augen haben; mag das Stück das Gepräge des ursprünglichen „Schauspiels für Liebende" bewahren oder als Tragödie schließen, es läßt uns unbefriedigt. Und in dieser Hinsicht könnte man sich darüber wundern, daß Schröer gerade die „Stella" zum Ausgangspunkt der Untersuchung von Goethe's Anschauungen über die Liebe genommen. Es scheint auch, als ob der Verfasser ursprünglich eine Abhandlung über die „Stella" beabsichtigt und erst nachträglich jene allgemeinern Betrachtungen seiner Arbeit vorausgeschickt hätte. Schröer setzt nun auseinander, wie unser Dichter, weit entfernt davon frivol zu sein, die Liebe stets von einem durchaus idealen Gesichtspunkt aufgefaßt habe, von jener adlergleich schwebenden Höhe, wie sie der Vierundsiebzigjährige in den herrlichen Worten ausspricht:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! Solcher sel'gen Höhe
Fühl ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Durch Goethe's ganzes Liebeleben geht jener Zug, welchen er in den unsterblichen Schlußworten des „Faust" ausspricht:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Es ist der Idealismus der Liebe, welcher in Goethe's Dichtung seine reichste und herrlichste Darstellung findet, und so faßte er jedes Verhältniß, in welches er sich verstrickt sah, von seiner idealen Seite, wandelt es in Dichtung um, weiter getrieben von jener dämonischen Kraft, die wir Genius nennen. Dieselbe Dichterkraft, welche in dem augenblicklich geliebten Gegenstand erkannte:

das Höchste, was wir lieben können —

sie blieb ihm getreu bis in sein hohes Greisenalter. Der Liebende war allezeit zugleich der Dichter, sei es daß er einer Friederike oder Lotte, einer Marianne oder Ulrike gegenüberstand; das Ewig-Weibliche zog ihn nicht herab, sondern hinan.

Das mag, etwas dithyrambisch verziert, etwa der Inhalt dieser beiden Vorträge sein. Auch der in die Anmerkungen verwiesene Aufsatz zur funfzigjährigen Erinnerung an Goethe's Todestag enthält viel Schönes.

Unter dem Titel „Geistesheroen Deutschlands und Englands" liegt uns ein Band aus der Feder Bayard Taylor's (Nr. 4) vor. Der Band enthält zunächst fünf Abhandlungen, deren erste Lessing, die zweite Klopstock, Wieland und Herder, die drei übrigen Schiller, Goethe und den „Faust" behandeln, hübsch gearbeitete gemeinverständliche Vorträge über Leben und Wirken unserer Classiker. Es sind neben einigen Ungenauigkeiten recht treffende Bemerkungen darin. Die Aufsätze lesen sich trotz einiger sprachlicher Verstöße des Uebersetzers ganz gut; dem Deutschen, welcher seine Classiker einigermaßen kennt, bringen sie freilich nicht gerade Neues. Die beiden Abhandlungen über Tennyson und Thackeray mögen hier nur erwähnt werden. Am anziehendsten erscheint uns der Schlußaufsatz, über Weimar, welches Bayard Taylor wiederholt besucht hat; es ist erfreulich zu sehen, wie der Amerikaner im Nachgefühl jener sonnigen Glanzzeit über seine Eindrücke in Weimar und Jena berichtet. Besonders interessant ist der Bericht über einen Besuch in Goethe's Wohnhaus; um in dieses Einlaß zu erhalten, muß man freilich Amerikaner sein.

Bekanntlich war der treffliche Salomon Hirzel sein langes Leben hindurch ein eifrigster Sammler aller Schriften Goethe's sowie alles dessen, was sich in Büchern und Aufsätzen an neuen Veröffentlichungen über den Dichterfürsten vorfand. So ließ er denn auch mit dem Wachsthum seiner Sammlung ab und zu ein gedrucktes „Verzeichniß" seiner Goethe-Bibliothek hinausgehen, zuerst 1848, dann 1862 und abermals 1874. Bei seinem Tode 1877 vermachte Salomon Hirzel seine „Goethe-Bibliothek" der leipziger Universität und sicherte damit für immer ihr Zusammenbleiben und ihre öffentliche Benutzung. Die Familie gedachte bei dieser Gelegenheit, das vielbegehrte „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" (Nr. 5) auch weitern Kreisen des Publikums zugänglich zu machen, und zwar mit den Zusätzen, wie sie bis 1877 zum Theil in Salomon Hirzel's Handschrift vorlagen:

Nun mehrten sich aber gerade mit dem Beginn des Jahres 1877 die Veröffentlichungen ungedruckter Goetheana in erfreulicher Weise; eine Anzahl weiterer Publicationen stand für die nächste Zeit in Aussicht. So schien es geboten, mit dem Druck zu warten, bis in der reichen literarischen Production, über welche das Verzeichniß Buch zu führen hatte, etwelcher Stillstand eingetreten sei und die Fortsetzung mit einer möglichst ansehnlichen Reihe von Vervollständigungen gegeben werden könne. Ein solcher Zeitpunkt scheint dem Herausgeber gegenwärtig eingetreten zu sein.

Professor Ludwig Hirzel zu Bern, der Herausgeber, entschuldigt sich, daß er in diesem Verzeichniß auch einiger in geringer Zahl erschienener oder in flüchtig verrauschenden Tagesblättern veröffentlichter Dichtungen oder Briefe Goethe's, deren Erwerbung ihm noch nicht möglich gewesen, aufgeführt habe in der Hoffnung, daß dieses dereinst stattfinden werde. Auch das seit S. Hirzel's Tode von Jahr zu Jahr weiter aufgespeicherte Material wird mit dem früher Gesammelten an einem und demselben Ort, also auf der leipziger Universitätsbibliothek, vereinigt werden und auf diese Weise eine dereinstige Goethe-Bibliothek bilden, wie es keine zweite gibt:

Solange eine vollständige, kritisch und chronologisch geordnete Ausgabe von Goethe's Werken noch auf sich warten läßt, darf vielleicht auch das „Verzeichniß", wie bisher, als eine nicht unwichtige Vorarbeit zu dieser Ausgabe gelten und der Theilnahme der Literaturfreunde sicher bleiben.

Der außerordentliche Werth dieses in jeder neuen Gestalt reichhaltigern und vollständigern Katalogs für die gesammte Goethe-Forschung ist allgemein anerkannt, und nur Goethe-Kenner ersten Rangs würden im Stande sein, dieses oder jenes nachzutragen. Zu einer solchen Arbeit, auch wenn wir sie vermöchten, wäre hier nicht die Stelle. Also sei nur darauf hingewiesen, daß die für den Fachmann unschätzbare Schrift in neuer erweiterter Gestalt vorliegt, sowie auf die Stelle des Vorworts:

An alle Freunde der Literatur, welche Neues von Goethe bekannt zu machen in der Lage sind, ergeht die Bitte, dem Herausgeber oder der Verlagshandlung für künftig zu veranstaltende Nachträge dieses „Verzeichnisses" ihre Veröffentlichungen gütigst zugehen zu lassen.

Eine neue Ausgabe von Friedrich Hölderlin's „Dichtungen" (Nr. 6) ist immer erfreulich, denn es gibt wenige Dichter unsers classischen Zeitraums, welche eine Wiedervorführung gleichermaßen verdienen. Die vorliegende Sammlung ist darin eigenthümlich, daß sie nicht gleich der frühern von Christoph Schwab die Gedichte in der Reihenfolge gibt, wie sie in der Ausgabe von Uhland und Gustav Schwab erschienen, sondern dieselben, soweit es möglich ist, nach der Zeit ihrer Entstehung ordnet; auf diese Weise gewinnen wir den Anblick eines stetigen Fortschritts von jugendlicher Unselbständigkeit zu gereifter Eigenart; einige etwas zu überschwengliche oder weitschweifige oder auch unselbständige Jugendgedichte sind nicht in die Sammlung eingereiht. Der Herausgeber hat derselben eine Einleitung beigefügt, welche besonders eine Darstellung des unglücklichen Lebensgangs unsers edeln Dichters bringt; mancherlei Mittheilungen aus Hölderlin's Briefen geben der Erzählung Farbe und Leben. Ein vorzüglicher Lichtdruck, ein Bildniß des blühend schönen jungen Mannes, ist ein werthvoller Schmuck des Buchs.

7. Franz Grillparzer's Lebensgeschichte. Von Heinrich Laube. Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich. Stuttgart, Cotta. 1884. Gr. 8. 4 M.
8. Zur Biographie Ferdinand Raimund's. Von Ludwig August Frankl. Wien, Hartleben. 1884. 8. 90 Pf.
9. Zur Biographie Friedrich Hebbel's. Von Ludwig August Frankl. Wien, Hartleben. 1884. 8. 90 Pf.

Dem Buch von Fäulhammer, welches wir in Nr. 26 d. Bl. f. 1884 besprochen haben, ist nach kurzer Frist eine zweite Behandlung desselben Stoffs gefolgt, und zwar aus der Feder Heinrich Laube's, des im Sommer 1884 Geschiedenen. So ist „Franz Grillparzer's Lebensgeschichte" (Nr. 7) die Gabe eines Sterbenden gewesen, welcher wir mit um so mehr Achtung näher treten müssen. Nur ist eigentlich die Bezeichnung des Buchs als „Lebensgeschichte" nicht zutreffend; eine solche zu liefern lag gar nicht in der Art Laube's, dessen innerstem Wesen die sorgsame Mosaikarbeit einer aus unzähligen Einzelnachrichten und Einzelzügen zusammengetragenen Lebensgeschichte schlechthin widersprach. Und in dieser Hinsicht wird derjenige, welcher einen übersichtlichen Bericht über Grillparzer's Leben und Dichten begehrt, in dem sorgsam gearbeiteten Buch von Fäulhammer wol eher seine Rechnung finden. Daß für beide Arbeiten Grillparzer's unvollendete Selbstbiographie eine Hauptquelle sein mußte, versteht sich von selbst; während aber Fäulhammer die Hauptthatsachen derselben uns, in gefälliger Weise verarbeitet, mittheilt, setzt Laube dieselben als dem Leser bereits bekannt voraus und geht mit raschem Schritt auch an demjenigen vorbei, was der Vorgänger an anderweitigem biographischen Material zusammengetragen. Und so könnte man freilich fragen, was der Verfasser uns überhaupt noch bieten könne?

Da müssen wir denn darauf hinweisen, daß Laube Dichter ist, und zwar vorwiegend dramatischer Dichter, daß ein großer Theil seiner Lebensarbeit der Leitung großer

Bühnen gewidmet war, und daß somit dem geistesverwandten Schriftsteller Grillparzer's dramatische Dichterthätigkeit ganz besonders als Gegenstand eingehender Untersuchung erscheinen mußte. So ist das Buch nicht sowol eine Lebensgeschichte Grillparzer's als eine Geschichte seines Dichtergangs, und daß Laube bei der Besprechung von Grillparzer's Dramen, ihrer Entstehung und poetischen Bedeutung, ihrem Erfolg oder Nichterfolg auch heranzieht, was den Dichter sonst betrifft, wenn es auch nicht in Grillparzer's eigenen Aufzeichnungen oder in Fäulhammer's Buch sich findet, das ist sehr naturgemäß. Es liegt einem so bedeutenden Schriftsteller wie Laube fern, den Anekdotenkram, welcher nach Grillparzer's Tode von guten Freunden zusammengetragen ward, in seinem Buch wieder zu Markt zu bringen; dagegen bringt er anderes, was uns bisher sonst nicht begegnet ist: die scharfe politische Lyrik seiner Jugend, welche in den spitzigen epigrammatischen Versen des Alternden ihr Gegenstück findet; Grillparzer's erstes Drama: „Blanka von Castilien", wird eingehend entwickelt, des Dichters eigene Betrachtungen über die Jugendarbeit werden aus seinen Tagebüchern mitgetheilt. Auch sonst finden wir von Zeit zu Zeit bezeichnende Auszüge aus den Tagebüchern oder andern zum Zweck klarerer Selbsterkenntniß niedergeschriebenen Aufsätzen, oder auch diese oder jene Gedichte, Aussprüche, welche uns des hochbegabten und dabei so grüblerischen selbstquälerischen, fast seelisch kranken Dichters innerstes Herz darlegen. Einige dieser Stellen aus dem Frühling 1825 seien hier mitgetheilt:

Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste vor allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man sterben sich gesehn,
Mit seiner eignen Leiche gehn.

Mein natürlicher Zustand ist ein mit Zerstreuung abwechselndes verworrenes Brüten. Am liebsten ohne Gegenstand mit hin und wieder aufzuckenden Gedankenblitzen. Hat sich aber auch ein Gegenstand dazu eingestellt, so waltet doch immer wieder die Lust vor, es mit ihm innerlich abzumachen. Sobald ich daher etwas nach außen hinstelle, wird es mir beinahe verhaßt, und ich mag nicht mehr daran denken, so widerlich ist mir die Unähnlichkeit des Ausgeführten mit dem Gedachten. Man glaube nicht, daß ich mir darin zu viel nachgesehen. Ich bin von jeher gegen diese Eigenheiten mit Erbitterung zu Felde gezogen, und vielleicht war es gerade dieses unausgesetzte Kämpfen, was meine innere Natur gestört und mir die Aeußerung noch schwieriger gemacht hat. Gewiß ist mein Genius dadurch verdüstert und meine Empfindungen abgestumpft worden. Darin liegt gegenwärtig das Hauptübel. Mein Herz ist antheilnahmlos geworden. Mich interessirt kein Mensch, kein Genuß, kein Gedanke, kein Buch. Ich hätte vielleicht versucht, allem ein Ende zu machen, wenn ich es nicht unter diesen Umständen für feig hielte. So viel aber ist gewiß, daß, wenn alle meine Bemühungen, mich ruhig und thätig zu machen, fruchtlos bleiben, ein unglücklicheres Dasein kaum gedacht werden kann.

Ebenso finden wir bedeutungsvolle Selbstbetrachtungen des Dichters über die Schicksalsidee, über seine „Sappho", über sein seltsames Verhältniß zu Katharina Fröhlich. Seine Reisen nach Berlin und Weimar, nach Paris und London werden nur ganz kurz erwähnt, weil sie bereits anderweit besprochen worden; dagegen erhalten wir einen vierundvierzig Seiten umfassenden Abdruck von seinem Tagebuch über die Reise die Donau hinab nach Konstantinopel, Troja, Athen, einem Tagebuch voll frischester lebendigster Züge, wenn auch ab und zu wieder die Selbstquälerei des bedauernswerthen Grüblers hervorbricht, wie in den zu Konstantinopel gedichteten Strophen:

Schon bin ich müd zu reisen,
Wär's doch damit am Rand!
Vor Hören und vor Sehen
Vergeht mir der Verstand.

So willst du denn nach Hause?
O nein! Nur nicht nach Haus!
Dort stirbt des Lebens Leben
Im Einerlei mir aus.

Wo also willst du weilen?
Wo findest du die Statt?
O Mensch, der nur zwei Fremden
Und keine Heimat hat!

Auch über Grillparzer als Musiker verbreitet sich Laube eingehend, unter Heranziehung eines Aufsatzes von Eduard Hanslick, welcher darin sagt:

Es gibt keinen zweiten großen Dichter, der sich so liebevoll und ernstlich mit der Musik befaßt, so tiefe Blicke in ihr Wesen gethan hätte wie Grillparzer. Ich weiß keinen Poeten, der eine solche Fülle tiefer und eigenthümlicher Gedanken über Musik und musikalische Kunstwerke aus seinem Innersten geschöpft und mit solcher Klarheit ausgesprochen hätte. Ernst, wie er alles getrieben hat, trieb er auch die Musik.

Es ist bekannt, daß Grillparzer's Dramen, nachdem sie lange Zeit fast verschollen gewesen, als durch die Ereignisse des Jahres 1848 und des Dichters Antheil daran sein Name aus fast völliger Vergessenheit wieder aufgetaucht war, besonders durch Laube's Bemühung an der wiener Hofburg eine glänzende Auferstehung erlebten, zu spät freilich, als daß die Kunde den greisen Dichter noch herzlich erfreut hätte. Grillparzer schrieb damals an Laube, „seinen Paladin":

Schon todt, wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzer-Orden,
Sonst hast du gar nichts davon.

Und zum zweiten male ist Laube der Paladin des abwechselnd mit Gunst und Ungunst überhäuften dramatischen Dichters geworden durch dieses Buch, welches nach beider Tode aus Licht tritt. Ist es auch nicht als eine Lebensgeschichte Grillparzer's zu betrachten, so ist es doch ein werthvoller Beitrag zu einer solchen, eine schöne Ergänzung des methodischern, aber minder tief eindringenden Buchs von Fäulhammer. Das beigegebene kleine Bildniß des Dichters aus seinen jüngern Jahren, in Kupfer gestochen nach einem Bilde des Malers Daffinger, eines Freundes unsers Dichters, erhöht den Werth des ansprechenden Buchs.

Ludwig August Frankl, einer der Veteranen der wiener Schriftstellerwelt, läßt seinen frühern biographischen Skizzen über Lenau und Grillparzer ein Büchlein über den prächtigen Ferdinand Raimund (Nr. 8) folgen, dessen poesievolle Märchendramen leider in der Gegenwart den schnödesten Possen gewichen sind. Raimund war ein höchst wundersamer Mensch. Geboren 1799, eines Handwerkers Sohn, fühlte er sich durch einen unwiderstehlichen Drang zur Bühne getrieben. Als die Zeit der Wahl eines künftigen Berufs für den jungen Mann herankam, da erklärte er, Schauspieler wolle er werden. Der Vater bat in tiefer Bekümmerniß den Sohn, von seiner Absicht zu lassen, und Raimund versprach es. Aber kaum war der Vater todt, da verließ Ferdinand den Ladentisch, der ihm zur Galere geworden, ward Schauspieler, abenteuerte Hunger und Kummer leidend in den kleinen österreichischen und oberungarischen Städten herum, bis er Schauspieler und Schauspieldichter zu Wien wurde, ein hochgefeierter Mann. Aber er ward des ersehnten Berufs, welcher ihm Ruhm und Vermögen brachte, nicht froh. Er schrieb einem Freunde:

Ich habe mein Wort nicht gehalten. Zürnst du mir deshalb noch, verklärter Dulder dort oben? Sieh, du bist gerächt! Vollwichtig gerächt! Trotz allem, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt, habe ich während der langen, langen Zeit, daß ich der Bühne angehöre, mich nicht eines wahrhaft glücklichen Augenblicks zu erfreuen gehabt. Du sollst Vater und Mutter ehren! Ich habe die letzten Wünsche der Meinen außer Acht gelassen, dafür stehe ich jetzt allein und freundlos in der Welt. Niemand der mir angehört, alle meine Lieben ruhen im Schose der Erde. In den bereits erbleichenden Locken wühlt kein liebes Kind, kein theurer Sprößling schaukelt auf meinem Knie, welches die Hand stützt, in der das sorgenschwere Haupt ruht. Du sollst Vater und Mutter ehren!

Ich erinnere mich noch des Entzückens, mit welchem ich als Knabe Raimund's Schöpfungen zum ersten male sah, „Alpenkönig und Menschenfeind", „Der Bauer als Millionär", „Der Verschwender", diese Stücke, in welchen eine gemüthvolle Komik sich mit der anmuthigsten Phantasie vereinigt im Dienst einer allezeit ernsten, mit den Rosen des Scherzes überdeckten, tief sittlichen Lebensanschauung. Raimund ist, was unsere modernen Größen des Lustspiels nicht sind, ein voller Dichter gewesen, und so fühlte er doppelt schmerzlich die Pein, auf der Volksbühne in seinen eigenen Stücken mitspielen, als gemüthlicher Spaßmacher auftreten zu müssen, während es ihm so gewaltig ernsthaft zu Muthe war. Frankl erzählt darüber eine bezeichnende Geschichte:

Eines Tags trat Raimund in den Laden eines Kaufmanns, um etwas zu kaufen. Dieser hocherfreut erzählte ihm, wie sein Sohn für ihn schwärme und ihn bewundere; jetzt sei er aber krank und könne das Theater nicht besuchen. Raimund hörte theilnahmvoll und geschmeichelt zu. Treuherzig erzählte der Kaufmann weiter, wie der Arzt seinem Sohne eine Reise in Begleitung eines heitern Menschen angerathen habe, und schüchtern brachte er weiter vor: „Sie, Herr Raimund, sind so lustig. Möchten Sie nicht mit meinem Sohne reisen? Ich will für alles reichlich und dankbar sorgen." Kaum hatte der Mann ausgesprochen, verwandelte sich die Freundlichkeit Raimund's, und er schrie dem erschrockenen Manne entgegen: „So, Sie glauben also, weil ich auf dem Theater Spaß mach' und immer guten Humors bin, so bin ich's auch im Leben? Ich hab' manchmal ganz lustige, verdammt spaßige Augenblicke im Leben. Sie aber glauben, weil ich auf dem Theater den Leuten den Narren mach', ich soll ihn etwa außer dem Theater auch machen?" Er stürzte der Thüre zu, sie klirrend hinter sich zuwerfend.

Es ist das derselbe bittere Humor, welcher auch bei Raimund's größerm Zeitgenossen Beethoven hervortritt, das qualvolle Bewußtsein des bedeutenden Künstlers, nicht verstanden zu werden von seiner Zeit. Das warf denn denselben Mann, welcher Tausenden durch sein Talent die vergnügtesten Stunden bereitete, oftmals in die bitterste Menschenfeindschaft und Selbstquälerei, zumal da Raimund in seinem Eheleben die trübsten Erfahrungen machte. Das steigerte sich dann zuweilen bis zur tollsten Launenhaftigkeit, zum Zweifel an sich selbst. So schreibt er einem Freunde:

Es ist seltsam! Je höher die Wogen des Beifalls mich umrauschen, je stürmischer mich die Gunst des Publikums erhebt, desto unzufriedener werde ich mit mir selber. Ich fühle in meiner tiefsten Brust, was ich mir kaum selber zu gestehen wage, wie unzulänglich mein Genre ist, wie es in demselben ganz und gar unmöglich ist, Großes zu leisten. Es ist recht traurig! Ein ganzes volles Menschenalter habe ich vergebens gestrebt und gerungen, mit der letzten Scholle, die man einst meinem Sarge nachwerfen wird, ist auch mein Name der Vergessenheit anheim gefallen. Ihr Glücklichen, denen Mutter Natur ein Organ in die Brust gelegt, volltönig und kräftig genug, um Shakspeare's, Schiller's und Goethe's herrliche Worte auf der Bühne erklingen zu lassen, jedes warme Zuschauerherz erhebend und begeisternd! Warum mir gerade dieses schnarrende mislautige Instrument, zu meiner glühenden Seele passend wie die Straßenorgel zum Kirchengesang! Warum mir gerade dieses tonlose Organ, eben gut genug, den Possenreißer zu spielen, um der johlenden Menge ein paar müßige Stunden zu verkürzen; ohne tiefern Eindruck, ohne bleibende Nachempfindung! Und an diese fluchbeladene Existenz gefesselt zu sein wie der Galerensklave an die Kette!

Und dieser Mensch hat als Valentin im „Verschwender" ganz Wien entzückt, und ein blasser Abglanz seiner Poesie geht uns noch jetzt auf, wenn wir auf irgendeiner kleinen Bühne — denn die großen kennen Raimund nicht mehr — seine Stücke sehen. Es ist eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den beiden Zeitgenossen und Landsleuten: Grillparzer und Raimund; beide hochbegabt, hochgefeiert, und doch misvergnügt, zerfallen mit sich und der sie umgebenden Welt, beide mit dem Schmerzenszug geistiger und seelischer Krankheit auf dem Angesicht:

Es war im Hofburgtheater, bei einer Vorstellung von Grillparzer's „Traum ein Leben". Raimund saß zufällig neben mir. Auf meine Bemerkung: „Sie kommen oft in dieses Theater?" erwiderte er: „Ich kann vom Edeln nicht lassen. Hier kann ich mich von meiner Possenreißerei erholen!" Er folgte dem phantasievollen Drama mit gespannter Aufmerksamkeit, und nach der Vorstellung äußerte er ganz wehmüthig: „Sehen's, das hab' ich selbst immer wollen, und eigentlich hat mein «Bauer als Millionär» ganz denselben Gedanken. Hier träumt der Held, bei mir ist Zauberei im Spiel. Hier wird er reich und mächtig, bei mir auch. Nur muß er Galläpfel aufbeißen, in deren jedem ein Dukaten steckt, was volksthümlich ausdrücken will, daß es

bitter ist, reich und mächtig zu werden. Hier reißt sich der Held von seiner Geliebten los, bei mir die Jugend vom Helden. Nur die schöne schwungvolle Sprach' hab' ich nicht. Die möchten's auch in meiner Vorstadt nicht verstehen. Es is ewig schad' um mich!"

Dies einige Züge aus den Mittheilungen von Frankl, welche als Musterstücke des sonst ziemlich planlos aus den verschiedensten Erlebnissen des Verfassers und seiner Freunde zusammengestellten kleinen Buchs dienen mögen. Zum Schlusse eine Anekdote über die wiener Bühnencensur in jenen vormärzlichen Zeiten. In einem seiner Volksstücke hatte Raimund geschrieben: „Mein Gott, laß nicht den Teufel triumphiren!" Der Censor verlangte, daß statt Teufel Teufel gesetzt werde. Raimund wies vergeblich darauf hin, daß der Teufel zu dem vollen Pathos der Stelle nicht stimme; der Censor erwiderte, als guter Katholik müsse Raimund wissen, daß es gottlos sei, den Teufel anzurufen, und schlug vor, an des Teufels Stelle Mephisto oder Vitzliputzli zu setzen. Raimund war dagegen der Meinung, dann würde das Publikum hell auflachen, und der Censor entgegnete, es sei sehr gut, wenn in einer Posse viel gelacht würde, je mehr desto besser. Raimund aber, in seinem Dichterstolze empfindlich verletzt, schrie: „Herr Hofrath, ich schreibe keine Possen!" Schließlich einigten sich die beiden dahin, daß es hieße: „Mein Gott, laß nicht das Böse triumphiren!"

Diese und andere Geschichten erzählt das Büchlein mit gutem Humor, wie sie gerade kommen, und so ist es in Ermangelung einer eingehenden Arbeit über den genialen Dichter einstweilen eine schätzenswerthe Sammlung mehr oder minder bezeichnender Züge aus seinem Leben.

Gleichzeitig mit dem Büchlein über Raimund hat Ludwig August Frankl in gleicher Ausstattung ein ähnliches über Friedrich Hebbel (Nr. 9) erscheinen lassen. Es ist ein Werk etwa wie das früher in d. Bl. von uns besprochene von E. Kulke, eine Sammlung von Bausteinen zu einem dereinstigen biographischen Denkmal des Dichters. Derselbe wird uns folgendermaßen geschildert:

Hebbel's Erscheinung war eine freundlich helle, eine milde. Erst bei näherer Betrachtung derselben trat sie in ihrer charakteristischen Prägung entgegen: der rundgeformte Kopf zeigte eine mächtige Stirne, die sich wie eine Kuppel wölbte und nur spärlich von fast weißblonden Haaren bedeckt war. Unter ihr glänzten, wenn auch von keinen markirenden Brauen und Wimpern beschattet, blitzblaue Augen hervor, die, wenn Hebbel lebhafter angeregt oder, wie bei ihm oft, in leicht wachgerufenem Zorne sprach, wirklich Blitze schossen. Die Nase, nicht eben schroff sich absenkend, endete abgestumpft und schwächte die Gewaltigkeit der Stirne. Der Mund, gut aber breitgeschlitzt, ließ sinnliches Begehren erkennen, wiewol er durch einen dem Haupthaare gleichfärbigen Vollbart etwas verhüllt war. Die Gesichtsfarbe weiß, nur sanft geröthet. Auffallend waren die Bewegungen seines Körpers, bei Gesprächen mit ihm ganz absonderlich. Den Kopf, als wäre er zu schwer für die mittelhohe schlanke Gestalt, zur Seite geneigt, wiegte er sich fort und fort nach rechts und links in den Hüften und näherte sich, wie man auch zurückwich, fort und fort demjenigen, mit dem er eben, lebhaft irgendein Thema auseinandersetzend, sprach.

Einige hier mitgetheilte Briefe des Dichters sowie seine bisweilen sehr scharfen Urtheile über Zeitgenossen sind von besonderm Werthe. Wie das Büchlein über Raimund uns die Nachbildung eines Gemäldes desselben bringt, so dieses die Nachbildung einer Zeichnung von Hebbel's energischem Kopf mit dem kahlen Vorhaupt, den wilden Haaren, einem Kopf, welcher, soweit ich mich erinnere, mit demjenigen seines Geistesverwandten Grabbe eine merkwürdige Aehnlichkeit hat.

Wilhelm Buchner.

Eine Sammlung deutscher Musternovellen.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und L. Laistner. Band 6: Die Prairie am Jacinto von Charles Sealsfield (Karl Postl). Der Gerhab von August Silberstein. Band 7: Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen von Franz Freiherrn Gaudy. Marianne von Ferdinand von Saar. Die kleine Welt von Rudolf Lindau. Band 8: Das Feuerschiff von Heinrich Smidt. Kajütspassagiere von Heinrich Smidt. Der Uhrmacher vom Lac de Joux von Robert Schweichel. Band 9: Der Wettermacher von Frankfurt von Franz Trautmann. Die Dame mit den Hirschzähnen von G. zu Putlitz. Lycaene Silene von Wilhelm Jensen. München, Oldenbourg. 1884. 8. Jeder Band 1 M.

In der Vorrede, welche Paul Heyse dem ersten Band des „Neuen deutschen Novellenschatzes" vorausgeschickt hat, heißt es unter anderm:

Unser Plan ist, die Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen, in der es natürlich auch an Halbedelsteinen und leichtern Schmuckstücken nicht fehlen kann, immerhin aber keine unechte Fabrikwaare mit unterlaufen soll. Und wieder wie in der ersten Sammlung*) hoffen wir zu beweisen, daß wir den mannichfaltigsten Formen und Stilen, sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart, ohne Vorurtheil und Vorgeschmack freie Bahn lassen werden.

Eine derartige erklärende und in einem gewissen Sinne entschuldigende Vorbemerkung war bei einem so schwierigen Unterfangen durchaus am Platze. Aus der überaus reichen novellistischen Production der letzten Jahrzehnte das Beste und Werthvollste zu einem Sammelwerke zu vereinigen, dessen Umfang von vorn herein auf nicht mehr als zwölf winzige Bändchen festgesetzt war, mußte schon auf den ersten Blick als eine ebenso mühevolle wie verantwortungsschwere Aufgabe erscheinen, und wenn sich auch ein abschließendes Urtheil selbstverständlich erst bei dem Vorliegen der ganzen Sammlung gewinnen läßt, so

*) „Deutscher Novellenschatz". Herausgegeben von Paul Heyse und H. Kurz (24 Bände, München, Oldenburg).

gestatten doch die bisher erschienenen sieben ersten Bände bereits den Schluß, daß in der That mancher glitzernde Halbedelstein mit untergelaufen und mancher echte Diamant unbeachtet geblieben ist. Als eine treffliche Auswahl guter deutscher Novellen wird das Werk für alle Zukunft ein hochverdienstliches bleiben; den Charakter einer Mustersammlung aber, in welcher gleichsam die höchste Blüte unserer modernen novellistischen Literatur in voller Klarheit zur Anschauung käme, werden ihr selbst wohlwollende Beurtheiler kaum beilegen können. Die volle Erreichung dieses Zieles lag wol überhaupt außerhalb der Grenzen der Möglichkeit, denn es handelte sich ja für die Compilatoren nicht nur um die Wahl aus einer fertig abgeschlossenen und darum leichter zu überschauenden Literaturperiode, sondern auch in allererster Linie um die Prüfung einer sich täglich erneuernden und mehrenden Flut zeitgenössischer Schöpfungen, die der mitten in der Strömung Stehende unmöglich mit ganzer Unbefangenheit und völlig unbeeinflußter kritischer Abwägung zu erfassen vermag. Je kleiner die Zahl der noch ausstehenden Bände wird, desto bedenklicher macht sich freilich das Fehlen manches guten Namens geltend, aber man darf nicht nur zu der literarischen Leistung, sondern auch zu dem ästhetischen Feingefühl der Herausgeber immerhin das feste Vertrauen haben, daß der kleine Rest der Sammlung noch gar viel des Versäumten nachholen werde. Wenn es ihnen indessen aus dem oben angeführten Grunde auch dann noch nicht gelungen sein sollte, allen berechtigten Ansprüchen durchaus Genüge zu thun, so dürfen sie sich mit gutem Grunde auf den Eingangs citirten Passus der Vorrede berufen, welcher ihnen wenigstens den Vorwurf eines gar zu anspruchsvollen Auftretens ersparen wird.

Daß uns die Herausgeber die eigenartige und hochbedeutende künstlerische Individualität jenes seltsamen österreichischen Schriftstellers, der vor dem Jahre 1848 unter dem Pseudonym Charles Sealsfield mit seinen Schilderungen und Romanen aus dem „freien Amerika" so gewaltiges Aufsehen gemacht hat, durch einen sehr geschickt vorgenommenen Ausschnitt aus seinem „Kajütenbuch" wieder nahe zu bringen suchen, ist als ein höchst dankenswerthes Beginnen anzusehen. Gerade in unserer Zeit der kraftlosen, zierlichen Salonnovellen muß es von wahrhaft erfrischender und belebender Wirkung sein, einmal einen vollen Lichtstrahl auf die viel zu früh vergessenen urwüchsigen und wuchtigen Schöpfungen eines Schriftstellers fallen zu lassen, der, wie der Herausgeber mit vollster Berechtigung sagt, in autodidaktischer Kühnheit neue Bahnen einschlug, aber lebenslang zu einsam stand, um aus dem großen Dichter, der er war, einen großen Künstler zu machen. „Die Prairie am Jacinto" ist trotz aller stilistischen Unebenheiten und Nachlässigkeiten, trotz der befremdlichen Amerikanismen und der willkürlichen Pausen in der Handlung, die oft just im ungünstigsten Augenblick eintreten, ein kleines Meisterwerk, das namentlich in Bezug auf die kraftvolle und markige Gestaltung der einzelnen Charaktere, auf die bei aller Knappheit stimmungsvolle und lebendige Schilderung der Natur und auf die fast dramatische Zuspitzung der erschütternden Situationen wol nur von wenigen andern Erzeugnissen dieses Genres übertroffen werden dürfte. Der Werth, welchen die Erzählung auch als amerikanisches Culturbild aus vergangenen Tagen für das Geschlecht von heute hat, ist hier wol nicht in Betracht zu ziehen, aber bewunderungswürdig ist das Talent des Verfassers, seine Charaktere zu den sie umgebenden politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in unmittelbarste und lebendigste Beziehung zu setzen und seine eigenen socialpolitischen Theorien an diesen halbwilden Texanern zu demonstriren, ohne sie doch jemals ihre frappirende Wahrscheinlichkeit und ihre kraftvolle Originalität verlieren zu lassen. Wenn auch „die Prairie am Jacinto" nicht gerade als Karl Postl's vornehmste und bedeutendste Leistung anzusehen ist, so gibt doch gerade diese Novelle ein sehr anschauliches Bild von der Eigenart des Dichters und regt vielleicht manchen Literaturfreund an, sich mit den übrigen, leider zu früh der Vergessenheit anheim gefallenen Reiseskizzen und Romanen Sealsfield's, namentlich mit „Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt", dem zweiten Theil des „Kajütenbuchs", dem dreibändigen Roman „Süden und Norden" und der im Jahre 1873 von Alfred Meißner herausgegebenen nachgelassenen Erzählung „Die Grabesschuld" bekannt zu machen.

Die zweite Novelle des sechsten Bändchens ist eine österreichische Dorfgeschichte: „Der Gerhab", von August Silberstein, dem warmherzigen und gemüthvollen wiener Poeten, der in manchen Zügen lebhaft an Berthold Auerbach's anmuthige Eigenart erinnert, wenngleich er ihm in der Kunst des Erzählens nicht ganz ebenbürtig ist. Hier ist die Wahl wirklich mit bestem Geschmack getroffen worden, denn nur wenige andere Erzeugnisse des fleißigen Schriftstellers vereinigen alle seine Vorzüge in so hohem Grade und sind in der äußern Form so sorgfältig durcharbeitet wie „Der Gerhab", die kleine Geschichte von dem hartherzigen Bauern, der trotz der nachdrücklichen Verwendung des ganzen Gemeindevorstandes sich hartnäckig weigert, seinen armen verwaisten Bruderkindern Gerhab, d. i. Vormund, zu sein, und der dann durch eigenes Missgeschick sowol wie durch den absichtslos und unbewußt geübten Einfluß einer schlichten edeln Menschennatur zu Barmherzigkeit und Liebe bekehrt wird. Sehr treffend bemerkt der Herausgeber in seinem kurzen Vorwort: „So herzlich und mitunter weich die Stimmung des Dichters dem Volke gegenüber ist, so läßt er sich doch selten zum Schönmalen verführen, und über der Freude an der tüchtigen Kraft verschließt er die Augen nicht vor den Abwegen der Irregehenden. Ueberall jedoch hört er die verborgenen Quellen des Gemüthes rauschen und läßt jene innern, ungeahnten Kräfte sich lösen, welche im rechten Augenblick hervorbrechen, um das Verworrene zu schlichten und das menschlich Schöne zum Sieg zu führen." Zweifellos gehört die vorliegende kleine Geschichte mit vollstem Recht in eine

Sammlung von Musternovellen, und der Leser, welcher Silberstein noch nicht kennt, wird aus ihr jedenfalls eine wesentlich höhere Meinung von dem Poeten gewinnen als aus irgendeinem seiner größern Romane.

Viel weniger glücklich scheinen mir die Herausgeber bei der Zusammenstellung des siebenten Bändchens gewesen zu sein; denn ich zweifle, daß irgendjemand, welcher Richtung sich auch immer sein Geschmack zuwenden möge, das „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" von Franz Freiherrn Gaudy anders als mit einem recht schwachen literarhistorischen Interesse lesen könne. Für den gekünstelten sauer-süßen Humor dieses in den dreißiger Jahren zu einer ziemlich flüchtigen Modeberühmtheit gelangten Schriftstellers fehlt uns heute Empfänglichkeit und Verständniß, und es ist zudem nicht ganz leicht, sich der Meinung Heyse's anzuschließen, daß gerade das „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" am geeignetsten sei, den ganzen Umfang von Gaudy's Begabung zur Anschauung zu bringen.

Auch die kleine Novelle „Marianne" von Ferdinand von Saar ist — so anmuthig und liebenswürdig sie sich geben mag — wenig danach angethan als „Edelstein im Schatzkästlein der deutschen Literatur" zu prangen. Eine winzige Handlung, die unmittelbar nach der Exposition durch einen ebenso tragischen wie gänzlich unerwarteten Zufall jäh und unbefriedigend abgeschnitten wird, ist in ein sehr weitläufiges Gewand von Stimmungsbildern gehüllt, die trotz ihres lyrischen Anhauches den Grundton einer ziemlich ermüdenden spießbürgerlichen Monotonie bis zum Ende festhalten. Dabei ist die Zeichnung der einzelnen Charaktere keineswegs so scharf und plastisch, als sie es nach dem vom Verfasser dazu verwendeten Material sein müßte, und nur ein mit bescheidenen Ansprüchen an die Arbeit herantretender Leser vermag über manchem graziösen Detail die Schattenhaftigkeit des Ganzen zu vergessen.

Nach der Lektüre dieser beiden ersten Novellen des siebenten Bandes berührt es überaus angenehm, in der dritten, von Rudolf Lindau herrührenden Erzählung „Die kleine Welt" der Kunst eines Erzählers von zweifellos hervorragender Bedeutung zu begegnen. Hier darf man sich wieder von ganzem Herzen dem Urtheil Heyse's anschließen, welcher behauptet, daß die merkwürdige und höchst farbenreiche Geschichte alle Vorzüge von Rudolf Lindau's Stil und Naturell vereinige, und daß sie zugleich ein interessantes Exempel darbiete für den Lieblingssatz des Verfassers, daß trotz der scheinbaren Unermeßlichkeit der irdischen Welttheile die socialen Fäden zu straff gespannt und zu fein verschlungen seien, um irgendwen, selbst wenn er bei den Antipoden auftauchte, als einen völlig Fremden erscheinen zu lassen, sodaß für den, der eine dunkle That gethan, nirgend ein Entrinnen sei. Die Wege, welche die Nemesis in dieser „kleinen Welt" wandelt, sind so wundersam, daß diese mit größter Schlichtheit vorgetragene Criminalgeschichte einen Eindruck in der Seele zurückläßt, der fast an die Wirkung echter Tragik heranreicht.

Im achten Bande ihrer Sammlung haben die Herausgeber den braven Heinrich Smidt, den Schöpfer des deutschen Seeromans, jenen fruchtbaren Schriftsteller, dessen Werke eine kleine Bibliothek von 146 Bänden bilden, sogar zweimal zum Wort kommen lassen. Das war unzweifelhaft des Guten zu viel; denn wenn sich schon die düstere Novelle „Das Feuerschiff" mehr als eine gruselige Kalendergeschichte, oder als ein Seestück für die reifere Jugend, denn als ein Juwel der deutschen Novellenliteratur bezeichnen läßt, so verdient die äußerst harmlose Humoreske „Kajütspassagiere" die Auszeichnung, welche ihr mit der Aufnahme in einen Novellenschatz zutheil geworden ist, weder durch die Erfindung ihrer verzweifelt naiven Fabel noch durch ihre simple Ausführung, und es ist wol anzunehmen, daß pietätvolle oder freundschaftliche persönliche Erinnerung an den todten Verfasser einen der Herausgeber mit mehr Wohlwollen für dessen Werke erfüllt habe, als es sich vor einem streng kritischen Gewissen einigermaßen rechtfertigen läßt. Da auch die mit großer Einfachheit erzählte Criminalgeschichte „Der Uhrmacher vom Lac de Joux" von Robert Schweichel trotz der in energischen Umrissen klar und bestimmt gezeichneten Charaktere und trotz des ruhigen, gleichmäßig fesselnden Fortschreitens der Handlung auf eine dauernde literarische Bedeutung kaum ernstlich Anspruch erheben darf, so muß der achte Band ebenfalls für einen der weniger gelungenen der Sammlung gelten.

Zum Glück kann sich der Leser in dem folgenden dafür aufs beste schadlos halten; denn die drei kleinen Geschichten des neunten Bändchens verdienen wohl, vor gar zu frühem Vergessensein bewahrt zu werden. „Der Wettermacher von Frankfurt" ist eins der humorvollsten und originellsten von Franz Trautmann's mittelalterlichen Culturbildern; in der „Dame mit den Hirschzähnen" offenbart G. zu Putlitz seine feine Menschenkenntniß, seine Geschicklichkeit im Knüpfen und Lösen scheinbar verworrener Fäden und die ganze ursprüngliche Liebenswürdigkeit seiner vornehmen Natur in so vollkommener Weise wie in wenig andern seiner novellistischen Arbeiten; und das reizende Stimmungsbild „Lycaene Silene" von Wilhelm Jensen endlich wird selbst diejenigen voll und ganz für sich gewinnen, die nicht gerade zu den enthusiastischen Bewunderern von Jensen's größern Romanen gehören. Gegen diesen neunten Band des „Novellenschatzes" wird sicherlich von keiner Seite eine Einwendung erhoben werden, und die Herausgeber dürfen mit ihrem Werk zufrieden sein, wenn ihm der noch ausstehende Rest der Sammlung völlig ebenbürtig ist.

Biographisches und Lexikographisches.

1. Karl Hillebrand. Ein Nachruf von Heinrich Homberger. Berlin, Meidinger. 1885. 8. 60 Pf.

Der bedeutende deutsch-französisch-englische Essayist, der deutsche in Italien heimisch gewesene Geschichtschreiber Frankreichs, der glänzende Kosmopolit Hillebrand ist todt und sein Freund Homberger, der ihn seit zwei Decennien kannte, veröffentlicht den vorliegenden Essay über ihn. Referent, der ebenfalls zu den Bewunderern des polyglotten, internationalen gießener Professorsohnes zählt, kann nicht umhin, das Homberger'sche Schriftchen für ein Muster der literarischen wie persönlichen Charakteristik zu erklären. Wir kennen viele, die den Verstorbenen kannten, und alle sind darüber einig, er sei im Umgang ebenso liebenswerth gewesen wie in seinen Schriften; wir selbst standen blos in brieflichem Verkehr mit ihm, lernten aber auch so seine große Freundlichkeit kennen.

Nachdem Hillebrand, der später conservativ angehaucht war, wegen seiner Theilnahme am revolutionären Treiben zu Ende der vierziger Jahre in Rastatt eingekerkert, aber von dort entflohen war, lebte er zwei Jahrzehnte hindurch in Frankreich. Zuerst war er Student, dann Privatsecretär Heinrich Heine's, dann Professor der Literatur in Douai; dabei schrieb er neben Artikeln für die vornehmsten Preßorgane eine Reihe Bücher (die ersten hießen „Dino Compagni" und „Etudes italiennes"), alles in französischer Sprache. Sein Französisch war denn auch noch besser als sein Deutsch, und Buloz, der verstorbene wählerische und griesgrämige Begründer der „Revue des deux Mondes", behauptete einmal, daß Hillebrand und noch ein „prussien" (Rudolf Lindau) besser französisch schreiben als irgendein Franzose. Der Ausbruch des Kriegs von 1870 veranlaßte ihn, obgleich er französischer Staatsbürger war, das Land zu verlassen und allen glänzenden Aussichten, die dort seiner harrten, den Rücken zu kehren.

Er übersiedelte, nachdem er als Vertreter der „Times" die Einnahme Roms mitgemacht, nach Florenz, wo er schon vorher häufig und mit Vorliebe geweilt hatte, und Florenz blieb sein Wohnsitz bis an sein frühes Ende, nur unterbrochen von zahlreichen Erholungsreisen. Auf der einen hielt er in Oxford einen Cyklus von Vorlesungen; auf einer andern (1879) verheirathete er sich in London mit einer trefflichen alten Freundin; auf einer dritten (1882) suchte er ein Jahr lang vergeblich Genesung von den schweren körperlichen Leiden, die er sich durch Ueberarbeitung zugezogen hatte. Er konnte zwar 1884 wieder zu arbeiten beginnen, allein nach Vollendung einiger weniger Aufsätze mußte er deutsche Bäder aufsuchen und unmittelbar nach seiner Rückkehr starb er im Winter in seinem geliebten Florenz. In dieser Stadt war er zumeist in deutscher Sprache literarisch thätig; hier schuf er die von einem allumfassenden, hochstrebenden, kühnen Geist, von wahrhaft universeller Bildung, von kaum zu übertreffendem Umfang an literarischem Wissen zeugenden sechs Bände „Zeiten, Völker und Menschen", seine groß angelegte — uns persönlich der Richtung wegen freilich nicht ganz angenehme — „Geschichte Frankreichs in der neuesten Zeit", die leider Fragment geblieben ist, seine vier Bände „Italia". Von hier aus schrieb er seine ausgezeichneten Essays für die besten Zeitschriften verschiedener Länder. Was er mit seiner scharfen Beobachtung, mit seinem glänzenden Stil schrieb, war Kaviar für die Menge, aber eine Quelle hohen Genusses für die freilich leider nicht übermäßig zahlreiche Gemeinde von Kennern.

Homberger verdient den Dank aller Leser Hillebrand's für die schöne, fein durchgearbeitete Würdigung des ebenso charaktervollen wie bescheidenen Schriftstellers, dessen Freundschaft ihn beglückte.

Das Leben und Wirken eines andern bedeutenden Mannes, dessen Thätigkeit in gewisser Beziehung ebenfalls eine internationale war, wird geschildert in

2. Moses Montefiore. Rede zu dessen hundertjähriger Geburtsfeier, am 26. Oct. 1884. Von M. Levin. Berlin, Stuhr. 1885. 8. 50 Pf.

Ueber den edeln Menschenfreund, der in der vierten Octoberwoche 1884 sein hundertstes Lebensjahr vollendet hat, sind aus diesem Anlaß mehrere Festschriften erschienen. Die vorliegende enthält in engstem Rahmen nicht nur die beste biographische Darstellung, sondern auch eine Fülle schöner Gedanken. Das Leben des berühmten Engländers ist darum so merkwürdig, weil er mit Fug und Recht einer der größten Philanthropen aller Zeiten genannt werden kann. Er ist nicht wie fast alle andern Menschenfreunde blos nebenbei Philanthrop gewesen, sondern ausschließlich, da er seit funfzig Jahren keinem andern Beruf oblag. Er hat nicht blos wie andere seine Mittel zur Verfügung gestellt, sondern auch seinen Einfluß, seine Zeit, seine Person. Ihm war kein Land zu entfernt, keine Reise zu beschwerlich, kein Weg zu gefahrvoll — wo es Hülfe bringen galt, da war er selber zur Hand, griff er persönlich ein. Und das ist denn doch etwas anderes als die marktläufige Wohlthätigkeit! Welcher sonstige Mensch wäre mit 79 Jahren von England nach Marokko gereist, um den Unterdrückten beizustehen? Oder wäre mit 91 Jahren nach Jerusalem gezogen, um für die ordnungsmäßige Vertheilung eines Hülfsfonds zu sorgen? Levin weiß die Bedeutung des hochbetagten jüdischen Baronets von der richtigen Seite aufzufassen; er versteht es, mit der ihm eigenen begeisterten und begeisternden Sprache das Lob des wackern Einsiedlers vom Ramsgate in der angemessensten Tonart zu singen.

Die Haupteigenschaft eines echten Philanthropen, der praktische Ergebnisse erzielen will, sollte Energie sein. Sir Moses Montefiore aber war der energischste aller Philanthropen. So oft sich die Nothwendigkeit zeigte, die Lage

der durch Pest, Hungersnoth oder sonstige Unglücksfälle ins Elend gerathenen syrischen Juden zu lindern und ihre socialen und materiellen Verhältnisse zu heben, machte er sich auf den Weg nach dem Heiligen Lande, stets mit Geld helfend, die Ergebnisse von Spendensammlungen mitbringend, Synagogen, Schulen, Mühlen bauend, Grundstücke kaufend — wozu er sich die besondere Erlaubniß bald des Sultans, bald des ägyptischen Vicekönigs erwerben mußte —, landwirthschaftliche Ansiedlungen oder Armenasyle gründend, die Besserung der Wohnungsverhältnisse anstrebend. Er beschränkte sich aber nicht auf Palästina, sondern griff überall ein, wo die Juden in Gefahr geriethen, in Rußland und Rumänien, in Marokko und der Türkei, in Ungarn und Italien. Er hat übrigens nicht blos jüdische Interessen zu wahren gewußt. Er hat auch nichtisraelitischen Zwecken große Summen geopfert; sogar für die syrischen Christen, die doch den syrischen Hebräern sicherlich nicht hold sind, that er, als sie (1860) in Noth geriethen, ein Erkleckliches.

Die Familie Montefiore stammt aus Italien, aus dem gleichnamigen Städtchen. Der Großvater ging im Jahre 1752 mit seiner livornesischen Frau nach London, wo er sich als Kaufmann niederließ. Einer seiner Söhne — er hinterließ siebzehn Kinder — machte sich als Schriftsteller bekannt, ein anderer wurde Strohhuthändler und hatte als solcher wiederholt in Italien zu thun. Auf der ersten Reise in diesem Lande begleitete ihn seine Gattin, die Tochter des Begründers der Weltfirma Mocatta u. Goldsmid. Während eines Aufenthalts in Livorno gebar sie ihm einen Sohn, und zwar — wie aus den noch vorhandenen Matrikeln hervorgeht — am 24. October 1784. Der Knabe erhielt den Namen Moses Chaim. Montefiore ist somit nicht nur der Abstammung, sondern auch der Geburt nach halb Italiener, halb Engländer. Die Schule, die er in London besuchte, verließ er frühzeitig, um in verschiedenen Geschäften Dienste zu leisten. Später schloß er sich dem zur Abwehr einer drohenden Napoleon'schen Invasion gebildeten Freiwilligencorps an, in welchem er es bis zum Hauptmann brachte; als solcher mag er sich, da er 6 Fuß 3 Zoll mißt und recht hübsch gewesen sein soll, nicht übel ausgenommen haben. Seine gewinnenden Umgangsformen kamen ihm auf der Laufbahn, der er sich endgültig zuwandte, vortrefflich zu statten. Er kaufte sich nämlich die Stelle eines der concessionirten jüdischen Börsenmakler, deren Anzahl damals gesetzlich auf zwölf beschränkt war. Seinen jüngern Bruder Abraham — außerdem hatte er noch sechs Geschwister — nahm er zum Gesellschafter. Im Jahre 1812 verheirathete er sich mit einem gebildeten, gemüthvollen Mädchen aus sehr reichem Hause, Judith Cohen; diese Ehe, welche funfzig Jahre dauerte, gestaltete sich äußerst glücklich, blieb aber kinderlos. Die geliebte und liebende Frau machte die ersten drei Orientreisen ihres Gatten mit. Dieser rief nach ihrem Tode ihrem Andenken zu Ehren eine ganze Reihe wohlthätiger Stiftungen ins Leben.

Dadurch, daß die Montefiores mit der Familie Rothschild mehrfach verschwägert waren, erhielten sie Gelegenheit, sehr reich zu werden. Moses konnte sich schon vor mehr als funfzig Jahren von der Börse zurückziehen und seine fernern Tage zwischen beschaulicher Zurückgezogenheit und thatkräftiger Wohlthätigkeit theilen. Anfänglich bekleidete er mehrere politisch-administrative Ehrenämter — er war Sheriff von London, Sheriff der Grafschaft Kent, Friedensrichter in Ramsgate u. s. w. —, auch bekümmerte er sich noch viele Jahre hindurch um die communalen Interessen der hauptstädtischen Judengemeinde und stand bis zu seinem neunzigsten Geburtstage an der Spitze ihrer Verwaltungsbehörde (board of deputies); ferner überwachte er die Leitung einiger Versicherungsanstalten und Industriegesellschaften, die er einst begründet hatte und deren Präsident er noch heute ist. Allein seit längerer Zeit steht er alledem begreiflicherweise fern, und seit neun Jahren verläßt er kaum jemals mehr die Umgebung seines gesund gelegenen Hauses East-Cliff in Ramsgate, das er vor vierundfunfzig Jahren kaufte und in dessen Nähe er damals eine Synagoge erbauen ließ und später ein Asyl für arme alte Rabbinen gründete.

Montefiore ist geistig noch immer vollkommen frisch, physisch befriedigend gesund. Er plaudert gern und lebhaft, liest ohne Brille, fährt fast täglich aus und führt mit Hülfe einiger Secretäre einen starken internationalen Briefwechsel. Er vergißt nie, seinen alten Freunden bei gegebener Gelegenheit zu gratuliren oder zu condoliren. Sein Wahlspruch lautet nicht, seiner Praxis entsprechend: „Denke und handle", sondern blos: „Denke und danke". Er dankt eben, wie Levin richtig betont, durch seine Handlungen. Königin Victoria erhob ihn im Jahre ihrer Thronbesteigung in den Ritterstand und verlieh ihm neun Jahre später nach der Rückkehr von seiner ersten russischen Mission den Freiherrntitel. Auf seine Pilgerfahrten sind hebräische Oden gedichtet worden, und nicht wenige Predigten haben an seine Thaten angeknüpft.

3. Psychologie der französischen Literatur. Von Eduard Engel. Teschen, Prochaska. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Dies ist zwar kein eigentlich biographisches Werk, kann aber dennoch hier besprochen werden, weil achtzehn seiner einundzwanzig Abschnitte sich mit den wichtigsten französischen Autoren, allerdings mehr in kritischem Sinne, beschäftigen. Engel hat sich in diesem äußerlichen Punkt vielleicht Taine vor Augen gehalten, der die englische Literatur des 19. Jahrhunderts nicht zusammenhängend, sondern in sechs größern literarischen Porträts behandelt hat. Charakteristisch für die Behandlungsweise und die Ansichten Engel's sind die Namen, die er über seine Kapitel setzt. Das 16. Jahrhundert ist bei ihm durch Rabelais und Montaigne, das 17. Jahrhundert durch Boileau, Delarochefoucauld, Lafontaine, Corneille und Molière, das 18. Jahrhundert durch Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot und Beaumarchais, endlich das 19. Jahrhundert

durch Béranger, Musset, Victor Hugo, Dumas' Sohn, Balzac und Zola vertreten. Er wählt also diejenigen, die er für die Hauptrepräsentanten der verschiedenen Geistesströmungen hält, welche die französische Literatur aufweist. Außerdem liefert er über diese „Literarischen Strömungen" ein zusammenfassendes Kapitel, das sehr geistvoll geschrieben ist und an dessen Schluß er sagt: „Ich glaube, daß diese Männer die äußersten Grenzen darstellen, bis zu denen der gallische Geist in seiner Kundgebung bisher vorgedrungen." Man kann geneigt sein, einzelne der vom Verfasser gewählten Typen durch andere zu ersetzen; überhaupt mag man vielfach anderer Meinung sein als er. Er läßt es auch in diesem Buch nicht an den Uebereilungen und Uebertreibungen fehlen, die seine Schreibweise immer kennzeichnen, aber nie läßt er es an Geist fehlen; leider gehen ja Geist und Uebertreibung heutzutage bei nur zu vielen Autoren Hand in Hand!

Aus einem so inhaltreichen Werke auch nur das Wichtigste wiederzugeben, würde übermäßig viel Raum in Anspruch nehmen. Wir müssen uns deshalb mit der Bemerkung begnügen, daß dasselbe trotz der Einwendungen, zu denen es oft herausfordert, trotz manchen unnöthigen Ungestüms und trotz mancher gewagten, weithergeholten Behauptung zu den interessantesten literarhistorischen Werken der letzten Jahre gehört. In dieser Gestalt ist der Gegenstand hier zum ersten male behandelt, der Erfolg ist also doppelt ehrenvoll. Die zwei noch nicht erwähnten Kapitel — es sind die beiden ersten — behandeln „Die französische Sprache" und den „Charakter der französischen Literatur" und zeugen, wie alle übrigen, von großer Belesenheit und scharfer Dialektik.

4. Nothwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Conversation. In drei Theilen. Von E. Muret. Berlin, Langenscheidt. 1884. Gr. 16. 6 M.
5. Nothwörterbuch der französischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Conversation. In drei Theilen. Von Césaire Villatte. Berlin, Langenscheidt. 1884. Gr. 16. 6 M.

Mit diesen sechs niedlich gebundenen, äußerst handlichen Bänden bietet die Verlagshandlung der „Unterrichtsbriefe", wie schon so oft, wieder einmal etwas Neues, Originelles, dabei eminent Gutes und Praktisches. Wer die Unbrauchbarkeit der marktläufigen Taschenwörterbücher kennt, wird die Vorzüglichkeit der vorliegenden doppelt zu würdigen wissen. Wären blos die üblichen Abtheilungen „englisch-deutsch", „deutsch-englisch", beziehungsweise „französisch-deutsch", „deutsch-französisch" vorhanden, so würde schon ein großer Fortschritt auf dem Gebiete der Taschenlexikographie zu verzeichnen sein. Aber wir werden auch noch mit je einer dritten Abtheilung encyklopädischer Natur, „Sachwörterbuch" betitelt, überrascht, und diese höchst nützliche Zugabe setzt dem Ganzen die Krone auf. Darin werden dem Reisenden, der sich nach England, beziehungsweise Frankreich wendet, alle erdenklichen Winke gegeben, die ihm das Reisen werthvoller und dabei unter Umständen wohlfeiler machen können. Die betreffenden ethnographischen, topographischen und andern Mittheilungen über Land und Leute sind nicht etwa mit den von Bädeker und andern Reisehandbüchern gegebenen zu verwechseln, sondern unterscheiden sich von allem Dagewesenen durch eine große Reichhaltigkeit, man kann sagen Vollständigkeit und durch die lexikalische, also alphabetische, mithin für jedermann bequemste Form. Ein Sohn von Charles Dickens hat etwas Aehnliches speciell für Paris, London, Oxford und Cambridge versucht, die vorliegenden Bände über Sitten, Gebräuche u. s. w. in den beiden wichtigsten westlichen Culturstaaten sind aber weit besser als ihre englischen Vorbilder. Sie lassen sich nicht auf die „Sehenswürdigkeiten" ein, sondern zeigen, was der Fremde meist nicht sieht, aber wissen muß, wenn seine Reise nicht unfruchtbar bleiben, sondern sein selbständiges Urtheil bilden soll. Von den Dingen, die hier geboten werden, ist in den Reisehandbüchern sehr wenig zu finden. Der fleißige Benutzer dieser Sachwörterbücher wird manches Lehrgeld ersparen und daraus lernen, wozu es andernfalls eines jahrelangen Aufenthalts bedurft hätte; er wird Fehler vermeiden, die ihn sonst auffällig oder lächerlich machen würden, und wird viele ihm vorher unverständliche Anspielungen verstehen lernen, denen er in englischen und französischen Zeitungen und zeitgenössischen Büchern begegnet. Auch für denjenigen, der nicht reist, haben diese lexikalischen Arbeiten Werth. Wie mancher Uebersetzer moderner Romane, der nie in dem betreffenden Lande war und in den Verhältnissen unbewandert ist, könnte sich mit Hülfe der Langenscheidt'schen Sachwörterbücher zahllose lächerliche Schnitzer ersparen! Ein großer Vorzug ist auch, daß in allen sechs Bänden die treffliche Langenscheidt'sche Aussprachebezeichnung bei jedem englischen, beziehungsweise französischen Worte angegeben ist. Daß bei allem Streben nach thunlichster Kürze die neuesten Stadien der Sprachentwickelung nicht unberücksichtigt geblieben sind, ist eigentlich selbstverständlich. Die Correctheit des Drucks und der der Bearbeitung des Stoffs zu Grunde liegenden Grundsätze läßt nichts zu wünschen übrig. Die besten Quellen sind benutzt worden, die Ausstattung ist sehr hübsch. Dieses Sammelwerk reiht sich dem großen Sachs'schen Wörterbuch, dem Hoppe'schen Supplementlexikon, den Villatte'schen „Parisismen" und dem ganzen übrigen Langenscheidt'schen Verlag überaus würdig an. Unbegreiflich bleibt uns nur der Preis; wie man einen so gut ausgestatteten Band von 300—500 engbedruckten Seiten, gebunden, für 2 Mark bieten kann, dieses Geheimniß haben wir noch nicht ergründet.

Leopold Katscher.

Eine neue Geschichte des Alterthums.

Geschichte des Alterthums von E. Meyer. Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs. Stuttgart, Cotta. 1884. Gr. 8. 12 M.

Das vorliegende Werk hat ein streng wissenschaftliches, auch im Aeußern als solches sich kundgebendes Gepräge und umspannt einen sehr weiten Horizont: es beginnt mit der Geschichte Aegyptens und schließt mit der Aufrichtung des Perserreichs unter Darius. Der Verfasser erblickt nämlich in letzterm Factum einen im Weltgang der geschichtlichen Ereignisse gleichsam von selbst gegebenen Abschluß, und zwar darum, weil von nun an Nationalität, Politik und Religion, welche früher eng und untrennbar verbunden waren, völlig auseinander fallen und ihre eigenen Wege gehen, das heißt mit andern Worten, weil jetzt das Staatsleben sich vom Volksthum loslöst. Diese Anschauung scheint uns vollkommen berechtigt, befremdender dagegen möchte es manchem, der an die landläufige Behandlung der alten Geschichte gewöhnt ist, vorkommen, daß der Verfasser die Geschichte Indiens nicht in seinen Rahmen aufgenommen hat. Aber bei näherer Prüfung wird man die Gründe, die er anführt, als stichhaltig anerkennen müssen. Er nimmt nämlich an, daß in der Alten Welt zwei Kreise sich gebildet haben, die zwar nicht ohne Berührung miteinander blieben, deren jeder aber im allgemeinen bis auf die neueste Zeit herab sich selbständig entwickelt hat — einen ostasiatischen mit den Centren China und Indien, und den der Mittelmeervölker mit den Ausgangspunkten Aegypten und Babylonien (letzterer umfaßt alle Völker Nordafrikas, Europas und Vorderasiens bis an die Ostgrenze des iranischen Hochlandes). Zwei Bedenken sollen indeß hier nicht verschwiegen werden, ein formelles und ein sachliches. Fürs erste scheint uns der Name Mittelmeervölker nicht eben glücklich gewählt und nur zu rechtfertigen durch das bekannte „denominatio fit a potiori". Denn unsere Vorfahren, die alten Germanen, haben doch beispielsweise auch keine ganz unbedeutende Rolle in der Alten Geschichte gespielt und sind nicht ins römische Reich aufgegangen wie Kleinasien, Phönizien u. s. w. ins persische. Vielleicht wäre daher für jene beiden großen Völkergruppen der allgemeine Name Westgruppe und Ostgruppe passender gewesen; zweitens aber: wo sollen nun fürderhin die Inder untergebracht, sollen sie neben den Chinesen in einer besondern Geschichte des östlichen Alterthums behandelt werden? die Kaukasier zusammen mit Mongolen? Das Volk, unter dessen etymologischer Flagge sämmtliche Culturvölker Europas segeln (als Indogermanen), dessen Urahnen — ob nun auf asiatischem oder, wer weiß es, auf europäischem Boden — auch unsere Stammesbrüder gewesen sind, aus der großen Stammesgemeinschaft nun ausgeschlossen, weil es sich hinter seinem himmelhohen Bergwall isolirt hat? Videant consules ne quid historia detrimenti capiat!

Zunächst kann sich das vorliegende Werk eines großen Vorzugs rühmen, der bei einem so weit angelegten, weit umfassenden Plan selten angetroffen wird: sein Verfasser ist in erster Linie Sprachforscher, der das ungeheuere Quellenmaterial dem größern Theil nach selbständig zu prüfen und zu durchforschen vermag und in der That auch beherrscht. Daneben nimmt er, ohne die Geschichte nach einer philosophischen Schablone construiren zu wollen, doch einen erhöhten Standpunkt ein, der ihn befähigt, Zusammengehöriges zu überschauen, nach Gruppen zu ordnen und Schwerpunkte aufzufinden, nach welchen hin die geschichtliche Entwickelung gravitirt.

Ehe er das Detail der Thatsachen auseinanderrollt, behandelt er die Vorfragen und Elemente des geschichtlichen Lebens; ehe er uns zeigt, aus was für Stoff und von welchen Werkleuten der Weltbau der Geschichte gezimmert wird, läßt er uns einen Blick thun in die Vorhallen, in welchen die Typen und Grundsteine des einstigen Baues gelagert sind — vor allem schildert er den Menschen als solchen. Uebrigens möchten wir die vom Verfasser im Ton wissenschaftlicher Sicherheit und Zweifellosigkeit vorgetragenen Ansichten nicht alle unterschreiben. So sehr er recht hat, gewisse Anfänge (z. B. die der Sprachbildung) für unerforschbar, d. h. kritischer Sonde unerreichbar, zu halten, so sehr war diese Reserve auch anderwärts geboten. „Jede Theorie über den Ursprung staatlicher Verhältnisse — lesen wir S. 3 — ist falsch, da wir einen Menschen ohne Staat nicht denken können." Doch immerhin noch eher als einen Staat ohne Menschen; jedenfalls, wenn es gilt, gegen ein althergebrachtes Dogma wie das, daß der Staat aus der Familie hervorgegangen sei, anzukämpfen, müssen die Schläge wuchtig sein und dürfen nicht ins Wasser fallen; einstweilen steht die alte Theorie gewiß noch auf festern Füßen als die Gründe, womit die moderne Negation sie zu Fall bringen will. Die Hauptfrage bei einem Unternehmen wie das vorliegende muß natürlich die sein: ist eine Geschichte des Orients, deren Aufgabe, nach den eigenen Worten des Verfassers, wie die aller und jeder Geschichte, die ist, „ins Detail hinabzusteigen, die Entwickelung im einzelnen zu verfolgen und vorwiegend und in erster Linie sich mit den Varietäten im Gegensatz zu den typischen Formen zu beschäftigen" — ist eine solche Geschichte des Orients bei den heutigen Mitteln nach dem vorliegenden Material überhaupt möglich? Der Verfasser scheint dies anzunehmen, er hofft wenigstens, „die internationalen Beziehungen in der Politik wie im Culturleben nicht nur in den allgemeinsten Umrissen, sondern vielfach auch im einzelnen zu zeichnen und damit den einzelnen Völkern ihre Stellung in dem großen Ganzen des historischen Lebens anzuweisen". Wir müssen bestreiten, daß ihm dies gelungen sei, zugleich aber auch beifügen: ohne seine Schuld. Die Schuld liegt tiefer, in

der Natur der Dinge, und es ist sehr fraglich, ob sich dieses wenig tröstliche Verhältniß von Forschung und Ergebniß mit der Zeit wesentlich bessern wird. Allerdings ist es auch wieder sehr natürlich, daß, wer sich in dieses Labyrinth von Hieroglyphen, von Keilschrift, hineinwagt, diese Grabkammern durchwühlt, in dieses unergründliche Meer von Ziegel- und andern Steinen sich versenkt, und nicht blos das massenhafte inschriftliche und geschriebene Quellenmaterial, sondern auch die darüber veröffentlichten Lucubrationen der neuern Forschung durchgearbeitet hat, daß ein solcher Forscher von seiner Ausbeute eine andere und größere Meinung hat als andere, welchen die bequemere Aufgabe zufällt, die gewonnenen Ergebnisse zu durchmustern. Was sind es denn für Ergebnisse, wenn wir etwa die persische und die jüdische Geschichte ausnehmen? Namen von Königen, Ländern und Städten, Reihen von Schlachten und Siegen und Zahlen, also kaum ein geschichtliches Gerippe, aber von Fleisch keine Spur. Und es wird in hundert und hundert Jahren nicht viel anders sein, nachdem noch tausend und aber tausend Ziegel „gesprochen" haben werden. Man kennt nun nachgerade diese Sprache. Alle diese Völker waren noch nicht zum geschichtlichen Leben erwacht, sie waren Zahlen im Einmaleins ihrer Könige und Zuchtmeister, eine namen- und willenlose Heerde ohne individuelle Physiognomie, welche geführt oder geschleppt wurde, wohin es den Oberhirten beliebte. Es mag wol durch sprachliche Indicien gelingen, in das wogende Chaos der Volksmassen noch mehr Licht zu bringen, die Gruppen noch schärfer zu sondern, jenen Chittiten, Akkadiern, Sumeriern u. s. w. noch bestimmtere Plätze im großen Völkersaal zuzuweisen, aber damit wird es sein Bewenden haben, und alles das ist noch keine Geschichte, d. h. nach des Verfassers Ausdruck: „Beurtheilung der Vergangenheit im Lichte der Gegenwart". Wer freilich die Hieroglyphen der Mythologie zu deuten vermöchte, könnte hier und da noch einige spärliche Lichtstreifen entdecken, und solches ist auch wirklich innerhalb der letzten Decennien geschehen durch Anwendung der vergleichenden Methode. Warum auch nicht? Ist doch die Mythologie mit und neben ihrer Schwester, der Sprache, die älteste Zeugin für jede Volksseele und reicht weit hinaus über jede schriftliche Aufzeichnung; aber auch hier haben das beträchtlichste Material diejenigen Völker geliefert, die auch sonst schon näher bekannt waren: die Perser, Hebräer, Phönizier. Freilich herrscht über die wichtigsten Quellen dieser Mythologie einstweilen noch manches Dunkel und viel Streit.

Unser Verfasser verfolgt hier durchgängig die radicale Richtung, d. h. er stellt sich auf die Seite der Partei, welche mit der bisherigen Tradition möglichst aufräumen und das Neuere, als das Bessere, an ihre Stelle setzen will. Dieser wissenschaftliche Radicalismus hat seine unleugbare Berechtigung gegenüber dem Schlendrian, der besonders auf religiösem Gebiet das Alte als ein noli me tangere betrachtet; er wird gefährlich, sobald er mit dem Neuen liebängelt und ihm nachgeht, nicht weil es wahr, sondern weil es neu ist. Diese Disposition kann natürlich auch unbewußt vorhanden sein. Referent fühlt sich in keiner Weise gerüstet und berechtigt, zu entscheiden, ob der Verfasser des vorliegenden Werks sich von ihr habe leiten lassen. So viel ist sicher, daß ein scharfer schneidiger Luftzug durch seine Forschungen und Aufstellungen weht, der unerbittlich manches Blatt der Tradition wegbläst, immerhin unter der schützenden Aegide der competentesten Forscher. Das Urkundenbuch der Hebräer gewinnt hier ein ganz anderes Aussehen, seine Blattlagen verschieben sich, manche Schriftzüge verblassen, andere verdüstern sich, wieder andere werden anders, ganz anders gelesen, als das naive Auge sie bisher las, manches Alte kommt um seinen ehrwürdigen Ruf und wird mit neuerm Datum versehen.

Nicht besser ergeht es dem Religionsbuch der Iranier, dem Avesta, dessen gesammten Corpus (mit Ausnahme weniger Stücke) der Verfasser der nachchristlichen Zeit zuweist, d. h. also an das Ende, nicht an den Anfang der persischen Religionsentwickelung setzt. Er hat bei dieser Frage die allerneueste Untersuchung von L. Geyger nicht mehr benutzen können (vgl. „Abhandlungen der bairischen Akademie der Wissenschaften", 1884), der sich in entgegengesetztem Sinne ausspricht (und schon früher ausgesprochen hat). Die Beweise Geyger's sind vornehmlich ex silentio gezogen, und man muß gestehen, wenn auch sonst diese Art der Beweisführung nur den Werth eines schwachen Surrogats der positiven beanspruchen darf, hier hat sie ein nicht wegzuleugnendes Gewicht. Oder sollte es wirklich nur Zufall sein, daß in diesen umfangreichen Urkunden nirgends des Salzes, des Glases oder des Eisens erwähnt wird? daß, wo von geleisteten oder zu leistenden Zahlungen die Rede ist, überall nur Naturalien als solche bezeichnet werden, nirgends gemünztes Geld? „Also", lautet der Schluß bei Geyger, „ist die Entstehung des Buchs dem Bronzezeitalter zuzuweisen." Man denke! Bronzezeit auf der einen, ein nachchristliches Säculum auf der andern Seite — die Kluft ist wahrlich die denkbar größte!

L. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wilhelm Scherer's „Geschichte der deutschen Literatur" (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung), die erst vor Jahresfrist mit dem neunten Heft vollendet wurde, liegt bereits als zweite Ausgabe in neuem Abdruck vor. Eine Besprechung des verdienstlichen Werks haben d. Bl. in Nr. 51 d. Jahrg. 1884 aus der Feder von Robert Boxberger gebracht.

— Von den im Verlage von Gebrüder Henninger in Heilbronn erscheinenden „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg

und G. Schlosser liegen uns Heft 5 bis 8 des achten Bandes vor, in denen folgende Themen behandelt werden: „Die Reform der Geschworenengerichte", von Karl Fulda; „Die Ursachen der Unkirchlichkeit und ihre Abhülfe", von Rudolf Todt; „Naturwissenschaft und Philosophie", von Martin von Nathusius; „Der Alkoholismus und seine Bekämpfung", von G. F. Fuchs. Die Hefte des genannten Bandes enthalten: „Der moderne Spiritismus", von E. Weber; „Der Professorenroman", von Otto Kraus; „Instinct, Verstand und Geist bei Menschen und Thieren", von C. A. L. von Binzer; „Der Eid und der moderne Staat", von K. Hartlieb; „Der Adel in der christlich-socialen Bewegung der Gegenwart", von Oldwig von Uechtritz; „Ueber das Wesen der Sitte", von Otto Frick. Abgesehen davon, daß hier die Arbeiten von Pastoren denn doch wol ein wenig zu sehr vorwiegen, kann die genannte Sammlung von Vorträgen als die beste unter denen bezeichnet werden, welche den positiv christlichen Standpunkt vertreten. Alle hier angegebenen Themen sind gründlich, geistvoll und mit persönlicher Wärme behandelt, sodaß deren Lektüre Genuß und Genugthuung bereitet; deshalb sei das Gesammtunternehmen den Lesern von ähnlicher positiver Richtung aufs neue empfohlen.

Ausländische Literatur.

Aus der neuesten englischen Literatur liegt uns eine bedeutende Erscheinung unter dem Titel „A Midsummer Holiday, and other Poems" von Algernon Charles Swinburne vor. Der Dichter hat diesmal für die meisten seiner Gesänge die Balladenform gewählt und in denselben besonders das Meer mit seltener Meisterschaft besungen. In einer Ode an Victor Hugo besingt er die wunderbaren Sonnenuntergänge vom November 1883 in ebenso wunderbarer und vollendeter Weise; außerdem bietet er wieder reizende Wiegenlieder und Kindergedichte, sowie eine Auswahl politischer Dichtungen. Jedenfalls bezeichnet dieses neueste Erzeugniß des formgewandten und gedankentiefen Dichters abermals einen Fortschritt und erhebt ihn weit über die Tutzenddichter seiner Zeit.

Sein ihm ebenbürtiger älterer Zeitgenosse Robert Browning hat gleichfalls die bereits sehr ansehnliche Zahl seiner Werke um einen Band vermehrt, dessen Titel „Ferishta's Fancies" lautet. Diese mit gewohnter Kraft, aber auch mit allen Eigenheiten Browning's geschriebene Dichtung ist eine Art Glaubensbekenntniß, in welchem er, gegenüber dem auch in England stark um sich greifenden Agnosticismus, wie sich der neuere Skepticismus oder eigentlich Atheismus nennt, den alten Glauben bekennt. Selbst hebräische Verse aus dem Buche Hiob sind darin mit eingeflochten, eine Neuheit, die wol bei den meisten Lesern Kopfschütteln hervorrufen wird, da ihnen Hebräisch spanisch vorkommen und sein wird.

— Max O'Rell's neuestes Product „Les filles de John Bull" scheint mehr pikant als wahr zu sein. Jedenfalls erregt es den größten Unwillen der „Saturday Review", die den Inhalt für vollständig erfunden und unqualificirbar erklärt.

— Der Herzog von Broglie hat ein Buch „Frédéric II et Louis XV" veröffentlicht, und Madame Quinet den ersten Band der „Lettres d'exil" von Edgar Quinet, welcher bei aller Liebenswürdigkeit und aller Begeisterung des berühmten Verfassers an Eintönigkeit und Mangel an lebendigem Interesse leiden soll.

— C. Coquelin hat seinen frühern Essays über Arnolphe und Alceste einen neuen über den „Tartufe" Molière's hinzugefügt, in welchem er besonders betont, daß es der Absicht des Dichters nicht entspreche, aus Tartufe einen gänzlich tragischen Charakter zu machen.

— Der neueste pariser Sensationsroman ist der schon in der „Revue des Deux Mondes" veröffentlichte Roman „Les Monach" von Bonnières. Einige wollen darin antisemitische Tendenzen wittern, andere philosemitische, wie die Schlagwörter bei uns jetzt lauten. Es werden darin besonders jüdische Börsenfürsten geschildert und zwar in sehr realistischer Weise, in welcher auch der ganze Roman gehalten ist. Und wie der Inhalt, so auch die Form; beide gehören der Zola'schen Schule an.

— Von H. Taine's „Les origines de la France contemporaine. La révolution" ist der zweite Theil erschienen, der „Le gouvernement révolutionnaire" betitelt ist und besonders die Periode der Jacobinerherrschaft, die kurze und blutige Carmagnole, die dem Thermidor voranging, behandelt und wiederum einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution liefert.

— Emile Zola hat einen seiner früher als Feuilleton erschienenen Romane: „Les mystères de Marseille", der zu seinen Erstlingsschriften gehört, von neuem veröffentlicht, um seine Gegner damit zum Schweigen zu bringen, die geäußert haben, er habe sich seiner ersten Werke zu schämen.

Bibliographie.

Benndorf, O., und G. Niemann, Reise im südwestlichen Kleinasien. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Reisen in Lykien und Karien, ausgeführt im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, unter dienstlicher Förderung durch Sr. Maj. Raddampfer „Taurus", Commandant Fürst Wrede, beschrieben. Mit einer Karte von H. Kiepert, 49 Tafeln und zahlreichen Illustrationen im Text. Wien, Gerold's Sohn. 1884. Folio. 150 M.

Bertouch, E. v., Das badische Fürstengeschlecht der Zähringer. Wiesbaden, Bischkopff. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kirchenrath Besser's letztes Lebensjahr. Halle, Fricke. 12. 40 Pf.

Bilder aus dem amerikanischen Leben. Von Deutschen in Amerika. 1ster Bd.: Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben. Von F. Rittig. New York, Steiger u. Comp. 1884. Gr. 8. 2 M.

Corvey, J., Die deutsche Socialdemokratie unter dem Ausnahmegesetz. Ein Zeit- und Streitbild. Hagen, Risel u. Comp. 1884. 8. 50 Pf.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 5ter Bd.: Dichtungen von Hans Sachs. 2ter Thl.: Spruchgedichte. Herausgegeben von J. Tittmann. 2te verb. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Duboc, J., Plaudereien und Mehr. Aus der Studien-Mappe. Hamburg, Günther. 1884. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Elß, H. v., Der Thränenthurm. Sage aus dem Kaukasus. Gedicht in 9 Gesängen. Dorpat. 1884. 12. 2 M.

Fechenbach-Laudenbach, Freih. v., „Gouvernemental" und „Conservativ" oder die Partei „Bismarck sans phrase". Osnabrück, Wehberg. Gr. 8. 50 Pf.

Gerhardt, M., Vor Tagesanbruch. Roman in 2 Bdn. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 10 M.

Gustav Adolf. Drama. Mitau, Besthorn. 1884. Gr. 8. 2 M.

Hanslick, E., Suite. Aufsätze über Musik und Musiker. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Heitemeyer, F., Deutsche Sagen. Paderborn, F. Schöningh. 12. 2 M. 50 Pf.

Jordan, W., Festspiel zur hundertjährigen Feier der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. 8. 50 Pf.

Keller, F. C., Edelweiss. Eine Erzählung aus den Bergen. Klagenfurt, Leon sen. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Leistner, C. v., D' liab'n Berg'! Oberbayerische Dialekt-Dichtungen. Leipzig, Unflad. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Martschinck, F. E., Kaiser Heinrich I. in Deutschland. Gedicht in 12 Gesängen. Zittau, Pahl. 1884. 8. 3 M.

Neuhaus, R., Diana und Renata. Ein romantisches Schauspiel. Barmen, Inderau. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Raabe, B., Kaiser-Lieder. Berlin, Ißleib. 1884. 12. 60 Pf.

Ring, M., Wahnsinnig auf Befehl. Erzählung. Leipzig, Denicke. 8. 2 M.

Roth, F., Die Einführung der Reformation in Nürnberg 1517—1528. Nach den Quellen dargestellt. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 5 M.

Schönbach, A. E., Die Brüder Grimm. Ein Gedenkblatt zum 4. Januar 1885. Berlin, Dümmler. 8. 75 Pf.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1885. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge: 8ter Jahrgang. Mit 2 Abbildungen. Zürich, Höhr. Gr. 8. 5 M.

Walther von der Vogelweide. Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Wothe, Anny, Sommerträume. Novellen und Skizzen. Leipzig, Unflad. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 34 bis 40.

Deutscher Reichstag. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die Gefahr einer Besteuerung durch die Börse. — Zur Frage der Auslieferungsverträge. — Italien im Rothen Meere. — Der Fall Chartums. — Deutsche Interessen in der Südsee.

Das Wechselrecht des Deutschen Reiches. Von Dr. O. Wächter. — Eine Lebensgeschichte von Goethe's Friederike. Von H. Düntzer. — Balkanska Carica. — Mentone und die Cholerafurcht. Von Dr. K. Thieme. — Memoiren des Grafen d'Hérisson. — Zur neuesten Forschung über Plato's Verhältniß zur Dichtkunst. Von O. Weddigen. — Die Correspondenz Cavour's. — Götzinger's Reallexikon deutscher Alterthümer. Von A. Schlossar. — Streiflichter auf das 18. Jahrhundert. Von G. Weber. (II.) — Russische Romane. Von W. Henckel. (I/II.) — Römische Annalen. (XIX.) — Eine Schweizer Stimme über die Handelspolitik der Vereinigten Staaten. Von Dr. A. Peez.

Privatversicherungswesen der Schweiz. — Volks- und Finanzwirthschaftliches aus Rußland. — Geschäftliche Jahresberichte: Verein Münchener Ziegeleien. — Oesterreichische Südbahn. — Berliner Handelsgesellschaft. — Vereinsbank in Nürnberg. — Oesterreichisch-ungarische Bank. — Wiener Creditoren-Verein. — Die Textilindustrie im Jahre 1884.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus West-Afrika.

Erlebnisse und Beobachtungen

von **Hermann Soyaux.**

Zwei Theile.

Mit einer Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wander's Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

(Fünf Bände. 4. Geh. 150 M. Geb. 160 M.)

Neue Ausgabe in 75 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 2 M. für die Lieferung.

Eine neue Subscriptions-Ausgabe dieses bekannten, für die deutsche Sprach- und Culturgeschichte höchst wichtigen Nationalwerks kommt vielfach geäusserten Wünschen entgegen. Monatlich erscheinen 2 bis 3 Lieferungen. Man subscribirt in jeder Buchhandlung. Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie

in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie.

Von **Hermann Vogel.**

Zweite Auflage,

vermehrt durch einen Nachtrag über die neuesten Fortschritte der Photographie.

Mit 100 Abbildungen und 6 Tafeln. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 5. Band.)

Mit diesem soeben in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Werke hat Dr. Hermann Vogel, Professor an der Technischen Hochschule zu Berlin, die zeitgemässe Aufgabe gelöst, eine populäre Darstellung der Photochemie und Photographie und ihrer Bedeutung für Kunst, Wissenschaft und Industrie zu geben. Zahlreiche Holzschnitte fördern das Verständniss des Textes, und die sechs durch Lichtpausprocess, Reliefdruck, Lichtdruck, Heliographie und Photolithographie ausgeführten Tafeln machen ersichtlich, was die moderne Photographie in Verbindung mit Pressendruck zu leisten vermag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Elementarbuch der Polnischen Sprache

für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht.

Von

Professor A. Popliński.

Zwölfte verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Eine kurzgefaßte polnische Grammatik, die ihre praktische Brauchbarkeit schon durch elf starke Auflagen bewährt hat. Die jetzt vorliegende zwölfte Auflage ist von neuem durchgesehen und vielfach verbessert worden.

WYBÓR PROZY I POEZYI POLSKIEJ

dla trzech klas niższych gimnazyalnych, realnych i wyższych szkół miejskich

wydał Prof. **A. Popliński.**

Piąte wydanie. 8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Diese bereits in fünfter Auflage vorliegende Chrestomathie, eine Auswahl der vorzüglichsten Lesestücke in Prosa und Poesie enthaltend, eignet sich namentlich für den Schulgebrauch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 26. Februar 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die deutsche Lyrik der Gegenwart. Von Otto Weddigen. — Schriften aus und über Amerika. Von Rudolf Dochn. — Romane und Novellen. Von Reinhold Ortmann. — Zur Schopenhauer-Literatur. Von Albert Moeser. — Schriften zur Physik. — Gedichte. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die deutsche Lyrik der Gegenwart.

Die Klage über den Verfall der deutschen Lyrik ist alt, recht alt, und wer sich mit der historischen Entwickelung unserer Literatur eingehend beschäftigt und namentlich auch einen Einblick in die kritischen Organe der vergangenen Zeiten geworfen hat, der wird dies durchaus bestätigt finden.

Freilich in dem Maße und mit solcher Bestimmtheit, wie man die Behauptung heutigentags von gewissen Literarhistorikern und der urtheilslosen Menge aussprechen hört, ist sie wol niemals aufgetreten. Sie kommt namentlich aus dem Munde derjenigen Literaturgeschichtschreiber und Kritiker, welche unser Zeitalter überhaupt als ein epigonenhaftes in Bezug auf unsere schöne Literatur mit autokratischer Miene zu stigmatisiren belieben.

Die lyrische Production der Gegenwart ist allerdings in weitern und auch wol bessern Kreisen in Miscredit gekommen. Es hat dies seinen Grund darin, daß schon der Primaner und der Backfisch ihre Verse schmieden, daß das unzählbare Heer der „Literaten" in prätentiöser Weise seine oft besser ungedruckt gebliebenen metrischen Versuche dem Publikum aufdrängt und diese Waare dann den Büchermarkt jahraus jahrein überschwemmt.

Andererseits liegt ein nicht unwesentlicher Grund der Klage über den Verfall unserer Lyrik in dem Umstande, daß unser eisernes, unser naturwissenschaftliches Zeitalter zu wenig Geschmack an rein seelischen Gebilden findet, für ein contemplatives Sichversenken in die innere Welt und das Gemüthsleben zu wenig Zeit läßt.

Das war allerdings im vorigen Jahrhundert, wo die Politik nicht so ausschließlich die Geister beherrschte, ganz anders. Nicht nur die Frau, auch der gereifte Mann hatte noch Sinn für die schöne Literatur und vertiefte sich in die herrlichen Schöpfungen, welche dem unversiegbaren Born des deutschen Gemüths entsprangen.

Man wird von anderer Seite hiergegen einwenden: schafft uns solche herzerfreuende, herzerquickende Lyrik, wie sie das vorige Jahrhundert gereift, und es wird an einem lohnenden und dankbaren Publikum nicht fehlen. Wir können, wir müssen darauf erwidern: auch in unserer Zeit besitzen wir solche in reichem Maß; die Klage über den Verfall unserer Lyrik ist lediglich ein Ausfluß der oben charakterisirten Thatsachen, nicht die natürliche Folge einer qualitativen Abnahme unserer lyrischen Production.

Es ist ein großes Unrecht, wenn man über unsere gesammte neuere Lyrik den Stab bricht, wenn man aus dem freilich üppig wuchernden Unkraut die immerhin auch reifen Früchte auszulesen unterläßt. Es wäre ja auch wirklich sonderbar, wenn unsere Zeit, der weitere Perspectiven sich eröffnet haben, der eine vertieftere und edlere Form überliefert worden ist, nicht schon aus diesen Vortheilen einen reichen Gewinn ziehen sollte.

Alle diese Gedanken erhielten neue Nahrung in uns durch die Lektüre der dritten stark vermehrten Auflage von Martin Greif's „Gedichten" (Stuttgart, Cotta).

Martin Greif hat mit seinen „Gedichten" zwar die dritte Auflage erlebt, kann sich also schon eines gewissen Erfolgs rühmen, trotzdem gehört er nicht zu denen, deren Namen auch auf den Lippen weiterer Kreise schwebt, wie sonderbarerweise z. B. einige Vertreter unserer heutigen neuromantischen Spielmanns- und Kneipenpoesie, die, obschon innerlich unwahr und nur eben Modesache, den meisten Effect auf das große Publikum gemacht hat; oder wie jene „berühmten", mit dem Nimbus der Popularität umgebenen Poeten, die ihre Leier auf jedem Marktplatz oder

doch bei jeder localen oder Festgelegenheit, oft genug invita Minerva, ertönen lassen.

Greif gehört zu den Dichtern von vertiefter Weltanschauung, er ist beseelt von dem Streben nach Classicität und hat sich an den besten Mustern gebildet. Gewiß ist nicht alles gleichwerthig unter seinen Gedichten; in welcher Sammlung wäre das auch wol — selbst bei unsern Classikern! Aber der überwiegende Theil seiner Erzeugnisse sind Perlen, ist echte und lautere Poesie. Greif's Grundstimmung ist keine pessimistische, aber es durchzieht seine Gedichte ein Ton schmerzlicher Ergebung und leiser Melancholie:

Herbe Thränen muß er weinen,
Wandeln muß er sorgenvoll,
Wenn er tröstend selbst erscheinen,
Wenn der Sänger rühren soll.

Diese Eingangsworte charakterisiren seine Muse. Seinen „Liedern", von meist einfachem, durchsichtigem Bau und gesanglicher Prägung, müssen wir vor allem den Lorber zuerkennen. Sie sind Originale in der Erfindung und dem tiefsten Gemüth entquollen. Es ist wahre Empfindung, was sie ausdrücken, und so sprechen sie zu unserm Herzen. Die Sprache ist meist von großem Wohllaut, besonders auch in den „Naturbildern". Die „Balladen und Romanzen" bewegen sich stofflich auf einem weiten Gebiete. Wir möchten wünschen, daß viele von ihnen in unsern Jugendschatz aufgenommen und Gemeingut würden. Die „Deutschen Gedenkblätter" zeugen von warmer vaterländischer Gesinnung und Begeisterung. Die „Widmungen" sind sehr verschiedenartig; einige haben indeß zu wenig allgemeines Interesse. Schöne Gedanken spricht das „Gedicht an König Ludwig von Baiern" aus, den edeln Förderer deutscher Kunst, auf das wir nachdrücklich hinweisen. Die „Sinngedichte" gehören mit zu den besten Erzeugnissen der Sammlung. Goldene Wahrheit, tiefe Erfahrung ist in einer zumeist classischen Form niedergelegt, sodaß das ganze Buch einen harmonischen Abschluß gewinnt.

Wir haben die Greif'schen „Gedichte" nicht deshalb zum Vorwurf unserer kritischen Darlegung gewählt, weil wir etwa behaupten wollten, daß er der beste unserer gegenwärtigen Lyriker sei. Die Wahl ist eine rein zufällige, und wir hätten ebenso gut einen andern aus der uns vor Augen stehenden Schar anführen können. Allein Greif gehört zu derjenigen Klasse unserer Lyriker, welche Gedichte geschaffen haben, die den Vorwurf des Verfalls unserer Lyrik glänzend widerlegen und die auf den Blättern unserer Literaturgeschichte auch bis in spätere Generationen einen ehrenvollen Platz sich bewahren werden.

Otto Weddigen.

Schriften aus und über Amerika.

1. Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Dritter Band. Von H. von Holst. Berlin, Springer. 1884. Gr. 8. 16 M.
2. Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Ernst Otto Hopp. Erste Abtheilung: Von der ältesten Zeit bis zum Ende des Unabhängigkeitskampfes. Mit 50 in den Text gedruckten Abbildungen und Karten. Leipzig, Freytag. 1884. 8. 1 M.
3. Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Wildniß, sowie die Tour um die Welt. Von Heinrich Semler. Ein praktisches Handbuch, mit einem Anhang: Wo bleiben die Vermißten? Wismar, Hinstorff. 1884. 8. 5 M.
4. Amerikanische Lebensbilder. Skizzen und Tagebuchblätter von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. 8. 2 M.
5. Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben von Johann Rittig. Neuyork, E. Steiger u. Comp. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.
6. Franz Lieber: sein Leben und seine Werke. Von Friedrich Wilhelm Holls. Neuyork. 1884. Gr. 8. 1 M.

„Recht und Verfassung eines Volks sind nicht etwa willkürlich ins Leben gerufene Producte des menschlichen Geistes; sie sind das Ergebniß seiner geschichtlichen Entwickelung. Wer die politische Lage einer Nation verstehen will, hat ihre Geschichte zu studiren." Die Wahrheit dieser Worte Wilhelm Maurenbrecher's wird erhärtet durch den uns vorliegenden umfangreichen dritten Band der „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" von H. von Holst (Nr. 1), in welchem die Periode vom Compromiß von 1850 bis zur Wahl des Präsidenten Buchanan behandelt wird. In dieser nur sechs Jahre umfassenden Periode erreicht „der nicht zu unterdrückende Conflict" (the irrepressible conflict), wie William H. Seward treffend den Kampf zwischen dem sklavenhaltenden Süden und dem freien Norden bezeichnete, seinen Höhepunkt. Der Unverstand, die Leidenschaften und die wachsende Entsittlichung der professionellen Politiker, namentlich der Vertreter der Südstaaten, stehen wohl nach wie vor im Bunde mit den Schicksalsmächten, aber dabei wird doch ihre Ohnmacht gegenüber der mit eherner Folgerichtigkeit fortschreitenden Entwickelung der thatsächlichen Verhältnisse immer offenbarer. Der Verfasser hat mit großer Gründlichkeit und genauer Quellenforschung die oft wirren Verschlingungen der sich zum Knoten schürzenden Fäden des gewaltigen Parteikampfes verfolgt, sodaß andere Bearbeiter der Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten sich gezwungen sehen werden, mit seinen Arbeiten zu rechnen; er konnte mit gerechtem Stolze sagen:

Die nach mir kommen, werden den großen Vortheil haben, daß sie, was in meinen Sätzen als quellenmäßig erwiesen angesehen wird, in eben so vielen Zeilen als feststehende Thatsachen

werden hinstellen dürfen, als ich Seiten zur Erbringung eines nicht anzufechtenden Beweises gebraucht habe.

Der Autor behandelt seinen Stoff, der auch für die gegenwärtigen politisch-socialen Zustände der Nordamerikanischen Union noch viel Interessantes darbietet, auf 798 Seiten in 18 Kapiteln, von denen die vier ersten die Administration von Millard Fillmore, der als Vicepräsident nach dem im Juli 1850 erfolgten Tode des Präsidenten Zacharias Taylor das Präsidentenamt übernahm, zum Gegenstand haben. Fillmore, obschon der Whigpartei angehörig, stand mehr unter dem Einflusse der Demokraten als der Whigs. In meisterhafter Weise wird ausgeführt, wie die von einigen Führern der beiden Parteien inaugurirte Compromißpolitik, welche das Todtschweigen der Sklavenfrage im Congresse bezweckte, auf die Dauer unmöglich war. Im Norden der Union stieß das Sklavenjagdgesetz andauernd auf Opposition, und im Süden machte sich das Expansionsbedürfniß der Sklaverei durch Flibustierzüge nach Cuba u. s. w. immer mehr geltend. Das vierte Kapitel, in welchem die Präsidentenwahl von 1852 geschildert wird, enthält eine ergreifende Darstellung einerseits der erwachenden Einsicht der amerikanischen Bevölkerung in den Ernst der Situation und andererseits der steigenden Versumpfung. In dieser Beziehung heißt es unter anderm:

Was die Pokitiker in Wahrheit dadurch bewirkten, daß sie sich gegen die naturgemäße Weiterentwickelung der Sklavenfrage stemmten, war lediglich, daß es länger währte, als es sonst geschehen wäre, bis sich das Volk zur Klarheit über die Lage durchgearbeitet hatte. Wenn sie in höherm Grade das Bestreben gehabt hätten, sich zum Range von Staatsmännern zu erheben, und den Parteigänger und durch persönliche Interessen geleiteten politischen Macher mehr dem Patrioten untergeordnet hätten, so hätte ihre politische Verständnißfähigkeit hingereicht, sie zu überzeugen, daß es schlimmer als eitel sei, alle fernern Manifestationen des Gegensatzes zwischen Freiheit und Sklaverei in der Bundespolitik durch Beschluß verhindern zu wollen, während die gewaltigen culturellen Fortschritte des Volks auf allen Lebensgebieten die thatsächliche Entwickelung dieses Gegensatzes mit Riesenschritten weitergehen ließ. Ihr unscrupulöser Eigennutz, ihre dreiste Frivolität, ihr heißes Jagen nach den Spolien, ihre Gewohnheit des Feilschens und Schacherns um das Größte wie das Kleinste, ihre geistige und sittliche Verrottung im gedanken- und grundsatzlosen Parteigeist, ihr Glaube an die Allmacht ihrer kleinen professionellen Schliche und Kniffe hüllten in schwere Nebel, was an sich furchtbar klar war. Je höher die geistigen und sittlichen Anforderungen an die Leiter der Politik wurden, desto weniger wurden diese fähig und willig, ihnen zu genügen. Wohl hatte die Reaction zum Bessern bereits eingesetzt, weil das Erwachen des Volks begonnen hatte, aber sie ging natürlich auch nicht weiter als dieses. Wo sich noch keine Ansätze zu ihr fanden, da ging es aber auch um so rascher mit den Politikern bergab, wie es der Natur der Dinge nach stets in Uebergangsperioden zu großen Krisen im Völkerleben der Fall ist. Dem beginnenden Erwachen steht eine entsprechende Verstockung und Versumpfung gegenüber, und diese wie jenes manifestiren sich bei den officiellen Trägern der Politik ungleich viel lebhafter als in dem übrigen Volk, bis die Katastrophe eintritt, in der die großen und edeln wie die kleinen und schwachen Seiten des Volkscharakters zu voller Geltung gelangen.

Im fünften Kapitel schildert der Verfasser die Anfänge der Administration von Franklin Pierce (1853—1857), um in den drei folgenden die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der verhängnißvollen Kansas-Nebraska Bill und eine treffende Kritik derselben zu geben. Epochemachend war die Rede, welche der Bundessenator Charles Sumner aus Massachusetts am 26. August 1852 im Congreß für die Aufhebung des Sklavenjagdgesetzes hielt; dieselbe machte auf Freund und Feind einen geradezu erschütternden Eindruck, sie war ein so durchdringender Kampfesruf, wie der, den Garrison zwanzig Jahre vorher hatte erschallen lassen. Der Autor sagt:

Wie ein Donnerschlag fuhr die Rede in all das seichte Compromiß- oder Finalitätsgerede. Die Entrüstung und der Schrecken auf der einen Seite wie der zustimmende Jubel auf der andern, die sie erweckte, verflogen und verhallten nicht in wenigen Tagen, denn sie war der erste Zug in einem wohlüberdachten Spiel, das der Spieler entschlossen war, zu Ende zu führen, was für Consequenzen auch immer daraus für ihn persönlich erwachsen mochten.

Sumner erklärte, daß er Monate gewartet habe, um nicht als Neuling im Bundessenat für einen vordringlichen und unüberlegten Hitzkopf ausgegeben zu werden, daß er nun aber sein Recht fordern und seine Pflicht thun werde ohne jede Rücksicht auf das Wünschen und Meinen anderer. Wenn die Wahrheit und die Bedeutung dieser Erklärung nicht durch den Ton und den ganzen Inhalt der Rede so in die Augen springend gewesen wären, so hätte sich die Sklavokratie nicht so wüthend unter der Wucht von Sumner's Worten und Ausführungen aufgebäumt, und seine Gesinnungsgenossen Hale und Chase hätten nicht mit feierlichem Ernste constatirt, daß diese Rede „eine neue Epoche" (a new era) in der amerikanischen Geschichte markire. Was ihr diese Bedeutung gab, war aber nicht sowol der eine oder der andere neue Gedanke, nicht irgendein neues verfassungsrechtliches Argument, sondern, wie man es scharf und glücklich formulirt hat, daß sie im Norden und Süden der Union das Gefühl erweckte, es sei in der Bundesgesetzgebung ein Mann „mit einem Gewissen" aufgetreten. Treffend hebt der Autor das ethische Moment hervor, das in der Kansas-Nebraska-Frage enthalten war, und charakterisirt den Unterschied der Stellung, welche die Deutschen und die Irländer in Amerika dabei einnahmen. Nachdem im neunten und zehnten Kapitel die verfehlten Annexionsbestrebungen der Südländer und die nativistischen Organisationen der sogenannten „Know-nothings" näher beleuchtet sind, werden in den folgenden sechs Kapiteln das Auseinanderbrechen der Nativistenpartei, die Conventionen von Cincinnati und Philadelphia und die Weiterentwickelung der Wirren in Kansas einer genauern Betrachtung unterzogen. Die beiden Schlußkapitel schildern die Präsidentenwahl von 1856 und die vergeblichen Bemühungen der Sklavenhalter, neue Sklavereigebiete zu erwerben. Das treffliche Werk, welches zum Verständniß auch der gegenwärtigen politischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten nicht wenig beiträgt, schließt mit der

richtigen Bemerkung, daß die Aera der Compromisse, durch welche das Verbleiben der Sklavenstaaten in der Union durch Zugeständnisse erkauft werden konnte, im Jahre 1860 für immer geschlossen war, und daß die Präsidentenwahl in dem genannten Jahre das Ende der Union, wie sie nach der Verfassung von 1789 beschaffen gewesen, herbeiführen mußte. Freiheit und Sklaverei vertrugen sich nicht länger miteinander. Die Erwählung von Abraham Lincoln rief den Bürgerkrieg hervor, welcher der Negersklaverei ein Ende machte und eine neue Union ins Leben rief.

Von der „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika", welche den sechsundzwanzigsten Band des Sammelwerkes „Das Wissen der Gegenwart" bildet, liegt uns die erste Abtheilung (Nr. 2) vor. Der Verfasser, Ernst Otto Hopp, welcher selbst längere Zeit in Amerika lebte, hat mit Fleiß und Umsicht sein Thema behandelt und bietet uns zunächst in der erwähnten ersten Abtheilung einen Abriß der amerikanischen Geschichte „von der ältesten Zeit bis zum Ende des Unabhängigkeitskampfes." Ueber die Urbevölkerung von Amerika scheiden sich die Ansichten hauptsächlich nach zwei Richtungen; während einige Forscher die ersten Ankömmlinge über die Behringsstraße oder die Inselreihen der Aleuten und Kurilen von Asien aus nach Amerika gelangen lassen, neigen andere sich der Ansicht zu, daß die Einwanderung zuerst von Osten her über das Atlantische Meer stattgefunden habe. Historische Thatsache ist, daß Mexico und Peru schon früh von mächtigen Nationen bewohnt wurden, denen Wissenschaft und Kunst nicht unbekannt waren, und die sich von den rohern Stämmen des amerikanischen Nordens wesentlich unterschieden. Nachdem der Autor die Religion, den Charakter, die Lebensweise und die Sprache der Indianer besprochen hat, schildert er die einzelnen Entdeckungen der Nordländer, der Portugiesen, der Spanier, der Franzosen, der Holländer, der Schweden und der Engländer, sowie die betreffenden Niederlassungen, wobei die ersten deutschen Einwanderer nicht vergessen werden. Einer kurzen Geschichte Neuenglands folgt die Beschreibung der blutigen Kämpfe zwischen den Engländern und Franzosen, und den Beschluß macht der Unabhängigkeitskrieg, welcher in der Nordamerikanischen Union den gewaltigen Bundesstaat ins Leben rief, der heute als mitbestimmender Factor in Krieg und Frieden auf dem Welttheater erscheint. E. O. Hopp hat den ersten Theil seiner Aufgabe, eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika „in anziehender und gemeinverständlicher Form" zu liefern, in anerkennenswerther Weise gelöst.

Ein treffliches Handbuch für alle, die weitere Reisen unternehmen wollen, ist die Schrift von Heinrich Semler in San-Francisco, welche den etwas langen Titel führt: „Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Wildniß, sowie die Tour um die Welt" (Nr. 3). Das Buch ist kein bloßer „Baedeker" mit Angabe der Gasthöfe oder ein Cursbuch mit den Ankunfts- und Abgangszeiten der Bahnzüge und Dampfschiffe, es hat vielmehr einen dauernden Werth und darf jederzeit als ein zuverlässiger Rathgeber und Wegweiser angesehen werden. Der Verfasser hat selbst weite Reisen gemacht und bietet dem Leser die Summe seiner Erfahrungen in gefälliger Form dar, mag er ihn durch die verschiedenen Länder Amerikas führen oder nach Afrika und Asien begleiten. Man liest mit Interesse die Reisen mit Kameln und Elefanten, mit Renthieren, Hunden und sibirischen Postkutschen, mit japanesischen Jirikischas, chinesischen Sänften und indischen Palankins sowie die Reisen durch die Wildniß. Den Schluß des Buchs bildet ein romanartiger, aber dem wirklichen Leben abgelauschter Aufsatz, welcher „Wo blieben die Vermißten?" betitelt ist.

Die „Amerikanischen Lebensbilder" von Karl Knortz (Nr. 4) sind verschiedene kleine Aufsätze, die theils einen historischen Inhalt haben, theils amerikanische Zustände schildern. Zu den erstern rechnen wir folgende Artikel: „Die Deutschen in Amerika zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges", „Die Pioniere der deutschen Einwanderung", „Entdeckung Amerikas durch die Isländer", „Die deutsche Einwanderung früher und jetzt" und „Die Ansiedelung der Rappisten in Economy" im Staate Pennsylvanien; gemischten Inhalts sind die Artikel: „Erinnerungen eines deutsch-amerikanischen Geistlichen", „Das deutsche Lied in Amerika", „Die deutsche Turnerei in Amerika", „Tagebuchblätter". Nicht alle diese Arbeiten haben einen gleichen Werth, aber sie tragen doch sämmtlich zur Illustration des amerikanischen Lebens und Treibens bei und sind frisch und lebendig geschrieben; einige sind humoristisch gefärbt, andere haben einen ernsten, wissenschaftlichen Charakter. Jedenfalls zählt Karl Knortz zu den talentvollsten und productivsten der jetzt lebenden deutsch-amerikanischen Schriftsteller.

Die „Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben" von Johann Rittig (Nr. 5) zerfallen ihrem Inhalt nach in sechs Kategorien, von denen jede ihren besondern Charakter trägt. Die „Weihnachtsbilder" sind sinnig und poetisch gedacht und beweisen, daß der Deutsche auch im Auslande sich die gemüthvolle Feier des Weihnachtsabends bewahrt hat. „Charakterfiguren" sind geistreiche Causerien im Genre von Spitzer's „Wiener Spaziergängen", mit denen sie auch nach Form und Inhalt einige Aehnlichkeit haben; den „Charakterfiguren" verwandt sind die unter dem Titel „Auf den Pfaden der Neuyorkerin" und „Buntes Volk" gebotenen Skizzen. Mehr vom Amerikanismus durchtränkt sind die „Stille Geschichten" und „Aus dem Kleinleben der Großstadt" betitelten Schilderungen, welche theils erheitern, theils aber auch eine ergreifende Wirkung ausüben. Rittig's „Federzeichnungen" liefern unzweifelhaft einen schätzbaren Beitrag zu der immerhin noch jungen deutsch-amerikanischen Literatur. Geübten Auges hat der Verfasser, welcher das Sonntagsblatt der „Neuyorker Staatszeitung" redigirt, das Bleibende aus dem Werdenden und Verschwindenden im ame-

rikanischen Leben herausgegriffen, und so mit Künstlerhand literarische Genrebilder geschaffen, die weit über das Tagesinteresse hinausreichen und auch diesseit des Oceans gern gelesen werden dürften.

Schließlich erwähnen wir hier noch kurz die von dem „Deutschen gesellig-wissenschaftlichen Verein von Neuyork" herausgegebene Schrift „Franz Lieber: sein Leben und seine Werke" (Nr. 6). Der Verfasser, Friedrich Wilhelm Holls, entrollt uns in anziehender Weise ein getreues Bild von Lieber's Leben und Wirken. Durch beklagenswerthe Umstände veranlaßt, sein über alles geliebtes Vaterland zu verlassen, gründete sich Lieber in Boston im Staate Massachusetts eine neue Heimat, wobei ihm die Empfehlungen seines väterlichen Freundes B. G. Niebuhr von großem Nutzen waren; er zählt zu den hervorragendsten Staatsrechtslehrern der Vereinigten Staaten, und die bedeutendsten Juristen und Staatsmänner der Union gehörten zu der Zahl seiner vielen Freunde, wie z. B. die Richter Thayer und Story, der Kanzler Kent von Neuyork und der Bundessenator Charles Sumner aus Massachusetts. Unter den Hauptwerken Lieber's erwähnen wir folgende: „Political Ethics", „Civil Liberty and Selfgovernment" und „Legal and Political Hermeneutics". Englische Kritiker stellten Lieber Montesquieu an die Seite, und Laboulaye nannte ihn „une des figures les plus originales parmi les jurisconsultes de notre temps"; in Deutschland zollten unter andern Mittermaier, von Holtzendorff, von Mohl und Bluntschli seinen Werken das größte Lob. Geboren wurde Lieber zu Berlin am 18. März 1800, sein Todestag war der 2. October 1872; er besuchte wiederholt sein altes Vaterland, lehnte jedoch eine ihm vom König Friedrich Wilhelm IV. angebotene ehrenvolle Anstellung dankend ab. Zu der Bewegung des Jahres 1848 hatte er kein rechtes Vertrauen. „Deutschlands Einigkeit wird nur durch Blut bewerkstelligt werden, und zwar im Kriege gegen den Erbfeind", waren in einem Briefe an Mittermaier seine prophetischen Worte. Am 18. August 1870 schrieb er an einen Freund:

> Meine Briefe aus Deutschland bezeugen, daß alle Deutsche von den edelsten Gefühlen belebt und bereit sind, alles zu opfern, Geld und Leben, zur Vertheidigung des Vaterlandes. Selbst Familienväter lassen sich nicht zurückweisen, hohe Beamte treten als Freiwillige ein und dienen selbst als Gemeine, und ich sitze hier und schreibe wie ein alter Philister — es ist zu hart.

Im Jahre 1815 kämpfte Lieber als Freiwilliger bei Ligny und Waterloo. Er liebte es, bedeutende Wahrheiten in kurzen Aphorismen zu formuliren; seine Siegelschrift lautete: „Perfer et sperne" (trage und trotze) und sein Motto war: „Patria cara, carior libertas, veritas carissima."

Rudolf Doehn.

Romane und Novellen.

1. Filippo Strozzi. Historischer Roman von M. Quednow. Gotha, F. A. Perthes. 1884. 8. 6 M.

Bei der Vorliebe, welche unser Publikum während des letzten Jahrzehnts für halbgeschichtliche, der Zeit nach weit zurückliegende Stoffe bewiesen hat, wird auch diese fleißige und gewissenhafte Arbeit ohne Zweifel Beachtung und Beifall finden. Die heißen und zum großen Theil recht blutigen Kämpfe, deren Schauplatz das schöne Florenz in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewesen, bilden den farbenreichen Hintergrund für die viel bewegte und fesselnde Handlung des Romans. In der auf gründlichem allgemeinen Wissen und sorgfältigen historischen Studien beruhenden Ausführung dieses Hintergrundes ist auch zugleich der größte Vorzug desselben zu suchen; denn in der Darlegung zarterer Herzensconflicte ist der Autor viel weniger glücklich als in der anschaulichen und lebendigen Schilderung äußerer Ereignisse, die er recht geschickt in die geeignete Beleuchtung zu rücken und in den rechten innern Zusammenhang zu bringen weiß. Was die Zeichnung der am meisten hervortretenden Charaktere anbetrifft, so ist ihm diejenige des im Mittelpunkt der Handlung stehenden deutschen Malers Gerhard Lautenschläger schon deshalb am besten gelungen, weil nach der ganzen Anlage der Fabel keine andere Figur in so müheloser und ungezwungener Weise zu allen Geschehnissen in bald active, bald passive Beziehung zu bringen war. Daß dieser deutsche Maler dabei gleich mancher andern Gestalt des Romans ein etwas zu modernes Gepräge erhalten hat, darf freilich nicht verschwiegen werden; aber dieser Fehler ist jedenfalls weniger auffallend und um vieles leichter zu ertragen als die mühselige und künstliche Alterthümelei, deren sich andere Autoren, zumeist mit sehr schlechtem Gelingen, ähnlichen Stoffen gegenüber befleißigen. Da es unmöglich ist, unserer deutschen Schriftsprache in einem Roman durchweg diejenige äußere Form zu geben, welche den Leser beständig in der Illusion erhalten kann, sich inmitten irgendeiner um Jahrhunderte zurückliegenden Zeit zu befinden, so erscheint es eines ernsthaften Schriftstellers würdiger, auf dieses ebenso wohlfeile wie unzureichende äußerliche Hülfsmittel ganz zu verzichten und weniger in seinen Schilderungen und der Ausdrucksweise seiner Figuren, als in ihren Charakteren, ihrer Denkart und ihren Handlungen das historische Colorit und den Geist der dargestellten Zeit zu plastischem Ausdruck zu bringen. Es ist das freilich ungleich schwieriger und der großen Menge des Publikums gegenüber viel weniger dankbar; aber Arbeiten dieser Art werden unzweifelhaft einen dauerndern Bestand haben als jene alterthümelnden Modespielereien, die mit gothisirenden Zimmereinrichtungen und modernen Lugescheibenfenstern auf der nämlichen Stufe stehen und binnen kurzem

als überlebte Thorheiten der Lächerlichkeit anheimfallen werden. Daß sich der Autor des „Filippo Strozzi" davon nach Möglichkeit frei gehalten hat, mag ihm und seiner Arbeit zu besonderm Verdienst angerechnet werden, und wenn mit der modernen Form hier und da auch ein gar zu moderner Geist in seine Erzählung gekommen ist, so darf das daneben nicht sonderlich schwer ins Gewicht fallen. Gegen den Schluß des Romans wäre freilich eine größere Ausführlichkeit dem Ganzen von Vortheil gewesen. Im Grunde ist ja nicht Filippo Strozzi, sondern Gerhard Lautenschläger diejenige Erscheinung, welche das Interesse und die Sympathie des Lesers zumeist auf sich vereint, und es liegt kein zwingender Grund vor, die Erzählung nach dem Selbstmorde Strozzi's in so überhasteter Weise abzuschließen. Damit ist die Wandlung in Gerhard's Liebe nur sehr ungenügend motivirt, und der junge Maler, dessen Schicksalen und Handlungen wir bis dahin mit wirklicher Antheilnahme gefolgt sind, büßt dieselbe gerade im entscheidenden Moment fast vollständig ein. Wenn es dem Autor nicht thunlich erschien, den Roman nach dem Verschwinden der Titelfigur noch um ein wesentliches Stück weiterzuführen, so hätte er uns wenigstens im Eingang des Buchs mit jener Mechthild Schwabe bekannt machen sollen, die ohne weiteres in Gerhard's Herzen den Platz der stolzen Maddalena Strozzi einnimmt, und für die wir uns so wenig erwärmen können, weil uns ihr Bild bis dahin nur aus einigen flüchtigen Andeutungen sehr schattenhaft entgegengetreten ist.

2. Natalie. Eine Erzählung aus der Zeit Kaiser Maximilian's in Mexico von H. Keller-Jordan. Tübingen, Osiander. 1885. 8. 2 M. 60 Pf.

Der unglückliche österreichische Erzherzog, der, unter falschen Vorspiegelungen auf den mexicanischen Kaiserthron berufen, in dem fernen Lande als ein beklagenswerthes Opfer schmachvoller französischer Treulosigkeit verbluten mußte, wird immer eine sympathische Figur für jeden warm fühlenden Menschen sein, und ein Schriftsteller, der in der Lage ist, ihn zum Mittelpunkt seiner Dichtung oder zum Gegenstand ausführlicherer Schilderungen zu machen, darf eines höher gespannten Interesses seiner Leser von vornherein sicher sein. Wenn dieses Interesse die vorliegende Novelle nicht bis zu ihrem Ende begleiten kann, und wenn trotz der gut ersonnenen Handlung eine wahre Theilnahme für die Hauptfiguren der Erzählung — Kaiser Maximilian selbst tritt nur vorübergehend in den Vordergrund — nicht wachgerufen wird, so ist lediglich das recht mittelmäßige Talent der Verfasserin — denn nur eine Dame kann die Urheberin des Buchs sein — dafür verantwortlich zu machen. Trotz aller Mondscheinpoesie und aller Großthaten bleiben ihre „bleichen" Helden und Heldinnen blut- und wesenlose Schattengestalten, und ihre schwülstige Ausdrucksweise macht sie ebenso wenig interessant und sympathisch wie die umständliche und nicht sehr geschickte Art, in welcher die Verfasserin zu schildern liebt. Die wenigen Züge, welche den Kaiser Maximilian charakterisiren sollen, dürfen vielleicht noch als die gelungensten des Buchs bezeichnet werden; denn sie entsprechen im großen und ganzen dem Bilde, welches wir uns nach den Aufzeichnungen des Prinzen Felix zu Salm-Salm und nach andern der Oeffentlichkeit zugänglich gewordenen, für zuverlässig geltenden Schilderungen von dem weichmüthigen und nur zu sehr in der Welt der Illusionen lebenden Fürsten machen müssen. Ziemlich deutlich ist freilich auch hier die Grenze wahrzunehmen zwischen dem von der Verfasserin lediglich Nacherzählten und dem von ihr Erfundenen. Selbst eine so zart organisirte Mannesnatur, wie es diejenige Maximilian's war, ist ihrem Frauenverstande zu unbegreiflich, als daß sie sich enthalten könnte, sie mit einigen weibischen Zügen zu illustriren, die das wohlthuende Bild trüben und verwischen würden, wenn sie sich nicht neben den historischen Facten sogleich als willkürliche Zuthaten einer schlecht disciplinirten Schriftstellerphantasie charakterisirten. Auch die naheliegende und bequeme Gelegenheit, ein kleines mexicanisches Culturbild zu geben, ist von Frau Keller-Jordan nicht benutzt worden, und es läßt sich somit zum Lobe ihrer Novelle wenig mehr anführen, als daß der Titel und die Wiedergabe bekannter historischer Schilderungen ein vorübergehendes Interesse hervorzurufen vermögen.

3. Die Giebinger. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von C. Hirunde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. 8. 4 M.

Die kleine, ziemlich anspruchslos auftretende Erzählung aus der Reformationszeit, die wenigstens in den äußern Zügen den Charakter historischer Treue trägt, wird in den Kreisen weiblicher Leser manche Anerkennung finden. Sie verdient dieselbe um ihrer sittlichen Reinheit und um der poetischen Verklärung willen, mit welcher der Verfasser oder die Verfasserin Personen und Ereignisse zu umgeben weiß. Wenn der Autor trotzdem für seine mit großer Wärme und Liebe geschilderten Helden und Heldinnen nicht recht zu interessiren vermag, so schreibt sich das wol vor allem daher, daß er ihnen zu viel vom Geiste unserer Zeit und von dem Empfindungsleben unserer eigenen Zeitgenossen gegeben hat, als daß sie uns mit ihrer rauhen oder besser rohen Umgebung harmonirend erscheinen können. Der unvergleichliche Held Wunibald und die sinnige, innige und allezeit opferbereite Roswitta sind die Typen des Marlitt'schen Gouvernantenromans in alterthümlicherer Gewandung, und sie können uns hier, im Rahmen eines Zeitalters, das von überspannter Sentimentalität nicht viel wußte, keineswegs glaubwürdiger und anmuthiger erscheinen. Größere Frische und Lebendigkeit als in diesen recht schablonenmäßig ausgeführten Gestalten findet sich in einigen Nebenfiguren, bei denen die Aufmerksamkeit des Lesers denn auch mit Vorliebe verweilt. Der tapfere Wendelin z. B. ist zwar nichts weniger als ein Landsknecht aus dem 16. Jahrhundert, aber er ist ein liebenswürdiger,

offener Bursche, dessen Munterkeit wohlthuend berührt, und in der alten Gertrudis glauben wir irgendeine brave, beschränkte Schaffnerin oder Haushälterin aus unserm Bekanntenkreise zu erkennen. Soweit die Modelle zu den Figuren der kleinen Erzählung aus der Gegenwart entnommen sind, soll über ihre anachronistische Gestaltung nicht gerechtet werden; soweit sie aber lediglich der Phantasie des Autors entstammen, kennzeichnen sie sich als Schemen, die weder in unserer noch in irgendeiner frühern Zeit Glaubwürdigkeit zu beanspruchen haben.

4. Im tiefen Forst. Roman von L. Haidheim. Drei Bände. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing. 1885. 8. 12 M.

Seitdem durch die Romanfeuilletons der politischen Tageszeitungen und noch mehr durch die Unzahl der sogenannten Familienblätter das Bedürfniß nach Unterhaltungslektüre bis ins Unermeßliche gesteigert worden ist, und seitdem eine ganze Reihe von Verlagsbuchhändlern durch die Massenhaftigkeit ihrer Publicationen eine geradezu fabrikmäßige Herstellung von Romanen und Novellen herbeigeführt hat, ist das Gefühl des Mistrauens, mit welchem der Kritiker jede neue Erscheinung der erzählenden Literatur zur Hand nimmt, ein nur zu wohl berechtigtes geworden. Ein Heer von Unberufenen beiderlei Geschlechts hat sich auf den gerade für Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit ziemlich einträglichen Erwerbszweig geworfen, und bei der Wahllosigkeit, mit welcher das unterhaltungsdurstige Publikum alles entgegennimmt, müssen zumeist auch die tüchtigen Arbeiten wirklicher Talente im breiten Strom der Dutzendwaare unbeachtet zu Grunde gehen. Es wäre in hohem Grade erfreulich, wenn L. Haidheim's Roman „Im tiefen Forst" vor diesem Schicksal bewahrt bliebe. Wenn auch der Name des Autors noch nicht unter den ersten Sternen am literarischen Himmel prangt, so sind doch seine Schöpfungen ganz danach angethan, sich auch vor der strengsten Kritik Achtung und Anerkennung zu erzwingen, und es wäre ihnen mehr als mancher vielgelesenen und über Gebühr geschätzten archäologischen Romandichtung eine recht warme Theilnahme des Publikums zu wünschen. Es ist eine im Grunde ziemlich einfache und nicht gerade erquickliche Familiengeschichte, die uns in dem dreibändigen Roman erzählt wird, eine neue Illustration für die oft behandelte Wahrheit, daß es nicht weise ist, wenn ein alter Mann ein junges Weib freit, und im ganzen Verlauf der Erzählung finden wir kaum einen Vorgang oder einen Conflict, der uns durch seine Originalität sonderlich zu frappiren vermöchte. Aber die überaus anmuthige und liebenswürdige Art, in welcher der Autor zu erzählen weiß, seine Sicherheit im Entwerfen und Festhalten der einzelnen Charaktere, seine Zartheit und seine Menschenkenntniß in der Schilderung aller seelischen Vorgänge heben sein Werk doch über das Niveau der üblichen Familienromane recht wesentlich empor. Der alte Forstmeister von Twerne, der nach langem Witwerthum in einer späten Regung seines wackern Herzens einem schönen, aber armen und nicht eben gut berufenen jungen Mädchen aus einer verlotterten und herabgekommenen Adelsfamilie seine Hand gereicht hat und der nun von seiner jungen herzlosen und koketten Frau um seine Ehre und von ihrer Sippschaft um sein Vermögen betrogen wird, ist eine überaus lebendig dargestellte, glaubwürdige und sympathische Figur, welche die volle Theilnahme des Lesers von vornherein für sich gewinnt. Doch weiß der Autor nicht nur für seine edlern Gestalten einzunehmen und selbst den nur episodisch auftretenden Nebenfiguren ein eigenthümliches und fesselndes individuelles Gepräge zu geben, auch die einzelnen Glieder jenes Kreises, der sich zum Verderben des alten Twerne und seiner Freunde auf Schloß Lichtenborn niedergelassen hat, sind mit einer Schärfe der Beobachtung und einer Feinheit der Charakteristik dargestellt, welche ihnen das Interesse des Lesers sichern muß. Die düstern Farben des Gemäldes sind fein und geschmackvoll genug abgetönt, um nirgends geradezu zu verletzen und zu erschrecken, und der endliche Eintritt der unausbleiblichen Katastrophe wirkt erschütternd und tief ergreifend weniger durch ein besonderes Raffinement in der Erfindung der ursächlichen und begleitenden Umstände, als durch die schlichte Wahrheit der Vorgänge, welche den Leser gleichsam alles miterleben und mitempfinden läßt. Vielleicht wäre es wohlthuender gewesen, wenn der Autor den jungen Ernst von Twerne mit der sanften und doch heldenmüthigen Regine, seiner ersten Geliebten, vereinigt hätte; denn der durch keine tragische Schuld motivirte und durch keine Forderung der poetischen Gerechtigkeit bedingte Tod Regine's wirkt zweifellos verstimmend. Auch ist der Schluß mit einer gewissen Hast und Ueberstürzung herbeigeführt, die man gerade der feinen und sorgsamen Detailmalerei der ersten Bände gegenüber bedauern muß. Aber diese kleinen Ausstellungen sind mehr nebensächlicher Natur, und es ist gewiß nur als ein gutes Zeugniß für den künstlerisch wohlgefügten und gegliederten Aufbau des ganzen Werks anzusehen, wenn die geringen ästhetischen Verstöße so deutlich erkennbar hervortreten. Schon durch diesen Roman hat L. Haidheim bewiesen, daß er verdient, den besten Kräften unserer modernen erzählenden Literatur beigezählt zu werden.

5. Die Zigeunerin. Eine Erzählung aus dem ungarischen Heidelande von M. E. delle Grazie. Wien, Konegen. 1885. 8. 1 M. 40 Pf.

In einem schwermuthsvollen Nachwort zu ihrer kleinen Novelle theilt die Verfasserin dem Leser, wenn auch in zarter Umschreibung, mit, daß sie des Lebens Leid erst in zwanzig Wintern erfahren. Dieses Selbstbekenntniß schützt ihre Dichtung vor jeder ernsthaften Kritik; denn wer wollte es auf sich nehmen, eine so jugendliche Dichterin mit vollem Maß zu messen! So muß es ihr wol nachgesehen werden, daß sie die Zigeunerfeste, welche auf der Puszta gefeiert werden, mit denjenigen in unsern Ausstattungsballets verwechselt und ihren Schilderungen die letztern zu Grunde

legt; und so darf man es ihr nicht verübeln, daß sie über dem lobenswerthen Eifer, der verführten und verrathenen Zigeunerin Dora so rasch und so gründlich als möglich zu ihrer blutigen Rache an dem Ungetreuen zu verhelfen, alle Forderungen äußerer und innerer Wahrscheinlichkeit mit beneidenswerther Ungenirtheit über den Haufen wirft. Freilich wäre es viel hübscher gewesen, wenn Fräulein Belle Grazie ihre zum Theil mit bedenklicher Glut und Ausführlichkeit erzählte Liebes- und Verführungsgeschichte vorderhand nur zu eigenem Ergötzen geschrieben und im verborgensten Fach ihres Nähtischchens — sie wird doch wol eins besitzen! — vor fremden Blicken gehütet hätte. Das wäre jedenfalls besser gewesen, als die naive Erstlingsarbeit, die eine keineswegs unbegabte, aber durchaus unfertige Dilettantin verräth, mit so unangebrachter Eilfertigkeit auf den Büchermarkt zu bringen.

6. Novellen. (Donna Juana. Mit der Schwalbe. Die Nase. Zwischen Gräbern.) Von Fritz Zilcken. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 3 M.

Jede der vier novellistischen Arbeiten, die hier zu einem stattlichen Band vereinigt sind, zeugt von einem bemerkenswerthen Talent, das aber offenbar noch gewaltig nach voller Reife und Klärung ringen muß, ehe sich für sie die Möglichkeit werthvoller und gleichmäßig durchgebildeter Leistungen ergibt. In der Fähigkeit, seine Handlung in fesselnder und vielversprechender Weise vorzubereiten und für jede ihrer Phasen die geeignete Stimmung zu erwecken, ist der Autor bisjetzt jedenfalls viel glücklicher als in der Schürzung und Lösung der Conflicte selbst und in der völlig harmonischen Verschmelzung der seelischen Vorgänge mit jenen sichtbaren Actionen, in denen sie zum Ausdruck kommen sollen. Der Zufall spielt in jeder der vier Geschichten eine gar zu verletzende und aufdringliche Rolle, und ganz genau läßt sich jedesmal diejenige Stelle in der Handlung bezeichnen, bei welcher den Verfasser sein künstlerisches Gestaltungsvermögen verlassen hat, und wo ihm einige waghalsige Sprünge der Phantasie über gefährliche Abgründe hinweghelfen mußten. Am meisten könnte man sich noch mit der kleinsten und anspruchlosesten unter den vier Novellen, „Zwischen Gräbern" betitelt, befreunden; denn mancher hübsche Zug in den flüchtig umrissenen Gestalten der jungen Eheleute, die auf ihrer Hochzeitsreise mit so philosophischer Kühle von dem geringern Werth einer ersten Liebe der zweiten gegenüber reden, vermag da für die kleinen Mängel und Umständlichkeiten in der Manier des Erzählens wol zu entschädigen. Daß aber schließlich ganz unnöthigerweise die todt geglaubte erste Geliebte des jungen Ehemanns, nachdem sie die obenerwähnte Unterhaltung belauscht, dem nur scheinbar Ungetreuen verziehen und sich in freudig gehobener Stimmung entfernt hat, aus Versehen in einen Steinbruch stürzen muß, nur um ihr kleines Kind zur schutzbedürftigen Waise zu machen, ist wieder ein recht häßlich wirkender Eingriff jenes Zufalls, zu welchem Zilcken mit viel zu großer Vorliebe seine Zuflucht nimmt. Eine gewisse Ueberhastung in der Production scheint daran übrigens ebenso sehr, wenn nicht in noch höherm Maße, die Schuld zu tragen als der Mangel an Können, und es will hier und da sogar den Anschein gewinnen, als hätte es bei den vorliegenden Novellen nur einer nochmaligen unbefangenen Durcharbeitung bedurft, um ihnen nach den hübschen, Hoffnung erweckenden Anfängen auch einen erfreulichen Fortgang und Abschluß und damit eine beachtenswerthe literarische Bedeutung zu geben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Verfasser sich zu solchen Leistungen emporarbeiten wird, sofern er es an der nöthigen Ausdauer nicht fehlen läßt und zugleich in Bezug auf den Umfang und die Aufeinanderfolge seiner Arbeiten die immer gültige Wahrheit beherzigt: in der Beschränkung zeigt sich der Meister.

6. Hester Morley's Versprechen. Roman von Hesba Stretton. Aus dem Englischen übersetzt von L. Ernst. Drei Bände. Berlin, L. R. Schwarz. 1883. 8. 6 M.

Das Buch trägt in allen Zügen den eigenartigen Charakter jener englischen Damenromane, die sich auch bei dem Lesepublikum deutscher Familienblätter großer Beliebtheit erfreuen. Eine spannende, hier und da sogar ein wenig in das Gebiet des Abenteuerlichen gerathende Handlung ist wohl danach angethan, die Theilnahme eines in seinen ästhetischen Anforderungen bescheidenen Lesers zu fesseln und sein Unterhaltungsbedürfniß vollauf zu befriedigen. Auch fehlt es keineswegs an graziösem Detail und feinen psychologischen Zügen, welche erkennen lassen, daß die Verfasserin eine scharfe Beobachtungsgabe und eine genaue Kenntniß des weiblichen Herzens besitzt. Die alte Erfahrung freilich, daß diese schätzenswerthen Talente zu versagen beginnen, sobald es sich um ein Erfassen männlicher Charaktere oder um weitere Gesichtskreise handelt, bewährt sich auch an dem vorliegenden Roman, und es ist überdies nicht ganz leicht, sich mit der eigenthümlichen Erzählungsmanier der Verfasserin, die in der Uebersetzung nur noch befremdlicher erscheint, zu befreunden. Zum Theil bewegt sich die Handlung des Romans auch in Verhältnissen, für welche nur wenige deutsche Leser ein rechtes Verständniß haben dürften. Das englische Sektenwesen und jene kleinen kirchlichen Gemeinschaften, deren religiösem Bedürfniß die puritanische Staatskirche noch bei weitem nicht Genüge thut, die kopfhängerische Frömmelei und die engherzige gegenseitige Bevormundung unter den Mitgliedern dieser Gemeinden sind unsern Vorstellungen von kirchlichem Leben fast völlig fremd, und die für ein englisches Publikum berechneten knappen Schilderungen der Verfasserin hätten viel umfassender und ausführlicher sein müssen, um den deutschen Leser in jenem Ideenkreise völlig heimisch zu machen. Wenn es auch Hesba Stretton wohl gelungen ist, den Gegensatz zwischen eitler, selbstgefälliger, herzloser Bigoterie und wahrer, aus dem Herzen quellender Frömmigkeit in den Gestalten der Miß Waldrom und der Hester Morley recht greifbar und über-

zeugend darzuthun, so hätte doch das Gemüthsleben der Hester zweifellos einen noch viel erfreulichern Eindruck gemacht, wenn es vollständig wäre befreit worden von den Schlacken einer steifen, inhaltlosen Dogmatik, die gar zu sehr nach Heuchelei schmeckt, um uns für sich einnehmen zu können. Daß die wunderbaren Fügungen des Zufalls, deren sich die Verfasserin namentlich in den beiden letzten Bänden mehr als billig bedient, nicht immer eine Prüfung auf eine halbwegs einleuchtende äußere Wahrscheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit vertragen können, ist schon im Eingang angedeutet worden, und wenn die Erzählung oft über wesentliche Anschauungen und Betrachtungen mit einer beinahe ängstlichen Hast hinweghuscht, während sie ungebührlich lange bei ziemlich bedeutungslosen Unterredungen verweilt, so gewinnt man nothwendig den Eindruck, als sei die Autorin selbst hier und da ein wenig in Verlegenheit gewesen, wie die anfänglich etwas leichtsinnig verwirrten Fäden wieder zu einem saubern und ordentlichen Gewebe zusammenzubringen seien. Trotz all dieser kleinen Mängel aber verdient der auf einer streng sittlichen Basis aufgebaute und von jedem unreinen Gedanken freie Roman eine weitere Verbreitung viel eher als manche heimische Leihbibliothekenromane. Die Uebersetzung darf eine gute genannt werden, wenn auch hier und da wol noch mehr zur Beseitigung mancher Anglicismen hätte geschehen können.

Reinhold Ortmann.

Zur Schopenhauer-Literatur.

Das Endergebniß der Schopenhauerischen Philosophie in seiner Uebereinstimmung mit einer der ältesten Religionen. Von David Asher. Leipzig, Arnold. 1885. 8. 2 M.

David Asher ist einer der frühesten Anhänger Schopenhauer's und hat sich bereits zu einer Zeit für ihn erklärt, als es gar nicht unbedenklich war und mindestens für eine große Ketzerei galt, Schopenhauer's Partei zu ergreifen, und diese freie und treue Anhänglichkeit soll ihm nicht vergessen werden.

Auch hat Asher nie versucht, über seinen Meister hinauszugehen, ihn zu „überwinden", ihn „fortzubilden" u. s. w., sondern er will noch heute nichts anderes sein als ein echter und rechter Schüler und Jünger Schopenhauer's.

Nicht ganz im Einklang freilich steht es hiermit, wenn Asher den Schopenhauer'schen Pessimismus verwerfen zu können glaubt und indem er sich blos an die übrigen Bestandtheile der Schopenhauer'schen Philosophie hält, immer noch meint ein vollkommen exacter Anhänger des Meisters zu sein. Der Schopenhauer'sche Pessimismus dünkt uns vielmehr in solch hohem Grade ein integrirender Bestandtheil der genannten Philosophie, daß mit seiner Annahme oder Verwerfung das System selbst steht oder fällt, und daß wer sich für die Verwerfung entscheidet, nicht mehr als Schopenhauerianer strenger Observanz gelten kann. Denn wenn in der That der grund- und zielloseWille, wie Schopenhauer lehrt, das „Ding an sich" ist, so ist der Pessimismus lediglich eine gar nicht zu umgehende Consequenz hiervon, und wer diese Willenslehre und den Optimismus vereinigen zu können glaubt, der bringt durchaus Discrepantes und Widersprechendes zusammen, und Schopenhauer kann ihn eigentlich nicht mehr zu den Seinigen rechnen. Ueberhaupt sind wir der Ansicht, daß man von einem Philosophen wol in Nebendingen abweichen, daß man aber seine Hauptlehren alle annehmen oder aufhören muß, sich seinen Anhänger zu nennen. Denn diese Hauptlehren eines Systems bilden nothwendig ein ogranisches Ganzes, jede derselben ist eine tragende Grundsäule, und wer eine dieser Grundsäulen wegnimmt, der hat damit, mag er wollen oder nicht, eigentlich schon den Zusammenbruch des ganzen Systems für seine Person ausgesprochen.

Zu den mancherlei frühern Schriften und Schriftchen, die Asher über die Schopenhauer'sche Philosophie bereits hat ausgehen lassen, gesellt sich nunmehr die obengenannte. Wer ihren Titel liest, dürfte auf den ersten Blick allerdings kaum darüber ins Klare kommen, was der Inhalt des Buchs sein wird. Als „das Endergebniß" der Schopenhauer'schen Philosophie wird doch allgemein und mit Recht angenommen das Aufgehen im Nirwana, Verneinung des Willens, Vernichtung der Individualität, Uebergang ins Nichts. Und wenn die Rede ist von „einer der ältesten Religionen", so denkt unfehlbar jeder Leser sofort an die indische, den Buddhismus, auf dessen Uebereinstimmung mit seiner Lehre Schopenhauer ja selbst stolz gewesen ist und oft genug hingewiesen hat. Asher aber denkt weder bei dem Ausdruck „Endergebniß der Schopenhauer'schen Philosophie" an den Uebergang in Nirwana noch bei „einer der ältesten Religionen" an die indische. Vielmehr hat er es im eigentlichen Haupttheile der Schrift wesentlich mit der Willenslehre Schopenhauer's zu thun; da diese aber allerdings wol der Kern und Mittelpunkt der Schopenhauer'schen Lehre, aber nicht ihr Endergebniß genannt werden kann, so läßt sich der Titel von Ungenauigkeit nicht freisprechen. Unter „einer der ältesten Religionen" aber versteht Asher, um es rasch und kurz zu sagen, die mosaische, gegen welche Auffassung natürlich an sich nichts einzuwenden ist, und der eigentliche Hauptzweck der Asher'schen Schrift geht hiernach dahin, nachzuweisen, daß die Schopenhauer'sche Willenslehre im wesentlichen auch schon den Kern des Mosaismus gebildet habe.

Daß zwischen mittelalterlichen jüdischen Schriftstellern und Schopenhauer rücksichtlich der betreffenden Lehre eine Uebereinstimmung geherrscht habe, ist von Asher schon früher behauptet worden, und er kommt auf diese jüdischen Schrift-

steller auch in seiner neuesten Schrift wieder zurück. Als einen derselben führt er vor allem an den bekannten Avicebron, welcher den Willen (nach Munk) in der That „cause finale de tout ce qui est, créatrice et motrice de l'univers" nennt. Aber schon Schopenhauer selbst hat darauf aufmerksam gemacht, daß Avicebron den Satz eben auch nur in dieser kahlen Form hingestellt, gar nicht weiter explicirt und wissenschaftlich ausgebeutet habe. Ja, er hätte Asher doch immerhin auch noch entgegenhalten können, daß Avicebron, wie Asher selbst zugibt, Theist gewesen; und wenn Asher auch sagt, daß dessen wirkliche Lehre „verschleierter Pantheismus" war, so steht doch immer noch dahin, ob der „Wille" Avicebron's nicht von ihm als der persönliche Wille einer Gottheit gedacht ist, in welchem Falle die behauptete Uebereinstimmung mit der Schopenhauer'schen Philosophie sofort hinfällig wäre. Ferner citirt Asher den uns aus Heine's „Romancero" bekannten Juda Ha-Levi, welcher den „auf der Oberfläche des Wassers schwebenden Geist" für den „Willen" erklärt habe (d. h. einen unpersönlichen?). Ein anderer, Moses ben Nachmann, findet den Willen in den Worten: „Und Gott sprach", wo doch aber fast unzweifelhaft ein göttlicher, d. h. persönlicher, also nicht Schopenhauer'scher Wille anzunehmen sein dürfte. Auf die übrigen mittelalterlichen Schriftsteller, die Asher noch anführt, brauchen wir uns hier nicht weiter einzulassen, da genauere Belegstellen aus ihren Schriften nicht beigebracht sind.

Die Anführung mittelalterlicher jüdischer Schriftsteller als Gewährsmänner für die behauptete Uebereinstimmung mit Schopenhauer in Betreff der Willenslehre ist aber für Asher in dem vorliegenden Buche überhaupt nur Nebensache. Die Hauptsache, auf welche es ihm ankommt, besteht, wie gesagt, darin, die Uebereinstimmung des Mosaismus mit der Schopenhauer'schen Lehre vom Willen nachzuweisen, und er glaubt hiermit eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben.

Ob dieselbe günstigenfalls so wichtig sein würde, wie er annimmt, steht dahin. Hat man doch auch bereits bei allen möglichen andern Schriftstellern Anklänge an Schopenhauer'sche Lehren finden wollen (am bekanntesten und am öftersten angeführt ist Schelling's Wort „Wille ist Ursein"). Meist ist aber nachzuweisen, daß Schopenhauer diese Aussprüche gar nicht gekannt hat; sie sind also für seine Lehre ziemlich irrelevant, und auch als Bestätigungsmomente für dieselbe sind sie wenig ausschlaggebend, da ihnen meist alle logische Begründung fehlt. Und falls sich auch bei Moses Anklänge an die Schopenhauer'sche Lehre finden sollten, so wäre zwar dieses Zusammentreffen nicht uninteressant, doch würde es ebenso wenig wie die andern etwas für oder gegen Schopenhauer beweisen. Die Lehre desselben muß ihre logische Begründung aus sich selbst empfangen und trägt dieselbe in der That zur Genüge in sich. Oder soll etwa umgekehrt der Mosaismus durch die Schopenhauer'sche Philosophie gestützt werden?

Aber wie steht es denn nun überhaupt mit der Richtigkeit der Asher'schen Entdeckung, die doch immerhin vielen überraschend vorkommen mag? Denn da die fünf Bücher Moses doch ein allgemein zugängliches Buch sind, so sollte man denken, daß innerhalb der Zeit der nunmehr ziemlich langen Geltung der Schopenhauer'schen Philosophie auch wol ein anderer die in Rede stehende Entdeckung gemacht haben würde. Etwas verblüffend wird uns die Asher'sche Entdeckung schon deshalb vorkommen müssen, weil ja bekannt genug und von jeher angenommen worden ist, daß das Judenthum das eigentliche Bollwerk des Theismus ist, und wenngleich Asher zwischen dem gewöhnlichen Judenglauben und dem Mosaismus einen Unterschied zu machen versucht, so wird er doch auch aus dem letztern die Annahme eines persönlichen Gottes nicht eliminiren können, und dann ist dessen Coincidenz mit dem durchaus und in jedem Sinne unpersönlichen Schopenhauer'schen Willen ohne weiteres ausgeschlossen. In der That ist denn Asher auch viel zu geneigt, überall, wo der Ausdruck „Wille" vorkommt, an etwas dem Schopenhauer'schen Analoges zu denken, ohne zu untersuchen, ob ein absoluter Wille als solcher, oder der Wille als Attribut eines göttlichen Wesens gemeint ist, und wir glauben, keine der von ihm angeführten Stellen sei derart, daß nur einigermaßen eine Verwandtschaft mit dem blinden Schopenhauer'schen Willen als tiefstem Weltwesen daraus hervorleuchtete. „Fragt man mich nun", sagt er, „welches das Princip war, von welchem der Urheber des Judenthums und seines theokratischen Staats ausging, so zögere ich nicht länger zu antworten und damit meine Entdeckung mitzutheilen, daß es das Leben war, und das Leben machte er zu seinem Gott, der das Weltall durch seinen Willen geschaffen hat." Das sieht denn doch nicht aus wie Uebereinstimmung mit der Schopenhauer'schen Philosophie. Denn es wird da ein höchst persönlicher Gott und der Wille als sein bloßes Attribut geschieden. An einer andern Stelle heißt Jahve „der Lebende, der Urheber des Lebens". Auch da ist von unpersönlichem Schopenhauer'schen Willen nichts zu finden. Wenn derartige Stellen, deren Wortlaut etwa heißt: „Gott ist das Leben", Beweiskraft hätten, so könnte man in sämmtlichen Religionen der Welt die Schopenhauer'sche Philosophie und die Willenslehre wiederfinden. Sagt doch auch Luther (Asher führt die Stelle selbst an): „Deus est vita". Daß man sich aber unter dieser „vita" etwas anderes, etwas ganz anderes als den Schopenhauer'schen „Willen zum Leben" vorzustellen hat, das bedarf wol keiner besondern Bemerkung. Asher sagt:

> Der orthodoxe Jude, wenn er seine Morgenandacht beginnt, ahnt nicht, daß er die Schopenhauer'sche Philosophie in Versen recitirt.
>
> Der Herr des Weltalls, der regiert hat, ehe irgendein Wesen geschaffen ward,
> Zur Zeit, wo durch seinen Willen alles erstand, wurde sein Name König genannt,
> Und nachdem alles vergangen sein wird, wird er allein, der Furchtbare, herrschen,
> Er war und ist und wird in Herrlichkeit sein u. s. w.

Hierin Schopenhauer'sche Philosophie finden, heißt den Dingen Zwang anthun, denn es ist deutlich genug von einem persönlichen Gott die Rede. Und wenn Asher als Parallelstelle Schiller's „Worte des Glaubens" anführt:

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke —

so würde auch Schiller gegen Schopenhauerianismus in diesen Versen sicherlich entschieden protestiren. Während übrigens „Wille", „Leben" und „Wille zum Leben" von Asher bisher immer als identisch gebraucht sind, sagt er: „Während Schopenhauer also glaubte, er habe Kant's «Ding an sich» im «Willen zum Leben» entdeckt, habe ich seine Idee zu Ende gedacht und den Kern aller Wesen im «Leben» selbst oder — wenn man will — in der «Lebenskraft» gefunden." Ja, wo bleibt dann aber die „Uebereinstimmung" des „Endergebnisses"? Und die „Lebenskraft" als Kern der Wesen ist zudem nichts weniger als eine neue Entdeckung.

Albert Moeser.

Schriften zur Physik.

1. Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und ihrer praktischen Anwendung. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Alfred Ritter von Urbanitzky. Mit 830 Illustrationen. Wien, Hartleben. 1884—85. Gr. 8. 13 M. 20 Pf.

Vor kurzem ist dieses vorzügliche Buch, von dem wir bereits einen Theil in Nr. 30 d. Bl. f. 1884 besprochen haben, fertig geworden, und wir beeilen uns, hiermit die Fortsetzung und den Schluß der darin vorgetragenen Lehren über die magnetischen und elektrischen Kräfte und ihre Anwendung anzuzeigen. Nachdem in der ersten Abtheilung die Geschichte sowie die Theorie des Magnetismus und der Elektricität populär dargelegt worden, beschäftigt sich die zweite Abtheilung zunächst mit den Erzeugern der Elektricität und zwar mit den elektrischen Maschinen jeder Art, dann mit den galvanischen und secundären Batterien sammt allen Zweigen der Elektrotechnik, d. i. mit der elektrischen Beleuchtung, Elektrochemie, mit der Elektricität als bewegender Kraft und endlich mit der elektrischen Fernsprech- und Fernschreibekunst.

Ueber des Verfassers Darstellung der Geschichte und Theorie der magnetischen Kräfte sowie der Generatoren bis zu den Accumulatoren haben wir bereits früher berichtet, es erübrigt demnach jetzt, das Referat mit den Secundärelementen oder Accumulatoren zu beginnen. Der einfachste Apparat dieser Art ist ein Voltameter, durch das ein genügend kräftiger elektrischer Strom geleitet und welches unmittelbar darauf selbst wie ein Voltaelement geschlossen wird. Durch die vom ersten elektrischen Strom bewirkten chemischen Ausscheidungen, welche sich mit entgegengesetzt elektrischer Spannung an die Gegenplatten des Voltameters angesetzt haben, entsteht beim Schließen des Voltameters als Element ein secundärer elektrischer Strom, welcher, verglichen mit dem erzeugenden ersten oder primären Strom die entgegengesetzte Richtung hat, von kürzerer Dauer, aber dafür von höherer Spannung erscheint. In den Accumulatoren läßt man also den ursprünglichen elektrischen Strom eine chemische Arbeit vollbringen und verwandelt dann letztere wieder in elektrischen Strom. Da man die letzte Umwandlung für später verschieben kann, so läßt sich die Arbeit des ersten elektrischen Stroms im Secundärelement für den zukünftigen Gebrauch aufspeichern oder anhäufen, woher die Bezeichnung Accumulator stammt. Was seit der Erfindung dieser Magazine elektrischer Kraft Bedeutendes geschaffen worden ist, findet man hier getreulich in Bild und Wort wieder gegeben.

Dasselbe gilt von den Thermosäulen, welche die Umwandlung von Wärme in elektrischen Strom vollbringen. Vor dem Eintritt in die Elektrotechnik wird die Regulirung, Vertheilung, Leitung und Registrirung des elektrischen Stroms gelehrt, welche unentbehrliche Behelfe in der Praxis der elektrischen Technologie sind.

Jetzt ist es möglich, sich mit einem beliebigen Zweig der Elektrotechnik bekannt zu machen. In guter Uebereinstimmung mit der theoretischen Abtheilung steht an der Spitze des angewandten Theils der Elektricität die elektrische Beleuchtung durch Glühlicht, Halbglühlicht, Regulatorlampen, elektrische Kerzen und Lampen mit gegeneinander geneigten Kohlen gegliedert, worauf die elektrischen Beleuchtungsanlagen folgen. Nicht weniger als neun verschiedene Systeme von Glühlampen nebst deren Herstellung und Vergleichung kommen zur Besprechung; noch zahlreicher treten die Erfinder der Regulatorlampen auf, und keine wichtige Erfindung der übrigen Systeme fehlt. Wenn der Leser ein- und dreiviertel hundert Seiten über die elektrische Beleuchtung gelesen hat, so erhält er, da ihm dabei zahlreiche Abbildungen und ein interessanter, sehr verständlicher Text zu Hülfe kommen, ein wahres Bild von diesem im eigentlichen Sinn des Wortes glänzenden Theil der Elektrotechnik.

An die leuchtenden Wirkungen des elektrischen Stromes schließen sich im theoretischen Theil seine chemischen Wirkungen; dem entsprechend bringt der Verfasser auch hier nach der elektrischen Beleuchtung die Elektrochemie, Metallurgie und Galvanoplastik. Erstere erstreckt sich auf die elektrische Färberei, Bleiche, Rectification des Alkohols; die zweite auf die Erzscheidung, dann Gewinnung von Gold und Silber sowie Schmelzung schwer flüssiger Stoffe mittels des elektrischen Stromes; die dritte endlich auf die Vergoldung, Versilberung, Vernickelung metallener Gegenstände sowie auf die plastische Nachbildung von Kunstobjecten, Druckplatten in Kupfer. Dieses Kapitel bringt besonders in den beiden

ersten Theilen viel Neues, weil auf ihrem Gebiete erst mit den ausgiebigen Elektricitätsquellen der letzten Zeit Erkleckliches geleistet werden konnte. Dies läßt hoffen, daß künftig die Elektricität in der chemischen und metallurgischen Industrie eine beträchtliche Rolle spielen werde. Die schönen Leistungen der Galvanoplastik auf mannichfachen Gebieten werden in diesem Buch zur Kenntniß des Lesers gebracht, wobei auch hier kein Fortschritt vergessen worden ist.

Sehr anziehend ist das Kapitel von den Elektromotoren und von der Umkehrung der letztern, worauf die elektrische Uebertragung der Kraft nach der Ferne bei den elektrischen Eisenbahnen, Aufzügen, Krahnen, Pflügen und Bremsen beruht. Was die ältere und neuere Zeit Wichtiges und Bedeutendes an großen oder kleinen elektrischen Motoren und ihrer Anwendung erdacht und ausgeführt hat, findet man hier systematisch und unterstützt von zahlreichen Illustrationen leicht faßlich vorgetragen. Ebenso vollständig wie die elektrische Uebertragung der Arbeit nach der Ferne ist auch die telodynamische Transmission der Sprache, des Gesanges und der Musik oder die Tele-, Mikro- und Radiophonie behandelt, wobei ebenfalls, wie im ganzen Buch überhaupt, die Geschichte des Gegenstandes in ausreichendem Maß berücksichtigt wurde. An die mündliche Fernsprechkunst schließt sich endlich die elektrische Telegraphie, welche schriftlich mit Hülfe des elektrischen Stromes Nachrichten in die Ferne zu geben hat. In diesem äußerst reichen Gebiet kam es auf die richtige Auswahl der Materie an. Die viel verbreiteten Apparate von Morse und Hughes, die Wecker und übertragenden Vorrichtungen sowie die selbstthätigen Sender durften nicht fehlen. In der That findet man sie im Text wie in den Zeichnungen gehörig berücksichtigt. Um die Telegraphenleitung möglichst zu verwerthen, bedient man sich der Multiplextelegraphie, bei welcher ein und derselbe Leitungsdraht für mehrere Apparate derart verwendet wird, daß auch die Strompausen, welche beim gewöhnlichen Telegraphiren verloren gehen, benutzt werden. Urbanitzky unterrichtet uns auch über diesen Zweig der elektrischen Telegraphie sowie über den transatlantischen Telegraphen sammt zugehörigen Kabeln; ferner über die Haus-, Hotel-, Feuerwehr-, Zeittelegraphie, Eisenbahnsignale u. dgl. m.

In allen Theilen des sehr werthvollen Werks hat der Verfasser von ihm entworfene schematische Zeichnungen den perspectivischen hinzugefügt, wo letztere nicht im Stande sind, eine Einsicht in das Wesen der Sache zu vermitteln. Gerade diese die Seele der Apparate bildlich darstellenden Zeichnungen bilden eine Haupteigenthümlichkeit des Buchs; wir sagen dem Verfasser speciell Dank dafür und hoffen, auch andere Schriftsteller der elektrischen und überhaupt der Technologie werden seinem Beispiel in ebenso ausgiebigem Maße folgen. Da das nahezu elfhundert Seiten zählende Werk auch häufig genug zum Nachschlagen gebraucht werden dürfte, so wurde es nicht blos mit einem systematischen Inhaltsverzeichniß, sondern auch mit zwei alphabetischen Registern versehen, wovon eins für die Eigennamen der Erfinder, das andere für die Erfindungen selbst dient, mithin als Sachregister erscheint. Da sonach in diesem mit Sachkenntniß, Talent und Fleiß geschriebenen Buch alle Seiten der magnetischen und elektrischen Disciplin gehörig berücksichtigt erscheinen, so empfehlen wir zum Schluß das Werk nochmals allen jenen, die ernst und doch populär in obiger Richtung belehrt sein wollen.

2. Der Irrthum der Schwerkrafthypothese. Kritik und Reformthesen von Ernst Rethwisch. Zweite, vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing. 1884. 8. 2 M.

Jedermann kennt die großartige Verallgemeinerung der irdischen Schwerkraft zur weltenverbindenden Gravitation, und jedermann weiß, daß Newton diese ebenso kühne wie erhabene Generalisation der Schwere zuerst aussprach, durch die Rechnung prüfte und erhärtete (1666—87). Seitdem hat das Gravitationsgesetz Newton's in der Astronomie sich immer wieder aufs neue, unter mächtiger Erweiterung der Gebiete seiner Anwendung, glänzend bewährt. Gegen eine solche Thatsache läßt sich selbstverständlich kein Widerspruch erheben. Sobald man jedoch daran geht, dieses wunderbare Weltgesetz zu erklären, d. h. nach seiner Ursache zu forschen, gelangt man in das Reich der Vermuthungen, der Hypothesen, wo allerdings verschiedene Meinungen sich geltend machen können, vorausgesetzt, daß sie nach den strengen Gesetzen der Denklehre möglichst einfach und mit hoher Wahrscheinlichkeit die Thatsachen genau aus den ersten Annahmen ableiten. In der That war auch selbst der Schöpfer des Gravitationsgesetzes zu verschiedenen Zeiten verschiedener Ansicht über den Hintergrund der allgemeinen Schwere, indem er anfangs ein höchst feines materielles Mittel, d. i. den Aether, zwischen den Körpern behufs Uebertragung ihrer gegenseitigen Kraftwirkung annahm und erst später die Gravitation auch ohne Zwischenmittel wirksam sein läßt. Die letztere Ansicht, obschon sie die allgemein und jetzt noch geltende geworden, wurde doch von jeher auch am meisten bekämpft; wir erinnern z. B. aus neuerer Zeit an die Kritik der unvermittelten Fernwirkung der Gravitation von du Bois-Reymond (1872 und 1877), W. Thomson (1873 und 1877), Maxwell (1873 und 1878).

Da das Vorhandensein einer allgemeinen Schwerkraft erst aus der Bewegung der Weltkörper abstrahirt werden muß, so hat es seit Entdeckung der Gravitation immer Denker gegeben, welche die Theorie der Gravitation nicht als ein Problem der Lehre von den Kräften, sondern direct als ein solches der Bewegungslehre oder der Kinetik aufgefaßt haben; wir nennen hier vor allen den großen Physiker und Mathematiker Huyghens, der sowol die irdische wie später auch die allgemeine Schwere aus der stets stattfindenden reißend schnellen kreisförmigen Bewegung eines im Weltraum überall verbreiteten materiellen Fluidums ableitete (1690). Das in unserm Jahrhundert in erster Linie von Robert Mayer (1842—51) erkannte Fundamentalgesetz von der Erhaltung der Energie hat die Auf-

stellung kinetischer Theorien der Gravitation besonders stark vermehrt, sodaß sich eine stattliche Reihe guter Namen hier angeben ließe, welche nicht nur die Gravitation, sondern auch alle Naturerscheinungen sowie deren Gesetze aus der Bewegung als letzte Ursache zu deduciren suchen. Demnach befremdet es auch gar nicht, wenn der Verfasser des vorliegenden Werkchens an die Spitze seiner Reformthesen den Satz stellt: „Bewegung läßt sich nur aus Bewegung ableiten." Das Gleichgewicht und die statischen Probleme der Mechanik sind dann nur Specialfälle, wo die Energien oder halben lebendigen Kräfte der Bewegung nach direct entgegengesetzten Richtungen in gleicher Größe auftreten. „Kräfte" im gewöhnlichen Sinn der Mechanik als „Ursache der Bewegung" würde es eigentlich nach dieser Auffassung nicht geben, sondern man würde den Ausdruck „Kraft" nur als eine bequeme und kurze Bezeichnung beibehalten für den Fall, wo durch gehemmte Bewegung ein Druck oder eine Spannung entsteht.

Von der vorhin erwähnten Hauptthese geht die Kritik sowol wie auch der Aufbau des eigenen kosmischen Systems im vorliegenden Buch aus. Da die Naturwissenschaft die schwache Stelle der in den Schulen zur Geltung gelangten Gravitationshypothese, d. i. die unbegreifliche Fernwirkung durch den leeren Raum, unangenehm empfindet (dem Weltäther wird in der allgemein angenommenen Gravitationslehre keine Rolle zugetheilt), so werden nicht nur die Philosophen, sondern auch die Naturforscher dem kritischen Theil dieses Buchs in vielen Punkten zustimmen. Dasselbe wäre mit der Weltentwickelungshypothese des Verfassers der Fall, wenn man nicht über die Ursache der Achsendrehung, welche nach ihm die Quelle aller Entwickelung sowie auch der Gravitationserscheinungen sein soll, ebenso im Finstern bliebe wie über den Ursprung der allgemein angenommenen anziehenden Gravitationskraft. Also hier wie dort muß man bald auf die klare Erkenntniß des Hintergrundes der Gravitationserscheinungen mit Resignation verzichten. Da jedoch eine kinetische Theorie der allgemeinen Schwere unzweifelhaft der modernen Naturwissenschaft besser zusagen würde als eine auf Anziehungskräften beruhende, so kommt der Physiker auch hier dem Philosophen sympathisch entgegen, nur verlangt er Schritt um Schritt die strengsten experimentellen und womöglich auch mathematischen Beweise für die aufgestellten Reformthesen. Wenn z. B. in dem vorliegenden Buch der Fall der Körper auf der Erde als eine Folge der Rotationsbewegung angenommen wird, „durch welche alle Theile der Erde nach innen gerissen werden", so fragt die Naturlehre nach der Erfahrung oder nach dem Experiment, worauf diese These basirt. Hier ließe sich etwa auf den Rotationsversuch Huyghen's hinweisen, bei welchem auf dem Wasser schwimmende Holzkugeln gegen das Centrum hingetrieben wurden; aber dies geschieht nur infolge der größern Centrifugalkraft der dichtern Flüssigkeit, welche den minder dichten Körper zurückdrängt. Die Kugeln ohne Flüssigkeit verhalten sich centrifugal; ebenso dichtere Kugeln im Wasser. In dem äußerst wenig dichten Aether werden die dichtern Theile der Erde nicht nur nicht nach innen gerissen, sondern sie erhalten sogar eine centrifugale Tendenz. Außer den einwurfsfreien Beweisen für jeden der Reformsätze müßte sich die neue Hypothese auch die Aufgabe stellen, alle Thatsachen der „scheinbaren" Anziehung durch die allgemeine Schwere so wieder zu deduciren, wie z. B. die neue Astronomie alle „scheinbaren" Bewegungen der Sternkunde vor Kopernikus genau erklärt. Da uns der Verfasser eine weitere Ausführung der Grundzüge seines Systems verspricht, so können wir vielleicht dann auf eine auch den Gegner befriedigende Begründung seiner Kosmogonie — denn als eine solche erscheint der aufbauende Theil des Buchs — hoffen. In jedem Fall aber empfehlen wir das philosophische, geistvoll, frisch und lebendig geschriebene Buch allen jenen Lesern, die eine angenehme Anregung zum Denken lieben und suchen.

Gedichte.

Aus Wald und Wogen. Gedichte von Alfred Formey. Wien, Rosner. 1884. 8. 4 M.

Der stattliche Band verschieden gearteter und augenscheinlich zu recht verschiedenen Zeiten entstandener Gedichte bekundet neben einer unverkennbaren dichterischen Veranlagung und einer vielfach zu recht erfreulichem Ausdruck gelangenden Wärme der Empfindung in dem größten Theil seines Inhalts leider jene Unfertigkeit und Unsicherheit in der Beherrschung der äußern Form, welche das Merkzeichen des Dilettantismus zu sein pflegt. Durch das Bestreben, für jeden seiner Gedanken den gewähltesten Ausdruck zu finden und jede trivial klingende Wendung gewissenhaft zu vermeiden, wird der Dichter oft zu schwülstigen und unklaren Versen verführt, und nur zu häufig begegnet der Leser Gedichten wie dem folgenden:

Beim bleichen Hirten.

Der letzte Hirt der Halde
Heimwärts die müde Heerde trieb;
Ein andrer überm Walde
Rief seinen Lämmern, licht und lieb,
Dem andern droben, dem bleichen,
Ich nachbarlich mich gesellt;
Zu seinen dämmernden Reichen
Meine Heerd' ich trieb ob Zeit und Welt:
Die unrastvollste Heerde
Tiefdunkler Gedanken allzumal,
Ob droben licht sie werde
Hoch ob der Thränen Schauerthal.
Herzmüd' ich wacht' ihrer Weide;
Da klang's wie ein himmlisch Schalmei'n:
Mit meiner Heerde voll Leide
Beim bleichen Hirten schlief ich ein.

Auch mit oft wiederkehrenden Versen wie:

Es braust durch die Wälder, die fahlen,
Wie weinenden Wehs Geharf —

oder wie:

Den Seekönig, den grausen,
Mit wehndem (sic!) Silberhaar,
Der einst im Sturmessausen
Der Segler Schrecken war;
Tags schwang er kühn das scharfe
Mordschwert, von Blute feucht,
Nachts schlug er mild die Harfe,
Im Aug' ein fahl Geleucht —

werden sich gewiß nur wenige befreunden können, und Alfred Formey's Gedichte hätten kaum Anspruch auf irgendwelche Beachtung, wenn sich unter ihnen nicht auch Poesien von besser gelungener Art fänden. Unter diese darf wol das Stimmungsbild „Matroseneinkehr" gezählt werden, das ich aus Billigkeitsgründen ebenfalls hierher setzen will:

Sie warfen die Anker am Palmenstrand,
Am heißen, mit Hurrahgebraus,
Sie zogen mitsammen wie Brüder zu Land
Und dachten und träumten nach Haus;
Sie setzten sich nieder zu lustiger Rund:
Rastlos perlte der Wein;
Sie sangen, sie tanzten Stund' auf Stund',
Toller stets stampfte der Reih'n.

Da plötzlich verstummt die schäumende Glut (?),
Und es klopfen die Herzen so bang:
Weh, statt des Weins quillt rothes Blut,
Und in Röcheln stirbt der Gesang!
Ein jungfrisch Leben liegt jäh geknickt
Auf heißem Strande so bleich;
Fürbittend nach oben das Aug' ihm blickt, —
Und es bricht, und sie schließen 's ihm weich.

Und am andern Tag im Frührothschein,
Wo die Palmen, die kühlenden, wehn,
Da senkten die Brüder ihn schluchzend ein
Und riefen: Auf Wiedersehn!
Und zur selbigen Stund' im deutschen Land
Ein Mütterlein flehte leis:
„Ich leg' ihn Vater in deine Hand!"
Und die Thränen kamen ihr heiß.

Was aber eine große Anzahl von Formey's Gedichten trotz mancher bombastischen Form und mancher unbeholfenen Wortbildung zu einer erfreulichen Lektüre macht, ist sein aus dem tiefsten Herzen quellendes, nirgends als leere Frömmelei erscheinendes Gottvertrauen, und die kindliche Zuversicht und Innigkeit, mit welcher er demselben überall einen ansprechenden und überzeugenden Ausdruck zu geben weiß. Ist es auch nicht gerade ein berufener Poet, der uns aus diesen Dichtungen entgegentritt, so ist es doch eine sympathische und Achtung erweckende Persönlichkeit. Das läßt sich aber von sehr wenigen wirklichen Lyrikern und von noch viel weniger dichtenden Dilettanten sagen.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Wir haben in d. Bl. mehrfach die vortreffliche Bearbeitung von J. L. Klein's Trauerspiel „Zenobia" durch Wilhelm Buchholz hervorgehoben: das stilistische Unkraut, welches, auf dem Boden einer ungeregelten Phantasie erwachsen, die großen Schönheiten dieser Dichtung überwuchert, wurde von dem Bearbeiter glücklich aus dem Wege geräumt, ohne daß die genialen Züge des Werks dabei geschädigt worden sind. Vor allem aber ist die epische Ausbreitung der Dichtung in einigen Acten, wo sie sogar in philosophische Dialoge verfällt, beseitigt und die dramatische Strömung in regelrechtem Bette wieder hergestellt. In dieser Bearbeitung, der Frucht langer und wiederholter Erwägungen und eines gewissenhaften Fleißes, ist „Zenobia" jetzt in Frankfurt a. M. und am münchener Hoftheater in Scene gegangen, wo Klara Ziegler die Titelrolle mit glänzendem Erfolge spielte. In der That, die Heldengestalt einer Zenobia bedarf einer hervorragenden Darstellerin, die auch in ihrer äußern Erscheinung etwas Imposantes hat. Es ist keine Frage, daß eine Künstlerin wie Fräulein Ziegler jetzt Stück und Rolle auf ihre Gastreisen mitnehmen wird: es ist das fast die einzige Art, wie heutzutage eine Tragödie im großen Stil die Runde über viele Bühnen machen kann. Wer übrigens die Buchholz'sche Bearbeitung des Stücks mit dem Original vergleicht: der wird sich gewiß darüber wundern, wie das letztere in seiner ursprünglichen Gestalt, nur mit den üblichen Regiestrichen, auf die berliner Hofbühne kommen konnte. Natürlich hatte dasselbe keinen Erfolg: erinnerlich aber ist uns aus jener Zeit noch der Riesenzettel, der in Bezug auf seinen Personenreichthum selbst einen „Tell" und andere classische Werke tief in Schatten stellte.

— „Die Tochter des Commerzienraths", ein Lustspiel von M. und L. Günther, hatte in Leipzig so wenig Erfolg wie in Breslau. Man könnte sich darüber wundern, daß Autoren, die ein so ansprechendes Stück wie „Der neue Stiftsarzt" geschaffen, einen solchen Fehlgriff gethan; doch bei einer regen Lustspielproduction kann es auch an Nieten nicht fehlen, und es ist immerhin schon erfreulich, wenn dabei einer oder der andere Treffer zum Vorschein kommt. Das Stück erinnert etwas an „Hasemann's Töchter", nur ist der Vater Commerzienrath ein Pädagoge ganz anderer Art; er freut sich, daß sich seine Tochter entführen läßt und hat dabei selbst die Hand mit im Spiele. Nicht minder liebenswürdig ist der Gatte seiner andern Tochter, die sich demimonderisch benimmt, mit einem Galan zum Wettrennen und feinen Soupers fährt und nur erst, als er ihr Anträge extremer Art macht, ihn zurückweist. Der Gatte ist Zeuge dieser edeln Handlung; augenblicklich vergißt er, daß seine Frau ihn durch ihre Extratouren mit einem andern Herrn selbst an den Pranger gestellt hat und sagt seinerseits pater peccavi, weil er seine Frau etwas vernachlässigt habe. Väter und Gatten nach der Schablone des Fräulein Günther müssen allerdings den Töchtern des Hauses sehr willkommen sein. Der Dialog ist langweilig, wo er sentimental, und trivial, wo er spaßhaft wird. Selten erinnert ein Lichtblick an den anmuthenden Conversationston des „Neuen Stiftsarztes".

— Rudolf Kneisel hat ein neues Lustspiel: „Wo ist die Frau?" geschrieben, das am leipziger Stadttheater mit gutem Erfolg in Scene ging. Où est la femme? Gewiß ein vortreffliches Thema, wie überhaupt Kneisel sehr glücklich in seinen Motiven ist, nur daß er dieselben nicht genugsam austrägt und

vertieft. Ewald Gablitz, ein unermüdlicher Projectenmacher, will ein Werk verfassen, in welchem alles Unheil, das die Frauen in der Welt angerichtet, zur Darstellung kommen soll. Natürlich wird er von den Frauen, welche davon erfahren, in Acht und Bann gethan. Zu diesen gehört auch Gabriele, eine vielumworbene Schönheit, die ihr Herz einem Baumeister schon im ersten Act schenkt, dabei aber die Bedingung stellt, daß er seinem Umgang mit dem Weiberfeind Gablitz entsage. Er weigert sich, auf diese Bedingung einzugehen, stürzt fort, und das rasch geschlossene Verhältniß droht sich ebenso rasch wieder aufzulösen. Da bemächtigt sich die Schwester des Baumeisters des leitenden Fadens der Handlung, indem sie sich unter einem falschen Namen bei Gabriele einführt, die Rolle einer erwarteten Gesellschafterin spielt, aber, statt alles ins rechte Gleis zu bringen, neue Verwirrung anrichtet. Die Verwechselungen sind von dem Autor nicht ohne Geschick und Komik ausgeführt und steigern sich bis zum Schluß: es erinnert dies an einzelne Stücke Kotzebue's. Die komische Figur von Ewald Gablitz, der unermüdlich ist in seinen Erfindungen, bringt einen oft possenhaften Ton in das Stück, dessen erste Voraussetzung leider wenig haltbar ist: denn für den so auf die Spitze getriebenen Zwist zweier Liebenden ist kein ausreichender Grund vorhanden: die müßten sich rasch wieder zusammenfinden, ohne daß es den Aufwand einer so verwegenen Intrigue und eines ganzen mehractigen Lustspiels bedurft hätte. Gegen Moser, Rosen, Schönthan steht übrigens Kneisel durchaus nicht zurück, was vis comica betrifft; ja er strebt mehr als diese danach, in seinen Lustspielen einen heitern Grundgedanken durchzuführen, wobei ihm nur eine mehr künstlerische Architektonik im Aufbau zu wünschen wäre.

— Ein Lustspiel „Nelly", von Doris Duncker, hat in Hamburg, Dresden und Leipzig gefallen: in mancher Scene ist Lustspieltalent unverkennbar, besonders im ersten Act, während die weitere Ausgestaltung des Stoffs noch die künstlerische Reife vermissen läßt. Die junge Amerikanerin, die gleich von Anfang in das Stück hereinplatzt, ist mit ihrer Ungenirtheit eine echte Lustspielfigur; auch der zweite Act hat noch einige recht frische Scenen, wenngleich die weibliche Hand sich nicht verleugnet in der Vorliebe für alles, was die Küche und die Einkäufe in dem Laden betrifft. Schade nur, daß der dritte Act in der Technik sehr mangelhaft ist: nicht nur wird ein neuer Faden angesponnen; es ist auch ein fortwährendes Kommen und Gehen der Personen, aufeinander folgen Parallelscenen ohne sonderliches Interesse. Als Versuch einer jüngern Schriftstellerin ist das Stück immerhin beachtenswerth.

Bibliographie.

Andrejanoff, V. v., Frédéric Chopin. Dichtung. Riga, Mellin u. Neldner. 1884. 8. 1 M.

— — Elfenbrautfahrt. Ein Märchen. Riga, Mellin u. Neldner. 1884. 8. 1 M.

Auch, A., Gillard. Historische Dichtung aus dem 16. Jahrhundert. Elberfeld, Bädeker. 12. 2 M.

Bachem's Roman-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek. 2ter Bd.: Der Erbe von Weidenhof. Roman von F. v. Pelzeln. Köln, Bachem. 8. 2 M.

Bernays, J., Gesammelte Abhandlungen. Herausgegeben von H. Usener. 2 Bde. Berlin, Hertz. Gr. 8. 18 M.

Bertbach, R. v., Das arretirte Gespenst. Militärischer Schwank. Berlin, Liebel. 8. 50 Pf.

Bibliothek für Ost und West. Zusammengestellt von A. Friedmann. 14ter Bd.: Wiener Opernabende. Von M. Kalbeck. Wien, Engel. 8. 1 M.

Bippen, W. v., Aus Bremens Vorzeit. Aufsätze zur Geschichte der Stadt Bremen. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Bleibtreu, K., Napoleon bei Leipzig. Eine Studie. Nebst einem Anhang: Ideen zur Entwickelung des europäischen Gleichgewichts. Berlin, Luckhardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Blüthgen, V., Aus gährender Zeit. Roman. 2 Bde. Groß-Lichterfelde, Wicke. 1884. 8. 6 M.

Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. Herausgegeben von E. Ippel. 1ster Bd. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 M.

Die akademische Carrière der Gegenwart. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Cassel, P., Ahasverus. Die Sage vom ewigen Juden. Eine wissenschaftliche Abhandlung. Mit einem kritischen Protest wider E. v. Hartmann und A. Stöcker. Berlin, Internationale Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Christensen, J. L., Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie, sowie im täglichen Verkehr. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 3 M.

Dieterich, K., Grundzüge der Metaphysik. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Die Kant'sche Philosophie in ihrer inneren Entwicklungsgeschichte. 2 Thle. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Eckstein, F., Das Phänomen der Verdichtung. Eine natur-philosophische Studie. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ems, K. von der, Im Banne der Venus. Berlin, Jacobsthal. Gr. 16. 4 M.

Erdmann, G., Gudrun. Schauspiel. Leipzig, Moltke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Erman, A., Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum, geschildert. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. 1ste Lfg. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 1 M.

Förster, F., Deutschlands Kriegs- und Friedenshelden. Geschichte der Einigungskriege 1864. 1866. 1870/71. Mit vielen Schlachtplänen und Uebersichtskarten, zahlreichen Portraits von Feldherren, Staatsmännern und verschiedenen anderen Abbildungen. Nach den vorzüglichsten Quellen für die Mitkämpfer und das deutsche Volk bearbeitet. 1ste Lfg. Berlin, Hempel. Gr. 8. 50 Pf.

Gerolstein, J., Aus meinen Jugendtagen. Gedichte. Bremen, Wiegand. 12. 2 M.

Gröteken, H., Violus. Zwinger, der Vogt. Zwei kleine Lustspiele. Aachen, Jacobi u. Comp. Gr. 16. 1 M.

Gutsche, O., Torald, der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 15 M.

Hafner, T., Geschichte von Ravensburg. Beiträge nach Quellen und Urkunden-Sammlungen. 1ste Lfg. Ravensburg, Dorn. Gr. 8. 90 Pf.

Eduard von Hartmann und seine Judenfreundschaft. Magdeburg. Gr. 8. 50 Pf.

Hekfch, A. F., Blüthen aus dem Osten. Ein Strauß, für den Weihnachtstisch gebunden. Wien, Engel. 1884. Gr. 8. 3 M.

Hettlingen, J. v., Mors Christi. Der Tod des Erlösers. Nach F. G. Klopstock und L. B. Neumann neu bearbeitet. Mit 5 Bildern in Stahlstich und Tondruck. Solothurn, Schwendimann. 1884. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Jacoby, L., Çunita. Ein Gedicht aus Indien. Hamburg, J. F. Richter. 1884. Gr. 4. 10 M.

Jessen, C., Der lebenden Wesen Ursprung und Fortdauer nach Glauben und Wissen aller Zeiten, sowie nach eigenen Forschungen. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Berlin, Abenheim. Gr. 8. 7 M.

Joachim, J., Glyms auf der Höh'. Volkserzählung. Zürich, A. Müller. 8. 3 M. 20 Pf.

Jókai, M., Die weiße Frau von Leutschau. Historischer Roman in 5 Bdn. Budapest, Gebr. Révai. 8. 15 M.

Kauffmann, E., Entwicklungsgang der Tonkunst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart, in ihren Hauptvertretern dargestellt. Tübingen, Laupp. 1884. Gr. 8. 1 M.

Kniest, P., Von der Wasserkante. Bilder aus dem Schifferleben. 2ter Bd. Bremen, Rousfell. 8. 3 M.

Kinderbilder. Meinen Töchtern gewidmet von E. L. C. Aachen, Mayer. 1883. 8. 1 M.

King, C., Wer wird sie heimführen? Aus dem Leben auf kalifornischen Grenzstationen. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Braunschweig, Wollermann. 8. 4 M. 50 Pf.

Kralik, R., Maximilian. Ein Schauspiel. Wien, Konegen. 8. 3 M.

Kuropatkin, Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877/78. Nach Aufsätzen von K. bearbeitet von Krahmer. 1stes Hft.: Vom Beginn des Krieges bis zur Schlacht bei Lowtscha. Mit 2 Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Lammer, G. E., Sind die Kulturvölker noch Nationen? Eine zeitgemäße Frage. Wien, Rosner. 1884. Gr. 8. 80 Pf.

Lazarus, M., Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Löschhorn, H., Rede auf Jacob Grimm, zu seiner Säcularfeier 1885. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 50 Pf.

Meyer, J., Beiträge zur Geschichte der Ansbacher und Bayreuther Lande. Ansbach, Brügel u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses. Herausgegeben vom Heidelberger Schloßverein. 1stes Hft. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 2 M.

Noeldechen, W., Conrad und Lindolf. Historisches Trauerspiel. Prettin a/E. Gr. 8. 2 M.

Ramann, A. M. B., Eine schöne Geschichte. Lustspiel. Dresden, v. Grumbkow. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rausch, V., Gedichte. Frankfurt a. M., Keller. 1884. 8. 1 M.

Reich, A., Phantastikon. Märchen, Novellen und ästhetische Briefe. Berlin, Cronbach. 8. 5 M.

Reishaus, T., Briefe aus Norwegen. Brandenburg. Gr. 8. 60 Pf.

Retzius, G., Finnland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben. Autorisirte Uebersetzung von C. Appel. Mit 93 Holzschnitten und 1 Karte von Finnland. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 M.

Richter, E., Dichterstimmen aus baltischen Landen. Leipzig, A. Neumann. 8. 2 M. 20 Pf.

Seidl, F. X., Immergrün. Frische Blätter aus der neuesten deutschen Lyrik. Gesammelt. Regensburg, Coppenrath. 8. 3 M.

Westarp, A. Graf v., Ein Winter in den Alpen. (1881—1882.) Naturbilder vom Fuße des Wettersteins. Berlin, Luckhardt. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 41 bis 47.

Deutscher Reichstag. — Deutsche Interessen in der Südsee. (Fortsetzung und Schluß.) — Der französisch-chinesische Streit und die Sicherheit Algeriens. — General Gordon †. — Erklärung des Reichskanzlers über Colonialpolitik und Bundesrecht. — Massauah. — Russen und Engländer an der afghanischen Gränze.

Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. — Nekrologe Münchener Künstler. (XL.) — Die Memoiren Alexander de Catt's. Von Dr. H. Bloch. — Die englische Kamelreiterei im Sudan. Von J. Menges. — Johann Petzmayer. (Nekrolog.) — Deutsche Geschichte in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber. — Hamburger Staats- und Gesellschaftspoesie vor hundert Jahren. Von K. Braun-Wiesbaden. — Ein Pariser Sittenroman. — Der Jude von Venedig. Von L. Kellner. — Die Landenge von Panamá und der interoceanische Kanal. Von Dr. Moriz Wagner. — Die Völker Oberitaliens. Von Dr. Karl v. Scherzer.

Zur Situation des Rentenmarktes. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Budgetkritik und Budgetkritiker. Die Staatseisenbahnen und deren Gegner. Pariser Stadtanleihen und öffentliche Bauten. Börsendinge. Mobiliarwerthsteuer.) — Geschäftliche Jahresberichte: Bank des Berliner Cassenvereins. — Die österreichischen Staatsbahnen. — Deutschlands Hopfen- und Bierhandel. — Lebensversicherungsgesellschaft zu Leipzig.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hypatia,

oder Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Aus Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia“, ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine vierte Auflage nöthig geworden ist.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. G. **Schanz**, Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. Gr. 8. 517 Seiten. 12 M.

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. Gr. 8. X u. 532 Seiten. 7 M. 50 Pf.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Gr. 8. 1 M.

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. Gr. 8. 8 M.

Lening, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8. 5 M. — Eleg. geb. 6 M.

Schack, A. F. Graf v., Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8. 3 M. — Eleg. geb. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Caesar im Orient.

Kritische Übersicht der Ereignisse vom 9. August 48 bis October 47.

Von

Walther Judeich.

Mit einer Karte und vier Plänen.

8. Geh. 5 M.

Der Verfasser legt in dieser Schrift die kritischen Resultate nieder, zu welchen er durch vergleichende Quellenforschungen über Caesar's Feldzug gegen Pompejus und die Aegypter gelangte, und vermag auf Grund derselben mannichfache neue Gesichtspunkte zur Richtigstellung der geschichtlichen Daten zu eröffnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Krebs.

Eine Einleitung in das Studium der Zoologie.

Von

T. H. Huxley.

Mit 82 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 48. Band.)

Nicht blos eine Naturgeschichte des Krebses will der berühmte englische Gelehrte mit dem vorliegenden Werke liefern, sondern er erörtert in demselben auch weittragende allgemeine Aufgaben der Zoologie wie der biologischen Wissenschaft überhaupt, sodass es mit Recht als „eine Einleitung in das Studium der Zoologie“ bezeichnet ist.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 5. März 1885.

Inhalt: Schriften über Afrika und zur Colonialpolitik. Von Alfred Kirchhoff. — Poetische Uebersetzungen. Von Robert Waldmüller. — Neue Romane und Novellen. Von Konrad Alberti. — Deutschland in England. Von Leopold Katscher. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften über Afrika und zur Colonialpolitik.

1. Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo, nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Von H. H. Johnston. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 78 Abbildungen nnd 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 15 M.

Der Kongo ist in unsern Tagen zum berühmtesten Strom der Erde geworden. Stanley hat uns in ihm einen afrikanischen Amazonas enthüllt und hat danach mit rüstiger Hand im Auftrag des edeln Belgierkönigs der Einführung höherer Gesittung in das wilde Kongoland des afrikanischen Innern die Wege gebahnt.

Der Engländer Johnston ist eine Zeit lang neben Stanley auf demselben Gebiet thätig gewesen und schildert uns nun in wahrheitsgetreuer Weise Land und Leute am Kongo von der Mündung aufwärts bis Bolobo jenseit der Erweiterung des Stroms zu dem tiefen und inselreichen Seeloch, welches als „Stanley-Pool" bekannt wurde. Fast das ganze Buch, versichert der Verfasser, ist inmitten der in ihm niedergelegten Beobachtungen, also am Kongo selbst geschrieben worden; „viele Kapitel sind genau so dem Druck übergeben worden, wie sie mit Bleistift niedergeschrieben wurden, wenn ich entweder an einer schattigen Stelle rastete oder im Kanoe den Fluß befuhr". Auch die eingestreuten Holzschnitte sind ungekünstelte Nachbildungen der an Ort und Stelle vom Verfasser entworfenen Skizzen:

Der Pflanzenwuchs, welcher die steilen Abhänge an dem südlichen Ufer des Stanley-Pool bekleidet, da wo der obere Strom in ihn eintritt, ist eins der großartigsten Schauspiele, welche der Kongo bietet. Fast senkrecht aus dem Wasser aufsteigend, klimmt der Wald die Berghänge hinan, höher als das Auge reichen kann und ohne eine einzige Unterbrechung in seiner Ueppigkeit. Die Verschiedenartigkeit der Farben ist ganz besonders überraschend in dieser Jahreszeit, da fast alle Bäume in Blüte stehen. Ein Baumwipfel ist mit scharlachrothen Blumen bedeckt, welche von freigebiger Hand darüber ausgestreut scheinen; ein anderer läßt blaßweiße Blüten an langen Stengeln mitten durch dunkle Laubmassen senkrecht herunterhängen, während Schlingpflanzen von ungewöhnlicher Größe ihre gelben und purpurnen Blüten über die von ihnen umschlungenen Opfer hinausstrecken. In dieser Stufenfolge von grünem Laube ist jede Schattirung vertreten, und auch die Bäume, welche dieses massenhafte Laub tragen, verändern ihre Farbe von blaugrün nach grünlichgelb, und von grünlichweiß nach braunroth, und unterscheiden sich ebenfalls in Form und Aussehen voneinander. Während einige geschlossene Massen von Laubwerk bilden, wachsen andere einsam und in unordentlichen Haufen auf. Schöne Mimosen beherrschen ihre Nachbarn, die in Laub von dunkelgrünem Sammt gekleidet sind; Dracänen erheben hier und da ihre spitzen Häupter hoch über die grünen Massen empor. Die großen glatten Blätter eines Feigenbaums wechseln ab mit den federigen Palmwedeln, während zahlreiche Baumstämme völlig verhüllt werden von einem Netze von Schlingpflanzen, welche sie wie ein vegetabilisches Spinnengewebe verdecken. Die Calamuspalme bildet einen Zaun wie von Pfählen, indem sie am Rande des Wassers gerade aufsteigt und wirksam den Zugang zu diesen feenhaften Wäldern zu verbieten scheint, während längs des Flußufers Reihen weißer Lilien wie Schildwachen dastehen, um zu bezeugen, daß die Grenze noch nicht überschritten ist.

Ueber das Klima am Kongo urtheilt der Verfasser besonnen und mit verständiger Unterscheidung der einzelnen Flußtheile. Natürlich brüten in den heißen Sumpfstrichen an der Kongomündung bösartige Fieber. Aber je höher man den Fluß hinan ins Berg- und Plateauland des Innern kommt, desto weniger gilt der bei uns so weit verbreitete und gläubig nachgesprochene Satz: das Tropenklima Afrikas frommt dem Deutschen, überhaupt dem Europäer nicht. Im Gegentheil steigt dort die Hitze nie so hoch wie an schwülheißen Julitagen in Deutschland. Zu Msuata am Kongo z. B., obwol nur $3^1/_2$ Breitengrade südlich vom Gleicher, fand unser Verfasser eine das ganze Jahr hindurch sich wesentlich gleich bleibende

Temperaturschwankung zwischen 31° C. um Mittag (selbstverständlich im Schatten) und 16° um 2 Uhr des Morgens. Selbst um Mittag ist es dort recht wohl möglich für den Europäer, im Freien zu verkehren, nur muß er den Kopf durch Helm und Sonnenschirm gegen die unmittelbare Bestrahlung schützen; mit bloßer Hausmütze angethan, hat allerdings schon mancher vom senkrechten Mittagsstrahl sich den Sonnenstich zugezogen. Selbst gegenüber dem Tropenfieber, erklärt unser Verfasser wie so viele erfahrene Reisende vor ihm, schirmt auch am Kongo eine allerwichtigste Vorsichtsmaßregel ausreichend genug: „Maß halten in allen Dingen!"

Sorglos, von der Cultur noch wenig berührt, aber auch keineswegs in abschreckender Wildheit, leben die verschiedenartigen Negervölker an diesem Abschnitt des Stroms. Tiefer gehende Gemüthsbewegungen kommen nicht über sie; seit unvordenklichen Zeiten haben sie ihr eintöniges Leben in ihrer Wälderheimat geführt, nur flüchtig geschreckt von Sorge oder Gefahr, nur augenblicksweise von Freude verklärt. Das Einerlei ihres täglichen Lebens malt recht hübsch das nachstehende Bild:

Vor der Dämmerung fangen sie an, mürrisch aus dem Schlaf zu erwachen und die erstorbene Asche des Feuers zu wärmender Glut anzufachen. Dann setzen sie sich auf ihre Fersen und kreuzen die Hände über die Schultern, um sich zu wärmen, weil der frühe Morgen die kälteste Zeit auch in Afrika ist; und während die Männer gähnen und sich die Augen vor der zunehmenden Helligkeit reiben, schmatzen die Weiber ihre Kleinen, schelten mit den größern Kindern und beginnen mit ihren Herren und Meistern dieses oder jenes unangenehme Thema zu verhandeln. Der Sonnenaufgang, die ewige Auferstehung, welche selbst die Thierseelen in der Natur erfreut, macht diesen verdrießlichen Erörterungen ein Ende. Die Weiber treten aus den Hütten, um ihre Nachbarn zu begrüßen und an ihre häuslichen Arbeiten zu gehen, die Männer setzen ihre Waffen und Jagdgeräthe in den Stand und schicken sich an, nach ihren Vogelschlingen und Fischfallen zu sehen, oder sie packen ihre Sachen für einen benachbarten Markt ein und wandern ihrer Bestimmung zu, bevor die Sonne hoch steigt. Nach dem Morgenessen gehen die Weiber aus, um ihre Felder zu bestellen, oder sie machen sich an eine Handarbeit, weben und fertigen thönerne Geschirre oder Hühnerkörbe für ihre Hennen und Küchlein. Um Mittag ruhen alle im Schatten der Verandas, rauchen Taback oder verbringen die schwülen Stunden mit Frisiren, Putz und freundschaftlichem Geplauder. Wenn die Sonne sinkt, wird irgendeine nützliche Arbeit wieder aufgenommen, und nach Sonnenuntergang, wenn die Männer zum Dorf zurückgekehrt sind, wird Palmwein getrunken und getanzt, und in Ermangelung andern Zeitvertreibs — wie z. B. das Verbrennen einer der Zauberei angeklagten Person — damit fortgefahren bis zu einer späten Nachtstunde, bis alle in recht heiterer Stimmung und unter lautem Gespräch sich zum Schlafen zurückziehen, um am andern Morgen jämmerlich und verdrießlich aufzuwachen.

2. Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. Von Oskar Lenz. Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 24 M.

Ausgesendet von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, hat der durch seine Forschungsreise im Auftrag derselben Gesellschaft am Ogowe bereits rühmlich bekannte Geolog und Geograph Oskar Lenz während der Jahre 1879 und 1880 das westliche Marokko bereist, den Atlas überstiegen, ist auf theilweise noch nie vorher durch einen Forscher betretenen Pfaden quer durch die westliche Sahara nach dem vielerstrebten und so selten von Europäern erreichten Timbuktu vorgedrungen und hat schließlich den Weg durch Senegambien heimwärts genommen.

Von dieser weiten und gefahrvollen Reise berichten die beiden gut ausgestatteten, auch mit lehrreichen Karten und Holzschnittbildern versehenen Bände seines Reisewerks.

Als das unter seiner mohammedanischen Regierung jetzt so jämmerlich daniederliegende Land Marokko von ihm durchmessen worden war, labte sich unser Forscher ein erstes mal an der ergreifenden Hoheit, ja Schönheit der gewaltigen Wüste:

Die Wüste ist schön, sehr schön, trotz der Hitze und der Dünen. Die ungeheuere Einöde hat etwas Gewaltiges, Erhabenes, wie der weite unendliche Ocean. Ein Sonnenaufgang in der Sahara oder eine milde Mondnacht daselbst sind von unbeschreiblichem Zauber, von großartiger Schönheit, und rufen Eindrücke hervor, die unverwischbar sind. Wer dann ausgestattet mit Empfänglichkeit für alles Große und Schöne in der Natur und beglückt ist mit einem leichtern Sinn, wen nicht die beständige Furcht vor etwaigen Gefahren befangen macht in der Betrachtung all dieser Herrlichkeit, der wird gewiß mit aufrichtiger Freude der in der Sahara verbrachten Zeit gedenken, dankbar einem freundlichen Geschick, welches ihn all diese Wunder bei gesundem Leib und gesunder Seele genießen ließ.

Der Höhepunkt der Reise war das Erreichen des Sehnsuchtsziels Timbuktu, dieser immer noch wichtigen Handelsstadt auf der Grenze von Sahara und Sudan, die freilich gegen früher an Handelsbedeutung, Einwohnerzahl und räumlichem Umfang abgenommen hat. Seit 27 Jahren, wo unser unvergeßlicher Heinrich Barth in Timbuktu weilte (in der Verkleidung als Moslim, um nicht den Fanatismus der Bewohner zu reizen), war kein Europäer hier gewesen.

Der 1. Juli des Jahres 1880 wird mir für immer unvergeßlich bleiben. Vielleicht wird man bald mit Dampfschiffen den Nigir befahren, wohin Eisenbahnen den Reisenden von der atlantischen Küste herbringen; dann wird man lächeln, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die Erreichung dieses Orts als ein schwer errungener Erfolg angesehen wurde. Rasch durcheilten wir die unfruchtbare Zone, welche die Stadt von dem Mimosenwalde trennt. Mauerreste und Schutthaufen deuten darauf hin, daß Timbuktu ehemals eine größere Ausdehnung besessen hat; zur Rechten sehen wir einen glänzenden Wasserspiegel mit Heerden von Rindern, Schafen, Ziegen, Eseln und Kamelen; dazwischen bewegen sich einzelne Gestalten, zur Stadt gehend oder von da kommend. Es ist eine Daia, ein Teich, wie sie für die nun folgende subtropische Sudanlandschaft charakteristisch sind. Wir nähern uns immer mehr der vollständig offenen, von keiner Mauer umgebenen Stadt; ein Trupp Menschen, zu Pferd und zu Fuß, kommt uns entgegen, meist dunkle Gestalten, mit verhülltem Gesicht und einige mit Speeren in der Hand. Wir wurden freundlich begrüßt und beglückwünscht zu der glücklichen Vollendung der Wüstenreise. Der ganze Zug bewegte sich nun durch eine Menge Straßen bis an das Haus des Kahia, gewissermaßen des Bürgermeisters des Orts. Die zahlreich in den

Straßen hockenden Negerweiber, welche Victualien erkaufen, begrüßten uns mit lautem Zuruf und jenem charakteristischen Geschrei, das man bei festlichen Gelegenheiten von ihnen vernimmt. Es drängte sich eine Masse Volks um uns herum, einige riefen, als sie mich erblickten: Jhudi (ein Jude), aber sonst kam nicht die geringste Störung vor. Nirgends begegneten wir den trotzigen und gehässigen Blicken irgendeines fanatischen Heiligen, wie es in Marokko vorkommt, oder jene Pöbelmassen, wie sie sich in Tarudant auf so unangenehme Weise bemerkbar gemacht haben.

Nur achtzehn Tage währte Lenz' Aufenthalt in Timbuktu. Trotzdem lernte er die ziemlich bunt zusammengewürfelte Bevölkerung der Stadt gut kennen, da ihm kein Tag verging ohne zahlreiche Besuche.

Unsere Zimmer oder die Terrasse waren oft voll von Menschen aus aller Herrn Ländern. Da sah man den reichen Händler aus Rhadames neben dem Tarki, dessen Litham (ein blaues Tuch) das Gesicht bedeckt, sodaß nur die Augen frei sind. Der maurische Kaufmann aus Marokko kam gemeinsam mit dem schöngewachsenen Fulbe, der mit seinem fanatisch-schwärmerischen Gesicht mistrauisch die Fremden betrachtet; Leute vom Senegal treffen hier zusammen mit den Bewohnern von Bornu, und unter den Negersklaven sind zahllose Volksstämme vertreten.

3. Europäische Colonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt. Berlin, Dümmler. 1884. Lex.-8. 1 M.

Wir irren gewiß nicht, wenn wir in dem ungenannten Verfasser dieser mit nationaler Begeisterung geschriebenen Broschüre unsern gelehrten berliner Ethnologen Professor Adolf Bastian vermuthen. Wenige Menschen verfügen so wie dieser über ein stets bereites, sich über alle Welttheile und Völker verbreitendes Wissen, und nie tritt es bei diesem rastlos thätigen Forscher in den Dienst selbstischer Interessen, immer vielmehr dient es der guten Sache, sei es wissenschaftlichem Fortschritt, sei es der Klärung großer wirthschaftlicher Fragen, wie nun bei uns über Erwarten schnell die Colonialfrage zu einer solchen geworden ist.

Der Verfasser warnt mit Recht vor der bedenklichen Verwirrung, in welche man im vorigen Sommer vielfach bei den überraschenden Nachrichten von den westafrikanischen Besitzergreifungen in Deutschland gerieth, indem man sich gern jede dieser deutschen Protectoratsküsten als hoffnungsvollen Saum eines unermeßlich großen und glückverheißenden Landraums für deutsche Auswanderung ausmalte, ohne zu bedenken, daß in so fieberreichen Bezirken wie dem Togoland an der Küste von Oberguinea oder in Kamerun der Deutsche kaum zeitweise im Stande ist auszuhalten, daß es dort ein stetes Ablösen geben muß sowol für die Kaufleute als für die Missionare, wenn wir nicht mit allzu großen Opfern an Menschenleben das Land cultiviren, seine Negervölker zu Gesittung und Arbeit erziehen wollen.

Der Verfasser hält uns den Spiegel der Geschichte vor. Er zeigt, wie die Niederländer einst eine wahre Jagd auf Küstenbesitz in Oberguinea unternahmen, hingegen in unsern Tagen froh waren, sich der Last entledigen zu können durch Abtreten ihres Besitzes an England. Vergessen sollte man dabei nur nicht, daß zwischen der Verwaltung jener niederländischen Colonien als echter Kronbesitzungen und der Handhabung unsers Reichsprotectorats an Küstenstrecken Westafrikas, deren wirthschaftlicher Erwerb für den deutschen Handel seitens unserer thatkräftigen Hanseaten eine vollendete Thatsache, aber nichts von unserer Regierung Gemachtes oder mit künstlichem bureaukratischen Apparat Weiterzuentwickelndes ist, daß zwischen jenem niederländischen Regieren und diesem deutschen Schutz ein gar großer Unterschied besteht.

Als Plantagenländer sind uns unsere neugewonnenen Tropencolonien von höchstem Werthe; es handelt sich nur darum, daß unter tüchtiger, sachkundiger Organisation des Plantagenbetriebs unser Großkapital das rechte Vertrauen faßt zu Veranlagungen in jenen so unendlich fruchtbaren Landen, um uns im Bezug unentbehrlicher Rohstoffe, wie Palmöl, Erdnüssen, Baumwolle, Kautschuk, Kaffee, wo möglich mit der Zeit unabhängig von nichtdeutschem Angebot zu machen und zugleich durch den Bau von Handelsstraßen in die Hinterländer unserer Küstenbesitzungen der heimischen Industrie ein unberechenbar weites, volkreiches Absatzfeld zu erobern.

Unser Verfasser erwähnt, anscheinend halb zustimmend, die Urtheile eines niederländischen Patrioten, der mit sarkastischem Hinblick auf Deutschland erklärt habe, es gar nicht so ungern zu sehen, „wenn der Nachbar von einer colonialen Epidemie ergriffen würde, denn für Holland könne es nur wünschenswerth sein, wenn auch gewisse andere Colonialstaaten de lusten, maar ook de lasten der Colonialpolitik empfänden, weil man dann in Europa eher vor ihnen Ruhe haben werde". Und dann heißt es von diesem freundnachbarlichen Mynheer weiter: „Allerdings wagt er nicht zu hoffen, daß die (vernünftigen) Deutschen etwa an Borneo oder Neuguinea für Colonialbesitz denken sollten, dann müßten sie mit Blindheit geschlagen sein."

Ja was wird der Biedermann denn heute von uns blinden Hessen halten? Heute, wo wir nach Hissen unserer Reichsflagge auf der Nordküste von Neuguinea im Begriff sind, uns mit den Engländern in die Hauptmasse dieser größten aller Tropeninseln zu theilen, um später vielleicht einmal den Niederländern den Westen derselben abzukaufen, mit dem sie aus Mangel an Volkskraft oder vielmehr aus Ueberfluß an Colonialbesitz im Malaienarchipel allerdings nichts anzufangen wissen!

Die „Times" sogar hat sich ja schon herbeigelassen, von den „zwei großen Colonialnationen", nämlich den Deutschen und den Engländern, zu reden. Unser Verfasser plaidirt mit warmen Worten am Schluß seiner Darlegung für das einträchtige Zusammengehen der beiden so nahe verbrüderten Germanenvölker, für Abthun der Eifersüchteleien, die sich beiderseits fühlbar machten, seitdem unsere Reichsregierung dem tiefbegründeten nationalen Drang nach Colonialbesitz thatkräftig Vorschub leistete:

> Als eins der unverkennbarsten Grundprincipien der Politik hat zu gelten, daß Deutschland und England zur Bundesgenossenschaft prädestinirt sind, zum Besten der Culturgeschichte im großen und ganzen, im kosmopolitischen Sinne, und daß kein schwererer

Schlag auf diese treffen könnte als eine dauernde Misstimmung dieser beiden Staaten, die in jedem Culturkampfe zusammenzugehen haben, die also historisch geeinigt sind für weit höhere Interessen als eines Colonialflecks auf dem Globus hier und da.

4. Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Von W. Roscher und R. Jannasch. Dritte verbesserte, vermehrte und zum Theil ganz neu bearbeitete Auflage von Roscher's Colonien. Leipzig, C. F. Winter. 1885. Gr. 8. 9 M.

Die ersten beiden Abtheilungen dieses Buchs bilden die dritte verbesserte und zeitgemäß erweiterte Auflage des 1848 zuerst erschienenen, anerkanntermaßen ausgezeichnetsten Werks über Colonien, verfaßt von unserm hochverdienten Volkswirthschaftslehrer Wilhelm Roscher in Leipzig. Die dritte Abtheilung („Deutsche Aufgaben in der Gegenwart") ist neu hinzugefügt und stammt aus der Feder eines der erfolgreichsten Vorkämpfer für Ausdehnung des deutschen Wirthschaftsgebiets über den ganzen Erdball, für rationelle, deutsch-colonisatorische Leitung unserer Auswanderungsbewegung, von Robert Jannasch.

Zeigen wir dem Leser d. Bl. durch wenige Proben, wie feinsinnig Roscher es verstanden hat, mit dem ihm eigenen weit umfassenden Blick das Wesen aller und jeder Colonisation zu erfassen, indem er die colonialen Thaten und Schicksale aller europäischen Völker vergleichend betrachtete, von der ersten colonialmächtigen Nation unsers Erdtheils, den Griechen, an bis auf die spanisch-portugiesische, die französische und die niederländisch-englische Gründung überseeischer Colonialbesitzungen.

Da, wo der Verfasser die Regel erörtert, daß in den Colonien gewöhnlich die Rohproduction lange allein waltet oder doch vorherrscht, Gewerbfleiß nur nächstliegenden Tagesbedürfnissen dient, feinere Waare lieber vom Mutterland, überhaupt aus alten Culturstätten bezogen wird, weil man zunächst nur darauf aus ist, das Neuland auszubeuten, um womöglich durch Raubbau recht schnell reich zu werden — da vergißt er doch die Ausnahmen nicht:

Sie lassen sich sämmtlich auf die eine große Ursache zurückführen, daß die Colonisten, von einem höher cultivirten Lande ausgegangen, ungleich mehr und feinere Bedürfnisse mit sich bringen, als sonst in dünn bevölkerten, überhaupt wenig cultivirten Gegenden üblich ist. Eine Colonie, selbst in ihren Anfängen, darf nicht mit dem Typus eines Adam, sondern eines Robinson verglichen werden. Das Fühlen eines Bedürfnisses und das Aufsuchen und Finden von Mitteln zu seiner Befriedigung läuft im ganzen und großen meistens parallel. Wir denken uns mit Tocqueville einen Reisenden in den Urwäldern von Amerika. Nachdem er einen ganzen langen Tag in der Wildniß umhergewandert ist, findet er sich am Abend plötzlich vor der Blockhütte eines Hinterwäldlers. Die Flamme des Herdes leuchtet durch die Wandritzen, das Laubdach knistert laut im Winde, kurz alles um den Bewohner ist roh und wild, nur er selber das Product einer achtzehnhundertjährigen Arbeit und Bildung. Er trägt das Kleid und redet die Sprache eines Städters; neben der Hacke liegt eine Bibel, eine Zeitung u. s. w. Muß nicht auch seine Oekonomie eine andere sein als die des Indianers? Je behaglicher sich der Colonist in seiner neuen Heimat fühlt, desto weniger mag er auf altgewohnte Bequemlichkeiten und Genüsse Verzicht leisten. Nun bietet ihm aber die junge Colonie außer den einfachsten Nahrungsmitteln und gröbsten Kleidungsstücken nichts. Kein Wunder also, wenn der auswärtige Handel für Colonien eine ganz unverhältnißmäßige Wichtigkeit besitzt, wenn ihr Ackerbau, überhaupt ihre Production ungleich mehr, als in alten Ländern üblich und rathsam ist, auf Exporte rechnet.

Rüstiger Schaffensdrang auf materiellen Gebieten pflegt im Leben aller Colonien zur Seite rationalistischer Prosa und Gefühlskälte zu wohnen. Der Verfasser sieht den Grund hiervon unter anderm in dem oft so äußerst bunten Gemengsel verschiedenster Nationalitäten auf dem Boden des Neulandes:

Die natürliche Folge solcher Mischung muß sein: große materielle Vielseitigkeit, Geriebenheit und Freiheit von nationalen Vorurtheilen, aber auch Gemüthlosigkeit: eine Bildung, wie man sie bei Handlungsreisenden, Gastwirthen, Dampfbootconducteuren findet. Selbst das gebildetste aller Colonialvölker, Neuengland, hat nach dem Zeugniß von J. G. Whittin kein Volkslied. „Unsere Bäche und Flüsse drehen Mühlräder und führen Flöße zu Thal wie die schottischen; aber keine Ballade, kein einfachstes Lied erinnert uns, daß Männer und Frauen auch an ihren Ufern sich fanden, liebten, auseinandergingen, daß unter jedem Dach in ihren Thälern Lust und Leid des Lebens empfunden wurde." Das Innerste und Heiligste, gleichsam das Herz einer jeden Nationalität, kann nur von dem eigenen Volk verstanden werden; nun pflegt die Mehrzahl der Menschen alles zu verhöhnen, was sie nicht versteht: kein Wunder also, wenn jeder seine eigentlichen Nationalgefühle soviel wie möglich zu verstecken sucht, sich ihrer schämt und nur das allgemein Praktische, Greifbare gelten läßt. Das ist dann freilich bei diesem gewaltigen Vorherrschen des Individuellen und Augenblicklichen für Träge der sinnliche Genuß, für thätige Menschen der wirthschaftliche Erwerb. Daher man „durch alles, was der Nordamerikaner spricht oder thut, deutlich das ewige Tiktak durchhört: mach Geld! mach Geld!" (F. Löher). Diesem to make money entspricht genau das Wort des colonialen Dichters Alkäos: χρήματα χρήματ' ἀνήρ (Geld, ja Geld macht den Mann!).

Dies ein paar Proben aus dem ersten Theil („Grundzüge einer Naturlehre der Colonien"), welchem im zweiten eine vortreffliche Darlegung der Hauptsysteme der neuern Colonialpolitik folgt nebst einem Schlußkapitel über deutsche Auswanderung. An letzteres schließt sich dann unmittelbar, ja nicht ohne kleine Wiederholungen (wenigstens hinsichtlich des statistischen Materials) der schon genannte von Jannasch herrührende Theil an, dem man bei seiner eminenten Bedeutung für die brennenden Tagesfragen recht viele Leser wünschen muß. Denn ohne jeden Beigeschmack Bamberger'scher oder Richter'scher, conservativer oder sonstiger Fractionspolitik wird uns hier die organische Nothwendigkeit dargelegt, vermöge deren der Aufschwung unsers modernen Wirthschaftslebens seit Aufrichtung eines starken, auch flottenmächtigen Reichs zur Colonialpolitik hindrängte, wird sodann jede der beiden streng voneinander zu sondernden Arten unserer nun zu beginnenden Colonisationen in klarer volkswirthschaftlicher Analyse vorgeführt: sowol die Ansiedelung vorwiegend ländlicher Auswanderer in Ackerbaucolonien als die Coloniegründungen zu Handels- und Plantagenzwecken, letztere vorzugsweise in Ländern mit Tropenklima, erstere in gemäßigten Erdstrichen.

Jannasch tadelt nicht mit Unrecht die Stellung, welche bei uns in Deutschland die Regierungen der Auswanderung gegenüber einnehmen, indem sie in der Regel nur Warnungsrufe ertönen lassen, sobald ihnen das unsern Auswanderungslustigen von auswärts gesteckte Ziel bedenklich für deren Fortkommen erscheint. Gewiß ist es sogar Pflicht der Regierung, dem schändlichen Gewerbe seelenverkäuferischer Auswanderungsagenten das Handwerk zu legen; aber in diese Kategorie fällt z. B. durchaus nicht der bis zur Stunde noch nicht aufgehobene preußische Regierungserlaß vom November 1859, der so bedenklich generalisirend vor Auswanderung nach Brasilien warnt, in dessen außertropischen Südprovinzen die Unserigen zu fast 200000 gerade seit diesem Erlaß eine so gedeihliche Stätte gefunden haben, daß man sagen kann, in gleicher Wohlhabenheit, gleicher Gesundheit und mit gleicher Forterhaltung des Deutschthums in Sitte und Sprache wie dort in Rio-Grande und Santa-Katharina leben die deutschen Ausgewanderten nirgends. Es fehlt bei uns noch die positive Leitung der bei unserer kräftigen Volksvermehrung doch nun einmal nicht zu hemmenden Auswanderung nach national förderlichen Zielen. Jeder wird billigen, was Jannasch hierüber sagt:

Schon aus allgemein culturpolitischen Gründen kann und darf es dem Staat nicht gleichgültig sein, ob die von ihm sich lostrennenden Elemente in einem fremden Lande durch fremde Völker und Rassen aufgesogen werden und die Eigenart des auswandernden deutschen Elements völlig zu Grunde geht. Diese Eigenart, welche durch Bewahrung von Sprache, Cultur und Sitte das mächtigste Mittel ist, allen vitalen Interessen und Bestrebungen eines Volks Geltung und Einfluß sowie Verständniß im Auslande zu verschaffen — eine Mission, welche im Jahre 1870 durch die Deutschen im Auslande in sehr wirkungsvoller Weise erfüllt worden ist — diese Eigenart bewahren zu helfen, ist eine sehr wichtige Aufgabe der Auswanderungspolitik.

Alfred Kirchhoff.

Poetische Uebersetzungen.

1. Ausgewählte Gedichte von Alfred de Vigny, übertragen von Johannes Karsten. Nebst einer biographischen Charakteristik. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 4 M.

Es wird in Deutschland so vieles schon gut Uebersetzte von neuem übersetzt, daß man Ursache hat, auf diejenigen besonders aufmerksam zu machen, welche sich an minder bequeme Aufgaben wagen. Das obige Buch verdient in diesem Sinn empfohlen zu werden. Es ist in demselben eine stattliche Anzahl werthvoller erzählender Gedichte des bei uns wenig bekannten französischen Dichters mit vielem Geschick in lesbare deutsche Gedichte umgeschmolzen worden, mit so vielem Geschick, daß man wünschen möchte, es gelinge dem Verfasser bei einer etwaigen dritten Auflage durch eine Ueberarbeitung auch noch die letzten Mängel zu tilgen. Ueber Alfred de Vigny hier einige kurze Notizen. Er ward am 27. März 1797 zu Loches in der Touraine geboren, kam schon in seinem ersten Lebensjahr nach Paris. Das gräflich de Vigny'sche Geschlecht führte seinen Stammbaum bis ins Mittelalter zurück, es war aber finanziell herabgekommen, und die Schicksale des Dichters selbst sind vielfach durch die Widersprüche beeinflußt worden, in welchen die Last eines hochansehnlichen Namens den häufig mit Entbehrungen kämpfenden Träger desselben versetzte. Anfangs Militär, obschon von schwächlicher Gesundheit, gab er diese Carrière bald auf. Sein Biograph sagt darüber: „Im Jahre 1819 warf er während eines Marsches von Amiens nach Paris auf der ganzen Strecke Blut aus und erbat sich von Zeit zu Zeit Milch an jeder ländlichen Besitzung am Wege. Er sagte niemand, wie sehr er leide, äußert aber bei diesem Anlaß: Erst nach dem Tode eines Soldaten glaubt man an dessen Krankheit; bei der Rückkehr von seiner Leiche bemerkt man beiläufig: «ihm scheint doch was gefehlt zu haben!» Solange er bettlägerig ist, verstellt er sich für seine Kameraden, um sich der Strenge des Dienstes zu entziehen. Befreit er sich gewaltsam von einem Dasein, das ihn zur Maschine machte, so beging er einen Subordinationsfehler. Wer ihn bedauert, wird ausgelacht. Diese Gleichgültigkeit steckt an.“ Derartige Ergebnisse der Auffassung seines Berufs bildeten sich bei ihm zu einem System aus, welches seinen idealen Ausdruck in einem spätern Werke fand, worin er durch drei, ihm nicht wieder nachgeschriebene Novellen von der Allmacht des militärischen Ehrbegriffs unwiderleglich überzeugt. Sämmtliche in letzter Zeit bei ihm zusammenwirkende Factoren: Erlebtes, angegriffene Organe, Zwang im Dienste ohne Aussicht auf Beförderung, verdüsterten seine Seele, die sich in ihrer gefaßten Würde in seiner ersten größern Poesie, „Im Kerker“, ausspricht. Der Fluch der Vereinsamung geistiger Größe war der Inhalt seines Lebens. Für die Gemiedenheit Gezeichneter auf diesem Gebiete, fand er in der Person des „Moses“ den typischen Vertreter, durch den er bei der entlegenen Ferne der geschichtlichen Perspective dem später von ihm weniger sorgsam vermiedenen Vorwurf der versteckten Selbstanbetung infolge des glücklich gegriffenen Stoffs diesmal noch entging. Am 22. April 1827 verließ de Vigny förmlich den Dienst, worin er bereits seit dem vergangenen Jahre nicht mehr activ gewesen war, und gewann nun Zeit, seiner eigentlichen Aufgabe zu leben. Von einer Dynastie, die ihn fortwährend unbefördert ließ, glaubte er keine Beförderung zu verdienen und sich fernerhin nicht aufdrängen zu dürfen, wo er sich entbehrlich vorkommen mußte. Seine von jeher zarte Gesundheit hatte er während seiner militärischen Laufbahn zugesetzt; und wenn der Geist in ihm noch in der schöpferischen Weise ausstrahlen sollte, die er sich vorbehalten

glaubte, so durfte er die Form weiter nicht nutzlos gefährden, mit der dieser geistige Inhalt verloren zu gehen Gefahr lief.

Sein historischer Roman „Cinqmars", seine Novellen und ebenso seine Dramen, darunter das sehr oft gegebene Trauerspiel „Chatterton", können hier nur flüchtig erwähnt werden. Johannes Karsten sagt über letzteres:

In Frankreich wirkte der englische Märtyrer seines Eigensinns trotz der von ihm in Scene gesetzten kleinen Listen, welche ihn heutzutage mit dem Strafgesetzbuch in prosaische Berührung bringen würden, so nachhaltig, daß unter der Wucht des Eindrucks einer Vorstellung Graf Maillé de Latour Landry der Akademie eine ansehnliche Summe einhändigen ließ, deren zweijährige Zinsen er für unbemittelte Schriftsteller bestimmte. Die deutschen Lorberbäume sind nicht so einträglich. Unter der Person des Quäkers, der in ruhiger Unangefochtenheit von den Vorgängen über Menschen und Dinge aburtheilt, wird man versucht, sich den Verfasser selbst als objectiven Beobachter vorzustellen. Schon am Morgen nach der ersten Aufführung wurde der damalige Minister des Innern, Herr Thiers, mit Bettelbriefen überlaufen, worin über Nacht aufgetauchte Chattertons im Weigerungsfall der Subsistenzmittel Tod auf Brod reimten, sodaß er mit dem Witz des Unmuths ausrief: „Dies alles müßte ich eigentlich Herrn de Vigny senden!" Den Hauptantheil am Erfolg hatte die Vertreterin der einzigen Frauenrolle im Stück, Madame Dorval, als Kitty. Auf diese schöne, der Liebe Alfred de Vigny's aber nicht würdige Schauspielerin ist das Gedicht „Simson's Zorn" zurückzuführen. Dreimal hatte Dalila ihn verrathen, dreimal hat er ihr verziehen. Jetzt hat sie ihm doch noch das Geheimniß seiner Kraft abgeschmeichelt, und auf seinen Knien zum Schein eingeschlummert wartet sie des Augenblicks, wo er einschlafen wird und dann ihrer Scheere verfallen kann. Warum ließ er sich das Geheimniß entlocken? Aus Lebensüberdruß — er will untergehen:

„Doch endlich bin ich matt. Es ist genug!
Mein Riesenkörper, welcher Säulen trug,
Die, Halmen gleich, mein Arm zusammenfaßt,
Trägt nicht die Seele mehr mit ihrer Last.
Nein, immer diese goldne Natter sehn,
Die Unentdecktes hält für ungeschehn;
Die als Besitz sich sicher nie behält,
Das Weib, dies kranke Kind, den Schmuz der Welt;
Und immer seinen Zorn zurückzudämmen,
Stets sich besiegen, die Gefühle hemmen,
Weil sie zerstörten, wenn sie sich verriethen!
Den Augen Sehn und Weinen stets verbieten:
Nicht länger trag ich's! Was ich einst gewesen,
Wird man in Splittern bald zusammenlesen.
Ich sagte das Geheimniß meiner Haare
An Dalila, damit sie's — nicht bewahre.
Wer meinen Tod mir meldet, macht mich frei
Und ist willkommen. Was erfolge, sei" —
So sagte Simson und verfiel in Schlaf;
Bis die herangeschlichne Schar ihn traf,
Die jedes Haar an ihm für Gold erstand
Von Dalila, ihn blendete und band.

Charakteristisch für seine Art, einen Gegenstand plötzlich in überraschender Weise abzuschließen, sind vor allem sein „Nachtwandler" und „Dolorida". In ersterm Gedicht ersticht Pollio, ein Römer, seine Gattin, indem er im Zustande des Somnambulismus sie für eine andere hält, mit der er heimlichen Umgang pflog, und die er, der Nachtwandler, laut der Untreue anklagt. Erst im Augenblick als er sein Weib erdolchen will, kommt der Name jener andern über seine Lippen und belehrt sie, die sich selbst einer Untreue bezichtigt wähnt, daß er eine Buhlerin zu tödten glaubt. Aber wozu jetzt leben?

„Verräther, welches Wort! Entsetzlicher Betrug!
Weil du mich hintergingst, hab' ich gelebt. Genug!
Triff diese treue Brust; erwache nie vom Wahn
An meinen Fehltritt — Weh!" — „Gott, was hab' ich gethan!"

Die Worte „an meinen Fehltritt" gehören zu den Uebersetzungsmängeln, die wol beseitigt werden möchten. Sie trüben vorübergehend die Klarheit des Schlusses.

Das Gedicht „Dolorida" ist eine Art Gegenstück zu dem Nachtwandler: der Ungetreue stirbt hier von der Hand der Gattin. Aber auch diese Wendung ist eine von dem Dichter sorgfältig aufgesparte Ueberraschung. Dolorida ist eine schöne, allbewunderte Spanierin, aber ihr junger Gatte hat begonnen, sie zu vernachlässigen. Eines Nachts wartet sie seiner Heimkehr. Endlich kommt er, aber halb todt; man wähnt ihn von einem Nebenbuhler verwundet. Er hat nur noch Zeit, sie um Verzeihung anzuflehen:

„Ich schwöre, schwöre vor dem Kruzifix
Vor mir, im Ernst des Todesaugenblicks,
Und könnt' ich meine Hände noch erheben,
So würd' ich meinem Schwure Nachdruck geben,
Ich schwöre, daß, von dir getrennt, indessen
Ich ferne war, ich deiner nie vergessen;
Ich schwöre, daß es Wahrheit, was ich künde!
Du standest zwischen mir und meiner Sünde.
Die That war Bruch der Pflicht, doch kein gemeiner;
Im Arm der Zauberin dacht' ich nur deiner,
Da jene fremden Gluten, die ich nährte,
Zum Sinnenrausch dein Seelenschmerz verklärte;
Vergib das Unterliegen in Gefahr,
Ich war verblendet, und bin zwanzig Jahr." —

„Hat sie gesehn heut, wie du leidest, weinst?" —

„Sie gab mich auf, wo du zu hoffen scheinst,
Und gibt mich frei; drum werde mir verziehn!
Bei deinem Namen hat sie aufgeschrien.
Ich weiß nicht, welche Martern mich durchschauern;
Ich rief nach dir, sie sah mich reuig trauern,
Daß ich erlag den rächenden Gewalten,
Bevor ich dein verzeihend Wort erhalten.
Ich will — was schlürfst du so bestürzt herab?" —

„Den Rest vom Gift, das ich dir gestern gab!"

Auf Pointen dieser Art sind aber nur wenige Gedichte der Sammlung angelegt; das erotische Element tritt in ihnen ungewöhnlich stark zurück; einige erheben sich in die Regionen religiöser Betrachtungen, ohne dabei an allzu herkömmliche Gedanken anzuknüpfen. So mag es sich erklären, daß der Kronprinz Max von Baiern, der Vater des jetzt regierenden Königs, als er mit den Gedichten Alfred de Vigny's bekannt wurde, nach einem Wege suchte, sich mit ihm in nähern Zusammenhang zu setzen. Hier dasjenige, was der Dichter darüber selbst zu Papier brachte. Die Sache datirt aus dem Jahre 1837, also aus dem

vierzigsten Lebensjahr de Vigny's und dem sechsundzwanzigsten des Prinzen:

Als ich nach einer durchgearbeiteten Nacht mich gegen Mittag erhob, kündigte man mir den Besuch des bairischen Gesandten Herrn von Jennison an. Er erwartete mich in meinem Salon und rückte bald nach meinem Eintritt mit der Frage hervor, die ihn herführte und ihn vielleicht schon länger beschäftigte. „Wollen Sie mir einen Dienst leisten?" — „Gern, wenn Sie ihn persönlich verlangen!" — „Der König von Baiern hat einen Sohn, 26 Jahre alt, der Thronerbe. Der Kronprinz wünscht mit Ihnen in Briefwechsel zu treten; würden Sie ihm antworten?" Ich schwieg einen Augenblick, dann erwiderte ich: „Was Sie von mir fordern, ist in der That ein Dienst, denn hätte der Tag 48 Stunden, für mich wäre er noch zu kurz. Unter einer Bedingung willige ich ein: unter der, daß weder jetzt noch in Zukunft der Prinz sich verbunden glaubt, mir seinen Dank jemals anders zu beweisen als durch einen Brief. Ohne diesen Vorbehalt wäre das Ganze nur ein Vertrag, ein Handel." Er unterbrach mich lebhaft, indem er meine Hand drückte: „Nein, es soll ein Dienst bleiben, ein Dienst, dessen Werth verstanden wird, und für den der Kronprinz Ihnen nichts Entsprechendes zu bieten vermag als seine Freundschaft." — „Bedenken Sie", fügte ich hinzu, „daß es nichts so Festes und Ausdauerndes gibt wie meinen Charakter. Lassen Sie sich nicht durch meine sanfte Stimme täuschen. Was ist eigensinniger als eine Taube? Ich kannte eine Taube, die man hätte tödten müssen, um sie von meinem Bette zu verjagen. Das Einzige, was mir den Zwang, über Dinge sprechen zu müssen, für die ich theilnahmlos geworden bin, erträglich machen kann, ist die Aussicht, in meinen alten Tagen — wenn mir alte Tage vorbehalten sind, woran ich zweifle — denken zu dürfen, daß ein junger König mir richtige Anschauungen über Frankreich und sein geistiges Leben verdanke. Da also von beiden Seiten ein reiner, ein selbstloser Wunsch vorliegt, möchte ich diesen Briefwechsel für nichts anderes gehalten wissen als den élan zweier Seelen, die den König und den Dichter in ihrem Verkehr miteinander vergessen. Unter dieser Auffassung willige ich ein." Andere Frage: „Geht der Gedanke von Ihnen aus?" — „Nein, von ihm selbst. Er hat Ihre Werke gelesen. Ebenfalls sein Vater, der König." — „Steht er bereits mit jemand anderm in brieflicher Verbindung?" — „Mit niemand!" — „Nun gut, ich werde antworten; aber, wohlverstanden, nur antworten! Sie wissen, in England, dem classischen Boden der Etikette, gibt der im Range höher Stehende zuerst seine Karte ab." — „Der Prinz wird auf alles eingehen, um Sie zum Freunde zu gewinnen und sich nach Ihnen zu bilden."

Was ist aus dieser Anknüpfung geworden? Das Vorwort sagt nichts weiter darüber. Vielleicht findet sich ein besser Eingeweihter durch Gegenwärtiges zu Mittheilungen bewogen.

Ein Jahr später schien es, als solle sich die dürftige Lage des Dichters ändern. Es starb der Vater seiner Frau, ein reicher Engländer; damit konnte ein langjähriger Proceß, den de Vigny im Interesse seiner Frau führte, möglicherweise zu günstigem Ende gedeihen. In dieser Hoffnung, die sich aber nicht erfüllt hat, schrieb er zwei Jahre später (der Proceß hat dreißig Jahre gedauert):

Mein Schachspiel mit dem Schicksal habe ich bisher immer gewonnen; zweimal entriß ich ihm meine todbedrohte Mutter. Mit einem Schwiegervater, der dreifacher Millionär ist, blieb ich fortwährend in gutem Einvernehmen, ohne dreizehn Jahre hindurch etwas von ihm zu erbitten und ohne Schulden zu machen. Bei allen Neckereien des Glücks habe ich klaglos gewartet, schweigend gelitten, geduldig gearbeitet. Was mir gelang, war das Beste, was ich geben konnte. Das Größeste, was mir gelungen ist, ist der Beweis durch mich selbst, daß man nichts zu sein braucht als Dichter, nichts zu haben braucht als Kenntnisse, um auf den Höhen der Menschheit für gleichberechtigt zu gelten, auch in Ermangelung eines beträchtlichen oder selbst nur mäßigen Vermögens. Heute hat das Schicksal die Würfel in der Hand; es schüttelt sie in Indien, es wirft sie in London. Was menschliche Klugheit vermag, habe ich pflichtschuldigst geleistet. Die einzige, mir noch erübrigende, ist die, gefaßt zu warten. Ich habe zu London meine Ansprüche erhoben. Das Recht wird über sie entscheiden!

Wird! Alfred de Vigny war es, wie erwähnt, jedenfalls nicht vergönnt, ein gedeihliches Ende dieses Rechtsstreits zu erleben. Wie wenig übrigens der Schwiegervater von der Bedeutung de Vigny's ahnte, erhellt daraus, daß, als der Lord eines Tags an der Tafel eines florentiner Hôtels mit einem Hauptvertreter der französischen Literatur zu Mittag aß und die Rede auf Schriftsteller in Paris gerieth, er die Aeußerung hinwarf: „Ich habe auch einen Schwiegersohn darunter!" Aufgefordert, denselben zu nennen, hatte er den Namen vergessen und rief, als ihm mehrere genannt wurden und der rechte kam, gleichgültig aus: „Der ist es!" Glücklicherweise war de Vigny Philosoph genug, um eine selbst nicht sorgenfreie Unabhängigkeit höher zu schätzen als Wohlleben und Glanz. „Arbeit adelt", schreibt er, „Arbeit ist schön! Sie gibt einen Stolz und einen Glauben an sich, den der erbliche Adel nicht gewährt. Gesegnet seien die Unglücksfälle, welche meine Ahnen um ihre Besitzungen in Beauce brachten, weil sie mir das Verdienst und den Verdienst des Tagelöhners ermöglichten, den er seiner Mutter bringt — heimlich und ohne daß sie die Quelle erfährt."

2. Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten mal deutsch von Wilhelm Storck. Sechster Band: Dramatische Dichtungen. Paderborn, F. Schöningh. 1885. 8. 5 M.

Die Uebersetzung der Werke von Camoens ist mit dieser Uebertragung seiner „Dramatischen Dichtungen" zu Ende; damit ist das hochverdienstliche Werk Wilhelm Storck's zum Abschluß gediehen. Die Anmerkungen, immer ein wichtiger Theil der Camoens-Uebersetzungen, nehmen nahezu ein Drittheil des Bandes in Anspruch. Es wird sich empfehlen, einiges zur Orientirung hier wörtlich anzuführen. Ueber die Echtheit der dem Camoens zugeschriebenen drei Stücke sagt Storck:

Die Echtheit der drei Camoens'schen Lustspiele hat niemand in Zweifel gezogen; sie tragen nicht so sehr, wie Bouterwek meint, den typischen Charakter des Zeitalters, sondern vielmehr die individuelle Physiognomie des Dichters; sie sind aber ganz und gar Camoens. Daß er mehr Dramen als die drei uns erhaltenen Stücke gedichtet habe, ist weder bekannt noch wahrscheinlich. Anweisungen zur Bühnenherrichtung fehlen in unsern Texten, wenn man von einigen wenigen Bemerkungen absieht. Da es keine öffentlichen Theater gab, sondern in Privathäusern gespielt wurde, so überließ man der Einbildungskraft wohlgewillter Zuschauer die Gestaltung des erforderlichen Schauplatzes. Zu beiden Seiten und vielleicht noch im Hintergrunde je eine Thür, das scheint unerläßliches Zubehör gewesen zu sein. Wahrschein-

lich übernahm Camoens, wie das auch andere Dichter thaten, die offenbar durchaus mühelose mise en scène, trat in dieser oder jener Rolle selber auf und gab den übrigen Darstellern, ohne Zweifel Gönnern, Freunden und Bekannten, die nöthigen Vorschriften mündlich. . . . Darum wird es des Dichters Schatten nicht beunruhigen, wenn der Uebersetzer, hoffentlich zum Vortheil des Lesers, das Vorfindliche weiter ausgeführt oder anders gestaltet, nicht selten Eigenes eingefügt, die Seenerie kurz angedeutet und der Schaubühne sogar eine erhöhte Lage und den üblichen Vorhang gegeben hat. . . . Die Mehrzahl der Personen in Camoens' Dramen redet portugiesisch; einige jedoch bedienen sich ausschließlich der spanischen Sprache. Für die letztere Erscheinung darf man die Ursache in Heimat und Stand oder Lage der redenden Personen suchen. Dabei läßt sich indessen nicht verkennen, daß als Sprache der feinern Bildung und Lebensart das Portugiesische gilt. Wer von den genannten Gesichtspunkten aus die drei Camoens'schen Dramen prüft, wird meines Erachtens für die Erklärung des einzelnen auf keine Schwierigkeiten stoßen. Man erwäge, daß in „Os Amph." einzig und allein der Bursche Sosea spanisch spricht und daher auch Mereur überall, wo er als Pseudo-Sosea auftritt. Daß Camoens hierdurch die komische Wirkung erhöhen wollte, steht außer Zweifel. In „El Rei Sel." bedienen sich blos der Arzt und dessen Bursche des Spanischen; die Aerzte waren, nicht mit Unrecht, damals verachtet. Den deutlichsten Beweis aber haben wir in „Filodemo": der Hirt und sein Sohn, der Rüpel, Spanier von Geburt, reden spanisch; aber die Pflegetochter Florimena, obwol unter spanischen Hirten aufgewachsen, ist Portugiesin nach Bildung und Sprache. Außerdem werden in die portugiesische Rede spanische Romanzenverse, Sprichwörter und Redensarten eingeflochten, entweder um sie dadurch besonders hervorzuheben oder um die damalige Umgangssprache nachzuahmen.

Unter Hinweis auf die in oberschwäbischer Mundart von Kapp versuchte Uebersetzung einer Anzahl portugiesischer und catalonischer Sonette und die wenig zweckentsprechende Wirkung dieser Art von Uebertragung setzt Storck die Gründe auseinander, welche ihn abhielten, seine Verdeutschung zwiesprachig zu gestalten, und gewiß that er recht daran.

Es würde zu weit führen, auf die weitschichtige Frage über die Umstände, denen die drei in Rede stehenden Stücke („Die Amphitryone", „König Seleukos" und „Filodemo") ihre Entstehung verdanken, hier näher einzugehen. Unter den Camoens-Specialisten bestehen darüber, wie über so manches ihn Betreffende, verschiedene Ansichten. Erwähnt sei jedoch, daß Storck die Annahme, „König Seleukos" sei ein Weihnachtsspiel, mit einleuchtenden Gründen entkräftet; ob es ein Polterabendscherz ist, wie er nachzuweisen versucht, wird für jetzt dahingestellt bleiben können. Wie der Uebersetzer sich die Sachlage denkt, mag hier erwähnt werden. In jener Zeit, als Camoens am königlichen Hofe als galanter Cavalier und gewandter Dichter geschätzt und bewundert wurde, trat er in enge Berührung zu hochgestellten und wohlbegüterten Familien. Zu diesen zählte auch die Familie Estacios da Fonseca, des Stiefsohnes des königlichen Haushofmeisters Duarte Rodrigues. Ein Kind dieses Hauses, so scheint es, feierte das Vermählungsfest. Reichthum und Stellung der Familie erheischten besondere Hochzeitsfestlichkeiten, weil ohne Zweifel Herren und Damen aus hohen und höchsten Kreisen theilnahmen. Zu diesen festas pelo casamento, wie sie damals nicht ungewöhnlich waren, wurde unserm Camoens — vielleicht drei Tage vor der Hochzeitsfeier — der willkommene Auftrag, ein Festspiel zu dichten. Als Stoff für das bestellte Auto wählte er jene absonderliche Begebenheit aus dem Leben des Königs Seleukus Nikator von Syrien, wie dieser seinem Sohne Antiochus I. Soter eine seiner Gemahlinnen, Stratonike, zur Ehe gibt. Was den Dichter bewog, gerade diesen Vorwurf für sein Stück zu wählen, war, nach Storck's Annahme, nicht blos die ganz äußerliche Beziehung, welche jenes hochzeitliche Begebniß zu der bevorstehenden Vermählung bot, sondern auch, mit Beziehung auf Camoens' Geliebte, die Palastdame Katharina de Ataide, und ihre Aeltern, die rückhaltlose Güte des Königs Selenkus, welcher durch die Verzichtleistung auf seine eigenen Wünsche den Herzensfrieden seines Kindes für nicht zu theuer erkauft hält. Zu dieser Annahme, sagt der Uebersetzer, bin ich um so mehr geneigt, je weniger ich der Vermuthung mich erwehren kann, daß Katharina und deren Aeltern unter den Zuschauern sich befanden und Camoens höchst wahrscheinlich, außer dem Schauspielunternehmer, den dichterisch begabten und zweikampflustigen Pförtner spielte. In diesem Falle würde man in verschiedenen Stellen unmittelbare Beziehungen auf des Dichters Liebesverhältniß erblicken dürfen. Nicht mit Unrecht, wie mich bedünkt, hält nämlich Braga dafür, daß dieses Auto dazu beigetragen habe, die böswillige Stimmung gegen Camoens zu verschärfen und den Entscheid über seine Verweisung aus Lissabon zu beschleunigen. Und Juromencha bemerkt: „Dieses Lustspiel mußte bei Hofe misfallen; wir wissen nämlich, daß König D. Manoel gegenüber seinem Sohne D. João III. nicht die Rolle des Königs Seleukus gespielt, sondern vielmehr die seinem Sohne verlobte Braut sich anvermählt hatte. Kaum ein halbes Jahr nach dem Ableben seiner zweiten Gemahlin, der Königin Dona Maria, welche am 7. März 1517 bei der Geburt des Infanten Dom Antonio gestorben war, ließ er ohne Vorwissen seines Sohnes um dessen Braut, Prinzessin Leonor, Nichte seiner beiden verstorbenen Gemahlinnen, Tochter König Don Felipe's I. von Castilien, Schwester Kaiser Karl's V., durch Alvaro da Costa werben und vermählte sich mit ihr gegen Ende des folgenden Jahres 1518. Nach dem Tode König Dom Manoel's (gest. 5. December 1521), drei Jahre nach seiner Vermählung mit der spanischen Prinzessin, verlangte die Bevölkerung Lissabons sowie der portugiesische Adel, unterstützt von Dom Jayme, dem Herzoge von Braganza, daß der junge König Dom Jaão III. (geb. am 6. Juni 1502) seine Stiefmutter und frühere Verlobte heirathen sollte. Unerhört wäre dieser Fall nicht gewesen. So hatte Judith, Karl's des Kahlen Tochter, welche im Jahre 856 den König Aethelwolf von England geheirathet hatte, nach dessen Tode mit seinem Sohne Edelbold, ihrem Stiefsohne, sich vermählt; sie verließ ihn jedoch später und nahm nach ihrer Heimkehr den Grafen Balduin den Eisernen oder

Eisenarm, ihren Entführer, zum Gemahl. Aber mit dem Ernst und dem Edelsinn, die Dom João III. als Kronprinz bei der Heirathsintrigue seines Vaters bezeigt hatte, wies er auch jene für uns kaum begreifliche Zumuthung zurück. Beziehungen und Hindeutungen auf diese freilich fast 25 Jahre zurückliegenden Vorkommnisse in Camoens' Auto zu suchen und zu finden, lag damals manchem vielleicht nahe, und Braga ist der Meinung, man habe in unserm Lustspiele eine Art von Censur darüber erblickt, daß König Dom João III. dem Ansinnen seiner Unterthanen nicht nachgegeben habe. „Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet", fährt Braga fort, „ist die Komödie «König Seleukus» eine der interessantesten in der portugiesischen Dramatik." Die Hypothese klingt in der That annehmbar genug. Vielleicht führt ein günstiger Zufall die Camoens-Forscher noch zu weitern Anhaltpunkten.

Man wird im übrigen gut thun, den Werth dieser drei Stücke nicht nach dem Umfange zu bemessen, den die Untersuchungen über ihre Entstehungszeit, ihre Textvarianten und zahllose andere Einzelheiten im Laufe der Zeit gewonnen haben. Was den Inhalt betrifft, so haben Plautus und Plutarch, wie schon die Titel erkennen lassen, zu den ersten beiden Stücken den Stoff hergeliehen. Ueber die Quelle des dritten Stücks ist bisjetzt nichts Bestimmtes ermittelt worden. Vielleicht erfand Camoens das Ganze selbst. Es handelt sich um zwei Kinder, welche eine dem väterlichen Hause mit einem portugiesischen Edelmanne entflohene dänische Prinzessin an der spanischen Küste gebar, nachdem sie allein dem Wellentode entgangen war. Das eine Kind, eine Tochter, wächst bei einem Hirten als Hirtin auf; das andere verläßt den Hirten, seinen Pfleger, und sucht sich in der Residenz eine Stellung zu erobern. Die Tochter seines Herrn, des Dom Lusidardo, verliebt sich in ihn, und der Sohn Lusidardo's verliebt sich wiederum in die Hirtin. Der fürstliche Ursprung der beiden Kinder kommt zu Tage, und Dom Lusidardo gibt den Wünschen des Doppelpaares nach. Wie in allen drei Stücken des Camoens Wortspiele im Geschmacke der ein Menschenalter später gedichteten Shakspeare'schen Lustspiele sich jagen, so fehlt auch neben dem Hirten im „Filodemo" nicht der Rüpel, und es empfiehlt sich wol zum Schlusse aus einem dieser Auftritte etwas mitzutheilen. Venardo, der Sohn Dom Lusidardo's, hat sich auf einer Jagd im Walde verirrt, und der Förster, welcher ihn sucht, trifft auf den Hirten und dessen Sohn.

Förster.

Kommt doch näher! was erschreckt ihr?

Hirt.

Was bedeutet dies Geschrei?

Rüpel

(hinter seinem Vater, dem Hirten, furchtsam hervorlugend).

Ja, der nennt sich nicht einmal;
Vater, bleibt! — sonst müßt Ihr bluten!

Hirt (den Rüpel zurückstoßend).

Narr!

Rüpel (den Alten am Aermel zupfend).

Der Kerl war hier im Thal;
Wißt Ihr noch? — Der uns den guten
Portugiesen-Esel stahl;
Thut Ihr, was er Euch befiehlt,
Bei Sanct Stoffel und Theresel!
Wird Euch übel mitgespielt,
Weil er dann Euch selber stiehlt;
Denn Ihr seid mehr — als ein Esel!

Hirt (sucht sich vom Rüpel loszumachen).

Laß mich los! er ruft mir zu.

Rüpel (hält ihn mit beiden Händen fest).

Nimmermehr! bei meiner Mutter!
Geht Ihr, geh' ich todt im Nu
Und bewein' Euch ohne Ruh':
Esel, Vater, Vieh und Futter.

Förster.

Kommt! Ihr fallt in keine Schlingen,
Falls ich nicht in Eure fiel.

Rüpel (zum Alten gewendet).

Hört Ihr? schlingen thut er viel
Und ist falsch vor allen Dingen.

(Dem Förster zurufend.)

Schlingt Ihr so mit Stumpf und Stiel?

Hirt (stößt den Rüpel mit Gewalt zurück).

Laß mich gehn! was hat's für Noth?
Sahst du mich denn je erschrocken?

Rüpel

(nimmt rasch ein Stück Brot aus seinem Sacke und reicht es dem Alten).

Geht Ihr, sucht ihn anzulocken
Erst mit diesem Stückchen Brot;
Hunde sänftigt solch ein Brocken.

Hirt (dem Förster näher tretend).

Gnad' Euch Gott! was sollen diese
Lärmerei'n in Flur und Tann?

Förster.

Ach, ich such' in Wald und Wiese,
Ob vielleicht ein Portugiese
Hier verweilt — ein Edelmann.

Rüpel (hinter dem Alten halbversteckt).

Edelmann aus Portugal?
Zu Befehl! den kann ich machen.

Hirt (zum Rüpel sich umwendend).

Tölpel du, schließ deinen Rachen!

Rüpel (mürrisch zum Alten).

Ihr verderbt mir überall,
Vater, all die schönsten Sachen;
Nein, bei Gott! die andern sind
Auch von keiner andren Hube,
Und das gleiche Los gewinnt
Dreselchen, der Rinderbube.

Hirt.

Halt das Maul! Bist selbst ein Rind.

Rüpel.

Gut, ich schweige; doch gewinnen
Werd' ich bald was Ihr versagt.

Hirt (zum Förster sich wendend).

Herr, nun sprecht, wie's Euch behagt;
Dieser Bursch ist nicht bei Sinnen,
Was mich schier zu Tode plagt.

Der Förster erzählt dann, wie Venadoro abhanden kam, und entfernt sich endlich mit den Worten:

Förster.

Wohl, so geh' ich; Eil' ist noth.
Schütz' Euch Gott in jeder Weise!
(Er geht nach links ab.)

Hirt (dem Förster nachrufend).

Gott verhüte, was Euch droht!

Rüpel.

Und verleih' uns Trank und Speise —
Das ist besser — Brei und Brot! —
(Vor den Alten tretend.)
Aber hört, ich kann's beeiden:
Dort im Thale — daß Ihr's wißt —
(den Alten nach rechts umdrehend)
Geht, von edler Art, bescheiden
Und bedacht, ein Esel weiden;
Möglich, daß der recht' es ist.

Hirt.

Schweig und geh, zumal für jetzt!

Rüpel.

Geh . . .

Hirt.

Und schweig doch! hörst du, Stöffel?
Fragst ja wie der dümmste Töffel!

Rüpel (heiter aufhüpfend).

Geh zum Mahl? — ach! ungenetzt
Blieb mir lange schon der Löffel.
(Hirt und Rüpel gehen nach rechts ab.)

Robert Waldmüller.

Neue Romane und Novellen.

1. Kraftkuren. Realistische Novellen von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 6 M.
2. Die Erbtante. Roman von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1885. 8. 8 M.
3. Ihr Roman. Erzählung von E. Juncker. Berlin, Janke. 1885. 8. 5 M.
4. Carola. Roman von Hesba Stretton. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. Autorisirte Ausgabe. Gotha, F. A. Perthes. 1884. 8. 4 M. 60 Pf.

Es gibt Schriftsteller, gute und sehr fähige, welche hübsche literarische Arbeiten in unerschöpflicher Fülle liefern, stets eine Menge origineller Einfälle und Gedanken haben, aber in einer nie endenden Verlegenheit um geeignete Titel sind. Ein guter Titel ist ja ein Drittel des Erfolgs; ein gutes Werk mit unpassendem, dem Ohre schlecht klingendem Titel bedarf, um sich bei der Lesewelt einzubürgern, viel längere Zeit als ein nicht besseres, das aber den Vorzug eines angenehmen und die Neugierde erregenden Titels besitzt. Jene bedauernswerthen Schriftsteller sind, wenn sie ein neues Werk vollendet haben, stets in der bedauernswerthesten Lage: das Erscheinen desselben verzögert sich oft um Wochen, denn der Verleger — oder handelt sich's um einen Dramatiker, der Bühnenleiter, dem das Stück eingereicht ist — will nicht eher an die Veröffentlichung gehen, bis der Verfasser einen ansprechenden Titel gefunden. Allen bekannten Berufsgenossen wird die Verzweiflung geklagt, keiner vermag zu helfen, dem Autor macht der kleine Umstand beinahe mehr zu schaffen als die ganze Arbeit, und in der Regel ist es der Zufall, der endlich das erlösende Wort bringt. Ganz im Gegensatze zu diesen steht eine Klasse von Schriftstellern, die zahlreicher ist, als man vielleicht glauben möchte, welche stets eine ganze Reihe der prächtigsten, „packendsten" Titel auf der Pfanne hat, denen aber jahraus, jahrein die Bücher, beziehentlich die Werke zu denselben fehlen. Sie quälen sich oft wochenlang um eine „Idee", ein Sujet, das zu einem ihrer schönen Titel einigermaßen passen möchte, denn den letztern wollen sie nicht um alle Welt verfallen lassen. Nach vergeblichem Suchen schreiben sie dann, um nur ein Ende zu machen, gewöhnlich ein Werk zu dem schönen Titel, das für denselben paßt wie ein pariser Rock für einen unserer neu gewonnenen Landsleute in Kamerun, und der uneingeweihte Leser fragt sich nach der Lektüre des Buchs oft staunend, aus welcher Veranlassung denn eigentlich der Verfasser seinem Werk einen Titel gegeben, der gar nichts mit dem Inhalt desselben zu thun hat? Man glaube nicht, daß ich hier etwa nur von solchen Schriftstellern spreche, die, wie Narciß sagt, keine sind, die von wer weiß was leben, nur nicht von Schriftstellerei: ich könnte aus meiner Erfahrung hier Namen vom besten Klang nennen, denen es also ergangen ist. Aber ich habe ein näher liegendes Beispiel: ich möchte zehn gegen eins wetten, daß das erste der oben angeführten Bücher auf die geschilderte Weise entstanden ist, und dasselbe rührt doch von einem Schriftsteller her, der, wenn er auch nicht zu den namhaftesten gehört, schon durch einzelne seiner frühern Werke, namentlich das ein gewisses Aufsehen erregende „Dies irae" Spuren und Beweise eines höchst eigenartigen und beachtenswerthen Talents gegeben hat. „Kraftkuren. Realistische Novellen" von Karl Bleibtreu (Nr. 1), dazu ein die Neugier spannendes Motto aus Rückert: wer erwartete von einem solchen Buche nicht Außerordentliches? Erzählungen von kunstvollem Aufbau, welche in jeder Zeile modernes Leben athmen, vielleicht das Treiben der verschiedensten Kreise der heimatlichen Großstadt schildern, in denen nichts von falschem Idealismus, nichts von Phantasterei, nichts Backfischmäßiges, kurz nichts von jenen Elementen enthalten ist, welche die moderne Unterhaltungsliteratur für einen Mann von Bildung ungenießbar machen? Wer griffe nicht willig und eifrig zu solch einem seltenen, lang vermißten Buche! Aber wer die „Kraftkuren" mit diesen Hoffnungen aufschlüge, würde gar arg enttäuscht sein.

Er fände darin einige recht nette und anschauliche Skizzen aus dem londoner Leben, eine Beschreibung des Derby-Tages, der Windsor-Parade, so etwa wie sie das Feuilleton einer größern Zeitung bringt, die aber nimmermehr werth sind, in Buchform der Ewigkeit überliefert zu werden, alsdann einige herzlich schlechte Gedichte mit Schilderungen nordischer Landschaften und Gefühlsäußerungen beim Anblick derselben in etwas ungelenker Form, und einige größere Novellen, welche theils im norwegischen Hochland, theils in London, theils auf der See spielen. In einer derselben handelt es sich um die Bekehrung eines blasirten Lords zur Arbeit, zu neuem Leben, in der zweiten um die Geschichte einer Dame aus der londoner Halbwelt, in der dritten wieder um eine Bekehrung, um die eines Realisten, eines praktischen Engländers zum Glauben an Gott, an das Ideale, natürlich, wie üblich, durch Vermittelung eines idealen Mädchens. Die Motive sind alle nicht neu, ihre Durchführung indeß bisweilen recht geschickt, bisweilen ans Groteske streifend. Wer soll dem Autor glauben, daß der Engländer und das Mädchen, das er liebt, während eines Schiffsbruchs, während sie zwischen Leben und Tod in den Körben der Maste hängen, wohin sie sich gerettet, über die Existenz Gottes philosophiren? Die Bekehrung hätte als eine viel innerlichere dargestellt werden müssen. Sonst ist einzelnes, wie die Schilderung des Schiffbruchs selbst, trefflich gelungen, und diese Einzelheiten berechtigen zu der Hoffnung, daß der Autor künftighin sich von solcher Buchmacherei fern halten und uns wieder wie früher ganze Werke und in den Werken ganze Menschen geben werde.

Der Roman „Die Erbtante" von Johannes van Dewall (Nr. 2) ist jedenfalls aus seinem Nachlasse publicirt worden. Bei Lebzeiten hätte ihn der Verfasser in dieser Gestalt schwerlich herausgegeben. Man sollte doch recht vorsichtig in der Herausgabe nachgelassener literarischer Werke sein. Es ist ein Irrthum, zu glauben, die Pietät gebiete die Veröffentlichung jeder Zeile, die ein verstorbener namhafter Autor geschrieben; sie gebietet weit öfter die Unterdrückung so manches später aufgefundenen Werks. Der einzige Grundsatz, nach dem in solchen Fällen verfahren werden muß, ist der, zu fragen: Hätte der Autor, wenn er noch kurze Zeit lebend geblieben wäre, die Publication selbst besorgt? Bei der „Erbtante" glaube ich, wie gesagt, dies bezweifeln zu müssen. Dewall, der feine Kenner des modernen Lebens, der in seinen Romanen nie der Unwahrscheinlichkeit Spielraum ließ, sondern sich in allen Dingen der strengsten Realität befleißigte, wählt hier zur Heldin ein junges blühend schönes Mädchen, das, durch eine Erbschaft reich geworden, aus Indien zurückkehrt, ihre Verwandten, die sich früher herzlos gegen sie gezeigt, in der Weise auf die Probe stellt, daß sie bei ihnen mittels Verkleidungen und Schminke als die verstorbene alte Erbtante aus Indien auftritt. Dieser Vorwurf, der höchstens eine episodische, humoristische Behandlung vertragen hätte, ist hier ernsthaft behandelt und auf zwei Bände ausgedehnt, sodaß der Glaube an seine Wahrscheinlichkeit arg erschüttert wird. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß „Die Erbtante" kein lesenswerthes Buch sei. Kann man seine Phantasie so weit steigern, sich jene Komödie als möglich zu denken, so wird man an der Erzählung selbst Gefallen finden, denn sie ist flott und leicht geschrieben und geschickt aufgebaut. Die bestgezeichnete Figur ist, wie immer bei Dewall, ein junger Offizier, und die Schilderungen aus dem Leben der ärmern Offiziere gehören zu den vorzüglichsten Partien des Buchs.

„Ihr Roman" (Nr. 3) — nein, das ist ein Irrthum; „Ihre Idylle" müßte sie heißen, die kleine Erzählung E. Juncker's: so unschuldig, so harmlos ist alles, was in derselben vorgeht. Mann und Frau entdecken am Hochzeitstage, daß sie sich ineinander getäuscht haben; sie führen eine Zeit lang eine Ehe, die in Wahrheit nur eine Scheinehe ist, nur um die Welt zu täuschen, gewinnen sich aber im Laufe derselben wirklich lieb. Der Roman ist nach einer Novellette Feuillet's bearbeitet. Was der geistreiche Franzose auf einen knappen Raum zusammendrängt, wo er den Leser mehr errathen läßt, als er ihm verräth, das hat E. Juncker oft mit unendlicher Weitschweifigkeit dargestellt, da hat sie Scenen breit ausgesponnen, die in zehn Worte zu fassen gewesen wären. Unsern deutschen Schriftstellern fehlt noch immer die Fähigkeit, geistig zu condensiren, welche die französischen und russischen Schriftsteller, in erster Linie Turgenjew, besitzen, das Vermögen, durch einen einzigen andeutenden Zug in der Seele des Lesers die anschauliche Vorstellung einer psychologischen Entwickelung oder einer ganzen Persönlichkeit hervorzurufen. Wer, wie die meisten deutschen Erzähler, dem Leser durchaus alles sagen, ihm die Entwickelung seiner Fabel und seiner Gestalten bis ins kleinste darlegen will, der langweilt nicht nur, sondern beleidigt geradezu den Leser, indem er ihm die Fähigkeit nicht zutraut, selbst mit dichterischer Phantasie die Gestalten in voller Plastik zu erblicken und sich in ihre Seelenthätigkeit zu versenken. Nichts schmeichelt, nichts gefällt dem Leser mehr, als wenn der Autor ihn gewissermaßen zum geistigen Mitschöpfer des Werks macht, ihm überläßt, sich gewisse Vorgänge im Innern seiner Helden selbst zu erklären. Durch ein solches Verfahren erzwingt er auch eine weit größere Aufmerksamkeit beim Leser, während man dem weitschweifigen, alles erklären wollenden Erzähler meist nur halbe Beachtung schenkt. Freilich dürfen die seelischen Wandlungen nicht willkürlich, nicht unmotivirt sein, das anscheinend Schwunghafte darf nur in der Darstellung, nicht im Seelenproceß selbst liegen; der Autor muß seinen Leser zwingen, ihn zu controliren, aber dieser darf ihm nie mistrauen, nie von ihm getäuscht werden, sonst entzieht er ihm sein Interesse. Man kann unsern Schriftstellern nie genug das unablässige Studium Turgenjew's empfehlen, er ist für den Erzähler, was Shak-

speare für den Dramatiker, die Hochschule der Technik. Aus einzelnen seiner Werke, z. B. aus „Rauch", ließe sich eine ganze Technik des Romans entwickeln.

Es gibt Leute, welche durch nichts in ihrer Ueberzeugung wankend gemacht werden können, daß wir in Deutschland neben so vielen guten noch lange nicht genug schlechte Romane besitzen, daß nicht deutsche Schriftsteller allein das Recht haben, unser Lesepublikum zu langweilen, sondern daß es nöthig sei, auch noch aus dem Auslande Morphium und Chloralhydrat in Romanform herbeizuschaffen. Zu diesen Leuten gehört Auguste Daniel. Weshalb sie Hesba Stretton's „Carola" (Nr. 4) übersetzt, dürfte schwer zu begreifen sein. In dem ganzen Roman ist nicht eine ergreifende Scene, nicht eine interessante Figur. Ich habe alle Hochachtung vor der echt christlichen Milde und Frömmigkeit Carola's, ich würde, wenn ich ihr im Leben begegnete, den Hut vor ihr bis auf die Erde ziehen, im Roman aber kehre ich ihr den Rücken, weil sie mich zum Sterben langweilt. Mag sich die fromme Carola noch so sehr darüber entsetzen, in unserer unvollkommenen Welt ist es nun einmal nicht anders, als daß die Tugend uns verehrungswürdiger, die Sünde uns interessanter erscheint — wenigstens im Roman.

Konrad Alberti.

Deutschland in England.

Deutschlands Pioniere in London. Ein Wegweiser und Rathgeber für Deutsche in England und speciell in London. Von Heinrich Dorgeel (Dr. H. Geehl). Berlin, Janke. 1883. 8. 4 M.

Der Verfasser, welcher seit Jahren in der britischen Metropole lebt und schon früher ein Buch über „Die deutsche Colonie in London", sowie ein „Jahrbuch der Deutschen in England" herausgegeben hat, erwirbt sich durch das vorliegende Werk ein neues Verdienst um die Kenntniß deutschen Lebens in der Fremde. Ist dasselbe, vom literarischen Standpunkte betrachtet, auch kein Meisterwerk, so gibt ihm doch die eminente Nützlichkeit ein Anrecht auf die Anerkennung aller Betheiligten. Referent, der die einschlägigen Verhältnisse genau kennt, muß gestehen, daß Geehl dieselben richtig schildert, und wenn sein Buch die wünschenswerthe Beachtung findet, so kann es manches Dasein vor dem Untergang retten.

Im deutschen Leben an der Themse ist das Hauptübel: es kommen zu viele Deutsche nach London und England. Vor allem die germanische Wanderlust, der Kosmopolitismus der Deutschen, sodann die falsche Ansicht, daß in der größten und reichsten Stadt der Welt jedermann, der etwas gelernt hat, sein Fortkommen finden müsse, endlich die ganz richtige Meinung, daß ein Aufenthalt in der geschäftigen Metropole des Welthandels für den jungen Kaufmann nützlich sei und seinen Gesichtskreis erweitere: all diese Umstände haben eine Uebereinwanderung zur Folge, die sich bitter rächt. Viele Tausende von Deutschen, die, ohne es nöthig zu haben, ihre Heimat verließen, um leichtsinnigerweise hier ihr Glück zu versuchen, haben diesen Schritt ihres Lebens bitter bereut, denn sie haben oft weder Brot noch ein Nachtlager, oder sie müssen ihren frühern Beruf aufgeben, aus Lehrern und Beamten Handwerker und Fabrikarbeiter werden und sind nur zu häufig noch froh, ein erbärmliches Dasein fristen zu können und ihre frühere Behaglichkeit mit einer menschenunwürdigen Sklaverei vertauschen zu dürfen, wenn sie es nicht vorziehen, zu Bettelbrüdern oder gemeinen Schwindlern und Betrügern herabzusinken, die das Ansehen des deutschen Namens empfindlich schädigen und eine ständige Rubrik im „Gerichtssaal" der londoner Presse bilden. Der gut organisirte und groß angelegte communistische Arbeiterbildungsverein zieht viele einwandernde Deutsche an sich; allen kann er indeß auch nicht helfen.

Es ist ganz schön und erfreulich, daß die deutsche Colonie an der Themse so groß ist, daß die londoner Deutschen so ziemlich zusammenhalten, daß der deutsche Geist und die deutsche Kunst dort so viel Anklang finden und daß deutsche Jünglinge im Studium der Verhältnisse dieses hochinteressanten Landes Anregung und Belehrung suchen; doch es ist auch ein Aber dabei. Nach Amerika wandern zumeist mehr oder minder bemittelte Bauern aus, nach England aber kommen gewöhnlich die Mittelklassen. Heldenthum, Waghalsigkeit und Märtyrerthum mögen ganz anerkennenswerth sein, allein wenn sie im großen betrieben werden, hören sie auf schön zu sein, und wir halten es für die heilige Pflicht jedes Menschenfreundes, in der deutschen Presse mehr als bisher darauf hinzuarbeiten, daß der Strom der Auswanderung nach England gehemmt werde. Wer zu Hause eine anständige, ihn nährende Beschäftigung hat, bleibe daheim, es sei denn daß er genügende Geldmittel besitzt, um dort mindestens ein halbes Jahr auszuhalten und, falls er keine Beschäftigung findet, wieder zurückzureisen. Es ist das besser, als sich auf die Wohlthätigkeitsanstalten zu verlassen, die beim besten Willen nicht allen Ansprüchen genügen können. Hoffentlich sind diese Bemerkungen im Stande, einige deutschlandmüde, englandsüchtige Jünglinge von ihrem leichtsinnigen Vorhaben abzubringen! Geehl erwirbt sich ein großes Verdienst, indem er auf diesen Punkt sehr ausführlich eingeht.

Wir haben soeben von Wohlthätigkeitsvereinen gesprochen. Im Punkte der philanthropischen Anstalten für Deutsche wird in London wirklich Bedeutendes geleistet. Schon vor 66, beziehentlich 77 Jahren wurden zwei Vereine gegründet, die noch jetzt die Unterstützung nothleidender Deutscher und Oesterreicher in ausgedehntem Maße betrei-

ben; wir meinen die Deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaft und den Verein zur Unterstützung bedürftiger Ausländer. Anläßlich der Goldenen Hochzeit des deutschen Herrscherpaares erfolgte auf Anregung des Baron Schröder die Begründung des den Namen Kaiser-Wilhelm-Stiftung führenden Waisenhauses, das bereits funfzehn Kinder beherbergt. Dieselbe Anzahl ist in einem andern deutschen Waisenhaus untergebracht, das mit der londoner deutschen katholischen Kirche im Zusammenhang steht. Zur lutherischen Georgskirche gehört eine Armenkasse, aus welcher kleine Pensionen an altersschwache oder arbeitsunfähige Gemeindemitglieder gezahlt werden. Von hohem Werthe und in der Zukunft zu noch segensreicherer Wirksamkeit berufen sind die Schutzasyle, wo deutsche Erzieherinnen und Dienstmädchen gegen das denkbar geringfügigste Entgelt gut wohnen, essen und Stellen zugewiesen bekommen, ohne gewissenlosen Agenten in die Hände zu fallen. Beide Anstalten werden von den höchsten englischen Kreisen reichlich mit Spenden bedacht; das Heim für Gouvernanten, mit dem eine Krankenkasse verbunden ist, verdankt seine Entstehung den Bemühungen des Vereins deutscher Gouvernanten. Auf ähnlicher liebevoller und praktischer Grundlage beruht die Deutsche Herberge für Männer; sie arbeitet mit Verlust und bewahrt viele vor den Gefahren, denen Fremdlinge in diesem Themsebabylon anfänglich ausgesetzt sind.

Die wichtigste aller deutschen Wohlthätigkeitsanstalten Londons ist das Deutsche Krankenhaus in der nordöstlichen Vorstadt Dalston. Die Gründung erfolgte im Jahre 1845 durch die eifrigen Bemühungen des Dr. Freund aus Prag, und seither haben über eine halbe Million Kranke daselbst Hülfe gefunden. Sie besitzt drei Abtheilungen für auswärtige Patienten — davon eine im Ost-, eine im Westende der Stadt — und hat im letzten Jahre einundzwanzigtausend Leidenden ärztlichen Rath und Medicamente unentgeltlich zutheil werden lassen, während ins Hospital selbst 1700 Personen aufgenommen wurden, darunter, wie stets, viele Engländer, wogegen sich nicht leugnen läßt, daß die Engländer zur Erhaltung der Anstalt vielleicht ebenso viel beitragen wie die Deutschen. Vor zwei Jahren konnte in Verbindung mit dem Hospital ein neues Krankenheil eröffnet werden, von dem man sich viel verspricht.

Auch in der Fremde verleugnen die Deutschen nicht ihre Vorliebe für gesellige Gemüthlichkeit und gemüthliche Geselligkeit. Demgemäß ist das deutsche Vereinswesen in London hochentwickelt. Die hervorragendsten Vereine sind: der auf großem Fuße angelegte Turnverein mit vier Unterabtheilungen (Literarische Abtheilung, Dramatischer Club, Gesangverein und Singsangclub), der drei Turnlehrer besoldet; der Verein zählte am 31. December des verflossenen Jahres 1004 Mitglieder, darunter nur 300 Deutsche, die übrigen sind Engländer oder auch anderer Nationalität. Man sollte denken, in einem Lande, wo die körperlichen Uebungen so hoch angesehen sind, müßten sich genügend einheimische Turnvereine gebildet haben; und doch ist das nicht der Fall. Wollen die Engländer regelrecht turnen lernen, so müssen sie zu den Deutschen kommen; es fehlt ihnen an Geräthschaften zu einer systematischen Ausbildung. Ferner das Deutsche Athenäum für Kunst und Wissenschaft, dem die Elite der deutschen Colonie, die angesehensten Künstler, Literaten, Gelehrten und Kaufleute angehören; und der seit fünfundzwanzig Jahren bestehende Männergesangverein Liederkranz. Außerdem aber gibt es nicht weniger als zwanzig kleinere Vereine und Clubs, die alle die Beschaffung von harmloser und nützlicher Unterhaltung: Gesang, Musik, Theater u. s. w., sowie von allerlei andern Annehmlichkeiten und Vortheilen bezwecken. Eine nicht geringe Rolle spielt dabei der ebenso gute wie billige Mittagstisch und der unentgeltliche Unterricht in der englischen Sprache. Daß auch die Pflege von Gesang, Musik und Theater, der Bestand von Lesecirkeln, das Aufliegen deutscher Blätter von Nutzen sind, liegt auf der Hand. In materieller und moralischer Hinsicht liegt ein besonderer Werth dieser Vereinigungen namentlich auch darin, daß sie geeignet sind, ihre Mitglieder vom Besuche der berüchtigten englischen Wirthshäuser abzuhalten. Nicht gering anzuschlagen ist die vom nationalen Standpunkte aus wichtige Thatsache, daß sie zur Erhaltung des Zusammengehörigkeitsgefühls in hohem Grade beitragen und Sammelpunkte bilden, die Tausenden den Aufenthalt im fremden Lande versüßen und sie mit der Heimat fortwährend in unmittelbare Berührung bringen. Man braucht übrigens nur an die verzweifelt strenge londoner Sonntagsfeier zu denken, um die Bedeutung der deutschen Vereine zu würdigen.

Im ganzen vereinigten Königreich dürfte es kaum weniger als eine Viertelmillion Deutsche, Deutsch-Schweizer und Deutsch-Oesterreicher geben. Steht diese Zahl schon im Gegensatz zu der aller übrigen in England vertretenen ausländischen Nationalitäten — und welche wären in London nicht vertreten? — so gilt dies auch von der Thatsache, daß sich speciell in London die Deutschen nicht, wie alle andern Fremden, vornehmlich in einem gewissen Viertel ansiedeln, sondern in der ganzen Stadt: die Armen zumeist im Osten, der Mittelstand im Norden, Nordosten und Süden, die Reichen im Westen und Nordwesten. Den besten Beweis für diese Thatsache liefert der Umstand, daß sich deutsche Schulen und Kirchen in allen Gegenden Londons finden. Von den zehn deutschen Kirchen gehören neun den Protestanten, eine den Katholiken; die letztere steht im Ostende; von den erstern sind zwei im Norden, zwei im Westen, zwei im Süden, drei im Osten, was zugleich zeigt, daß die armen Elemente in der hiesigen deutschen Colonie vorwiegen. Vier der Kirchen sind lutherisch, ebenso viele evangelisch und eine methodistisch. Mit der Sydenhamer Gemeinde — in der Nähe des Krystallpalastes — ist seit sechs Jahren ein Frauenverein verbunden, der sich die Aufgabe gestellt hat, für arme Deutsche innerhalb des genannten Bezirks zu sorgen, namentlich auch durch Weih-

nachtsbescheerungen. Durch den mit der St.-Georgskirche in Verbindung stehenden Frauenverein werden jährlich etwa hundert Kinder mit neuen Kleidern versehen.

Das deutsche Preßwesen treibt in London reiche Blüten. Seitdem im Jahre 1845 die erste „Deutsche Zeitung" begründet wurde, hat es immer einige deutsche Blätter gegeben, doch sind alle bald wieder eingegangen. Nur die vor einem Viertelsäculum durch Gottfried Kinkel begründete „Londoner Zeitung" oder „Hermann" hat sich bislang erhalten. Ein zweites Blatt, „Londoner Journal", das seit 1878 wöchentlich erschien, verwandelte sich 1884 in ein „Tageblatt", das aber nach wenigen Monaten einging. Bei einer so zahlreichen deutschen Bevölkerung ist selbstverständlich auch kein Mangel an deutschen Schulen. Es gibt vier große Volksschulen, eine Bürgerschule für Knaben und eine höhere Töchterschule. Daß die Zahl dieser Unterrichtsanstalten keine größere ist, rührt daher, daß die meisten Deutschen ihre Kinder in englische Schulen schicken.

Ueberhaupt lebt sich der Deutsche gar rasch in die englischen Verhältnisse ein, wenigstens in der Regel. Manche gehen hierin leider allzu weit. Sie möchten gern ihre Abstammung verleugnen und für Eingeborene gelten. Sie lesen nur englische Blätter, geben vor, ihre Muttersprache vergessen zu haben, meiden die Gesellschaft von Landsleuten und würden sich schämen, öffentlich mit einem solchen gesehen zu werden. Aber sie foppen nur sich selbst, denn kein Engländer würde sie einen Augenblick für Engländer halten; sie erreichen nur, daß die Eingeborenen sie ob ihrer Nachäfferei verachten und verlachen. Andererseits zählt die londoner deutsche Colonie bedauerlicherweise viele Mitglieder, namentlich „Frischlinge", die in das entgegengesetzte Extrem verfallen, alles nach deutschem Maße zu messen, sich über alles ihnen Neue und daher Ungewohnte zu belustigen und über Land und Leute sinn- und gedankenlos abzuurtheilen. Wie thöricht! Solche Chauvinisten sollten doch bedenken, wie vieles die Deutschen von den Engländern lernen könnten, ganz abgesehen davon, daß die letztern jene so freundlich aufnehmen und durch ihre thatkräftige Unterstützung und ihr lebhaftes Interesse das Zustandekommen zahlreicher wichtiger deutscher Anstalten in London ermöglichten, die sonst nie ins Leben getreten wären.

Wenn wir sagen, daß der Engländer dem Deutschen freundlich entgegenkommt, so meinen wir damit die einflußreichen, bessern Kreise. Weit weniger beliebt ist der Deutsche bei den mittlern und untern Klassen der londoner Bevölkerung und zwar aus denselben Gründen, die ihn den höhern Ständen empfehlen. Er ist nämlich fleißiger, genügsamer, intelligenter und mäßiger als der Durchschnittsengländer, kann sich daher mit geringern Gehältern oder Löhnen begnügen und macht somit dem Briten in vielen Erwerbszweigen empfindliche Concurrenz. Wie in Californien den Chinesen, so werden dort den Deutschen ihre Tugenden aus Brotneid als Fehler angerechnet. Im großen und ganzen läßt sich sagen, daß der Deutsche persönlich nicht beliebt ist, wohl aber das Deutschthum. Besonders gesucht, andererseits der Concurrenz wegen gefürchtet, sind deutsche Comptoirbeamte, Kellner, Schullehrer, Musiker, Bäcker und Uhrmacher; am größten ist wol die Anzahl der Comptoiristen, Kellner und Musiker, so groß, daß gar viele beschäftigungslos bleiben; das letztere gilt in noch höherm Grade von Erzieherinnen, Schulmeistern und Musiklehrern. Sehr angesehen sind die deutschen Musiker. Die deutsche Musik spielt im englischen Kunstleben eine maßgebende Rolle; die großen deutschen und österreichischen Componisten, Virtuosen und Sängerinnen sind hier ebenso zu Hause und bekannt wie daheim, und mehrere der bedeutendsten hier ansässigen Musiker sind eingewanderte Deutsche. Sogar die englische Nationaloper ist in den Händen eines Deutschen, Karl Rosas, und bislang sein Monopol; sonst werden Opern hier nur in italienischer oder deutscher Sprache aufgeführt. Auch der Musikunterricht an englischen Schulen und in englischen Familien wird zumeist von Deutschen ertheilt, wie denn auch die meisten Kellner und Bäcker Londons Deutsche sind. Schließlich aber hat alles seine Grenzen; Ueberfülle thut nie gut; viele müssen hungern.

Wir könnten noch gar vieles an der Hand des Geehl'schen Buchs mittheilen, allein wir wollen durch die vorstehenden Mittheilungen unsere Leser zum Lesen der für jeden Deutschen interessanten Schrift „Deutschlands Pioniere in London" anregen.

Leopold Katscher.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Saturday Review", Nr. 1526, werden anerkennend besprochen: „Wie Rußland europäisch wurde. Studien zur Culturgeschichte" von Ernst Freiherrn von der Brüggen, und „Geschichte des Wahlrechts zum englischen Parlament im Mittelalter" von L. Rieß, wobei es von letzterm heißt: „seine Ansichten werden ohne Zweifel viel Aufmerksamkeit erregen und verdienen dies auch durch die Geschicklichkeit, mit welcher sie dargestellt sind."

Ueber Gustav Biedermann's „Philosophie der Geschichte" sagt dasselbe Blatt: „Dieser erste Band eines Werks von noch unbestimmtem Umfange besteht theils aus Geschichte, theils aus Betrachtungen. Die Geschichte ist im allgemeinen genau, die Betrachtungen gewöhnlich richtig; doch ist nicht leicht zu verstehen, wie sie zusammen eine Philosophie der Geschichte bilden können. Das Werk, welches innerhalb einiger wenigen Seiten von einem Zeitraume zum andern schweift und mit großen Namen in der Geschichte und Philosophie um sich wirft, wie ein Gaukler mit seinen Bechern und Kugeln spielt, setzt eine so beträchtliche Kenntniß der Geschichte beim Leser voraus, daß es wol nur von solchen verstanden werden kann, für die es entbehrlich ist."

Zu der Schrift „Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von R. M.

Werner", bemerkt das Blatt, die Briefe der Gräfin berechtigten sie, der großen Zahl von Frauen angereiht zu werden, für welche Goethe eine innige Hochachtung hegte, obgleich man dies nur aus der allgemeinen Wärme des Tons entnehmen könne. Der Inhalt sei im ganzen unbedeutend und interessire hauptsächlich blos insofern, als er Goethe's Anhänglichkeit an die Kaiserin von Oesterreich beweise und ihn in den engen Beziehungen zur feinen Gesellschaft zeige, die er in seinen spätern Jahren gepflegt hat.

„Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart" von O. Plümacher gibt Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Die Erörterung des Pessimismus als eines praktischem Systems ethischer Philosophie verliert viel an Interesse bei der Betrachtung, daß sein einziges logisches Ergebniß nie zur Ausführung gebracht werden kann. Wären Pessimisten im Ernste, so würden sie das Schlachtfeld gänzlich den Optimisten überlassen; ihr Verbleiben auf demselben, wenn auch nur als trauernde Barden oder revolutionäre Brandstifter, ist ein Beweis, daß ihre Grundsätze sich ihrer nicht sehr bemächtigt haben. Plümacher's geschichtlicher Ueberblick bestätigt unabsichtlich diese Ansicht, indem er nachweist, daß beinahe sämmtliche hervorragende Männer, die als scheinbare Begünstiger des Pessimismus angeführt werden können, sich schließlich auf die eine oder andere Weise vor Verzweiflung retteten, am häufigsten durch Anrufung der Religion, um das gestörte Gleichgewicht der Philosophie wieder herzustellen."

Ueber „Korfu. Eine ionische Idylle" von Ferdinand Gregorovius heißt es: „Der Titel dieses zierlichen Büchleins über Korfu könnte einen Roman oder ein Gedicht von der Art erwarten lassen, von der Gregorovius selbst und Paul Heyse uns so anmuthige Beispiele gegeben haben; doch handelt es nur von der idyllischen Schönheit der Insel, welche die homerischen Legenden von Alcinous und den Phäaken zu rechtfertigen scheint."

„Geschichte der italienischen Literatur" von Adolf Gaspary wird als Ideal einer durchaus nützlichen Einführung bezeichnet, die eine Mittelstellung zwischen einem erschöpfenden Werke über den Gegenstand und einem Handbuch für Studirende einnimmt. „Die Anmerkungen beweisen, daß der Verfasser mit der neuesten Entwickelung der Forschung auf dem Gebiete der ältern italienischen Sprache und Literatur Schritt gehalten."

Ueber „Die Kreuzfahrer. Erzählung aus dem 13. Jahrhundert" von Felix Dahn sagt das Blatt: „Der Schauplatz dieses neuesten Romans Dahn's, der indessen bereits vor dreizehn Jahren begonnen worden, ist theils nach Syrien, theils nach Deutschland verlegt. Zwar sind weder die Handlung noch die Charaktere kräftig genug, um irgendwelchen tiefen Eindruck hervorzubringen, demungeachtet ist die Erzählung lebendig, geräuschvoll, anregend und um so belebter, als sie fast gänzlich in Gesprächsform gehalten ist. Das letzte Kapitel, welches die Sandhügel der Ostseeküste beschreibt, beweist, daß der Verfasser nicht nur dramatische Begabung, sondern auch bedeutendes Schilderungstalent besitzt."

„Neue Gedichte" von F. H. O. Weddigen und „Gedichte" von Martin Greif werden zusammen angezeigt. Sie besitzen die Vorzüge der Einfachheit und Melodie, heißt es; ihr Hauptgebrechen sei der in der deutschen geringern Lyrik gewöhnliche, Mangel an Vorwurf, der an Bathos und Gemeinplatz grenze oder mehr als grenze. Greif verdiene zwar diesen Tadel weniger, doch seien viele seiner besten Dichtungen bloße Nachklänge seiner Vorgänger.

„«Ruben. Ein moderner Roman» von Heinrich Laube, ist eine hübsche Erzählung, etwas altmodisch im Stil, wie man es bei dem Alter des Verfassers erwarten konnte. Die Moral derselben ist die sehr verständige, daß es viel besser für eine österreichische Mutter sei, ihre Tochter mit einem achtbaren und hochgesinnten Juden zu vermählen als mit einem italienischen Abenteurer, der mit den Irredentisten in Verbindung steht und weder Charakter noch Geld besitzt."

Bibliographie.

Andreae, Percy, der Held. Schauspiel. Oldenburg, Schulze. 8. 2 M.

Billitzer, A., Bekehrt Euch! Eine Dichtung. Wien, O. Frank. 8. 1 M. 50 Pf.

Brockhaus, F., Nikolaus Falck. Eine akademische Gedächtnissrede. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1884. Gr. 8. 60 Pf.

Caro, C., Am Herzogshof. Trauerspiel. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Diesterweg, M., Auf feuriger Erde. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Dincklage, E. v., Lieb' und Länder. Nationale Erzählungen. Illustrirt von E. Roeber und E. Kämpffer. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 6 M.

Ebbinghaus, H., Ueber das Gedächtnis. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Engelmann, M., Die Kunst im Verhältniß zum Naturalismus. Leipzig, Th. Grieben. 1884. 8. 30 Pf.

Der Forst und das Waldhaus in Wohldorf. Eine Hamburgensie von *_*. Mit einem Vorwort von C. Borsum und einer Specialkarte. Hamburg, Jenichen. 8. 1 M.

Genée, R., Die Klausnerin. Schauspiel. Berlin, Deubner. 8. 2 M.

Grothe, H., Die Hauptmomente der wirthschaftlichen Entwickelung Russlands. Berlin, Luckhardt. 1884. Lex.-8. 1 M.

Herrig, H., Der dicke König. Ein Gedicht. Berlin, F. Luckhardt. 8. 4 M.

Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung. Köln, Bachem. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Holls, F. W., Franz Lieber: Sein Lebeu und seine Werke. Vortrag. New York, Steiger u. Comp. 1884. Gr. 8. 2 M.

Immergrün, K., Alexis. Drama. In freier Bearbeitung für die Bühne von W. Buchholz. Mit einem zu diesem Drama componirten Männerchor von Mendelssohn-Bartholdy. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 20 Pf.

Israel, S., Eine Forschungsreise nördlich des Congo am Kwilu-Niadi im Auftrage Stanley's. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M.

Keller, L., Die Reformation und die älteren Reformparteien. In ihrem Zusammenhange dargestellt. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 6 M.

Knorr, Josephine Freiin v., Sommerblumen und Herbstblätter. Gedichte. Wien, Rosner. 12. 2 M. 40 Pf.

Die deutsche Kolonialpolitik. 1stes Hft.: Deutschland in Afrika und in der Südsee. Actenstücke der deutschen Kolonialpolitik mit 1 orientirenden Karte. Leipzig, Renger. Gr. 8. 2 M.

Pohle, J., Die Sternwelten und ihre Bewohner. Eine wissenschaftliche Studie über die Bewohnbarkeit und die Belebtheit der Himmelskörper nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaften. 1ster Thl. Köln, Bachem. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Pötzl, E., „Jung-Wien". Allerhand wienerische Skizzen, hochdeutsch und in der Mutterspracb'. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Lou, H., Im Kampf um Gott. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Ludwigs, F., Clodwig. Historisches Schauspiel. Mit Gesangchören und Klavierbegleitung, komponiert von F. Koenen. Düren, Hamel. 12. u. hoch 4. 2 M. 20 Pf.

Mannsberg, P., Aus dem Nachlasse eines Kraft-Genies. Eine kritische Studie. Berlin, Kamlah. 8. 80 Pf.

Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland von Th. v. Bayer*. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten.. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Riehl, W. H., Freie Vorträge. 2te Sammlung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Roeber, F., Sophonisbe. Tragödie. Iserlohn, Bädeker. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Romundt, H., Grundlegung zur Reform der Philosophie. Vereinfachte und erweiterte Darstellung von Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 5 M.

Schlack, E., Das eiserne Kreuz oder Ahnen und Enkel von Paris. Militärisches Festspiel. Berlin, Liebel. 8. 75 Pf.

Schmidt, L., Zur Geschichte der Langobarden. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schubin, O., Ein Frühlingstraum. Novelle. Augsburg, Reichel. 1884. 8. 2 M.

Seeber, J., Ein fliegend Blatt. Gedichte. Brixen, Weger. 8. 2 M.

Siemens, Sir W., Die Erhaltung der Sonnen-Energie. Eine Sammlung von Schriften und Discussionen. Aus dem Englischen übersetzt von C. E. Worms. Mit 6 in den Text gedruckten Holzschnitten und 1 lith. Tafel. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Klassisches Vergißmeinnicht. Lichtstrahlen und Leitsterne vornehmlich aus dem Schatze der deutschen Litteratur. Für alle Tage des Jahres. Bielefeld, Helmich. 1884. 32. 1 M. 20 Pf.

Vischer, O., Die Enkelin. Schauspiel. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Warschauer, O., Der König von Zion. Ein Beitrag zur Geschichte der Gütergemeinschaft. Vortrag. Leipzig, Fock. 1884. Gr. 8. 50 Pf.

Weddigen, F. H. O., Neue Gedichte. Kassel, Kleimenhagen. 8. 3 M.

Herzog Wilhelm von Braunschweig. Ein Lebensbild des entschlafenen Fürsten, nebst Hinblick auf die Zukunft Braunschweigs. Mit Porträt. Braunschweig, Sattler. 8. 80 Pf.

Zabel, E., Literarische Streifzüge durch Rußland. Berlin, Deubner. 8. 3 M. 50 Pf.

Zschech, F., Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Vortrag. Hamburg, Voß. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. G. Schanz, Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. Gr. 8. 517 Seiten. 12 M.

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. Gr. 8. X u. 532 Seiten. 7 M. 50 Pf.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Gr. 8. 1 M.

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. Gr. 8. 8 M.

Lening, Fritz, Drei Weihnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8. 5 M. — Eleg. geb. 6 M.

Schack, A. F. Graf v., Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8. 3 M. — Eleg. geb. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Kongo.

Reise von seiner Mündung bis Bolobo.

Nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes.

Von

H. H. Johnston.

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die Kongofrage steht gegenwärtig für Politik und Volkswirthschaft im Vordergrunde des Interesses. Sehr zur Zeit kommt somit das Johnstohn'sche Reisewerk, da es, ein Führer am Kongo, von den charakteristischen Zügen des grossen Stroms wie von allen bei der europäischen Colonisation in Betracht kommenden Verhältnissen eine überaus klare Vorstellung gibt. Wer irgend den Colonialbestrebungen Deutschlands seine Theilnahme zuwendet, wird nicht umhin können, sich mit dem gehaltreichen Werke bekannt zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Korfu.

Eine ionische Idylle.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. Cart. 1 M. 80 Pf.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 48 bis 54.

Deutscher Reichstag. — Völkerrechtliche Beziehungen der Proceßgesetze. — Zum Falle von Chartum. — Die Halbirung der Geschwornenbank. Von R. Heinze. (I/II.)

Giordano Bruno. Von M. Carriere. — Rom, Wien und Neapel während des spanischen Erbfolgekrieges. Von Professor Dr. A. Horawitz. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (I/III.) — Handbuch der Gletscherkunde von Albert Heim. Von E. Richter. — Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte. Von Dr. H. Simonsfeld. (I/III.) — Ein englischer Rechtsgelehrter über die Grundlagen des Völkerrechts. — Peter Christen Asbjörnsen. (Nekrolog.) Von K. Maurer.

Widersprüche in der Begründung der Getreidezölle. — Versicherungswesen in Preußen. — Die großbetriebliche Tendenz der modernen Production. — Die Productionskosten des Getreides. — Californische Weine. — Zum Börsensteuer-Gesetzentwurf. — Geschäftliche Jahresberichte: Bayerische Hypotheken- und Wechselbank. — Bayerische Notenbank. — Oesterreichische Eisenbahnstatistik im Jahre 1883.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

TIMBUKTU.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan

ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880

von

Oskar Lenz.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.

Die Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Lenz war von ausserordentlich günstigen Erfolgen für die geographische Kenntniss begleitet, welche allgemein das grösste Aufsehen erregten. Seine nun vorliegende Schilderung des Verlaufs der Reise sowie der von ihm durchreisten, theilweise noch unerforschten Gebiete Innerafrikas wird daher hochwillkommen sein, um so mehr, als sie in sehr ansprechender Form und mit zahlreichen Illustrationen und Karten versehen dargeboten wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 12. März 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Das Heldenthum im modernen Roman. Von Bruno Walden. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — Erzählungen und Novellen. Von Alfred Friedmann. — Vermischte historische Literatur. Von Hans Prutz. — Neue Blüten der Lyrik. Von Hans Mindwitz. — Populär-medicinische Literatur. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Das Heldenthum im modernen Roman.

Der Sprachgebrauch, der die Hauptpersonen eines Romans als die Helden desselben bezeichnet, entspringt dem Bedürfniß, in ihnen höherstehende, über ihre Umgebung hinausragende Persönlichkeiten zu sehen. Und wie getreulich spiegelt das Heldenthum im Roman die Wandlungen in der jeweiligen Zeitströmung ab! Betrachtet man die Romanhelden und Heldinnen verschiedener Epochen und Nationen, so liefern sie nicht allein einen ganz interessanten Beitrag zur Völkerpsychologie, sie illustriren zugleich die mannichfache Anschauungsweise, die verschiedenartigen moralisch-ästhetischen Anforderungen jeder Epoche. Welch ungeheuerer Abstand zwischen dem Romanhelden, der unsere Urgroßmütter bezauberte, und jenem, der heute das Interesse unserer jungen Damen fesselt. Sir Charles Grandison würde mit seiner ritterlichen Förmlichkeit der modernen Lesewelt unerträglich langweilig dünken, und die Damen, die er einst entzückte, würden entsetzt geschaudert haben, wäre ihnen eins der haltlosen verlotterten Genies, die sich heutzutage so großer Beliebtheit erfreuen, als Held präsentirt worden.

Der Begriff dieses Heldenthums unterliegt eben auch der Mode. In Kriegszeiten stellt die persönliche Tapferkeit alle andern Vorzüge gänzlich in den Schatten, während in Friedenszeiten die Ritter vom Geiste jene vom Schwerte in den Hintergrund drängen. Nach den Franzosenkriegen mußte der richtige Romanheld sein Blut fürs Vaterland vergossen haben, und sollte es ein ganz besonders hinreißender sein, so mußte er Lützow's wilder verwegener Reiterschar angehört haben. Sodann erfreuten sich die Professoren, die edeln Aerzte und ästhetische Dichter vorherrschender Beliebtheit, bis die revolutionäre Bewegung das demagogische Element: den Verschwörer und politischen Märtyrer, effectvoll in den Roman einführte. Der Feldzug von 1870—71 hat den Offizierstand neuerlich wieder bei uns zu Romanehren gebracht, und unter einem Dutzend moderner Romanhelden hat sicher mindestens einer bei Gravelotte gefochten. Bei den Franzosen und Engländern spielt der Kriegerstand jederzeit eine Rolle in der schönen Literatur, da ihre Colonialpolitik oder, wie sie es salbungsvoll nennen, ihre Bestrebungen, die Segnungen der Civilisation und des Christenthums in ferne Welttheile zu tragen, das Geschäft des Blutvergießens bei ihnen zu einem permanenten macht. Grafen und Fürsten sind bei allen Nationen und zu allen Zeiten Lieblingshelden der Autoren wie der Leser. Bei unsern transrhenanischen Nachbarn aber ist es weniger der Aristokrat von Geburt als der vollendete Weltmann, der sich zum Romanhelden eignet. Seine Tournure ist wichtiger als sein Wappen, und eine excentrische Mode, die er aufgebracht, gilt mehr als eine Ahnenreihe. Jenseit des Kanals ist es der Gentleman, der, unabhängig vom blauen Blute, den Vorrang im Heldenthum des Romans einnimmt. Dieser Gentleman ist nur zur Hälfte ein moralischer, zur andern Hälfte mehr ein fashionabler Begriff. Die erstere Hälfte, welche makellose Ehrenhaftigkeit bedeutet, würde nicht hinreichen, jemand zum Gentleman zu stempeln, der sich z. B. des Vergehens schuldig machte, seinen Fisch mit Hülfe des Messers zu verzehren. Muß auf eine Begriffshälfte verzichtet werden, so wird eher die erstere geopfert. Die Deutschen sind weniger krittlich, was die Manieren ihrer Romanhelden anlangt, ja sogar geneigt, eine gewisse Unmanier als Genialitätserforderniß und Männlichkeitsbeweis zu betrachten.

Eine ganz besondere und höchst bemerkenswerthe Wandlung des Romanhelden hat sich jedoch in der Neuzeit voll-

zogen. Sie tritt gleichzeitig und nahezu gleich sehr in der deutschen und der französischen Literatur zu Tage. Welches Standes und Charakters der Romanheld auch sein mochte, eins war ehedem absolut erforderlich, ihn zu dieser Würde zu erheben: er mußte durch irgendetwas über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinausragen. Es mußte nicht eben durch eine Fülle an Tugenden sein — darin wieder machte sich stets der Zeit- und Nationalgeschmack geltend —, der Bösewicht im großen Stil, oder namentlich ein von unbegrenzter Leidenschaft wie von einem Dämon Beherrschter, wie andererseits ein Mann, der alles kalt berechnendem Ehrgeiz unterordnete, ja auch der grausam rücksichtslose Egoist konnte ebenso wol als Romanheld fungiren wie ein durch ethischen Werth imponirender Charakter oder der Träger einer großen Idee. Immer aber mußte es eine starke Natur sein, die sich in der einen oder andern Weise offenbarte. Anders heutzutage.

Das Kennzeichen des modernsten Romanhelden ist seine absolute Haltlosigkeit. Farb- und marklos, ein Schwächling vom Wirbel bis zur Sohle, wird er geschoben und gedrängt, statt sich selbständig zu bewegen, und das Berufsmotto jenes französischen Criminalrichters: Cherchez la femme! findet auf all sein Thun und Lassen Anwendung. Die Bezeichnung „Held" erscheint für ein derartig passives Individuum als Ironie und sollte entsprechender etwa durch „Mittelpunktsfigur" ersetzt werden.

Dieser Umschwung ist zum Theil auf einen Rückschlag des frühern belletristischen Heroencultus zurückzuführen. Das künstlerische Streben, die Lebenserscheinungen in potenzirter Form darzustellen, war häufig über das Maß des Wahren, Naturmöglichen hinausgegangen. In dem Bemühen der Autoren, die Menschen übermenschlich zu gestalten, geriethen sie ihnen mitunter, ja häufig unmenschlich. Das Uebermaß und die Ausschließlichkeit im Guten und Bösen ließ die Helden mehr Caricaturen ähneln. Der dem Menschen innewohnende Wahrheitssinn wie der gute Geschmack lehnte sich gegen diese Uebertreibungen auf, und der in seinen Anfängen gewiß wohlberechtigte Realismus vollzog in dieser Richtung eine dankenswerthe Reaction. Die ausschließlichen Engel und Dämone kamen aus der Mode. Man begann, die Helden mit den Fehlern ihrer Tugenden, die Bösewichte nicht als in der Wolle gefärbte, sondern auch mit jenen Menschlichkeitsregungen darzustellen, von welchen selbst der ärgste Verbrecher nicht frei ist. Das psychologische Interesse gewann so sichtlich dabei, daß man noch weiter ging und den Dualismus in der menschlichen Natur in vollerm Gleichgewichte hervorhob; der einzelne wurde da in seinem Streben nicht allein im Kampfe mit andern, sondern auch mit sich selbst geschildert. Das waren nicht mehr die Helden aus Einem Guß, sondern Menschen, die der Leser wachsen und werden, deren Charakter er sich entwickeln sah. Der Realismus steigerte sich aber zur Craßheit und ging zum groben Naturalismus über, dessen Wahrheitssinn sich daran nicht genügen ließ. Er folgerte: Charakterlosigkeit ist eine ungleich häufigere Erscheinung als jene Klarheit und Folgerichtigkeit der Anschauungen, jene unerschütterliche Festigkeit der vornehmlich leitenden Grundsätze und Bestrebungen, welche man als Charakter bezeichnet; da wir aber vor allem lebenswahr zu sein bemüht sind, ist es die große Mehrheit der Haltlosen, die wir uns bei unsern Schilderungen zum Vorbild nehmen müssen. Ein Programm, dem wir eine Reihe jämmerlicher Gestalten als Romanhelden zu danken haben. Die Franzosen, immer vor allem auf das Effectvolle abzielend, hatten in naturalistischer Gewissenhaftigkeit zunächst den Cult des Häßlichen in den Vordergrund gestellt, das man ja hienieden recht stattlich vertreten sieht. Doch ist eine Anzahl auch ihrer literarischen Heerführer schon von der kräftigen Brutalität zur miserabeln Schwächlichkeit übergegangen. Die Deutschen und Engländer, deren feinere Sensivität das Brutale nicht so leicht verträgt, haben sich mit der Craßheit des Naturalismus weniger befaßt, bei geringerm Emotions- und Unterhaltungsbedürfniß vielmehr dessen langweilige Seite ausgeführt.

Die haltlosen Männer, welche die modernsten und der Mode huldigenden Autoren mit Vorliebe zeichnen, vermögen kein Interesse, also noch minder wahre Theilnahme zu erregen. Es liegt eine tiefe Tragik in dem Lebensschiffbruch auch des allereinfachsten Menschen, wenn er in seiner Individualität den äußern Umständen gegenüber zu Grunde geht; wo uns aber keine Individualität entgegentritt, und wir den Eindruck empfangen, daß der Betreffende unter keinen Umständen zur Tüchtigkeit, ja selbst nur zu innerer oder äußerer Lebensfähigkeit gediehen, daß seine Schwächlingsnatur in allen Verhältnissen mehr oder minder schiffbrüchig geworden wäre, ist der Vorgang ein rein naturgesetzlicher. Die Einwendung, daß eben diesem Naturgesetze, nach welchem alles schwächer Organisirte individuell an das Stärkere verloren geht, eine furchtbare Tragik innewohnt, indem dadurch zum voraus schon das Widerstandsunfähige zum Untergang bestimmt erscheint, ist gewiß unanfechtbar; doch tritt diese Tragik als solche eben nur im Hinblick auf die ganze Weltordnung, nicht im Einzelfalle zu Tage. In letzterm prägt sich einfach die Jämmerlichkeit des Vorgangs aus, zumeist noch mit Abstoßendem vermengt, da die Schwächlingsnatur von Hause aus zur Corrumpirung, zur Degeneration geneigt ist und infolge dessen den in dieser Richtung wirkenden Kräften, nicht aber erhaltenden, veredelnden anheimfällt. Diese Form des Herabkommens, nicht als Opfer der eigenen Leidenschaft, sondern als Beute der bösen Leidenschaften anderer, ist vollends anwidernd, da der Niedergang durch keine elementare Gewalt herbeigeführt, sondern einfach durch psychische Schlaffheit motivirt wird. Ja, häufig leidet diese Gattung Helden auch nicht an dem stärkern Wollen und Können anderer Schiffbruch; das bischen Individualität, das sie mit zur Welt gebracht, verkrümelt an den kleinlichst-alltäglichen Vorgängen, welchen ihr Kraftmaß nicht einmal gewachsen ist. Da findet gar kein Charakterkampf statt; es ist einfach ein moralischer Verwesungs-

proceß. Zarter fühlende Autoren ersparen uns allenfalls den Modergeruch und führen als „Heroen" ihrer Dichtung Paralytiker vor, an denen wir, im psychischen Sinne, Glied um Glied erlahmen sehen, bis sie jeder Bewegungsinitiative unfähig geworden, ja nach keiner Richtung hin mehr zu reagiren vermögen.

Derartige Gestalten zum Mittelpunkt einer fictiven Dichtung gemacht zu sehen, widerstrebt nicht allein unserm ästhetisch-ethischen Empfinden; wie unser Gefühl und Geschmack, empört sich auch unser Verstand gegen die Zumuthung, unsere Aufmerksamkeit auf eine Persönlichkeit concentriren zu sollen, die uns doch kein Interesse einzuflößen vermag. Abgesehen davon, daß wir noch der altfränkischen Schule angehören, die von einem Kunstwerke einen gewissen Idealitätsgehalt verlangt, negiren wir auch die Gültigkeit der Parole, unter welcher uns der Naturalismus das Häßliche, Unbedeutende, Schwächliche, Verkommene in den Vordergrund drängt, der Parole: das ist das Leben, das ist die Wahrheit! Allerdings ist es wahr, daß es des Häßlichen, Schwächlichen, Verkommenen in Fülle gibt im Leben, darum aber repräsentirt es doch ebenso wenig erschöpfend die Wahrheit wie das Leben an sich, ja es verletzt die erstere, indem es einzelne Elemente des letztern, ihren wirklichen Proportionen widersprechend, als dominirend darstellt, auch da wo sie sich doch nur ergänzend in das Ganze einfügen. Wenn ein Bewohner irgendeines andern Planeten etliche Romane unserer Modeautoren zur Hand bekäme und mit der Fähigkeit ausgerüstet wäre, sie zu lesen, er müßte den Eindruck erhalten, daß die Bevölkerung unsers Erdballs beinahe lediglich aus Gesindel bestehe. Wäre die menschliche Gesellschaft aber derart construirt, so vermöchte sie gar nicht als solche zu bestehen; ausschließlich aus zersetzenden und zersetzten Elementen zusammengesetzt, müßte sie in sich selbst zerfallen.

Daß gewisse sociale Gruppen dem Verfalle entgegengehen, so wie sich wieder neue bilden, ist zweifellos, allein dies ist ein mit den Verhältnissen der Gesammtheit in Zusammenhang stehender Vorgang, der als solcher aufgefaßt und behandelt sicherlich jeweilig einen großartigen und interessanten Stoff abgäbe. So hohe Aufgaben aber setzt sich der Naturalismus nicht, und beinahe niemals zeichnet er neben dem Verfallenden auch das Neuerstehende. Zumeist schildert er Privatvorgänge ohne jegliche Allgemeinbeziehung und Bedeutung, aber von recht eintöniger Häßlichkeit oder Jämmerlichkeit, die höchstens durch photographische Lebenstreue zu interessiren vermögen. Selbst Schriftsteller ersten Ranges, die keineswegs der naturalistischen Schule in ihren äußersten Consequenzen angehören, gelangen, von der literarischen Zeitströmung mit fortgerissen, auf diesen Irrweg, zu dieser Verflachung. Wenn uns Alphonse Daudet (in welchem wir den Meister, der in „Fromont und Rißler" ein volles Lebensbild und zugleich ein Kunstwerk schuf, nur sporadisch wiederfinden) in dem jämmerlichen Helden seiner „Könige im Exil" eine Gestalt vorführt, die unter dem Einfluß der Stellung, die sie eingenommen, der Verhältnisse, die sie aus derselben gerissen, zu einem so widerstandslosen Spielball ihrer niedern Leidenschaften geworden, so sind es die seit Jahrhunderten sich vorbereitenden Ursachen der in ihr verkörperten Degeneration, die uns an ihr interessiren; der Held in Daudet's „Sappho" aber ist ein Jammergeselle, dessen Verhängniß einzig darin besteht, ohne moralisches Rückgrat, jeder Willenskraft bar zur Welt gekommen zu sein, vorher bestimmt, die Beute jedes stärkern, wenn auch nachgerade verhaßten Einflusses zu werden, nicht einmal fähig mehr, in der Entrüstung des Ekels reagiren zu können.

Die jüngere Generation deutscher Romanschriftsteller schlägt dieselbe Richtung ein, wenn sie solche auch, dem in allem maßvollern Nationalcharakter entsprechend, nur in seltenen Fällen so bis zum äußersten verfolgt wie Daudet mit seinem Jammerhelden der „Sappho". Um nur ein paar zahmere Beispiele dieser Art anzuführen: In Emil Marriot's „Der geistliche Tod", einem trefflich componirten Roman, der uns Menschen von Fleisch und Blut, lebenswahr gestaltete Individualitäten vorführt, ist gerade die Hauptperson, der junge Geistliche, dessen Geschicksverlauf den Stoff der Handlung abgibt, von einer Charakterschlaffheit, die ihm auf jeder Lebensbahn bei dem ersten ernstlichen Hindernisse den Untergang bereitet haben würde. Sein Kennzeichen ist jene Haltlosigkeit, die ihn einerseits sich selbst zum Opfer bringen, andererseits dieses Opfer nicht fruchtbar werden läßt, da es ihm an der Kraft gebricht, es durchzuführen. So wird er dann nach außen wie nach innen schiffbrüchig, ein Held, dem man im besten Falle Mitleid zollt. Ossip Schubin, der talentvolle aber flüchtig arbeitende neueste Liebling des Leihbibliothekpublikums, läßt in „Unter uns" den Helden sein und der Geliebten Glück einfach der Furcht vor dem Spott der Gesellschaft opfern und ihn später, ebenso schwächlich, das Opfer bereuen. Ein Blatt im Winde ist das Symbol des modernsten Romanhelden. In der englischen Belletristik hat die talentvolle Ouida in „Ariadne" ihre Landsleute auf dieselbe Bahn gewiesen, die denn auch fleißig nachgetreten wird.

Dieser Passivität des Romanhelden steht aber ein beinahe unersättliches Actualitätsverlangen des Publikums gegenüber, und wehe dem Roman, in dem sich nicht fortwährend Aufregendes zuträgt. Die Thatkraft, an der es dem Helden so ganz und gar gebricht, wird also zum Ausgleiche verdoppelt auf die andern Personen übertragen, um die Handlung in erforderlich stark bewegtem Gange zu erhalten. Die Hauptverpflichtung an Energie entfällt da zumeist auf das weibliche Wesen, das des Helden Geschicksbestimmung in die Hand nimmt. Damit ist auch die Romanheldin von jetzt das Widerspiel der Romanheldin von einst geworden. Die Sanftheit und veilchenhafte Bescheidenheit, die Naivetät und Sentimentalität, die strenge Sittsamkeit und holdselige Unterordnung, die

unsere Großväter für die Romanheldinnen ihrer Zeit sich erwärmen ließ, diese Eigenschaften sind heutzutage außer Curs gekommen. Sie gelten als langweilige Tugenden, und Langweiligkeit ist der Uebel höchstes, ja der Sünden größte in den Augen unserer Zeit. Vor allem hat die moderne Romanheldin die Verpflichtung, pikant zu sein und so für die Farblosigkeit des Helden zu entschädigen. Am liebsten sieht man in ihr das dämonische Weib, dessen Macht der Schwächling verfällt, und das feinsinnige Publikum verfolgt die verschiedenen Phasen, durch die er von ihr von Stufe zu Stufe herab bis in den Abgrund, oder schlimmer noch, bis in den Sumpf gezerrt wird, mit lebhaftem Interesse. Und selbst wo sie nicht so activ auftritt, bestimmt die weibliche Hauptperson nicht nur das Thun und Lassen, sondern auch ganz und gar den moralischen Habitus der männlichen. Den Luxusanforderungen seiner Frau opfert der Ehrenmann, den wir im ersten Kapitel kennen gelernt, nicht nur sein Haben, auch sein Sein. Ihr zu genügen wird er Charlatan, Schwindler, Betrüger, Verräther, Renegat. Mitunter auch sehen wir den Helden sogar an der Gewaltnatur eines nicht geliebten, oder doch nicht mehr geliebten Weibes zu Grunde gehen; weil selbst der Wunsch keinen Willen mehr in ihm zu erregen vermag, verharrt er in einer verhaßten, verachteten Sklaverei, die ihn zu Grunde richtet bis ins Mark hinein. Doch so wie so, oder leidet der Held auch ganz einfach an den gewöhnlichsten Umständen, weil ihnen seine innere Haltlosigkeit nicht gewachsen ist, Lebensschiffbruch, stets ist es sein Niedergang, der uns vorgeführt wird.

Zweifellos treten alle dergleichen Fälle auch im realen Leben zu Tage, und recht häufig sogar. Sie bilden somit auch einen berechtigten Zug im Zeitbilde des Romans; allein ihn zum ausschließend beherrschenden zu machen, ihn immer und immer wieder als solchen in den Vordergrund zu stellen, wie es die Modeliteraten zu thun pflegen, ist eine ästhetische und ethische Versündigung, wie am Kunstwerk so auch an der Lebenswahrheit. Im wirklichen Leben bildet das aus Schwächlichkeit Verkommende und zu Grunde Gehende das episodische Element neben dem in seiner Kraft Fortbestehenden, Fortwirkenden. Diese selbe Proportionsgruppirung sollte ihm doch auch die künstlerische Behandlung angedeihen lassen. Den Schwerpunkt der Handlung aber gleich bei ihrem Aufbau in die Haltlosigkeit und Unbedeutendheit der Hauptfigur zu legen, ist zum mindesten mislich, und dies um so mehr, als dadurch der Verlauf der Handlung unabwendbar die Richtung nach abwärts erhält.

Wie sehr auch die über- oder unmenschlichen Romanhelden in der Periode des Heroencultus an Unnatur kranken mochten, die schlaffen, verkommenen Figuren mit ihrem Gefolge von Jämmerlichem und Häßlichem, die uns heute der Naturalismus vorführt, sind noch ungleich schlimmer. Möge es sich bald regeneriren, das verrottete Heldenthum im modernen Roman!

Bruno Walden.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung. Von Heinrich Welti. Mit einer Einleitung über Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform. Leipzig, Veit u. Comp. 1884. G. 8. 5 M. 40 Pf.
2. Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literatur der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit. Von F. H. Otto Weddingen. Leipzig, O. Wigand. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Eine Geschichte des deutschen Sonetts ist, wie jeder einigermaßen Kundige alsbald klar einsehen wird, ein schwieriges und weitschichtiges Unternehmen und zugleich, wenn das Ziel auch nur annähernd erreicht wird, ein werthvoller Beitrag zu unserer Kenntniß des deutschen Schriftlebens. Und insofern dürfen wir das Michael Bernays gewidmete Buch „Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung" von Heinrich Welti (Nr. 1) mit freudiger Dankbarkeit begrüßen, zumal da der Verfasser sich nicht damit begnügt, das Sonett bei seinem abwechselnden Aufsteigen und Niedergang in der deutschen Literatur zu verfolgen, sondern eine schätzenswerthe Einleitung über Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform beigefügt hat.

Ob die Heimat des Sonetts Italien oder Frankreich sei, ist geraume Zeit ein Gegenstand nationalen Wettstreits gewesen; gegenwärtig ist die Ueberzeugung durchgedrungen und geschichtlich festgestellt, daß das Sonett ursprünglich eine Kunstform der Italiener ist. Das war auch die Ansicht der französischen Gelehrten in den ersten drei Vierteln des 16. Jahrhunderts; sodann aber tauchte die Ansicht auf, das Sonett sei ursprünglich eine Dichtungsform der alten provenzalischen Troubadours: eine Ansicht, welche sich darauf stützte, daß schon zur Zeit Ludwig's des Heiligen, also Mitte des 13. Jahrhunderts französischer Sonette Erwähnung geschieht, wenngleich in keiner französischen Liederhandschrift aus jener Zeit ein solches vierzehnzeiliges Gedicht zu finden ist. So war es zwei Jahrhunderte lang eine Ehrenfrage nationaler Eifersucht zwischen Italienern und Franzosen, von welcher der beiden Nationen das Sonett erfunden worden sei, bis seit dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts allgemach die richtige Ansicht sich wieder Bahn brach: das Sonett in seiner strengen Gliederung ist eine auf dem Boden Italiens erwachsene Dichtungsform; wenn im Zeitalter der Troubadours des Sonetts Erwähnung geschieht, so ist etwas anderes damit gemeint, nämlich ein Lied mit Musikbegleitung, dessen strophische Gliederung und Reimverschlingung im übrigen völlig frei

war; ja das Wort Sonett erscheint in seiner eigentlichen Bedeutung als die das Lied begleitende Weise. Seitdem Diez in seiner „Poesie der Troubadours" den Sachverhalt in nicht länger anfechtbarer Weise klar gelegt, ist der Streit über das Heimatland des Sonetts verstummt, und es ward allgemach auch von den Franzosen zugestanden, daß das vierzehnzeilige, aus zwei vierzeiligen und zwei dreizeiligen Reimgebänden bestehende Gedicht auf italienischem Boden entstanden ist, wie es auch lange vor den französischen Sonettendichtern bei Petrarca seine volle reife Ausgestaltung gefunden hat.

Die Frage freilich, wann und wie das Sonett entstanden sei, ist bisher nicht ebenso zweifellos beantwortet wie diejenige, wo es entstand. Unter den ersten Sonettendichtern wird Petrus von Vineis, der berühmte Kanzler Kaiser Friedrich's II., genannt; das Schlimme ist nur, daß in Italien wie in Frankreich noch bis ins 16. Jahrhundert das Wort Sonett keineswegs als Bezeichnung der uns wohlbekannten vierzehnzeiligen Dichtungsform galt, sondern die allgemeine Bedeutung eines Gedichts hatte. Da bleibt denn nichts übrig, als nach den ältesten Gedichten, die Sonette im Sinn unserer Zeit sind, zu forschen, und diese finden wir bei Dante, doch auch unter ihnen befinden sich neben den regelmäßig gebauten zahlreiche unregelmäßige. Und zwar aus gutem Grunde: es gab zur Zeit Dante's nicht weniger als sechzehn verschiedene Strophengebilde mit dem Namen sonetto, Strophenformen, welche in der Art oder Verkettung des Reims, in der Zahl der Versfüße, in der Einschiebung oder Anhängung überschüssiger Verszeilen mannichfache Umwandlungen der ursprünglichen Form darstellen. So sind von Dante's Sonetten zweiundzwanzig im wesentlichen regelmäßig gebaut, eine etwas geringere Zahl dagegen erscheint als Umwandlungen der regelrechten Form. Eingehende Untersuchungen erweisen, daß in den beiden vierzeiligen Gesetzen des Sonetts die Reimstellung abab die ursprüngliche war und erst nach und nach durch die etwa seit Beginn des 14. Jahrhunderts übliche Reimfolge abba verdrängt ward, welche seitdem als die allein berechtigte erscheint. Ebenso scheint im sechszeiligen Abgesang die dreifache kreuzweise Wiederkehr von zwei Reimen älter zu sein als die zweifache Wiederkehr von drei Reimen.

Daraus ergibt sich dann zunächst die Frage, wer der Erfinder des kunstreichen Reimgebäudes sei, welches wir jetzt Sonett nennen. Welti sagt darüber:

> Das Einfachste ist natürlich, die Form durch den reinen Willküract eines dichterischen Genius erstehen zu lassen. Dies hat man früher auch zumeist gethan. Man suchte einen „Erfinder" für das Sonett, und je nach den historischen und literarischen Kenntnissen der Forscher fiel diese Ehre dem Pier delle Vigne, dem Lodovico della Vernaccia, dem Guittone d'Arezzo, ja selbst dem Petrarca zu. Die ältesten Sonette, welche jeweilen vorlagen, wurden als die absolut ersten betrachtet und den Dichtern, deren Namen sie trugen, der Ruhm, das Sonett erfunden zu haben, zugedacht. Diese Anschauung ist veraltet. Wir wissen, daß die großen poetischen Formen nicht Erfindungen eines einzelnen, sondern Erzeugnisse des einer Gesammtheit eigenen Sprach-, Zeit- und Nationalgeistes sind. Wie die Formen und Wendungen der Syntax, so sind Strophen und Strophengebäude Schöpfung und Eigenthum des nationalen Geistes. Daß die erstern bei jedem Gliede der Gemeinschaft zur Erscheinung kommen, die letztern das ausschließliche Besitzthum weniger, der Dichter, werden, verschlägt nichts gegen die Richtigkeit des Satzes. Ebenso wenig der Gemeinplatz, daß doch „Einer" einst die Wendung zuerst gebraucht, die Weise zum ersten mal gesungen, die Form zum ersten mal gebildet haben müsse. Dieser „Eine" kann deshalb doch nicht als Erfinder bezeichnet werden. Denn das Werk war nicht die Schöpfung seines freien Willens, seines freien Geistes, sondern das Erzeugniß des ihn unbewußt leitenden, allen gemeinsamen Zeit- und Nationalgeistes. Er war nur das Mittel, durch welches sich dieser Genius offenbarte, und sein Name daher so bedeutungslos, daß er verscholl.

Auf die Gefahr hin, als Verfechter veralteter Anschauungen betrachtet zu werden, müssen wir uns hier doch einen Einspruch erlauben. Es ist ohne Zweifel in den Anschauungen von Welti viel Richtiges, insofern Dichtungsformen, welche für Jahrhunderte mustergültig sind, nicht wol als die verstandesmäßig construirte Erfindung eines einzelnen gelten können; derartige Formen, sei es der Hexameter oder die Nibelungenstrophe, sei es das Sonett oder die Terzine, sie sind blos das Schlußergebniß einer Jahrhunderte währenden Umbildung der dichterischen Formen zu immer wachsender Vollendung, bis endlich ein glücklicher Griff eine Form zu Tage fördert, welche dem poetischen Bedürfniß völlig genügt. Es ist daher nicht ausreichend, wenn wir diese vollendete dichterische Form bezeichnen als „Erzeugniß des einer Gesammtheit eigenen Sprach-, Zeit- und Nationalgeistes". Das sind schöne Worte und nicht mehr. Wir wissen recht gut, daß die edle Form des Sonetts nicht mit einem mal, wie Pallas aus dem Haupt des Zeus, so aus dem Haupt irgendeines begeisterten oder künstlerisch empfindenden oder gar nur verständig überlegenden Dichters hervorsprang; aber wir wünschen auch zu ergründen, wer wirklich dieser Erste, dieser „Eine" gewesen, welcher zuerst die vollendete Kunstform anwandte, wenn dieselbe auch erst nach und nach sich Eingang verschaffte. Wenn von Dante's zweiundzwanzig regelmäßigen Sonetten siebzehn die gegenwärtige Kunstform zeigen, fünf dagegen in den vierzeiligen Gesetzen die gekreuzte Reimstellung, so liegt der Schluß nahe, daß der erste Erfinder der gegenwärtigen Gestalt des Sonetts entweder Dante selbst sei oder ein ihm kurze Zeit vorangehender Dichter, dessen Ermittelung freilich bis auf weiteres schwierig sein mag. Und auch wenn nach der Vermuthung von Alessandro d'Ancona das Sonett entstanden ist durch eine Zusammenfügung zweier volksmäßigen italienischen Strophenformen, der achtzeiligen sicilianischen Octave und der toscanischen Sechszeile, so haben wir immer das Recht, nach dem Einen zu fragen, welcher aus der gefälligen Vereinigung zweier Volksstrophen zuerst diese schöne Form der Kunstpoesie bildete.

Nachdem vor allem Petrarca dem Sonett in der italienischen Dichtung einen festen Ehrenplatz gegeben, wanderte

es im Zeitalter der Renaissance weiter nach Frankreich, Spanien, England, sich überall als eine Lieblingsform der Kunstpoesie einbürgernd. Das deutsche Schriftleben des 16. Jahrhunderts war nicht danach geartet, die schöne welsche Kunstform so rasch sich anzueignen; der Allesversucher Fischart (gest. 1589) war der erste, welcher deutsche Originalsonette lieferte. Die Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts dagegen, welche sich ja zum guten Theil auf dem Boden der Nachahmung ausländischer Dichtungen und Dichtungsformen bewegt, brachte etwa seit 1620 eine mehr und mehr wachsende Pflege des Sonetts. Weckherlin, Opitz, Gryphius, die Genossen des Palmenordens, mit besonderer dichterischer Wärme der liebenswürdige Fleming dichteten zahlreiche Sonette, deren Reiz freilich durch die Benutzung des damals allbeliebten Alexandriners beeinträchtigt wird. Die löblichen Sprachreiniger des Palmenordens verdeutschten das Sonett durch Klinggedicht und erlaubten sich eine ganze Reihe von Mishandlungen der edeln Form; man benutzte es zu Liebes- und Gelegenheitsgedichten wie in der religiösen und Lehrdichtung; es ward von den ersten und zweiten Schlesiern und ihren Nachfolgern so viel in Klinggedichten gesündigt, daß es im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts in Verruf kommt und nur selten noch erscheint. Gottsched, dem strengen Kunstrichter, erscheint es wie ein Kartenhaus; ein Meister in dieser Form kommt ihm vor wie ein Seiltänzer, der mit geschlossenen Beinen tanzt; er rechnet es zum „poetischen Unrath, damit die Musen sich nichts zu schaffen machen". Gottsched's Widersacher, Bodmer, ist dem Sonett ebenso wenig hold, welches er mit dem Bett des Prokrustes vergleicht; Bodmer's Genosse, Breitinger, läßt es allenfalls gelten als eine Dichtungsart, welche zu einer unschuldigen Kurzweil dienen kann: noch 1774 zählt Sulzer in seiner „Theorie der schönen Künste" das Sonett zu den poetischen Tändeleien; es sei in Deutschland völlig in Abgang gekommen.

Abgesehen von vereinzelten erfolglosen Versuchen zur Wiederbelebung des Sonetts gebührt dieses Verdienst einem Genossen des Gleim'schen Kreises, Klamer Schmidt, welcher 1776 ein Dutzend Sonette in Wieland's „Merkur" erscheinen ließ, und zwar kehrt er in der Mehrzahl derselben zum fünffüßigen Jambus der Italiener zurück; drei seiner Sonette sind in fünffüßigen Trochäen; er ist mit beiden Formen das Vorbild desjenigen Dichters, welcher eigentlich das verpönte Sonett wieder zu Ehren brachte, Bürger's, der seine Liebessonette mit dem ganzen Zauber seiner Empfindung und seiner Sprache zierte. Unmittelbar an Bürger schließt sich dessen Schüler A. W. von Schlegel, der Reigenführer der Romantik. Wie die junge Schule sich mit Vorliebe in der Nachbildung südlicher Dichtungsformen bewegte, so wird fortan das Sonett eine bis zum Ueberdruß gebrauchte Form; alte und junge, große und kleine Romantiker kleiden ihr Liebesleid wie ihre philosophischen, ethischen und ästhetischen Anschauungen in das kunstreiche Gewand des Sonetts. Die Form wird meist tadellos gehandhabt, aber gar vielfach ist es nur Form, und die Gedanken huschen in mystischem Dämmerlicht unfaßbar wie Nebelstreifen vorbei, wie so vielfach in der Dichtung der Romantiker. Auch Goethe läßt sich in den tollen Strudel reißen, ohne doch in seinen anmuthigen Sonetten an Minna Herzlieb die gedankenreiche Klarheit, die dichterische Fülle einzubüßen; dagegen Herder, Jean Paul, Kotzebue, Voß, Baggesen u. a. führen seit 1803 einen erbitterten Federkrieg gegen das Sonett der Romantiker, welches freilich gar vielfach nicht mehr ein Kling-, sondern ein förmliches Klingelgedicht geworden war.

Die jüngern Genossen der Romantischen Schule ließen sich durch diesen zornigen Fehderuf nicht irre machen, sondern gebrauchten, wenn auch maßvoller, das Sonett weiter; in der bisherigen wuchernden Massenhaftigkeit erscheint es noch bei Rückert, welcher in seinen nach Hunderten zählenden Sonetten gleich vers- und reimfertig seine Jugendliebe verherrlichte, wie er mit seinen „Geharnischten Sonetten" dem patriotischen Gefühl der Zeit beredten Ausdruck gab, obwol die weiche welsche Form selten genug zu dem ingrimmigen kriegerischen Gedankeninhalt stimmt. Das Sonett ist fortan nicht mehr eine in ihrem Heimatrecht auf deutschem Boden bestrittene Form, sondern wird von den meisten der seitdem auftretenden Dichter geübt, in mannichfachster Weise, aber formgerecht und nicht durch Massenhaftigkeit ermüdend; Eichendorff, Uhland, Chamisso, Platen, Geibel und zahllose andere fügen zwischen ihre Lieder eine größere oder geringere Anzahl von Sonetten. Daß unser Verfasser unter der Zahl der Sonettisten neben manchen minder bekannten Namen Heine und Freiligrath nicht aufführt, möchte auffallend erscheinen; gar viele Sonette haben sie freilich nicht gedichtet, desto zahlreichere der gleichfalls nicht erwähnte O. von Redwitz in seinem „Lied vom neuen deutschen Reich". So schließt der Verfasser seine verdienstliche Arbeit mit der Zusammenfassung:

Damit sei die geschichtliche Bedeutung und Darstellung der Entwickelung des deutschen Sonetts beschlossen. Nach bescheidenen kümmerlichen Ansätzen im 16. Jahrhundert wird die schöne Form zu Beginn des 17. Jahrhunderts durch die Bemühungen einsichtiger, aber der Aufgabe nicht ganz gewachsener Männer wenigstens äußerlich für die deutsche Literatur gewonnen. Die verschiedenartigsten Versuche zu einer wirklichen Einbürgerung der fremden Form, zu einer wahren Verdeutschung des Sonetts, werden im Verlauf des 17. Jahrhunderts gemacht. Alle scheitern, und die leere todte Form, welche schon früh den unbedeutenden Poeten als Spielball dienen mußte, sinkt immer mehr in Verachtung. In den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts geräth sie ganz in Vergessenheit. Die Reaction gegen die Bestrebungen nach Formfreiheit, ja Formlosigkeit in der Sturm- und Drangperiode und gegen die Verbannung des Reims durch Klopstock bringt das Sonett wieder in Aufnahme. Bürger's Sonette erwerben der Form neue Freunde und rufen zahlreiche Nachahmungen hervor. Alle übertrifft A. W. Schlegel. Er findet für die fremde Form den adäquatesten deutschen Inhalt und macht dadurch gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts das Sonett zum ersten mal der deutschen Literatur wirklich eigen. Er ist es auch, der zuerst in deutscher Sprache das Sonett in seiner ursprünglichen Gestalt rein nachbildete. A. W. Schlegel führt das deutsche Sonett zur höchsten künstlerischen Vollendung. Weder

die Angriffe der Feinde noch die bedenklichen Experimente der Freunde vermögen nun den Bestand des deutschen Sonetts zu bedrohen. Die großartigen Bemühungen Schlegel's, die liebevolle und bedeutsame Theilnahme Goethe's und die Bewährung der Form im Kampf für die heilige Sache des Vaterlandes haben das Sonett der deutschen Literatur für immer gesichert.

Im Vorstehenden konnten wir nur einen kurzen Auszug aus den 282 Seiten des Buchs geben, welches vielleicht die eine oder andere Lücke zeigen mag, aber jedenfalls mit einem außerordentlichen Fleiß und klarer Ueberschau uns die Geschichte des deutschen Sonetts vorführt. Das Buch ist im Vorwort bezeichnet als ein Versuch, als die erste größere Arbeit des Verfassers. Er hat damit ein tüchtiges Stück Arbeit geliefert; möge er in der freundlichen Anerkennung seiner Leser den Anreiz finden, uns das Werk zu liefern, zu welchem dieses nur als erster Ansatz bezeichnet wird, eine Geschichte unserer poetischen Formen.

Die Schrift von F. H. Otto Weddigen (Nr. 2) stellt sich die Aufgabe, die „Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit" zu beleuchten. Goethe sprach vor nahezu 60 Jahren den Gedanken einer Weltliteratur aus, deren Anbrechen zu beschleunigen eines jeden Pflicht sei. „Ich sehe immer mehr", sprach er zu Eckermann, „daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist, und daß sie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und aber Hunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein wenig besser als der andere und schwimmt ein wenig länger oben als der andere, das ist alles. Der Herr von Matthisson muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, sondern jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei, und daß niemand eben besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht in diesen pedantischen Dünkel. Ich sehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rathe jedem, es auch seinerseits zu thun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Er meinte damit, wenn wir ihn recht verstehen, nicht blos, daß der Deutsche, um sich über nationale Beschränkung zu erheben, des steten Ausblicks auf die Literaturen der übrigen Culturvölker, der steten Aneignung des Besten, das sie hervorgebracht, bedürfe, sondern er hatte zugleich den mächtig weitergreifenden Gedanken, daß durch diese Aneignung aller wirklich bedeutsamen Elemente der übrigen Literaturen, durch die Führung auf dem Felde geistiger Arbeit „die deutsche Sprache immer mehr Vermittlerin werde, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen". Freilich ein weltumfassender Gedanke, zu welcher nur ein Goethe allenfalls berechtigt sein mochte.

Nun ist allerdings bisher von einem Fortschritt der Weltliteratur im Sinne Goethe's nicht viel zu spüren; jeder bedeutende Dichter wird auch mehr oder weniger ein nationales Gepräge haben, wird vor allem auf die Sprache seines Vaterlandes angewiesen sein, wenn er überhaupt wirken will; indessen läßt sich doch seit dem Höhepunkte unsers nationalen deutschen Schriftlebens eine stets gesteigerte Weiterwirkung desselben auf die literarische Entwickelung der übrigen europäischen Culturvölker wahrnehmen. Es ist sehr erklärlich, daß die französische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts von Ludwig XIV. an bis zur großen ersten Revolution das übrige Europa geistig beherrschte; es ist aber nicht zu verkennen, daß die Fülle an Ideen und Poesie, welche wir unserer classischen Literaturperiode, vor allem Lessing, Goethe und Schiller danken, seitdem auf die Geister weit über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus eingewirkt hat. Dieser stets zunehmenden Herrschaft deutschen Geistes in der literarischen Entwickelung der übrigen Völker nachzugehen, ist die Aufgabe des vorliegenden Buchs.

Der Verfasser ist sich selbst darüber klar, daß die Aufgabe, einen so gewaltigen Stoff zu bewältigen, ungemein schwierig war. Er bemerkt:

> Aber eine wohlwollende Kritik wird in Rechnung ziehen müssen, daß unsere Arbeit die erste ist, welche es unternommen hat, die Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit umfassend darzustellen. Mag ein anderer, auf unserm Werke fußend, demnächst das Gebäude weiter ausbauen, dessen Aufführung wir auf festen und gesicherten Grundrissen hier begonnen haben.

Wir erfahren daraus, daß der Verfasser die Frage nicht berührt hat, inwiefern das Schriftleben unsers Volks von den Literaturen anderer Völker beeinflußt ist; er konnte das auch nicht, wenn er nicht statt eines mäßigen Buchs von etwa 180 Seiten gleich etliche Bände schreiben wollte. So macht das Buch allerdings den Eindruck mehr einer Skizze als eines völlig durchgeführten Gemäldes; es enthält eine Fülle fleißig zusammengetragener Thatsachen, welche geeignet sind, die gleich Sonnenstrahlen nach allen Seiten ausströmende Wirkung unserer classischen Literatur auf die Nachbarvölker nachzuweisen und bis auf die Gegenwart zu verfolgen. Zunächst werden die Länder germanischen Stammes, England und die Niederlande, Dänemark, Norwegen und Schweden, betrachtet; ihnen folgen die romanischen Völker, Frankreich, Italien, Spanien u. s. w., mit minder sichtbarer Nachwirkung die slawischen Völker, Ungarn und Griechenland. Der Verfasser entwickelt uns gedrängt, aber lehrreich, wie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts deutsche Poesie und Wissenschaft eine immer mächtigere Einwirkung auf diejenigen der Nachbarvölker gewinnen, wie Lessing, Goethe, Schiller, Heine, die Romantiker und die neuere Lyrik durch theilweise massenhafte Uebersetzungen dem Auslande zugeführt worden sind, wie eine Reihe von Ausländern an den deutschen Dichtern gelernt, durch Reisen auf deutschem Boden sich weiter gebildet hat. Es sei hier nur hingewiesen auf Namen wie: Walter Scott, Byron, Carlyle, Longfellow; Frau von Staël, Cousin, Rénan; Steffens, Oehlenschläger und Andersen;

Manzoni, Mickiewicz und Raugabé, anderer nicht zu gedenken. Selbstverständlich ist dieser Austausch gegenseitig, nur daß der Verfasser darauf verzichtet, nachzuweisen, wie auch wir Deutsche von unsern Nachbarn gelernt haben, bei ihnen zu Gaste gegangen sind. Es erwächst daraus ein reiches Bild des Gedankenaustausches zwischen Deutschland und den übrigen Culturvölkern Europas und Amerikas, ein Bild, welches uns die ausgedehnte geistige Mission Deutschlands in erfreulichster Weise vor Augen stellt.

In der Blüte der Cultur liegt des Vaterlandes wahre Größe und sein Ruhm. Nie wird Deutschland, ohne sich selbst aufzugeben, sich seiner ihm zutheil gewordenen Mission begeben dürfen, allen Völkern hierin auf der Bahn voranzuschreiten. Gewaltige politische Erfolge erwecken die Bewunderung, aber diese Bewunderung wird nur eine einseitige sein, wofern die Nation, welche sie zu verzeichnen hat, nicht gleichzeitig unvergängliche Spuren höchster geistiger Entwickelung zurückläßt. Uns Deutschen vorzugsweise liegt es ob, die Cultur, das geistige Leben in den Vordergrund zu stellen, unablässig hierin nach althellenischem Ideal zu streben. Nur die hohe geistige Blüte und Entfaltung unsers Volks sind vermögend, den übrigen Nationen dauernd Achtung, Liebe einzuflößen. Deutschland, das Herz Europas, hat die Lichtstrahlen seines Genius in alle Gegenden auszusenden, seine Literatur werde zum Medium der Weltliteratur, seine Sprache in diesem Sinne zum Medium der Weltsprache!

So heißt es am Schlusse der inhaltreichen und anregenden Arbeit. Die Correctur, besonders diejenige der Namen, läßt hin und wieder zu wünschen.

Wilhelm Buchner.

Erzählungen und Novellen.

1. Auf der Schneide. Ein Geschichtenbuch von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 4 M.

Hevesi ist von erstaunlicher Fruchtbarkeit, seine nicht immer unterzeichneten Artikel über alles Mögliche finden sich in allen Weltblättern, sie sind aber nie flüchtig und leer, sondern formschön und gehaltvoll; dem Kunstkritiker steht der gründliche Kenner der antiken Welt zur Seite, dem leichten Plauderer der Mann von Geist und Welterfahrung. Hevesi schreibt deutsch und ungarisch gleich gut, zahlreiche Bücher sind von ihm in mehrern Auflagen erschienen und in mancherlei Idiome übersetzt worden — viele Leser werden indeß seinen Namen erst durch „Auf der Schneide" kennen lernen, denn wie es um literarische Berühmtheit bestellt ist, beweist der Vorfall, daß Sardou neulich in eine Provinzstadt Frankreichs kam, wo er sogar den Honoratioren gänzlich terra incognita war. Der Humor hat die Kraft, auch das stofflich Unbedeutende auszudehnen, ohne daß es wie das Kinderspielzeug, der gasgefüllte Gummiball, bald wieder zusammenschrumpft und verrunzelt. Dem Humor ist überhaupt nichts unbedeutend. Im Gegensatz zu der neuen Kunst, die alles, auch den Unflat, beim Namen nennt, liebt der Humor, ja ist er die Umschreibung. Wir wollen dem Autor und Schalk nicht den Gefallen thun und schon den Titel, der nur eine Mystification ist, einer Controverse unterziehen. Die Geschichte „Die Arbeiten des Hercules" und zwölf andere, welche das Inhaltsverzeichniß angibt, bewegen sich durchaus nicht auf der Schneide des Erzählbaren, sie sind weder so lüstern und sinnlich, noch so unbedeutend, daß eine von den dreizehn Geladenen sterben müßte. Der Inhalt freilich wäre leicht mit je einem Satze angegeben; aber selbst das soll ja ein Vorzug bei einer guten Erzählung sein. Mit Ausnahme von „Raffael und Fornarina" und „Tommaso und Angela", welche Skizzen zu Heyse'schen Künstlernovellen sein könnten, zeichnet fast alle jener Humor aus, der die Dinge noch anders sieht, als sie eben sind, der mehr in sie hineingeheimnißt und dem sie mehr von ihrem Wesen verrathen. Die größte und beste Geschichte, die erste, spielt in England; hier ist die Localfarbe des Jahres 1830 so glücklich getroffen, daß man fast glauben möchte, der Uebersetzung einer englischen Historie jener Tage gegenüber zu stehen. Hevesi hat mit Recht den englischen Boden gewählt. Seine Lady Georgina Fleetwood und der junge Lord Arthur Mersdale rufen einem die unsterblichen Gestalten von Shakspeare's Benedict und Beatrice wieder wach, der ja selbst diese humoristischen Gebilde unter ein Dach und Fach gebracht hat, das er „Viel Lärm um Nichts" nannte. Lady Georgina, die durch diverse Thaten der Galanterie für den ihr vom Geschick bestimmten Mann gewonnen wird,

hatte Gaben, reich genug, drei Grazien damit auszustatten. Ihr Haar war von einem Blond mit grünlichem Schimmer, das sich nur in der Familie Fleetwood fand und von Geschlecht zu Geschlecht darin wiederkehrte; derzeit hieß es allgemein Georginen-Blond. Es war der Familie besonders werthvoll als Beweis für die Reinheit ihres Bluts, denn die Fleetwood stammen bekanntlich vom Jarl Olaf Grünhaar ab, den eine verliebte Meerfrau vor etwa anderthalb Jahrtausenden von Norges Klippen auf die wirthlichere Kreideinsel entführt hatte. Kaum minder merkwürdig waren ihre blauen Augen, die im Sonnenlicht gleichfalls grünlich schimmerten, weshalb der poet laureate Robert Southey sie in einem Sonettenkranz nicht ohne Grund „einen blauen Smaragd und einen grünen Saphir" nannte. Auf alles Uebrige ihrer Erscheinung paßte, wie der Reverend Eleazar Abiram Gospeller, Dechant von St.-Pauls, einst mit erstaunlicher Gelehrsamkeit nachwies, der gesammte Text des Hohen Liedes Salomonis' vollkommen. . . . Mr. Ralph Notabitofil drückte seine dicke, weißbelederte Hand gerührt an die Brust und verneigte sich so tief, daß der tadellose Vollmond seines Hinterkopfes plötzlich am Gesichtskreise der schönen Lady aufging und ihr gestattete, den Audienzsaal bei Mondschein zu verlassen.

Wo aber Hevesi wie kaum ein anderer zu Hause ist, und wo er uns Einblicke in eine ganz fremde Welt thun läßt, das ist in den beiden das ungarische Zigeunerleben schildernden Novellen „Konnas Muki" und „Peti mit der krummen Seele". Die Handlung ist fast nichts, der Humor, die Zeichnung alles. Man lese die Wanderung Konnas

Muki's durch sein Dorf nach dem Zigeunerkrakó, an dem Tag, da er in eine „weiße Person" verliebt war, der schwarze Schornsteinfeger, „und seine Augen vor sich im Staube herschob, wie Czinege Marczi sagen würde, der sich immer so sonderbar auszudrücken weiß".

Als er an dem blechernen Heiland vorbei war, da lag die Schale einer halben Wassermelone im Staube. Das Rothe war wol gründlich herausgelöffelt, aber das saftige Gurkengrün der Schale war noch vorhanden, denn die Schweine waren heute noch nicht vom Felde herein. Muki sah den Leckerbissen liegen und bückte sich nicht danach; er ging achtlos vorbei, als hätte er niemals gefundene Melonenschalen mit Wonne geschmaust. Zehn Schritte weiter lagen auf einem Kehrichthaufen die Strünke von frisch gebratenen und offenbar eben abgeknusperten Maiskolben; sie mußten noch ganz warm sein und der Zuckersaft in ihrem süßen Mark gar nicht vertrocknet. Muki stieg über die zarten Süßigkeiten hinweg und ließ sie liegen für die Schweine ohne jeden innern Kampf, er hatte sie wol gar nicht bemerkt. Unter dem Birnbaum vor der Dorfschmiede lag viel abgefallenes Obst, hübsch wurmstichig und darum gewiß schmackhaft, denn der Wurm ist kein Narr, daß er sich ans Schlechte hielte. Muki las es nicht auf und es liefen keine zwei Tropfen in seinem Munde zusammen, als er vorüberging. Weiterhin im Straßengraben, wo der Knüppelsteg zum Kramladen des Juden Mózsi hinübergelegt ist, gibt es zwischen dem Gestrüpp von Brennnesseln und Bilsenkraut eine Menge wilder Malven, deren zarte grüne Fruchtknoten, eh sie wurmig werden, jedes Zigeunerkind kaum minder gern nascht als die süßen Staubfäden der Akazienblüten. Auch dieses zarte Unkraut verschmähte Muki, und das war sogar besser so, denn in seiner Zerstreuung hätte er diesmal gewiß Bilsenkraut gepflückt und die Malven stehen lassen. Gleich darauf kam die berühmte Lycinmhecke, an deren Fuß nach der Hofseite hin die ortsbekannt gelbe Henne der Muhme Boris ihre Eier zu legen pflegte. Zwischen dem Dorngestrüpp des Lyciums hatte sich Muki's Hand längst einen schmalen Pfad zu dem Nest gebahnt und so im Vorbeigehen schon manches Küchlein mitspazieren lassen, ehe es ausgebrütet gewesen. Heute ging er vorbei, obgleich die Gelbe hinter der Hecke so laut gackerte, daß gewiß soeben ein vollständiger Eierkuchen das Licht der Welt erblickte. ...

Diese Proben werden wol genügen, um auf das Buch Heveſi's begieriger zu machen.

Außer den genannten Geschichten enthält der Band noch: „Zwischen Thorbach und Seefehlen", „Romanze", „Blau", „Durch nach Amerika!", „Schneemann's Weihnachten", „Auf Posten", „Das Oster-Ei". Daß in der Geschichte, die sich mit Rafael befaßt, ein respectables Stück Kunstgelehrtheit zum Vorschein kommt, braucht für diejenigen nicht betont zu werden, die Heveſi als Kritiker kennen.

Es ist bezeichnend, daß Dickens sich zuerst als Stenograph und Reporter des „Morning Chronicle" bethätigte, daß Thackeray als Michel-Ange-Titmarch zuerst für Frazer's „Magazine" schrieb und dann Zeichner und Mitarbeiter des „Punch" war. Auch Heveſi geht aus der Journalistik, diesem Molochsofen des Genies, hervor; möge er nicht von der Tagesarbeit verzehrt werden, sondern Kraft und Muße finden zu einem ungarischen „Pendennis", „Vanity fair" oder „Dombey and son". Er weiß ihn ja so gut zu verspotten, den Philister, den Alltagskram, und wie der Autor von „Pendennis" sagt, that indignant good sense, which is often the perfection of absurdity.

2. Von den Ufern der Passer. Meraner Federzeichnungen von W. H. Vormann. Meran, Pötzelberger. 1884. 8. 3 M.

De mortnis nil nisi bene. Der Verfasser dieser leichten Badefeuilletons und Skizzen, welche Johannes Nordmann zugeeignet sind, ist todt, früh gestorben, er hätte vielleicht noch viel Besseres geleistet. Das vorliegende Buch enthält dreinndzwanzig Aufsätze aus dem Curleben Merans und hat mehr ein locales als allgemeines Interesse. Es wird den Badegästen, die schwere Lektüre vermeiden sollen, eine willkommene Zerstreuung bieten, und da der Verfasser an die glatt gewirkte Schnur seines Stils reizende Perlen, Citate aus der Weltliteratur reiht, so ist auch Belehrung nicht ganz ausgeschlossen. In der Skizzirung der unterschiedlichen Badefiguren ist ein schöner Ansatz von Humor und mancherlei feine Beobachtung zu finden.

3. Ein harter Kampf. Eine Erzählung vom Königssee von Elsbeth von der Decken. Zweite Auflage. Frankfurt a. O., Harnecker u. Comp. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine kleine rührende Geschichte eines Schuldbeladenen, der durch einen Sturz auf der Alm Erlösung von seinen Gewissensqualen findet. Die Hochlandsscenerie umrahmt in nicht vordringlicher Weise den kleinen genreartigen, hübsch erzählten Vorgang.

4. Nicht für Kinder! Ein Novellenbuch von Oskar Welten. Mit einem Vorwort: „Unser Recht gegen die Leih-Bibliotheken." Berlin, Ißleib. 1885. 8. 3 M.

Oskar Welten schwärmt für Zola und dessen Richtung, er hat ein in vieler Hinsicht lobenswerthes Buch: „Zola-Abende bei Frau von S.", geschrieben und den Apostel des Naturalismus verhimmelt. Ich schwärme nicht für Zola, obwol ich ihn vielleicht so genau gelesen habe wie Welten, und glaube nicht, daß durch die Nachahmer des großen Allbekannten, wie Oskar Welten und M. G. Conrad (vgl. dessen „Tochter Lutetia's", „Münchener Todtentanz"), die deutsche Nation in ihrer Bildung, in ihrem Sinn für edles Familienleben, häuslichen Sinn, und wie alle diese idealistischen Firlefanzereien noch heißen mögen, auch nur im geringsten gefördert wird. Und nicht einmal den Anspruch auf Originalität können diese Unsittenschilderungen erheben; ich behaupte und erharre die Widerlegung, daß ohne die Lektüre Zola's die beiden verehrten Freunde ihre Bücher einfach nicht geschrieben haben würden. Die beste Novelle Welten's ist „Monsieur en passant", und es ist wol nur meine eigene Belesenheit daran schuld, wenn mich schon der Titel an François Coppée's Einacter „Le passant" erinnert. Ich glaube Welten gern, daß er die reizende Blüette nicht gekannt hat. Hier gibt er sich noch als feiner Miniaturmaler, er liebt es, seinen Stoff psychologisch zu zergliedern. Im ganzen neigt sich aber sowol sein Schilderungstalent wie seine Stoffwahl zum Bizarren, Unschönen, und ich meine, Welten nicht besser charakterisiren zu können, als wenn ich behaupte, Paul Heyse könne keine seiner Novellen geschrieben haben. Und doch ist z. B. die Heyse'sche Novelle „Grenzen der Menschheit" hochbizarr!

Die Novellen Welten's haben fast alle Frauen oder Mädchen zu Heldinnen, die vor der Ehe einen Fehltritt gethan. In „Monsieur en passant" grollt Valerie mit sich selbst, daß sie sich dem „Passanten", der Leidenschaft Kurt's ergeben. In „Zerbrochene Gläser" hat eine stürmische Gewitternacht Ottilie in die Arme Theodor's, ihres Verlobten, geworfen (man vgl. A. Belot's „La femme de feu"). Das alles ist nicht sehr abwechselnd, was das Motiv betrifft, aber es erscheint noch glaublich. Daß aber, wie es in „Eine Nacht gefangen" glaubwürdig zu machen versucht wird, ein junges Mädchen sich in Gegenwart ihres heimlichen Geliebten, nachdem es diesem die Augen verbunden, entkleidet, zu Bett geht und sorglos einschläft, während der Geliebte am Bettrande wacht — das Credat Judaeus Apella! Und selbst wenn es wahr sein könnte, wozu es erzählen? Dasselbe frage ich mich bei der Geschichte „Junge Hunde". Wohin soll das führen, wenn wir in der Literatur dahin gelangen, das Naturalia non sunt turpia auf diese Weise darzulegen? Welten hat ein entschiedenes Talent, technisch gut zu componiren. Ich habe mich auch überzeugt, daß die zweite Auflage des Buchs eine ehrliche ist. Es muß also eine Menge deutscher Leser geben, die Welten's Geschmack theilen. Dem schwarz-goldenen Bande ist aber zugleich eine rothe Broschüre über die Leihbibliotheken vorgebunden, und ich bin der Ueberzeugung, daß Welten sich und dem Buche dadurch eine prächtige Reclame machte. Ist der Band doch, seiner Fahne und Flagge getreu, ein revolutionärer; zum ersten mal trägt ein deutsches Buch die Notiz: „Das gewerbsmäßige Verleihen dieses Exemplars ist untersagt." Die Leihbibliothekenfrage ist aber in d. Bl., auf dem Schriftstellercongreß, von D. Goldbaum, L. Fulda, E. Wichert, Lazarus, Gerstmann, Welten u. a. bereits so eingehend behandelt worden, daß ich die Leser d. Bl. gern damit verschone.

Von Oskar Welten gehen wir über zu Oskar Linke:

5. Leukothea. Ein Roman aus Alt-Hellas von Oskar Linke. Drei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 12 M.

Es ist dies ein großer Schritt, den ich gern thue, denn der Verfasser war mir noch aus seinen „Milesischen Märchen" in angenehmer Erinnerung, welchen ich größtes Lob zollte. Was er in „Leukothea" bietet, möchte ich einen Thyrsusstab nennen, der eben ein Stab ist, um den er in dreifacher Umdrehung seine umfangreiche Kenntniß altgriechischen Lebens, hellenischer Weisheit, Schönheit und Lebensfreudigkeit gewunden hat. Die Handlung reicht nicht für drei Bände aus. Leukothea, die Priesterin der Pallas Athene, ist einmal flüchtig mit dem sechzehnjährigen Jüngling Alexander zusammengekommen. Die darauffolgenden Wirrnisse unter Philipp von Macedonien und schließlich der Ausgang der Schlacht von Chäronea rufen den Heldenjüngling wieder in ihr Gedächtniß zurück. Sie verliebt sich in das Phantasiebild, gibt sich ihm ganz hin und nimmt sich das Leben, als sie die freilich entsetzliche Erfahrung macht, daß sie einem doppelten Ehebruch entstammt. Linke führt uns auf die Pnyx, die Agora, er entrollt, wie wir aus seinem „Bild der Eros" gewohnt waren, farbenreiche sinnlich-glühende Gemälde des althellenischen Lebens, und an belehrenden Anmerkungen fehlt es auch nicht. Ueber den gräcisirenden, ägyptisirenden, überhaupt archaistischen Roman sind schon Bände geschrieben worden. Wer die Gattung liebt, wird sich von den Feinden derselben nicht abschrecken, wer ihr feindselig gegenüber steht, wird sich von Freunden nicht neugierig machen lassen. Auch hier sind einzelne Scenen vortrefflich gelungen; der Dichter Asthydamas ist eine gut gezeichnete Gestalt aus jenen Tagen des erlöschenden griechischen Ruhms; mit Bedauern wird man am Schluß in dem großen Alexander, dessen edeln Charakterkopf uns Lysippos hinterlassen, der in den florentiner Uffizien von jedem Besucher bewundert wird, doch nur einen sterblichen, sinnlichen Menschen entdecken. Manch lobendes Wort ließe sich noch für die Nebenfiguren Myrtis und Sinon finden. Im großen und ganzen scheinen mir aber die Tage des antiken Romans gezählt, und auch Oskar Linke hat sich ja bereits der Schilderung neuesten berliner Idyllenlebens zugewendet. Möge er „Unter den Linden" seine hellenischen Lorbern wiederfinden. *)

Alfred Friedmann.

*) Vergl. die Kritik über Oskar Linke's „Aus dem Paradiese", S. 173 dieser Nr. D. Red.

Vermischte historische Literatur.

1. Historische Vorträge. Von Karl von Noorden. Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Mit dem Porträt K. von Noorden's im Lichtdruck. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Der Tod Karl von Noorden's, der am 25. December 1883, eben funfzig Jahre alt, einer reichen und noch herrliche Früchte verheißenden Thätigkeit als Schriftsteller und akademischer Lehrer entrissen wurde, ist weit hinaus über den Kreis der ihm durch gemeinsame Arbeit verbundenen historischen Fachgenossen lebhaft betrauert worden; denn in hervorragender Weise hat Noorden dazu beigetragen, die Ergebnisse der strengen wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Geschichte den weitern Kreisen der Gebildeten zugänglich zu machen und in denselben frische und nachhaltige Theilnahme für die historischen Studien zu erwecken. Ein nicht blos formgewandter, sondern glänzender und dabei geistvoller Autor, hatte er auch außerhalb der akademischen Kreise eine große Menge für die gewordene Anregung dankbarer Hörer und Hörerinnen gewonnen, die nicht leicht die Gelegenheit versäumten, sich an den von

ihm entworfenen, große Perspective eröffnenden historischen Bildern zu erfreuen. Während seine großen gelehrten Arbeiten, welche die eigentliche wissenschaftliche Frucht dieses rastlos thätigen Forscherlebens darstellen, sein bahnbrechendes Werk über „Hinkmar von Rheims" und seine leider unvollendet gebliebene, auf der reichsten Fülle bisher unbenutzten Materials aufgebaute „Geschichte des 18. Jahrhunderts", Karl von Noorden in der Geschichte der deutschen Geschichtsforschung für alle Zeit einen Ehrenplatz sichern, und die Erinnerung an seine begeisterte und begeisternde akademische Lehrthätigkeit durch die Masse der einst um sein Katheder versammelt gewesenen dankbaren Schüler und Zuhörer noch lange lebendig erhalten werden wird, stand zu befürchten, daß diese mehr populäre Thätigkeit Noorden's, so lieb sie ihm gewesen und so sehr er seine reiche geistige Eigenart gerade darin zur Entfaltung gebracht hatte, der Vergessenheit anheimfallen würde, da ihre Früchte nur räumlich und zeitlich weit zerstreut vorlagen. Man wird es daher nicht blos von seiten der Historiker von Beruf dem Freunde des Verstorbenen, seinem Nachfolger erst auf dem bonner, dann auf dem leipziger Lehrstuhl, Wilhelm Maurenbrecher, Dank wissen, daß er diese zu verschiedenen Zeiten entstandenen und zum Theil bisher noch nicht veröffentlichten „Historischen Vorträge" Noorden's vereinigt und mit einem liebe- und verständnißvoll geschriebenen Lebensbilde des Verfassers versehen als einheitliches Werk veröffentlicht hat.

Von den hier zusammengestellten zehn Aufsätzen beschäftigen sich zwei mit dem Mittelalter, dem Noorden späterhin nur gelegentlich noch seine Studien zugewandt hat. Der eine behandelt die glänzende Gestalt des Erzbischofs Adalbert von Bremen, der andere das Verhalten von Kirche und Staat zur Zeit Ludwig's des Baiern. Die übrigen beschäftigen sich sämmtlich mit Gegenständen aus der neuern Geschichte. Der sechste in der Reihe schildert Friedrich Wilhelm I. von Preußen; von ihm urtheilt der Herausgeber treffend, daß er nach Inhalt und Form der bedeutendste, gedankenreichste und tiefste sei, und erwähnt, daß gebildete Männer und Frauen, die ihn einst gehört, desselben noch heut mit Begeisterung gedenken. Ebenfalls in das Gebiet der preußischen Geschichte gehört die am 22. März 1870 in Greifswald gehaltene akademische Festrede über Ernst Moritz Arndt und Preußens deutschen Beruf. Die übrigen Vorträge sind sämmtlich dem Zeitalter entnommen, in welchem sich Noorden's Studien zuletzt gänzlich bewegten und zu dessen gründlichsten Kennern der Verewigte gehörte, nämlich dem 18. Jahrhundert; sie behandeln nacheinander Wilhelm III. von Oranien, die Frau von Maintenon, Lord Bolingbroke, Swift, Victor Amadeus von Savoyen und endlich James Fox. Alle diese Vorträge zeichnen sich nicht blos durch die Selbständigkeit und Gründlichkeit der ihnen zu Grunde liegenden Studien aus, sondern namentlich auch durch die künstlerische Anlage und Ausführung der dargebotenen Zeit- und Charakterbilder sowie durch Weite des historischen Blicks und Schönheit der Sprache. Den Freunden und Collegen des der Wissenschaft viel zu früh entrissenen Forschers und Lehrers eine willkommene Erinnerung, wird diese Sammlung auch durch ihren sachlichen Werth und die formale Schönheit des darin Gebotenen jeden gebildeten Leser erfreuen und erheben.

2. Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI., König Philipp und Otto IV. von Braunschweig. Von A. Mücke. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 4 M.

Im Anschluß an seine frühern Darstellungen Otto's II. und III. wie der vier fränkischen Kaiser von Konrad II. bis Heinrich V. gibt der Verfasser die vorliegende Arbeit unter Vermeidung alles gelehrten Beiwerks auf Grund der Hauptquellen und, dieselben zum Theil reproducirend, eine ansprechende Schilderung der für die Geschichte Deutschlands so verhängnißvollen Zeit vom Tode Kaiser Friedrich's I, bis zum Sturz Otto's V., mit der er sich natürlich nicht an die Fachgelehrten, sondern den weitern Kreis der Freunde geschichtlicher Lektüre wendet. Diesen ist die Arbeit angelegentlich zu empfehlen, da sie in ansprechender Form und dabei mit Zuverlässigkeit in die Ueberlieferung in ihrer ursprünglichen Gestalt einführt, wie dieselbe in den Quellen selbst vorliegt. Auch ist auf die cultur- und literarhistorischen Momente besonders Rücksicht genommen, wie z. B. in einem Anhang zu dem Heinrich VI. behandelnden ersten Abschnitt nicht blos die Minnelieder, die den genialen staufischen Kaiser zum Verfasser haben, besprochen und zum Theil reproducirt werden, sondern auch die Volkssage, die sich an die Person desselben angeschlossen hat, indem namentlich die merkwürdige Erscheinung des prophetischen Abt Joachim von Fulda anziehend geschildert und aus den Schriften desselben charakterisirt wird. In gleicher Weise finden weiterhin die Dichtungen Walther's von der Vogelweide auskömmliche Verwendung als Quellen für die Kenntniß der jene Zeit erfüllenden Stimmungen und Wünsche.

3. Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Otto Henne am Rhyn. Illustrirt von Gustav Doré. Leipzig, Bach. 1884. Folio. In Lieferungen zu 2 M.

Es ist schwer abzusehen, auf welche Leser-, resp. Käuferkreise das vorliegende Prachtwerk eigentlich berechnet ist: im großen und ganzen können wir darin nur eine Speculation auf die augenblicklich herrschende Vorliebe für Illustrationswerke sehen. Doch während letztere zur Aufgabe haben, die geschichtlichen Vorgänge durch Denkmäler und Ueberreste zu veranschaulichen, die Illustration also immer nur das Mittel, nie der Zweck sein darf und der Hauptwerth nach wie vor in dem Text gesucht werden muß, ist das Verhältniß hier gerade das umgekehrte, d. h. der Text ist verfaßt, um eine Sammlung vorhandener ohne Bezug auf ihn componirter Bilder in Deutschland verwenden zu können. Eine Sammlung von Zeichnungen, die Gustav Doré zur Illustrirung einer neuen Prachtausgabe von Michaud's „Histoire des croisades" entworfen, bildet den Grundstock dieser Publication. Liebhaber der Doré'schen Manier

mögen ihnen Geschmack abgewinnen, wir bekennen offen, von dieser grotesken Art der Zeichnung wenig erbaut zu sein. In jedem Fall handelt es sich nicht um historische Bilder im eigentlichen Sinn des Worts, sondern um Schöpfungen einer frei waltenden, zum Theil sehr kühn über die Schranken des Ueblichen und oft des Natürlichen hinausstürmenden Phantasie, die also niemals dazu beitragen können, dem Beschauer ein Bild der historischen Vorgänge zu geben. Hieran wird auch dadurch nichts gebessert, daß einzelne Zuthaten, Karten, Pläne, Abbildungen, historisch merkwürdige Gebäude u. s. w., als wirklich brauchbare Erläuterungen gelten können. Auch der Text, bei dessen Gestaltung der Verfasser freilich durch die Doré'schen Bilder in unliebsamer Weise gebunden war, läßt gerade deshalb manches zu wünschen übrig.

Hans Prutz.

Neue Blüten der Lyrik.

1. Rosen der Heide. Lieder von Franz Alfred Muth. Regensburg, Coppenrath. 1885. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Eine duftige, sinnige Gabe, ein aus Maienglöckchen, Veilchen, Vergißmeinnicht, zierlichen Alpenröslein und blauen Glockenblumen gebundenes Sträußlein. Der reiche Gehalt dieser „Rosen der Heide" läßt ein geläutertes, gefestigtes Gemüth erkennen, welches, wenn wir auf dasselbe die Schlußworte des bekannten Schenkendorf'schen Liedes in Anwendung bringen dürfen, ‚gläubig und zart" sich erweist, während das Wörtchen „kühn" durch eine zufriedene, Fassung und Seelenruhe athmende Stimmung ersetzt wird. Die vier Jahreszeiten, insbesondere der Frühling, doch schüttelt hier und da auch der Herbst die Blätter und streut der Winter dichte Flocken, Rhein, Wein, Wald, Sonntagsruhe, Weihnachten u. s. f. sind durch manches gedankenvolle Verslein in der einfach ausgestatteten Sammlung vertreten und es befinden sich darunter ganz reizende, zu Rückert emporstrebende Verse. Auch die Form ist fast durchgängig eine recht wohlgelungene und natürliche; freilich hätte der Dichter gewisse kleine Mängel noch beseitigen, da und dort noch sichten und als geschickter Juwelier noch hinwegfeilen können und sollen, wodurch der Stein an Größe zwar ein wenig eingebüßt, in der vollen Fassung aber gewonnen haben würde. Stellen wie:

Ach, ich hab' mich hingesetzt,
. . . . . .
Doppelt mahnt der Frühling jetzt,
Wie mein Frühling unterm Boden —

gemahnen nicht eben poetisch, und der Schluß ist geradezu dunkel. Im „Rheingruß" klingt das „Gründer und Schinder" höchst gewöhnlich. Sehr nett oder tief empfunden sind dagegen: „Frühmorgens", „Waldveilchen", „Im Märzen", „Frühlingsmahnung", „Feiertag", „Frühlingswanderung", „Waldraft", „Waldsee", „Waldwasser und Waldbach", „Mittag am See", „Am Meer", „Cyane", „Guter Rath", „Nachtschmetterling", „Vorsorge", „Wunderlieblich Winterbild", „Treues Wirken", „Heimgekehrt"; vorzüglich aber: „O mein Herz so warm", „Jeden Frühling blühn die Rosen", „Spätrose". „Heimweh" ruft eine ähnliche wehmüthige Gefühlsstimmung hervor wie Rückert's „Was die Schwalbe sang"; „Deutscher Dichterwald" hingegen erinnert zu sehr an Uhland's „Singe, wem Gesang gegeben". Unter all diesen Gedichten sind manche, welche sich vortrefflich dazu eignen, componirt zu werden: ist nicht ein junger Schubert da? Wie sich indessen auch ein Landsknechtslied, das freilich keinen Hutten'schen Kraftstil athmet, darunter verirrt haben mag?

2. Immergrün. Frische Blätter aus der neuesten deutschen Lyrik. Gesammelt von F. X. Seidl. Regensburg, Coppenrath. 1885. 8. 3 M.

Der als Lyriker und Uebersetzer seit einer Reihe von Jahren bekannte Verfasser hat sich in dem vorliegenden ziemlich starken Bande zwar nicht der Mühe einer Anthologie, wohl aber einer Sammlung unterzogen, welche den Namen einer Anthologie verdient. Mit Befriedigung haben wir von dem reichen Inhalt Kenntniß genommen, von den weit über fünfhundert zählenden, selbstverständlich größtentheils kurzen Gedichten und Liedlein. Es ist nicht leicht, einen Ueberblick über den Inhalt zu gewinnen, da ein eigentliches Inhaltsverzeichniß, das uns über das System der Anordnung dieser Erzeugnisse von nahezu zweihundert deutschen Dichtern der Neuzeit Auskunft gibt, dem Werke fehlt. Woher Seidl die Gedichte genommen hat, aus welchen Zeitschriften oder Gedichtsammlungen sie abgedruckt, ob und welche derselben Originale sind, ist nirgends gesagt, und das der zweite Mangel des Sammelwerks. Seidl hat die Lieder jedoch in vier Abtheilungen gesichtet und eingereiht: „1. Leben und Ewigkeit"; „2. Aus des Lebens Blütezeit"; „3. Vom rechten Thun und Lieben" (Lieder und Gestalten); „4. Spielmanns Wanderfahrt in Lust und Leid"; und hat sich dieser Aufgabe mit Umsicht, Sorgfalt und Liebe zur Sache entledigt. Von hervorragendern Dichtern sind in der Sammlung unter andern vertreten: Baumbach, Blüthgen, von Bodenstedt, Bunge, Dahn, Eckstein, Geibel, Gerok, von Gottschall, Hamerling, Heyse, Jensen, von Köppen, von Leixner, Lingg, Löwe, Lorm, Meyer, Möser, Muth, Oelschläger, von Prittwitz, von Redwitz, Reinick, Rittershaus, Roquette, von Schack, von Scheffel, Seidl, Stadion, Stieler, Sturm, Sylva, Träger, Wehl, Wolff, Ziegler.

Der freundliche Leser wird sich durch zeitweilige Beschäftigung mit der Lektüre dieser vielseitigen Collection reichlich belohnt finden.

3. Frost und Flammen. Gedichte von Sophie von Khuenberg. Leipzig, Liebeskind. 1884. Gr. 16. 2 M.

Fast immer befällt uns ein ganz eigenes Gefühl des Mistrauens, wenn von einer Dame verfaßte lyrische Poesien uns in die Hände kommen, ein Mistrauen, welches wir trotz aller gebotenen Galanterie gegen das schöne Geschlecht nicht zu unterdrücken vermögen, weil meist entweder der Inhalt, oder die äußere Fassung, oder beides zu wünschen übrigläßt. Bei Romanen oder Novellen ist dies weniger der Fall, denn in dieser Richtung ist ja die deutsche Literatur keineswegs arm an einschlägigen erfreulichen Beweisen weiblicher Leistungsfähigkeit. Recht angenehm waren wir daher berührt, als wir schon nach dem Lesen weniger Gedichte fanden, daß das vorliegende Büchlein mehr Beachtung verdient als meistens weibliche Dichtungen, und beim Weiterhineinvertiefen in „Dämmerung", „Nacht" und „Tag", die drei Abtheilungen der Sammlung, empfingen wir den Eindruck wohlthuender Frische und Natürlichkeit. Die Form allerdings ist in vieler Beziehung mangelhaft, die Versfüße öfters recht holperig, und namentlich sind mehrere der Sonette in ihren Endreimen und Reimverschlingungen verfehlt. Wir möchten der Dichterin das Studium eines guten Lehrbuchs der Poetik dringend anempfehlen. Wenn man eine hübsche Singstimme hat, so muß man durch sorgfältiges Lernen und fleißige Uebung nach kunstgerechter Methode dieselbe nach jeder Richtung hin auszubilden und zu vervollkommnen bemüht sein. Dagegen befinden sich auch sehr ansprechende und gedankentiefe Dichtungen (z. B. „Frau Minne", „Weltliebe", „Neuer Frühling") und mehrere recht schöne Sonette darunter, deren eins, „Selige Freiheit" überschrieben, wir hier folgen lassen:

Noch bin ich frei! Noch lächelt, ungebunden
Von Pflicht und Sorge, mir das helle Leben,
Und niemals werd' ich mich gefangen geben,
So lang ein Zweifel hält mein Herz umwunden.

So hinzuträumen goldne Jugendstunden,
Durch Erd' und Himmel vogelleicht zu schweben,
An allem Holden spielend sich beleben,
Mit keinem Pfeile dauernd sich verwunden,

Sich an die Kleinlichkeit der Welt nicht kehren,
Mit seinem Schicksal nicht verdrießlich rechten,
Das Dunkel meiden und das Licht begehren,
Mit hellem Sinn des Lebens Ernst durchflechten,
Dem Niedern fern, dem Hohen ewig nah sein,
O wer so lebt, der lebt ein selig Dasein!

4. Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen von Oskar Linke. Minden, Bruns. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Das in antik-moderner Weise nett gekleidete Bändchen zerfällt in zwei Bücher: 1) für „Die kleine Welt"; 2) für „Die große Welt." Die zehn Gedichtchen für „Die kleine Welt" machen ihren leicht hingeworfenen Contouren nach bei recht ungezwungener Versform den gewiß nicht unvortheilhaften Eindruck Albert Hendschel'scher Skizzen. Einige, wie z. B. „Vollmond" und „Feenbesuch", sind feinduftigen Inhalts; andere, wie „Märchen" und „Was der Lehrer denkt", sind naiv genug, während „Vom Paradiese" gar zu ernst berührt und nur durch seinen hübschen Schlußvers einigermaßen wieder versöhnt. Das erste: „Der erste Junge", sollte folgerichtiger wol eigentlich unter „Die große Welt" nach dem „Honigmond" (ohne daß deshalb die „böse große Welt" auf schlimme Gedanken zu kommen Anlaß zu finden braucht!) rubricirt werden. Die Gedichte für „Die große Welt", Genrebildchen, haben uns übrigens minder gefallen. „Lendemain" und „Honigmond" sind zwar nicht eigentlich anstößiger Natur, aber freilich für junge Mädchen keineswegs eine geeignete Lektüre, vielmehr etwas frivol; es herrscht darin ein ganz eigener Odeur. „Treue Wacht" könnte klarer ausgedrückt sein, denn die letzten drei Verse muß man doppelt und dreifach überlesen, ehe man dahinter kommt, ob die holde Maid mit dem Hund oder mit dem doch nach der Gartenthür enteilten Herrn allein wandelt, ob die holde Dirne dem Hund oder dem Herrn die weiße Stirn küßt. Nicht unwahr ist die Pointe der „Philosophie des Schönen", denn: der Sperling in der Hand . . .; und neckisch sind „Aphrodite" und „Bergeshalde". Man kann sich mit dem Vagabunden in der „Lumpenmoral" mittels eines „Junggesellentraums" über dem Linke'schen Büchlein wol auf ein Stündchen „ins Paradies" hinüberträumen, ohne sich ein „erstes weißes Haar" wachsen zu lassen.

Hans Minckwitz.

Populär-medicinische Literatur.

Der Mensch und dessen Gesundheit. Hygieinisches Lehrbuch für jeden Gebildeten. Speciell bearbeitet als Unterrichtsbuch zum Gebrauche in mittlern und höhern Lehranstalten sowie Lehrerseminarien von L. Schmitz. Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. Br., Herder. 1884. 8. 4 M.

Wenn es wahr ist, daß alles, was ist, auch vernünftig ist, so gilt das natürlich auch für die populär-medicinische Literatur, die ja schon so lange existirt, als es eine Medicin und besonders als es einen Buchdruck gibt. Und an derselben arbeiten nicht allein die dii minorum, sondern auch die dii majorum gentium, früher wie heutzutage, wo Männer wie Virchow und Pettenkofer, z. B. bezüglich der Cholerafrage, selbst die Tagesblätter dazu benutzen. Trotzdem werden fortwährend absprechende und verkleinernde Kritiken darüber in die Fachzeitschriften geschrieben und von den Kathedern herab gesprochen.

Auch vorliegendes Buch gehört oder will vielmehr zur populär-medicinischen Literatur gehören, hat aber dafür,

unsers Erachtens wenigstens, einen viel zu doctrinären und systematischen Gang und Vortrag. Das langweilt leicht den Laien, selbst den „verehrlichen" „gebildeten" Leser (der nicht gebildete verstünde das meiste gar nicht). Was nicht alle verstehen können, ist im Grunde nicht populär; aber auch als halbpopulär „für Gebildete" können wir den ersten Theil, der in extenso über Anatomie und Physiologie handelt, nicht betrachten, er ist zu sehr nach der fachwissenschaftlichen Schablone gearbeitet. Dagegen ist der zweite Theil (von S. 144 an) verständlicher und auch praktisch brauchbar, wenngleich etwas trocken. Er hat zu viele Unterabtheilungen, schon dafür, daß wir sie hier aufzählen könnten. Der Leser findet sich jedoch mit Hülfe der Inhaltsübersicht und des guten Registers leicht zurecht über die Regeln des besten Verhaltens in Bezug auf Wohnung, Nahrung, Athmung, Pflege der Sinnesorgane, der Desinfection, der Impfung, über Tod und Scheintod. Besonders katholische und protestantische Landgeistliche, auch Lehrer und Lehrerinnen werden diesen zweiten Theil des Buchs mit Vortheil benutzen und dessen Inhalt weitern Kreisen übermitteln können. Und zum Gebrauch in Lehranstalten ist ja das Buch seinem Titel nach vorzugsweise bestimmt; es wird also wol seinen Zweck erfüllen — und das will schon etwas heißen!

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Schiller und die Schiller-Stiftung" ist das Thema von zwei Reden (Leipzig, Friedrich), welche Professor M. Lazarus am 10. November 1884 in Weimar und am 22. November in Berlin gehalten hat. Selbstverständlich wird niemand neue Gedanken über dieses so oft behandelte Thema hier erwarten; aber die Zeit sollte doch wol endlich gekommen sein, daß nicht immer wieder jeder Philosoph seine Weltanschauung Schillern aufnöthigt. Auch in diesen Lazarus'schen Reden wird selbst der größte Verehrer Schiller's dem erhabenen Pathos nicht ganz zustimmen können, dem der Gefeierte zur Folie dienen muß; abgesehen hiervon werden jugendliche Enthusiasten diese Ergüsse mit Vergnügen und Gewinn lesen.

— Den „Entwickelungsgang der Tonkunst" von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart hat Emil Kauffmann dargestellt (Tübingen, Laupp). Wir sind diesem Schriftchen gegenüber in peinlicher Verlegenheit, denn wir waren selten so wie hier in der Lage, die Fähigkeit und den Standpunkt des Verfassers anerkennen und doch sein Machwerk verwerfen zu müssen. Unsere Literatur leidet ohnehin schon genug an Hypertrophie; was soll werden, wenn auch noch derartige meist über alle Begriffe dürftigen Skizzen gedruckt werden. Wir kennen auf dem Gebiete der Musikgeschichtschreibung nichts, was so unerträglich aphoristisch wäre wie diese Broschüre. Sie kann eigentlich nur von Kennern gewürdigt werden, für diese aber ist sie trotzdem nur Notizenkram, dessen Veröffentlichung absolut unverständlich bleibt.

— Unter dem Titel „Entenzucht" hat Schulte vom Brühl eine Sammlung von selbstgezüchteten Zeitungsenten herausgegeben (Berlin, Eckstein). Das Büchlein hat das doppelte Verdienst, eine überaus erheiternde Lektüre zu bilden und zugleich zu zeigen, was unserm Zeitungsmichel als gedruckter Blödsinn geboten werden darf. Die „Enten" sind alle echt; sie haben wirklich in Zeitungen gestanden und sind massenhaft nachgedruckt worden. Sie leisten in Sensationsmacherei das Mögliche.

— „Aus dem Privatleben unsers Kaiserhauses" hat Robert von Hagen einige heitere Skizzen und Geschichten veröffentlicht (Berlin, Bohne). Den hier erzählten Noveletten liegen wirkliche Thatsachen zu Grunde, welche an sich schon sehr anmuthend und vom Verfasser in ein fesselndes Gewand gekleidet sind. Am besten eignen sich wol diese Skizzen für das Feuilleton einer Zeitung.

— „Geschichte und Politik" ist der Titel der akademischen Antrittsrede, welche Wilhelm Maurenbrecher am 25. October 1884 zu Leipzig gehalten hat (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der Verfasser tritt voll ein für das Recht der historischen Schule im Gegensatz zu allen willkürlichen Constructionen des Staatslebens. Der echte Politiker sei ohne genaue Kenntniß der Geschichte nicht möglich; auch für Bismarck war ein bis zum Grunde reichendes Verständniß preußischer und deutscher Geschichte die Voraussetzung seines politischen Handelns. Wir empfehlen gern den geistreichen Vortrag, welcher so recht die ganze Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft documentirt.

— „Frauenarbeit in der Schule" nennt sich eine kleine, aber überaus gehaltvolle Schrift von W. Cremer (Gütersloh, Bertelsmann). Der Verfasser weist auf Grund ausgezeichneten Erfahrungsmaterials nach, daß die meisten Lehrerinnen an Schulen wenig oder gar nicht brauchbar sind. Er stellt den Satz auf, daß ein junges heirathsfähiges Mädchen in den ersten zehn Jahren des Schuldienstes nie und nimmer im Lehrgeschäft ihren Lebensberuf erkennen werde. Alle die Tugenden, welche sonst dem Weibe mit großem Rechte nachgerühmt würden, treten bei einer Lehrerin stark in den Hintergrund. Behörden, Schulmännern und — Lehrerinnen empfehlen wir diese sachgemäße Schrift auf das dringendste.

— „Aus der literarischen Welt" nennt Otto Weddigen einige zeitgemäße Erörterungen, welche bei C. Schüßler in Hannover erschienen sind. Er spricht über die Kritik der Gegenwart, Literaturmoden und Verirrungen, Dichter und Literaturforscher der Gegenwart, über das Studium unserer Nationalliteratur, das Verhältniß zwischen Autor und Verleger u. s. w. Alle diese Abhandlungen sind auf Grund eindringender Sachkenntniß mit Geist abgefaßt; ihre ernstliche sittliche Haltung wie insbesondere ihr Patriotismus sind uns sehr sympathisch. In gedrängter Form werden möglichst viel zeitgemäße Wünsche und Urtheile gegeben, welche wir der Beachtung empfehlen.

— Aus der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge" des Deutschen Vereins in Prag liegt uns vor Nr. 100, worin sich eine vortreffliche Abhandlung von Julius Lippert befindet: „Germanen und Slaven. Die geschichtliche Entwickelung der Gegensätze ihres Volkswesens."

— „Sylvesterglockenklang" nennt der Pfarrer Partisch in Oldenburg zwei Predigten („Im Strome der Zeit", „Vor Jerusalems Thoren"), an Sylvesterabenden gehalten (Oldenburg, Schulze). Das in zweiter Auflage erschienene Büchlein zeichnet sich aus durch einen ebenso tief gläubigen wie friedereichen Standpunkt; die Darstellung ist lichtvoll und herzenswarm, der Verfasser umspannt geistvoll Geschichte und innere Erfahrung, Wissenschaft und Glauben. Den vielen Verehrern der Sylvestergottesdienste empfehlen wir gern diese gehaltvolle, trostreiche Schrift.

— Einen „Christlichen Reisebegleiter" hat der Consistorialrath und Militäroberpfarrer G. Huyssen herausgegeben (Ber-

lin, Maurer-Greiner). Das Büchlein will ein Laienbrevier für Reisende sein; der Verfasser hat nicht blos religiöse Lieder und Betrachtungen gegeben, sondern solche, welche der Erhebung zu Gott überhaupt dienen können. Aus dem reichen Inhalt heben wir folgende Kapitel hervor: „Wanderlust", „Abschied von der Heimat", „Verkehr mit der Heimat in der Fremde", „Morgen-, Abend- und Nachtfeier auf der Reise", „Naturgenuß", „Alpenherrlichkeit", „Waldespracht", „Meeresgröße", „Badereisen", „Heimkehr". Der Verfasser besitzt die nöthige religiöse wie ästhetische Durchbildung, die umfassende Literaturkenntniß, welche nöthig sind, um die von ihm getroffene Auswahl mit daran geknüpften Betrachtungen zu einer wahrhaft gesunden und darum auch gesundenden zu machen. Das Büchlein erfüllt ein Bedürfniß der evangelischen Laienwelt auf das schönste.

— „Penetralia. Harmonische Antworten auf wichtige Fragen" von A. J. Davis, herausgegeben von Wilhelm Besser (Leipzig, Besser). Der Verfasser gibt „spiritualische Antworten auf Fragen über Inhalt des kleinen Katechismus", „Fragen in Bezug auf den Despotismus der Meinung", „Fragen in Bezug auf Vor- und Nachtheile des Institutionalismus, Individualismus, Utilitarianismus" u. s. w. Einige Proben seiner Schreibweise mögen dem Leser genügen: „Das zweite Gebot verbietet die Prostitutionen der Extremisten und die Pollutionen der Inversionisten, ebenso auch das Erzählen aller jener Anekdoten und das Lesen aller jener unreinen Romane und Erzählungen, welche dazu dienen, unkeusche Gefühle in der Seele zu erregen. Das dritte Gebot verbietet alle unharmonischen Beispiele, welche Aeltern in der Gegenwart von Kindern geben können, wie den Gebrauch des Tabacks, gewohnheitsmäßiges Trinken von Thee oder Kaffee u. s. w. . . . Das hastig gesprochene Tischgebet hungeriger Menschen beim Anblick eines einladenden Mahles ist eine unvermeidliche (?) Entheiligung. O, wie frei ist jener Bruder und jene Schwester — das freiwillige Kind von Gott-Vater und Mutter-Natur —, die um spirituelle Hülfe bitten. (Der Ausdruck «Gott-Vater» soll die lebende Quelle aller Verursachung bezeichnen, «Mutter-Natur» die Quelle aller Verwirklichung.) . . . Jeder radicale, menschliche Wunsch ist eine Anweisung, gezogen und übertragen von dem ewigen Gott, zahlbar an der immer solventen Bank endlicher Befriedigung. . . . Der Körper ist die Concentration aller Substanzen, der Geist ist die organische Combination aller Kräfte. Die Repräsentation jedes Theilchens von Stoff ist daher schließlich der Mensch. . . . Im Tode entsteht eine Ausschwitzung durch die poröse Hirnschale. Die ausgeschwitzte Substanz steigt durch die Wand auf und erreicht in der Atmosphäre einen Platz, höher als Wolken und Stürme. Wenn dort angekommen, finden sich eine Menge Accoucheure in Bereitschaft, Männer und Frauen als Freunde des Ankömmlings aus der zweiten Sphäre, welche die neue Geburt abwarten." Wie nun diese Geburt im einzelnen beschrieben wird, wollen wir dem Leser ersparen hier nachzulesen.

Bibliographie.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Herausgegeben vom Direktorium des germanischen Muscums. Red.: A. Essenwein. 2ter Jahrg. 1885. 12 Hfte. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 6 M.

Arent, W., Aus tiefster Seele. Mit Geleitswort von H. Conradi. Berlin, Kamlah. 8. 2 M.

Aesthetisches und Politisches. Bruchstücke aus dem Briefwechsel eines verstorbenen Staatsmannes mit einer Freundin. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 1 M.

Augier, E., Der Schierling. Lustspiel. Vom Verfasser autorisirte Bearbeitung von A. Fitger. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von v. Löbell. 1885. 1stes Hft.: Der erste Sieg und der letzte der Friedericianischen Cavallerie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 75 Pf.

Beiträge zur Lösung der socialen Frage. (Aus dem Französischen.) Wien Huber u. Lahme. 1884. 8. 40 Pf.

Beyda, H. F. T., Das Sein und das Werden. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Bleibtreu, K., Lyrisches Tagebuch. Berlin, Steinitz u. Fischer. 8. 2 M.

Brombacher, F., Neuer Liederschatz für Confirmanden und Freunde religiöser Dichtung. Eine Weihnachtsgabe. Pforzheim, Riecker. 16. 2 M. 50 Pf.

Bulthaupt, H., Gerold Wendel. Trauerspiel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Chleborad, F. L., Der Kampf um den Besitz. Wien, Manz. Gr. 8. 4 M.

Deutsche Chroniken aus Böhmen. Herausgegeben von L. Schlesinger im Auftrage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 3ter Bd.: Die Chroniken der Stadt Eger. Bearbeitet von H. Gradl. Leipzig, Brockhaus. 1884. Gr. 8. 10 M.

Dewall, J. van, Histörchen. Lose Blätter. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Mareiken. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Dronke, A., Die Geographie als Wissenschaft und in der Schule. Bonn, Weber. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Elster, O., Am Bivouakfeuer! Manöver- und Garnison-Geschichten aus Elsaß-Lothringen. Berlin, v. Decker. 8. 2 M.

Eschstruth, Nataly v., Wolfsburg. Erzählung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Fischhof, A., Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität. Nach den von A. F. gesammelten Daten und gemachten Andeutungen dargestellt. Wien, Manz. Gr. 8. 2 M.

Die polnische Frage in Bezug auf Preußen und das Deutsche Reich. Thorn, E. Lambeck. Gr. 8. 80 Pf.

Ganghofer, L., Almer und Jägerleut'. Neue Hochlands-Geschichten. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. II. Wien war eine Theaterstadt. Wien, Graeser. Gr. 8. 60 Pf.

Hägeli, A., Die Merowingerpfalz zu Kirchheim (König Dagobert II.). Historisches Trauerspiel. Straßburg. 8. 2 M. 25 Pf.

Haltrich, J., Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. Wien, Graeser. Gr. 8. 7 M.

Hoffmann's, F. W., Geschichte der Stadt Magdeburg. Neu bearbeitet von G. Hertel und F. Hülße. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen in getreuer Wiedergabe vorhandener alter Stiche und Abbildungen. 1ste Lfg. Magdeburg, Rathke. Gr. 8. 50 Pf.

Hohenbühel, Freih. L. v., genannt Heufler zu Rasen, Beiträge zur Kunde Tirols. Mit 4 faesimilirten Autographen. Innsbruck, Wagner. 8. 2 M.

Hurmuzaki, E. Freih. v., Fragmente zur Geschichte der Rumänen. Herausgegeben vom königlich rumänischen Cultus- und Unterrichts-Ministerium unter der Aufsicht der königlich rumänischen Akademie der Wissenschaften. 1ster bis 3ter Bd. Bukarest, Sotschek u. Comp. Gr. 8. 17 M. 60 Pf.

Jahn, M., Der Einfluss der Kantischen Psychologie auf die Pädagogik als Wissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der neueren philosophischen Pädagogik. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jever, R. v., Vom grünen Zweig. Gedichte. Illustrirt von H. Morin. München, Merhoff. 8. 3 M.

Jösting, H., Die Bedeutung der Bauerngüter für das Volks- und Staatsleben. Osnabrück, Meinders. Gr. 8. 50 Pf.

Karl, Teodor, der letzte Ritter von Bebenburg. Historisch-romantische Erzählung aus dem letzten großen Städtekrieg (1449). Rothenburg o/T., Klein. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Keilhack, K., Reisebilder aus Island. Mit 1 Karte. Gera, Reisewitz. 8. 3 M.

Die Laterne. Funken aus dem deutschen Reichstag. In zwanglosen Heften. 1stes Hft. Leipzig, Klötzsch. Gr. 8. 20 Pf.

Leßmann, D., Wanderbuch eines Schwermüthigen. Neu herausgegeben von H. Conradi. Berlin, Kamlah. 8. 3 M.

Leythäuser, M., Prager Trilogie. Ein Bühnenwerk in Wort und Ton. (I. Schwesterstreit. II. Die Erhebung und hussitische Todtenfeier. III. Auf den Lipanischen Feldern und die Erlösung.) Würzburg, Kreßner. Gr. 8. 1 M.

Mannfried, R., Zeitklänge aus Franken. Würzburg, Kreßner. Gr. 16. 50 Pf.

Marx, K., Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends". Deutsch von E. Bernstein und K. Kautsky. Mit Vorwort und Noten von F. Engels. Stuttgart, Dietz. 8. 3 M. 50 Pf.

Moschkau, A., Oybin-Chronik. Urkundliche Geschichte von Burg, Cölestinerkloster und Dorf Oybin bei Zittau. Mit 6 Abbildungen. Böhm.-Leipa, Künstner. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Paulitschke, P., Die Südländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis. Mit 59 in den Text gedruckten Holzschnitten, 12 Tonbildern, 2 Lichtdrucken und 1 Karte. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 7 M.

Rosenberger, F., Ueber die Genesis wissenschaftlicher Entdeckungen und Erfindungen. Ein Vortrag. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Singer, J., Untersuchungen über die socialen Zustände in den Fabrikbezirken des nördöstlichen Böhmen. Ein Beitrag zur Methodik socialstatistischer Beobachtung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Ströll, M., Die staats-socialistische Bewegung in Deutschland. Eine historisch-kritische Darstellung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Turgenjew, J., Zwei dramatische Dichtungen. (Die Provinzialin. Lustspiel. Natalie. Schauspiel.) Aus dem Russischen übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von E. Zabel. Berlin, Deubner. 8. 2 M. 50 Pf.

York von Wartenburg, Graf, Napoleon als Feldherr. 1ster Thl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Wiesberg, W., Mein' Vaterstadt in Lied und Wort. Eine Sammlung von komischen Scenen, Intermezzis, Couplets ꝛc. 1ste bis 3te Lfg. Wien, Rosner. 8. à 60 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 55 bis 61.

Deutscher Reichstag. — Besitzveränderungen am unteren Congo. — Schlußbericht der Congo-Conferenz. — Portugals Colonialpolitik und Colonialverwaltung in Westafrika. — Die Herater Streitfrage. — Blaubuch über Neu-Guinea und andere Südsee-Inseln. — Der Schluß der Congo-Conferenz. — Die griechische Ministerkrisis. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1884. (I.)

Alfred Dove: Das Zeitalter Friedrich's des Großen und Joseph's II. Von Dr. G. Winter. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Im Kampfe um Gott. — Die Froude'sche Biographie Carlyle's. Von A. M. Selß. (I/III.) — Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte. Von Dr. H. Simonsfeld. (IV. Schlußartikel.) — Die deutschen Heldensagen. — Von der Somali-Küste. Von J. Menges. — Wiener Briefe. (CLXXXVI.) — Die italienische Colonie Assab. Von J. Menges. — Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz. Von Prof. Dr. A. Horawitz. — Kunstgewerbliches. Von W. Lübke.

Handelsverträge und Handel der Vereinigten Staaten. — Stempelpflichtigkeit der Schlußnoten. — Die italienischen Eisenbahnen. — Geschäftliche Jahresberichte: Norddeutsche Bank in Hamburg. Bayerische Notenbank. Bayerische Hypotheken- und Wechselbank. — Bayerischer Dampfkessel-Revisionsverein.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Studien und Forschungen

veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden.

Herausgegeben von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Allen Besitzern von Nordenskiöld's berühmtem Reisewerk „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“ wird hier eine willkommene Ergänzung desselben dargeboten: Beiträge zur Kenntniß der Natur, der Geschichte und des Volkslebens der Polarländer, in leicht verständlicher Form von hervorragenden Gelehrten verfaßt. Doch bilden diese „Studien und Forschungen“ auch ein völlig selbständiges Werk, das Geographen, Ethnologen, Naturforschern, Culturhistorikern wie jedem gebildeten Leser höchst werthvolles, bisher unbekanntes Material zuführt.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Georges, Prof. Dr. K. E., kleines lateinisch-deutsches Handwörterbuch. 5. Auflage in neuer Orthographie. Gross Lex.-Format. 86 Bogen. 1885. 7 M. 50 Pf.

Der deutsch-lateinische Teil, Preis 6 M. 75 Pf. für 82½ Bogen, ist bereits in vierter Auflage 1882 in neuer Orthographie herausgegeben.

Georges, Prof. K. E., deutsch-lateinisches Schulwörterbuch. Zweite Auflage. 53½ Bogen. Gross Octav. 1885. 4 M. 20 Pf.

Das latein.-deutsche Schulwörterbuch, 1883 in dritter Auflage erschienen, mit Wörterbuch der Eigennamen, 58 Bogen, kostet ebenfalls 4 M. 20 Pf.

Ferner empfehlen wir die neuen umgearbeiteten und vermehrten Auflagen von

Georges, Dr. E. K., ausführlichem lateinischen Handwörterbuch in 4 Bänden.

Latein.-deutscher Theil, 7. Aufl. (191½ Bog.) 2 Bände. 1880. 19 M.

Deutsch.-latein. Theil, 6. Aufl. (128½ Bog.) 2 Bände. 1882. 13 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wander's Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

(Fünf Bände. 4. Geh. 150 M. Geb. 160 M.)

Neue Ausgabe in 75 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 2 M. für die Lieferung.

Eine neue Subscriptions-Ausgabe dieses bekannten, für die deutsche Sprach- und Culturgeschichte höchst wichtigen Nationalwerks kommt vielfach geäusserten Wünschen entgegen. Monatlich erscheinen 2 bis 3 Lieferungen. Man subscribirt in jeder Buchhandlung. Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kinderleben.

Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit.

Mit Illustrationen

von

Ludwig Richter.

Sechste Auflage. 8. Cart. 3 M.

Diese beliebte, weitverbreitete Sammlung der besten und lieblichsten Kinderlieder ist durch die Meisterhand Ludwig Richter's illustrirt, dessen sinnige, der Natur abgelauschte Darstellungen Herz und Auge aufs anmuthigste fesseln und erfreuen. Nach dem Tode des Meisters bildet das Buch ein werthvolles Vermächtniß, weshalb von neuem darauf hingewiesen sei.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 19. März 1885.

Inhalt: Eine italienische Literaturgeschichte. Von Otto Speyer. — Neuere geographische Literatur. Von Alfred Kirchhoff. — Ein idealistischer Hypochonder. Von Konrad Alberti. — Volkswirthschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine italienische Literaturgeschichte.

Geschichte der italienischen Literatur von Adolf Gaspary. Erster Band. Berlin, Oppenheim. 1885. Gr. 8. 9 M.

Die vierte Abtheilung der „Geschichte der Literatur der europäischen Völker" bringt den ersten Band der Literaturgeschichte Italiens aus der Feder eines der gewiegtesten Kenner der Sprache und des Schriftthums der Halbinsel, des breslauer Professors Gaspary. Dieselbe reicht nur bis Petrarca, umfaßt also, da vor dem 13. Jahrhundert von einer italienischen Literatur eigentlich keine Rede sein kann, nur dieses und den größten Theil des Trecento. Daß der Verfasser hier abbricht und nicht mit Petrarca's Zeitgenossen Boccaccio nebst den wenigen Schriftstellern von geringerer Bedeutung, wie Franco Sacchetti, Giovanni de Catignano u. s. w., die ihm noch zu behandeln blieben, das 14. Jahrhundert zum Ende geführt hat, mag wol auf äußern Gründen beruhen.

Wenn sich somit noch kein abschließendes Urtheil über das ganze Werk fällen läßt, so stehen wir dagegen nicht an, den vorliegenden Theil für die beste Geschichte der ältern italienischen Literatur zu erklären, die in Deutschland erschienen ist. Die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Quellenstudien, die umfassende Kenntniß und sorgfältige Berücksichtigung der massenhaften Monographien, Essays, Streitschriften und Kritiken, welche die neueste Zeit zumal in Italien selbst über diesen Gegenstand zu Tage gefördert hat, die genaue Analyse aller irgend bedeutenden Werke — nur mit Ausnahme der allerbekanntesten, wie der „Göttlichen Komödie" — verdienen nicht minder rühmend hervorgehoben zu werden wie das besonnene und maßvolle Urtheil, die scharfsinnige Prüfung der Echtheit, der richtige Takt für den innern Werth der Schriftwerke, der feine ästhetische Sinn und das warme Interesse für den Gegenstand, welches sich überall angenehm fühlbar macht.

Da die Literaturgeschichte eines Volks nicht vollständig zu verstehen ist ohne die Kenntniß seiner allgemeinen historischen Entwickelung, der Verfasser aber eine genügende Bekanntschaft mit den politischen und socialen Zuständen des mittelalterlichen Italiens bei seinem deutschen Publikum nicht voraussetzen durfte, so hat er dieselbe überall sorgfältig berücksichtigt und an geeigneter Stelle in klaren und scharfen Zügen übersichtlich dargestellt, indem er dabei zumal für das frühere Mittelalter die treffliche Geschichte der Städteverfassung in Italien von C. Hegel zu Grunde legte. So sehr wir hiermit einverstanden sind, so scheint uns der Verfasser dagegen in der gründlichen Behandlung auch der unbedeutendern Autoren und ihrer Schriftwerke zuweilen des Guten etwas zu viel zu thun. Da er doch nicht zunächst für Fachmänner schreibt, so ist zu besorgen, daß die Masse von Namen und Details auf seine Leser zum Theil ermüdend und verwirrend wirken werde. Das gilt besonders für die erste Hälfte des Bandes, die vordante'sche Epoche. Allerdings hat der Verfasser, um diesem Einwurf zuvorzukommen, die sehr specielle Darstellung der ersten Periode geschickt zu rechtfertigen versucht. Am Schlusse dieses Abschnitts sagt er:

> Blicken wir zurück, so nehmen wir eine Mannichfaltigkeit von Erscheinungen wahr, welche noch keine literarischen Schöpfungen von absolutem Werthe hervorzubringen vermochten, die aber allenthalben die Ansätze zu künftigen Entwickelungen von Wichtigkeit bilden, die Anfänge dessen, was die spätern Jahrhunderte allmählich vollendet haben, und so enthält die erste Periode die bedeutungsvollste Erklärung für die Schöpfungen der folgenden; denn eine literarische Entwickelung versteht man ja eben nur dann, wenn man sie in ihren Ursprüngen erforscht. Deshalb wendet sich heutzutage mit Recht gerade ein besonders eifriges Studium diesen ehedem vernachlässigten frühesten Epochen der Literatur zu, in denen alles, auch das Geringste von Interesse ist als Spur des sich immer reicher entfaltenden geistigen Lebens.

So gern wir auch im allgemeinen die Richtigkeit dieser Sätze zugeben mögen, so folgt daraus doch keineswegs, daß in einem auch für weitere Kreise bestimmten Handbuche der Literaturgeschichte das Gerüst allzu sichtbar sein, d. h. hier, die detaillirte Analyse einer großen Zahl an und für sich unbedeutender und werthloser Schriften mitgetheilt werden soll.

Nehmen wir ein Beispiel. Es ist richtig, daß in einer Geschichte der ältesten italienischen Literatur auch das lateinische Schriftthum der Zeit nicht unberücksichtigt bleiben kann. Der Fall liegt hier natürlich ganz anders als z. B. betreffs der humanistischen Schriften des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland, die, im Grunde doch nur ein fremder Importartikel, auf unsere vaterländische Literatur von sehr geringem Einfluß gewesen sind. Die Italiener, zumal die des spätern Mittelalters und der Frührenaissance, betrachteten sich als die Nachkommen und Erben der alten Römer. So erschien ihnen das Lateinische nie als eine fremde Sprache: es war nur die lingua nobilis im Gegensatze zu der Vulgärsprache des Volks. Daher erklärt es sich, daß das neue Idiom, wie es ohne Zweifel im wesentlichen schon im 6. und 7. Jahrhundert existirte, in Italien weit später zur literarischen Verwendung kam als die andern romanischen Sprachen, zumal die langues d'oc und d'oïl, das Provenzalische und Nordfranzösische. Finden sich auch schon einzelne Spuren seit der Mitte des 10. Jahrhunderts, so gehen doch die ältesten uns überlieferten Schriftwerke, seitdem neuere Forschungen die Unechtheit der sardinischen carte d'Arborea unwiderleglich bewiesen haben, nicht hinter den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück. Es ist bekannt, wie noch Dante in seiner Schrift „De vulgari eloquentia" sich rechtfertigen mußte, daß er sein Hauptwerk zwar nicht im Dialekte einer bestimmten Landschaft, aber doch in dem sogenannten Volgare illustre verfaßt hatte. Ja, er selbst kann sich noch nicht ganz von der Idee freimachen, daß das Latein höher stehe und für den Ausdruck hoher geistiger Interessen geeigneter erscheine als das Italienische. Nach seinem Tode trat das alte Vorurtheil nochmals stark hervor: wir erinnern nur an Petrarca's Epos „Africa" und Mussato's Tragödie „Eccerinis"; erst das 16. Jahrhundert schaffte hier vollständige Wandlung.

Erscheint somit eine gewisse Berücksichtigung der lateinisch schreibenden Italiener des frühern Mittelalters gerechtfertigt, so geht uns doch Gaspary hierin entschieden zu weit. Denn diese Dichtungen sind nicht nur im ganzen, wie er selbst hervorhebt, ohne allen innern Werth, nichts als steife, gemachte Schulpoesie; sie haben auch zu wenig äußern wie innern Zusammenhang mit der italienischen Literatur der Folgezeit, um dadurch eine eingehende Behandlung zu verdienen. In Italien läßt sich ebenso wenig wie in den andern Ländern romanischer Zunge ein allmählicher Uebergang von der alten Sprache zu der modernen nachweisen. Der Grund liegt auf der Hand: die Gelehrten, fast ausnahmslos Geistliche, welche allein als Schriftsteller auftraten oder deren Werke uns doch allein erhalten sind — das populäre Vagantenthum mit seinem derben Humor und seinen Anklängen an die Volkssprache fehlt so gut wie ganz — vermieden absichtlich und sorgfältig alles, was an das verachtete Volgare erinnern konnte. Begann auch diese Wiedergeburt des lateinischen Schriftthums in Italien, wo die classische Tradition naturgemäß zäher festgehalten wurde, früher als diesseit der Alpen, so war die neue Volkssprache doch damals längst gebildet, und von einer Vermengung beider Idiome oder von einem Zwischenstadium zwischen dem Lateinischen und Romanischen konnte keine Rede mehr sein. Das einzige in dieser Hinsicht Bemerkenswerthe sind einzelne lateinische Gedichte, deren Verfasser das Verständniß für die alte Metrik verloren haben und ihre Verse nach der Silbenzahl und dem Accente messen.

Die frühere Blüte der provenzalischen Literatur hatte bei der Nachbarschaft und dem vielfachen Verkehr zwischen Südfrankreich und Italien naturgemäß zur Folge, daß nicht nur die Lieder der Troubadours im letztern Lande bekannt wurden, sondern auch nicht wenige Italiener mit den provenzalischen Sängern in ihrer eigenen Sprache zu wetteifern suchten, wie jener Sordello von Mantua, dessen Patriotismus Dante im achten Gesange des „Fegefeuers" so hoch erhebt und dessen Dichterruhm er in dem Buche „De vulgari eloquentia" über Gebühr verherrlicht. Unser Verfasser behandelt diese italienischen Troubadours in der Einleitung zu der sicilianischen Dichterschule, die bekanntlich unter dem Schutz und Vorgang der Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. erblühte. Freilich, der Werth dieser ganzen Literatur, einer bloßen Nachahmung der Troubadourdichtung, ist an und für sich sehr gering, und auch die beiden Kaiser haben ihrem historischen Ruhme durch die uns von ihnen erhaltenen Canzonen keinen neuen Lorber hinzugefügt. Aber es waren die ersten Dichtungen in der Vulgärsprache, und zwar nicht etwa im sicilianischen Dialekt, sondern in einem Idiom, das der gelehrte und scharfsinnige, leider so früh verstorbene Napoleon Caix*) an der Hand der ältesten Handschriften analysirt und zusammengestellt hat, und das, der toscanischen Mundart nahe verwandt, aber keineswegs identisch mit derselben, die Basis der italienischen Schriftsprache, des Volgare illustre geworden ist. So war eine nationale Form gefunden, aber zunächst noch ohne nationalen Gehalt.

Mit dem Untergange des Hohenstaufischen Hauses verschwindet auch die sicilianische Dichterschule, und wir begleiten den Verfasser nach Mittelitalien, wo wir bei einer Reihe von Dichtern, unter denen die Namen Fra Guittone von Arezzo und Dante von Majano hervorragen, in der Regel den steifen verkünstelten Schwulst der sicilianischen Dichtweise wiederfinden, welche von den meisten sklavisch nachgeahmt wird. Der abstract conventionellen

*) Ueber N. Caix siehe: „Villari, Napoleone Caix", in der „Nuova Antologia" vom 1. November 1882, S. 143 fg.

steht eine populär realistische Dichtung gegenüber; aber nicht an sie knüpft die neue Schule an, welche Dante Alighieri der alten entgegenstellte; diese ist im Gegentheil eine gelehrte, philosophische, welche den Hauptaccent auf die Tiefe und Bedeutung der Gedanken legt. An ihrer Spitze steht Guido Guinicelli von Bologna, den Dante seinen und aller lyrischen Dichter Vater nennt*), und dem der Verfasser mit Recht ein besonderes Kapitel widmet. Das philosophische Liebesideal ist bei ihm ziemlich dasselbe wie bei Dante, dem er in einigen Gedichten, wie in der schönen Canzone: „Con gran disìo pensando lungamente", die wir zu Nutz und Frommen der Leser gern in unserm Buche citirt gefunden hätten, sehr nahe kommt.

Von Guinicelli geht der Verfasser seitlich abschweifend zu der französischen Ritterdichtung in Oberitalien über, der er wol deshalb verhältnißmäßig viel Raum widmet, weil sie trotz der fremden Sprache einigermaßen ins Volk gedrungen war. Eine nationale Heldendichtung fehlt Italien gänzlich. Der Grund dieser auffallenden Thatsache mag wol in dem ewigen Wechsel der herrschenden Stämme im frühern Mittelalter, in dem Mangel des Nationalgefühls und alles nationalen Zusammenhangs in den spätern Jahrhunderten liegen. Bedeutender ist die religiöse Epik und Lyrik, jene in Norditalien, diese zumal in Umbrien vertreten, von der uns der Verfasser eine Reihe sorgfältig ausgewählter Proben bringt. Das religiöse Drama des Mittelalters ist besonders in der letzten Zeit vielfach aus seiner Vergessenheit gezogen; hier hätte der Verfasser vielleicht der zahlreichen, allerdings in ihrer Mehrzahl erst einer spätern Periode angehörigen in der neuesten Zeit veröffentlichten süditalienischen Mysterien gedenken können.

Zu der prosaischen Literatur des 13. Jahrhunderts übergehend, meint Gaspary betreffs des „Novellino" oder der „Cento novelle antiche", des bekanntesten unter den Prosawerken der ältesten italienischen Literatur, es sei kein hinlänglicher Grund vorhanden, um verschiedene Verfasser anzunehmen. Uns scheint jedoch trotz des allen diesen Erzählungen gemeinsamen kunstlos naiven Stils hinlängliche Verschiedenheit in der Ausdrucks- und Darstellungsweise der einzelnen Novellen vorzuliegen, um die entgegengesetzte Ansicht Bartoli's trotz d'Ancona's Einwürfen wahrscheinlich zu machen.

Die berühmte Streitfrage über die Echtheit der Chroniken der Malispini und Dino Compagni's wirbelt noch immer viel Staub auf. So sicher entschieden, wie man in Deutschland nach der Veröffentlichung von Scheffer-Boichhorst's scharfsinnigen Untersuchungen und seinem peremtorischen Verdammungsurtheil anzunehmen geneigt war, ist die Unechtheit wenigstens in Bezug auf Dino Compagni noch keineswegs. Die große und gründliche Arbeit de Lungo's**) hat viele Einwürfe Scheffer's, den der Verfasser freilich viel zu sehr de haut en bas behandelt, widerlegt. Er und andere haben nachgewiesen, daß Dino gerade an stark angezweifelten Stellen andern Historikern gegenüber im Rechte ist, daß seine Chronik urkundlich beglaubigte Facta enthält, von denen weder die Villani noch andere zeitgenössische Schriftsteller etwas wissen. Freilich erscheint die wörtliche Uebereinstimmung vieler Stellen mit Giovanni Villani, der Dino's Werk sicher nicht gekannt hat, und mit dem Dante-Commentar des anonimo fiorentino unerklärlich. So erscheint die Annahme C. Hegel's, der auch unser Verfasser beipflichtet, als die wahrscheinlichste, daß nämlich hier ein bedeutender echter Kern vorhanden sei, wir aber nur eine spätere interpolirte Bearbeitung der ursprünglichen Schrift besitzen.

Guido Cavalcanti, Dante's verehrten und von ihm*) und seinen Zeitgenossen so hochgestellten Freund hat Gaspary sehr eingehend behandelt, und wie uns scheint, mit Recht. Können wir auch seiner von den Zeitgenossen als ein poetisches Wunderwerk angestaunten Canzone: „Donna mi prega etc.", worin er die Entstehung der Liebe mit allen Subtilitäten wissenschaftlicher Dialektik behandelt, keinen Geschmack mehr abgewinnen, so zeigen doch manche seiner Gedichte, wie die schöne Ballata: „Perch'io non spero di tornar giammai", die er dem Tode nahe in der Verbannung schrieb, bei aller Künstlichkeit neben einer großen Reife der Form auch die Tiefe echter Empfindung.

Mit einer kurzen Darstellung der in einzelnen Schriftdenkmälern im Gegensatz zu der herrschenden asketischen und gelehrten Poesie hervortretenden mehr realistischen Kunstrichtung schließt der Verfasser die erste Periode, um die zweite sogleich mit ihrem größten und maßgebenden Vertreter zu beginnen. In die ziemlich detaillirte Erzählung der Lebensschicksale Dante's, soweit dieselben uns bekannt geworden sind, verwebt er eine sorgfältige Analyse der Schriften desselben mit Ausnahme seines Hauptwerks. Eine treffliche Charakteristik Dante's schließt den Abschnitt:

> Er ward als ein Wunder des Wissens und der Tiefe betrachtet von den Zeitgenossen und der Nachwelt, und er war es in der That. Aber man darf aus ihm nicht einen großen Reformator des Denkens und den Begründer einer neuen Aera machen wollen. Er ist der große Mann, aber der Mann seiner Zeit; er löst sich nicht los von ihr, sondern steht fest in ihr gewurzelt; er ist der vollendetste und lebendigste Ausdruck des italienischen Mittelalters, nimmt Theil an seinen Ideen, seinen Irrthümern und Vorurtheilen, aber auch an seiner Kraft und seiner Größe. . . . So lernen wir ihn kennen als einen großen Charakter, unerschüttert im Unglück, fest in seinen Entschlüssen, in dem, was er als das Rechte und Wahre erkannt hatte, von lebendigem Glauben, dabei von empfänglichem Gemüth, leidenschaftlich, fähig der zartesten und fähig auch der wildesten Empfindungen.

Wir können hier natürlich weder auf die Behandlung der einzelnen Werke noch auf die der zahlreichen Streit-

*) „Purgatorio", XXVI, 97.
**) „Dino Compagni e la sua cronaca" (Florenz 1879—80).

*) „Purgatorio", XI, 97: Così ha tolto l'uno all' altro Guido
La gloria della lingua . . .

fragen, welche sich an dieselben wie an Dante's Leben knüpfen, eingehen: ob Dante's Familie dem Adel angehört habe, ob sein politisches Ideal eine wirkliche Einheit seines Vaterlandes, ob Beatrice eine wirkliche Person gewesen sei u. s. w. Ohne Zweifel mit Recht erblickt Gaspary in der Beatrice der „Vita nuova" ein lebendiges Menschenbild, dessen wirkliches Dasein ja überdies Cino da Pistoja's Canzone auf ihren Tod unwiderleglich beweist, während die Beatrice der „Commedia" allerdings bekanntlich nur eine Personification der göttlichen Weisheit ist, zu welcher der Dichter zurückkehrt, nachdem er sich lange der Leitung der Madonna Intelligenzia, d. h. der menschlichen Vernunft, überlassen hatte.

Von der „Commedia" — das „divina" wurde erst im 16. Jahrhundert hinzugefügt — gibt der Verfasser, als zu allgemein bekannt, keine vollständige Analyse. Von der „Hölle" werden die wirkungsvollsten Partien, wie Francesca von Rimini, Ugolino u. s. w. charakterisirt, wobei uns allerdings die ästhetische Werthschätzung wie die Auslegung einzelner Stellen sehr subjectiv gefärbt und zuweilen fragwürdig erscheint. Der gewöhnlichen modernen Auffassung, zumal auch der fast aller Laien entsprechend, gibt er der „Hölle" den Preis, da im „Fegefeuer" schon das Moralische und Symbolische stärker hervortrete, und im „Paradiese", wo der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen ganz fehlt, die reiche Fülle schöner Bilder, die doch zu ihrem eigentlichen Zwecke unwirksam erscheinen, durch die stete Wiederholung ähnlicher Vorstellungen und Ausdrücke nothwendigerweise ermüdet. Nicht wenige Ausleger, zumal die meisten Italiener, sind allerdings entgegengesetzter Ansicht und wollen dem „Paradies" auch die Palme der poetischen Vollkommenheit vindiciren. Aufgefallen ist es uns, daß der Verfasser den Gegensatz in Stil und Sprache, wie er uns zumal beim Uebergange aus der Hölle in das Fegefeuer so wirkungsvoll und eigenartig entgegentritt, nicht stärker hervorgehoben hat.

In trefflicher Weise faßt Gaspary am Schlusse die Bedeutung des gewaltigen Dichtwerks zusammen, das noch jetzt, fast sechs Jahrhunderte nach seiner Abfassung, trotz der zahllosen Schwierigkeiten, die es dem Leser bietet, trotz der unserer modernen so unendlich fernliegenden Auffassung und Darstellung, das Entzücken der gereiftesten Geister aller Culturvölker bildet, und welches, immer von neuem studirt und commentirt, gerade in der neuesten Zeit seine besten und gründlichsten Erklärer auch unter unsern Landsleuten gefunden hat:

> Niemals ist ein poetisches Werk in höherm Sinne, in höherer Absicht geschaffen worden; niemals war es die Frucht rastloserer und ernsterer Arbeit, niemals intimerer Ausdruck der ganzen Individualität des Verfassers. Mit Ehrfurcht stehen wir vor einer solchen Schöpfung; hier ist alles von Bedeutung; wenn das ästhetische Interesse nicht an allen Stellen dasselbe ist, dem historischen Interesse bleibt nichts gleichgültig, auch nicht das Geringste: ein Geist wie Dante will ganz begriffen werden.

Nachdem er dann gezeigt, wie es, um das Werk voll in sich aufzunehmen, sowol eines gelehrten wie eines ästhetischen Commentars bedürfe, schließt er:

> Die Poesie Dante's fließt nicht dahin wie ein breiter Strom, von dem wir uns gemächlich könnten forttragen lassen, sondern in ihrer gedrängten Energie trifft sie einem Blitz gleich unsern Geist und verschwindet sofort, wenn sie uns nicht schon die Einbildungskraft entzündet und darin die unauslöschlichen Züge ihrer Gestalten hinterlassen hat.

In der Behandlung der nächsten Nachfolger Dante's, sowol seiner Nachahmer wie seiner Neider und Verkleinerer, hätte sich der Verfasser wol ohne Nachtheil für sein Werk etwas kürzer fassen dürfen. Wozu eingehende Analysen solcher erbärmlichen Machwerke, wie es die sogenannten Gedichte Bindo Bonichi's und Jacopo Dante's sind? Dagegen scheint er uns Cino da Pistoja, hierin Carducci folgend, zu tief zu stellen. Einzelne seiner Gedichte, wie die Canzone „La dolce vita e'l bel guardo soave", gehören zu dem Schönsten, was auf dem lyrischen Gebiete vor Petrarca geschaffen wurde. Bei der Erwähnung des „Specchio della vera penitenza" (Spiegel der wahren Buße) von Jacopo Passavanti hätten die Leichtigkeit und Klarheit des Ausdrucks, die Reinheit der Sprache, der sorgfältige, aber weniger als bei dem gleichzeitig entstandenen Decamerone Boccaccio's künstliche Periodenbau wol hervorgehoben zu werden verdient. Dagegen läßt der Verfasser der wunderbaren Erscheinung der heiligen Katharina von Siena volle Gerechtigkeit widerfahren. Ihre 373 Briefe, alle ohne die gewöhnliche Gelehrsamkeit mit dem Herzen geschrieben, sind voll glühender Begeisterung nur von dem einen Zweck erfüllt, alle Liebe zu sich selbst und der Welt zu ertödten, um sich und alles andere nur in Gott zu lieben.

Als Dante 1321 starb, stand Francesco Petrarca schon an der Grenze des Jünglingsalters — und doch welch eine Entfernung, welch ein Gegensatz zwischen beiden nicht n in der allerdings auffallenden Verschiedenheit ihrer geistig Wesenheit und der Art ihrer poetischen Begabung, nein, an in ihren Zielen, ihren Idealen, in ihrer ganzen Auffassun der wirklichen Welt sowol wie der des schönen Scheins Während Dante noch ganz innerhalb des Mittelalters steh und nahe an dessen Ausgang noch einmal als der höchst und vollkommenste Ausdruck des ganzen Inhalts und der ganzen Weltanschauung dieser Epoche erscheint, bezeichnet Petrarca schon entschieden die aufgehende Sonne der Renaissance, als deren erster Typus er sowol in seiner gelehrten wie in seiner poetischen Thätigkeit betrachtet werden muß.

Der Lebensgang des Dichters, von dem uns unser Verfasser ein möglichst getreues detaillirtes Bild entwirft, ist noch keineswegs in allen Einzelheiten mit Sicherheit bekannt, zumal betreffs seiner Jugendzeit. Der Streit über die Persönlichkeit Laura's ist noch immer nicht zur Ruhe gekommen und wird wol unentschieden bleiben bis an das Ende der Tage. Daß die Dame wirklich gelebt hat und nicht ein bloßes Phantasiegebilde des Dichters war, wie man hier und da hat behaupten wollen, leidet

freilich keinen Zweifel. Abgesehen von allen andern innern und äußern Gründen bestätigt es uns die genaue Eintragung ihres Todestages von Petrarca's eigener Hand in einem ihm gehörigen Vergilcodex, zugleich mit ähnlichen Notizen betreffs anderer ihm nahestehender Persönlichkeiten. Ob sie aber wirklich jene mit elf Kindern gesegnete Gattin Hugo de Sade's gewesen, und ob das bekannte Grab in der Franciskanerkirche zu Avignon wirklich das ihrige ist, was man nach der im vorigen Jahrhundert erschienenen Petrarca-Biographie des Abbé de Sade lange als eine historisch feststehende Thatsache betrachtet hat, ist durch die neuesten Untersuchungen mindestens wieder sehr zweifelhaft geworden.

Petrarca selbst gründete seinen Ruhm vor allem auf seine lateinischen Schriften, deren damals berühmteste, das Heldengedicht „Africa", eine Verherrlichung des Scipio Africanus und ein begeisterter Hymnus auf die Größe Roms, ihm in der That die Lorberkrone auf dem Capitol einbrachte. Wichtiger für uns als dies im ganzen verfehlte und heutzutage nur noch von dem Literarhistoriker nicht ohne Selbstverleugnung gelesene Kunstepos sind seine Briefe *) und zumal seine asketische Schrift über die Weltverachtung („De contemptu mundi"): Selbstbekenntnisse in Form von Gesprächen mit dem heiligen Augustinus, aus denen wir wichtige Anhaltspunkte für die Kenntniß seines Wesens und Charakters gewinnen. Aber nicht diesen lateinischen Werken, sondern seinem „Canzoniere" in der Vulgärsprache, dem der Verfasser ein besonderes Kapitel widmet, verdankt Petrarca seine Berühmtheit schon bei seinen Zeitgenossen und mehr noch bei der Nachwelt, obwol er selbst in seinen spätern Jahren geneigt war, seine Sonette und Canzonen ähnlich wie Tasso sein „Befreites Jerusalem" als Jugendsünden zu betrachten:

Der „Canzoniere" Petrarca's offenbart zum ersten mal in der Poesie eine menschliche Seele in ihren Schmerzen, Kämpfen und Widersprüchen. Dies ist seine große Originalität, und diejenigen haben ihn sehr schlecht verstanden, welche ihn zu einem bloßen Nachahmer machen wollten.

War Petrarca auch, wie seine berühmte Canzone „Italia mia, benchè 'l parlar sia indarno" beweist, ein begeisterter Patriot, so fehlt es doch seinem politischen Ideal ebenso sehr an Klarheit und scharfer Erfassung eines bestimmten Ziels wie an der richtigen Würdigung der realen Verhältnisse. Auch sind es nicht seine politischen Gedichte, die seinen Namen verewigt haben, so oft man auch 1848 und 1859 in Italien die „Tedesca rabbia" und das:

Dunque ora è 'l tempo di ritrarre il collo
Dall' antico giogo —

konnte citiren hören: sein Ruhm beruht auf seiner Liebeslyrik. Aber seine Liebe ist nicht mehr die mystische Dante's, seiner Vorgänger und Zeitgenossen; sie ist real und irdisch, wenn auch unendlich zart, klagend und elegisch. Unermüdlich erfinderisch und künstlerisch in der Darstellung und Verherrlichung der Schönheit, wirkt er doch in seinen Sonetten und Canzonen leicht ermüdend durch den Mangel aller Thatsachen, aller Hindeutungen auf ein bestimmtes Verhältniß zur Geliebten, auf bestimmte Situationen und Momente. Am höchsten erhebt sich seine Poesie, wo er den schwankenden Zustand seiner Seele malt in dem Kampf zwischen der irdischen Liebe, in der er das höchste Glücksbewußtsein empfindet, und der Sorge um die ewige Seligkeit, die ihm eben diese Liebe als schwere Sünde erscheinen läßt. Nirgends aber finden wir bei ihm eine heftige elementare Glut der Leidenschaft:

Petrarca's Seele gleicht einem lachenden See, der zu gemessenen und rhythmischen Bewegungen erregt wird und in immer weitern Kreisen schwingend zur Ruhe zurückkehrt. Dieses Maß und Gleichgewicht inmitten der Widersprüche spiegelt sich wider in der Eleganz und Klarheit der Form.

Mit der Würdigung Petrarca's schließt der vorliegende Band. Mag man betreffs der ästhetischen Urtheile, wo die Auffassung stets nothwendig eine mehr oder weniger subjective bleiben muß, vielleicht nicht in allen Fällen mit dem Verfasser übereinstimmen: die auf den gründlichsten Studien fußende, nach vollster Objectivität strebende, durch keine Voreingenommenheit beeinflußte und getrübte, durch klare und glückliche Gruppirung ausgezeichnete Zusammenfassung und Darstellung der Thatsachen wird und muß die allgemeinste Anerkennung finden. Sprache und Ausdrucksweise sind klar und einfach, wie sie für ein derartiges Werk passen, ohne Prunk wie ohne Schwerfälligkeit, doch hier und da nicht ohne wohlgewählte, anschauliche Bilder und von einer wohlthuenden Wärme für ihren Stoff beseelt.

Otto Speyer.

*) Zwei Sammlungen: „Rerum familiarum liber" und „Rerum senilium liber", von Petrarca so genannt, um sie von seinen poetischen „Epistolae" zu unterscheiden.

Neuere geographische Literatur.

1. Die deutsche Heimat. Landschaft und Volksthum. Von A. Sach. Mit Abbildungen nach Originalaufnahmen von F. Knab, A. Lewy und F. Lindner, in Holz gestochen von O. Roth. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1885. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Es ist ein schöner Zug unserer Zeit, welche das Interesse unsers Volks in sehr ernsthaft praktischer Weise für die fernsten Länder der Erde feurig erregt hat, der deutschen Heimat mit nur noch regerm Eifer sich zuzuwenden, sei es um forschend tiefer in das Wesen unsers Landes und Volks einzudringen, sei es um die heimische Natur zu genießen als Tourist in Bild oder Wort.

Für letztgenannten Genuß wüßten wir kein besseres Buch zu empfehlen als das mit einer erlesenen Reihe trefflicher Holzschnittbilder ausgestattete Sach'sche Werk. In freundlichen Einzelschilderungen führt es uns erst allgemeine Züge deutscher Natur und deutschen Volkslebens vor, um dann eine wahrhaft köstliche Perlenschnur von concreten Schilderungen deutscher Landschaften, deutscher Stämme und Städte aus allen Theilen unsers Reichs darzubieten. Aus beiden Kategorien mögen Proben die Wahrheit des Gesagten thatsächlich erhärten:

Der Gegensatz zwischen Feld und Wald besteht in unserm Vaterland noch in seiner ganzen Ausdehnung. In unsern Walddörfern — und wer die deutschen Gebirge durchwandert hat, weiß, daß es noch viele Walddörfer dort gibt — sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht blos in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanz. Nicht blos Heide und Wüstenei, auch der Wald ist eine nothwendige Ergänzung zu dem cultivirten Land. Wie die See das Küstenvolk in einer gewissen rohen Ursprünglichkeit frisch erhält, so wirkt gleiches der Wald bei den Binnenvölkern. Weil Deutschland so viel Binnenland hat, darum braucht es auch so viel mehr Wald. Denn nur die echten Walddörfler, die Förster, Holzhauer und Waldarbeiter sind der kräftige, derbe Seemannsschlag unter den deutschen Landratten. Ein Volk aber muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen Volksthums zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleich zu achten einem Volk ohne genügende Meeresküste. Wir müssen darum den Wald erhalten, nicht blos damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Zur Seite eines schönen Holzschnitts, der uns das alterthümliche Bautzen, die alte Spreewendenfeste mit ihren thurmreichen Schloß- und Kirchenbauten zeigt, finden wir eine hübsche Schilderung des Spreewaldes:

Wenige Stunden genügen, um den Liebhaber eigenartiger Natur und originellen Volkslebens aus dem Treiben der modernen Kaiserstadt in längstvergangene, mittelalterliche Zeiten zu führen, in die wunderbar anmuthende Landschaft des Spreewaldes. Freilich, der Wald, der ihr den Namen gab, ist in großen Theilen derselben verschwunden; saftgrüne üppige Wiesen nehmen seine Stelle ein; unzählige Wasserarme der Spree schneiden in scheinbar willkürlichen Windungen hindurch. Dieselben sind die einzigen Straßen, ja Wege des Spreewaldes. Flache Kähne gleiten darauf hin, fortgestoßen von den aufrecht darin stehenden Männern. Im Walddorf liegt jedes Haus auf einer Insel, umarmt von schmalen Wasserläufen, die den Nachbar vom Nachbar trennen; nur schmale hohe Stege, Banken genannt, führen darüber, der eigentliche Verkehr geht zu Wasser. Jedes Haus hat seinen kleinen Hafen mit zwei oder drei Booten, in denen die Kinder morgens zur Schule fahren, mittags wieder heim; zu Kahn geht es zur Kirche, zur Taufe, Trauung oder Beerdigung, zur Arbeit oder zum Vergnügen. Der Bauer im Spreewald ist oft ein reicher Mann, und ein Bauermädchen in vollem Staat repräsentirt weit mehr an Geldeswerth als die Durchschnittsstädterin. Die Weite der Frauenröcke ist unglaublich, leuchtendes Roth die bevorzugte Farbe. Jedes Dorf hat eine besondere Art, das kleidsame, breite, weiße Kopftuch zu binden. Weiße Tücher mit Spitzenbesatz werden über das schwarze Sammtmieder geknüpft; bunte schwerseidene Schürzen bedecken zum großen Theil den Rock. Im Sommer gewährt eine Fahrt durch den Spreewald, selbst dort, wo die Ufer des Schmucks der Bäume entbehren, hohen Genuß. An den Flußarmen klappern Mühlen, und freundliche Wohnhäuser verleihen der Wald- und Wasserlandschaft den Charakter der Bewohnbarkeit. Da wiegt sich der Kiebitz klagend über der Wiese, in deren hohem Grase der Wiesenschnarrer seine knarrende Stimme hören läßt, während im Schilf des Sumpfes der dumpfe eintönige Ruf der Rohrdommel erschallt, das schwarze Wasserhuhn flink von einem Schilfwald zum andern rudert, der Storch bedächtig durch die feuchte Niederung schreitet, die Schnepfe durchs Gebüsch huscht und der Löffelreiher nach Fischen hascht. Selbst der langsam dämmernde Abend, die hereinbrechende Nacht entlockt dem Landschaftsbild neue Reize. Wenn der Mond sein bleiches Licht über die zahlreichen Flußarme breitet, bieten sie einen fast zauberhaften Anblick. Indem der Kahn rasch dahingleitet, scheinen die zuckerhutförmigen Heuschober am Ufer zu fliehen. Jetzt huscht er ins Gebüsch. Nacht umfängt uns. Wir wagen kaum zu athmen. Es rauscht in den Wipfeln der Bäume, die ihre Zweige über unsern Häuptern zu einem schwarzen Laubdach vereinigen gleich Bogen eines Domes. Hin und wieder blitzt es wie Silber durch das dichte Grün, es ist der Mond.

Lassen wir als Gegenstück das ebenso wohl gelungene Bild vom Moselthal folgen:

Infolge der Windungen und Krümmungen der Mosel bieten beide Uferseiten des Flusses oft in schnellem Wechsel reizende Gegensätze dar: auf der einen oft hoch aufsteigende Bergabhänge, von oben bis unten mit dunkeln Büschen bedeckt, oder vielfach terrassirte Felsgelände, mit zahlreichen Weingärten geschmückt und dann und wann durch kahle Höhen nur noch mehr den Gegensatz der belebten untern Thalwand hebend; auf der andern Seite eine flache Halbinsel mit grünen Wiesenplätzen, mit weidendem Vieh, mit kleinen Aeckern und rings am Saume des niedrigen Flußufers die Flecken und Dörfer, nicht selten aus dem Versteck von dichten Walnuß- und Kastaniengärten hervorblickend. Welch eine Fülle und Mannichfaltigkeit gewährt dadurch der lange und doch so schmale Landstreifen des Moselthales! Hier bei starker Bevölkerung zahlreiche Ortschaften — mehr als zweihundert an der Zahl —, einzelne Wohnsitze, Burgen in bunter Aufeinanderfolge; längs des schiffbaren Stromes Schifferdörfer, Verkehrs- und Ueberfahrtsplätze, Dörfer von Ackerbauern, Gärtnern und Winzern, bald an den Felsen, bald in den Einschnitten der Berge klebend, bald über eine sanft gewölbte Lehne eingestreut und ringsum von Wein- und Obstgärten umschlossen; hier hart an den Seiten des Stromes auf den Vorgebirgen und Felsenvorsprüngen Ritterburgen und Sitze des Adels, auf andern Spitzen und Einschnitten der verschiedenartig geformten Höhen einzelne Gehöfte, Kirchen mit schlanken Spitzthürmen, Kapellen und Klöster oder deren Ruinen, dann wieder vor oder in einem der durch Heimlichkeit und Stille lockenden Seitenthäler und Schluchten eine der vielen kleinen Städte, die mit ihren schönen Umgebungen die Fremden überraschen. Da ist Bernkastel, der Glanzpunkt des Thales, da Trarbach und Traben, sich gegenüberliegend, von anmuthigen Landhäusern und Gärten eingeschlossen, das Centrum des Weinhandels der Mosel, vor allem aber Kochem mit seiner wiederhergestellten Burg auf dem Rebenberge hoch über der Stadt.

2. Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Norddeutschland. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben von K. Dorenwell und A. Hummel. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 1881. Gr. 8. In Lieferungen zu 60 Pf.

Aehnlich wie das vorerwähnte Werk schildert auch dieses

die deutsche Heimat und ihre Bewohner. In dreizehn Lieferungen liegen uns zwei Abtheilungen desselben vor: die erste behandelt die Küstenprovinzen und -Staaten unsers Reichs von Ostpreußen bis nach Ostfriesland, die zweite in umgekehrter Richtung die Binnenlandschaften von dem niedersächsischen Haupttheil der Provinz Hannover bis Schlesien und Posen.

Vorläufig haben wir es also hier noch mit einem Fragment zu thun, dem man aber auch Geschick in der Zusammenstellung der Einzelbilder und Fleiß in deren Ausführung nachrühmen darf. Ganz ohne kleinere Verstöße ist es bei der Fülle des behandelten Stoffs zwar nicht abgegangen; so fällt z. B. die aus ältern Büchern entnommene Angabe auf, das klausthaler Plateau empfinge mehr Niederschläge als der hoch dasselbe überragende Brocken. Das wäre doch gegen die Naturgesetze! Thatsache ist freilich, daß die in Klausthal gemessene Niederschlagshöhe über 1400 Millimeter, die am Brockenhaus gemessene nur über 1200 Millimeter im Jahresmittel beträgt; jedoch die letztere Messung krankt an der bisher unüberwundenen Schwierigkeit, für die eigenthümlichen Witterungsverhältnisse des Brockens genügend zuverlässige Meßapparate zu beschaffen. Der starke Höhenwind des Brockens führt feinere Sprühregen regelmäßig zum größten Theil über den Rand des Ombrometers hinweg, statt in das Blechgefäß hinein; vollends aber verstopft sich dieser Niederschlagsmesser allwinterlich durch die ganz außerordentlich starken Rauhreifbildungen des Brockens: kein Wunder also, daß man dann in dem Gefäß viel weniger Schnee angesammelt findet als in dem zu Klausthal aufgestellten, welches sich nicht derartig verschließt.

Außerdem fallen die Zählungen der Temperaturgrade nach Réaumur statt nach Celsius unangenehm auf. Geographische Schriften sollten vor andern unser Volk von der veralteten Marotte der Réaumurscala mit befreien helfen, statt selbst ihr zu fröhnen.

3. Konstantinopel. Von de Amicis. Aus dem Italienischen übersetzt von Agnes Burchard. Zwei Theile in einem Bande. Zweite Ausgabe. Rostock, Werther. 1884. 8. 5 M.

Ein vortrefflich geschriebenes Bändchen, das in der guten Uebertragung aus dem Italienischen, welche ihm durch Agnes Burchard zutheil geworden ist, auch schon in kurzer Zeit eine Neuausgabe erfahren hat:

Konstantinopel ist eigentlich nur das Skelet einer großen Stadt. Nur der kleinste Theil zeigt gemauerte, solide Gebäude; der andere besteht aus zahllosen Baracken, ein endloses asiatisches Lager, in dem eine mannichfaltige Bevölkerung wimmelt, Menschen jeder Rasse und jeder Religion. Stambul ist einer ewigen Verwandlung unterworfen: in ihr sind alte Städte, die zerfallen, neue, die gestern geboren wurden, andere im Werden begriffen. Alles ist in Umwälzung, alles in Verwirrung; überall sehen wir die Spuren gigantischer Arbeit: durchbohrte Berge, halb abgetragene Hügel, Weiler, dem Erdboden gleich gemacht, Straßen abgesteckt, Mauersteine und Spuren von Feuersbrünsten auf einem Erdboden, den ewig die Hand des Menschen quält. Eine Unendlichkeit bizarrer Umrisse zeichnet sich am Himmel und auf dem Wasser ab, so dicht gedrängt, in wunderbar verschiedener Architektur so toll gezackt und seltsam geformt, daß sie sich dem Auge zu verwirren und zitternd miteinander zu verflechten scheinen. Inmitten türkischer Wohnungen erhebt sich der europäische Palast; dahinter ragt ein Minaret, ein Glockenthurm, eine Terrasse, eine Kuppel, eine gezackte Mauer. Da stehen die chinesischen Dächer der Kioske auf den Fronten der Theater, vergitterte Balcone eines Harems großen Glasfenstern gegenüber, Nischen mit Madonnen unter arabischen Arkaden, Gräber in Vorhöfen, Thürme zwischen Hütten; Moscheen, Synagogen, griechische, katholische, armenische Kirchen, eine über der andern, als wollte eine jede sich vordrängen, um die erste zu sein, und wo nur eine Oeffnung dazwischen ist, grünen Cypressen, Pinien, Feigenbäume, Platanen und legen ihre grünen Zweige über die Dächer. Eine unbeschreibliche Baukunst, deren Hauptprincip das ausfüllende scheint, unterstützt die Lauuen des Erdreichs mit kleinen Künsteleien von gleichsam geschnitzelten Häusern in Gestalten triangelförmiger Thürme, aufrecht stehender und umgestürzter Pyramiden, von Brücken, Balken, Gräben umgeben, alles durcheinander hingeworfen wie abstürzende Massen eines Berges.

Mit der nämlichen packenden Lebendigkeit werden uns die Bewohner der unvergleichlichen Stadt geschildert, in deren Straßengewimmel sich so wunderbar Morgen- und Abendland begegnen. Wir betrachten staunend den tags über kaum je stockenden Strom der Menschen, welcher sich wie durch die vielen engen Gassen, so namentlich über die lange schwimmende Brücke hin und her bewegt, die von Galata zum andern Ufer des Goldenen Horns führt:

Es ist vollständig natürlich, erscheint aber dem Neuling ganz seltsam, daß alle diese so verschiedenen Menschen sich begegnen und aneinander vorübergehen, ohne sich gegenseitig anzusehen, gerade wie die Menge in London. Niemand steht still, alle drängen eilig weiter, unter hundert Gesichtern blickt kaum ein einziges mit einem Lächeln auf. Der Albanese, im weißen Unterkleid, die Pistolen im Gürtel, geht an der Seite des Tataren, der sich in sein Schaffell wickelt; der vornehme Türke reitet neben bunt geschmückten Eseln zwischen zwei Reihen Kamelen; hinter dem hoch auf einem arabischen Renner thronenden zwölfjährigen persönlichen Adjutanten eines kaiserlichen Prinzen schwankt ein Lastwagen, ganz mit dem bizarren Material eines türkischen Hauses beladen. Die Türkin zu Fuß, die verschleierte Sklavin, die Griechin im rothen Baret, ihre langen Flechten über die Schultern geworfen, die Jüdin in dem alten Gewande Judäas, die Negerin in bunte Tücher aus Kairo gehüllt, die Armenierin aus Trapezunt, tiefschwarz und wie eine düstere Erscheinung verschleiert, befinden sich oft in einer Reihe, als wollten sie ganz bewußt einander zur Folie dienen. Man muß vorsichtig sein, um nicht bei jedem Schritt umgestoßen zu werden. Da ist ein Wasserträger mit einem kolossalen Schlauch auf dem Rücken, hier eine russische Dame zu Pferde, dann ein Fähnlein kaiserlicher Soldaten, wie Zuaven gekleidet und anzusehen, als ob sie zu einer Belagerung auszögen; hier eine Schar armenischer Lastträger, die zu zweien auf den Schultern lange Stangen tragen, an denen Ballen von Kaufmannsgütern hängen, dort eine Menge Türken, die sich rechts und links über die Brüstung schwingen, um sich auf den Dampfschiffen einzuschiffen. Da ist ein Stampfen, ein Rauschen, ein Tönen ausländischer Stimmen, Kehllaute, unverständliche Ausrufe, zwischen denen die wenigen französischen oder italienischen Worte, die dann und wann unser Ohr treffen, die Wirkung leuchtender Punkte in dichter Dunkelheit haben.

4. Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen. Von Max Strack. Erste Sammlung: Das geeinte Italien. Sicilien. Bilder aus Griechenland und Kleinasien. Herausgegeben von H. L. Strack. Mit 2 Karten und 2 Abbildungen. Karlsruhe, Reuther. 1885. 8. 4 M.

Ein kunstsinniger Schulmann, der auf Erholungs- und Studienreisen alle drei das Mittelmeer umfangenden Erdtheile kennen gelernt hat und jetzt bereits nicht mehr unter den Lebenden weilt, führt uns hier nach Italien, Griechenland, Kleinasien, theils das Leben der Völker in Staat und Kirche, Schule und Wirthschaft zu zeigen, theils uns Antheil zu gönnen an Landschafts- und Kunstgenüssen, die ihn erfreut haben.

Bald ist es das frische Treiben der Gegenwart, in das uns der Verfasser versetzt, bald schwelgen wir an hehrer Stätte in Erinnerung des großen Alterthums. Ist auch all das schon vielmal geschildert worden, was hier berührt wird, so ist doch ein wohlthuender Zug von Herzenswärme und Kunstbegeisterung in diesen Skizzen unverkennbar. So heißt es am Schluß des Besuchs der Akropolis:

Ehe wir von der Akropolis scheiden, schauen wir von der Westseite des Niketempels dem Untergang der Sonne zu. Wir haben manches Farbenspiel gesehen in Nord-, in Mittel- und in Südeuropa: das strahlende Braun der Berge Umbriens, durch welches uns das Colorit in Perugino's und Rafael's Gemälden gewissermaßen heimatlich erklärt wird, das dunkle Blau, mit welchem die Albanerhügel, das helle Violet, mit dem, unmittelbar an jene stoßend, die Berge der Sabiner die ernst vorliegende Campagna abschließen, hatten, je nach dem Stand der Sonne und der Wolken, bald tiefsten Ernst, bald stille Schwärmerei, mitunter Ekstase und völliges Vergessen der Wirklichkeit, die um uns lag und stand, in uns gewirkt. Hier aber schwebte Licht und Glanz um alle Höhen nah und fern, diesseit wie jenseit des Golfs, auf den Gipfeln im Norden wie um die langgestreckte, milchblaue, mit Abendroth durchwebte Flanke des Hymettos in solcher Feinheit und in so mannichfach gebrochenen zitternden Strahlen, daß auch der Kühlste in die Wohnungen der Seligen entrückt zu sein und Aether statt gemeiner Luft zu athmen wähnte.

5. Aus Transkaukasien und Armenien. Reisebriefe von Wilhelm Petersen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 3 M.

Hier weht wieder ganz andere Luft. Ein tüchtiger Zoolog, einer der vielen Deutschen, welche das wissenschaftliche Aufstreben des heutigen Rußlands fördern helfen, berichtet da von seiner Reise, die er im Auftrag der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft nach der für Rußland neu gewonnenen Landschaft um Batum im Südosten des Schwarzen Meeres zu faunistischen Untersuchungen ausgeführt hat.

Nicht aber von den wissenschaftlichen Ergebnissen der Reise ist im vorliegenden Büchlein die Rede, sondern in funfzehn kurzen Kapiteln wird uns kurz und bündig, ohne Phrase und subjective Reflexion, eine Reihe interessanter Schilderungen dargeboten, wie Land und Leute dem Reisenden erschienen sind auf der weiten Tour von Petersburg bis über den Kaukasus nach Armenien, Batum und wieder zurück an die Newa.

Wir wollen den Verfasser nur über Artwin plaudern hören. Das ist zwar blos ein kleines Oertchen von 5300 Bewohnern (dabei mit fünf Kirchen und fünf Moscheen) im Gebirge südwärts von Batum am Tschoroch unweit der heutigen russisch-türkischen Grenze. Aber Petersen weiß uns in Anknüpfung an seinen kurzen dortigen Aufenthalt lehrreich zu unterhalten:

Die Lage von Artwin ist reizend und die Aussicht auf die Stadt von gewissen Punkten der gegenüberliegenden Berge eine bezaubernd schöne. Die blendend weißen Häuser, meistens mit rothen Ziegeldächern versehen, halb im schweizer Stil, nehmen sich im Grün der umgebenden Gärten ganz besonders freundlich und hübsch aus; aus der Ferne erinnert übrigens außer den Thürmen einiger Moscheen nichts an eine orientalische Stadt. Hart am Ufer des Tschoroch liegen auf steil aufsteigender Felswand in schwindelnder Höhe die Ueberreste einer Festung, deren Erbauung, wie das mit allen derartigen Bauten hier geschieht, der Königin Tamara zugeschrieben wird. Der günstige Eindruck, den die Stadt, aus der Ferne gesehen, hervorbringt, wird stark abgeschwächt, sobald man das Innere einer genauern Prüfung unterwirft, und nur die Fremdartigkeit der Erscheinungen hier bietet dem an europäische Verhältnisse gewohnten Auge Ersatz für die nach unsern Begriffen höchste Mangelhaftigkeit. Ueberall die obligate orientalische Unreinlichkeit und Mangel an guter Luft, die ein freies Aufathmen verbieten: oft genug ist man beim Passiren einer Gasse gezwungen, den Athem möglichst lange anzuhalten. Die Straßen sind eng, krumm und steil; ein Fuhrwerk ist in Artwin etwas ganz Undenkbares, und spazieren zu gehen, ist vollständig unmöglich; es könnte höchstens von einem Spazierenklettern die Rede sein. Die Schwierigkeit des Terrains bildet zum Theil auch ein Hemmniß für die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens: denn ein Nachhauseklettern in stockfinsterer Nacht ist selbst beim Schein einer Laterne, die man natürlich selbst mit sich führen muß, immerhin noch ein kleines Kunststück, besonders für Damen.

Außer nicht zahlreichen Türken wohnen in Artwin Armenier, und der Verfasser charakterisirt scharf die Eigenart des Armeniers überhaupt an diesen Artwinern: ihre geistige Geweckheit, die Frühreife ihres Verstandes, ihr ausnehmendes Talent für alle praktischen Dinge, vorzüglich für Handel und Wandel, die Sucht nach Erwerb, wobei die Moral oft schweigen muß. Dabei zeigt der Verfasser echt naturwissenschaftliche Vorsicht, indem er durchaus nicht das in Artwin Beobachtete voreilig generalisirt. So heißt es von der Frauenschönheit:

Jedem, der hierher nach Artwin kommt, fällt die Schönheit der hiesigen Frauen und Mädchen auf. Nirgends habe ich so viele bildschöne Gesichter gesehen wie hier, und merkwürdig ist, daß dies eine specielle Eigenthümlichkeit von Artwin zu sein scheint; in den übrigen Städten und Dörfern, die ich hier kennen gelernt habe, ist mir eher der Mangel an Schönheiten aufgefallen. Mit der vielgerühmten kaukasischen Schönheit hat es so seine Bewandtniß, und man muß durchaus nicht glauben, daß man hier überall nur schöne Gesichter sieht. Das ist nur ein Vorzug einzelner Gegenden. In Tiflis z. B., dem vielgerühmten, fällt einem eher, bei etwas geschraubten Erwartungen, der Mangel an wirklich schönen Gesichtern auf. Die Verheirathung der armenischen Mädchen findet (zu Artwin) in ungewöhnlich frühem Alter, nicht selten im zwölften Jahre schon statt; ein hohes Alter ist nicht Seltenes, und im Gegensatz zu den Verhältnissen in den Tropen erhält sich Jugend und Schönheit ungewöhnlich lange.

Die Frau eines hiesigen Kaufmanns ist mit 29 Jahren seit zwei Jahren Großmutter, seit sechzehn Jahren verheirathet und macht durchaus nicht den Eindruck einer fast Dreißigjährigen. Aehnliche Verhältnisse gehören hier durchaus nicht zu den Seltenheiten. Zum großen Lobe der armenischen Frauen muß man sagen, daß man sie den ganzen Tag über in ununterbrochener Thätigkeit sieht. Die Männer beschäftigen sich meistens mit Handel und sind den ganzen Tag über auf dem Bazar in ihren Buden oder Werkstätten thätig.

6. Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Vorlesungen, gehalten an der Universität Cambridge von F. Max Müller. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von C. Cappeller. Leipzig, Engelmann. 1884. Gr. 8. 7 M.

Unser berühmter Sprach- und Religionsforscher Max Müller, den wir an England verloren haben, hat die hier verdeutschten Vorträge zu Cambridge gehalten vor den Candidaten des indischen Civildienstes. Dieselben behandeln die Bedeutung der altindischen Sprache, Gesittung und Literatur für die ganze gebildete Menschheit:

Der Vorstellungskreis der europäischen Menschen ist durch unsere Bekanntschaft mit Indien verändert und weit ausgedehnt worden, und wir wissen jetzt, daß wir etwas anderes sind, als wir dachten. Gesetzt, die Amerikaner hätten infolge irgendeiner Sintflut ihre englische Herkunft vergessen und fänden sich nach zwei- oder dreitausend Jahren im Besitz einer Sprache und einer Reihe von Vorstellungen, welche sie bis zu einer bestimmten Zeit historisch zurückverfolgen könnten, welche aber zu jener Zeit gewissermaßen vom Himmel gefallen schienen, ohne daß es irgendeine Erklärung ihres Ursprungs und ihrer frühern Entwickelung gäbe: was würden sie sagen, wenn ihnen plötzlich die Existenz einer englischen Sprache und Literatur geoffenbart würde, wie sie im 17. Jahrhundert vorhanden waren, sodaß alles, was früher beinahe wunderbar schien, seine Erklärung und fast jede Frage, die gestellt werden könnte, ihre Beantwortung fände! Nun, das ist ungefähr dasselbe, was die Entdeckung des Sanskrit für uns bedeutete. Sie hat unserm historischen Bewußtsein eine neue Periode hinzugefügt und den Erinnerungen unserer Kindheit, welche für immer verschwunden schienen, neues Leben eingehaucht. Was wir sonst auch immer gewesen sein mögen, es steht jetzt vollkommen fest, daß wir vor vielen tausend Jahren etwas gewesen sind, was sich noch nicht zu einem Engländer, oder einem Sachsen, oder einem Griechen, oder einem Hindu entwickelt hatte, und doch die Keime des Charakters aller dieser Völker in sich enthielt. Ein seltsames Wesen; mögen Sie sagen. Ja, aber bei alledem ein sehr reales Wesen, und ein Vorfahr dazu, auf den wir lernen müssen stolz zu sein, und dies viel mehr, als wir es auf irgendeinen unserer modernen Vorfahren, wie die Normannen, Sachsen, Kelten oder alle die andern, sein dürfen.

Nur noch eine schöne Stelle aus diesen Vorträgen mag hier folgen, wo Max Müller die Abkehr des arischen Inders von der ihn wie von selbst erhaltenden Außenwelt, seine religiös speculative Einkehr in die Tiefen des eigenen Selbst geistvoll zurückführt auf die Lebensbedingungen dieses einzigen in tropisches Klima vorgedrungenen alten Indogermanenvolks:

Richten wir unsere Blicke nach Osten und besonders nach Indien, wo das Leben kein sehr ernster Kampf ist oder wenigstens war, wo das Klima mild und der Boden fruchtbar war, wo Pflanzenkost in kleinen Massen genügte, um den Leib gesund und kräftig zu erhalten, wo die einfachste Hütte oder Höhle zum Obdach hinreichte, und wo das gesellschaftliche Leben niemals die riesigen, ja ungeheuerlichen Proportionen eines London oder Paris annahm, sondern sich innerhalb der engen Grenzen von Dorfgemeinden abspielte — ich sage, war es dort nicht natürlich, oder, wenn Sie wollen, war es dort nicht Fügung, daß eine andere Seite der menschlichen Natur entwickelt wurde — nicht die thätige, kampflustige und auf den Erwerb gerichtete, sondern die passive, sinnende und auf die Betrachtung gekehrte? Kann es uns wundernehmen, daß die Arier, welche als Fremdlinge in einige von den glücklichsten Gefilden am Indus oder am Ganges einzogen, auf das Leben blickten wie auf einen ewigen Sonntag, eine Art von langen Ferien, wonnevoll so lange sie dauern, die aber früher oder später doch zu Ende gehen müssen? Warum hätten sie Schätze anhäufen, warum Paläste erbauen, warum sich Tag und Nacht abmühen sollen? Nachdem sie von Tag zu Tag für die kleinen Bedürfnisse des Körpers gesorgt hatten, glaubten sie das Recht, vielleicht die Pflicht zu haben, in sich zu blicken auf ihr eigenes Selbst und nach oben zu blicken nach dem, was nicht ihr eigenes Selbst war, und zu sehen, ob sie nicht ein wenig von der wahren Bedeutung jenes Geheimnisses verstehen könnten, welches wir das Leben auf der Erde nennen. Wir würden natürlich solche Ansichten vom Leben träumerisch, unpraktisch nennen, aber werden sie die unserigen nicht für kurzsichtig, unstet und am Ende höchst unpraktisch halten, da wir das Leben um des Lebens willen zum Opfer bringen?

7. Mittheilungen der Riebeck'schen Niger-Expedition. II.: Proben der Sprache von Ghât in der Sâhara mit haussanischer und deutscher Uebersetzung. Von G. A. Krause. Mit einer Kartenskizze und Facsimiles. Leipzig, Brockhaus. 1884. Gr. 8. 4 M.

Dieses zweite Heft der „Mittheilungen der Riebeck'schen Niger-Expedition" läßt uns auf dem Zug von Asien nach Amerika Afrika flüchtig streifen.

Gottlob Adolf Krause, von dessen Aussendung durch den munificenten Hallenser Emil Riebeck nach der Oberguineaküste behufs Vorbereitung einer Niger-Benue-Expedition wir den Lesern d. Bl. gelegentlich der Anzeige des ersten Hefts dieser „Mittheilungen" bereits erzählt haben, gibt hier Proben der in einem Theil der westlichen Sahara geredeten Ghâtsprache mit Zufügung der Uebersetzung ins Deutsche sowie in die Sprache der Haussaneger. Für Sprachforscher haben diese Spenden eine hohe Wichtigkeit; in der gelehrten Einleitung findet man auch werthvolle historisch-ethnologische Aufschlüsse über die stets kampfbereiten echten Wüstensöhne, die Tuârek; denn die Ghâtsprache ist ein Tuârekidiom. Nur vermag Referent die Gleichsetzung der Tuârek mit den Ataranten Herodot's dem Verfasser nicht zuzugeben, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem er sowol Heinrich Barth als Friedrich Müller die Beziehung der Haussas auf dieselben Ataranten bestreiten mußte: weil nämlich die angezogene Stelle Herodot's gar nicht das besagt, was jene Forscher aus ihr herauslesen wollten.

8. Drei Aufsätze betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen. Von Heusser. Zürich, Orell, Füßli u. Comp.

Ein tüchtiger Schweizer legt in dieser Broschüre seine reichen Erfahrungen, die er auf dem wirthschaftlichen, besonders dem landwirthschaftlichen Gebiete in Argentinien

gesammelt hat, in einfacher und klarer Sprache dar, um die wichtige Frage beantworten zu helfen: wer hat Aussicht, als Auswanderer in diesem großen und noch so volksarmen Freistaat sein Fortkommen zu finden; was sucht er sich am besten für einen Beruf aus, und in welche Theile des weiten Landes hat er sich je nach seiner Berufsneigung am zweckmäßigsten zu wenden?

Ohne Zweifel erwirbt sich mit diesen Darlegungen der wackere Verfasser ein großes Verdienst um die Klärung der für uns zu einer nationalen Cardinalfrage gewordenen Auswanderungsfrage. Man muß ihm recht viele Leser wünschen, da er auch die Schattenseiten einer Ansiedelung in Argentinien keineswegs verschweigt, aber zumal gegenüber den durch arge Concurrenz schon bedrängten Arbeiterverhältnissen in den nordamerikanischen Vereinsstaaten besonders die Provinz Buenos-Aires als ein derzeitiges „Eldorado der arbeitenden Klasse" preist, überhaupt zuletzt zu dem Schluß gelangt:

Argentinien ist heute für europäische Auswanderung weitaus die wichtigste aller spanischen Republiken und vielleicht das wichtigste Land Südamerikas. Von den spanischen Republiken käme einzig Chile in Betracht; aber so schön dies Land auch sein mag, es ist eben nur ein schmaler Streifen, der sich ziemlich genau von Nord nach Süd erstreckt, und so verschiedenartig auch die Producte dieser langgestreckten Zone von sehr verschiedener geographischen Breite sein mögen, alle finden sich auch in Argentinien, und zwar auf Oberflächen von ungleich viel größerer Ausdehnung.

9. Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeanette". Herausgegeben von Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. Gr. 8. 70 Pf.

Wilhelm Nindemann, ein geborener Rügener, der zwar auf Wunsch seiner Mutter im Dörfchen Garz auf seiner Heimatinsel redlich versuchte, das Schmiedehandwerk zu erlernen, aber als echter Rügener es doch schließlich nicht über das Herz brachte, der Lust zur Seefahrt zu entsagen, ist als Matrose eine Art von Berühmtheit geworden. Denn durch spätere Schicksale in nordamerikanischen Schiffsdienst getreten, hat er in solcher Stellung die unvergeßliche Nordpolexpedition auf der Polaris unter Kapitän Hall mitgemacht (und zwar hierbei auch die wunderbare Irrfahrt bange 196 Tage lang in grausiger Kälte auf der Eisscholle durch die westgrönländischen Meeresstraßen, nachdem 1872 das Schiff hatte verlassen werden müssen); und vollends dadurch erhielt Nindemann's Name Weltruf, daß er zu der tapfern Mannschaft de Longs' auf der unglücklichen Jeanette-Fahrt gehörte — nun einer der wenigen Ueberlebenden dieser heldenmüthigen Schar.

Vorwiegend nach Nindemann's mündlicher Erzählung berichtet der Herausgeber des obengenannten Heftchens über diese beiden Polarfahrten, weshalb Nindemann's Erlebnisse naturgemäß hierbei im Vordergrund stehen. Der Bericht, welcher den Eindruck voller Wahrhaftigkeit macht, deckt namentlich einige deutschfeindliche Verunglimpfungen Tyson's (von der Polaris-Expedition) auf.

10. Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie. Ferner im Anschluß hieran: Specielle Erdkunde oder die Länderkunde der fünf Erdtheile. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von A. Kirchhoff. Erster Band: Allgemeine Erdkunde von J. Hann, F. von Hochstetter und A. Pokorny. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lieferung 16—30. Leipzig, Freytag. 1884. Lex.-8. Jede Lieferung 90 Pf.

Wie schon früher an dieser Stelle vom Referenten mitgetheilt wurde, ist der mittlere Haupttheil der „Allgemeinen Erdkunde" von dem der Wissenschaft und seinen zahlreichen Freunden allzu früh entrissenen Ferdinand von Hochstetter noch kurz vor seinem Tode für diese Neuauflage fertig revidirt worden. Die obengenannten Lieferungen führen diesen geologischen Theil fast bis zu Ende und reihen sich den frühern, die Hann'sche Klimatologie enthaltenden Lieferungen in doppelter Beziehung würdig an: ihr Inhalt, von einem Meister seines Fachs geschaffen, steht auf der Höhe der Zeit, und die äußere Ausstattung, auch was die bildnerischen Zuthaten betrifft, läßt nichts zu wünschen übrig.

Gegenüber den vorangegangenen Auflagen, in welchen diese „Allgemeine Erdkunde" mehr das Aussehen eines Lehrbuchs hatte, sind die Illustrationen beträchtlich vermehrt, und wir finden unter den neuen manches ausgezeichnete Vollbild in Holzschnitt und einige wunderschöne Aquarelldrucke. Besonders um die vielartigen Formen der Landoberfläche zu veranschaulichen, sind gute, d. h. naturgetreue, nicht blos schematisirende Abbildungen von großer Bedeutung. Bilder, wie sie uns hier dargeboten werden, z. B. von der Bastei im sächsischen Elbsandsteingebirge oder von einem Cañon aus dem fernen Westen Nordamerikas, wären durch keine Schilderung zu ersetzen und würden, wenn man sie im Lehrbuchstil durch einfache Umrisse wiedergeben wollte, auf den Laien wenig Eindruck machen. Zu ergreifender Naturwahrheit erheben sich aber vollends die Farbendrucke. Man nehme Lieferung 21 zur Hand und beschaue die „Sommernacht im Eismeere nördlich der Beringsstraße" (auch technisch, wie Referent versichern kann, eine sehr gelungene Nachbildung des Originalaquarells von Pechuel-Lösche), und man wird sich nicht satt sehen an der großartigen Scene, wie einerseits das bleifarben-violette Gewölk, andererseits das durchbrechende Himmelsroth, in welchem die nächtliche Polarsonne als dunstverschleierte Scheibe nahe dem Horizont schwebt, zwiefache Lichtreflexe auf der mit Unmassen grünlich schimmernder Eisflarden übersäten Meeresfläche erzeugt, von welcher zwischen den zu großen Feldern übereinandergeschobenen Eistrümmern nur weiherähnliche Spiegel hervorblicken — ein wunderbar getreues Spiegelbild des Himmelszeltes auf der Erdoberfläche, die von der Eisüberbürdung wie seenreiches Land erscheint, trotzdem sie inselleeres Meer ist, und die ganze furchtbare Oede der Polarwelt vor Augen führt, herben Ernst im Antlitz, selbst wenn wie hier die flüchtigen Reize eines sommerlichen Sonnenscheins eine kurze Hochsommerzeit hindurch sogar um Mitternacht das Antlitz verklären!

Wie erfolgreich aber Hochstetter es verstanden hat, auch schwierigere Probleme, entsprechend der schönen Aufgabe des Sammelwerks „Unser Wissen von der Erde", dem Laien verständlich zu machen, ohne der wissenschaftlichen Gründlichkeit irgendetwas zu vergeben, mag folgende Ausführung beweisen, die anknüpft an die Forschungen Albrecht Pencks:

Mit Recht hebt Penck hervor, daß das ganze diluviale Glacialphänomen nur als eine Steigerung des heutigen erscheine, und daß das eiszeitliche Gletscherphänomen sich auf einem Boden und in Gebieten entwickelte, deren physiographische Verhältnisse sich seither nicht wesentlich verändert haben. Wo heute Gletscher entfaltet sind, waren sie es früher auch, nur in viel bedeutenderm Maße, und wo sie heute sich nur wenig ausdehnen, waren sie auch früher verhältnißmäßig weniger bedeutend. Ist dem so, so kann die Ursache der großen Gletscherentwickelung während der Diluvialzeit nur in einer Steigerung jener Momente liegen, die überhaupt zur Gletscherbildung führten, nämlich in einer Vermehrung der schneeigen Niederschläge und in einer Temperaturerniedrigung, oder mit andern Worten in einem Klimawechsel, der jedoch ebenso allgemeinen Schwankungen unterworfen gewesen sein muß, wie die eiszeitliche Gletscherentwickelung allenthalben höchst beträchtlichen Oscillationen unterworfen war. Dieser säculare Klimawechsel erklärt sich aber wol am besten nach der Theorie von James Croll aus den säcularen Aenderungen der Excentricität der Erdbahn. Croll berechnet, daß in jenen Perioden, in welchen die Excentricität der Erdbahn eine sehr beträchtliche ist, der Gegensatz zwischen der Dauer des Sommers und des Winters sich dahin verschärfe, daß der Sommer um 36 Tage länger als der Winter wird, und daß daher in abwechselnden Perioden jedesmal diejenige Halbkugel, deren Winter in das Aphel fällt, die also den längern Winter und den kürzern Sommer hat, eine Eiszeit erlebe, während die andere Hemisphäre eines besonders milden Klimas sich erfreue. Demnach würden die Gletscherperioden auf beiden Halbkugeln alternirend eintreten. Diese Theorie ist jedoch durch Wallace in der Weise modificirt worden, daß auch eine gleichzeitige Vergletscherung beider Hemisphären denkbar ist. Während nach Croll innerhalb der Dauer eines Kreislaufes des Aequinoctialpunktes ein und dieselbe Halbkugel eine Glacial- und eine Interglacialperiode durchläuft, ist nach Wallace zur Zeit größter Excentricität die Interglacialperiode nicht im Stande, die in der Glacialzeit angesammelten Eismassen völlig zu schmelzen. Es erhalten sich dann nach ihm die Vergletscherungen durch mehrere Glacial- und Interglacialperioden Croll's hindurch, und beide Halbkugeln sind in gleichem Maße vergletschert; in Perioden geringerer Excentricität hingegen verschwinden die Vergletscherungen, welche sich in der Glacialzeit erzeugten, während der Interglacialzeit; dann alterniren die borealen und die australen Vergletscherungen. So erklärt es sich, warum jetzt in einer Periode kleiner Excentricität die beiden Halbkugeln in ungleichem Maß vergletschert sind, die südliche mehr als die nördliche, während zu großer Eiszeit um beide Pole sich gewaltige Eismassen scharten.

11. Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 12 Farbendruckbildern, 200 Illustrationen in Holzschnitt, 15 colorirten Karten und 30 Plänen in Text. Wien, Hartleben. 1884. Gr. 8. 18 M.

In diesem starken Band von 924 Seiten, der mit mehr als 200 Illustrationen ausgestattet ist, wird einem weitern, nicht fachmännischen Leserkreis eine umfassende Schilderung jener drei vom Meer bedeckten Viertel der Erdoberfläche dargeboten, die der Wissenschaft selbst eigentlich erst seit den unvergeßlichen drei großen maritimen Expeditionen des verflossenen Jahrzehnts gründlich erschlossen wurden.

In allgemein verständlicher Fassung werden zunächst die Ergebnisse der physikalischen auf die Oceane gerichteten Forschung vorgeführt; sodann werden die Küsten- und Inselbildungen im allgemeinen besprochen; hierauf geleitet der Verfasser in einem ausführlichen beschreibenden Theil den Leser von Ocean zu Ocean, geht dann wieder zu einer alle Meere vereint behandelnden Schilderung der oceanischen Organismen über, um derselben zwei culturgeographische Schlußkapitel folgen zu lassen: eins über die Seefischerei, die Seeschiffahrt, Walfang nebst Robbenschlag und Austernzüchtung, ein anderes über die Bedeutung des Meeres in Sage und Geschichte, über Seebad und Seeluft und über „die Aesthetik des Meeres".

Allzu große wissenschaftliche Schärfe ist nicht etwa die Stärke dieses mehr nach der Breiten- als der Tiefendimension angelegten Werks. Flüchtigkeiten in der Construction (z. B. im Vorwort: „Die Wahl fiel auf das Meer, einem Gegenstande . . ." u. a.) sowie in der Namenschreibung („Zöpperitz" statt Zöppritz, „Griesebach" statt Grisebach, „Ajuo" statt Aino, „Far Oer" statt Fär Öer, „Behringsstraße" statt Beringsstraße, „Havaï" statt Hawaii u. s. w.) sind auch gerade keine Zierden. Jedoch liegt immerhin in der erschöpfenden Allseitigkeit der Berücksichtigung sämmtlicher Seiten des anorganischen wie organischen Meeresbestandes, der materiellen so gut wie der idealen Beziehungen des Menschen auf den erdumfangenden Ocean ein gewisser Vorzug des Werks, dessen reiche Illustration auch für Mannichfaltigkeit der Augenweide sorgt. Und mannichfaltig vor allem ist, wie gesagt, auch der textliche Inhalt in einer fast überreichen Abstufung von der Physik des Weltmeers bis zur Widerspiegelung der Natur desselben in der Poesie der Völker, so in den malerischen Versen von Frithjofs Meerfahrt:

Nacht ist schwarz heraufgezogen,
Dumpf erdröhnt der öde Raum,
Hochauf spritzt der Gischt der Wogen,
Ihre Wogen kränzt der Schaum.
Blutroth im Gewölke ziehen
Blitze rings den zack'gen Rand,
Und der Meerflut Vögel fliehen
Schreiend nach dem sichern Strand.
Finster Tod und Schrecken reiten
Durch der Sturmflut zorn'ges Meer.

Alfred Kirchhoff.

Ein idealistischer Hypochonder.

1. Hypochondrische Plaudereien von Gerhard von Amyntor. Vierte Auflage. Elberfeld, Lucas. 1884. 8. 5 M. 50 Pf.
2. Aus der Mappe eines Idealisten. Von Gerhard von Amyntor. Elberfeld, Lucas. 1884. 8. 3 M.

Idealismus und Hypochondrie scheinen auf den ersten Blick einander auszuschließen, ja zu bekämpfen. Wer im Leben vielfach Schiffbruch gelitten, Theures und Liebes verloren hat, der pflegt an der Ausführbarkeit seiner Ideale, ja am Idealen selbst verzweifelnd sich still in sein Zimmer zurückzuziehen, um von dort mit einem Blick unsäglicher Verachtung auf das ganze Drängen und Treiben auf dem Markte des Lebens herabzuschauen. Aengstlich vermeidet er jede Berührung mit der Welt und benutzt doch jeden Anlaß, um über dieselbe mit Worten herzufallen und sie auch andern nach Möglichkeit zu verleiden. Aber ganz allmählich stellt sich bei ihm — ich spreche hier ausschließlich von Deutschen und zwar von einem geistig reich beanlagten Deutschen, nicht von der Masse theilnahmsloser Sauertöpfe — das unabweisbare Bedürfniß nach etwas Positivem, der angeborene Abscheu vor der bloßen Negation ein, und nun fängt er wieder an Ideale zu gestalten, die Welt von einem höhern Gesichtspunkte zu betrachten, über die Unvollkommenheit ihrer Einrichtungen nachzudenken, auf deren Verbesserung zu sinnen und schließlich den Blick über das Irdische hinaus zu richten. So wird der Pessimist allmählich wieder zum Optimisten, zum Idealisten; aber sein Optimismus ist nun ein gereinigter, ein freierer und auf festern Grundlagen ruhender als jener, mit dem er vor so und so viel Lustren ins Leben trat, ohne es zu kennen. Dieser Gang der Dinge ist die eigentliche „Erziehung zum Menschen", welche ein jeder genießen oder richtiger erleiden sollte, der Weg von der Unklarheit zur Klarheit, der sich zumeist in Zickzackserpentinen den Berg des Lebens hinanschlängelt.

Auch Gerhard von Amyntor hat ihn zurückgelegt — ob factisch, ob mit allen seinen Stationen, ich weiß es nicht, als Poet, in der Idee aber sicherlich, und er ward durch ihn zur geistigen Läuterung geführt: das beweisen seine beiden oben angeführten Schriften. Sie stellen die geistige Entwickelung einer vornehmen und hervorragenden Individualität dar, bei der es freilich, weil es sich eben um eine eigenartige Individualität handelt, nicht ohne sonderbare Sprünge, Grillen und zeitweise Abirrungen abgeht, die aber doch in ihrer Gesammterscheinung einen durchaus erfreuenden Eindruck hinterläßt. So wird es begreiflich, daß das erstgenannte Buch, das schon vor längerer Zeit zur Welt kam, bereits die vierte Auflage erlebt hat: ein Erfolg, den wir nun dem zweiten, erst kürzlich in die Oeffentlichkeit gelangten, ebenfalls prophezeien.

Die „Hypochondrischen Plaudereien" (Nr. 1) sind eine ziemlich umfangreiche Reihe von satirischen Zeichnungen treu nach dem modernen Leben. Es fehlt bei uns in Deutschland bekanntlich keineswegs an solchen Büchern, und wenn also gerade dieses Buch einen so großen Erfolg bei der Lesewelt davongetragen — denn vier Auflagen einer Sammlung von „Plaudereien" sind in Deutschland ein großer Erfolg —, so muß dasselbe besondere Vorzüge besitzen. Diese sind auch vorhanden. Die meisten Angriffe auf das moderne Leben, auf die gesellschaftliche, politische, sociale Heuchelei werden entweder von Leuten geführt, die das Leben gar nicht kennen, die nie inmitten desselben gestanden, nie in seinem bewegten Strome schwammen, oder sie sind in theoretischem, langweiligem Predigerton gehalten. Hier tritt nun einmal ein Mann vor uns, der, das leuchtet aus jedem Satze hervor, das Leben gründlich kennt, anscheinend den obersten Gesellschaftsklassen angehörend, und über eine Fülle praktischer Erfahrung gebietet. Amyntor ist ein Gelegenheits- und kein Berufsschriftsteller, oder ist vielmehr das letztere erst in der jüngsten Zeit geworden. Bevor er jenes Buch schrieb, mochte ihm die Tinte im Fäßchen nicht selten eingetrocknet sein; was er niederschrieb, waren nichts als die Beobachtungen eines gebildeten mit einer bedeutenden Gabe natürlichen Beobachtungssinnes ausgestatteten Mannes. Daher jene eigenthümlichen, oft reizvollen Ecken der Darstellung, ab und zu jenes Ringen mit dem wörtlichen Ausdruck und die häufige, fast allen Anfängern eigenthümliche Anwendung von Citaten, welche zugleich Bescheidenheit und Belesenheit des Autors documentiren soll, daher jenes unnöthige, angeklexte Moralisiren am Schlusse und inmitten so vieler der kleinen Secundenbilder, welche für sich selbst die besten Verkünder der in ihnen liegenden Moral sind. Sein literarisches Vorbild ist damals augenscheinlich der Verfasser des „Demokritos" gewesen, wenigstens versucht er dessen ganze Art und Weise nachzubilden. Nicht alle die einzelnen kleinen Feuilletons sind von gleichem, manche sogar von recht geringem Werth. Er will eben über alle gesellschaftlichen Verhältnisse schreiben und vergißt, daß es in gewissen Fällen mit der Beobachtung und dem sogenannten gesunden Menschenverstand allein doch nicht gethan ist. Dagegen sind andere Stücke wieder von hohem Werth. Als die Perle der Sammlung möchten wir Nr. 19, „Der Vagabund", bezeichnen. Das ist wirklich ein Musterstück von sauberer, porträtähnlicher Schilderung und Objectivität. Zweierlei tritt noch besonders hervor: zunächst die Abneigung des Verfassers gegen alles, was Schmuz, Staub, Dunst u. s. w. heißt; er ist ein Panegyriker der Reinlichkeit im Leben und predigt diese, wo er nur kann. Darin wird ihm wol jeder beistimmen. Sodann zeigt er sich, obwol auf dem Boden des strengen evangelischen Bekenntnisses stehend, als eifriger Freund der Toleranz. Das ist nun auch sehr anerkennenswerth, allein er bleibt sich nicht consequent; denn kaum daß er die letztere gelehrt und gepriesen, eröffnet er einen Feldzug gegen

Ultramontane und Freigeister und bekämpft sie aufs bitterste. So vergißt er, daß das Bekenntniß der Duldung die Pflicht auferlegt, tolerant zu sein gegen jedermann — selbst gegen den Intoleranten!

In der Zeit, welche zwischen dem Erscheinen der „Hypochondrischen Plaudereien" und des Buchs „Aus der Mappe eines Idealisten" (Nr. 2) liegt, hat Amyntor sich bemüht, die Geisel der Satire in seinen Händen gegen die Palme der Friedfertigkeit einzutauschen. Durchaus nicht zu seinem Schaden. Noch immer läßt er zeitweise die humoristische Laune zu ihrem Rechte kommen; aber er kleidet jetzt ernste Gedanken auch in ernste Worte. Ueber gewisse Dinge im modernen Leben läßt sich eben nur ernst reden. Er fixirt seine politischen und religiösen Grundanschauungen. „Der Conservativismus von heute muß national-fortschreitend sein, oder er ist aussichtslos." Ich glaube, man könnte den Satz auch umdrehen und sagen: der Fortschritt von heute muß national-conservativ sein. Der Verfasser plaidirt für ein starkes Königthum, für Aufgeben aller Unduldsamkeit bei Festhaltung des positiven evangelischen Standpunktes. Er spricht sich gegen das Princip der Herrschaft der Majorität im Staatsleben aus und sagt: „Vernunft, nicht Majorität." Er ist ein Gegner der Schopenhauer'schen Weltanschauung, er vertheidigt seinen positiven Standpunkt mit Wärme, aber er sagt auch: „Das Christenthum, wie es heute mehr oder minder verändert von zahlreichen Sekten gelehrt wird, muß, wenn es zu seiner kräftigsten und schönsten Wirkung gelangen soll, erst immer wieder durch das Filtrum der Philosophie, sich reinigend, hindurchgehen." Sein naturwissenschaftlich-philosophischer Standpunkt ist der, welchen Du Bois-Reymond in seiner berühmten leipziger Rede dargethan hat. Auch in ästhetischen Dingen verräth der Verfasser feinen Geschmack und exactes Urtheil, so z. B. in seiner beachtenswerthen Studie über Richter's Luisenbild. Tadelnswerth an diesem Buche erscheint dagegen die Eintheilung. Die Aufsätze jeder Gattung hätten zusammengeordnet werden müssen; es heißt eine starke Zumuthung an den Leser stellen, sich in diesem Wirrwarr der verschiedenen Themata, dem sogar eine Inhaltsangabe fehlt, zurechtzufinden; fortwährend wird er aus einem Ideenkreise in einen andern gerissen, sodaß er das Buch erst mehrmals lesen muß, ehe er sich ein ungefähres Bild von des Verfassers Lebens- und Weltanschauung entwerfen kann.

Konrad Alberti.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Erster Theil: Die Finanzverfassung Europas. Mit speeieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands, und anderer Länder. Von Lorenz von Stein. Fünfte neubearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1885. Gr. 8. 8 M.
2. Handbuch der politischen Oekonomie von Gustav Schönberg. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste und zweite Lieferung. Tübingen, Laupp. 1885. Gr. 8. 4 M.

Die beiden genannten Werke haben sich in der staatswissenschaftlichen Literatur bereits einen ehrenvollen Platz errungen und es ist hier nur auf das Fortschreiten derselben in neuen Auflagen aufmerksam zu machen.

Das „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" von Lorenz von Stein (Nr. 1) sowie alle seine Bücher pflegen mit jeder neuen Auflage eine ganz neue Gestalt anzunehmen, wobei sie allerdings an leichter Lesbarkeit nicht, wohl aber an Fülle der Gedanken gewinnen. So auch in diesem Falle.

Stein charakterisirt zuerst das öffentliche Finanzwesen nach der Art der verschiedenen Verbände (Staat, Staatenbund, Gemeinde), zu denen es gehört, sowie die Grundzüge seiner Geschichte, und stellt dann Organisation und Recht der staatlichen Finanzverwaltung dar mit Hervorhebung der bezüglichen Eigenthümlichkeiten einer Anzahl europäischer Staaten.

Da es nun der Aufgabe d. Bl. fern liegt, in die fachwissenschaftliche Kritik eines solchen Werks einzutreten, so dürfen wir uns begnügen, durch Herausgreifen einiger Sätze aus dem „Finanzwissenschaft und Staatssocialismus" überschriebenen Abschnitt zu zeigen, in welcher Weise der Verfasser den Zusammenhang des Finanzwesens mit dem Ganzen der Volkswirthschaft in Verbindung bringt:

Wenn wir dasjenige bezeichnen wollen, was in Princip und Arbeit den speeifischen Charakter unserer Zeit auch auf unserm Gebiete bildet, so besteht dasselbe ohne Zweifel in dem Eintreten der socialen Ideen in die Finanzwissenschaft. Nun werden wir hier nicht Wesen und Werth der socialen Ideen untersuchen können. Unsere Aufgabe dagegen muß es sein, auch für unsern Gegenstand die Forderung zur Geltung zu bringen, ohne welche alle sociale Idee doch nur abstraete Ethik bleibt, die Forderung, dieselbe als Maßstab an den festen Inhalt der Verwaltungslehre zu legen. Erkennt man nun, daß die Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung der Klassenunterschied, der Fortschritt aller gesellschaftlichen Freiheit aber die freie Klassenbewegung von unten nach oben und umgekehrt ist, daß der erste auf dem gegebenen Kapital, der zweite aber auf dem kapitalbildenden Einkommen beruht, und daß somit erst das Zusammenwirken beider Factoren zuletzt immer den ethischen und zugleich praktischen Inhalt jener „socialen Idee" bilden muß, so ergibt sich als das letzte sociale Princip alles Steuerwesens, daß die Besteuerung alles Einkommens das erworbene Kapital selbst nie verzehren und damit ihre eigene Basis angreifen darf, das ist, seinem höhern socialen Begriff nach da ihre Grenze finden muß, wo sie beginnt, das Einkommen soweit zu verringern, daß es seine kapitalbildende Kraft verliert. Diesem Gesetz stehen nun zwei Auffassungen theils gegenüber, theils zur Seite. Die erste ist diejenige, welche wir als die einfach communistische bezeichnen müssen. Etwas wesentlich anderes ist die socialistische Auffassung der gesammten Staatswirthschaft. Der Grundgedanke derselben ist, eben jene aufsteigende Klassenbewegung der Nichtbesitzenden vermöge der Herstellung einer wirthschaftlich gesicherten Existenz durch den Staat zu fördern. Dieser Gedanke hat nun in seiner rein ethischen

Gestalt schon seit Jahrhunderten allen socialen Forschungen zum Grunde gelegen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts aber hat er sich ein neues Gebiet gewonnen. Er hat sich an die Verfassung gewendet, in der ziemlich klaren Erkenntniß, daß die nichtbesitzende Klasse durch ihre numerische Majorität die Staatsgewalt in jeder Verfassung in ihre Hände bekommen und dann ihre Auffassung auf gesetzlichem Wege in irgendeiner, allerdings durchaus noch nicht klaren Weise verwirklichen werde. Dadurch ist derselbe nun auch in das Finanzwesen hineingetreten — und aus dieser Verbindung der socialistischen Frage an sich mit der Finanzgesetzgebung und ihren Principien hat sich die finanzielle Voraussetzung dessen erzeugt, was wir heute den Staatssocialismus nennen.

Stein entwickelt nun, daß die neuen socialen Aufgaben auch neue Einnahmen fordern und der praktische Staatssocialismus bestimmte Richtungen im Finanzwesen bedinge.

Dieses Beispiel dürfte zeigen, in welcher Weise Stein seinen Stoff zu erfassen und zu beleben weiß, und daß er dem Leser das Studium seiner Schriften zwar nicht leicht, aber doch lohnend macht.

Das „Handbuch der politischen Oekonomie" von Gustav Schönberg (Nr. 2) ist zuerst im Jahre 1882 erschienen, und daß schon jetzt die zweite Auflage dieses umfangreichen Werks — in der ersten hatte es zwei sehr starke Bände, diese zweite soll in drei Bänden ausgegeben werden — nöthig geworden ist, beweist die Brauchbarkeit desselben für weitere Kreise. Das Werk wird unter Redaction von Professor Schönberg in Tübingen durch gemeinsame Arbeit von 24 Fachmännern hergestellt, unter denen sich viele mit weithin bekannten Namen befinden, und es ist dadurch möglich geworden, das ganze Gebiet der politischen Oekonomie (Volkswirthschaftslehre, Finanzwissenschaft und Verwaltungslehre) in einem Handbuch zur Darstellung zu bringen, das den Anforderungen, welche Theoretiker und Praktiker an ein solches stellen können, in vorzüglicher Weise entgegenkommt. Die beiden soeben ausgegebenen Lieferungen enthalten den Anfang des ersten Bandes (Wesen der Volkswirthschaft, Geschichte der politischen Oekonomie, Socialismus und Communismus) und des dritten Bandes (Geschichte der Finanzwissenschaft, Staatsausgaben, Erwerbseinkünfte, Gebühren). Das ganze Werk soll in etwa 20 Lieferungen bis zum Ende dieses Jahres vollständig vorliegen. H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das Werk „Grundriß der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre" von Georg Runze (Berlin, C. Duncker) ist von uns schon nach dem Erscheinen des ersten Theils warm empfohlen worden. Jetzt liegt uns der zweite Theil vor, welcher die speeielle Dogmatik umfaßt. Auch dieser drängt außerordentlich viel exegetischen und dogmengeschichtlichen Stoff in eine möglichst enge Form zusammen, auch er zeichnet sich aus durch eine ebenso maßvolle wie tief eindringende Kritik. Allerdings ist das Werk nur für Theologen ganz verständlich und Religionslehrern besonders zu empfehlen; aber die Originalität wie die Kraft des Denkens, der wahrhaft conciliatorische Charakter machen es zu einer sehr beachtenswerthen Erscheinung. Wenn der Verfasser sagt, daß auch Zwingli die substantielle Gegenwart Christi im Abendmahl eingeräumt habe, so beweist er mit dieser feinen Bemerkung seine genauen historischen Kenntnisse; daß aber die mitgetheilten Elemente nur dem gestorbenen Körper Christi entstammen könnten, hat denn doch niemals ein hervorragender Kirchenlehrer behauptet. Jedenfalls beweist das Buch von Runze, daß die Fähigkeit zur dogmatischen Speculation unsern Theologen noch nicht völlig abhanden gekommen ist.

— Eine „Vertheidigung der Ungarn" gegen Professor Dr. Johann Sepp's Angriffe hat Kaspar Toth erscheinen lassen (Preßburg, Stampfel). Es ist uns hier unmöglich, die zahllosen Exeurse dieses ziemlich umfänglichen Buchs auszugsweise wiederzugeben; gelänge es ihm, uns Deutschen ein besseres Bild von den heutigen Ungarn beizubringen als das landläufige, so sollte auch uns die Arbeit Toth's recht willkommen sein. Nach Toth haben die Deutschen alle Rechte mit den Ungarn gemeinsam, die deutsche Sprache wird in allen Mittelschulen, in den Gymnasien und Realschulen stockmagyarischer Landestheile gelehrt, die deutschen Theater floriren in Ungarn, während ungarische sich nur mit Mühe erhalten können; es gibt in Pest eine einzige ungarische Zeitung (?). Freilich „kann Oesterreich ohne Ungarn nicht einen Tag lang bestehen, und wer gegen die Interessen Ungarns handelt, der gefährdet auch die Interessen Deutschlands". Unser Gesammturtheil über die vorliegende Schrift lautet dahin, daß der Kampf gegen einen Gegner wie Sepp nicht gerade schwer war; immerhin ist dieser Kampf an vielen Stellen des Buchs maßvoll und überzeugend geführt, und es wäre zu wünschen, daß größere politische Zeitschriften das Material dieses Werks zu Leitartikeln verarbeiteten.

— „Fritz Reuter-Reliquien" hat der fleißige Karl Theodor Gaedertz herausgegeben (Wismar, Hinstorff). Das Buch enthält das zuverlässigste Quellenmaterial, das bisjetzt über den Dichter existirt, denn der Verfasser hat es von der Witwe Reuter's selbst empfangen. Leider ist es nur eine Materiensammlung, nicht eine Biographie, zu welcher doch gerade Gaedertz das Zeng hatte. Wir empfangen hier die Papiere des Studenten Reuter, neue Mittheilungen aus Reuter's Leben, 21 Briefe an hervorragende Persönlichkeiten, Gelegenheitsgedichte, Ueber die Urgestalt von „Ut mine Stromtid", eine Luftballonfahrt durch Mecklenburg. Allen Verehrern Reuter's wird diese Gabe hochwillkommen sein; besonders die Briefe desselben lassen uns einen Blick in das reiche Gemüthsleben thun und bilden einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Dichters.

Ausländische Literatur.

In der in Moskau und Gent erscheinenden Sammlung der „Chefs-d'oeuvre du théâtre russe" hat A. Legrelle die erste französische Uebersetzung des berühmten Lustspiels „Gore ot Uma" von A. S. Gribojädow unter dem Titel „Le malheur d'avoir de l'Esprit" veröffentlicht. Der vorzüglichen Uebertragung geht eine lange, sehr werthvolle Einleitung voran, welche uns ausführlich über die Biographie des Dichters und die Geschichte dieses seines Meisterwerks, von dem bereits längst zwei deutsche Uebersetzungen (darunter eine unter dem Titel „Verstand

schafft Leiden" von Bertram [Leipzig, F. A. Brockhaus]), eine englische, eine polnische und eine georgische erschienen sind, unterrichtet. In der französischen Sprache waren auffallenderweise bisher blos Bruchstücke in ziemlich freier Uebertragung erschienen, und im Jahre 1856 veröffentlichte die Gräfin Rostopschin sogar eine Fortsetzung des Stücks, in welcher man, wie Legrelle sagt, zwar die sämmtlichen Personen des Gribojädow'schen, nur um zwanzig Jahre älter, wiederfindet, nicht aber dessen Talent. Ein näheres Eingehen auf die großen Vorzüge des benannten russischen Lustspiels ist wol um so weniger nöthig, als nach allem eben Angeführten anzunehmen ist, daß unsere Leser bereits Bekanntschaft damit gemacht haben. Wo nicht, so können wir ihnen nur rathen und empfehlen, das Versäumte nachzuholen.

— Von Louis Grangier's längst als vortrefflich anerkanntem Buche: „Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours" (Leipzig, F. A. Brockhaus) liegt bereits die siebente vom Verfasser durchgesehene und vermehrte Auflage vor. Beweis genug, daß sich dasselbe als brauchbar erwiesen und zwar nicht blos in Schulen, wo es vielfach eingeführt ist, sondern auch bei der gebildeten Welt, die eines literarhistorischen Leitfadens bedarf, in welchem ihr mehr das Sachliche als geistreiches oder geistreich sein wollendes Gerede geboten wird, sich eingebürgert hat. Wenn Schmitz in seiner Encyklopädie sagt, man finde ganze Sätze aus Nisard's Vorrede in dem Buche von Grangier, so ist das eine Ungerechtigkeit, da der Verfasser gleich auf dem Titel ankündigt, sein Werk sei „rédigé d'après les meilleurs critiques", also Originalität nicht beansprucht; übrigens schließt Schmitz seine Anzeige desselben mit den Worten: „Wie dem auch sei, das Material ist zu einem gleichartigen Ganzen geschickt verarbeitet und wohl brauchbar."

— Von Victor Duruy's „Histoire des Romains" in illustrirter Quartausgabe erschien der siebente Band, womit das Werk abgeschlossen ist. Die Illustrationen sind ebenso zahlreich wie in den frühern Bänden und haben mit den neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete römischer Alterthumskunde Schritt gehalten.

— Von Madame de Witt's „Les chroniqueurs de l'histoire de France" ist der dritte Band erschienen, der sich besonders mit dem guten alten Froissart beschäftigt. Derselben Schriftstellerin verdanken wir das höchst anziehende Werk: „Lettres de M. Guizot à sa famille", aus denen man den einst so einflußreichen Staatsmann und Gelehrten von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernt.

— In Vacherot's „Nouveau spiritualisme" handelt der berühmte Verfasser von den jüngsten antimaterialistischen Schulen und Systemen der Philosophie und beklagt den unedeln Sanseulottismus, der in der Religion und Philosophie, nicht minder als in der Politik des heutigen Tages herrsche.

— Der erste Theil der „Leçons de philosophie" von E. Rabier ist der Psychologie gewidmet und verdient seiner Sorgfältigkeit wegen alle Anerkennung.

— Eine unter dem, wie wir aus dem Vorwort erfahren, Pseudonym A. Laggrond erschienene Schrift: „L'univers, la force et la vie", sei als Curiosum hier erwähnt. Wir bezeichnen es als ein solches, weil der Verfasser ziemlich unverständliche Lehrsätze, aus einem sonderbaren Gemisch von Prämissen gefolgert, aufstellt.

— Mehrere der besten Namen unter den französischen Erzählern haben sich vereinigt, um „Le nouveau Décaméron", zunächst im „Première journée", erscheinen zu lassen. Es befinden sich darunter Männer wie Paul Arène, Banville, Coppée, Cladel, Alphonse Daudet, Ernest d'Hervilly, René Maizeroy, Guy de Maupassant und Catulle Mendès. Sowol die Erzählungen wie die sie verbindenden Gespräche verdienen Lob, ebenso die kritische Abhandlung aus der Feder Mendès' über den Unterschied zwischen den Ausdrücken rabelaisien und gaulois.

— Seit vorigem December erscheint bei Elliot Stock in London eine höchst interessante Monatsschrift unter dem Titel „Book-Lore, a Magazine devoted to Old Time Literature", mit welcher zugleich die bereits früher gegründete „The Bibliographer" verbunden ist. Die neue Revue befaßt sich mit den Seltenheiten und Nebenwegen der englischen Literatur in bibliographischer Hinsicht und ist im antiken Stile ausgestattet. Der Preis ist ein Schilling die Nummer.

Hierzu sei noch ein etwas ähnliches neues Unternehmen aus Italien erwähnt: die „Ricordi bibliografici" von Camillo Raineri Biscia, wovon der erste splendid ausgestattete Großoctav-Band vorliegt (Livorno, Vigo). Er enthält über 900 alphabetisch geordnete Titel älterer und neuerer Erscheinungen der italienischen Literatur, mit reichhaltigen bibliographischen Notizen versehen, die sowol für den Buchhändler wie für den Literarhistoriker von Interesse und Wichtigkeit sind. Was denselben noch einen besondern Werth für Deutsche verleiht, sind die Berichte über italienische Uebersetzungen deutscher Schriftsteller, wobei die darangeknüpften Bemerkungen auch für den deutschen Literarhistoriker lehrreich sein dürften, da manches neue Licht auf die Beziehungen der deutschen zur italienischen Literatur darin geworfen wird.

Bibliographie.

Armeleutslieder. Frankfurt a. M., Gebr. Knaur. 8. 2 M.

Bergen, C., Inanita. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Jaworskij, J. L., Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878—79. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von E. Petri. 1ster Bd. Mit 2 Vollbildern und 1 Karte. Jena, Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Meinardus, C. C., Aprilscherze, eine Humereske. Jever, Mettcker u. Söhne. 1884. 8. 1 M.

Morgan, A., Der Shakespeare-Mythus. William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen. Autorisirte deutsche Bearbeitung von K. Müller-Mylius. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Ohorn, A., In czechischen Wettern. Ein deutsches Lied aus Böhmens Hauptstadt. Leipa, Hamann. 1884. 8. 80 Pf.

Paludan-Müller, F., Der Jugendborn. Erzählung. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Lehmann. Gr. 16. 2 M.

Reich, E., Gelehrte und Literaten, wie auch studirte Geschäftsleute. Beiträge zur Sitten- und Cultur-Geschichte, nebst Versuchen, grosse Uebelstände zu beseitigen und deren Entstehung zu verhüten. Minden, Bruns. Gr. 8. 9 M.

Richter, O., Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden. 1ster Bd.: Verfassungsgeschicte. Dresden, Baensch. Gr. 8. 8 M.

Rocco, W., Großmudder Lührßen. Plattdütsche Geschichte. Bremen, Rocco. 8. 2 M. 50 Pf.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. 13ter Bd. 8tes Hft.: Kolonialpolitik und Christentum, betrachtet mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Südwestafrika. Von C. G. Büttner. Heidelberg, C. Winter. 8. 80 Pf.

Scheichl, F., Aufstand der protestantischen Salzarbeiter und Bauern im Salzkammergute 1601 und 1602. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schirmer, W., Veilchen. Auswahl deutscher Gedichte. Neiße, Graveur. 12. 2 M.

Stein, L., Morgenländische Bilder in abendländischem Rahmen. Talmudische Parabeln, Gleichnisse und Erzählungen, ausgewählt und metrisch wiedergegeben. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 2 M.

Turgéniew, J., Das adlige Nest. Roman. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Ulrichs, C. E., Matrosengeschichten. 1stes Buch. Sulitelma. Atlantis. Manor. Der Mönch von Sumbö. Leipzig, F. E. Fischer. 8. 1 M. 60 Pf.

Wagener, H., Die kleine aber mächtige Partei. Nachtrag zu „Erlebtes". Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Berlin, R. Pohl. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Weißbuch. Vorgelegt dem Deutschen Reichstage in der ersten Session der sechsten Legislatur-Periode. 1ster Thl. Berlin, C. Heymann. Hoch 4. 4 M.

Weitbrecht, C., Der Kalenderstreit in Sindringen. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Wiede, F., Ueber das Recht auf Arbeit und unsere gesellschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen. Ein Mahnwort zum inneren Frieden. Berlin, R. Pohl. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 62 bis 68.

Franzosen und Italiener. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1884. (I.) — Deutscher Reichstag. — England und Rußland in Afghanistan. — Die Erledigung der Orientbahn-Frage. — Spannung in den deutsch-englischen Beziehungen. (I/II.)

Gesunde Wohnungen und deren Beziehungen zum Baustyle der Zukunft. Von Chr. Nußbaum. — Zur Literatur des 30jährigen Krieges. Von Zwiedineck. — Eine neue Zeitschrift für allgemeine Geschichte. — Dahlmann und die Brüder Grimm. — Ernst Adolf Herrmann. Ein Nachruf. Von Wegele. — Zur Methodik des französischen Unterrichts. — Australiens militärische Mittel. — Oesterreich während der französischen Revolution. Von G. Wolf. — Französische Generale. — Neue deutsche Dramen. Von Fr. Muncker. — Die Ausstellung für die Spanier. Von Fr. Pecht. — Schmeller-Feier. — Ausstellung vorgeschichtlicher Alterthümer Bayerns. — Münchener Ateliers. Von Dr. Adalbert Svoboda.

Die Nordbahnvorlage und die Verträge mit den französischen Eisenbahngesellschaften. — Geschäftliche Jahresberichte: Oesterreichische Creditanstalt. Bayerische Vereinsbank. Berliner Handelsgesellschaft. Disconto-Gesellschaft. Coburg-Gothaische Creditgesellschaft. Rheinische Hypothekenbank in Mannheim. — Vereinigte Königs- und Laurahütte.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittheilungen der Riebeck'schen Niger-Expedition.

I. Ein Beitrag zur Kenntniss der Fulischen Sprache in Afrika. Von **Gottlob Adolf Krause.** Mit einer Kartenskizze. 8. Geh. 4 M.

II. Proben der Sprache von Gehāt in der Sáhăra mit haussanischer und deutscher Uebersetzung. Von **Gottlob Adolf Krause.** Mit einer Kartenskizze und Facsimiles. 8. Geh. 4 M.

Die von Dr. Emil Riebeck in Halle ausgerüstete Expedition hat die Aufgabe, die Gebiete des Niger, Binuë und Tsade vornehmlich in linguistischer und ethnographischer Beziehung zu erforschen. Mit vorliegenden Schriften beginnt die Veröffentlichung der von den Mitgliedern der Expedition eingesendeten Berichte über die Ergebnisse ihrer Thätigkeit in Afrika.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Histoire abrégée et élémentaire de la Littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours.

Par

Louis Grangier.

Septième édition revue et augmentée.

8. Geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Bereits in sechs Auflagen hat sich diese gedrängte, aber vollständige und übersichtliche Geschichte der französischen Literatur als ein vorzügliches Werk bewährt, das in zahlreichen Schulanstalten Deutschlands wie des Auslandes als Lehrbuch eingeführt ist. Gegenwärtige siebente Auflage ist vom Verfasser abermals sorgfältig durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten.

Von

Dr. **Jakob Auerbach.**

1. **Abtheilung. Biblische Geschichte.** Siebente Auflage.
2. **Abtheilung. Lesestücke.** Fünfte Auflage.

8. Jede Abtheilung geh. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf.

Beide Abtheilungen in 1 Band gebunden 5 Mark.

Von diesem als vorzüglich bekannten Lehr- und Lesebuche, das ebenso wol zum praktischen Unterrichtsmittel in Schulen dient, wie zum Vorlesen im Familienkreise geeignet ist, liegt die erste Abtheilung bereits in siebenter Auflage, die zweite in fünfter Auflage vor. Trotz der sehr wesentlichen Vermehrung des Umfangs wurde der anfängliche billige Preis beibehalten, damit das Buch immer weiter in Schulen Eingang finde. Für das Haus und die Familie sowie zu Geschenken empfiehlt sich vorzugsweise die gebundene Ausgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts' Naturhistorischer Schulatlas.

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage von

Dr. Friedrich Traumüller.

69 Tafeln mit 1046 Abbildungen in Holzschnitt und erläuterndem Texte.

4. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 70 Pf.

Der „Naturhistorische Schulatlas“ behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu fast beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient. Die vorliegende vierte Auflage ist wieder um 13 Tafeln und über 100 Abbildungen vermehrt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 26. März 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Was uns in literarischer Hinsicht noththut! Von Otto Weddigen. — Erzählende Schriften. Von Leopold Katscher. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Episches und Lyrisches. Von Hans Minckwitz. — Historische Literatur. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Was uns in literarischer Hinsicht noththut!

Die Klage über das Misverhältniß zwischen literarischer Production und Umsatz in unserm Vaterlande ist begründet, wie andererseits das Bestreben, die materielle Existenz des talentvollen deutschen Schriftstellers zu sichern, sehr erfreulich. Alle auf ein solches Ziel hinausgehenden Bestrebungen — wir denken augenblicklich insbesondere an die der Deutschen Schiller-Stiftung — können nicht warm genug unterstützt werden. Indeß fürchten wir, daß in unserm materiellen Zeitalter, wo man den deutschen Dichter vielfach, selbst in den höhern Kreisen, für ein höchst überflüssiges Individuum hält, die Erwartungen getäuscht werden, daß der der Schiller-Stiftung zufließende Fonds hinter den berechtigten Wünschen zurückbleiben könnte.

Sollte unsere Befürchtung aber sich grundlos erweisen — was wir natürlich im allgemeinen Interesse nur sehnlich wünschen —, sollte den edeln Stiftungen ein genügendes Kapital zur Unterstützung der unter dem Druck materieller Noth lebenden und schaffenden deutschen Dichter zutheil werden, so wäre damit zwar ein schöner Erfolg erzielt, allein der schönste und idealste Wunsch, den letztere hegen können: daß ihre geistigen Schöpfungen, ihre Bücher und Werke abgesetzt und gelesen und zwar in den weitesten Kreisen gelesen werden, käme damit doch noch um kein Jota seinem Ziele näher. Das deutsche Publikum kauft eben erfahrungsgemäß nur wenig Bücher, ausgenommen die Modesachen, deren Schöpfer dann freilich im Stande sind auf eigenen und freien Füßen zu stehen. Erhielten die deutschen Dichter für ihre sämmtlichen Werke ähnliche Honorare wie z. B. Georg Ebers für einige seiner Bücher — bekanntlich brachte ihm „Ein Wort" nicht weniger als 50000 Mark ein —, dann wären Anstalten wie die Schiller-Stiftung überhaupt nicht nöthig.

Es ist daher unerläßlich, nach Mitteln und Wegen auszuschauen, welche dem deutschen Schriftsteller die Perspective auf materiellen Ertrag, auf Absatz und auf Gelesenwerden seiner Werke eröffnen. „Was nicht im Lande daheim verbraucht wird, muß exportirt werden" — lautet ein Ausspruch des kaufmännischen Geistes. Woher kommt es, daß England, der englische Schriftsteller so bedeutenden Absatz von Büchern und so hohe Honorare aufzuweisen hat? Weil seine Werke in alle Welt gehen. Ja, hätten wir Deutschen auch nur einen Tauchnitz in England, wie die Engländer bei uns! Oder besäßen die übrigen europäischen Länder so viele Uebersetzungsmeister, so viele Pioniere für deutsches Denken und Dichten, wie unser Vaterland mit seinem Kosmopolitismus sie für fremdländische Autoren, für jedes oft geringfügige fremde Geisteswerk besitzt! Wir haben unlängst in unserer „Geschichte der Einwirkung der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit" (Leipzig 1882) nachgewiesen, daß in den letzten Decennien unsers Jahrhunderts das Bestreben, mit deutschem Dichten und Denken sich vertraut zu machen, bei den Nationen immer tiefere Wurzeln geschlagen hat. Allein verglichen mit dem, was der erdumspannende deutsche Geist für die fremden literarischen Erzeugnisse thut, ist jenes Bestreben immerhin nur ein ganz minimales. Der wesentliche Grund hiervon liegt mit in der erschreckenden Unkenntniß der deutschen Sprache, die man bei fast allen Völkern noch antrifft. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als daß wir uns eigene Missionäre des Deutschthums, Apostel deutschen Dichtens und Denkens für jene fremden Länder heranbilden. Wir hatten deren schon und haben auch gegenwärtig noch einige. Aber in Anbetracht der großen Aufgabe, welche diese Vermittler deutscher Dichtung

und deutscher Wissenschaft zu lösen haben, viel zu wenig! In der That dürfte sich, bei der heimischen Ueberproduction in allen Zweigen, keine Thätigkeit ersprießlicher, lohnender und gewinnbringender erweisen als ein solches geistiges Vermittleramt, als eine solche ideale Mission. Der Gedanke an den deutsch-spanischen Schriftsteller Johann Fastenrath in Köln liegt uns hier nahe. Hat derselbe seinem schönen Zwecke, die Spanier mit deutschem Fühlen und Vollbringen, mit deutschem Dichten und Denken vertraut zu machen, in uneigennütziger Weise reiche materielle Opfer gebracht, so ist ihm der Lohn für sein Wirken auch nach keiner Seite hin ausgeblieben. Die stattlichen Bände von „La Walhalla y las Glorias de Alemania" (Madrid 1874 fg.) haben für die Kenntniß des Deutschthums in Spanien einen fruchtbaren Boden geschaffen, aus dem der Same überall segensreich hervorschießt. Nicht zum geringsten ist es dem Fastenrath'schen Bestreben zu danken, daß die deutschen Dichter auch auf der Pyrenäischen Halbinsel ihre Bewunderer und auch schon — Käufer finden.

Mit diesem edeln patriotischen Wirken hat Johann Fastenrath aber auch noch das Ziel zu verbinden gewußt, uns selbst in zahlreichen poetischen Werken — „Ein spanischer Romanzenstrauß", „Klänge aus Andalusien", „Die Wunder Sevillas", „Hesperische Blüten", „Immortellen aus Toledo", „Das Buch meiner spanischen Freunde" — das spanische Volk, spanische Landschaftsscenerie, spanische Geschichte und spanisches Leben vor Augen zu führen. Er hat sich also in doppelter Weise den Dank beider Nationen erworben. Mögen, seinem Beispiele und seinen Fußstapfen folgend, dem deutschen Vaterlande bald weitere Interpreten deutschen Dichtens und Denkens, neue Missionäre des Deutschthums in den fremden Ländern oder für dieselben erstehen! Die deutsche Literatur würde den ihr gebührenden Platz unter den übrigen europäischen Nationen finden; der heimischen Production würden neue Kanäle geöffnet; dem deutschen Dichter und Schriftsteller neuer Boden für den Absatz seiner Werke geebnet werden! Solche geistige Vermittler sind es, die uns noththun, um unserer Literatur wieder frische Quellen zu erschließen, um Missstände in unserm literarischen Leben zu beseitigen.

Otto Weddigen.

Erzählende Schriften.

1. Kathinka. Roman aus dem berliner Leben. Von O. Heller. Zwei Bände. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1884. 8. 8 M.

Lange hatte O. Heller blos Kritiken, recht verständige Kritiken über die Romane anderer geschrieben. Erst im vorigen Jahre trat sie — denn es handelt sich um eine Dame — mit einem eigenen Roman auf, „Stephan Broda", der in Nr. 38 d. Bl. f. 1884 besprochen worden ist. Dieses Erstlingswerk war zwar noch kein Meisterstück, bekundete aber ein entschiedenes Talent. „Kathinka", der uns nunmehr vorliegende Roman, zeigt einen nennenswerthen Fortschritt in ihrer Befähigung. Namentlich das Colorit — in „Stephan Broda" etwas kühl, fast unpoetisch, mehr auf Verstandes- als auf Phantasiearbeit hindeutend — ist wärmer, und schon aus diesem Grunde muthet das neue Buch sympathischer an. Hier hat die Verfasserin den Kritiker endlich abgeschüttelt. Auch machen die Charaktere nirgends den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit, überall den der Lebenswahrheit, und sie sind vortrefflich gezeichnet. Das Hauptgewicht wird auf die Bloßlegung der wunden Punkte des modernen Gesellschaftslebens der deutschen Reichshauptstadt gelegt. Daher mag es rühren, daß uns außer der Titelheldin und ihrer edelmüthigen Tante und Erzieherin Henriette Hervé kein einziger guter, gesunder weiblicher Charakter vorgeführt, und daß auch das starke Geschlecht von seinen schwächsten Seiten gezeigt wird. Welch traurige Gestalten läßt O. Heller erscheinen! Da ist Fanny Hänel, die „Frau Banrath", die Cousine der edeln Kathinka, eine selbstsüchtige, ehrgeizige, herzlose Intrigantin, die alle Welt für ihre Privatzwecke misbraucht. Da ist ferner ihr zwar gutmüthiger, aber kläglich unter dem Pantoffel stehender Gemahl; sodann ihr begabter, aber verlotterter Bruder, welcher, um Geld zum Spielen und Trinken zu erlangen, seiner reichen, aber unwissenden Großmutter gegenüber alte längst bekannte Erfindungen und Entdeckungen für neue, von ihm selbst gemachte ausgibt; ferner die Doctorsgattin Flora Link, eine Kokette ersten und Exopernsängerin zweiten Ranges. Ein leuchtender Stern in dieser Finsterniß ist Kathinka selbst, das schöne, charakterfeste, gemüthvolle Mädchen, dessen treue Liebe zu dem berühmten Geiger Civry den Mittelpunkt der Handlung bildet. Man sieht, daß auch hier wie in „Stephan Broda" ein Künstler das Ideal der Heldin ist, und ebenso wie Kathinka mit der Fürstin Wanda die Sanftmuth und Tugendhaftigkeit gemein hat, ähnelt Civry dem Maler Broda an Leichtsinn, Sinnlichkeit und Gutmüthigkeit, nur daß jener auch noch flatterhaft ist, was bei einem so viel reisenden, überall von den Frauen vergötterten Violinkönig gewiß nicht wundernehmen kann. Ein Tadel, den wir nicht unterdrücken können, geht dahin, daß die bedenklichen Scenen, zu denen die Sinnlichkeit Civry's manchmal führt, mit unnöthig langem Dialog versehen sind, in welchem die Grenzen des ästhetischen Geschmacks zuweilen überschritten werden; wir haben stellenweise das Gefühl, als ob dieser noch mehr als „Stephan Broda" von belletristischer Begabung zeugende Roman sich für die Mädchenlektüre aus diesem Grunde weniger eignet. Möglich, daß wir uns täuschen!

Unbedingtes Lob verdienen: das prächtige Deutsch; der reine, fließende, bemerkenswerth schöne Stil; die Geschick-

lichkeit im Schürzen und Lösen des Knotens der Handlung; endlich der selbst geübten Belletristen zuweilen abgehende, bei einer halben Anfängerin doppelt anzuerkennende Takt in der Anordnung des Stoffs.

2. Xanthippe. Von Fritz Mauthner. Dritte Auflage. Dresden, Minden. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Dies ist eins der Bücher, die uns gut gefallen, ohne daß wir genau wüßten, wo wir es „hinthun" sollen. Wissen wir aber auch nicht ganz bestimmt, wo der Verfasser eigentlich hinaus will, so sehen wir doch klar, daß es sich zunächst um eine Satire auf die so sehr in die Mode gekommenen Alterthums- oder Professorenromane handelt; die Satire ist aber so fein und mit so ernster Miene vorgebracht, daß man stellenweise ordentlich verblüfft wird und sich fragt, ob das Ganze Satire ist, oder ob blos einzelne Bemerkungen und Spötteleien ironisch aufzufassen seien, die ganze Geschichte aber als ein eigener Mauthner'scher Griechenroman. Wir neigen uns der Ansicht zu, daß diese „Xanthippe" ein — nur zum Romanumfang vergrößertes — Glied der von unserm Autor bekanntlich mit großem Erfolge „nach berühmten Mustern" geschmiedeten Persiflagekette ist. Sei dem wie immer, wir haben für das Buch lauter Lob und keinen Tadel.

Sokrates und Xanthippe sind die Helden. Der große Weltweise wird als sophistischer, unverbesserlicher, stoischer Nichtsthuer geschildert, der aber bei aller Faulenzerei und trotzdem, daß er sich von seiner Frau „aushalten" läßt, einen strengen, geraden Charakter besitzt. Wenn er merkwürdig unbeholfen ist und von den Dingen des praktischen Lebens keinen Begriff hat, so tragen daran seine ewigen Grübeleien, Forschungen und Sophistereien die Schuld, in denen er seinen einzigen Daseinszweck findet, ohne daß er darauf Bedacht nimmt, mit ihnen sein Brot zu verdienen oder sie wenigstens seinen Mitmenschen zugute kommen zu lassen. Er gibt, sich als Stümper erkennend, seinen Beruf, die Bildhauerei, auf und macht Aspasia einen Heirathsantrag; sie lacht ihn aus; er heirathet auf ihr Anstiften Xanthippe und wird ein vollständiger Bummler, der immer umherschweift, mit den Bürgern, den Marktweibern, den Straßenjungen plaudert — er will „von jedem etwas lernen" —, täglich bei Gönnern speist, viel Zeit in Aspasia's Salon verbringt und sich um Haus und Familie in keiner Weise bekümmert; ist er zu Hause, so vergräbt er sich in seinem Dachstübchen unter Büchern und Instrumenten. Seine Gattin hat ihm gegenüber natürlich einen schweren Stand. Glücklicherweise besitzt sie einiges Geld und viel tüchtigen Geschäftssinn. Nach Mauthner war sie anfänglich ein wahrer Engel; erst um ihren Mann von seiner Pflastertreterei zu curiren, wurde sie ein Drache; später wurde sie wieder ein Engel; aber es half alles nichts, Sokrates blieb in jedem Punkte bis zu seinem Tode unerschütterlich sich selber treu. Xanthippe erscheint durchweg als ungemein sympathische, liebenswerthe, rührend edle Gestalt; jede ihrer Handlungen zeugt von Charakterstärke und von der denkbar selbstlosesten Liebe zu ihrem kindischen und einer solchen Frau eigentlich unwürdigen Sokrates.

Beide Gestalten, wie nicht minder die der Aspasia, sind trefflich gezeichnet und mit psychologischer Consequenz durchgeführt. Mauthner's Stil ist hier, wie fast immer, rein, klar, schmucklos — unserer Ansicht nach hohe Vorzüge —; da gibt's kaum einen undeutschen, kaum einen geschraubten, dunkeln Satz. Die Erzählung der Begebenheiten ist einem cynischen jungen Professor der Anatomie in den Mund gelegt, dessen College, ein berühmter Archäolog, alle häuslichen Sorgen seiner Frau überläßt, die deshalb schwer arbeiten muß. Dieses Ehepaar führt den Spitznamen Sokrates und Xanthippe — Sokrates in gutem, Xanthippe in bösem Sinne gemeint —, und der Anatom will mit seiner Erzählung offenbar den wahren Charakter dieser modernen Xanthippe zeigen, will beweisen, wie die Schuld an allem nur der gelehrte, vielumworbene Archäolog trage.

Die Satire auf die modischen Romane, die vor Jahrtausenden, in Aegypten, Rom, Griechenland und Palästina spielen, beginnt schon in der Einleitung, wo es heißt:

> Dieweil die berufenen Kenner des Alterthums . . . alle Griechen und Römer für Sonderlinge halten, . . . ich aber als roher Anatom zur Ueberzeugung gelangte, daß die entlegensten Menschen vor ihrem Tode ebenso lebendig waren, wie alle unsere Zeitgenossen nach ihrem Tode todt sein werden, darum habe ich den Muth gewonnen, mit der ganzen Kühnheit der Unwissenheit das Leben unnahbarer Griechen zu schildern.

An einer andern Stelle heißt es:

> . . . rief der übermüthige, böse Possendichter Aristophanes, der in keinem Salon und in keiner Erzählung aus jenen Tagen fehlen durfte. . . . Was Sokrates auf dem Heimweg murmelte, war gut Altgriechisch. Wenn ich ein neumodischer Dichter wäre, so würde ich seinen Monolog wörtlich übersetzen und es Ihnen überlassen, sich mit Hülfe eines Reallexikons oder unsers verehrten Archäologen die unverstandenen Worte und die nothwendige Stimmung zu erklären. Weil es mir jedoch mehr um den Lebenslauf eines armen Menschenkindes zu thun ist, als um die Tracht und die Redensarten seiner Zeit, darum will ich, was Sokrates zu sich selber sprach, mit etwas größerer Freiheit in wirklichem Deutsch berichten.

Das Vermengen von Modernem und Antikem in den archäologischen Professorenromanen ahmt der Autor im Verlaufe der Erzählung oft glücklich nach. Direct gegeiselt wird es in den folgenden Worten, mit denen der boshafte Anatom sein zweites Kapitel beginnt:

> Ich hatte an dieser Stelle die Hochzeit der Aspasia ursprünglich mit dem größten Aufwand von Sammelfleiß und Phantasie beschrieben und fünf Bogen damit gefüllt. Ich ziehe es aber nun dennoch vor, das Ganze wegzulassen. Die Mode, Gestalten aus alter Zeit in echten Gewändern vorzuführen und die Umgebung bis auf die geheimsten Kammergeräthschaften genau nach den Ergebnissen der augenblicklichen Wissenschaft zu beschreiben, hat aus den betreffenden Dichtungen traurige Maskeraden gemacht, bei denen ehrliche Leibziger und Dräsener, als Römer und Griechen verkleidet, mit unmännlicher Stimme ihre Ballgespräche führen, die regelmäßig mit dem geistreichen „Maske, ich kenne dich!" schließen.

Auch mit Spott allgemeinerer Natur ist der Anatom

ziemlich freigebig. Einige ebenso lehrreiche wie amusante Stellen seien hier angeführt. Das vierte Kapitel beginnt so:

Ich könnte den Beifall meiner Zuhörerinnen ziemlich sicher erreichen, wollte ich, wie dies neuerdings leider üblich geworden ist, die Entwickelung Baby's Tag für Tag verfolgen. Kindergeschichten sind ja in der Mode. Man kann es schon häufig erleben, daß die armen Würmer sich in ihrer kalten Stube die Augen roth weinen, weil die gefühlvolle Mutter sich gerade von einem traurigen Kinderschicksal in ihrem Romane fesseln läßt und darüber vergißt, ihnen das Frühstück zu bringen.

Bei einem Gelage im Hause der Aspasia gibt man vor, das vierhundertjährige Jubiläum Homer's zu feiern. Alkibiades bringt dabei folgenden Trinkspruch aus:

Niemand von uns weiß etwas von dem Gefeierten. Wir wissen nicht, wo er geboren wurde, aber gerade darum könnte er auch in Athen geboren sein, und darum wollen wir besonders stolz sein auf diesen berühmten Mitbürger. Wir wissen nicht, an welchem Tage er geboren wurde, und darum brauchen wir das ganze Jahr nicht aufzuhören, ihn leben zu lassen und ihn zu preisen als den Vertreter der guten alten Zeit, von der auch niemand weiß, wann sie war. Wir wissen überhaupt nicht, ob er geboren worden, und da wir darum auch nicht wissen, ob er gestorben ist, so lassen Sie uns in diesem Sinne das Glas erheben und rufen: Unsere schöne Wirthin lebe hoch!

Das junge Landmädchen Xanthippe, das Sokrates bei einer großen Soirée in Aspasia's Hause kennen lernt, findet an dem Salontreiben keinen Geschmack. Der Weise erwidert ihr:

Wenn Sie aber in diesem Salon der tonangebenden Frau der Hauptstadt eine angesehene Rolle spielen wollen, wie Sie dieselbe durch Ihr Aeußeres wahrhaftig beanspruchen dürften, so müssen Sie sich nach diesen Damen richten. Wer auf diesem Boden sein Glück machen will, darf den jungen Herren nicht gleich bei der ersten Begegnung Maulschellen verabreichen. Ein wenig Zurückhaltung, ja hier und da eine lustige Grobheit, das lassen sie sich gern gefallen und finden wol gar eine so spröde Schöne noch begehrenswerther. Aber eine gewisse weibliche Schwäche muß sie stets ihren endlichen Sieg erhoffen lassen, sonst fallen sie ab und finden die Trauben zu sauer. Wenn Sie aber von Natur so ungeberdig sind, daß Sie den Männern gegenüber Zorn und Sehnsucht nicht nach Belieben heucheln können, dann werden Sie es nicht weit bringen. Das glaube ich aus Beobachtungen der erfolgreichsten Damen dieser Gesellschaft gelernt zu haben.

Hierauf sagt das Mädchen, es komme ihr „zum Ersticken heiß vor in diesen Räumen". Die Leute seien „viel zu höflich miteinander, als daß sie nicht alle lügen sollten". Da sie selbst nicht lügen kann, geht sie fort und Sokrates begleitet sie. Er findet, daß da „jeder und jede etwas anderes sein und zu sein scheinen will".

Als Xanthippe ihrem Gemahl zuredet, wieder zur Bildhauerei zu greifen, um Brot zu schaffen, begründet er seine Ablehnung wie folgt:

Liebe Xanthippe, es gibt unter den Bildhauern und Malern dreierlei Gesellen. Solche, die von selber gar nichts sehen, die aber fähig sind, nachzumachen, was andere vor ihnen gesehen haben; die haben immer satt zu essen. Ferner solche, die von selber sehen und das Geschaute auch bilden können; diese Leute bekommen mehr als satt zu essen, wenn sie nicht vorher verhungert sind. Und drittens gibt es solche, die von selber das Herrlichste sehen, die Kraft jedoch nicht besitzen, andern die Gefühle mitzutheilen; diese Leute müssen und sollen verhungern, werden aber häufig daran verhindert.

Komisch, aber für den Mauthner'schen Sokrates ungemein bezeichnend ist die Stelle, die von der Geburt seines Sohnes handelt. Der philosophische Kauz, der sich um seine Frau sehr wenig bekümmert, hat nie beachtet, daß diese sich in interessanten Umständen befand:

Darum war es eines Tags bei der Heimkehr nicht wenig überrascht, als ihn an der Schwelle lärmende Weiber mit Glückwünschen empfingen, die Magd, ihn am Arm fassend, ihn nöthigte, langsamer zu gehen, und ihm heftig zuschrie, er solle still sein; und ganz verblüfft schaute er darein, als er seine Frau blaß im Bette liegen und an ihrem Busen ein winziges Kind ruhen sah. „Was gibt es?" fragte er unwillkürlich mit leiser Stimme. „Wo kommt das Kind her?" Die Weiber lachten, und so sehr auch die Magd dagegen wetterte, Xanthippe lachte glückselig mit ihnen. „Unser Kind", sagte sie dann schwach. „Wieso unser Kind?" fragte Sokrates wieder, „hast du es adoptirt, oder solltest du es etwa selbst geboren haben?"

3. Auf ewig gebunden. Von C. del Negro. Leipzig, Wartig's Verlag. 1883. 8. 6 M.

Dieser Roman spielt in der Siebenhügelstadt, hat zum Autor eine Dame und zum Helden einen Cardinal, der dem Collegium nicht gerade Ehre macht; denn er verheirathet sich zweimal, was sich für einen Cardinal bekanntlich nicht schickt. Die eine Frau, die er in Deutschland heimführt, wird wahnsinnig; die andere, der er in Rom die Hand reicht, stirbt an gebrochenem Herzen. Des Cardinals Sohn aus erster Ehe, den er unterstützt, um an ihm gut zu machen, was er an der Deutschen verbrochen, liebt die zweite Frau, also seine Stiefmutter, leidenschaftlich. Die ganze Entwickelung und der Dialog sind packend. Der Einblick in das Sitten- und Seelenleben der höhern Geistlichkeit ist zwar nicht sehr erbaulich, dafür aber tief und lehrreich, die Charakterzeichnung, namentlich wo es sich um schlechte Menschen handelt, vortrefflich. Freilich kann die Handlung nicht sympathisch genannt werden; sie ist manchmal zu sensationell. Auch hätte die Verfasserin wohl gethan, nicht so viel Effecthascherei zu treiben. Trotz dieser unsern modernen Romanen leider vielfach anhaftenden Fehler können wir das Buch recht warm empfehlen. Ein Hauptvorzug ist die fließende Sprache, die sich sehr angenehm liest. Man darf von Del Negro für die Zukunft bedeutende Leistungen erwarten.

Von den Romanen wenden wir uns nunmehr zu den kleinern belletristischen Schriften, die uns vorliegen. Diese Gruppe wollen wir mit einem Erstlingswerk beginnen:

4. Im Pußtenlande. Novellen von Hugo Klein. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1885. 8. 2 M.

Hugo Klein, dem wir in bessern Zeitschriften wiederholt als begabten Novellisten begegnet sind, bekundet sich in den vorliegenden sechs Erzählungen als Talent ersten Ranges. Man merkt ihm zwar noch hier und da den Anfänger, zuweilen auch den Deutsch-Ungar an, aber im

großen und ganzen ist er schon sehr gereift. Seine Hauptstärke ist die Stimmungsmalerei; er weiß eine blos vierzehnseitige Erzählung mit einem vierseitigen Stimmungsbilde einzuleiten, ohne den Leser zu ermüden; im Gegentheil, er regt zum Schwärmen und Träumen an. Er versteht die richtige Gemüthsverfassung für jede Situation hervorzurufen. Ferner leistet er in der Seelenmalerei schon jetzt Erhebliches, und wir halten ihn für berufen, dereinst auf diesem Gebiete eine große Rolle zu spielen. Drittens zeichnet er sich durch ein vorzügliches Colorit aus, das Referent als Ungar zu würdigen weiß. Sämmtliche Erzählungen des Buchs spielen nämlich in Ungarn. Nun kommt es ab und zu vor, daß auch reichsdeutsche Autoren, wenn sie nicht griechische oder römische Romane schreiben, sich wenigstens auf „ungarische" verlegen; in solchen Fällen ist's aber mit dem Colorit haarsträubend bestellt, denn die Betreffenden kennen weder die Verhältnisse noch die Sprache. Wir erinnern uns eines für Kenner des Ungarischen höchst ergötzlichen Romans eines beliebten deutschen Autors („Aus dem gömörer Comitat"), worin mit magyarischen Brocken in rührender Unwissenheit herumgeworfen wird, sodaß z. B. der kräftigste aller magyarischen Flüche, den man wegen seiner obscönen und blasphemischen Bedeutung in anständiger Gesellschaft nicht in den Mund nehmen darf, einem jungen Mädchen als Liebeswort „ins Ohr geflüstert" wird! Ganz anders Klein. In seinem ganzen Buche findet sich vielleicht kein einziges ungarisches Wort oder Sätzchen; er fühlt, daß das Colorit nicht in der Anwendung von idiomatischen, deutschen Lesern überdies nicht verständlichen Redensarten besteht, sondern in der richtigen Wiedergabe der Gefühls- und Denkweise der Leute sowie in der Wahl eines richtigen Stimmungs- oder scenischen Hintergrundes.

Aber gerade der Umstand, daß Klein im Colorit so Schönes leistet, birgt eine Gefahr: die Gefahr, manierirt zu werden. Seine Art und Weise ist sehr gefällig, aber zu wenig Abwechselung bietend. Drei der Erzählungen beginnen sogar in fast gleicher Weise; „Nichts Hübscheres als das Dörfchen Erdöspél. Es liegt im zalaer Comitat. . . . Pankota ist ein kleiner, wüster Flecken im arader Comitat. . . . Es ist ein Name, fremdartig und unbekannt: Töröktó! Der Ort liegt in Ungarn."

Die Stimmungsbilder sind auch nicht ganz frei von Wiederholungen. Aufmerksamkeit und künstlerische Ausreifung werden diese Fehler in Zukunft verhindern. Noch zu tadeln bleibt das undeutsche Deutsch, dem wir stellenweise begegnen, sowie der unnöthige Gebrauch von Fremdwörtern. Dagegen ist die Diction hochpoetisch, die Charakteristik scharf und treffend, die Handlung überall interessant, und auch sonst läßt sich den Klein'schen Novellen nur Gutes nachsagen. Jeder Freund belletristischer Genrebilder mit exotischem Beigeschmack wird sie mit Genuß lesen. „Im Pußtenlande" hat uns mehrfach an die prächtigen „Smaastykker" Björnstjerne Björnson's erinnert. Vivant sequentes!

1885.

Einer andern Gattung der erzählenden Literatur begegnen wir in:

5. Im Glühlicht der Weltstadt. Ernstes und Heiteres aus Berlin. Von P. Gisbert. Berlin, Steinitz u. Fischer. 1884. 8. 1 M.

Der lustige Humorist, der die amusante Parodie „Der Ring der nie gelungen" geschrieben hat, erfreut uns jetzt mit einem artigen Bändchen Skizzen aus dem bunten Getriebe der deutschen Kaiserresidenz. Dieses leichte, aber anziehende Genre ist namentlich in Bezug auf die Reichshauptstadt in letzterer Zeit recht fleißig gepflegt worden; Gisbert steht hinter keinem der betreffenden Autoren zurück. Er kennt Berlin, das er mit offenen Augen eifrig durchforscht hat, genau, ist ein scharfer Beobachter, weiß das Gesehene und Erlebte interessant zu erzählen, lacht mit den Lachenden und weint mit den Weinenden. Am besten gefällt uns die rührende Weihnachtsgeschichte „Gib uns unser täglich Brot". Köstlich ist die Travestie auf Spielhagen's verfehltes Schauspiel „Gerettet". Sehr sarkastisch finden wir den „Blick in die Zukunft", den Gisbert auf „Die Communalwählerei" wirft, und das „moderne politische Märchen" von dem „Mann ohne Meinung". Ein Schneider, den es sehr kränkt, keine eigene Meinung zu haben, erhält von einer Fee, Namens Unverfrorenheit, ein Instrument, das ihm zu einer Meinung verhelfen soll. Dreht er es einmal um, so bekommt er schöne, ideale Meinungen, bei zweimaliger Umdrehung nützliche, praktische. „Wendest du es aber dreimal, so brauchst du gar keine Meinung, sondern machst eine, denn dann bin ich bei dir." Als der Mann nun erhabene Worte sprach, lachten die Leute und hielten ihn für verrückt. Dann redete er Nützliches und Praktisches, aber die Leute äußerten blos, das lasse sich zwar eher hören, sei aber von andern schon besser gesagt worden. In seinem Unmuth drehte er das Instrument dreimal um; da offenbarte sich ihm die Fee Unverfrorenheit und —

Was war aus dem Schneider geworden! Er sprach eine halbe Stunde lang mit Pathos, Feuer, Eleganz unter lebhafter Gesticulation einen wahren Chimborasso von Worten ohne ein Körnchen Sinn, er blendete, begeisterte, riß fort, die Zuhörer lachten, weinten, schrien, trugen ihn auf ihren Schultern nach Hause. Er braucht keine Meinung mehr, ganz wie es ihm die Grunewaldnixe versprochen hat, aber macht selbst eine, und die andern tragen sie so gern wie seine Röcke.

Auch in „Eine Parlamentsgeschichte" ist unser Humorist nicht wenig boshaft. Minder erbaut sind wir von der Humoreske „Schulze und Cohn", denn in ihr kommen Anspielungen auf die sociale Stellung der Juden und der Christen vor, Anspielungen und Aussprüche tendenziöser Natur, die uns überhaupt nicht zusagen, am allerwenigsten in einem so heitern, harmlosen Büchlein. Sonst aber bildet dieses einen angenehmen Zeitvertreib, und das ist ja schließlich der Hauptzweck der leichtern Unterhaltungsliteratur. Gisbert's Darbietungen, theils kurze Erzählungen, theils Plauderskizzen, weihen in gefälliger Form in manche interessante Seiten des berliner Lebens ein.

Höchst gemüthvoll, geradezu ein reizendes Buch ist:

6. Meine Sonntage. Von E. Betemann. Leipzig, Abel. 1884. 8. 4 M.

Gäbe es doch in diesem Jahrhundert der Prosa und Schnelllebigkeit recht viele solcher alter Jungfern, wie die Verfasserin eine schildert! So werden die meisten Leser nach Beendigung der Lektüre dieser schönen Schrift denken. Die Heldin predigt in zu Herzen gehender Weise Liebe, Selbstverleugnung, Menschenfreundlichkeit und leuchtet durch ihr Beispiel den Mitschwestern als Leitstern im Sturm des Lebens voran. Jede Seite dieser schlichten Erzählung enthält praktische Lebensregeln, weise oder geistreiche Bemerkungen. Von Effecthascherei oder Sensation keine Spur. Die Männer sind ebenso wahr und vorurtheilslos gezeichnet wie die weiblichen Gestalten. Die Verfasserin führt aus, wie weder Reichthum noch Adel die Hauptsache sei, sondern einzig und allein Geist und Charakter, d. h. jene Vorurtheilslosigkeit, die den Kern und nicht die Schale für wichtig hält. Der verwaiste Holzhauerjunge Heinz, dessen sich die altjüngferliche Stricktante Therese annimmt, bringt es durch die treffliche Erziehung, die sie ihm gibt, zum angesehenen Professor, der ein schönes, gutes und gebildetes Freifräulein heimführt. Dies ist eins der Bücher, bei denen der Leser sich sagt, er könnte es selbst geschrieben haben — und solche Bücher pflegen zu den besten zu gehören!

Mit einem nicht weniger prächtigen Erzählungsbuche, das aber nur für Kinder berechnet ist, wollen wir unsere Umschau schließen:

7. Fabeln, Erzählungen und Räthsel. Von Paul Benndorf. Mit 49 in den Text gedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von O. Herrfurth und 3 Buntdruckbildern nach Aquarellen von W. Friedrich. Leipzig, Abel. 1884. 8. 2 M.

Daß wir es nur gleich sagen: eine bessere, gemüthvollere, zweckmäßigere Lektüre für die im Alter von acht bis zwölf Jahren stehende Jugend gibt es nicht. Dem Buche merkt man es auf jeder Seite an, daß sein Verfasser Lehrer ist — er lebt in Leipzig — und die Kleinen liebt. Die gruselige Tendenz der Bechstein'schen Märchen fehlt hier ebenso wie die zwecklose Phantasterei anderer Märchenbücher. Jedes einzelne Stück wirkt entweder moralisch erhebend oder direct belehrend. Ohne es zu merken, lernt der junge Leser spielend, in der einfachsten, erzählenden, unaufdringlichen Weise vieles Nützliche und Angenehme. Benndorf's Jugendschrift ist eine höchst empfehlenswerthe Leistung.

Leopold Katscher.

Zur Dante-Literatur.

Julian Klaczko's Florentiner Plaudereien. Deutsch von Wilhelm Lauser. Wien, Engel. 1884. Gr. 8. 7 M.

Der Titel „Plaudereien" würde den deutschen Leser einen weniger ernsten und innerlich zusammenhängenden Inhalt erwarten lassen, als das Buch darbietet; uns möchte statt dessen die Bezeichnung „Unterhaltungen" (für causeries) im gegenwärtigen Fall dem Sinne gemäßer dünken. Das französische Original erschien zu Paris im Jahre 1880, nachdem der Verfasser wesentliche Stücke davon bereits 1854 in der „Revue contemporaine" veröffentlicht hatte, und über diese sprach sich funfzehn Jahre später, soweit sie Dante betrafen, Karl Witte in einem beurtheilenden Aufsatze theils abweisend, theils beifällig aus. In der vollständigen französischen Ausgabe von 1880 hat der Verfasser Julian Klaczko keinerlei Veränderungen, infolge der Witte'schen Beurtheilung, vorgenommen, auch keine solchen für die vorliegende deutsche Uebertragung veranlaßt.

Zunächst hier ein Wort über diese deutsche Uebersetzung von Wilhelm Lauser. Dieselbe wird dem Original in jeder Hinsicht gerecht: in treuestem Anschluß an die Worte des Textes bewahrt sie doch fast durchaus die selbständige Würde unserer Muttersprache. Gewisse in jüngster Zeit bei uns landläufig gewordene Ausdrücke, die aber keine Zierde unserer Sprache sind, wie „Verblüffung" (stupeur), „packend" (poignant, saisissant), „Mache" (facture), „Findigkeit" (ingéniosité), wären besser vermieden worden. An einigen Stellen sind kurze Zusätze zur Erläuterung nicht allgemein verständlicher Anspielungen des Originals eingestreut; doch bleibt dabei immer noch einiges unverständlich, z. B. „nach Cherbuliez's Roman", ferner (das Rinnsal der rue Du Bac) „nach dem sich Frau von Staël sehnte"; auch geringfügige Auslassungen treten ein. Die häufigen Anführungen aus der „Göttlichen Komödie" sind nach der Kopisch'schen Uebersetzung erster Abfassung, doch nicht immer unentstellt, gegeben; von Benutzung der Streckfuß'schen, auf welche der Uebertzer S. 11 mit verweist, wird nichts sichtbar. Zu bedauern ist, daß nicht auch alle andern fremdsprachlichen Anführungen (aus dem Englischen, Provenzalischen und sonst) neben dem Originaltext in deutscher Uebersetzung mitgetheilt sind. An dieser Stelle mögen noch, abgesehen von einigen unrichtigen Verweisungen, zwei störende Druckfehler der Uebersetzung berichtigt werden. S. 240 ist zu lesen: verschließen (fermer) statt „erschließen", S. 247: furchtbaren (formidable) statt „fruchtbaren".

Nun zu dem Inhalte des anziehenden Buchs, welches von der französischen Akademie nach Verdienst gekrönt worden. Bei uns in Deutschland wäre die Krönung eines wissenschaftlichen Werks in so wenig strenger Form des Stoffs undenkbar: hierin unterscheidet sich die französische von der deutschen Art. Aber auch wir lassen uns gern die dialogische Besprechung eines gewichtvollen Gegenstandes, auf Grund ernster Durchforschung, gefallen, und

so folgen wir hier mit freier Lust den fesselnden Darlegungen, Behauptungen und Gegenbehauptungen, dem bedeutenden Frage- und Antwortspiel der von dem Verfasser fingirten geistreichen Gesellschaft bei der Gräfin Albina in ihrem florentinischen Landhause, die sich daselbst regelmäßig zusammenfand, wie es in den hohen Kreisen Italiens in der Renaissancezeit Brauch war. Diese zwanglose Art der Erörterung gewährt den Vortheil, daß der Darstellende so manche mit dem Hauptgegenstande nur locker zusammenhängende, an sich aber bedeutende und denselben in verschiedene Beleuchtung rückende Punkte in den Kreis der Betrachtung ziehen, daß er dadurch dem Leser weitere Ausblicke in verwandte Gebiete eröffnen und ihn auf anmuthige Weise in den Widerstreit der Meinungen einführen kann. Die vorliegenden „Florentiner Plaudereien" zeigen alle Tugenden der dialogischen Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände: sie reizen unterhaltend, und indem sie ergötzen, belehren sie zugleich gründlich.

Das Ziel der Unterhaltungen ist das Verständniß der Charakterentwickelung, der äußern und innern Lebensstellung und der durch beides bedingten schriftstellerischen Eigenthümlichkeit des Dichters der „Göttlichen Komödie". Alles, dem wir sonst in der Darstellung begegnen, steht daneben in zweiter und dritter Linie: sowol die scharf treffende Gegenüberstellung Michel Angelo's im ersten Abschnitt, wie die Charakteristik Petrarca's und seines Gefolges von Sonettisten sowie der provenzalischen Lyriker im zweiten, und noch anderes Bezügliche von Shakspeare, Milton, Klopstock, alles dient nur dazu, der weltgeschichtlichen Erscheinung Dante's in ihrer Eigenart neue Lichter zu spenden. Deshalb wird im Nachfolgenden davon abgesehen, und nur die Erörterungen über Dante, losgelöst von den dialogischen Zweifeln in den vier Abschnitten, sollen hier in Betracht genommen werden.

Die Mittheilungen über Dante im ersten Abschnitt, welcher unter dem Titel „Dante und Michel Angelo" die gegensätzliche Charakteristik der beiden so geistesverwandten und doch in den Zielen ihres Schaffens so grundverschiedenen Heroen der Weltcultur vorführt, beginnen mit dem Jugendporträt Dante's von Giotto im Saale des Bargello zu Florenz; dasselbe wurde indeß nicht, wie angegeben wird, im Jahre 1841, sondern ein Jahr früher aus der Uebertünchung der Wand ans Tageslicht gebracht, und wo der Text von den „beiden berühmten Fresken" des Malers in dem genannten Raume spricht, deren eine den Dichter mit seinem Lehrer und seinem Parteigegner darstelle, so ist nicht zu erkennen, welches die andere der beiden sein soll, da der Saal vier Wände hat, die sämmtlich mit Fresken angefüllt sind. Dann wird als charakteristisch für Dante festgestellt, daß er durch poetische Verherrlichung des mittelalterlichen Glaubens- und Sagenstoffs und der damit verbundenen griechisch-römischen Ueberlieferungen jener Verschmelzung der classischen und christlichen Welt, der harmonischen Vereinigung des christlichen Spiritualismus und der plastischen Schönheit, vorgearbeitet habe, welche der große Gedanke der damals aufkeimenden, das 16. Jahrhundert beherrschenden Renaissance werden sollte. Was ferner das Verhältniß der drei Theile der „Commedia" zu den darstellenden Kunstmitteln betrifft, so darf allerdings, nach der Meinung der Verfassers, die „Hölle" als wesentlich plastisch, das „Fegefeuer" als malerisch, das „Paradies" als musikalisch gelten, doch mit der einschränkenden Bestimmung, daß im ersten Fall das Plastische fast alle schöne Gestaltung ausschließt, im zweiten das Malerische sich bereits stark mit dem Musikalischen verbindet, im dritten das Musikalische vielfach gegen das Lehrhafte zurücktritt; ja das letztere überwiegt in allen drei Theilen, besonders freilich im dritten, an manchen Stellen das Dichterische in dem Grade, daß von letzterm nur noch Vers und Reim übrigbleiben. Der Verfasser erkennt die große Wirkung der von dem Dichter in sein Werk eingeführten „heiligen Geometrie" (auch Arithmetik) der mystischen Dreiheit im ganzen an; wenn er dabei aber willig zugibt, daß die durchgeführte Symmetrie in manchen Einzelheiten „kindisch" (puéril) erscheine, z. B. in der Anwendung des Schlußwortes „stelle" für alle drei Theile, so kann ich dem nicht beistimmen, indem ich diese und ähnliche Seltsamkeiten vielmehr, vom Gesichtspunkte des symbolischen Charakters der Dichtung, ebenso natürlich als sinnig und ehrwürdig finde.

Im zweiten Abschnitt wird „Beatrice und die Liebespoesie" Dante's behandelt. Jene ist dem Verfasser, wie es bei unbefangener Betrachtung nicht anders sein kann, ursprünglich die irdische Geliebte des Dichters, und in Uebereinstimmung damit sieht er in den Vorwürfen der Verewigten auf dem Gipfel des Reinigungsberges gegen Dante überwiegend den Tadel der Untreue im irdischen und fleischlichen Sinne; nur ist es dem Dichter hier wie sonst auf einzige Art gelungen, Wirklichkeit und Symbol zu vermischen, sodaß die Untreue gegen die hingeschiedene Geliebte zugleich die sträfliche Abirrung vom Wege der Tugend und Wahrheit überhaupt bedeuten soll. Beatrice erschien ihm ja schon im körperlich-schönen Gewande der Jugendgeliebten als das Sinnbild der ewigen Schönheit, welche gleich ist der höchsten Wahrheit und Tugend. Der Dichter hat der Nachwelt die romantisch verklärte Geschichte seiner Jugendliebe in der „Vita nuova", der Erstlingsschöpfung seiner Muse, hinterlassen. Diese Zusammenstellung von Prosaerzählung, eingeschobenen Sonetten und Canzonen und sich daranschließenden Erklärungen und dialektischen Sonderungen macht freilich nicht den Eindruck einer einheitlich gestalteten Dichtung und muß so, wie sie uns vorliegt, mehr dem Verstande als dem Herzen entsprungen erscheinen; aber es ist eben an derselben erst die Operation des Enthülsens vorzunehmen, bevor der lieblich schmeckende Kern genossen werden kann. Und dieser Kern ist die zarte, das tiefste Gefühl erschütternde Liebesgeschichte des jungen Herzens; was darum und daran gelegt ist, insbesondere die spitzfindig haarspaltenden Er-

klärungen des prosaischen Textes und der Gedichte gehören späterer Abfassung an, die vielleicht zum Theil gar nicht von dem Dichter selbst herrührt oder, wenn doch, die bestimmte Absicht verräth, die Geschichte ihres natürlichen Charakters zu entkleiden und in ein der Natur des menschlichen Empfindens entfremdetes Gebiet überzuleiten. Aber auch nach solcher Enthüllung bleiben noch manche Züge, die fremden Charakter tragen, zumeist den der provenzalischen Minnedichtung, welche damals den Liebesgesängen der italienischen Dichter Anschauung und Form lieh. Der nach allen diesen Absonderungen als Seeleneigenthum Dante's verbleibende Kern ist eine wirkliche und echte Herzensgeschichte, so lieblich und naturwahr, wie Dichter von Gottes Gnaden sie je gedacht haben, nicht ein kaltes Verstandesspiel, welches man nach der Darstellung des Verfassers annehmen möchte. Er entschuldigt zwar im allgemeinen das kleinlich sich geberdende Spielen der Minne bei den Provenzalen und Petrarchisten als der menschlichen Natur gemäß, aber diese „Paullo minora" in der „Vita nuova" enthüllt er uns nicht in ihrer Naturwahrheit. Der vorausdeutende Schlußsatz der Dichtung, welcher das Erscheinen der „Commedia" ankündigt, wird mit Recht als ein sicheres Kennzeichen erachtet, daß der Dichter, während er an diesem seinem Lebenswerk arbeitete, beflissen war, sein gesammtes dichterisches Schaffen in ideell einheitlichen Bezug zu bringen. Dasselbe that er mit dem spätern „Convito".

Bevor der dritte Abschnitt, unter der Ueberschrift „Dante und der Katholicismus", zu seinem Hauptstück gelangt, wird die Rechtgläubigkeit Dante's in der „Commedia" trotz mannichfacher Widersprüche im einzelnen nach dem Grundsatz „In dubiis libertas, in necessariis unitas" sichergestellt. In dieser Einschränkung ist die Rechtgläubigkeit des Dichters nicht anzuzweifeln: die grundlegenden Glaubenslehren der Kirche von den drei göttlichen Personen und ihrer Einheit, von dem Erlösungstode Christi, den drei christlichen Tugenden, der Sündenvergebung, endlich der göttlichen Anordnung des Papstthums treten ja in herrlichster Klarheit aus den verschiedenen Theilen der „Göttlichen Komödie", besonders dem „Paradiese", auch dem blödesten Auge entgegen. Was ihn nach der Auffassung vieler als einen Vorläufer der Reformation erscheinen läßt, ist nicht die Glaubenslehre, sondern allein die strenge Rüge, welche er der dem Willen Gottes hohnsprechenden weltlichen Entartung der meisten Inhaber des apostolischen Stuhls mit vernichtenden Aussprüchen ertheilt, stets doch dabei sorglich unterscheidend zwischen der göttlichen Bestimmung der Institution und ihrer zeitweisen Ausführung in der Wirklichkeit. In dem einen allgemeinen Punkte tritt Dante der Reformation und ihrem Vorkämpfer Martin Luther ganz nahe, in der lautern Gesinnung, die beide mit entscheidendem Gewicht über das bloße Scheinen und Thun stellen; aber von der altkirchlichen Lehre und ihren berufenen Verkündigern wird sich ebenfalls nicht behaupten lassen, daß sie dem Schein gegen die Wahrheit der Gesinnung das Wort reden. Was dagegen beide voneinander entschieden trennt, ist der Abscheu Dante's vor jedem Zwiespalt innerhalb der Kirche, während die große That des deutschen Reformators gerade darin besteht, daß er um der Wahrheit willen den Abfall nicht scheute. Standen nun dem Dichter der „Commedia" jene Necessaria des Glaubens unverbrüchlich fest, so ließ er sich dagegen in den Dubiis und darüber hinaus so weit gehende Freiheit, daß er bisweilen die Grenze des von ihm selbst Festgestellten überschreitet. Wenn er z. B. die Heiden Trajan und Ripheus auch ohne Taufe der Aufnahme in die ewige Seligkeit theilhaftig werden läßt, so berechtigt ihn dazu allerdings im ersten Fall eine kirchliche Sage, im zweiten dagegen allein die dem Genannten von dem Sänger der Aeneide zugeschriebene Tugend der Gerechtigkeit, und dieser zweite Fall besonders erschüttert die Lehre von der Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit. Aber es ist überhaupt für die Behandlung von Glaubenssachen in der Dichtung bei Dante eigenthümlich, daß er auf der einen Seite als gläubiger Christ die Lehre in ihr unveräußerliches Recht einsetzt, auf der andern als menschlich fühlender Dichter in einzelnen Fällen ihre Starrheit bricht und sie dadurch dem menschlichen Herzen vermittelt. Indeß auch hierin, meine ich, durfte der Dichter nicht besorgen, den Gläubigen seiner Zeit Anstoß zu geben, da die Kirche stets weit umfassende Arme gehabt und abweichende Ansichten nachsichtig gestattete, wo sich nur kein offener Widerstand gegen ihre Jurisdiction kundgab; die Reformation erst hielt, ihrer geschichtlichen Sendung gemäß, strenger am Buchstaben.

Dies leitet zu dem wesentlichen Stück des dritten Abschnitts, der Widerlegung der von Karl Witte zum Verständniß Dante's eingeführten Trilogie, über. Diese tief gegründete Hypothese des großen Dante-Forschers ist während eines halben Jahrhunderts bei der Lösung des Räthsels der innern Entwickelung Dante's mehr und mehr zur Geltung gekommen. Witte stellt in seinem letzten Aufsatz vom Jahre 1868, mit Bezug bereits auf Klaezko's Einwendungen, sein System von den Entwickelungsepochen Dante's und den ihnen entsprechenden drei Schriften desselben dahin fest: „daß Dante nach Beatrice's Tode von deren Andenken, das ihm als Sinnbild lauterer Frömmigkeit gilt, durch eine neue Liebe abgezogen wird; daß diese, sei es in Wirklichkeit, sei es nur nach des Dichters Versicherung, die Liebe zu philosophischer Speculation war; daß er schließlich, trotz langen Werbens zu keinem Frieden gelangend, zu Beatrice zurückkehrt, die sich ihm nun zur erleuchteten und kampfbereiten Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen verklärt hat". Die erste dieser drei Epochen sieht Witte in der „Vita nuova", die zweite im „Convito", die dritte in der „Commedia" zur poetisch-philosophischen Darstellung gebracht; diese Aufeinanderfolge der drei Schriften sowie der ihnen entsprechenden Lebensepochen soll selbstverständlich als eine chronologische, des jugendlichen, des ersten und des spätern männlichen Lebensalters, aufgefaßt werden. Witte gibt die Jugendliebe Dante's zu einer

leibhaftigen Beatrice zu; von ihrem irdischen Abscheiden aber weiterhin zerfließt ihm ihre Persönlichkeit und jede Beziehung auf dieselbe in Treue und Untreue zu einer symbolischen Wesenheit; die Liebe überhaupt verliert nach seiner Auffassung in der „Göttlichen Komödie" ihren geistig-sinnlichen, ihren menschlichen Charakter und wird ihm zu dem allbeherrschenden und organisirenden Weltprincip. Diese Symbolisirung schon in der „Vita nuova" und durchgreifend in der „Commedia" ist unbestreitbar; aber dort wie hier hat das sinnliche Element noch unveräußerlichen Theil an der Erscheinung der himmlisch-schönen Beatrice, und der Dichter hätte schwerlich ohne die harmonische Verschmelzung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen jene gemüth-erschütternde Scene des beichtenden und reuigen Daute vor der verklärten Beatrice auf der Höhe des irdischen Paradieses zu schaffen vermocht. Und so hat der Verfasser recht, wenn er nichts wunderbarer findet als „die Kunst, womit Dante Wirklichkeit und Leben in eine so ideale Transfiguration einzuflechten verstanden hat".

Die Mischung des Wirklichen mit dem Symbolischen in beiden Dichtungen bezüglich der Liebe zu Beatrice trägt ganz den gleichen Charakter, sodaß aus diesem kein Beweisgrund für eine Kluft, die durch ein drittes nach beiden Seiten hin gegensätzliches Moment ausgefüllt werden müßte, entnommen werden kann. Die Liebe, von ihrem sinnlichen Ursprung in das Symbolische übertragen und jenen nicht verleugnend, tritt unmittelbar aus der „Vita nuova" in die „Commedia" über; das „Convito" mit seinen ebenfalls zum Theil symbolisirenden philosophischen Erörterungen kann als Torso einer weit angelegten Encyklopädie kein Mittelglied zwischen jenen beiden abgeben, läuft vielmehr der Zeit wie dem Inhalt nach neben jenen her. Was die Zeit der Abfassung betrifft, so wissen wir aus Daute's eigenen Worten, daß er die „Vita nuova" in seinem sechs-undzwanzigsten Lebensjahr schrieb, das „Convito" nicht vor dem fünfundvierzigsten, also zehn Jahre vor seinem Tode, zu schreiben begann, wo er gewiß schon bedeutende Stücke der „Commedia" vollendet hatte. Den Inhalt des „Convito" anlangend, finden wir allerdings in demselben die symbolische Verewigung der Beatrice wieder aufgenommen und die in der „Vita nuova" und in der „Commedia" spielende Untreue des Dichters auf die Philosophie bezogen, aber diese an sich in ihrer ganzen Würde verherrlicht, ohne den mindesten Makel, als widerstreite sie feindselig dem Glauben, als müsse ihr Bekenner durch entscheidenden Selbstverzicht demselben zurückgewonnen werden; und auch in der „Commedia" trifft die Philosophie kein Verdammungsurtheil; vielmehr ist ihr in den höchsten Sphären die ehrenvolle Rolle der Mithelferin zur wahren Erkenntniß angewiesen. Es mag sein, daß der Verfasser in seiner Behauptung zu weit geht, es habe im Zeitalter Dante's keine wirkliche Feindschaft zwischen Philosophie und Glauben bestanden: Karl Witte führt in seinem Aufsatz vom Jahre 1868 wol überzeugend den Beweis, daß der Friede zwischen beiden zeitweise gewaltig verletzt war und sich die Philosophie nicht immer mit der bescheidenen Aufgabe begnügte, „die Offenbarung ins Licht zu setzen" (l'enluminer), damit sie um so glänzender erscheine; aber hier kommt es in erster Linie nicht darauf an, wie die Zeit, sondern wie Daute in ihr sich zur Vernunft und zum Glauben stellte, und da ist dem Verfasser recht zu geben, wenn er in den Aeußerungen des Dichters einen tief in seine Entwickelung einschneidenden Zwiespalt zwischen beiden nicht finden kann. Damit fällt das künstliche Gebäude der Witte'schen Trilogie zusammen, und es bedarf der von dem scharfsinnigen Verfasser noch sonst zum Gegenbeweis herangezogenen Argumente nicht weiter, um dieses Ergebniß festzustellen. So gebe ich denn auch meinerseits gern die Erklärung ab, daß ich nun — nicht mehr so „bescheiden zweifelnd und leise abwehrend", wie der Verfasser in seinem Vorwort zur deutschen Uebersetzung von mir meint — seiner Beweisführung beistimme; Zweifel werden freilich bei dieser schwierigen Sache, wo in so manchen Punkten unbedingte Gewißheit ausgeschlossen ist, immer noch zurückbleiben, und es kann sich hier nur darum handeln, nach welcher Seite hin für jeden die Wagschale das Uebergewicht hat.

Der letzte Abschnitt, unter dem prägnanten Titel „Die Tragödie Daute's", führt in die weltgeschichtlich so bedeutsame kirchlich-politische Stellung des Dichters seiner Zeit gegenüber ein. Der Verfasser schildert das Zeitalter, welchem Dante angehört, als die große Uebergangsepoche, worin das Ideal des Mittelalters zu erlöschen beginnt, nämlich die Einheit der christlichen Welt unter der gemeinsamen Herrschaft des Papstes und des Kaisers, von welchen dieser über die Menschheit mit dem Scepter des irdischen Friedens walten, jener denselben nach den göttlichen Geboten zu einem ewigen verklären sollte. Die Wirklichkeit entsprach diesem Ideal allerdings nur wenig, aber die Sehnsucht danach erfüllte die Gemüther der Besten. Jetzt trat immer sichtbarer auf allen Gebieten des Lebens eine Auflösung ein: die Fürstenthümer und Nationen ringen sich los von der Oberhoheit des Heiligen Römischen Reichs, dem Adel gegenüber erlangt das Bürgerthum Kraft und Bewußtsein; in der Kirche geschehen Abfall und Trennungen; die Wissenschaften befreien sich von den Banden der Theologie, und an die Stelle der Weltsprache, des Lateinischen, treten die Volksidiome und schaffen aus sich nationale Literaturen. Kein Wunder, daß solche anscheinend verworrene Zeiten einen Dichter feindselig berührten, welcher die Harmonie der Sphären feierte. In der Politik wurde auch er erst allmählich, durch Lebenserfahrungen und Betrachtung der Dinge, aus dem geborenen Guelfen zum sicher überzeugten Ghibellinen. Als solcher legte er dann in der Verbannung — nicht früher, worin ich dem Verfasser meiner von Anfang gehegten Ansicht gemäß beistimme — den Zeitgenossen sein festgefügtes kirchlich-politisches System in der lateinisch abgefaßten Schrift „De Monarchia" dar. Hierin waltet, gestützt auf biblische, profan-geschichtliche und den römischen Dichtern entnommene Beweisgründe, die Fiction des Mittelalters von der Fortsetzung des altrömi-

schen Reichs im Reiche Karl's des Großen. Wie mußten dann die Hoffnungen des von heiliger Begeisterung durchglühten Kosmopoliten durch das kampfgerüstete Erscheinen Heinrich's VII. auf italienischem Boden bestärkt werden. Aber auch der tragische Ausgang des Unternehmens schlug ihn nicht danieder, sondern er stellte die endliche Erfüllung gottgetrost der Zukunft anheim. Der entgegengesetzten Ansicht war sein Zeitgenosse, der Chronist Giovanni Villani, welcher den Verfall Roms, den Untergang der alten Ordnung der Dinge und die künftige Größe der neuen Staatenbildungen verkündigte. Es ist hierbei nicht ohne Interesse, daß der Chronist in seiner gegensätzlichen Prophezeiung mit den beiden Stichworten nel suo montare und nel suo calare, was der Verfasser unerwähnt läßt, offenbar auf die gleichlautenden bei Dante Par. XV. 111 Bezug nimmt; die umgekehrte Bezugnahme wenigstens wäre kaum denkbar.

Auf die „Göttliche Komödie" zurücklenkend, führt der Verfasser eine Reihe bemerkenswerther Auslassungen in der Dichtung vor, und hieraus wie aus der gesammten darin vertretenen Weltauffassung folgert er, daß dieselbe nicht als die Epopöe des Mittelalters gelten könne, vielmehr nur als eine moralisch-politische Mahnung an das Geschlecht des großen Jubiläums, sich durch sittliche Selbsterneuung dem Zustande des irdischen Elends zu entreißen und für den Eintritt in den der Glückseligkeit zu befähigen. Ueber die Angemessenheit jener Bezeichnung ist nicht zu streiten, da nichts Wesentliches darauf ankommt; aber insofern man die „Commedia" überhaupt nur als eine Epopöe gelten lassen will, ist dafür denn eine geeignetere Beziehung zu finden als auf die von dem Verfasser selbst so trefflich charakterisirte Uebergangsepoche aus dem voll wirksamen in das abscheidende Mittelalter, wo die glänzende Vergangenheit noch mit ihren Strahlen die nächste und fernere Zukunft beleuchtet? Und ist diese Epoche nicht selbst noch Mittelalter? Ebenso geistreich als scharfsinnig und das Wesen der Sache treffend sind die weitern Ausführungen: wie „die Utopie" des Dichters in der Auffassung von dem Werth der vergangenen Zustände und dem Verhältniß zwischen dem Kaiserthum und Papstthum ihre Quelle in einem hohen und edeln Gedanken hatte; wie er sich zwar in den Mitteln täuschte, sein Ziel selbst aber, die sittlich-staatliche, die staatsbürgerliche Wiedergeburt der Völker, ein erhabenes war, ewig wahr und würdig, eine solche Seele zu entflammen; wie er durch die Verfolgung dieses Ziels trotz zähen Haftens an der Vergangenheit der mächtigste Förderer der modernen Civilisation wurde. Dante war es, der seiner Nation an Stelle der scholastischen Weltsprache eine eigengeborene Volkssprache für eine eigengeborene Dichtung und Literatur schuf, der die classische mit der christlichen Welt in innige Verbindung brachte, der die souveränen Rechte des Staats gegenüber der Kirche feststellte, der als freier Mensch, kraft eigener Autorität durch sein Wort zum Richter der Lebendigen und Todten, der Völker und Staaten, der Könige und Päpste wurde, und während sein Glaube der Vergangenheit angehörte, sich durch seine Werke für alle Zukunft das Bürgerrecht der Menschheit erwarb. Der Verfasser bezeichnet ihn schließlich als den erhabensten und zugleich tragischsten aller Vergangenheitsutopisten. Und die Tragödie Dante's sieht er eben in dem fruchtlosen Kampf für sein der Vergangenheit angehörendes Ideal der kirchlich-politischen Weltordnung gegen eine jenes Ideal verneinende entwickelungsreiche Zukunft. Es ist wahr, das Leben Dante's in dieser Hauptrichtung seines Strebens, wenn Ringen und Gelingen miteinander abgewogen werden, ist eine Tragödie in großartigstem Stil, doch mit der Besonderheit, daß der Held hier einerseits sich seines Sturzes nicht bewußt wird, sondern diesen nur für eine Etappe auf dem Wege zum endlichen Siege hält, und andererseits, davon unabhängig, die seinem verfehlten Streben zu Grunde liegenden ewigen Ideen der göttlichen Wahrheit und des Rechts mit dem ungetrübt freudigen Bewußtsein ihrer Unzerstörbarkeit in sich fortnährt. Ich weiß nicht, ob sonst je ein tragischer Held sich in dieser Doppellage befunden.

Möchte es vorstehenden Bemerkungen, welche gegen die geistsprühende Behandlungsweise des Verfassers allerdings sehr nüchtern ausgefallen, doch gelungen sein, dem Werthe des ausgezeichneten Werks insoweit gerecht zu werden, daß der Leser derselben, wenn er sich überhaupt für den großen Florentiner interessirt, zur Lektüre des Werkes selbst veranlaßt wird.

Theodor Paur.

Episches und Lyrisches.

1. Königin Luise. Vaterländische Romanzen von Gustav Weck. Paderborn, F. Schöningh. 1884. Gr. 8. 2 M.

Preußens große Königin, die Mutter eines der glorreichsten Herrscher aller Zeiten, deren Haupt ein natürlicher, nicht ein ihm künstlich zugesprochener Heiligenschein umschwebt, und deren Angedenken im deutschen Herzen fortlebt, wie kaum das einer zweiten Fürstin im Herzen ihres Volks, zum Vorwurf einer Romanzensammlung zu wählen, ist wol kein neuer, jedenfalls aber ein höchst glücklicher Gedanke. Der Dichter hat vor der Durchführung desselben eingehende Studien gemacht, und seine poetischen Darstellungen beruhen auf streng geschichtlicher Wahrheit. Auch werden dieselben, wo erforderlich, durch dem Werke angefügte Bemerkungen erläutert. Dieses selbst enthält einen Prolog (Festprolog, gesprochen am Tage der Heimkehr zu Berlin am 5. December 1878) und einen Epilog und ist in drei Bücher von je zehn bis elf Romanzen: „Segnend gesegnet", „Aus Tagen des Leids",

„Durch Kreuz zur Krone", abgetheilt. Die Romanzen bilden nicht eine zusammenhängende Dichtung, sondern jede einzelne ist zur selbständigen Veröffentlichung oder zum besondern Vortrag geeignet; ideell sind sie aber natürlich mit- und untereinander verbunden, indem sich wie ein hellfarbenes Band die Gestalt und das Wesen des hohen Gegenstandes hindurchzieht. Wenn Theodor Körner vor Rauch's Büste der Königin prophetisch sang:

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache! —

und ferner an anderer Stelle:

Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache —

so konnte Weck nunmehr, nach Verlauf von 72 Jahren, über die Richtigkeit der Prophezeiung und die Verwirklichung des gehegten innigen Wunsches freudigen Herzens Bericht erstatten. Weck hat auf seiner Leier Saiten angeschlagen, die in jedes Deutschen Gemüth Widerhall finden müssen, zumal der durchgehends anziehende Inhalt der Gedichte — die Vorkommnisse von Bedeutung in dem an glücklichen, mehr aber an trüben Ereignissen („Ich überwand und hatte schwer zu tragen") so reichen Leben Luisens — in anmuthige, abwechselungsvolle Formengewänder gekleidet ist. Die Sammlung ist dem Kaiser-König Wilhelm gewidmet; Seine Majestät hat in Anerkennung und Würdigung ihres Werths dem Dichter den preußischen Kronenorden verliehen. Es steht zu hoffen, daß auch die deutsche Nation dem Dichter ihre Anerkennung nicht versagen, sondern sein Werk zu einem Volksbuch machen werde, wozu es durch den reichen patriotischen Stoff sich besonders eignet.

2. Martin der Maschinenführer. Ein Sang aus dem Westen. Salzwedel, H. Hoffmann. 1884. 12.

Dieses Büchlein, dieser Sang aus dem Westen, hat den Vorzug der Originalität. Der ungenannte Verfasser scheint ein echtes Yankeeblut zu sein. Er führt uns zu den Eisenbahnpioniren der North-Pacificbahn, nach Dakota, an den Missouri. Sein aus sechs Gesängen bestehender Sang bietet in der Hauptsache eine skizzenhafte Schilderung des wilden, ungebundenen, Mord und Todtschlag, Pferdedieberei und Lynchjustiz, Revolverscenen und Dynamitexplosionen mit sich führenden Lebens und Treibens in jenen wüsten Prairie- und Gebirgsgegenden, welche mittels des langsam, aber sicher und immerhin schnell genug vordringenden Eisenbahnbaus der Civilisation erschlossen werden. Man wird nicht recht daraus klug, ob der Dichter dem englischen oder dem deutschen Wesen der amerikanischen Union den Vorzug gibt, denn im Eingang „will es ihn gereuen, daß er solch ein Gedicht in der «Sternenseher» Sprache schrieb", wo er doch sein „own dear English (Is it not much more pathetic, is it not as rich and strong?)" hat. Er freut sich aber über den „Michel" und dessen neuerliche große Errungenschaften, bewundert und preist Bismarck, welcher seinen Namen für mehr als eine neuentstandene Stadt der Union habe hergeben müssen, und widmet dem Michel und seinem Pflegling seit bereits zweihundert Jahren, der Union, den Wunsch:

Herrsch' im Osten, sie im Westen, siegreich auf dem blut'gen Feld,
Größer in des Friedens Werken: so gebietet ihr der Welt!

Der erste Gesang führt uns „An die Front". Ein Locomotivführer sieht dicht am Gleise einen Menschenkörper liegen und sucht vergeblich mit sicherer Hand durch blanken Hebel den Zug zu hemmen; derselbe braust vorüber, doch ohne den — sorglos schlummernden Mann zu verletzen! Nun folgen allerhand drastische Schilderungen der Lebensweise und der oft recht unlautern Vergangenheit des zusammengewürfelten Grenzervolks, Scenen im Wirthshaus u. s. w. Im zweiten Gesang stellt uns der Dichter das erste Weib in der Colonie in sehr spaßhafter Weise bei schließlich recht wilden Vorgängen und blutigen Rachethaten vor. Diese beiden Gesänge bilden die Einleitung und könnten füglich ganz wegbleiben, denn sie stehen zur eigentlichen Erzählung, welche übrigens nur ein sehr mangelhaftes Gerippe hat, in gar keinem Zusammenhange. Im dritten Gesange werden uns endlich Held und Heldin vorgestellt: der Maschinenführer Martin und die hübsche, entschlossene Tochter des Bürgermeisters und Richters der inzwischen rasch emporgewachsenen Stadt, Ellen Bradlough. Dieser ist zwar der wackere Martin durchaus nicht gleichgültig, sie legt ihm aber gelegentlich der Nationalfeier am 4. Juli übermüthig die Bedingung auf, eine Erfindung zu machen, mittels deren ein Eisenbahnzug im Nu zum Stehen gebracht werden kann. Gelingt dem Martin das, so verspricht sie, ihm — den ersten Tanz einzuräumen. Martin erfindet auch wirklich in schlummerloser Nacht eine Bremse, eine Luftbremse, welche „des Erfinders Namen bald um die Erde trug" und den schnellsten Zug in einer Viertelminute zum Stehen bringt. Aber diese 15 Secunden trennen ihn vom Glück für eine Ewigkeit! Da ermöglicht der unerschrockene Mann das Kunststück, mit rasch losgekoppelter Maschine auf ein Dutzend in vollem Laufe begriffener Wagen, die „auf steiler Bahn wie die Windsbraut nahn", loszufahren und dadurch großes Unglück zu verhüten, wobei er freilich beinahe ums Leben kommt. Ellen hört davon, sie sprengt auf ungesatteltem Mustang herbei. Doch Martin lebt. Er wird zum Ehrenbürger erkoren, was der Bürgermeister Bradlough ihm selbst verkündet; er ergreift Ellen's Hand, und ehe er sich noch verständlich machen kann, erschallt der Menge Jubelruf: „Hoch Vater Bradlough's Tochter, des Ehrenbürgers Braut!"

Der Sang ist ganz unterhaltend, wenn er auch, trotz mitunter recht schwungvoller Sprache und guter Gedanken, auf hohen Werth keinen Anspruch machen kann. Lebendig und witzig geschildert und originell ist fast alles, während freilich der Verfasser nichts weniger als wählerisch in seinen Ausdrücken ist. Man höre (aus einem Lied):

Das ist des Schönen Los zumeist in dieser Zeiten Lauf:
Das Schicksal kommt mit grobem St .... und setzt sich grade drauf.

. . . . . und kauten Taback dazu.
Sie spieen um die Wette den dunkelbraunen Saft
Grad in des Tisches Mitte mit großer Kunst und Kraft.

3. Aus tiefster Seele. Gedichte von Wilhelm Arent. Mit Geleitswort von H. Conradi. Berlin, Kamlah. 1885. 8. 2 M.

Der noch sehr jugendliche Dichter, welcher sich auch verschiedener Pseudonyma bedient, scheint ziemlich productiv zu sein, namentlich in der Lyrik. Wenn man mit einundzwanzig Jahren bereits mehrere Bändchen Gedichte hat erscheinen lassen und in dem Maße fortfährt, so kann man es mit siebzig oder achtzig Jahren zu einer ganzen Bibliothek gebracht haben. Die Frage ist nur: wer soll diese schönen Dinge alle lesen? Das Publikum? Ja, das liebe Publikum kennt kaum seinen Goethe, Rückert, Geibel und die andern großen Lyriker! Wir können daher nicht genug vor übergroßer Productivität warnen; möge der Dichter lieber wenig, aber ausgesucht Gutes an das Licht der Oeffentlichkeit bringen. Gewiß ist das nicht leicht, weil jeder, noch so selbständige Geist mehr oder weniger subjectiven Einflüssen unterworfen bleibt; doch mit einiger Sorgfalt und Anlegung eines strengen Maßstabs bei der Sichtung läßt sich vieles vermeiden und manches erzielen.

Die Gedichtsammlung wird durch ein Geleitswort von H. Conradi, einem kaum um ein Lustrum ältern Freunde des Dichters, eingeleitet, welches durch den Ausdruck inniger Freundschaft, tiefe Empfindung und jugendliche Schwärmerei besticht. Sie ist eingetheilt in fünf Bücher: „1. Weltmüdigkeit", „2. Natur und Stimmung", „3. Liebe", „4. Pantheismus" (eine entsprechende deutsche Bezeichnung wäre geeigneter gewesen), „5. Gedanken- und Stimmungsblitze", und einen Anhang: „Freie Rhythmen". Daß wir hier ein begabtes, zartbesaitetes Dichtergemüth vor uns haben, steht fest. Aber der junge Wein ist noch allzu sehr in der Gärung begriffen, als daß er schon zur völligen Lauterkeit gereift sein und alle ihm innewohnenden edeln Eigenschaften entwickelt haben könnte. Auch der Ausdruck — die dichterische Form weniger — ist mitunter mangelhaft und unklar; z. B.:

Nicht ein dämmernd Sehnen
Mir die Seele narrt,
Seit der Quell der Thränen
Mir das Herz erstarrt.

Und von all dem Hasten,
Das so wirr mich trieb,
Tief, recht tief zu rasten,
Nur der Wunsch mich trieb.

„Mir die Seele narrt" und „Quell, der das Herz erstarrt" ist weder fein gewählt noch glücklich getroffen: ein Thränenquell lindert und thaut, aber er erstarrt ein Herz nicht, wie etwa der karlsbader Sprudel, welcher einen Gegenstand, ihn umkrustend, erstarrt. Die „Weltmüdigkeit" sollte überhaupt einen jungen Poeten nicht wie ihn „ins traumlose Nichts hinüberdichten", nicht sich seiner bemächtigen. Es befinden sich jedoch auch recht hübsche Sächelchen in dieser Abtheilung, wie II., VI., XIV., XXIII., XXVII. Etlichemal verliebt ist der junge Dichter auch schon gewesen; dreimal gesteht er es wenigstens ein. Da sind Lieder an Albertine, Maria und Anna. Letztere hat wol sein Herz am nachhaltigsten gefesselt, ihr ist — wenn es dieselbe Anna ist! — die Sammlung gewidmet. Diese Widmung schließt:

Meine Gottheit bist du in Ewigkeit,
Und stirbst du — dann Sonne lösch' aus.

Das sonst schöne Gedicht I. hat leider einen etwas täppischen Schluß:

Darin du wirst als Sonne glühen,
Die meine Seele ganz nimmt hin.

Aus „Natur und Stimmung" ließe sich manches recht Frische citiren, so „Mondnacht", „Auferstehung", „Lenzseligkeit" und andere.

Erster Strahl.
Endlich einmal,
Nach langer Nacht,
Auf Berg und Thal
Die Sonne lacht.

Endlich einmal
Mit süßer Macht
Der Hoffnung Strahl
Mein Herz entfacht.

Im „Pantheismus" fühlt der Dichter sich eins mit der Welt: „Das All war ich, Ich war das All: so ward mir Friede in der Nacht." Warum aber ferner: „Im großen Sterbeliede der Natur", da doch die Natur gleichzeitig der Inbegriff steten Neuwerdens ist?

Die „Gedankenblitze" zeichnen sich hier und da durch epigrammatische Schärfe aus. Recht duftig ist „Wunsch":

Möchte gerne auch
So schön
Wie der Rose Hauch
Vergehn,
Wie der Funke Lichts
Verglimmt,
Wie der Ton im Nichts
Verschwimmt.

Lobend hervorzuheben ist, daß die meisten Gedichte der Sammlung kurz und erbaulich sind, oft nur einen oder zwei Verse umfassen. Im Anhang befinden sich einige üppige, ja frivole Schilderungen in „Freien Rhythmen", welche besser fortgeblieben wären. „Mehr Säubern und Sichten, von hundert Gedichten drei Viertel vernichten!"

4. Gedichte von Henriette Koehler. Mit einem Vorwort von Karl Schrattenthal. Zweite Auflage. Bremen, Heinsius. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Aus dem Vorwort Schrattenthal's (Karl Weiß) geht hervor, daß die betagte, zweiundsiebzigjährige Dichterin schwere Lebensschicksale erfahren. So erfolgt unter anderm binnen Jahresfrist: Tod einer Nichte, einer Freundin, der Tochter ihres spätern Gatten; Hochzeit mit diesem; Tod ihres innig geliebten Bruders; Schlaganfall ihrer achtzigjährigen Mutter; Herzschlag und Tod ihres Mannes, des

Predigers Koehler. Eine erste Gedichtsammlung von ihr erschien unter dem Titel: „Gedichte von Henriette Gerhard und ihrem Vater J. G. A. Gerhardt, Prediger zu Boitzenburg" (Berlin 1861). Ferner hat sie „Kindererzählungen" geschrieben und zwei Heftchen Lieder: „Weihnachts- und Kinderlieder" und „Charfreitag und Ostern" (Berlin 1878), herausgegeben.

Die vorliegende 212 Seiten starke Sammlung enthält: „Vermischte Gedichte", „Patriotische Lieder", „Reise-Erinnerungen", „Erinnerung an Verstorbene" und „Geistliche Lieder". Ein vortrefflicher Geist durchweht dieselbe; eine fast männliche Stärke und Fassung, ein gläubiges Vertrauen trotz alles erlebten Ungemachs spricht sich darin aus. Man glaubt die sorgfältig ausgewählten, keineswegs frömmelnden dichterischen Erzeugnisse eines charakterstarken Seelenhirten vor sich zu haben. Wohl hätte hier und da ein etwas lang ausgesponnenes Lied etwas kürzer gefaßt werden können, doch im ganzen ist außer gutem sprachlichen Ausdruck ein Reichthum an guten Gedanken bei Tiefe und Lebhaftigkeit der Empfindung lobend hervorzuheben. Wie hübsch sind unter den „Vermischten Gedichten": „Zieh hin", „So gut ich kann", „Der Geist gebent", „Es gab einst eine Zeit", „Lieblingsstern", „Alte Briefe", Harmonie"! Sehr gut sind die „Lebensfragen": „Was ist Glaube, Leben, Liebe, Hoffnung, Sterben, Grab, Tod, Glück?" z. B. „Was ist Sterben?":

Nach langer Irrfahrt ist's ein endlich Landen,
Der Anker sinkt, und nahe ist das Ziel.
Hoch ging die Flut, nun laß die Wogen branden,
Dein Schifflein ist nicht mehr der Wellen Spiel.

Und „Was ist Glück?":

Noch gestern glaubt' ich, daß es sei gewonnen,
Ich wollt' es halten, dankend dem Geschick.
Doch war's in Thränen, eh' ich's hielt, zerronnen;
Nun frag' ich dich: O sag' mir, was ist Glück?

Tief ergreifend sind durchgehends die „Erinnerungen an Verstorbene", vortrefflich auch die „Patriotischen Lieder", die „Reise-Erinnerungen", öfters scherzhafter Natur. Die Sammlung ist mit wohlgelungenen Widmungsversen der Prinzessin Wilhelm von Preußen zugeeignet.

Hans Minckwitz.

Historische Schriften.

1. König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage, besonders des Elsasses und der Pfalz. Von J. H. Albers. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Kaiserslautern, Kayser. 1884.
2. Hermann von Salza, Meister des Deutschen Ordens (gest. 1239). Ein biographischer Versuch von Adolf Koch. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.
3. Maria Stuart von der Ermordung Riccio's bis zur Flucht nach England (1566—1568). Aufzeichnungen ihres Secretärs Claude Nau. Nach der französischen Originalausgabe des P. J. Stevenson übersetzt und erläutert von H. Cardauns. (Katholische Studien. Bd. 6, Heft 10). Würzburg, Woerl. 1885.
4. Napoleon bei Leipzig. Eine Studie. Nebst einen Anhang: Ideen zur Entwickelung des europäischen Gleichgewichts. Von Karl Bleibtreu. Berlin, Luckhardt. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Es ist gewiß merkwürdig, daß sich aus der an Blut und Greueln überreichen Geschichte der Merovinger am Oberrhein und besonders im untern Wasgau das Gedächtniß König Dagobert's in hohen Ehren erhalten hat; im Volksmunde, in Sang und Sage erscheint er als ein echter Volksheld, als Träger friedlicher Cultur, als Wohlthäter seines Reichs. J. H. Albers sucht in der Schrift „König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage, besonders des Elsasses und der Pfalz" (Nr. 1) unter Herbeiziehung des ganzen vorhandenen Materials, ohne Erforschung noch unbekannter Quellen, lediglich auf sicherm historischen Boden zu erklären, wie Dagobert zu diesem Andenken gelangte; er stellt alle auf ihn bezüglichen Stiftungen und Gründungen sorgfältig zusammen sowie alles, was über Geschichte und Entwickelung der Dagobert-Sage Aufschluß gibt, und macht uns mit den verschiedenen Dagobert-Liedern und mit den Biographen Dagobert's bekannt. Von der Sage völlig entkleidet, treten die drei Merovinger, die den Namen Dagobert führten, vor uns hin, und wir müssen dem fleißigen Autor unbedingt beipflichten, daß nur an Dagobert I. sich alle die Sagen und Erinnerungen im Volke knüpfen können, daß er trotz aller Fehler und Sünden einer der kräftigsten seines Hauses, der Liebling der Franken, ein Kriegskönig und Friedensfürst war, daß um ihn ein Dagobert-Cultus sich aufbaute, in dessen Hintergrund das höchst wahrscheinlich unechte Dagobert-Testament ruht. Ueberhaupt war ja Dagobert I. bis in das 17. Jahrhundert allein bekannt, dann erst entdeckten Hadrian von Valois und Henschen die aus der Geschichte verschwundenen Dagobert II. und III. wieder.

Auf eigenen sehr fleißigen Studien, bei denen überall das kritische Verständniß hervortritt, und auf voller Erschöpfung von Quellen und Stoff beruht das Buch über den gewaltigen Hochmeister „Hermann von Salza, Meister des Deutschen Ordens" von Adolf Koch (Nr. 2), mit dessen Name sich unwillkürlich die Erinnerung an die Colonisation, Christianisirung und Germanisirung Preußens verbindet. Bleibt auch jetzt noch die Jugendgeschichte Hermann von Salza's, des Thüringers, dunkel, der uns zuerst 1210 in Accon als Deutschordensmeister begegnet, so verstand es Koch, uns von da an durch ein an Mühe und Arbeit, aber auch an Lohn reiches Leben hindurchzuführen, ohne daß unsere Aufmerksamkeit ermattete. Frei von aller, mittelalterlichen Stoffen so leicht anhängenden Idealisirung, durchaus nüchtern und streng historisch, völlig unparteiisch zeichnet er uns den Mann, dem gerade diese Eigen-

schaften im eminentesten Maße innewohnten. Eine nüchterne praktische Natur, war Salza zum Staatsmann geboren und wurde einer der bedeutendsten unter Kaiser Friedrich II., der ihn zum Freunde und Vertrauten erkor; er setzte, um seine Ziele zu erreichen, oftmals Rücksichten und Bedenken beiseite, wie es bei so vielen Staatsmännern geschieht; da aber seine Ziele groß und gut, nicht auf persönlichen Egoismus, sondern auf das Heil der Gemeinschaft seines Ordens angelegt waren, so rechtfertigt dies manches Mittel, das er wählte. Alles galt ihm der Deutsche Orden, den zu heben seine Lebensarbeit war, den er zur Colonisirung in Siebenbürgen wie in Preußen anhielt und mit dem er den livländischen Schwertorden verschmolz. Diplomatisch ungewöhnlich befähigt, stand er, bei aller Devotion vor Rom ein kerniger Deutscher, im Kampf zwischen Kaiser und Papst, von beiden gleich wohlgelitten, mitten inne, erstrebte eifrigst ihre Versöhnung und brachte sie in Anagni 1230 zu Stande, um dann unter herzlicher Billigung des Kaisers die welthistorische Bahn einzuschlagen, die den Orden von Accon nach Marienburg führte. Entgegen der bisher herrschenden Ansicht liefert der Autor den Beweis, daß Salza 1233 selbst in Preußen war und die eulmer Handfeste in Person unterzeichnete.

Allgemein scheint der Streit über Schuld oder Unschuld der unglücklichen Maria Stuart neu zu entbrennen, und in ihm hat H. Cardauns sich vor kurzem zu Gunsten Maria's ausgesprochen. Zur Bestärkung dieser Ansicht macht er uns mit den 1883 in Edinburgh von dem Jesuiten Joseph Stevenson herausgegebenen Aufzeichnungen des Secretärs der Königin, Claude Nau, unter dem Titel „Maria Stuart von der Ermordung Riccio's bis zur Flucht nach England" (Nr. 3) bekannt, die er übersetzt und mit Erläuterungen versehen hat; diese hochwichtige Quelle war schon Tytler bekannt, blieb dann unbeachtet, bis sie Stevenson im Britischen Museum wiederfand. Zweifellos sind die Aufzeichnungen echt und 1577—86 entstanden; sie beruhen auf schriftlichen Vorlagen, aber Maria wußte darum, gab Nau manchen Hinweis und unterstützte seine Arbeit voll Interesse. Zwar wird Maria in den Aufzeichnungen um jeden Preis idealisirt; dieselben sind einseitig und unfertig, ganz im Sinne der Königin abgefaßt, aber nichtsdestoweniger bilden sie ein packendes, manchmal romanhaft fesselndes Bild von der meisterhaft zeichnenden Hand eines Mannes, der jahrelang beständig um Maria sich bewegte. Der zusammenhängende Bericht Nau's beginnt mit Riccio's Ermordung am 9. März 1566 und schließt mit dem für Maria so unglücklichen Treffen von Langside am 13. Mai 1568; dann folgen noch einigez usammenhanglose Notizen, die bis in die siebziger Jahre reichen. Maria erscheint als eine Lichtgestalt; sie ist voll Unschuld, ein Opfer des Verraths, der sie beständig umschleicht; sie kennt keine Verstellung und Lüge, liebt ihre Ehre mehr als ihr Leben, ahnt nicht, daß sie in Bothwell den Mörder ihres Gemahls Darnley heirathet. Diesem leidenden Engel steht inmitten des verruchten schottischen Adels ein leibhaftiger Teufel, Murray, gegenüber, dessen blindes Werkzeug Bothwell ist: ohne Gnade werden Murray und seine Spießgesellen von Nau verdammt: wie oft suchten sie Maria zu vergiften! Die sehr lückenhafte Darstellung meldet nichts von den berüchtigten Cassettenbriefen, nichts davon, daß Bothwell, als er Maria heirathete, verheirathet war und in skandalöser Weise geschieden wurde. Die Aufzeichnungen können natürlich keinen Anspruch auf eine Umgestaltung der historischen Ueberzeugung über Maria erheben, müssen aber von den Gegnern wol berücksichtigt werden und verdienen eine aufmerksame Beachtung.

Wer aber könnte eine solche dem unverdaulichen Buch „Napoleon bei Leipzig" von Karl Bleibtreu (Nr. 4) schenken? Gewiß war die Schlacht bei Leipzig einer der entscheidenden Wendetage in Napoleon's Leben; der Verfasser möchte Napoleon's äußere Lage und innerste Gefühle an demselben wiedergeben, spricht sich selbst von jeder nationalen Ueberschätzung des gewaltigen Mannes frei und glaubt, sein eifrig nationales Gefühl am besten zu bekunden, wenn er mit byzantinischen Phrasen Kaiser Wilhelm und die Hohenzollern feiert. Trotz alledem leistet Bleibtreu kaum Glaubliches in der Verhimmelung Napoleon's und der Reinwaschung seines Charakters; um ihn ins vortheilhafteste Licht zu stellen, gibt er Schilderungen der kaiserlichen Marschälle, die an Widerwärtigkeit nichts vermissen lassen. Indem der Autor mit der geschichtlichen Wahrheit, die doch über Napoleon ziemlich endgültig entschieden hat, bricht, bezweifelt er dessen Roheit der Seele, gefühllose Grausamkeit und Meisterschaft in der Lüge, wagt es hingegen, tiefe Wahrhaftigkeit ihm nachzurühmen; er bestreitet seinen Starrsinn und seine thörichte Ueberstürzung, sein Schweifen ins Maßlose, seinen Erobererwahnsinn, und behauptet, er habe nicht anders handeln können, als er that, und Spanien sei seine „einzige wahre Thorheit". Ihm ist Napoleon ein Gott, der nicht von Menschenhand gestürzt werden konnte, sondern nur sein Verhängniß erfüllte, ja sogar ein Vorkämpfer der Menschheit! Auch Robespierre ist, wie Bleibtreu bemerkt, durchaus verkannt; ob es ihm aber gelingen wird, denselben durch seine Dithyramben zu verherrlichen? Als wäre Bleibtreu der ausgesprochenste Franzose, der in der Geschichte Frankreichs kein Unglück, sondern aus Eitelkeit nur Verrath gelten läßt, wärmt er das alte Märchen auf, Marmont und Mortier hätten 1814 Paris durch Verrath überliefert, während die Stadt absolut unhaltbar war. Natürlich erspart er uns auch nicht die Klage über Sir Hudson Lowe's Bosheit und unterschreibt kritiklos die Lügenliteratur von St.-Helena. Daß er bei solcher Verstümmelung der Geschichte sich unterfängt, einen Charras und sogar einen Laufrey Lumpensammler der Geschichte zu nennen und an die Spitze der Narren zu stellen, die über Napoleon geschrieben, übersteigt nahezu unsere Vorstellung; keinesfalls wird er ihnen einen einzigen Bewunderer abtrünnig machen und zu sich bekehren. Die Sprache des Buchs ist oft schwülstig, oft gesucht vulgär, nirgends anziehend. Durchaus nicht neugierig auf das

vom Autor angekündigte neue Buch: „Deutsche Waffen in Spanien", durchlas ich zum Abschied vom gegenwärtigen den Anhang: „Ideen zur Entwickelung des europäischen Gleichgewichts"; solche unerwartete staatsmännische Aufschlüsse können aber nicht besprochen, sie müssen selbst genossen werden.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Von den neufranzösischen Dramen hat das Schauspiel „Der Hüttenbesitzer" von Georges Ohnet die Runde über sehr viele deutsche Bühnen gemacht: hat es doch eine so hervorragende Darstellerin wie Frau Hedwig Niemann-Raabe, welche die Claire anfangs am Deutschen Theater in Berlin mit bestem Erfolge spielte, bei ihren Gastreisen spazieren geführt, am dresdener Hoftheater und am breslauer Lobe-Theater zur Geltung gebracht. Das Stück erinnert übrigens wenig an die Ehebruchsdramatik der pariser Bühnen; es streift das Gebiet des Pikanten nur in einzelnen Seenen, wie in derjenigen nach der Hochzeit, wo die junge Gattin den ihr angetrauten Gemahl mit Abscheu von sich stößt. An wirksamen und spannenden Momenten fehlt es der Handlung nicht; aber man merkt dem Stücke doch an, daß es für die Bühne zurechtgemachte Romankapitel enthält; es fehlt die eingehende psychologische Begründung, welche für die oft gewagten Wandlungen der Charaktere unerläßlich ist. Das Grundthema des Stücks ist, darzuthun, wie eine nicht aus Liebe, sondern aus dépit amoureux geschlossene Ehe doch im Herzen der Frau heiße Liebe erwecken kann, wenn der Gatte hervorragende Eigenschaften des Charakters und Gemüths, Festigkeit und Edelmuth besitzt. Das Duell des letzten Acts, das uns auf der Bühne mit allem Detail solcher Ehrenhändel vorgeführt wird, ist freilich ein etwas verbrauchtes Mittel, um die Herzen der Gatten zusammenzuführen, und auch die auf der Bühne frappirende Wendung, daß die Gattin zwischen die Kämpfenden tritt, entbehrt des Reizes der Neuheit.

— Am dresdener Hoftheater ging ein neues Lustspiel von Franz Koppel-Ellfeld, „Marguerite", mit sehr günstigem Erfolg in Seene. Der anwesende Dichter wurde mehrfach auf das lebhafteste hervorgerufen. Mochte nun auch der patriotische Geist, der das Drama belebt, besonders elektrisirend wirken, so enthält doch auch die Handlung selbst einzelne spannende Momente und wirksame Wendungen. Das Stück spielt in neuester Zeit im Elsaß; und selbst die Option wird dramatisch verwerthet. Die Heldin ist eine französisch gesinnte Elsässerin, die in Paris sogar bei einer Demonstration eine Hauptrolle spielte. Durch die Liebe wird sie von ihrer Schwärmerei für Frankreich geheilt und zurückgeführt zur Liebe zu ihrem eigenen Vaterlande; denn sie ist eine geborene Deutsche. Diese innere Wandlung der Heldin verträgt noch eine schärfere, prägnantere Motivirung; auch müßten einige etwas larmoyante Längen besonders im letzten Acte gekürzt werden. Daß der Verfasser trotz seiner gut deutschen Gesinnung bei den Franzosen in die Schule gegangen ist und dort etwas gelernt hat, wo sich in der That von ihnen lernen läßt, nämlich mit Bezug auf die dramatische Technik: das beweisen einige Seenen im vierten Acte, welche an die großen Seenen der französischen comédie erinnern. Oberregisseur Marcks hatte das Stück trefflich in Seene gesetzt.

— „Frau Susanne" von Paul Lindau und Hugo Lubliner hat am wiener Burgtheater einen weit günstigern Erfolg davongetragen als in Berlin und hält sich auf dem Repertoire.

— „Der Hexenmeister", ein Lustspiel von Gustav Trieſch, hat am wiener Burgtheater sehr gefallen; der Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Das Stück hat schwankartige Ingredienzien und wirkt sehr belustigend. Es handelt sich darum, im Hause eines Ministerialraths ein liebendes Paar zusammenzubringen; dies gelingt trotz der Verwirrung, die der Hexenmeister anrichtet, nicht ihm, sondern einem verschmitzten Kammermädchen.

— Die neue Operette „Der Feldprediger" von Karl Millöcker, in Berlin, Wien, Leipzig und vielen andern Städten mit Erfolg zur Aufführung gebracht, unterscheidet sich von den olympischen Operetten Offenbach's, der „Fledermaus" und ähnlichen frivolen Erzeugnissen dieser trippelnden Muse dadurch, daß sie einen ernsten patriotischen Ton anschlägt. Der Schlußchor des zweiten Acts übt eine mächtige zündende Wirkung aus — und darauf beruht der nachhaltige Erfolg der Operette. Die beiden Textdichter Wittmann und Wohlmuth haben in den Beginn der deutschen Befreiungskriege, etwa zur Zeit der York'schen Capitulation, die Handlung verlegt; Russen, Franzosen und Preußen beleben in buntem militärischen Durcheinander die Bühne; auch einzelne komische Motive, wie die Verkleidung der beiden Amtsmanntöchter in häßliche Harpyen, fehlen nicht; doch der Grundzug ist ernst, und auch für die Liebeslyrik hat Millöcker einige anmuthig sich einschmeichelnde Melodien gefunden.

Bibliographie.

Agathe Bertling. Ein Lebensbild. Aus Erinnerungen und Briefen zusammengestellt. Eine Weihnachtsgabe für die deutsche Frauenwelt. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M.

Deutsche Bühnen-Genossenschaft. Officielles Organ der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger". Red.: W. Mannstaedt. 14ter Jahrg. 1885. 52 Nrn. Berlin, F. A. Günther. Imp.-4. Vierteljährlich 4 M.

Curtius, G., Zur Kritik der neuesten Sprachforschung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Cziglér von Veese-Cappilleri, Hermine, Streifzüge aus dem Gebiete des Culturlebens. Wien, E. Schmid. 8. 3 M. 20 Pf.

Duncker, M., Johann Gustav Droysen. Ein Nachruf. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Friedrichs, H., Margaretha Meukes. Realistischer Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Gabalowski, C. W., Ramphold Gorenz. Ein deutsches Lied aus der Hußitenzeit. Graz, Goll. 16. 1 M. 20 Pf.

Hackländer, Ein erster und ein letzter Ball. Mit Illustrationen von H. Schlittgen. Stuttgart, Krabbe. Lex.-8. 1 M.

Kobbe, W., Lebens-Erinnerungen. Aus dem Tagebuche eines Mitgliedes der vormaligen königlichen hannoverischen Landgendarmerie. Hannover, Lüdemann. Gr. 8. 3 M.

Kötteritzsch, Th., Beitrag zur Potential- und Krümmungs-Theorie. Leipzig, Webel. 4. 1 M.

Meisner, J., Goethe als Jurist. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Meyer, G., Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 7 M.

Morre, C., 's Nullerl. Volksstück mit Gesang. Musik nach stairischen Motiven von V. Pertl. Graz, Goll. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nowacki, A., Jagd oder Ackerbau? Ein Beitrag zur Urgeschichte der Menschheit. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Rhauhthon, H., Ueber den menschlichen Charakter. Vortrag. Leipzig, Huth. Gr. 8. 80 Pf.

Simonson, F., Joseph von Sonnenfels und seine „Grundsätze der Polizei". Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Stern, M. L., Philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus. Ein Beitrag zur Seelenfrage. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 5 M.

Stöber, A., Neue Alsatia. Beiträge zur Landeskunde, Geschichte, Sitten- und Rechtskunde des Elsasses, ausgewählt aus 50 Jahren literarischer Thätigkeit des Verfassers 1834—1884. Zugleich Schlußband der „Alsatia". Mühlhausen i/E., Petry. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Militärisches Theater-Album. Nr. 21: Ein lustiger Krieg. Schwank mit Gesang von F. Volger. Landsberg a/W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

Urlichs, L. v., Beiträge zur Kunstgeschichte. Mit 20 Tafeln in Stein- und Lichtdruck. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 8 M.

Weiß, A., Zeitlosen aus Heimat und Fremde. Dichtungen und Nachdichtungen. Billerbeck i. W. 8. 2 M. 75 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 69 bis 75.

Deutscher Reichstag. — Ist Reis Kriegscontrebande? — Die zukünftige Gestaltung Aegyptens. (I.) — Der Krieg zwischen England und Rußland in Centralasien. — Das neue Ausnahme-Gesetz in West-Rußland. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1884. (II.)

Zur Bewegung auf dem Gebiete des deutschen Bibliothekwesens. — Zur Entstehung des italienischen Einheitsstaates. Von G. Weber. (I/II.) — Die Ilias und der epische Kyklos. Von Forchhammer. — Das niederdeutsche Schauspiel von Gaedertz. Von J. Stinde. — Dr. Leopold Damrosch. (Nekrolog.) — Die neueste Avestâ-Ausgabe. — Zu Grillparzer's „Ahnfrau“. Von J. Minor. — Musik und Musiker in Schwaben. Von H. A. Köstlin. (I/II.) — Ludwig Lemcke. (Nekrolog.) Von H. Breymann. — Das bedrängte Wien. Von Dr. M. Landau. — Alexander von Humboldt's Stellung zur Philosophie. — Das Deutschthum in Wälschland.

Zu den neuesten russischen Finanzprojecten. — Der Abschluß der Deutschen Bank. — Die schwäbische Industrie-Ausstellung in Augsburg im Jahre 1886. — Zur Lage der deutschen Zwirnerei- und Nähfaden-Industrie. — Geschäftliche Jahresberichte: Süddeutsche Bodencreditbank, München. Münchener Industriebank. Bank für Süddeutschland in Darmstadt.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

El P. Isla.

Historia del famoso predicador

Fray Gerundio de Campazas,

alias Zotes.

Primera edicion entera, hecha por **Eduardo Lidforss.**

2 tomos. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Coleccion de autores españoles, Tomo 42 und 43.)

Isla's „Fray Gerundio“, das berühmte Cultur- und Sittengemälde Spaniens aus dem 18. Jahrhundert, in welchem namentlich das Mönchsleben scharf gegeisselt wird, erscheint hier zum ersten mal in einer nach bisher unbenutzten Quellen vervollständigten Ausgabe, welche zugleich Band XLII und XLIII der beliebten Sammlung „Coleccion de autores españoles“ bildet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Shakespeare-Mythus.

William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen.

Von

Appleton Morgan.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von

Karl Müller-Mylius.

8. Geh. 6 M.

Die Frage, ob William Shakespeare die unter seinem Namen bekannten Dichtungen und Dramen verfaßt habe, welche in England und Amerika bereits eine ganze Literatur hervorrief, verdient auch in Deutschland gründlich erörtert zu werden, und dazu bietet das vorliegende Werk außerordentlich reiches Material. Eben wegen dieser Fülle mitgetheilter Thatsachen, Aufzeichnungen, Hinweise und Citate ist dasselbe jedenfalls als ein höchst willkommener Beitrag zur Shakespeare-Kunde und Shakespeare-Literatur zu begrüßen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik

in ihrer Entwickelung historisch-kritisch dargestellt

von

Dr. Ernst Mach.

Mit 250 Abbildungen. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 59. Band.)

Der Verfasser, Professor der Physik an der deutschen Universität zu Prag, behandelt im vorliegenden Werke den naturwissenschaftlichen Inhalt der Mechanik, indem er zeigt, worin dieser Inhalt besteht und wie wir zu demselben gelangt sind. Seine lichtvollen Ausführungen haben für Naturforscher und Mathematiker wie für jeden Gebildeten das grösste und allgemeinste Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arabischer Dragoman.

Grammatik, Wörterbuch, Redestücke

der neu-arabischen Sprache.

Ein Handbuch für Reisende in Ägypten, Palästina und Syrien, sowie für Studierende der arabischen Sprache.

Von

Dr. Philipp Wolff.

Dritte Auflage. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die vorliegende dritte Auflage dieses praktischen Sprachbuchs, das für jeden Orientreisenden unentbehrlich, aber auch Studierenden der arabischen Sprache bestens zu empfehlen ist, wurde vom Verfasser wesentlich vermehrt und verbessert. Namentlich hat das deutsch-arabische Wörterbuch noch sehr an Reichhaltigkeit gewonnen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 14. 1. April 1885.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neue Lyrik. Von Ernst Ziel. — Zur Wirthschafts- und Colonialpolitik. Von Rudolf Doehn. — Neue Romane und Novellen. Von Reinhard Mosen. — Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuchs". Von Hans Prutz. — Zur Pädagogik. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Lyrik.

1. Zum Vortrage. Gedichte von Feodor Wehl. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1884. Gr. 16. 20 Pf.
2. Am Rhein und beim Wein. Gedichte von Emil Rittershaus. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Lieder, Romanzen und Balladen von Richard Zoozmann. Berlin, Neuenhahn. 1884. 8. 2 M.
4. Zum Andenken. Ein neues Liederheft von Franz Xaver Seidl. Regensburg, Coppenrath. 1885. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.
5. Wiener Weis' und Frauenpreis. Gedichte von Konrad Ettel. Mit vielen Illustrationen. Wien, Hartleben. 1884. Lex.-8. 3 M. 60 Pf.
6. Heimchen. Gedichte von Anton Ohorn. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1884. 12. 4 M.
7. Nachtschatten. Gedichte, Fragmente, Tagebuchblätter eines Sonderlings. Von C. F. Stuart. Minden, Bruns. 1884. 8. 2 M. 25 Pf.
8. Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Von Karl Ludwig. Zürich, Verlags-Magazin. 1885. 8. 3 M.

Zwei Veteranen auf dem heutigen lyrischen Parnaß mögen in der Reihe der diesmal von mir zu würdigenden Poeten den Vortritt haben: Feodor Wehl und Emil Rittershaus, zwei Sänger von sehr verschiedener Physiognomie! Feodor Wehl, eine mehr ernste, innerliche Natur, wendet sich mit seinem neuesten Hefte lyrischer Gedichte an das declamationslustige Publikum, also vorwiegend an die Schule, das festlich geschmückte Haus, den Concertsaal und die deutsche Dilettantenbühne, während Emil Rittershaus, der lachende Liederdichter, mit seinen weinduftigen Strophen in erster Linie an die klangfrohe Gemeinde unserer Gesangvereine, an deutsche Schänkstubenfröhlichkeit und deutsche Wanderlust appellirt und dabei den Componisten zu Hülfe ruft; denn zur Composition fordern alle seine Lieder heraus.

Feodor Wehl betitelt seine kleine Sammlung, die als eins der Hefte der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" erscheint, „Zum Vortrage" (Nr. 1) und bietet uns darin in bunter Reihenfolge Balladen und Romanzen, Lieder und Legenden, humorvolle und tiefernste Gedichte, die, vielfach mit dem Refrain geschmückt, durchweg eine volksthümliche Ader und vorwiegend eine weiche Gemüthsstimmung bekunden. Pathetische Stimmungen klingen nur selten durch, und das Wildphantastische ist so gut wie ganz ausgeschlossen; dagegen prävalirt eine wohlthuende Wärme des Gefühls und eine gemäßigte Temperatur des Denkens und Empfindens, welche mit dem heißblütigen Sturm- und Drängerthum unserer Tage nichts zu thun hat. In diesen Gedichten ist alles abgeklärt und maßvoll, und eine gewisse optimistische Welt- und Lebensanschauung durchdringt die anspruchslosen Poesien, die in ihrer herzerquickenden Schönheit und Reinheit etwas Treuherziges und Ungekünsteltes haben, das uns zugleich rührt und erhebt. „Ich bin noch aus der alten Schule" lautet der Refrain eines dieser trefflichen Gedichte — und in der That, etwas von der Sinnesart des edeln Chamisso, etwas von dem zarten Empfinden Eichendorff's, kurz ein Hauch vom Geiste jener Schule, die unser Dichter so pietätvoll in dem Eingangspoem „Wir waren vormals unsrer acht" feiert, ist in der Wehl'schen Muse unverkennbar. Sehr charakteristisch für sie ist das Gedicht „Es muß auch solche Käuze geben", welches hier im Auszuge einen Platz finden möge:

Der Menschen Art ist gar verschieden,
Und jeder treibt's nach seinem Sinn.
Ich fühl' von Herzen mich zufrieden,
Läßt man mich gehen, wie ich bin.

Kein Philosoph bin ich aus Theben,
Kein Tugendheld, kein Glaubenslicht,
Doch wie der große Dichter spricht:
„Es muß auch solche Käuze geben!"

Ihr seht mich nicht zur Kirche wallen,
Nicht frömmelnd vor Altären knien;
Wo froh der Vögel Lieder schallen
Und Wolken hoch das Blau durchziehn,
Da lieb' ich selig zu erheben
Mein Aug' in brünstigem Gebet,
Erhoffend, daß mich Gott versteht:
„Es muß auch solche Käuze geben!" ...

Zum Henker fluch' ich alle Faxen,
Mit denen sich die Welt berückt;
So grade wie ich bin gewachsen,
So grade geh' ich, ungebückt.
Nicht kriechen, nicht sich überheben,
So, mein' ich, ist der Wandel recht,
Tyrann nicht sein und auch nicht Knecht —
„Es muß auch solche Käuze geben!" ...

Laß eure Kunst mich ungeschoren!
Sie ist mir keinen Heller werth:
Euch schmeichelt Offenbach die Ohren
Mit Weisen für ein Circuspferd.
Die Röcke bis zum Knie erheben
Muß eine Muse, die euch packt;
Mir ekelt, seh' ich sie so nackt —
„Es muß auch solche Käuze geben!"

Ihr hätschelt, was die Sinne kitzelt,
Was lüstern buhlt und ekivok,
Was mit dem Heil'gen selber witzelt
Und jüdisch mauschelt à la Schmok.
Mit Wollust seht den Schmuz ihr kleben
Am Saume der Unsterblichkeit:
Ich fluche solchem Zug der Zeit.
„Es muß auch solche Käuze geben!" ...

Aus der Zahl der Wehl'schen Gedichte, welche sich durchweg trefflich zum declamatorischen Vortrage eignen, mögen hier noch die Stücke: „Die Heimkehrenden", „Die Windsbraut" und „Dannecker und sein Christus" als echt volksthümliche Poesien auszeichnend hervorgehoben werden. Feodor Wehl ist unter den Dichtern der Gegenwart einer von der alten Garde, ein Poet, der uns Achtung und noch etwas mehr als das abnöthigt: warme Sympathie des Herzens.

Emil Rittershaus, den ich als einen zweiten Veteranen der deutschen Lyrik neben Feodor Wehl stellte, verleugnet in seinen Liedern „Am Rhein und beim Wein" (Nr. 2) nirgends die Frohnatur, die den hervorstechendsten Zug seines dichterischen Charakterbildes ausmacht. Gefühlsschwärmerei und Weltschmerz sind ihm völlig fremde Empfindungen; frische gesunde Lebensfreudigkeit und keck zugreifende Sangesfröhlichkeit bilden vielmehr die Hauptingredienzen, aus denen sich seine Dichterindividualität zusammensetzt. Hier in einem Liederbuche, das sich dem Rhein und dem Weine widmet, wo die Lust des Jubilirens und Pokulirens sozusagen als Alleinherrscherin auf dem Throne sitzt, begegnen wir diesen heitern Seiten im Charakter unsers Sängers fast ohne alle andere Beimischung. Es sind beinahe ausnahmslos leichtgeschürzte Lieder, die uns der Dichter diesmal bietet; es ist die alte, ewig neue und ewig berechtigte Verherrlichung von „Weib, Wein und Gesang", und daß sie uns hier stets in der vollendeten Form einer sangesmäßigen Lyrik entgegentritt, das versteht sich bei unserm Rittershaus natürlich von selbst. Zu den Perlen der Sammlung gehört das nachfolgende formenschöne und graziöse Lied:

Lerche, Fink und Nachtigall.

Noch lugten blinzelnd aus dem Schnee
Die Veilchenäuglein kaum,
Und nieder in den klaren See
Sah blattlos noch der Baum;
Kaum gab der Sonnenball der Welt
Die erste Flammentauf',
Da rief die Lerch' im blauen Zelt:
„Wach' auf, wach' auf, wach' auf!"

Da ward's zu eng der Mandelblüt'
Im Knospenröcklein braun,
Und wie von holder Scham umglüht,
So war sie anzuschaun.
Ein lust'ger Fink umschwärmte sie
Und immer sang er so,
Des Abends spät, des Morgens früh:
„Sei froh, sei froh, sei froh!"

Doch als der Maimond übergoß
Die Welt mit Blumenpracht,
O welche süße Weise floß
Nun durch den Wald bei Nacht!
Als ob den Herzschlag der Natur
Man drin vernehmen müss',
So wonnig klang's durch Hain und Flur:
„O küß', o küß', o küß'!"

Und als ich dieses Lied vernahm,
Da fühlt' ich neuen Schwung,
Da warf ich weg den Wintergram
Und wurde wieder jung.
Und all mein Singen klinget so:
„Frisch auf zum Weltgenuß!
Wach' auf, wach' auf! Sei froh, sei froh
Und schwelg' in Lieb' und Kuß!"

Das ist echte Liederpoesie, welche in dieser Sammlung durch eine große Zahl von Gedichten vertreten ist. Der eigentliche Humor — ebenfalls ein integrirender Factor in unserm Dichter — kommt dagegen in nur einigen Stücken dieser Gedichte zu Wort, wie in den durch effectvolle Klangmalerei ausgezeichneten „Rheingauer Glocken" und in der derbkomischen „Geschichte vom Kloster Eberbach". Aber damit die Feier des Vaterlandes bei der Feier des Weins und des heitern Lebensgenusses nicht leer ausgehe, damit neben dem Frohsinn auch der Ernst zu seinem Rechte komme, beschließt der Dichter die Reihe seiner Lieder mit drei charaktervollen Manifestationen eines männlich kräftigen Geistes, mit den patriotischen Gedichten „Ein Becherlied vom Vaterlande", „Dem Kaiser und Reich getreu bis in den Tod" und „Germania am Rhein", letzteres ein Weihelied für das Niederwalddenkmal. Nachdem in der Sammlung von Wein, Lenz und Liebe so viel gesungen

worden, kommt in diesen drei Liedern der volle Idealismus seiner Muse schließlich ungebrochen zum Ausdruck; wir verspüren in ihnen einen Hauch von jenem Feuer patriotischer Begeisterung, das in seiner Production zu nähren meines Erachtens der eigentliche Dichterberuf unsers Rittershaus ist. Er singt vom Rhein:

Um deutsch dich zu bewahren
In heißem Waffenspiel,
Wie sind dahingefahren
Der Männer ach, so viel!
Wie sie zum Tode sanken
Hin auf dem Feld der Ehr',
Das wollen wir mit Danken
Vergessen nimmermehr!

Getreu dem Reich, dem Kaiser
Das Herz entgegenschlägt,
So lang' noch grüne Reiser
Die deutsche Eiche trägt,
So lang' am Rhein sich färben
Noch Trauben gelb und roth! —
Im Leben und im Sterben
Getreu, bis in den Tod!

In den Gedichten „Am Rhein und beim Wein" reichen sich gesunde Lebensfreudigkeit und männliche Lebenstüchtigkeit die Hand zu einem Bunde, der dem uns hier entgegentretenden Bilde des Dichters den Reiz einer erfreulichen Harmonie verleiht.

Es ist eine recht bunte Gesellschaft im heutigen deutschen Dichterwalde: zu Wehl und Rittershaus, diesen so verschiedenen Physiognomien, gesellt sich in unserer gegenwärtigen Revue zunächst ein Dichterkopf, der wiederum ganz andere, eigenartige Züge trägt: Richard Zoozmann mit seinen „Liedern, Romanzen und Balladen" (Nr. 3), ein feinsinniges Talent, welches das deutsche Volkslied und die nordische Ballade vornehmlich zu seinen Vorbildern erwählt hat. Der Dichter verfügt über eine melodiöse Form und trifft den einfachen Ton der Volkspoesie mit Glück und Geschick; seine Poesien bilden eine wahre Musterkarte von Formen, und seine Stoffe sind meistens originell und interessant. Das moderne Empfinden ist allerdings fast ganz ausgeschlossen aus den Zoozmann'schen Dichtungen, und das verleiht ihnen — so widerspruchsvoll es klingen mag — bei aller Volksthümlichkeit des Tons doch einen gewissen akademischen Zug, und zwar einen von mittelalterlich-archivarischem Gepräge: man merkt ihnen zu sehr die germanistischen Studien des Verfassers an, aber es sind doch liebenswürdige Poesien, die uns hier geboten werden, völlig ausgereift und geschmackvoll, und ich sage mit Goethe-Wehl: „Es muß auch solche Känze geben!" Als Probe des Zoozmann'schen Stils stehe hier ein Stück aus der „Roncevalschlacht", einer Ballade, welche, nachdem sie den Tod Roland's geschildert, folgendermaßen fortfährt und schließt:

Indessen war
Der Fürsten Schar
Versammelt zu Paris beim Mahle.
Leerten fürwahr
Ganz ohne Fahr
Beim Festdrommetenklange die Pokale.

Horch! plötzlich drang
Wie Harfenklang
Ein leises Zittern durch die Hallen.
Der König sprang
Vom Stuhle bang
Und ließ erschreckt den goldnen Humpen fallen.

Und wieder scholl's!
Doch stärker schwoll's
Hin durch das Schloß mit tiefem Stöhnen.
Zum dritten scholl's!
Wie Donner grollt's,
Daß ganz Paris fing bebend an zu dröhnen.

Die Fürsten werth,
Vor Furcht verstört,
Sehn angstvoll-schweigend durch die Runde.
Doch blitzschnell fährt
Die Hand ans Schwert
Dem König, und er ruft mit lautem Munde:

„Held von Anglant!
Ich hab' erkannt
Jetzt deines Hülfrufs schmetternd Mahnen.
Nach Mohrenland
Lud Olifant
Uns ein, zu schützen unsres Reiches Fahnen!

Das kam vom Thal
Von Ronceval,
Wo Roland sterbend liegt am Grunde.
Auf, auf zum Thal
Von Ronceval —
Wir ziehn nach Spanien noch zu dieser Stunde!"

Was die Knappheit der Diction und den dramatischen Zug in der Führung der Handlung betrifft, könnten sich unsere modernen Balladendichter an dieser „Roncevalschlacht" ein Muster nehmen. Mit „Firdusi", „Hans Hutten's Ende", „Es rauscht eine Tanne im tiefen Thal", „Minnelohn", „Hastings", „Annebel Lee" und „Guillem de Cabestaing", welch letztere beiden Dichtungen — die eine von Edgar Allan Poe, die andere von Guirant Riquier — Beweise für die gewandte Uebersetzungskunst des Verfassers liefert, gehört die „Roncevalschlacht" zu den besten Gedichten der interessanten Sammlung.

Ein achtbares Talent, das sich durch echten Herzenston und anmuthige Form hervorthut, documentirt der durch seine frühern lyrischen und dramatischen Dichtungen bekannte Franz Xaver Seidl in dem Büchlein „Zum Andenken" (Nr. 4). Es sind meistens Lieder aus der Welt subjectiven Empfindungslebens, die hier erklingen und die oft einem sinnigen Gedanken Ausdruck leihen. So in:

Walten der Liebe.

Es ist kein Tag, der nicht die Stunde brächte,
Wo treu ein Herz des fernen Liebsten dächte.

Und keiner schwindet hinter den Geländen,
Wo zwei Getrennte sich nicht wiederfänden.

Und keine Nacht vergeht, in der die Sterne
Nicht tausend Grüße haben aus der Ferne.

Und keine, wo nicht mit inbrünstigem Drängen
In heißem Kuß zwei Sel'ge sich umschlängen.

Denn Lieb' und Sehnsucht flutet in den Winden,
Und allerweg ist ihre Spur zu finden.

Waldeinsamkeit haucht ihre stumme Klage;
Im Duft der Rosen schwebt sie leis am Tage.

Nachts geht sie von den Sternen zu uns nieder
Und flötet durch der Nachtigallen Lieder.

Und wie du wolltest auch dagegen streben:
Einmal berührt sie sicher dich im Leben.

Wohl dir, wenn du in Schauern, wundersüßen,
Dann selig fühlst, es hat so kommen müssen!

An so innigen Tönen fehlt es ganz Konrad Ettel's „Wiener Weis' und Frauenpreis" (Nr. 5), von dem es im Prospect des Verlegers heißt: „Ettel singt dem wiener Leben, den wiener Frauen, der wiener Luft, dem wiener Sang und anderm ein kräftig Loblied und flicht der alten, ewig jungen Kaiserstadt an der schönen blauen Donau ein poetisch Lorberkränzlein." Es ist wahr, am Lobe Wiens fehlt es nicht in Ettel's Liedern, und manches darin ist recht hübsch und lobt Lobenswerthes; im ganzen aber schießen diese Gedichte, die in der Form und in der poetischen Empfindung oft genug an Phrase und Trivialität streifen, doch einigermaßen über das Ziel hinaus: sie bilden einen etwas einseitigen Panegyricus auf die Metropole an der Donau und haben wol nur in einzelnen Piecen, wie in den beiden heitern Gedichten „Der neue Doctor" und „Der eherne Gast" Anspruch auf allgemeinen und ungetheilten Beifall. Als eine besonders störende Licenz in der Diction des Verfassers müssen die mannichfach vorkommenden gewagten Inversionen seiner Verse bezeichnet werden. Die Illustrationen zu dem gut ausgestatteten Buche sind von verschiedenem Werth.

Eine nicht gewöhnliche poetische Leistung sind die „Heimchen" von dem talentvollen Anton Ohorn (Nr. 6). Große Gefühlstiefe und ein edles Pathos, das sich auf die höchsten und edelsten Ziele der Menschheit richtet, kennzeichnen diese Gedichte, die viel Besseres und viel Kräftigeres bieten, als ihr etwas süßlicher Titel erwarten läßt: sangbare Lieder und balladenartige Gedichte neben contemplativer und patriotischer Poesie, die Lyrik der Empfindung neben der des Gedankens und der Anschauung, und dieses wie jenes fast ausnahmslos in edel gefügten und geschmackvoll versificirten Strophen der mannichfachsten Art. Wehmüthig durchhauchte Liederstrophen, wie die auf den Tod eines Kindes, machen dem Herzen des Dichters Ehre und werden ihm sicherlich fremde Herzen gewinnen; vaterländische Gedichte aber, wie „Den Manen Kaiser Joseph's II.", „Zur Enthüllung eines Kaiser-Joseph-Denkmals" und „Lied der Deutschen in Böhmen", legen neben dem weichen Empfinden, das jene andern Lieder bekunden, Zeugniß ab für die männliche Kraft, welcher unser Dichter fähig ist — ein Zweiklang, in den als dritte Art des dichterischen Vortrags jene mehr objectiv gehaltenen und plastisch gestaltenden Dichtungen hineintönen, die Ohorn in der Rubrik „Singen und Sagen" zusammengefaßt hat, sodaß der Gesammteindruck, den die Sammlung macht, der eines weit gezogenen poetischen Horizonts ist. Wie kraftvoll und edel Ohorn den Freskenstil des Geschichtstableaus zu treffen versteht, dafür zeugen unter anderm die letzten Strophen seines Gedichts „Scipio", das uns den Römerhelden auf den Trümmern Karthagos zeigt:

Nun ist die hohe Stadt gefallen
Durch Hunger, nicht durch Römermacht;
Es sanken hin die Tempelhallen
Und der Paläste Königspracht;
Es tobt der Römer wild Gewimmel;
Die Flammen schlagen roth zum Himmel;
Entsetzlich schreitet nun der Mord
An Dido's schätzereichem Ort.

Und nachts auf eines Hügels Spitze
Der Sproß der Scipionen ruht
Und starrt von seinem hohen Sitze
Nachdenklich sinnend in die Glut.
Tief unter ihm die Flammen schimmern;
Hoch über ihm die Sterne flimmern,
Und kniend weint Karthagos Fall
Zu seinen Füßen Hasdrubal.

Da faßt den Römer düstres Ahnen;
Er denkt der Siebenhügelstadt;
An ihren Fall will's ihn gemahnen,
Und seines Auges Glanz wird matt:
Sein Geist schaut aus in ferne Weiten;
Er sieht der Zeiten Gottheit schreiten,
Und wie am gelben Tiberstrom
In Trümmer sinkt das stolze Rom.

Und leise quillt aus seinem Munde
Des blinden Griechensängers Wort:
„Ja kommen, kommen wird die Stunde,
Da hinsinkt Ilions heil'ger Ort,
Da seine hohen Tempel fallen;
Der greise Priamos sammt allen
Getreuen sinkt durch Mörderhand —
Weh dir, mein stolzes Vaterland!"

Abgesehen von der zweimaligen unlogischen Anwendung der Bezeichnung „Ort" (in der ersten und letzten Strophe des citirten Bruchstücks) hat die Sprache und Darstellung des Gedichts Größe und Schwung, und derartigen Offenbarungen eines echten Dichtergeistes begegnen wir in Ohorn's Gedichten mehrfach. Die Sammlung, aus der hier noch „Rothkehlchen", „Die Mongolenschlacht", „Die Vehme", „Der Deserteur", „Die beiden Kreuzchen" und „Für Szegedin" rühmend hervorgehoben werden mögen, wird eines guten Eindrucks nirgends verfehlen, obgleich es ihr an einer markant eigenartigen Physiognomie gebricht, ein Mangel, der zu einem Theil vielleicht auf den Umstand zurückzuführen ist, daß der Dichter versäumt hat, einige unbedeutende Gedichte, denen man die ganz gelegentliche, ja äußerliche Entstehungsart anmerkt, aus der Sammlung auszuscheiden und so nur wirklich Bedeutendes und aus innerer Nöthigung Geborenes zu bieten.

Eine scharf ausgesprochene Physiognomie ist dagegen den beiden Werken eigen, mit deren Würdigung ich die gegenwärtige Revue beschließe.

Da ist zunächst das Buch eines lyrischen Pessimisten von übersprudelnder und stürmisch gärender Gedankenfülle —

es sind die „Nachtschatten“ von C. F. Stuart (Nr. 7): „Gedichte, Fragmente, Tagebuchblätter eines Sonderlings“, wie der Zusatztitel dieser eigenartigen Kundgebungen eines interessanten Talents lautet. Wir haben es hier mit einer Dichterindividualität zu thun, die, noch jugendlich unabgeklärt, mitten in einer gewaltigen Gedankenschlacht steht, in der die Elemente einer noch nicht organisch gebundenen, aber in den Grundlinien ihrer zukünftigen Gestalt schon deutlich wahrnehmbaren Weltanschauung miteinander hadern und kämpfen. Der Inhalt der Stuart'schen Dichtungen zersprengt in seiner mächtig arbeitenden und kochenden Fülle oft das Gefäß der Form. Anmuth und Liebreiz einer gedämpften Empfindung, hübsch zurecht gestutzte Gefühlchen, wie wir sie auf dem heutigen Parnaß bei Kreti und Pleti finden, darf man bei unserm faustisch gestimmten Dichter nicht suchen. Es sind meistens keck hingeworfene Gedankenfragmente in zerklüfteten Strophen, die uns bei Stuart begegnen. Keine Spur von der beliebten, im Munde zergehenden Süßigkeit unserer Goldschnitt-Duodez-Lyriker! Eine düstere Färbung wiegt vor, und nicht selten springt der Ernst unsers Poeten in eine pathologische Stimmung über, und hier schlägt er seine schönsten Töne an. Im Pathologischen — es ist beklagenswerth, aber Heine sagt ja: „Der kranke Mensch ist der wahre Mensch“ — im Pathologischen liegt die eigentliche Stärke der Stuart'schen Muse. Die unter dem Titel „Der Wahnsinnige“ zusammengestellten Reflexionen und Phantasien z. B. sind fast durchweg krankhafte, aber geistvolle Poesien. Aehnlich die „Tagebuchblätter eines Sonderlings“. In solchen Momenten erinnert der Verfasser oft an Gottfried Keller, bei dem ja auch nicht selten Krankhaft-Bizarres von eigenartigem Reiz ins Auge springt. Aber diese Parallele drängt sich nur in einzelnen Momenten der „Nachtschatten“ auf. Eine tiefer liegende Geistesverwandtschaft bekundet unser Dichter dagegen mit dem großen Italiener Giacomo Leopardi. Der Weltschmerz par excellence hier wie dort! Und in welch eindrucksvollem Gewande bei beiden Dichtern! Einzelne Strophen — Stuart liebt die freien Rhythmen vor allem — könnte ebenso gut Leopardi wie unser Autor geschrieben haben. So die Schlußelegie der Sammlung, welche folgendermaßen ausklingt:

Die da unten liegen, haben Ruhe,
Und kein Gebet an ihrem Grabe
Schreckt sie aus ihrer Seligkeit,
Und keine Thränen wecken sie auf,
An eine Vergangenheit mahnend.

Ob sie glücklicher gewesen denn wir,
Die wir leben und vor dem Tode zittern?
Und sie sind todt
Und fürchten sich? — vor dem Leben?

In funfzig Jahren vielleicht
Wird ein Wandrer diesen Weg kommen
Und die regenverwaschenen
Fremden Namen
Entziffern wollen,
Ob er einen kannte von diesen vielen,
Und auch ich werde hier liegen vielleicht,
Und er wird ausruhen auf dem Hügel
Und wird klagen:
Glücklicher Mensch, der du Ruhe gefunden,
Glücklicher Mensch, der einst leben durfte,
Da meine Mutter lebte und jung war,
Schöne, bessere Tage denn heute!
Der Thor!
In aber funfzig Jahren
Geht ein Enkel an seinem Grabe vorüber
Und wird dasselbe sagen.

C. F. Stuart gehört zu den verheißungsvollsten Talenten der deutschen Dichtung der Gegenwart. Möchte das Bedeutende, das in ihn gelegt ist, Luft und Licht finden zu einer gedeihlichen Entwickelung!

Etwas vom Weltschmerz Leopardi's steckt auch in dem letzten der hier vorzuführenden Poeten, in einem bereits heimgegangenen Ungenannten, dessen literarischen Nachlaß Karl Ludwig unter dem Titel „Der neue Hamlet, Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten“ (Nr. 8) herausgibt. Es besteht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Stuart und diesem „Verstorbenen“, nur daß die Poesien des letztern den Stempel einer ungleich ausgereiftern Natur tragen als die des augenscheinlich noch jugendlichen Verfassers der „Nachtschatten“. Dort wie hier eine ausgesprochen pessimistische Welt- und Lebensanschauung und eine bedeutende Gedankenfracht in meistens torsoartigen Formen! Eine Uebertragung des bei der Besprechung von Stuart'schen Dichtungen Gesagten auf den „Neuen Hamlet“ mag zur Würdigung des letztern genügen. Das Buch wird eingeleitet durch ein dankenswerthes Vorwort des Herausgebers, in welchem unter anderm auch auf die eben angedeutete Verwandtschaft des Autors mit Leopardi hingewiesen wird, wobei aber die Bemerkung, der deutsche Dichter übertreffe den italienischen „nicht nur an Kraft der Sprache und Wohllaut der Verse, sondern auch an Tiefe der Gedanken und der Empfindung“, freilich auf einer entschiedenen Unterschätzung Leopardi's, beziehungsweise Ueberschätzung des deutschen Poeten beruht. Dem Vorwort folgt Lyrisches, sodann eine ganze Reihe von Trauerspielfragmenten, welche ein tiefes Studium Shakspeare's bekunden, ferner eigenartig gedankenvolle Tagebuchblätter und endlich Aufsätze, unter denen eine Auslegung von Shakspeare's „Macbeth“, die sich, nebenbei bemerkt, gegen die Schiller'sche Uebersetzung wendet, und die „Selbstbiographie“ des Autors ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Das Buch greift also, wie sein Inhalt zeigt, eigentlich über den Rahmen hinaus, der die Besprechung neuester Lyrik umgrenzt: es enthält nicht nur Lyrisches, sondern auch Dramatisches und Prosaisches. Die vorwiegend lyrische Signatur des „Neuen Hamlet“ dürfte aber die Einreihung der interessanten Publication an dieser Stelle rechtfertigen. Als Probe der Geistesart und des Stils unsers Dichters möge schließlich das Fragment eines Monologs hier Platz finden. Dasselbe lautet:

Verbannt bin ich von dieses Lebens Freuden,
Verbannt von seinen glanzumstrahlten Höh'n,

Verbannt aus seinen trümmerischen Thälern!
Es liegt das wirre Triebwerk dieser Welt
Enthüllt und klar vor meines Geistes Aug',
Und rastlos schweift mein Blick darüber hin,
Den einz'gen Ort zu suchen, wo mein Leben
Sein Theil an Glück und Ruhe finden soll.
Doch nirgends öffnet meinem Pochen sich
Ein freundlich Thor, und rohen Wächtern gleich
Bewachen Neid und Selbstsucht jedes Haus
Und lassen schwere Riegel fallen nur,
Wenn die Carossen auf dem Pflaster donnern
Und Wappen oder goldne Schlüssel zeigen. —
Wer hat das Recht, die Güter dieser Erde
Nach Wohlgefallen blindlings zu vertheilen?
Reich' mir mein Theil daran, du Herr der Welt,
Gib mir Besitz und Glück, und willst du nicht,
So gib mir Dummheit, schlage meinen Geist
Mit Blindheit, gib mir rauhe Fäuste, gib
Mir niedre Gurgel und gemeinen Sinn,
Daß ich genießen und mich freuen kann!

Dem Herausgeber dieser gehaltvollen Dichtungen, unter denen „Sündenfall", „Dem Mond", „Wer der Wahrheit in das Aug' geschaut", „Kleine Welt", „Schneefall", „Philister" und „Am Lager eines Schlummernden" besonders anerkennende Hervorhebung verdienen, gebührt der Dank der Leserwelt für die Rettung dieses originellen Talents aus dem Staube der Vergessenheit. Der „Verstorbene" ist werth zu leben. Ernst Biel.

Zur Wirthschafts- und Colonialpolitik.

1. Deutschland und Orient in ihren wirthschaftspolitischen Beziehungen. Von Paul Dehn. Erster und zweiter Theil. München, Franz. 1884. Gr. 8. 9 M.
2. Die Colonialreiche und Colonisationsobjecte der Gegenwart. Colonialpolitische und colonialgeographische Skizzen von Emil Deckert. Leipzig, Frohberg. 1885. 8. 4 M.
3. Deutsch-Afrika. Land und Leute, Handel und Wandel in unsern Colonien von Richard Oberländer. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 5 M..

Wenn jedes Zeitalter in seinem öffentlichen Leben und Streben nach einer bestimmten Richtung hin eine besondere Neigung und Leistungsfähigkeit bekundet, so darf die Gegenwart mit ihren mächtigen Fortschritten in Verkehr und Industrie, mit ihren wirthschafts- und socialpolitischen Reibungen und Kämpfen mehr als irgendein vorangegangenes das Zeitalter der materiellen Interessen genannt werden. Von diesen und ähnlichen Gedanken ausgehend, sucht Paul Dehn in seinem Werk „Deutschland und Orient in ihren wirthschaftspolitischen Beziehungen" (Nr. 1) nachzuweisen, daß es zu den wichtigsten Aufgaben des neuerstandenen Deutschen Reichs gehört, sich auch auf wirthschaftspolitischem Gebiete hervorzuthun und Thaten zu verrichten, wie sich deren die Engländer, die Franzosen und manche kleinere Völker rühmen können. Als eins der Ziele, denen sich die deutsche Politik in der angedeuteten Weise zuzuwenden habe, bezeichnet der Verfasser den Orient und sagt in dieser Beziehung:

Von Europa aus führen nach dem Orient zwei Wege, beide in ihrem Wesen bestimmend für die Ziele derjenigen, welche darauf vordringen. Bloßen Handelszwecken und infolge dessen zunächst den handels- und schiffahrttreibenden Völkern Westeuropas, vor allem den Engländern, dient der Seeweg, welcher leicht befahren, rasch ausgebeutet werden kann und in der That von Westeuropa aus nach Kräften ausgenutzt wird. Anderer Art ist der Landweg; er gewährt nur ein langsames und schwieriges Vorwärtsschreiten, drängt aber zu höhern Zielen als bloßen Handelsgeschäften, erweitert sich Schritt für Schritt selbst zu einem Markt und gestattet den Trägern einer überlegenen Cultur weit hinaus im Interesse allgemeinen Fortschritts Wurzel zu fassen und neue Keime zu treiben. Den mitteleuropäischen Völkern gehört der Landweg nach dem Orient, und unter deutscher Führung wird er fortan zielbewußt zu betreten sein.

Nach Dehn's Ansicht sind die wirthschaftspolitischen Beziehungen zwischen Europa und dem Orient bisher durch bloße Handelsgeschäfte von den westeuropäischen Völkern unter Englands Führung allzu einseitig entwickelt worden, während Mitteleuropa mit Oesterreich-Ungarn als Vorland nicht dazu gelangte, den Ländern des Orients freundnachbarlich die kräftigen Triebe seiner Cultur zuzuführen. Zu jenen Orientländern, welche inmitten der Conenrrenz der europäischen Mächte auf ihr wirthschaftspolitisches Gedeihen zu achten haben, zählt der Autor namentlich auch Griechenland. Von Deutschland her sind den Griechen seit ihren ersten Befreiungskämpfen die lebhaftesten Sympathien zutheil geworden, und gegenwärtig kann Deutschland nur wünschen und dahin wirken, daß das neue Griechenland politisch und wirthschaftlich erstarke, während die Engländer und Franzosen infolge ihrer eigenen Interessen Griechenlands Handel und Schiffahrt nicht gern aufkommen lassen können und Rußland vom politischen Standpunkte aus Griechenland nicht stark und unabhängig sehen möchte. „Nur im Anhalt an Mitteleuropa kann Griechenland, nur in Verbindung mit dem deutschen Gewerbefleiß kann griechischer Handel in der Levante wieder eine selbständige Stellung erringen." Unter der bisherigen einseitigen Concurrenz der europäischen Völker, unter einer wirthschaftspolitischen Fremdherrschaft, welche die Engländer anstrebten, indem sie den Orienthandel zu monopolisiren suchten, sind die Länder des Orients trotz aller Reichthümer, welche die Natur ihnen gespendet, arm geblieben, ja noch ärmer geworden und dem gänzlichen Verfall nur allzu nahe gerückt. Diesem völligen Verfall, aus welchem sich die Orientländer durch eigene Kraft nimmermehr aufraffen können, vorzubeugen, erheischt das Lebensinteresse des großen mitteleuropäischen Wirthschaftsgebiets. Gegenüber den Sonderinteressen der Westmächte im Orient vertritt Mitteleuropa die Interessen der Orientländer selbst; denn Mitteleuropa muß dahin

streben, statt eines verfallenden ein aufblühendes Land, statt armer Schäfer reiche Bauern zur Nachbarschaft zu bekommen, damit ein für alle Theile ersprießlicher Güteraustausch ermöglicht werde. Nur mit Hülfe Mitteleuropas können die Länder des Orients zu lebensfähigen und selbständigen Wirthschaftsgebieten erhoben werden; nur Hand in Hand mit Mitteleuropa vermögen sie einer gedeihlichern Zukunft erfolgreich entgegenzustreben. Diese Hülfe aber wird, wie Dehn wol mit Recht betont, anzubieten und darzubringen sein „nicht als Opfer, sondern als ein Gebot der Interessen, da Mitteleuropa krankt, wenn der Orient verfällt, und gesundet, wenn der Orient sich endlich wieder kräftigt". Zwischen Mitteleuropa und dem Orient hätten sich entferntere Nationen niemals so breit und stark eindrängen können, wenn die natürlichen Verkehrswege nur einigermaßen in Stand gehalten und ausgebaut und nicht so kläglich vernachlässigt worden wären. Während England und Frankreich ihre Verkehrslinien mit dem Orient verbesserten und auf Grund dessen ihre Handelsbeziehungen belebten, hat man von Mitteleuropa her die drei nach dem Orient führenden uralten und wohlbekannten Straßengruppen: den Donaustrom, die Ueberlandbahnen und den Seeweg durch die Adria, über alle Maßen vernachlässigt. Noch immer hat Deutschland, wie der Verfasser wiederholt betont, seine natürlichen Verkehrswege mit dem Orient nicht ausnutzen können und mit großen Anstrengungen weite Umwege aufsuchen müssen, um überhaupt mit dem Orient in Verbindung zu bleiben. An diesen Uebelständen trägt als oberherrschende Vormacht über jene directen Orientwege ausschließlich Oesterreich-Ungarn die Schuld. In bedauerlicher Kurzsichtigkeit hat dieses „Oesterreich" seinen Beruf bisjetzt verfehlt, hat es die Donaustraße in einem den Anforderungen des modernen Verkehrs durchaus ungenügenden Zustande belassen, gegenüber den Orientbahnbauten eine bedenkliche, unfruchtbare und geradezu hemmende Thätigkeit entwickelt und dem Rückgang Triests theilnahmlos zugesehen, und das seit Jahrzehnten unter liberaler wie conservativer Regierung, zur Zeit des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwungs wie inmitten der erziehenden Noth des allgemeinen Rückgangs, und bis zur Stunde ist über die Abhülfe dieser Misstände kaum etwas anderes zu berichten, als daß dieselben endlich erkannt und allerlei Pläne und Beschlüsse zu ihrer Beseitigung gefaßt worden sind. Noch ist dem Willen nirgends in durchgreifender Weise die That gefolgt. In der Frage der Orientbahnen war, wie der Autor ausführlich darthut, Oesterreichs Haltung von Anfang an, seitdem Baron Hirsch und Graf Beust den Türkenloosschwindel gemeinsam inscenirten, eine zweideutige, und Oesterreich ist sich in dieser Beziehung bis auf die neueste Zeit herab ziemlich consequent geblieben. Von Wien aus wurde Langrand-Dumonceau und, als dieser Abenteurer gestürzt war, Baron Hirsch als dessen Nachfolger für das Unternehmen der türkischen Eisenbahnen empfohlen. In Wien hatte man nichts dagegen einzuwenden, daß der Bau dieser Bahnen am entgegengesetzten Ende, von der Meeresküste her, und nicht an der Grenze der Monarchie begann, im Gegentheil, mit Graf Beust verbündet wagte es Baron Hirsch, mit dem Bau der Bahn Novi-Banjaluka die berechtigten Hoffnungen des österreichischen Handels nur scheinbar zu erfüllen, um sie später desto vollständiger zu täuschen. Nachdem Dehn noch der Thätigkeit Bontoux's bei den Orientbahnen Erwähnung gethan und die Resultate der sogenannten „Viererconferenz" (Conférence à quatre) geschildert hat, kommt er, gestützt auf die Arbeiten des genauen Orientkenners Wilhelm Pressel, zu dem Resultat, daß ohne eine deutsche Intervention die orientalischen Bahnen noch auf Jahre hinaus bleiben, was sie von 1873 bisjetzt gewesen sind, d. h. „todte Sackbahnen zu Gunsten der englischen und französischen Concurrenz und zugleich der Spielball einer internationalen und mehr oder minder deutschfeindlichen Finanzspeculation". Dehn ist ferner der Ansicht, daß, solange die europäische Türkei noch besteht, solange Kleinasien mit dem Wege von Trapezunt nach Teheran noch nicht in russischen, das Thal des Euphrat und Tigris noch nicht in englischen Händen ist, Mitteleuropa die Aussicht hat, im nähern und fernern Orient in wirthschaftspolitischer Beziehung eine hervorragende Machtstellung einzunehmen; er sagt in dieser Beziehung:

> Deutschland wird seine große friedenfördernde Mission auch im Orient bethätigen können, indem es durch die wirthschaftspolitische Kräftigung und Selbständigmachung der Orientländer nicht für sich, sondern für das gesammte mitteleuropäische Interessengebiet neue consumtionsfähigere Absatzländer zu schaffen sucht und hiermit zugleich auf die Herstellung eines wirthschaftspolitischen Gleichgewichts in Europa drängt, welches bisher infolge des Uebergewichts des englischen Handels im Orient leider nicht vorhanden war. An die Reichsregierung wird zunächst die Nothwendigkeit herantreten, die wirthschaftspolitischen Verhältnisse der Orientländer, vor allem des türkischen Reichs, einer eingehenden und sachverständigen Untersuchung unterziehen zu lassen. Erst wenn sie sich hierdurch mit der Gewißheit auf ersprießlichen Erfolg eine feste Grundlage für ihr Vorgehen geschaffen hat, wird sie unter Einwirkung von bestimmten Bürgschaften und Verpflichtungen der Pforte, welche wissen muß, wo sie uneigennützige Freunde und Helfer zu suchen hat, in Konstantinopel zu Gunsten des wirthschaftspolitischen Wiederaufbaues des türkischen Reichs einzutreten haben. In der europäischen Türkei handelt es sich wesentlich um die Herstellung einer wirthschaftspolitischen Verwaltung unter hervorragender Mitwirkung deutscher bewährter Kräfte aus allen Berufsständen. In der asiatischen Türkei dagegen, zunächst in Anatolien, wird das mitteleuropäische Culturwerk fester und tiefer zu begründen sein. In Anatolien kann für die triebfähigen Ueberschüsse deutscher Intelligenz, Arbeits- und Kapitalskraft gefunden werden, was bisher anderwärts vergebens gesucht worden: eine Form geschlossener Organisation, welche diesen Kräften eine hohe Verwerthung sichert, jenen Gegenden neues Gedeihen verheißt und endlich im engen Anschluß an das Vaterland demselben die Dienstbarkeit und Treue seiner Angehörigen auch in der Ferne ungeschwächt zu erhalten vermag.

Nachdem Dehn das Vorstehende im ersten Theil seines Werks, dem eine orientirende Karte beigegeben ist, ausführlich besprochen und nachzuweisen versucht hat, unterzieht er im zweiten Theil zunächst die Wirthschaftspolitik

Oesterreich-Ungarns einer eingehenden scharfen Kritik, um dann die neu aufstrebenden Staaten Bosnien, Serbien, Rumänien, Bulgarien und Griechenland nach derselben Richtung hin zu beleuchten; ganz besonders sind es auch hier die mannichfachen, theils vorhandenen, theils erst entstehenden oder auch nur möglichen wirthschaftspolitischen Beziehungen jener Länder zu Deutschland, welche vom Autor, der dieselben zumeist aus eigener Anschauung kennt, erörtert werden. Rücksichtslos und ohne Ansehen der Person deckt Dehn die zahlreich vorhandenen Uebelstände, welche nicht selten „offenen Pestbeulen" gleichen, auf und zeigt, wie an Stelle eines gewissenhaften, ehrlichen Handels Gewissenlosigkeit und gewagteste Speculationen ein verwerfliches, ehrloses Spiel treiben; er erinnert an den Ausspruch des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher einst bedauerte, daß die beiden größten deutschen Ströme, der Rhein und die Donau, Gefangene in fremden Händen seien, und spricht die Hoffnung aus, daß man über die in jüngster Zeit vom Fürsten Bismarck in tropischen Zonen inaugurirte Colonialpolitik nicht das große Ziel mitteleuropäischer Wirthschaftspolitik übersehen werde:

Wahrlich, hätte zu rechter Zeit ein Fürst in Wien geherrscht von dem weiten Blick eines Friedrich Wilhelm, die Donau wäre heute ein deutscher Strom bis zur Mündung, während es jetzt noch fraglich erscheint, ob die Donaustaaten für Deutschlands Handel und Cultur wiedergewonnen werden können. Damals lag in Wien der Schwerpunkt des großen homogenen expansivkräftigen Reichs, welchem die weltgeschichtliche Aufgabe ward, den Osten der europäisch-deutschen Cultur zuzuführen. Verschwunden ist das alte, erstanden ein neues Reich, größer, homogener, expansivkräftiger als jenes, und von diesem neuen Reich wird die Zukunft fordern, was die Vergangenheit vergeblich erwartet hat.

Das Buch „Die Colonialreiche und Colonisationsobjecte der Gegenwart" von Emil Deckert (Nr. 2) soll nach der Ansicht des Verfassers, der sich durch verschiedene handelsgeographische Arbeiten bereits in weitern Kreisen einen achtungswerthen Namen erworben hat, in erster Linie als „ein Wegweiser für eine weise und zweckmäßige deutsche Colonialpolitik" dienen. Zu dem Ende hat der Autor von den einzelnen Colonialreichen und Colonisationsobjecten der Gegenwart in möglichst bestimmter und plastischer Weise interessante Charakterbilder entworfen, das statistische und streng wissenschaftliche Material aber, welches diesen Charakterbildern zu Grunde liegt, der Hauptsache nach in die der Schrift beigegebenen Anmerkungen verwiesen. Wie es die Natur der Sache mit sich bringt, ist dem britischen Weltreich ein großer Theil des Buchs gewidmet, doch sind auch die übrigen Colonialreiche, Frankreich, Holland, Spanien, Portugal, Dänemark u. s. w., gebührend berücksichtigt worden. Den Neid und die Misgunst Englands scheut der Verfasser nicht; er sagt vielmehr in dieser Beziehung:

Den deutschen Adler dereinst an der Stelle des britischen Löwen auf dem Tafelberge thronen zu sehen, ist ganz und gar nicht unser colonialpolitischer Ehrgeiz, und nach irgendwelchem Monopol auf dem Wege nach Indien und Ostasien hat Deutschland unserer Ueberzeugung nach durchaus nicht zu streben. Aber dem britischen Löwen zur Seite einherzufliegen und edler Beute nachzujagen, dürfte des deutschen Adlers wol würdiger sein, als hinter ihm her zu flattern und hinter ihm her zu kriechen und sich mit dem zu begnügen, was jener von seinem Königsmahl übrigläßt.

Deckert verkennt durchaus nicht, daß an gewissen Handelswegen, wie etwa an denen in der Südsee, ein furchtloses und festes Ergreifen von Stationen zur Geltendmachung unserer Interessen geboten ist, und daß sich die Regierung des Deutschen Reichs in dieser Beziehung nicht allzu sehr an irgendwelche Proteste zu kehren habe. Im allgemeinen aber wünscht er bezüglich der zu erwerbenden Stationen wie bezüglich der zu gewinnenden Handels- und Pflanzungscolonien, daß der Grundsatz walten möge, „daß Deutschland seine colonisatorische Mission in einer eminent friedlichen Weise verfolge, fest zwar und immer bestrebt, auf den eigenen Füßen zu stehen, aber gegen niemand aus freien Stücken eine Drohung aussprechend". Die in Rede stehende Schrift ist namentlich auch von culturgeographischem Standpunkt aus als eine beachtenswerthe Arbeit zu bezeichnen.

Dem Deckert'schen Buch steht die Schrift „Deutsch-Afrika" von Richard Oberländer (Nr. 3) nicht unwürdig zur Seite. Der Verfasser beleuchtet zunächst die Zustände in den verschiedenen Theilen von Oberguinea, in der Negerrepublik Liberia und auf der Gold- und Sklavenküste, um alsdann die Verhältnisse im Kamerungebiet, wo sich bekanntlich die Niederlassungen der hamburger Häuser C. Wörmann und Janssen u. Thormählen befinden, näher zu besprechen. Eine wesentliche Aufgabe dürften nach Oberländer's Darstellung die deutschen Colonisten im Kamerungebiet darin zu suchen haben, daß sie die dortigen Neger zur Seßhaftigkeit und zur Arbeit erziehen; vorläufig können dort Vortheile für Deutschland nur aus Handelsverbindungen erwachsen, vor allen Dingen aus der Erschließung des mehr bevölkerten Hinterlandes, welches für die Erzeugnisse deutscher Industrie neue Consumenten zu liefern im Stande ist. Zu Niederguinea übergehend, schildert der Verfasser in anziehender Weise die Niederlassungen am Gabun und am Kongo sowie die Sitten und Gebräuche der dortigen Negerbevölkerung. Den Schluß der Arbeit von Oberländer bildet eine ausführliche Besprechung des Gebiets von Angra-Pequena oder des Lüderitzlandes.

Rudolf Doehn.

Neue Romane und Novellen.

1. Auf der Leiter des Glücks. Blond oder Braun? Zwei Novellen von Robert Waldmüller. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 4 M.
2. Darja. Roman von Robert Waldmüller. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 8 M.
3. Hochlandsbilder. Von Maximilian Schmidt. (Gesammelte Werke Bd. 1.) Mit dem Porträt des Verfassers in Holzschnitt. München, Callwey. 1884. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Soll ich? Roman von Robert Byr. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1884. 8. 4 M.
5. Der Hausbofmeister. Roman von Balduin Möllhausen. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1884. 8. 14 M.
6. Wiener Sittenbilder. Von F. von Kapff Essenther. Zwei Theile. Jena, Costenoble. 1884. 8. 2 M.

Die zwei hübschen Novellen „Auf der Leiter des Glücks" und „Blond oder Braun?" von Robert Waldmüller (Nr. 1) darf die Kritik freudig begrüßen als ein für sich selbstredendes Zeichen von der wachsenden Bedeutung des Autors. Denn nach dem „Don Adone", dessen behagliche, heitere Bekanntschaft sich in immer weitern Kreisen des Publikums auszudehnen beginnt, einen gleichen Kernschuß zu thun, wie ihn Waldmüller namentlich mit der ersten Novelle gethan hat, das zeugt von fröhlicher Kraft seines Talents, und das deutsche Publikum kann sich und ihm nur Glück wünschen zu solcher Productivität.

„Auf der Leiter des Glücks" gibt uns in feinster Ausmalung das Cabinetsstück eines alten Ehepaars, Kaspar Benedict Hartig und seiner Frau Anna, die sich mit großem Vermögen auf eine „stilvolle" Villa zurückgezogen haben und mit dem Besitze dieses mit höchstem künstlerischen Raffinement ausgestatteten Prachtbaues aus dem Bereich ihrer altgewohnten und für sie allein passenden Lebensweise herausgetreten sind. Ihr Kämpfen, sich in den neuen Verhältnissen und Kreisen zurechtzufinden, ihre momentane Verblendung, das wahre Glück anderswo als im eigenen Herzen und in der eigenen derbtüchtigen Gesinnung zu finden, ist mit feinsinnigem Humor geschildert, der um so kräftiger packt, als der Ernst des Lebens in den Verlauf der Geschichte wuchtig eingreift und die beiden Hauptpersonen durch Prüfungen, die sie für sich wie für ihren Pflegesohn Berthold und dessen Braut Elise Müller und mit diesen durchzumachen haben, zur heitern Klärung führt. Dabei ist diese Novelle von der stilvollen Villa Anna durchaus stilgerecht geschrieben bis auf einige Punkte, die hier nicht verschwiegen werden dürfen. Der Champagnerrausch bei Berthold's erster Verlobung, die er übereilt mit Hermine von Mockritz eingegangen ist, hat etwas Derbes und in dieser Umgebung Störendes. Ferner kann Papa Hartig die Versuche, sich in den Stil der Villa einzuleben, denn doch wol nicht so weit getrieben haben, daß er auf seine alten Tage noch angefangen haben sollte, Mittelhochdeutsch zu lernen und Hartmann von Aue's „Iwein" zu lesen. In welcher noch so stilvollen Villa sollte auch wol der „Iwein" im schöngeschnitzten Bücherschrank zu finden sein? Er ist ja weder neu übersetzt noch mit Illustrationen von Paul Thumann oder andern Meistern erschienen! Endlich ist leider noch zu bemerken, daß nach der Auflösung von Berthold's Verlobung mit Hermine von Mockritz die Erzählung ins Jagen kommt und etwas übers Knie gebrochen endet, sowie auch daß im ganzen Buche die Lektüre manchmal dadurch erschwert wird, daß in den Dialogen die Anführungszeichen weggelassen sind, was an einzelnen Stellen verwirren und den Genuß beeinträchtigen kann.

Die zweite Novelle „Blond oder Braun?" ist eine Ich-Erzählung, die sich von all den Unwahrscheinlichkeiten, welche diesem Genre von Natur anzuhaften pflegen, zwar auch nicht freihält, die aber der alte Seebär so behaglich und warmherzig erzählt, daß man ihm gern den lustigen Schluß gönnt: „Blond oder Braun — zuletzt kommt's doch nur darauf an, daß man in Ehren silbern wird." Freilich streift die Geschichte von dem Sohne, der seine eigentlich wenig liebenswürdige Frau Mutter wieder verheirathen will und schließlich selbst in den Hafen der Ehe getrieben wird, manchmal ans Bedenkliche; doch hilft auch darüber der frische Ton des Ganzen hinweg.

„Darja" (Nr. 2) wird dagegen, obgleich der Roman in Erfindung und Führung manche der besten Eigenthümlichkeiten Waldmüller's aufweist, kaum auf so guten Erfolg zu rechnen haben. Das im ganzen hübsch geschriebene Buch ist für seinen Inhalt doch zu breit angelegt und der gewählte Stoff ein zu gesuchter und capriciöser, als daß er auf die Dauer freundlich anmuthen könnte. Was in Shakspeare's Lustspielen und in der modernen Operette anspricht, ist darum noch nicht für das Gebiet des Romans geeignet, es sei denn daß es entweder so ernst auftrete wie in A. Hesse's „Klippenmoos", oder so lustig wie in Waldmüller's „Don Adone". Darja aber, eine junge Russin, uneheliche Tochter eines in die Verbannung geschickten Offiziers und eines Kirgisenmädchens, ist halb komische, halb tragische Heldin, die als junger Maler für alles, Landschaft, Porträt u. s. w., in der Welt herumreist und in Venedig einen Balneologen Dr. Böhr aus Pommern kennen lernt. Sie pflegt denselben, als er an einer im Duell erhaltenen Wunde lange Zeit auf dem Krankenlager in Riva zubringen muß, verliebt sich glühend in ihn und hat viele Verwickelungen und Unannehmlichkeiten zu bestehen, bis sie von dem Doctor endlich erkannt und als glückliche Braut heimgeführt wird. Dabei, dazwischen und daneben spielen nun noch alle möglichen Personen mit: der Admiral Svante Lindgreen, der seine (oder vielmehr seines Schöpfers) Marotte, in voller Admiralsuniform das Dach und den Thurm des mailänder Doms zu besteigen, mit einem für den Roman und ihn selbst sehr folgenreichen Schlaganfall büßen muß; ferner die sehr amusant und wahr, wenn auch als wenig liebenswürdig gezeichnete

Frau Admiralin; Sigyn, die Tochter des Admirals aus erster Ehe, und Ingrid, die Tochter der Admiralin aus erster Ehe; die schwedische Sängerin Frigga Sillén — nebst vielen andern, unter denen sogar Manzoni's edelgeschilderte Greisengestalt gelegentlich auftaucht, und die zum größten Theil mit glücklicher Hand entworfen sind. Nur das schnurrige Paar, der ehemalige Apotheker Jürgen Olan nebst dessen Gattin Brigitte, beide gebürtig von der Insel Rügen, auch daselbst ansässig und nur zeitweilig, zur Erholung von der kräftigen pommerschen Alltagskost, in Meran die Traubencur brauchend, was die gemächlichen Leute aber nicht abhielt, sich jetzt schon wieder an den berühmten Aalen des Gardasees „ein rechtes bene zu thun": diese Figuren sowie der „schöne" Hauptmann sind etwas carikirt und schief gerathen. Vor allem erscheint es gesucht, daß Frau Olan beständig Citate aus Kosegarten's Gedichten im Munde führt. Das sieht aus, als ob Kosegarten in seiner Heimat noch ein gefeierter Dichter sei, während er doch bis auf seine „Strandpredigten" dort fast ganz vergessen ist. Hierbei ist noch ein auffälliger Umstand bedauernd zu erwähnen: Waldmüller schildert uns mit außerordentlicher Kraft alle möglichen Figuren aller Länder und Völker; wo er aber den Deutschen als solchen zu schildern unternimmt, da versagt ihm die Kraft. Durch diese Unsicherheit der Zeichnung wird namentlich sein Held Dr. Böhr, den er gern als einen Urgermanen hinstellen will, zu einem ungeschlachten Berserker und vertritt in dem gewissermaßen internationalen Roman Deutschland mehr durch Grobheit und absichtliche Formlosigkeit als durch die echte Gemüthsinnigkeit, die doch vielleicht der edelste Kern der rauhen deutschen Schale ist und die bei Böhr sich ja auch findet, bei ihm aber gegen die andern, weniger löblichen Eigenschaften zu sehr zurücktritt. Warum soll denn der Deutsche als ein täppischer, derber, bauernhafter Gesell dargestellt werden, der nur dann und wann durch Erinnerung an eine verlorene Jugendliebe weich wird? Warum nimmt ein deutscher Erzähler von der Bedeutung Waldmüller's überhaupt einen so buntscheckigen Stoff, und warum steigt er nicht tiefer in den Schacht des deutschen Volksgemüths hinunter, nachdem er seine „Leiter des Glücks" so gut und fest angesetzt hat, um diese reiche Goldader des Humors zu schürfen?

Eine eigenthümlich wohlthuende Ehre erfährt Deutschland in diesem Buche allerdings durch die Huldigung, die Manzoni den Manen Goethe's darbringt und die mit den Nebenumständen hier vollständig zu citiren ich mir nicht versagen mag:

Ursache zum Unmuthigwerden war freilich reichlich vorhanden. Der Admiral, welchen die Admiralin nicht aus Mailand hatte fortlassen wollen und der nach wie vor im Hotel Cavour lag, hatte einen zweiten Schlaganfall gehabt, und Sigyn beschwor den Doctor in einem von ihren Thränen fast unleserlich gewordenen Briefe, noch einmal ihm hülfreichen Beistand zu leihen. Der Bote fügte hinzu: einen italienischen Arzt zu bringen, habe das Fräulein ihm ausdrücklich verboten; es dürfe nur der deutsche Doctor sein; der in dem weißwollenen Anzuge. Per Bacco! murrte es jetzt auch aus der Gruppe der Italiener heraus; und der eine fand in dem Ablehnen italienischer Aerzte una impertinenza, der andere una insolenza, der dritte una indecenza, der vierte una ingiuria und der fünfte gar una infamia. Der Pommer hatte nicht übel Lust, seinem Zorn über die Admiralin zum Trotze, sich auf eine Disputation über das hier einschlagende Kapitel einzulassen, kam aber wegen des Zuredens des Malers nicht über das Hülfeverweigerungsthema und seine Gründe für diese Verweigerung hinaus und wurde vollends der Mühe, jenes heikle Kapitel zu tractiren, überhoben, als ein an einem Nebentischchen aufgestandener sehr alter Herr, dem alle respectvoll Platz machten, das Wort nahm. Zunächst wandte sich derselbe an seine Landsleute, um diese zu beschwichtigen. „Carissimi miei", sagte er mit gebrochener Stimme, „die liebenswürdigste Eigenschaft einer Nation ist ihre Gerechtigkeit gegenüber den Vorzügen anderer Nationen. Wir erfreuen uns in den Augen der Welt so vieler willig belobter Seiten, daß wir gewiß Unrecht thun würden, wollten wir aus Empfindlichkeit nicht einräumen, daß andere Nationen uns auf einigen Gebieten des menschlichen Wissens auch einmal überlegen sein können. Warum soll dies in Bezug auf die Aerzte, im allgemeinen gesprochen, nicht der Fall sein? Wir genießen durch die Gnade des Allgütigen der großen Annehmlichkeit, während des Winters und Sommers fast beständig in freier Luft sein zu können. Seht mich an. Ich bin reisefertig für das Jenseits, ich bin älter als ihr alle. Nun, ich habe nie einen Arzt gebraucht. Wie sollen in einem so gesunden, in einem so von der himmlischen Huld gesegneten Klima Aerzte gedeihen? Ein weiterer Umstand: weil wir wenig auf dem Zimmer hocken, sind wir im allgemeinen bücherscheu. Durch Bücher aber finden erst jene mühsamen Detailuntersuchungen, in denen die Wissenschaft sich als lebendig erweist, ihre Verbreitung. Und dann die anatomischen Säle! Ich glaube, es war der unsterbliche Goethe — er lüftete den Hut —, der mich darauf aufmerksam machte, in welchem Nachtheil unsere medicinischen Studenten gegen diejenigen des Nordens seien; cadaveri, sagte er, lassen sich nur unter Himmelsstrichen studiren, welche das Tempo der Verwesung retardiren. Er hatte für alles Augen, dieser große heilige Mann, wußte jede Beobachtung zu einer Reflexion abzuklären. Ich freue mich auf sein baldiges Wiedersehen." Und dann sich mit freundlicher Miene zu dem pommerschen Arzte wendend, sagte er in deutscher Sprache, obschon manchmal das rechte Wort mühsam erst suchend: „Sie haben vorhin geäußert, man habe Ihre Anordnung, den Kranken nach Riva fortzuschaffen, nicht befolgt, und die Gattin des unglücklichen Mannes sei gestern im Theater gesehen worden. Das eine wie das andere ist kein erfreuliches Zeichen für die Lage dessen, der Ihrer Hülfe bedarf. Aber hätte der Samariter des Evangeliums sich durch die Frage beirren lassen, ob man auf Wegen reisen darf, welche von Räubern belagert sind, da würde unser Neues Testament vermuthlich um eine seiner köstlichsten Perlen gekommen sein. Nicht wahr, Sie gehen?" Bravo Manzoni! Evviva Manzoni! klang es durcheinander, und als der Greis zur Bekräftigung seiner Bitte dem allmählich von der Feierlichkeit des Vorgangs mit ergriffenen Doctor die Hand drückte, preßte dieser sie herzhaft wieder und sah sich nach seinem Kameraden um. Dieser stand mit der Mütze in der Hand in ehrfurchtsvollem Schweigen neben seinem Stuhl. „Ich will des Teufels sein", flüsterte der Pommer ihm zu, „wenn ich weiß, wer Manzoni ist. Aber ich spiele hier längst eine abgeschmackte Rolle. Kommen Sie, guter Freund", sagte er zu dem kleinen Boten. „Wenn die Admiralin denn ihrem Schicksal, mir noch einmal unter die Augen zu kommen, nicht entgehen soll, so mag's drum sein. Fürchtet sie sich nicht vor mir, nun, ich fürchte mich vor ihr gewiß nicht!" Und unter dem Bravorufen der Italiener ließ er sich von dem messaggiero fortführen.

Von Maximilian Schmidt's gesammelten Werken, von denen jährlich ein bis zwei weitere Bände erscheinen sollen, bilden die „Hochlandsbilder", „Die Schwanjungfrau" und „'s Almstummerl" nebst einer Einleitung von Professor J. Kürschner den vorliegenden ersten Theil (Nr. 3). Beide Erzählungen sind den meisten Lesern d. Bl. gewiß schon bekannt und durch ihren kernigen, lebenswahren Ton werth geworden. Schmidt's Werke werden bald nicht allein in der Heimat des begabten Verfassers, sondern auch in weitern Kreisen zu den Hausbüchern gehören; Referent darf sich daher wol eine eingehende Kritik derselben vorbehalten, bis die Gesammtausgabe vollendet vorliegt. Aber schon bei diesem ersten Bande sei es gestattet, den Auerbach Baierns, wie man Schmidt wol nicht ohne Recht genannt hat, daran zu erinnern, daß gerade wer fürs Volk schreibt, nicht allein durch den innern Gehalt seiner Dichtungen auf das Gemüth seiner Leser wirken soll, sondern bei der zu hoffenden weiten Verbreitung seiner Schriften auch die erziehliche Aufgabe hat, durch fehlerlosen, sorgfältigen Stil und reine grammatische Form seine Leser zu bilden. Es geht jetzt nicht mehr an zu schreiben: „konnte ihnen kleine Lieder singen lehren". Von dem häufigen „Juhu!" in der ersten Erzählung gellen einem schließlich die Ohren, und auch der pleonastischen Wendung „dachte sie bei sich" möchte man ungern wieder begegnen.

Wenn solche Unebenheiten und Fehler des Stils aber nicht mehr vorkommen, sondern säuberlich geglättet der Weg vor uns liegt, den wir an der Hand des Autors mit steigender Lust dahinwandeln, so wird der Genuß, den man wirklich an diesen, theilweise freilich etwas hyperloyalen Geschichten haben kann, nur erhöht werden. Noch mehr wird das allerdings der Fall sein, wenn Schmidt nicht so viele für Nichtbaiern total unverständliche Dialektausdrücke verwendet. Was heißt: „No, so machts halt aftn Ös"? Was: „I abant a bissl lusti sei', I abant a bissl betn"?

Der Roman „Soll ich?" von Robert Byr (Nr. 4) rechtfertigt seinen sonderbaren Titel erst in den letzten Kapiteln, und auch kaum für diese, indem die pikant sein sollende Frage sich weniger auf die eigentliche Geschichte des vorliegenden Werks als auf eine in wenig verlockende Aussicht gestellte Fortsetzung desselben bezieht.

Albin, ein junger Arzt, der im Hause seines Verwandten, des Rectors gymnasii einer Duodezresidenz, „die Reconvalescenzfrist nach dem Typhus verleben wollte", den er sich „an einem Krankenbett geholt", schildert die nicht sehr erquicklichen Zustände im Familienleben seiner Verwandten und die Schnurrigkeiten eines Hofs, der von der Reichsunmittelbarkeit weder Glanz noch Feinheit behalten hat und in unsern Tagen nicht mehr recht denkbar ist. Da weht kein Hauch des modernen Lebens hinein, und statt wahrhaft humoristischer Färbung kleinlicher Verhältnisse ist alles abgeblaßt, nicht der Wirklichkeit entsprechend; dieser Roman schildert, was sich jetzt nicht und nirgends mehr begeben kann, und ist deshalb eigentlich schon in der Composition veraltet. Auch die Hauptintrigue selbst ist ziemlich ungeschickt durchgeführt. Albin macht sich zur Aufgabe, die Tochter des Herrn Rufer von Kindorff, eines Freundes des Fürsten Jodoens, mit ihrer Mutter wieder zu vereinigen, die von ihrem Gatten auf Grund ihres angeblichen Wahnsinns verlassen worden ist. Er macht das aber herzlich ungeschickt, nur um dem Autor Gelegenheit zu drastischen Scenen zu geben, in welchen die Tochter Claudia, eine übrigens reizend geschilderte Mädchenblüte, dem rohen Vater entrissen und von der liebreichen Hand eines kräftigen urgermanischen Helden an das Herz der liebenden Mutter geführt wird. Der Ich-erzähler Albin scheidet von seinen Lesern mit der Frage, ob er sein sehr ungezogenes Bäschen Auguste heirathen soll oder nicht. Wir möchten ihm recht freundschaftlich rathen, das lieber sein zu lassen. Schade, daß ein so guter Erzähler, wie Byr bei sorgfältiger Ausfeilung seines Stils sein kann, sich in so gesuchter Mache verpufft! Was er zu leisten vermag, wenn er will, davon gebe folgendes Citat eine Probe:

Ratatata, ratatata — Sie kennen das eintönige Geklapper der Waggons auf den Schienen. Oder hätten Sie nur bei Tag Ihre Reisen gemacht? Dann freilich wissen Sie nicht, was man alles aus dem Rhythmus heraus hören kann. Bei Tag achtet man nicht darauf, da gibt es so viele andere Geräusche, Zerstreuungen und Beschäftigungen. Sie plaudern, Sie lesen, Sie sehen zum Fenster hinaus, und das Gespräch, Ihr Buch, die Landschaft nehmen Sie zu sehr in Anspruch, um auf das Schüttern, das Poltern, das Schnarren des großen Ungethüms, dem Sie sich anvertraut, zu horchen; das alles vereint sich zu einem großen Gesammtspectakel, der vielleicht betäubt, unruhig oder gar krank macht, aus dem sich aber keine Unterschiede herausfinden lassen. Bei Nacht muß man reisen, um die ganze Tiefe der Composition zu begreifen. Da zerlegt sich der Lärm in seine Factoren, jeden einzelnen genießt man ganz besonders aus. Der gellende Glockenton, das schrille Pfeifen, das Zuschlagen der Thüre. Jetzt ein Ruck — der grimme Drache schüttelt und reckt sich, daß die Wirbelknorpeln knacken, er zischt seinen Dampf aus, dann schnaubt er funkensprühend dahin und rüttelt seine Panzerplatten, unter denen man sich duckt, und die eisernen Füße stampfen im Takt immer gleich, immer gleich, unbeirrbar, endlos: Ratatata, ratatata, ratatata, die unendliche Harmonie des Orchesters, aber ohne Uebergang, ohne Wechsel, ohne Aenderung im Takt, so unaufhörlich gleichmäßig, daß alle Nerven zuletzt im gleichen Takt zucken, bis sie allmählich erschlaffen; nur das Ohr bleibt wach und darin singt's und klingt's. Eine Melodie springt auf und klammert sich an den Taktschlag, sie ist kurz und beginnt immer wieder von neuem, sie ist an das Rad genietet, das auf dem Eisenbande läuft, und dreht sich mit dem Rad, und das Rad dreht sich eigentlich im Kopf, da, man fühlt es deutlich im Gehirn, und stampft und poltert und surrt immerfort, immerfort! Ich habe die Melodie satt, sie ärgert mich, ich hasse sie, ich will eine andere heraufbeschwören, jedwede, nur diese nicht! Vergeblich. Sie bleibt, sie ist unverscheuchbar, immer dieselben ersten Takte der Polka, welche Auguste so gern spielt. Im Beginn der Fahrt hatte ich sie freudig begrüßt, ihr lächelnd zugehorcht, wie man wol träumerisch an der Blume riecht, die uns eine liebe Hand mitgegeben auf die Reise, jetzt, nach so vielen Stunden, war sie mir zur Folterqual geworden, und nichts vermochte mich ihrer dämonischen Verfolgung zu entziehen. Ratatata, ratatata! Mit geschlossenen Augen, in halber Betäubung lag

ich in meiner Ecke, aber die Polka klang unaufhörlich und nervenaufregend in meinem Ohr, in meinem Gehirn und bestimmte sogar meine Gedanken. Ob wol Auguste auch so viel und so stetig an mich dachte? Ist etwas an der magnetischen Wirkung in die Ferne? Oder haben sich mit dem Fortschritt der Cultur auch die Zauberformeln verändert? Braucht man keine Liebestränke mit Haaren, Nägeln und allerlei derartigen, höchst appetitlichen Brauingredienzien mehr? Bindet ein Bann mit geheimnißvoller Macht irgendeinen Vers, eine Melodie an des Drachen monotones Geklapper? Und muß es denn gerade die Liebe sein, die solche Zaubersprüche kennt? Vielleicht war es die Rache, welche mein Bäschen den Poltergeistern anvertraut und die mich jetzt so unbarmherzig traf; Rache dafür, daß ich die Polka zur Begleitung ihrer Nähmaschine gesungen und sie nach derselben getanft hatte. Allerbarmer! Das ist ja dasselbe Geklapper, Surren und Schnarren! Die große Nähmaschine, mit Dampf getrieben, feuerspeiend, und ich lag in dem Kästchen, worin das Schiffchen schrillt — und dazu die Nähmaschinenpolka!

„Der Haushofmeister" von Balduin Möllhausen (Nr. 5) ist so recht für ein möglichst großes und naives Publikum berechnet, welches à tout prix unterhalten sein will. Zunächst muß man beim Referat über ein solches Werk gestehen, daß der üppig aufschießende Reichthum dieser Erzählerphantasie ganz erstaunlich ist und den Leser ebenso verblüffen kann wie die bewunderuswerthe Unverfrorenheit, mit welcher der Autor Zeit, Personen und Verhältnisse zwingt, sich seiner suprema voluntas zu fügen. Baldnin Möllhausen kann es sich natürlich nicht versagen, auch diese Erzählung theilweise in den Tropen spielen zu lassen, und man kann bei allem Aerger über so schreiende Willkürlichkeit der Composition doch ein gewisses behagliches Lächeln über die prestidigitatorische Fixigkeit nicht unterdrücken, mit welcher der unerschrockene Fabulant die Handlung auf dies sein Specialterritorium hinüberspielt. Dabei thut der Schalk sehr ernsthaft und fällt nirgends aus dem Ton, sodaß der naive Leser immer fester an die Folgerichtigkeit und Nothwendigkeit dieser Composition glauben muß. Als Kunstwerk in strengem Sinn kann dergleichen farbig funkelndes Spielzeug allerdings nicht gelten, obgleich es sich nach den Schlußworten eine daran streifende Aufgabe gesetzt hat: „Die Natur ist meine Freude, der Versuch des Schilderns ihrer Einwirkung auf den Sterblichen meine Lieblingsaufgabe." Dieser ist allerdings, in höherer Richtung genommen, nur wenig künstlerisch erreicht, doch ist bei alledem ein gesunder Kern in dem Buch, den herauszuschälen sich viele Leser gern beeifern werden, da die so üppig wie unter tropischer Sonne sich entfaltende Phantasie des Autors ihn befähigt, kräftig zu entwerfen und markig zu zeichnen, und bei alledem das gesunde moralische Gefühl nirgends verletzt wird. Zu bedauern ist freilich auch hier, daß ein so großes Erzählertalent so zügellos dahinbraust, statt sich zu sammeln und zu künstlerischem, freilich auch mühsamerem Schaffen zusammenzufassen! Aber bei Möllhausen's ganzer Schreibart und Eigenthümlichkeit wird es in dieser Beziehung wol heißen müssen: „Sit ut est, aut non sit!"

Wir kommen zum Schluß. Die „Wiener Sittenbilder" von F. von Kapff Essenther (Nr. 5) behandeln zwei sehr heikle Themen. Das erste der beiden „Sittenbilder" ist laut Titel preisgekrönt; es wird aber seltsamer- oder soll ich sagen vorsichtigerweise nicht dabei gesagt, von welcher Jury dasselbe solche Auszeichnung erfahren hat. Immerhin ist es trotz seines bedenklichen, den Ehebruch bei Versagung der Gattenrechte rechtfertigenden Stoffs in sich vornehmer und ethischer als „Das Sakrament der Liebe", das dieselbe Heldin als Ehebrecherin und am Schluß als treu ergebene Gattin und Schützerin der ehelichen Rechte feiert, und das an manchen Stellen, z. B. im ersten Kapitel, wo Leona's ganze Gestalt beschrieben wird, fast die Absicht sinnlicher Aufregnug vermuthen läßt. Das ist ungesunde Kost, die um so gefährlicher wirkt, als der, welcher sie bereitet hat, augenscheinlich gut und packend zu erzählen weiß, und durchaus nicht „für Reise und Haus", wie der Umschlag besagt, zu empfehlen. Da ist denn doch „Der Haushofmeister" viel gesünder und besser.

Reinhard Mosen.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuchs".

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Vierter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 8 M.

Der neue Jahrgang des „Historischen Taschenbuch", der vierundfunfzigste der ganzen Serie, der vierte der sechsten Folge, zeichnet sich durch einen ebenso mannichfachen wie gediegenen Inhalt aus und gibt von der Lebensfähigkeit des von dem neuen Herausgeber aufgestellten Programms ein erfreuliches Zeugniß. Entsprechend den Grundsätzen, die Wilhelm Maurenbrecher, als er an Stelle Riehl's die Leitung des „Historischen Taschenbuch" übernahm, als die für ihn leitenden entwickelt hat, trägt auch dieser Band ein durchaus wissenschaftliches und in manchem Stück fast gelehrtes Gepräge. Der Umfang der einzelnen Arbeiten ist ein geringerer, als in frühern Jahren üblich war, und infolge dessen der Inhalt des Ganzen ein bunterer und somit besonders geeignet, nach den verschiedensten Seiten hin anzuregen und die weit auseinandergehenden Interessen eines großen und aus sehr ungleichen Elementen zusammengesetzten Leserkreises zu erwecken und zu befriedigen. Denn von den in dem vorliegenden Bande vereinigten neun Abhandlungen, die sich im ganzen auf die Zeit vom 11. Jahrhundert bis zu der Aera der Befreiungskriege erstrecken, enthält nur ein kleiner Theil zusammenfassende Darstellungen von Gegenständen, die in neuerer Zeit an andern Stellen

eingehend erörtert worden sind, die Mehrzahl dagegen gibt selbständige Forschungen, zum Theil auf Grund erst neu erschlossener Materialien, und führt den Leser in allgemein verständlicher Form in die wissenschaftliche Arbeit ein, durch welche die zum Vortrag gebrachten neuen Resultate gewonnen sind. Auch rücksichtlich der Stoffe, welche in dieser Weise behandelt werden, ist der neue Band des „Historischen Taschenbuch" durch große Mannichfaltigkeit ausgezeichnet: die allgemeine Geschichte so gut wie die politische und die Kirchen- und Culturgeschichte sind darin gleichmäßig vertreten, und keins von diesen Gebieten bleibt ohne einen positiven wissenschaftlichen Gewinn.

An der Spitze des Bandes steht eine Reihe archivalischer Mittheilungen von Wilhelm Oncken in Gießen, die sich auf die Conferenzen beziehen, welche die Minister der gegen Napoleon alliirten Mächte Ende Januar 1814 zu Langres hielten. Der Antheil, den der englische Bevollmächtigte Lord Castlereagh an den dort gefaßten Beschlüssen gehabt hat, wird dadurch in ein völlig neues Licht gesetzt. Während man nämlich Castlereagh bisher als einen wenig originalen und selbständigen Staatsmann angesehen hat und der Ansicht gewesen ist, er habe sich ganz in dem Schlepptau Metternich's befunden, wird hier auf Grund seiner bisher unbekannten amtlichen Berichte die überraschende Thatsache constatirt, daß er in der Krisis, welche die Politik der Alliirten damals durchmachte, vielmehr die leitende und Ausschlag gebende Persönlichkeit gewesen ist, indem er — im Gegensatz zu den Absichten Kaiser Alexander's von Rußland, welcher die Bestimmung über die künftige Regierung Frankreichs der Entscheidung des französischen Volks selbst überlassen wollte, um auf diese Art seinem Schützling Bernadotte den Weg zum Thron zu bahnen — die Restauration der Bourbonen von langer Hand her vorbereitete und in äußerst geschickter Weise die übrigen Mächte für dieses Programm gewonnen und zu Langres gleichsam darauf verpflichtet hat.

Dann folgen zwei Abhandlungen aus der Geschichte des Mittelalters. In einer scharfsinnigen Untersuchung unternimmt Konrad Panzer den Nachweis zu führen, daß das berühmte Decret Nikolaus' II. vom Jahre 1059 über die Papstwahl, die, entgegen dem bisherigen Brauch, im wesentlichen in die Hände des Cardinalcollegiums gelegt wurde, weit entfernt ein hierarchischer Act der Emancipation des Papstthums von der Autorität des Kaiserthums zu sein, vielmehr nur die Erfüllung einer Verpflichtung enthielt, welche Nikolaus II. dem deutschen Königthum gegenüber auf sich genommen hatte, und daß es daher auch nicht, wie noch häufig geschieht, als einer der vornehmsten Anlässe des Investiturstreits angesehen werden darf. Georg Weber in Heidelberg erzählt auf Grund der Quellen die Geschichte des italienischen Zugs Heinrich's VII., des Luxenburgers, des letzten deutschen Herrschers, welcher den mittelalterlichen Gedanken des Kaiserthums bestimmt erfaßt und zu praktischer Geltung zu bringen versucht hat.

Die beiden nächsten Aufsätze sind dem Reformationszeitalter gewidmet. Ein besonderes Interesse nimmt der von Ludwig Keller in Münster in Anspruch, welcher Johann von Staupitz und das Waldenserthum behandelt. Unter letzterm versteht Keller mit einem Sprachgebrauch, der doch wol nicht so leicht allgemeine Annahme finden wird, die Gesammtheit der Sekten, welche im Gegensatz zu der herrschenden Kirche auf das Evangelium in seiner unverfälschten Gestalt hingewiesen und die Lehren desselben in einem frommen und still beschaulichen Leben in dem Sinne zu bethätigen suchten, daß sie in der Nachfolge Christi den Weg zur Wiedergeburt fanden. Keller zeigt, daß Staupitz, der die Wege seines Schülers und Schützlings Luther nicht mitgegangen ist, der aber auch von seiten der alten Kirche nicht als einer der Ihrigen angesehen wurde, sondern ihr selbst äußerlich entfremdet erscheint, in aller Stille persönliche Beziehungen unterhalten hat zu Männern, deren Namen mit den Sekten und Ketzern auf das engste verknüpft sind; er weist einen solchen Kreis namentlich in Nürnberg nach und lehrt uns in dem edeln Vorkämpfer der täuferischen Richtung, Hans Denk, den er früher selbst in einer vortrefflichen Monographie behandelt hat, und in Albrecht Dürer die Hauptvertreter desselben kennen. Karl Benrath, der bedeutendste Kenner der Geschichte der Reformation in Italien, gibt eine Biographie Mario Galeota's, eines Jüngers des neapolitanischen Vorkämpfers der Reformation Valde, und schildert seinen freilich noch glimpflich ausgehenden Conflict mit der römischen Inquisition.

Hieran schließen sich zwei Abhandlungen, welche die so viel verschlungenen diplomatischen Actionen des 17. Jahrhunderts an besonders lehrreichen Beispielen erörtern. Harry Breßlau schildert in Joseph August du Cros einen interessanten Vertreter des diplomatischen Abenteurerthums, welches jene Zeit groß zog und das für die moralisch verkommene Politik desselben besonders charakteristisch ist, jener Intriganten und Projectenmacher, ohne rechte Heimat, bald diesem, bald jenem Herrn dienend, ohne sicheres Ziel und nicht selten bestrebt, diplomatische Verwickelungen anzuzetteln oder vorhandene zu steigern, um so eine Gelegenheit zu finden zur Bethätigung ihrer Geschicklichkeit und zur Gewinnung äußerer Vortheile. In der zweiten Abhandlung zeigt der unterzeichnete Referent nach pariser und berliner Archivalien die Schwankungen, welche in der brandenburgischen Politik nach dem Tode des Großen Kurfürsten eintraten und deren Fortsetzung aus der Allianz mit Wilhelm III. von Oranien fast in die mit Ludwig XIV. geführt haben würde.

Weiterhin gibt Wilhelm Stricker, ebenfalls an der Hand archivalischer Quellen, ein anschauliches Bild von der Besetzung der Freien Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen während des Siebenjährigen Kriegs, die zugleich als eine Ergänzung des Goethe'schen Berichts über die damals dort herrschenden eigenthümlichen Zustände gelten kann.

Den Schluß des Bandes bildet eine Arbeit von Wilhelm Stieda, welche im Anschluß an die von Schmoller veröffentlichten Urkunden der straßburger Tucher- und Weberzunft und der im straßburger Archiv aufbewahrten Protokollbücher der sogenannten Funfzehner die Zunfthändel des 16. Jahrhunderts schildert, nicht ohne lehrreiche Seitenblicke auf entsprechende Bewegungen neuerer Zeit.

Diese flüchtige Ueberschau des reichen und gediegenen Inhalts, der in dem neuesten Jahrgang des in unserer populären historischen Literatur ehrenvoll eingebürgerten „Historischen Taschenbuch" vereinigt ist, läßt uns nicht daran zweifeln, daß der am Schluß des Vorworts ausgesprochene Wunsch des Herausgebers in Erfüllung gehen und derselbe bei seinen Lesern eine ebenso freundliche Aufnahme finden werde, wie sie seinen Vorgängern zutheil geworden ist.

Hans Prutz.

Zur Pädagogik.

Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie, sowie im täglichen Verkehr. Von Jens L. Christensen. Leipzig, Schlicke. 1885. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser dieser Schrift, anscheinend Skandinavier von Geburt, ist erfüllt vom Liberalismus eines reinen Verstandesmenschen, stark im Verneinen und nicht entsprechend stark im Aufbauen. Die Schäden unsers neuzeitigen Lebens deckt er mit rücksichtsloser Schärfe auf, wobei wir gern anerkennen wollen, daß er der Hauptsache nach von einem rein sittlichen Pathos sich leiten läßt. Es gehört immerhin viel Erfahrung und Geistesfreiheit dazu, um so weit und tief zu blicken; nur sollte sich der Autor hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten und so manchen fadenscheinigen Reformvorschlag zu veröffentlichen. Es ist ja allemal leichter, Thorheiten zu geißeln, als das nach Maßgabe der jeweiligen Verhältnisse Richtige zu treffen. Christensen beginnt und endet mit der Schule. Er eifert gegen Privatschulen, gegen die Ueberbürdung der Volksschule, gegen die übermäßige Bevorzugung der classischen Sprachen und die scholastische Behandlung der antiken Autoren. Sehr scharf kritisirt er auch das Cliquenwesen an unsern Universitäten. Er verlangt, die Väter und Mütter der kommenden Generation sollen ihre Kinder richtig erziehen lernen — in Jünglings- und Jungfrauenschulen. Weiterhin empfangen wir eine geharnischte Philippika gegen den Bildungsschwindel in der Familie und im täglichen Verkehr. Die Ueberbildung der Frauen und die Heuchelei im Umgang der beiden Geschlechter werden als wahre Krebsschäden geschildert. Das handwerksmäßige Hören und Machen von Musik, das Verschlingen der Moderomane, das etikettemäßige Besuchen der Theater und Concerte, die Badereisen und die leidige Nervosität der Damen müssen ohne Erbarmen über die Klinge springen. Viel Beachtenswerthes enthält sodann des Verfassers Polemik über die landesübliche Berufswahl. Die herrschende Unzufriedenheit wird ganz richtig daraus hergeleitet, daß unser Bildungsschwindel unzählige Menschen in Berufsarten hineindrängt, für welche sie weder Begabung noch Neigung besitzen.

Die Besserung all dieser Schäden soll nun von der Schule ausgehen. Diese soll ihre Zöglinge nicht nach den Vermögensverhältnissen der Aeltern, sondern nach der wirklichen Begabung empfangen und ausbilden. Insbesondere muß sie allen überflüssigen Gedächtnißkram vermeiden. Zu gliedern ist sie in eine Unter-, Mittel- und Oberschule, woran sich dann die Hochschule anschließt. Im Heer ist die zweijährige Dienstzeit völlig ausreichend. Die Religion ist aus dem Lehrplan auszuscheiden, weil in der Bibel bedenkliche Erzählungen und Anschauungen vorkommen. Aus dem gesammten Unterricht ist bloßer Gedächtnißkram möglichst zu entfernen. Knaben und Mädchen sollen bis zu ihrem Austritt aus der Schule denselben Unterricht in demselben Klassenzimmer empfangen, damit sich die Geschlechter schon frühzeitig an gegenseitigen Umgang gewöhnen.

Als oberster Grundsatz des allgemeinen Handels hat zu gelten: „Alles, was an und für sich oder, wenn es verallgemeinert würde, der Menschheit zum Nutzen gereichen müßte, ist gut; alles, was verallgemeinert schaden würde, ist schlecht. Dem Volk muß durch Schule und Zeitungen möglichst viel politische Bildung beigebracht werden, damit es die besten Abgeordneten wählt" u. s. w.

Als Aphorismen und Stoßseufzer lesen sich alle diese Bemerkungen ganz hübsch, einen tiefern Gehalt haben sie nicht. Der Tadel wie die Reformvorschläge sind fast alle längst schon erörtert worden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wie einzelne Theater, so setzen auch einzelne Zeitschriften jetzt häufig Preise aus, während die Vertheilung der großen Staatspreise oder Vermächtnißpreise, wie des berliner Schiller-Preises und des wiener Grillparzer-Preises, nur in größern Zwischenräumen stattfindet und das berliner Schiller-Comité auf Grund der Statuten mehrmals nach Ablauf des Termins keinen Preis vertheilte, wenn es an würdigen Werken fehlte; ja in letzter Zeit wurden mehr die Dichter prämiirt als einzelne dramatische Dichtungen.

Die Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen (Selbstverlag des Redacteurs Heinze) hat im vorigen Jahre ein Preisausschreiben für poetische Productionen erlassen; jetzt liegt die Entscheidung des Preisrichtercollegiums uns vor, das aus

den Herren Klaus Groth, Robert Hamerling, dem Redacteur des „Deutschen Dichterheim", Paul Heinze, Albert Möser, Julius Sturm und Albert Träger, also aus sehr namhaften Dichtern bestand, die allerdings dadurch von der Mitbewerbung ausgeschlossen waren. Einstimmig wurde die Preiskrönung eines lyrischen Gedichts abgelehnt. Die Ballade „Masaniello" von dem talentvollen Novellisten Konrad Telmann erhielt den für die beste Ballade ausgesetzten Preis von 100 Mark. Von den eingesendeten poetischen Erzählungen wurde zwei Gedichten der gleiche Werth zugesprochen: „Godwin" von Julius Große und „Ahasver" von einem jungen königsberger Dichter Paul Block. Da der ausfallende Preis für das beste lyrische Gedicht zur Verfügung stand, so wurde jedes dieser beiden epischen Gedichte mit je 100 Mark prämiirt. Daß es im deutschen Dichterwalde nicht an Sängern, wenngleich vielleicht an sonstigen Spaziergängern fehlt, beweist die Thatsache, daß bis zum Schlußtermin der Einsendungen, dem 10. September 1884, 429 Gedichte eingegangen waren. Die Novellisten sind freilich noch zahlreicher als die Lyriker.

Als Curiosum erwähnen wir noch, daß einen für das beste Studentenlied ausgesetzten Preis ein Mädchen, Frida Schanz, die Tochter von Julius und Paulie Schanz in Dresden, erhalten hat und zwar nach dem Urtheil von Preisrichtern, die der Universität zum Theil so nahe stehen wie Felix Dahn. Das Gedicht ist artig und hübsch, aber mehr mädchenhaft als studentisch.

Das Feuilleton der „Neuen Musikzeitung" (Köln, Tonger) hatte drei Preise für die drei besten eingesandten Erzählungen ausgesetzt: infolge dieses Preisausschreibens gingen gegen 800 Manuscripte ein. Die Preise waren freilich ansehnlicher als die vom „Deutschen Dichterheim" ausgesetzten. Den ersten Preis von 600 Mark erhielt die Erzählung „Ein verlorenes Leben" von L. Herzog in Hannover; den zweiten Preis (300 Mark) die Erzählung „Der Fischerknabe von Reichenau" von Emil Freiburger in Illenau; den dritten (150 Mark) die Erzählung „Unmusikalisch" von Alexander Baron Robert. Außerdem wurden aus den Concurrenzarbeiten über 40 Feuilletons erworben. Felix Dahn in Königsberg, Ernst Pasqué in Darmstadt, August Reiser in Köln hatten die Entscheidung: die Redactionen der Familienblätter und sonstigen Journale sowie der Zeitungsfeuilletons sind dadurch um einige Adressen reicher geworden. Die „Neue Musikzeitung" erläßt jetzt ein neues Preisausschreiben für Feuilletons kleinen und kleinsten Umfangs, heitern und humoristischen Genres, deren Umfang höchstens drei Spalten umfassen darf, und setzt dafür drei Preise von 200, 150 und 100 Mark aus.

— Heinrich Groß, Gymnasialprofessor in Triest, hat ein umfangreiches, dreibändiges Werk herausgegeben: „Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Wort und Bild" (Berlin Thiel). Das größere Werk ist, wie der Verfasser in der Vorrede mittheilt, aus einem Schulprogramm herausgewachsen, das in Buchausgabe 1882 bei Gerold's Sohn in Wien erschien: er hatte sich darin ausdrücklich vorbehalten, dem kurzen Abriß einer Geschichte der deutschen Frauenliteratur baldmöglichst als Ergänzung eine Sammlung von Proben aus den Schriften deutscher Frauen folgen zu lassen. „Die vorliegende Sammlung soll", sagt er in der Vorrede, „dazu beitragen, das Vorurtheil gegen die Frauenschriftstellerei zu beseitigen. Allerdings sind es nicht lauter Perlen, die der Herausgeber in diesem Sammelwerk aufgenommen hat; allein er wollte ja nicht eine Blütenlese im landläufigen Sinne des Wortes bieten, sondern durch bezeichnende Proben die einzelnen Schriftstellerinnen ausreichend charakterisiren. Ob ihm dies gelungen, mögen Kenner entscheiden. Daß auch dieses Sammelwerk kein vollständiges und erschöpfendes Bild der Entwickelung und des heutigen Standes unsers Frauenschriftthums liefert, darüber gibt sich der Herausgeber keiner Täuschung hin. Mancher Leser wird vielleicht seinen Liebling vermissen. Allein einmal war mit Rücksicht auf den Umfang und die kostspielige Herstellung des Werks eine Beschränkung geboten, andererseits hatte der Herausgeber bei Beschaffung des Materials mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen." Die Sammlung beginnt mit einigen ältern Schriftstellerinnen, aber sie geht schon im ersten Bande auf Dichterinnen der Neuzeit über, denen die beiden folgenden Bände ausschließlich gewidmet sind. Offenbar leidet die Sammlung aber an einem Zuviel, denn es sind Novellistinnen mit aufgenommen, die kaum beachtenswerth erscheinen dürften. Vor allem aber fehlt die Charakteristik und Kritik: wahrscheinlich ist sie in jener ersten Schrift enthalten, die wir nicht kennen; aber die kurzen biographischen Notizen hätten doch durch eine kurze Charakteristik der Schriftstellerinnen ergänzt werden können. Die Proben sind mit großem Fleiß ausgewählt; aber der Gesammteindruck ist doch die Ueberflutung unserer Literatur mit mittelmäßiger Frauenarbeit. Die Bilder der Schriftstellerinnen bilden keine Schönheitengalerie; das liegt aber zum Theil daran, daß sie meistens in reifern Jahren sich photographiren ließen. Einige wie Elise Schmidt freilich sind abgebildet in der Blüte ihrer Jugend, die sie jetzt längst abgestreift haben. Frauen, die in ihrer Jugend ebenso schön waren, wie Luise Aston, erscheinen hier mit den Zügen des grämlichen Alters abgebildet. Dadurch entsteht denn doch eine Ungleichheit, die man störend empfindet. Von einigen schönen Frauen, wie Valeska Voigtel, fehlen die Bilder, andere sind wieder entschieden ungünstig aufgenommen; doch bleibt der Gesammteindruck, daß die Musen und Grazien auf dem deutschen Parnaß nicht Hand in Hand gehen.

Bibliographie.

Anti-Heureka. Gesammelte Bruchstücke von Mephisto. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 50 Pf.

Burg, F., Die älteren nordischen Runeninschriften. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 M.

Bütow, O., Wie ein Schwank entsteht! oder der Raub der Sabinerinnen von Franz und Paul v. Schönthan. Ein Briefwechsel. Leipzig, Lemme. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dahlen, G., Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft. Berlin, P. Lentz. Gr. 8. 3 M.

Gespräche Friedrichs des Großen mit Henri de Catt. Leipzig, Grunow. 8. 4 M. 50 Pf.

Harms, F., Metaphysik. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von H. Wiese. Breslau, Köhler. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hegewald, Vor dritthalbtausend Jahren. Des Assessors Ani Bewerbung um die Hand von Anta, der Perle von On. Nach ägyptischen Quellen bearbeitet. Meiningen, Keyßner. 8. 1 M. 20 Pf.

Helbig, F., Die Brautfahrt. Dramatisches Festgedicht. Gera, Bnrow. 1884. 8. 50 Pf.

Huth, Hermann Wagner. Ein Lebensbild für seine Freunde und Verehrer. Bielefeld, Helmich. 12. 60 Pf.

Jettmar, J. B., Lenin und seine Fürstengräber. Nebst der Weissagung des Abtes Hermann von Lenin. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Klemm, M., Michael Neander und seine Stellung im Unterrichtswesen des 16. Jahrhunderts. Inauguraldissertation. Großenhain. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Krüger, H., Gedichte. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben von seinen Kindern. Elbing, Saunier. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Leiden und die Auferstehung Jesu Christi. Passionsspiel mit Gesang und lebenden Bildern von einem Priester des Bisthums Mainz. Mainz, Kirchheim. 1884. 8. 80 Pf.

Nohl, L., Die geschichtliche Entwickelung der Kammermusik und ihre Bedeutung für den Musiker. Gekrönte Preisschrift der von dem St. Petersburger Verein für Kammermusik 1881 veranstalteten internationalen Preis-Concurrenz. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Prillwitz, P., Hie Welf! Stimmen des Rechts, für Braunschweig und Deutschland gesammelt. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 90 Pf.

Reißmann, A., Die Oper, in ihrer kunst- und kulturhistorischen Bedeutung dargestellt. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Schäffle, A. E. F., Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann zur Ergänzung der „Quintessenz des Socialismus". Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Pädagogische Studien. Neue Folge. Herausgegeben von W. Rein. Jahrg. 1885. 4 Hfte. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Tauscher, J., Geschichte der Jahre 1815 bis 1871. Kurz zusammengefaßt. 1ste Lfg. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 76 bis 82.

Deutscher Reichstag. — Die zukünftige Gestaltung Aegyptens. (II.) — England und Rußland in Centralasien. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1884. (II/III.)

Die geologische Katastrophe der Sintfluth. Von J. Walther. — Ein neuer Gegner des Griechischen. Von Th. Ziegler. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Philipp von Jolly. (Nekrolog.) — Die Schlacht von Shiloh. — Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität. — Die Abnahme des Typhus in München. Von O. Bollinger. — Musikalisches aus Rom. Von H. Wichmann. — Neueste Goethe-Literatur. Von M. Koch. (I/II.) — Julius Alexander Schindler. (Nekrolog.) — Von der Weltausstellung in New-Orleans.

Fliegende Blätter des Cobden-Clubs. — Volkswirthschaftliches und Staatsfinanzielles aus Rußland. — Geschichtliche Jahresberichte: Bayerische Vereinsbank. Bayerische Handelsbank. Bayerische Landesbank, München. Spinnerei und Weberei Erlangen. Spinnerei und Weberei Ulm. Export-Musterlager Stuttgart. Baumwollspinnerei Unterhausen. Wiener Bankverein. Coburg-Gothaische Creditgesellschaft. Württembergische Hypothekenbank. Deutsche Reichsbank. Ungarische Creditbank. Oesterreichische Creditanstalt.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Vierter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Lord Castlereagh und die Ministerconferenz zu Langres am 29. Januar 1814. Von Prof. W. Oncken. — Papstwahl und Laieninvestitur zur Zeit Papst Nikolaus' II. Von Dr. K. Panzer. — Kaiser Heinrich VII. in Italien. Von Dr. G. Weber. — Johann von Staupitz und das Waldenserthum. Von Dr. L. Keller. — Joseph August du Cros. Ein diplomatischer Abenteurer aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. Von Prof. Dr. H. Breßlau. — Brandenburg und Frankreich 1688. Von Prof. H. Prutz. — Mario Galeota. Zur Geschichte der Reformation in Neapel. Von Prof. Dr. K. Benrath. — Die Besetzung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen. Von Dr. W. Stricker. — Zunfthändel im 16. Jahrhundert. Von Prof. Dr. W. Stieda.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. In dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu besonders mannichfachem, gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Neunzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Hugo Schenk, Karl Schlossarek, Karl Schenk. (Räuber und Mädchenmörder. Wien 1884.) — Georg von Majlath, der Judex Curiae von Ungarn, und seine Mörder. (Budapest 1883—84.) — Das Attentat auf den König Humbert I. von Italien durch Giovanni Passanante. (Neapel 1878—79.) — Der florentiner Bombenproceß. (1878—79.) — Karl F. Kring, der Mörder seiner Geliebten. (Saint-Louis 1875—83.) — Der Hoffourier Joseph Schmid, genannt Ferrari. (Diebstahl. München 1883—84.) — Der Proceß von Tisza-Eszlar. (Ungarn 1883.) — Nachträge zu dem Processe von Tisza-Eszlar.

Wie die vorstehende Inhaltsangabe zeigt, führt dieser neue Band des beliebten Sammelwerks eine Reihe von Criminalfällen vor, die alle den letzten Jahren angehören und fast sämmtlich das außerordentlichste Aufsehen erregt haben. Die sachkundige und streng objective Behandlung, welcher „Der Neue Pitaval“ die dauernde Gunst des juristischen wie des Laienpublikums verdankt, wird auch diesmal nirgends vermißt werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Handels-Correspondenz

Französisch-deutsch und deutsch-französisch.

Eine Sammlung von kaufmännischen Musterbriefen und Formularen, mit grammatikalischen und sachlichen Erläuterungen.

Von

Carl Wagner.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Mit Hülfe dieses nach einer durchaus praktischen Methode verfaßten Lehr- und Handbuchs, das dem Lehrer wie dem Schüler gleich gute Dienste leistet, ist jeder genügend Vorbereitete im Stande, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem fertigen französischen Correspondenten heranzubilden.

In demselben Verlage erschien:

Wagner, Carl. Lehrbuch der Handels-Correspondenz Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Illusionen.

Eine psychologische Untersuchung von

James Sully.

Mit 7 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 62. Band.)

Der Verfasser behandelt in diesem Werke das gesammte Gebiet des Irrthums, indem er nicht blos die Sinnesillusionen, sondern auch die sonstigen gemeinhin als Illusionen bezeichneten Irrthümer in den Kreis seiner Untersuchung zieht. Ueberall wird der Massstab der physiologischen und psychologischen Wissenschaft angelegt, doch in so klarer und fasslicher Darstellung, dass jeder Gebildete den hoch interessanten Ausführungen ohne Mühe zu folgen vermag.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1885. Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GERMANISCHE REGION Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 9. April 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber Romancyklen. Von Rudolf von Gottschall. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Lyrisches und Episches. Von Emil Taubert. — Schriften über das höhere Schulwesen. Von A. Sulzbach. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Romancyklen.

Die Genußfähigkeit unsers Publikums in Bezug auf Romanlektüre hat sich gegen früher gesteigert: man kann demselben in Bezug auf den Umfang der Romane jetzt größere Zumuthungen stellen als im vorigen Jahrhundert. Der vielbändige Roman von Hermes war doch damals eine Ausnahme: in noch frühern Zeiten haben freilich Rabelais und Lohenstein auch auf ausdauernde Leser gerechnet. Die neunbändigen Romane gehören aber erst unserm Jahrhundert an. „Le juif errant" von Eugène Sue, „Luigia Sanfelice" von Dumas und andere Romane der Romantiker brachten auch in Deutschland die umfangreichen Romane in Schwung: Karl Gutzkow mit seinen „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom" schuf große Culturgemälde; doch er sah sich genöthigt, den Umfang von neun Bänden in usum Delphini wesentlich abzukürzen und bequemere Ausgaben für ein Lesebedürfniß von kürzerm Athem zu veranstalten. Die neun Bände im Verlag von F. A. Brockhaus verwandelten sich in vier Bände im Verlag von O. Janke, und obschon der compresse Druck der letztern den Unterschied der Bändezahl einigermaßen wieder ausglich, so muß es doch als ein heroischer Entschluß des Dichters betrachtet werden, den Rothstift in so energischer Weise zu handhaben und sein eigenes Werk so grausam auf das Prokrustesbett zu legen.

Unser Publikum ist durchaus nicht so zur intimen Lektüre geneigt, wie das wol früher der Fall war: die Männer lesen Zeitungen, die Frauen und Mädchen die Familienblätter mit und ohne Illustrationen: wo sind nun die Leser und Leserinnen, welche für so umfangreiche Romane die nöthige Muße und Aneigungsfähigkeit haben? Dieser stille Cultus muß, trotz des Zeitgeschmacks, der auf das Leichte, Fragmentarische, Feuilletonistische gerichtet ist, doch noch eine beträchtliche Zahl von Anhängern und Anhängerinnen haben: sonst würden auch die Romane von Freytag und Ebers nicht als Geschenkliteratur einen so überaus großen Absatz gefunden haben. Von dem neunbändigen Roman ist man inzwischen schon zurückgekommen; Verleger und Publikum hatten zuletzt eine solche Scheu vor ihm, wie die englischen Matrosen vor der neunschwänzigen Katze; doch man hat einen andern Weg gefunden, die Leser auf längere Zeit unlösbar an sich zu fesseln — und zwar durch den Romancyklus. Der Cyklus besteht auch oft aus einer beträchtlichen Zahl von Bänden, aber jeder Band enthält einen Roman für sich; alle sind sie übrigens entweder durch einen Grundgedanken oder durch die genealogische Tabelle aneinandergekettet, und der gewissenhafte Leser wird alle diese Bände absolviren, wie er früher die zahlreichen Bände eines einzigen Romans absolvirt hat, schon um den Intentionen des Schriftstellers gerecht zu werden. Doch das Band ist lockerer, welches Autor und Leser verknüpft; jeder einzelne Band nimmt eine gewisse Selbständigkeit in Anspruch; man kann desertiren nach der Lektüre eines jeden; man hat etwas Ganzes genossen und braucht ja nicht zu beachten, daß dieses wieder der Theil eines größern Ganzen ist. Wer freilich wissen will, was aus dem Hauslehrer Oswald Stein wird, der muß nach den „Problematischen Naturen" Spielhagen's auch noch „Durch Nacht zum Licht" lesen; ein minder wißbegieriger Leser begnügt sich mit dem vorläufigen Abschluß des ersten Theils.

Hier tritt uns gleich ein Hauptunterschied der Romancyklen entgegen: die einen führen in gesonderten Romanen das Leben desselben Helden weiter; die andern geben ein Culturgemälde der Epoche, das in verschiedenen Lebens-

läufen sich abspiegelt; noch andere springen über die Kluft der Zeiten hinweg, illustriren in einzelnen Bildern, die an demselben Stammbaum aufgehängt sind, die Culturgeschichte eines ganzen Volks. Das Werk, an welches wir dabei denken, ist der Freytag'sche Roman „Die Ahnen": ein Werk, das sich durch solche Bezeichnung als ein Ganzes ankündigt, während es doch nur ein Romancyklus ist, dessen einzelne Theile ein durchaus selbständiges Interesse in Anspruch nehmen, und ihre gemeinsame Verknüpfung nur dadurch geschieht, daß die einzelnen Helden aus einer und derselben Familie stammen, die noch dazu im Laufe der Zeiten ihre ritterlichen Antecedentien abstreift und sich ins Bürgerliche übersetzt. Die Absicht des Dichters, die deutsche Culturgeschichte durch solche feinerfundenen Erzählungen zu illustriren, mag es erklären, daß sie in so willkürlicher Weise aneinandergereiht sind; die einzelnen Zurückverweisungen auf diese oder jene früher erzählte Thatsache der Vergangenheit genügen nicht, für den Zusammenhang der Geschichte irgendein Interesse zu erwecken.

In Frankreich hat zwar Alexandre Dumas der ältere einzelnen historischen Romanen Fortsetzungen angefügt, welche die Handlung weiter führen; doch der eigentliche Romancyklus ist erst in neuester Zeit Mode geworden. Emile Zola mit seinem so überaus erfolgreichen Cyklus „Les Rougon-Macquart" hat hierin die Bahn gebrochen: er nennt das Werk „Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire"; es ist eine Familiengeschichte, aber keine, die durch Jahrhunderte hindurch reicht, sondern die sich in neuester Zeit in einer bestimmten Epoche abspielt: sie soll ein vollständiges Bild derselben und auch der Gegenwart geben; denn in den socialen Verhältnissen ist das second empire in Frankreich noch nicht überwunden. Der Familienzusammenhang selbst ist auch in dieser Geschichte ein lockerer; jeder Held der einzelnen Romane steht für sich. Wir brauchen ja blos an die berüchtigte „Nana" zu erinnern oder an Octave in „Pot-Bouille". Außer dem, wir möchten sagen standesamtlichen Nachweis, daß die Helden zu einer und derselben Familie gehören und von welchem Zweige sie stammen, sind ja fast gar keine gegenseitigen Bezeichnungen zwischen den Familiengliedern vorhanden; jeder Held abenteuert für sich in der Welt herum, und irgendein Stück socialen Lebens wird bei diesen Abenteuern mit ans Licht gezogen. Zola's starkes, aber durch eine falsche Doctrin auf Abwege gerathenes Talent hält allerdings diese zerstreuten Schilderungen energisch in dem einen Brennpunkte zusammen, in der einschneidenden und oft brutalen Kritik der heutigen französischen Gesellschaft in allen ihren Schichten. Seitdem „Pot-Bouille" durch die cynische Darstellung des kleinen Bürgerthums und seines Familienglücks die üppigen Schilderungen der „Nana" ergänzte, sind wieder drei Romane des Cyklus erschienen: „Au Bonheur des Dames", „La joie de vivre" und „Germinal", in denen wenigstens nicht von Anfang bis zu Ende die Liederlichkeit unter die Lupe genommen wird, ja die zum Theil, wie „Germinal", die Lieblingsdomäne der Zola'schen Erfolge nur streifen.

Schon aber kündigt sich ein neuer Romancyklus an, der eine noch weiter reichende culturgeschichtliche Tendenz verfolgen und den Niedergang der lateinischen Rassen darstellen will. Es ist das der erste Band der „Études passionnelles de décadence", der soeben unter dem Titel „Le vice suprême" erschienen ist. Der Verfasser, Josephin Péladan, hat bisher einige Schriften, besonders Studien über Marion Delorme, veröffentlicht. Das Titelblatt des Romans zeigt uns ein wahres Schauerbild: ein mit dem Ordensfrack bekleidetes Gerippe lüftet einen Sargdeckel und läßt uns ein anderes, ein weibliches Gerippe sehen, das in der einen Hand den Ballfächer hält und mit der andern die Kleider in die Höhe hebt wie eine Cancantänzerin. Oben fliegen einige Raben; unten aber sieht man als Reliefbild des Sarkophags die Wölfin, unter welcher Romulus und Remus im Todesschlummer liegen. Josephin Péladan gehört nicht entfernt den radicalen Naturalisten an, die in Bezug auf politische und religiöse Gesinnung auf der äußersten Linken stehen; er ist Legitimist, und das Thema, das er illustriren will, lautet in kurzer Faffung: Frankreich muß gut katholisch werden, oder es ist verloren! Merkwürdig ist nur, daß, von so entgegengesetzter Seite kommend, Zola und Péladan sich in der Mitte treffen: Péladan ist in seinen Schilderungen der Corruption ebenso wenig zurückhaltend wie Zola; ja er sucht ihn noch zu überbieten; die Kapitel, welche das Mannweib, den Hexensabbat und die sapphische Liebe schildern, die ganze geschlechtliche Physiologie, die hier ihre Experimente macht: das ist alles auf den gleichen Ton gestimmt wie die Kapitel der „Nana" und des „Pot-Bouille": nur daß der Mysticismus und Magnetismus wie bisweilen bei Balzac, so auch in „Le vice suprême" eine große Rolle spielt. In der That hat der Romancyklus Balzac's: „La comédie humaine", gewiß sowol Zola wie Péladan, der bisjetzt aber aus seinem mit der katholischen Tendenz vergitterten Käfig erst einen Vogel fliegen ließ, bei ihren Cyklen vorgeschwebt.

Was wir bei diesen neufranzösischen Cyklikern, die wie die nachhomerischen gut zu fabuliren verstehen, vermissen: das ist die künstlerische Gliederung des Ganzen in seine einzelnen Theile aus einer Idee heraus mit innerer organischen Nothwendigkeit: bei ihnen ist alles zufällig zusammengewürfelt, hat keinen Anfang und kann kein Ende haben; es sind Geschichten wie die Märchen der Scheherezade; es können deren hundert oder tausend folgen: aber ein Cyklus soll von innen heraus gegliedert und nicht ein bloßes Conglomerat von Geschichten sein.

Rudolf von Gottschall.

Neue Romane.

1. Schachmatt. Roman von Ewald August König. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 5 M.
2. Die alte Mühle. Roman aus jüngst vergangener Zeit von C. W. E. Brauns. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 4 M.
3. Der Schandfleck. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. Neue umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. 8. 5 M.
4. Torald, der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz. Von Oskar Gutsche. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1885. 8. 15 M.

Zwei Gesellschaftsbilder neuesten Schlags, eine österreichische Dorfgeschichte, und das Curiosum eines halbgeschichtlichen Romans.

Ewald August König, der Verfasser von „Schachmatt“ (Nr. 1), liebt es, complicirte Verbrechergeschichten auszuspinnen, wie sie dem scharfsichtigen Criminalrichter Anlaß geben, die mannichfach verschlungenen Fäden zu entwirren und das Dunkle klarzulegen, und er hat dazu zweifellos Geschick. Die Geschichte des Bankhauses Wildenbruch und seines Chefs, des Commerzienraths Franz, hat nicht den Reiz der Neuheit; in unsern Jahren, wo das Aus- und Durchbrechen der Bankkassirer etwas Epidemisches geworden, ist Dutzenden von bedeutenden Firmen Aehnliches passirt; wir lesen aus aller Welt Enden her oder aus nächster Nähe heute einen, morgen einen andern Fall und haben sie übermorgen als etwas Alltägliches vergessen. Die Sache verläuft in dem Roman so: Das Haus Wildenbruch ist altrenommirt und von zweifelloser Solidität, Franz bis dahin dessen tüchtiger und wohlbewährter Vertreter. Da läßt er sich, beeinflußt durch sein schlaues Factotum, den Buchhalter Wendstern, zu einer ersten Schlechtigkeit verleiten, indem er als Vormund seines verwaisten Brudersohnes dessen Vermögen verheimlicht und für sich einsteckt. Von da an geht das Haus auf gewagte Speculationen ein und sinkt; als der Schiffbruch da ist, stiehlt der Buchhalter noch die letzten 60000 Thaler aus der Kasse und flieht mit Hinterlassung eines höhnischen Briefs. Das Haupt des Hauses trifft der Schlag. Da tritt der stille Sohn Theo ein, der bis dahin mehr zum Gelehrten als zum Kaufmann angethan schien; ebenso energisch wie klar und ehrenhaft rettet er die Ehre der Firma. Dem Diebe wird der große Raub abgejagt, von den Gläubigern vertrauensvoll Stundung gewährt, reiche Geldmittel spendet ein mittelbar Betheiligter; das Haus Wildenbruch blüht geläutert und gefestigt neu auf, und nebenbei während des immerhin sorgenschweren Abwickelungsprocesses gewinnt der neue Chef eine zwar nicht reiche, aber längst innig geliebte und ebenso klar und treu wie fein denkende und sorgende Frau, die zuvor, als er noch der unbestritten reiche Bankierssohn war, aus delicatem Ehrgefühl seine Werbung ausgeschlagen hatte, nun aber selbst dem Verlassenen Hand und Herz bietet.

Was gut an dem Roman, das ist die unbedingte Wahrheit und Natürlichkeit der Charaktere und Situationen, daß er sich freihält von Gesuchtheit, Uebertriebenheit oder Effectsucht, die sonst ja gerade dieser Art von Schriften so nahe liegen. Er schildert das Geschäfts- und Gesellschaftsleben unserer Tage, und folgende Typen heben sich besonders ab: Als recht gelungen die Schneider-Rentiersfamilie Bauerband, reich geworden, aber weder vornehm noch fein und gebildet; die Leute hocken auf ihrer bunt ausstaffirten Villa und machen sich lächerlich durch halb tölpisch bäuerisches Wesen, versöhnen aber durch eine unwiderstehliche Gutmüthigkeit. Die Geschichte, wie sich der Schneider malen läßt im reinsten Olivenöl, ist voll des köstlichsten Humors. Da ist ferner neben dem vollendeten Schurken Wendstern ein höchst hoffnungsvoller Ansatz zu einem solchen in dem Portierssöhnchen Daniel, dem jungen Markthelfer des Geschäfts, der en detail die kleine Kasse bestiehlt, ein ebenfalls diebisches Dienstmädchen zur Geliebten hat, schlau dem ungetreuen Buchhalter auf die Fersen tritt und sich ein Sümmchen von dessen Raube erpreßt, mit welchem er ebenfalls durchbrennen will. Da ist in dem vom eigenen reichen Oheim bestohlenen Hugo Wildenbruch der verunglückte Schauspieler, dito seines Zeichens Bummler, daneben aber eine durchaus treue und gutmüthige Seele, die es durch Glück noch zu etwas bringt: er gewinnt nämlich die Liebe der Schneider-Rentierstochter, mit ihr viel Geld und wird nun gar Associé des neu aufsteigenden Bankhauses. Da ist ein etwas grober, aber durchaus tüchtiger und klar ins Leben blickender Maler, eine am rechten Platz energisch eingreifende Urnatur. Da sind einige vornehme, aber ärmlich von ihrer Pension lebende Offiziersfamilien.

Alles vollständig aus und nach dem Leben, voll realistischer Wahrheit. Die Erzählung läuft, und der Organismus klappt. Es ist keineswegs eine hervorragende Arbeit, nur ein Roman wie hundert andere auch; aber man kann ihn getrost zur Lektüre empfehlen. Vielleicht mahnt euch manches Gesicht an Physiognomien, denen ihr im Leben begegnet, seien es Gauner oder Ehrenmänner, oder das Schicksal des einen oder andern unter enern bekannten Geschäftshäusern spiegelt sich da ab; die Lehren, die ihr herausziehen könnt, sind handgreiflich und gesund, und ein ordentlich Stück Menschenkenntniß wird euch geboten.

Der Roman „Die alte Mühle“ von C. W. E. Brauns (Nr. 2) hat eine unzweifelhafte Wesensähnlichkeit mit dem ersten, nur mit folgendem Hauptunterschied: er spannt seinen Rahmen weiter, indem er nämlich parallel nebeneinander beide Seiten unsers modernen Geschäfts- und Gesellschaftslebens darstellt: die allerneueste Phase des Schwindels, der sorglosen Vergeudung und des jähen Falles, und dagegen die mehr patriarchalisch gestaltete des solid sparenden, mit Maß und Vernunft genießenden, mit sich, Gott und der Welt zufriedenen echt bürgerlichen Sinnes.

Wir leben zunächst mit einem alten wohlsituirten Bürgergeschlecht in einer netten deutschen Mittelstadt; die alte Mühle, die übrigens zur Zeit unserer Geschichte nicht mehr klappert, da sie in ein behagliches städtisches Wohnhaus umgebaut ist, beherbergt den Kämmerer Daniel Steinmann und seine unverheirathet gebliebene Schwester Klärchen, das Factotum des Hauses. Daniel war kurze Zeit verheirathet, die Frau ist längst todt, als Pfand der Ehe blieb eine sehr liebliche Tochter Sophie, die sich soeben auch verheirathet hat; und nun leben auf der Mühle in gediegenem Wohlstande Bruder und Schwester, schon in reifern Jahren, friedlich und sorgsam allein, und die Einförmigkeit ihrer Existenz wird nur durch den Verkehr mit guten alten Freunden unterbrochen. Sophie hatte in ihren Pensionsjahren einen Geschäftsmann modernsten Stils kennen gelernt, den hoch hinaus wollenden Generaldirector eines Eisenwerks, der anfangs gut rentirenden Theklahütte, und der junge Mann, von ihrer feinen Schönheit bestochen, hat sie als Frau heimgeführt und sein Haus auf großen Fuß eingerichtet. Nicht zum Glück und nicht zum Frieden! Der Generaldirector ist in der Hand des schurkischen Unterdirectors Alberti, und nun geht es den gewohnten Train und rasch. Die Herren vergeuden in unnützem Aufwande kolossal viel Geld, treiben Schwindel, speculiren schlecht und stehen nach kurzer trüglicher Blütezeit vor dem Bankrott. Alberti bestiehlt die Kasse und flieht, sein Chef hilft sich mit einem Pistolenschuß aus dem Leben. Der ganze Hergang, mit größter Einfachheit und voller Sicherheit nach dem Leben gezeichnet, stimmt höchst auffallend mit dem zusammen, was der König'sche Roman ausführt, sogar bis auf die Einzelheiten herab. Wir brauchen nur die Personennamen zu ändern und haben haarscharf die gleichen Thatsachen; natürlich, weil beide Autoren nur zu copiren hatten, was in den letzten zwanzig Jahren hundertfach vor unsern Augen passirt ist. Sophie, die zwar schon lange nicht mehr glücklich gewesen, da der kurze Liebesrausch des Herrn Ehegemahls bald verflogen und dem brutalen Benehmen des rücksichts- und gewissenlosen Geldprotzen gewichen war, ist von der ungeahnt furchtbaren Entwickelung tief erschüttert; sie kehrt ins Vaterhaus zurück, und die alte Mühle bewährt ihre freundlich beruhigende Kraft. Das Schicksal hat auch vollen Ersatz bereit. Ein treuer Jugendfreund ihres Hauses, der die Liebliche von jung an im Herzen trug, wartet ruhig die Zeit der treuen und nachzitternden Erschütterung bis zum Wiederaufwachen neuer Lebenshoffnung ab und bietet ihr dann die gern angenommene Hand. Ein besseres, ein nun auf Wahrheit gebautes Dasein hebt für die Geprüfte und Geläuterte an.

Manche Dinge spielen mit, die nicht als bloße Nebenpartien zu betrachten sind, da sie das Gesellschaftsbild nach den wesentlichsten Richtungen hin vervollständigen. So ist die ganze gefahrdrohende Arbeiterbewegung unserer Tage mit hereingezogen, das unruhige Gären und Verlangen und revolutionssüchtige Treiben dieser Kreise, aus denen uns die sociale Frage in ihrem neuesten Stadium als schwer beängstigendes Räthsel entgegentritt; und an dem unglücklichen Beispiel des einen dieser Arbeiter, eines fast leitenden intelligenten Kopfes, zeichnet sich die drohende Gefahr lebhaft ab. Ferner hängt mit dem wechselreichen Geschick des Hüttenwerks genau zusammen das ereignißschwere Leben des Rendanten Mai, eines tüchtigen und soliden und ebendarum verfolgten Mannes, und seiner schönen Tochter Marie, auf die der schurkische Director Alberti sein Auge geworfen. Eine eigene Nuance des Gesellschaftslebens spielt sich ab in dem alt ehrbaren Geschäftshause Klee u. Comp. Die Mutter, aus höherm Stande mit ungebührlichen Ansprüchen in diese ihr ziemlich schlecht passenden Verhältnisse hineingekommen, eine äußerlichst oberflächliche Natur, die mit ihrer schillernden Prunk- und Gefallsucht und den sehr kostbaren Neuerungen, Nichtigkeiten und fremdartigem Tand die altsolide Firma beinahe zu Fall bringt; und dagegen der ernst klare, besonnene und sicher rechnende Sohn, der den lang und fest begründeten Ruf des Hauses durch einfache Energie wieder zu Ehren bringt.

Der Roman ist so wenig eine hervorragende Leistung wie derjenige von König; aber er ist eine ganz nützliche Arbeit, gut zu lesen, gesunden Wesens, voll von beherzigenswerthen Lehren und Bildern.

Bekanntlich ist der ganz durch eigene Kraft emporgekommene deutsch-österreichische Dichter Ludwig Anzengruber vornehmlich Dramatiker, denn seine durch und durch volksthümlichen Stücke haben dem Namen außerordentliche Popularität verschafft. Was er bringt, das sind überwiegend frisch und energisch aus dem Bauernleben der österreichischen Gebirge herausgewachsene Gestalten. Realistisch scharf auffassende Beobachtungsgabe und zweifelloses Darstellungstalent sind seinen Schöpfungen eigen; das tritt auch in den Erzählungen, österreichischen Dorfgeschichten, deutlich zu Tage.

Der „Schandfleck" (Nr. 3) erzählt die sehr natürlich sich abwickelnde Geschichte dreier Familien auf ihren Bauernhöfen. Der Reinsdorfer ist ein ziemlich armseliges Bäuerlein, dessen Hof auch kaum die Haushaltung nährt. Nach langer friedlicher Ehe hat in einer unglücklichen Stunde die Bäuerin sich mit dem übermüthig vagabundirenden Müllerssohn vergangen; sie bekommt ein Töchterchen, das der Bauer, der in seiner still verschlossenen Weise darunter leidet und gleicher Art die ihm entfremdete Lebensgefährtin leiden läßt, als einen Schandfleck in der Familie aufnimmt. Aber trotz allem gewinnt das feine Mädchen mehr und mehr, Schritt um Schritt sein Herz, mehr als die rohen eigenen Kinder. Das Geheimniß der Schuld ist bis dahin unter den wenigen Betheiligten gewahrt worden, da tritt das Verhängniß dazwischen und bringt es zum Unglück aller an den Tag. Das geht so zu. Jener Müllerssohn, dessen reicheres Gut ganz nahe liegt, hat sich unterdeß nach seinem Herzen verheirathet, einen Haushalt begründet und ist ein tüchtiger Mann geworden. Er hat einen Sohn, der mit Reinsdorfer's Töchterlein aufwächst; die beiden jungen

Leutchen lieben sich heftig und können nur dadurch getrennt werden, daß man ihnen eröffnet, wer sie seien, nämlich von väterlicher Seite Geschwister. Damit ist in beiden Familien der Friede dahin. Der Müllerssohn, der etwas von dem wilden Blut des Vaters in sich hat, geht an der furchtbaren Enttäuschung zu Grunde; er wird ausgemachter Säufer und Raufer und kommt bei einer Schlägerei um. Das Mädchen wandert fort, tritt in fremden Dienst und besorgt bei dem sogenannten Grasbodenbauer die Pflege seines apoplektischen Töchterchens. Dabei hält sie sich so fein und wirkt so anmuthig und sorgsam, daß der reiche verwitwete Bauer unwillkürlich Liebe zu ihr faßt; die wird erwidert und aus beiden ein glückliches Paar. Schluß: der alte Reinsdorfer, dessen unglückliche Frau gestorben, wird vom eigenen rohen Sohn und der nicht minder rohen Sohnesfrau, dann von der Tochter und deren Mann schlecht behandelt; verstoßen, kommt er in der Verzweiflung zu der unechten Tochter, findet da Liebe und treue Sorge, stirbt aber nach wenigen Tagen.

In einfachst natürlicher Weise sind Personen und Situationen unmittelbar nach dem Leben gezeichnet. Anzengruber kennt das Volk der Bauern, kennt sein Gemüth, fühlt und lebt mit ihm; so sind, so reden und bewegen sie sich; das sind sie, kernig und eckig, das ihre guten und schlechten Wesenszüge. Die am meisten romanhafte Partie des Buchs ist die vom gewaltsamen Tode des Müllerssohnes. Der Eindruck einer förmlich naiven Auffassung und unmittelbarsten Natürlichkeit wird noch erhöht durch die häufige Dialekteinmischung, worin für den ferner stehenden Leser fast etwas zu viel gethan ist. Die Ausspinnung hat gerade die rechte Weite; zwei kleine Bändchen, so weit trägt die Handlung, ohne langweilig zu werden; die Personen sind eben zum Abtreten reif. Es gibt viel sprechende Auftritte; so auf den ersten Seiten, wie der alte Müller Herlinger im Sterben liegt und vom Kaplan die Sakramente empfängt mit der Mahnung, sich der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen, worauf er in seiner urnaiven Weltanschauung antwortet:

Nichts für ungut — aber wie man sich halt oft so Gedanken macht —, ich begreif' schon, mit ihm (dem Herrgott) vergleichen muß man sich wol, daß er es einem im Leben gut geschehen läßt; gut Freund muß man wol mit ihm bleiben, sonst verhagelt er einem die Felder und schickt Kümmerniß und Trübsal; aber man meint doch, für weiter hinaus könne er einem nichts mehr anhaben. Wenn es aus sein soll mit mir, wozu brauch' ich ihn denn? Wenn einer verstorben ist, so ist er wol ganz und gar verstorben.

Oskar Gutsche, der Verfasser des letzten Romans: „Torald, der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz" (Nr. 4), ist meines Wissens ein neuer Autorname in unserer Literatur und sein Werk ein gar absonderliches Product, das sich seltsam ausnimmt wie schon sein Titel, übrigens im großen Stil durchgeführt ist, denn die zwei Bände zählen nicht weniger als tausend Seiten.

Wir stehen in der Zeit Jesu Christi, und weit genug ist der locale Kreis, in dem wir herum geführt werden. Wir gehen nämlich vom germanischen Norden an der Vistulmündung aus, kommen über Rom und Griechenland bis nach Jerusalem und von da in die deutsche Heimat zurück; daraus läßt sich folgern, daß es an Material nicht fehlt. In ihrem engsten Rahmen ist die ablaufende Geschichte diese: Torald ist ein Häuptlingssohn der Gothonen. Von dem neidisch gewaltsamen ältern Bruder um Recht und Erbe verkürzt, verläßt er das väterliche Haus und lebt Jahre hindurch bei einer nahe verwandten fürstlichen Familie, an deren äußern und innern Schicksalen, namentlich den schweren Stammkämpfen, er thatkräftig theilnimmt. Arngrim, der eine Sohn des Hauses, hat vor Jahren das Vaterland verlassen und römische Dienste genommen, nun möchten die Aeltern ihn zurückrufen. Die Sendung übernimmt unser Held. Er fährt mit einem bis zur Vistulmündung und drüber hinaus streifenden griechischen Kauffahrer ab, kommt nach furchtbarem Sturm und in Gefahr, von dem türkischen Schiffsführer als Sklave verkauft zu werden, nach Rom, geht von da auf der Spur seines Vetters nach Griechenland und von hier nach Jerusalem, wo er den Gesuchten trifft, aber den zu Reichthum und Würde Aufgestiegenen nicht mehr zur Heimkehr bewegen kann. In Athen spielt ein verhängnißvolles Liebesabenteuer, die junge Geliebte fällt unter dem Dolch eines sie verfolgenden Eifersüchtigen, dessen Streich dem Jüngling galt. In die Heimat wieder eingekehrt, gewinnt er reiches Gut, Haus und Hof, dazu die innige Liebe der stolzen Tochter des Hauses, Adilgard, die seine treue Gattin wird. Mit den in regem Eifer draußen in der Welt gewonnenen besondern Kenntnissen und Fertigkeiten weiß er sehr kräftig auf seinen Stamm einzuwirken, bestimmt denselben zum Hinausgreifen auf die See und zu großer Colonisation. Aber er wird ebenso sehr beneidet, gefürchtet und gehaßt, zumal von der Priesterschaft, da er in der Ferne dem heimischen Cult fremd geworden ist. Als eine Epidemie ins Land kommt, sein geliebtes Weib und zwei Kinder hinrafft, da wird der Mann gewissermaßen als gottverhaßt gemieden, und er selbst ist gebrochen. Zum feierlichst verbotenen Anblick der Göttermutter Nerthus schleicht er sich heran, wird dabei ertappt, und unter priesterlicher Einwirkung verurtheilt ihn das Volksthing zum Tode. Als letzte Vergünstigung läßt man ihm die Wahl der Todesart; da treibt er in morschem Kahn steuer- und ruderlos ins weite Meer hinaus und ist verschollen.

Dies die inhalt- und wechselreiche Geschichte im Skelet. Nun liegt ihr Kern und geistiges Centrum sehr klar und in ausgesprochenster Weise offen; der unablässig bewegende Grundgedanke ist nämlich das Suchen nach dem wahren Gott. Er läuft durch alle Phasen im Leben Torald's: erst hält er zu der etwas düstern Majestät der altgewohnten heimischen Heidengötter; in Rom und Athen bewältigt ihn das heiter-menschliche und majestätisch personificirte Göttergeschlecht der Alten Welt; dann läßt er sich von dem Einen gewaltigen und finstern Gott der Juden predigen, tritt aber, in persönliche Beziehung zu dem sterbenden Weltheiland gekommen, zu dem christlichen Gott der Liebe über und

zu seinem auf die Erde heruntergestiegenen himmlischen Vertreter, dem Gottessohn. Das ist die Hauptpartie des Buchs. Nun geräth bei Tarold unter den folgenden schweren Schicksalsschlägen auch dieser Glaube ins Schwanken, sonst würde er nicht danach verlangen, das Geheimniß der altheidnischen Göttermutter zu schauen. Das ist sein Ende; wo der wahre Gott?

Das Werk macht einen sehr getheilten Eindruck. Inhalt hat es übergenug, Gehalt hat es auch und einen durchdachten Gedankenreichthum, den wir gar nicht in einem Roman suchen. Aber es fehlt ihm an Anmuth, künstlerischer Gestaltung und fesselndem Reiz. Ich machte es mir zur Gewissensaufgabe, die Lektüre zu Ende zu bringen, doch ein zweites mal geschähe das nicht. Der Wille des Autors ist kräftiger als sein Talent. Es ist viel von ernster philosophisch-theologischer Speculation darin; die suchen wir nicht und wollen sie in dieser Gattung von Werken nicht. Philosophischer Roman — schlechter Roman, und wenn es kein Roman sein soll (der Titel sagt darüber nichts), was dann? Wenn ich eine Abhandlung über den wahren oder falschen Götterglauben lesen will, dann greife ich nicht zu einem Werk wie das vorliegende. Es herrscht da wieder einmal dieselbe fatale Zweiheit wie bei den meisten historischen Romanen, die nicht zu runder künstlerischer Durchbildung gedeihen. Da findet sich im zweiten Bande auf nicht weniger als 270 Seiten die ganze Leidensgeschichte Christi abgehandelt, theils nach den evangelischen Erzählungen, theils mit allerlei romanhaften Zuthaten. Das ist zu viel und ermüdet; Schritt um Schritt vermindert sich das Interesse; all dies kennen wir ja von Jugend auf. Und ob es Beiwerk von glücklicher Erfindung sei, wenn der Autor z. B. durch einen in Athen reich gewordenen jüdischen Wechsler der Mutter Jesu, oder ihrem Sohn Gut und Geld anbieten läßt, damit sie sich ein sicheres Heim verschaffen, und zwar deshalb, weil jener Jude in seiner Jugend die Maria liebgehabt, das erscheint doch zweifelhaft. Vollständig richtig ist, daß der Autor nicht blos eine Fülle von Betrachtungen über die verschiedenen Religionen und die Consequenz ihrer Weltauffassung gibt, sondern dieselben zu einem förmlichen Zeit- und Culturbilde zusammenschließt, das unbefangen und wahrheitsgetreu gehalten ist, ohne Vorurtheil und Voreingenommenheit. Aber ebenso richtig auf der andern Seite, daß ihm eine künstlerische Gestaltung dieses Weltbildes nicht gelungen ist und nicht gelingen konnte, weil eine solche aus diesem umfangreichen und philosophirenden Entwurf überhaupt sich nicht herstellen ließ.

Zu den anziehendsten Partien des Buchs gehören Anfang und Ende mit ihren Darstellungen aus dem altgermanischen Leben. Zwar ist mir sprachlich die gleiche Erscheinung aufgefallen wie so ziemlich bei allen Autoren, welche sich auf das uns fremdartig anmuthende Gebiet der germanischen Ursitten begeben; sie alle nehmen unwillkürlich eine etwas eigenthümliche Sprachweise an, die sich charakterisirt nicht blos durch die Aufnahme einer starken Zahl ungebräuchlicher Ausdrücke und Bezeichnungen, sondern wesentlich auch durch eine gekünstelte Stellung der Satzglieder (Verschiebung von Object und Prädicat); das kommt mir stellenweis geziert vor. Ganz ähnliches findet sich in der specifisch christlichen Partie, wo der Ton die Färbung der biblischen Sprache annimmt. Aber es werden eine Fülle besonderer Cultur- und Sittenzüge beigebracht, und darin ist kräftiges Leben, ist Handlung. Da sind Striche, die auch den Kenner überraschen mögen; so die Geschichte von der grausamen Aussetzung armer Waisenkinder. Oder man nehme eine Stelle wie die folgende, die zugleich als Stilprobe gelten mag:

„Nicht thöricht erschien mir der greise Priester, der uns als Kinder einst zu sich rief, da er, von fernher kommend, in euern Höfen rastete. Seltsames erzählte der Seltsame. Aus salzigen Eisstücken, die nicht schmelzen in der Götter Hand, sind lichtklare Würfel gedreht, die leicht auf ihren geglätteten Kanten dahinrollen, wenn die Himmlischen sie aus dem goldenen Becher herausschütteln, den blinkenden Tisch entlang. Leicht werden die Waltenden müde den Würfelfall um das goldene Geräth; dann setzen sie ein das Schicksal der Menschen. Viele Gaben und Güter erwirbt wol ein gnädiger Gott seinem Liebling; manches aber muß er, wenn Unglück den Würfel rollt, daran geben von dem, was billig ein Mensch von der Götter Huld und rechtlichem Sinn erwartet.“ „Vieles“, antwortete Hiadnir, „haben die Menschen erkundet von dem Thun der Götter, und selbst ihr dereinstiges Schicksal raunen sich weise Männer nächstens ins Ohr. Daß die Gebietenden mit blinkenden Würfeln rollen, wissen die Verständigen wol; doch scheint's mir keine sichere Kunde, daß sie um das Schicksal der Menschen die Würfel im Becher rütteln, denn das Elend der Sterblichen ist Göttern und Menschen eine Trauer.“

Die Darstellung wird schwächer, wo wir Rom, Athen und Palästina den Augen vorüberziehen sehen. Wir merken deutlich, nur zu deutlich die Anstrengung, die der Autor macht, um insbesondere Größe und Pracht des alten Rom uns zu vergegenwärtigen; aber es fehlt ihm an beidem, an Energie der Anschauung wie der Diction. Wer die großartigsten Bildungen der Alten Welt — Rom und Athen — als Schilderungsobject vor sich hat, dazu das seltsam berührende Land und Volk von Palästina, der muß Größeres leisten, um auf der Höhe seines Gegenstandes zu bleiben.

Ich bezweifle sehr, daß sich jemand für den weitschichtigen Roman Gutsche's begeistern kann; es ist eine zwiespältige Schöpfung, schwerfällig und langweilig, übrigens ein nicht tendenzfreies Curiosum. J. J. Honegger.

Lyrisches und Episches.

1. Nix für unguet! Schnaderhüpfeln von Hans Grasberger. Leipzig, Liebeskind. 1884. Gr. 16. 2 M.
2. Wanderlieder aus den Alpen. Von Rudolf Baumbach. Mit Randzeichnungen von Johann Stauffacher und einem Holzschnitt nach dem Gemälde von E. Heyn. Leipzig, Liebeskind. 1883. Gr. 4. 10 M.
3. Idyllen und Scherze. Neue Gedichte von Heinrich Seidel. Dritte Sammlung. Leipzig, Liebeskind. 1884. 12. 2 M. 50 Pf.
4. Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann von August Becker. Leipzig, Liebeskind. 1884. 16. 3 M.
5. Die Maid von Mirogh. Sita. Zwei Dichtungen von Bodo Wildberg. Dresden, Pierson. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Vesta. Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Herausgegeben von Elise Polko. Mit Illustrationen berühmter Meister. Fünfter Jahrgang. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1885. 8. 5 M.
7. Der dicke König. Ein Gedicht von Hans Herrig. Berlin, F. Luckhardt. 1885. 8. 4 M.
8. Aus Theodor Körner's Nachlaß. Liebes- und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Zum ersten mal vollständig und getreu nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters. Herausgegeben von Friedrich Latendorf. Mit dem Porträt von Antonie Adamberger. Leipzig, Schlicke. 1885. 8. 3 M.
9. Hinnerk Brodersen. Von Robert Geißler. Wismar, Hinstorff. 1880. 12. 3 M.
10. Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung von A. Brieger und K. von Rohrscheidt herausgegeben von G. Emil Barthel. Halle, Hendel. 1885. 8. 3 M.
11. Der Sänger von Ringgenberg. Eine Geschichte vom Brienzersee von T. G. Ywannow. Bern, Nydegger u. Baumgart. 1884. 12. 3 M. 50 Pf.

Eine kleine pointenreiche Abhandlung über „Herkunft und Wesen des Schnaderhüpfels" schickt Hans Grasberger (Nr. 1) seiner Sammlung anmuthiger Liederchen und Sprüche voraus. Es heißt darin mit vollem Recht:

So steht auch hinter jedem guten Schnaderhüpfel ein wirklicher, ein persönlicher Dichter. So ist das Schnaderhüpfel auch nicht das tändelnde, sentimentale Ding, als welches es manche Dichterlinge im Dialekt-Lodengewand in Verruf gebracht haben. Es ist vielmehr eine lebensvolle, gesunde und aufrichtige Poesie — das selbstgeschaffene Laienbrevier unsers Bauernstandes.

Auch hinter den vorliegenden, im frischen, kecken, oft übermüthigen Ton jener alpinen Volkslyrik gehaltenen Reimen steht ein Poet, der nach den eigenen Eindrücken im Schnaderhüpfeltakt „von des Aelplers Lust und Leid, Witz und Weisheit" zu sagen und zu singen weiß. Eine ängstliche Nachahmung hätte hier nothwendig scheitern müssen; denn aus den urwüchsigen Schnaderhüpfelzügen darf nicht das faltige Gesicht des Stubengelehrten hervorblicken. Der Dichter ist eben selbst zum Aelpler geworden, als er seine lyrischen Jodler erschallen ließ. Man höre z. B.:

Wetter.

's Deandl hat 'greint,
Und dö Liab hätt' an End,
Und wal i so ungab war,
Is s'ma fortg'rennt.
I mach ma nix draus,
Bis das Wetta si wend't,
Und eah no da Hahn werd krahn,
Is das End — z' End!

Wie reizend ist die Pointe des kecken Liedchens, wie natürlich und durchaus ungesucht der Tonfall! Nix für unguet, wenn auch der Kritiker, von den volksthümlichen Weisen angeheimelt, seine Anzeige des liebenswürdigen Büchleins mit einem Schnaderhüpfel beschließt:

Wie lacht so verführ'risch
Die Bergwelt ringsum!
Da sammle kein lyrisch
Herbarium!

Denn ein echt's Schnaderhüpfel
Gleicht dem Punkt auf dem i,
Und fehlt ihm das Tüpfel,
Hat's kein' Melodie.

Wer will bergen das Gras
Auf den Alpen im Schein,
Der muß halt — nun was? —
Ein „Grasberger" sein.

Auch das zweite Werk der heutigen Rundschau führt uns in die Alpenwelt: „Wanderlieder aus den Alpen" (Nr. 2). Die kleinen zierlichen Lieder verlieren sich fast in dem Folioformat des glänzend ausgestatteten Buchs, dem Stauffacher's treffliche Randzeichnungen ein besonders festliches Aussehen verleihen. Rudolf Baumbach besitzt das Geheimniß, sein anakreontisches Grundthema hundertfach zu variiren, ohne langweilig zu werden. Auch aus dem vorliegenden Werkchen klingen die alten, oft und gern gehörten Accorde; aber die landschaftliche Stimmung der Lieder gibt ihnen einen neuen Reiz. Neben sonniger Heiterkeit wird auch dem elegischen Ernst sein Recht. Das nachfolgende sehr ansprechende Gedicht „Kochelsee" diene zur Probe:

Ich zog auf steinigem Pfade
Und hielt am Bergsee an.
Am schilfigen Gestade
Lag ein bekränzter Kahn.
Drin sang das Kind des Fergen,
Ein Ruder in der Hand,
Und leuchtend über den Bergen
Die Maiensonne stand.
Im Spätjahr kam ich wieder;
Es war ein trüber Tag.
Kein Fischerkind sang Lieder,
Der Kahn im Trocknen lag.
Die Wetterwolken jagte
Der Herbstwind rauh und wild,
Und am Gestade ragte
Ein neues Marterbild.

Die neuen Gedichte von Heinrich Seidel, „Idyllen und Scherze" (Nr. 3), enthalten vieles Sinnige neben manchem Gleichgültigen. Reimlose iambische Quinare sind des Dichters Lieblingsform, und doch hätte gerade der Wohllaut des Zusammenklangs diesen schlichten Dichtungen

über die Gefahr der Monotonie etwas hinweghelfen können. Die Idyllen sind mehr mit feinen Zügen ausgestattete Situationsmalereien, als daß sie den ruhigen Wandel und das stille Wirken einfacher Menschen darzustellen versuchten; aber den weihevollen Frieden, den ein echtes Idyll athmen soll, prägen sie meist alle mit glücklicher Stimmung aus. „Das Wirthshaus zur Stranddistel" ist von besonderm Reiz. Mit den iambischen Quinaren wechseln gelegentlich trochäische Quinare, häufiger noch Dimeter, die ebenfalls den Reim verschmähen. Dann folgen schwungvollere iambisch-anapästische Rhythmen. In Hexametern gibt sich der humoristisch gehaltene Hymnus „Das Schwein" mit den literarhistorischen Zeilen:

Zwar schon sang uns sein Lob vor Zeiten der treffliche Uhland,
Pries es im Erbswurstlied der beschaulich-erbauliche Trojan,
Hat ihm ein Epos geweiht der weiberschreckende Herrig —
Allumfassend doch keiner erschöpfte des Schweines Bedeutung!

Zum Schlusse kommt dann endlich auch der Reim zu seinem Recht, in den scherzhaften Gedichten, in denen freilich mitunter der Ton zu den bekannten Bilderbogenklängen eines Busch herabsinkt; z. B.:

Die Musik ist heutzutage
Wol der Menschheit größte Plage:
Schauervolles wird erreicht,
Wenn der Mensch die Geige streicht,
Oder um die Abendröthe
Zwecklos bläst auf einer Flöte.
Und ich hege die Vermuthung,
Daß auch der Posaunen Tutung
Manchem wol bei Tag und Nacht
Keine große Freude macht.
Dieser schlägt mit viel Gebimbel
Grausamlich das Klavecimbel. . . .

August Becker bietet in dem „Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann" (Nr. 4) eine wol stark vermehrte lyrische Blütenlese aus seinem vor langen Jahren veröffentlichten lyrisch-epischen Gedicht gleichen Namens. Daß die Ueberarbeitung der Gedichte, die sich vielfach merkbar macht, nicht immer zu deren Vortheil ausgefallen ist, beweist z. B. das „Spielmannslied". Das in seiner frühern Fassung viel kürzere und sangbarere Lied begann mit den echt volksthümlichen Zeilen:

Ein Spielmann, der kann reisen,
Wol reisen durch die Welt.

Wie nüchtern und schwerfällig klingt dagegen der Anfang in der Neugestaltung:

Was Spielmann heißt, mag reisen
Und wandern durch die weite Welt.

Ueberall, im Lied wie im Romanzen- und Balladenartigen, trifft August Becker den Ton der schlichten, mehr oder minder warmblütigen Volksweise. Unsere Liedercomponisten werden es nicht bereuen, wenn sie sich dieses lyrischen Schatzes bemächtigen. Ja, manches Gedicht, das gesprochen ziemlich bedeutungslos erscheint, wird gewiß, weil es eine der Musik zugängliche Stimmung ausprägt, durch die Melodie des Tonsetzers einen erhöhten Werth empfangen. Die Noten der Kritik tadeln, die Noten der Musik adeln oft den Lyriker.

Bodo Wildberg bietet zwei epische Dichtungen: „Die Maid von Mirogh" und „Sita" (Nr. 5), deren zweite durch die freie, mehr das allgemein Menschliche betonende Behandlung eines alten arischen Sagenstoffs besonderes Interesse erweckt. Der Verfasser wählte den reimlosen trochäischen Dimeter als Versmaß. Seine Sprache ist hier und da noch zu wenig geklärt und leidet an Ueberladungen. Die Häufung der Attribute wirkt störend, z. B.:

Blüten wehn um die Pagode
In dem Hauch des wundersüßen,
Träumevollen, liebewarmen,
Mildbalsamischen Abendwindes.

Verstöße gegen den Rhythmus und gezwungene Wortformen sind nicht selten; so:

Plötzlich that die Tempelpforte,
Die herein vom Westhof führte,
Leise auf sich; König Alim
Stand auf der vergüldten Schwelle.

Oder:

Hinschritt er zur Priesterinne.

Wenig geschmackvoll erscheint die Wendung:

Halbbewußte Knabenliebe
Gohr sich aus in Nahir's Busen.

Dann heißt es:

Mit den Säulen schlank und zierlich,
Die Altane trugen, welche
Palmen wiederum mit Schatten
Und graziösem Grün versahen.

Ein anderes mal lesen wir gar:

Ach! der Diamant voll Sonne
Liegt im Kothe vor dem Eber!

Wunderliche Steigerungen werden mehrmals durch vielfache Wiederholung desselben Ausdrucks hervorgebracht:

Lang gedrückt, lang gequält, lang verhöhnt,
Lang in Pein, lang in Noth, lang in Schmerz,
Zucktest du blutlechzend Herz —
Doch der Ruf zur Rache ertönt,
Ertönet, ertönet, ertönet.

Sicherlich sind die Wiederholungen gleicher Prädicate derselben Helden seit den Tagen Homer's ein Kennzeichen des epischen Stils, und niemand nimmt Anstoß an dem stets wiederkehrenden „erfindungsreichen Odysseus" oder an dem „ehrwürdigen Pfarrer von Grünau"; aber wenn diese typisch auftretenden Wendungen gesucht und gekünstelt sind, werden sie verhängnißvoll.

Alim blickte hin auf Sita
Mit dem großen Blick der Liebe. . . .

Sah ihr in die braunen Augen
Mit dem großen Blick der Liebe. . . .

Und die Priest'rin schaut er an
Mit dem großen Blick der Liebe. . . .

Und der Himmel tief azurn,
Er, der blaue Himmel Indra's,

Auf die beiden niederschaute
Mit dem großen Blick der Liebe. . . .

Sah sie an zum letzten mal
Mit dem großen Blick der Liebe.

Trotz dieser und ähnlicher Ausstellungen läßt sich weder in „Sita" noch in der voraufgehenden Dichtung „Die Maid von Mirogh" ein wirkliches poetisches Talent verkennen, das nur der Läuterung und Reife bedarf, um in weitern Kreisen anerkannt zu werden.

Reichhaltige Gaben bietet der fünfte Jahrgang der „Vesta", des „Taschenbuchs für Deutschlands Frauen und Jungfrauen" (Nr. 6). Ein sinniges Stammbuchwort „Einem Mädchen" steuert Ernst von Wildenbruch bei; auch Graf Stadion, Franz Xaver Seidl, Schmidt-Cabanis und andere spenden aus ihrem lyrischen Füllhorn. Unter den novellistischen Beiträgen zeichnen sich die „Briefe aus Tirol und Verona" von Anna Freund aus; die Herausgeberin, Elise Polko, eröffnet den Band mit einer zierlichen Erzählung „Mutter und Tochter", die mehr ein anheimelndes, dichterisch fein abgetöntes Idyll als eine sogenannte spannende Novelle ist. Der Titel „Vesta" wird nirgends verletzt: die keusche Göttin des Herdfeuers waltet sittig über dem geschmackvoll ausgestatteten Almanach, und aus dem traulichen Knistern ihrer Flamme schlägt nirgends die Lohe einer unheiligen Glut hervor.

„Der dicke König", ein Gedicht von Hans Herrig (Nr. 7), zeigt das poetische Talent des Verfassers auf jeder Seite. In dem Nachwort des Dichters findet sich die Bemerkung: „Was das Gedicht soll, wird jeder sich auf seine Weise sagen können. Nach irgendwelchen speciellen Beziehungen möge man nicht suchen. Die Symbolik der Dichtung hat nur dann Berechtigung, wenn sie mit einer gewissen Vieldeutigkeit verknüpft ist." Aber gerade diese Vieldeutigkeit wohnt dem Werke Herrigs inne, und so wird der Leser sich trotzdem versucht fühlen, den symbolischen Gehalt dieser Verse zu ermitteln. Einem ganz unbefangenen Leser könnte sich die Vermuthung aufdrängen, es handele sich hier um eine Art von Nathan-Thema, wenn er auf die Hauptfiguren, die dem Christenthum, dem Islam und dem Judenthum angehören, sein Augenmerk richtet und die Verhältnisse derselben zueinander abwägt; aber so manche Wendung des Gedichts sowie der Name des Juden, den der Verfasser in seiner historischen Quelle als Chasdai vorfand und — sapienti sat! — in einen „Cohn ben Levy" umwandelt, lassen die Tendenz der Lessing'schen Parabel von den drei Ringen mehr und mehr in den Hintergrund treten und den einen der drei Ringe als einen in der That als unecht und falsch unterscheidbaren erscheinen. Der Dichter wählte reimlose spanische Trochäen, die fast durchgängig akatalektisch schließen. Glänzende und farbenprächtige Schilderungen von echt spanischem Colorit sind ein Schmuck des Buchs, und mancher feine humoristische Zug ergötzt. Von der flüssigen Sprache des Poeten mögen die folgenden Zeilen eine Probe geben:

O, wie schlug das Herz Don Sancho's,
Redondillo's Herz und Pedro's,
Als vom Grat sie des Gebirges
In die weite Ebne blickten,
Und zu ihren Füßen rollte,
Wie aus Nebeln sich ergießend
Und verlierend sich in Nebel,
Glänzend der Guadalquivir.
Bläulich dämmert es im Thale,
Dunstig liegt's und schwer darüber,
Doch, indem sie niedersteigen,
Nimmt es langsam an Gestaltung
Und fließt dennoch auseinander,
Wird zu einem weiten Meere,
Einem weiten Meer von Häusern,
Drin des Stromes Flut hineinstürzt,
Gleich als wär's ein großer Hafen,
Hätt' er hier erreicht die Küste.
Auch entwächst ein Wald von Masten
Diesem Hafen: Minarete
Sind's, unzählig, hoch gar manche,
Nebenbuhler fast der Berge;
Flammend glüht's auf ihren Spitzen,
Flammend glühn auch goldne Dächer,
Die ein Spiegel sind der Sonne.
Und wo weilte diese lieber,
Als wo solche Pracht zu schauen,
Solche Pracht, sich zu bespiegeln?
Was auf weitem Erdenrunde
Sah ihr ew'ges Auge Schönres
Als wie dich, o Stadt der Städte,
Nimmerdar genug gepries'nes,
Wundersames Cordova!

Friedrich Latendorf (Nr. 8) hat sich das Verdienst erworben, aus Theodor Körner's Nachlaß ein paar Liederperlen gehoben und in dem Nachwort seines Buchs einen dankenswerthen Beitrag zur Biographie und Kritik des gefeierten Sängers geliefert zu haben. Die an Körner's künstlerische Braut, Antonie Adamberger (später Frau von Arneth), gerichteten Gesänge liegen hier zum ersten mal vollständig vor. Ueber die von dem Herausgeber benutzte Quelle vernehmen wir Folgendes:

Unmittelbar nach der Vollendung der ersten Gesammtausgabe entschloß sich Körner's Mutter, die wichtige Handschrift, in der ihr Sohn seine Liebesgedichte nach ihrem Entstehen verzeichnet und gesammelt hatte, einem treuen Freunde ihres Hauses, dem langjährigen Hüter der Gräber ihrer Lieben zu Wöbbelin, Ludwig Wiechelt, zum Andenken zu übersenden. Die Uebersendung unterblieb aus zufälligen Gründen noch bis in den Sommer 1837. In dem begleitenden Briefe vom 14. Juli heißt es: „Längst hatte meine Liebe Ihnen dieses Buch zugedacht — es ist ganz von Theodor's Hand geschrieben, es wird Ihnen werth sein; mir ist es eine Freude, es in Ihren Händen zu wissen, zu wissen, daß es von treuen Händen zu treuen Händen kommt."

Aus der erwähnten Originalhandschrift sind sechzehn bisher unbekannte Gedichte geschöpft, vier ergänzt, die übrigen verglichen, und der überlieferte Text der Ausgabe mehr oder minder berichtigt worden. Unter den bisher ungedruckten Dichtungen ist der „Trauergesang eines tiefgebeugten Dichters beim plötzlichen und unglücklichen Hinscheiden

seines weiland hoffnungsvollen und in der Blüte der Jahre grausam geopferten Schnurrbarts" von ergötzlichem Humor:

Er ist dahin, der Edle, dem ich singe.
Er ist nicht mehr! Blutgieriges Geschick!
Er starb, geopfert von der Mörderklinge,
Der Sehnsucht Thräne schwamm im feuchten Blick.

Sein Geist flog auf des Seifenwassers Schwinge
Ins Vaterland der bessern Welt zurück.
Ach, mitten in dem jugendlichen Lenze
Schwingt die Vernichtung schon die Todessense!

Neben diesen übermüthigen, den gelehrten Apparat der classischen Alterthumssagen neckisch herbeiziehenden Stanzen bekunden die an Tony, im Prater am Donauufer gesungenen Octaven eine tiefe und zarte Empfindung; z. B.:

Still hängt das Auge jetzt an deinen Blicken,
Für dich nur wird die Erde wieder grün,
Für dich nur scheint das Leben sich zu schmücken,
Und alle Blumen nur für dich zu blühn.
Die Veilchen winken. — Gut, ich will euch pflücken.
„Für sie!" ruft jedes. — Veilchen, ihr seid kühn:
Was hilft es euch, um euren Tod zu werben?
„'S ist gar zu lieb, für einen Engel sterben!"

Ueberall thun wir einen wohlthuenden Einblick in den Bund zweier reinen, gleichgestimmten Herzen. Das vorzüglich gelungene, nach einem Original des Körner-Museums zu Dresden ausgeführte Bildniß der Braut des vaterländischen Sängers ist der willkommenste Schmuck des interessanten Werkchens.

In mannichfach wechselnden Rhythmen bewegt sich die Dichtung „Hinnerk Brodersen" von Robert Geißler (Nr. 9), die sich, nach Ausführung der von dem Autor selbst in Vorschlag gebrachten Kürzungen, vortrefflich zur Declamation eignet. Brodersen, ein Strandvogt auf einer Halligeninsel, hegt in seiner, von seinem Weibe nur widerwillig getheilten Meereinsamkeit einen alten, doch nie versiegenden Gram um einen entarteten und aus der Heimat geflüchteten Sohn. Da schenkt ihm das Meer einen seltsamen Trost in der Gestalt eines fremden schönen Mädchens, das er der Flut abringt und rettet. Die Unbekannte nennt in wunderbarer Weise seinen Namen und redet halb sinnvoll, halb sinnlos mit ihrem Retter wie mit ihrem Geliebten, bis den Strandvogt die Leidenschaft übermannt. Bald darauf klärt sich das Räthsel unheilvoll auf. Die Fremde, von dem jüngern, dem Vater gleichenden und ihm gleichnamigen Brodersen getäuscht und preisgegeben, hatte Gelegenheit gefunden, sich ihren Wächtern zu entziehen, als sie zu Schiff außer Landes geführt werden sollte. Der Irrsinn wird ihr Gefährte, und sie stürzt sich ins Meer. Der alte Brodersen, ihr Lebensretter, bringt sie nach der Insel, wohin auch der frühere Geliebte gelangt, dessen Züge sie in denen des Vogts wiederfindet. Die Katastrophe bricht herein. Die schöne Rahel erschlägt den Sohn mit dem Ruder, als er bei dem Schiffbruch seines Fahrzeugs mit der Flut kämpft, und auch sie, gleich wie der Vater, findet ihr Grab in den Wellen.

Krachend bricht das Schiff zusammen,
Und die Woge schlägt, wie Flammen
Wüthend, in die Luft und packt
Männer, die im Tode ringen,
Mit sich fort als wie in Schlingen,
Reißt sie in den Katarakt.

Einen nur, Jung Hinnerk, hebt sie
Brechend, zischend auf den Sand.
„Rahel!" schreit er. — Heulend bebt sie,
Schwingt das Ruder in der Hand. —

„Spukgestalt! Was willst du, Schemen?
Truggebilde, weich' von hinnen!
Willst du mir mein Glücke (!) nehmen?!"

— Einen Schlag! — Sie sieht verrinnen
Breit in einer Todesflut
Roth und heiß des Jünglings Blut.

Schon diese Sprachprobe beweist, daß es dem Ausdruck Geißler's keineswegs an Kraft und Anschaulichkeit mangelt, daß sich indessen gelegentlich eine Zerrissenheit und Abgebrochenheit derselben zeigt, die der vollen Wirkung Eintrag thut. Die Sprache hält sich nicht überall auf gleicher Höhe, sinkt aber auch nie zum Platten herab. Jedenfalls spricht ein wirklicher Poet aus dieser Dichtung, und die frische Seeluft, die uns daraus entgegenweht, läßt uns manche Klippe des Verses, manche Ebbe des Ausdrucks, manches Scheitern eines Bildes gleichsam als zur Scenerie des Seegemäldes gehörig betrachten.

Das von G. Emil Barthel herausgegebene „Sächsisch-thüringische Dichterbuch" (Nr. 10) ist eine glanzvolle Erscheinung. Schon die Namen eines Gottschall, eines Eckstein aus Leipzig widerlegen für unsere Zeit das Distichon Schiller's, das er der Pleiße in den Mund gelegt:

Flach ist mein Ufer, und seicht mein Bach; es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Daß sich dagegen das von demselben Meister der Ilm zugetheilte Distichon:

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied —

daß sich dieser Doppelvers auch heute noch mit Ehren zu behaupten vermag, dafür sorgen die Beiträge eines Julius Grosse aus Weimar, der mit drei größern glänzenden Dichtungen in dem Sammelwerk erscheint. Auch Veit in Weimar sei nicht vergessen.

Aus Dresden steuern unter andern bei: Albert Möser, Avenarius, Kühne, Pauline und Frida Schanz, Waldmüller, Heinze und Woermann. Die Dichtungen Möser's beweisen aufs neue die ihm eigenthümliche hohe Formvollendung und Gedankenpracht. Die sapphische Ode „An die Kunst" athmet Platen'schen Geist, und die Distichen „An meinen Zeichenlehrer" zeigen, wie Allerpersönlichstes durch den Reiz der Fassung geadelt zu werden vermag. Sehr anziehend ist „Ein Knabenbild" von Avenarius, ein kleines Cabinetsstück desselben Autors „Der Faun im Rococopark". Zahlreich sind die Musen-

söhne aus Halle: Leander, Brieger, Elze, Frantz, Wolffram, Salingför, Zitelmann. Als sehr zeitgemäß heben wir Leander's Xenion hervor:

Ob realistisch die Kunst sein soll? Ob idealistisch?
Wenn sie die echte, so ist immer sie beides zugleich.
Dann nur rührt uns die Kunst und die Nachwelt beugt sich dem Künstler,
Wenn aus der menschlichsten Form leuchtet der göttlichste Geist.

Der Herausgeber Emil Barthel in Giebichenstein erscheint mit einer stattlichen Anzahl von Beiträgen. Die verschiedensten Töne schlägt er mit gleichem Glück an. Reizend ist das „Duett der Vögel", originell „Im Birkenschatten", höchst eindrucksvoll und anschaulich durch seine plastische Personification der Hymnus „An den Schlaf". Die Mitherausgeber Kurt von Rohrscheidt in Erfurt und Adolf Brieger in Halle gereichen dem sächsisch-thüringischen Parnaß zur Ehre. Auch der treffliche Julius Sturm in Köstritz sendet ein paar Abgesandte seiner Muse. Karl Wartenburg in Gera finde ich nicht vertreten. Es fehlt der Raum, jeden der 38 Dichter einzeln zu erwähnen und zu würdigen; nur soviel sei noch bemerkt, daß kein einziger dieser Poeten in unzulänglicher Weise sich betheiligt hat. Daß die leipziger Dialektdichtung ganz ausgeschlossen worden ist, wird kein Feinfühliger bedauern.

„Der Sänger von Ringgenberg, eine Geschichte vom Brienzersee" von T. G. Ywannow (Nr. 11) ist trotz mancher hübschen Einzelheiten im ganzen zu nüchtern und schmucklos, oft auch zu schwerfällig behandelt, um einen tiefern Eindruck hervorzubringen. Ich gestehe offen, daß ich an der Lektüre erlahmt bin. Die Hauptschuld trägt die gewählte Form; 276 Seiten ununterbrochen in reimlosen trochäischen Vierfüßlern: das erzeugt eine Monotonie, die auch durch eine größere Kunst der Darstellung schwerlich überwunden werden dürfte. Vollends schlimm wird die Sache, wenn an das Ende der Verszeilen zuviel tonlose und bedeutungslose Worte treten, wie folgendes Beispiel beweisen mag:

Doch es scheint, in spätern Tagen
Hat sie sich gekühlet in des
Mittelmeeres Fluten, hat er
Wol zu tief geblicket in die
Unergründlich tiefen Sterne
Mancher Schönen, die in ihre
Netze ihn verstrickte, daß er
Anderswo gehöret als im
Hörsaal die Collegien.

Das ist die nackteste Prosa.

Werfen wir einen Rückblick auf die heutige Rundschau, so wird sich ergeben, daß Seidel in vielen seiner Gedichte, Wildberg in seiner „Sita", Herrig in seinem Buch „Der dicke König", und Ywannow in seiner „Geschichte vom Brienzersee" den reimlosen trochäischen Dimeter zur Anwendung gebracht haben. Das gibt zu denken. Soll denn der Reim, dem unsere edelsten Dichter ihre größten Schönheiten verdanken, dessen sinnvolles Gefüge die Harmonie der Gedanken, die künstlerische Structur des Satzbaus so wirksam unterstützt, soll er auf dem Gebiet der poetischen Erzählung in Acht und Bann gethan werden? Dann wähle man den epischen Hexameter oder wenigstens den längern iambischen Quinar! Der reimlose Vierfüßler ist ein Pegasus ohne Flügel. Zwar weiß man seit Lessing, daß die Poesie keine redende Malerei sein soll; aber der Reim ist die Farbe auf der dichterischen Palette, und je größer ihre Glut, je mannichfaltiger ihre Abtönungen und Accorde, um so größer ist die Leuchtkraft des Gedankens, um so lichtvoller die Gliederung der Composition.

Emil Taubert.

Schriften über das höhere Schulwesen.

1. Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preußens von J. Conrad. Jena, Fischer. 1884. Gr. 8. 6 M.
2. Die Einflüsse unsers Gymnasiums auf die Jugendbildung, betrachtet im Anschluß an das ärztliche Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens. Vorschläge für eine natur- und zeitgemäße Reform der Mittelschule von Freiherrn Arthur von Soden. Zweite erweiterte Auflage. Tübingen, Fues. 1884. Gr. 8. 80 Pf.
3. Zum Wesen der Universität und ihrer Aufgabe als Hochschule. Philosophische Reflexionen eines Schwaben gelegentlich des neuesten Angriffs auf einige wichtige würtembergische Lehreinrichtungen von E. Pfleiderer. Tübingen, Laupp. 1884. Gr. 8. 1 M.

Ein die größte Beachtung verdienendes Werk ist das statistische des bekannten Volkswirthschaftslehrers J. Conrad: „Das Universitätsstudium in Deutschland" (Nr. 1), das uns eine eingehende Statistik über die Frequenz auf den deutschen Universitäten während der letzten funfzig Jahre aufstellt. Zeigen sich auch innerhalb der verschiedenen Facultäten Schwankungen, in der theologischen eine stetige Abnahme, in der philosophischen eine Zunahme, wenn wir die Frequenz der einzelnen Facultäten mit Rücksicht auf die Gesammtzahl der Studirenden vergleichen: so zeigt sich doch eine rapide Zunahme der Studirenden überhaupt, wenn wir deren Anzahl mit Rücksicht auf die Einwohnerzahl Deutschlands prüfen, sodaß beispielsweise im Jahre 1860—61 auf 100000 Einwohner $29{,}_0$, 1872—73 $34{,}_2$ und 1881—82 $47{,}_3$ Studirende in Gesammtdeutschland sich ergeben. Diese rapide Zunahme, die sich sowol aus den allgemeinen socialen Verhältnissen erklärt, als auch aus der Vermehrung der Beamten, die ihre Söhne gern eine akademische Carrière als eine deren Zukunft am besten

sichernde einschlagen lassen, wie auch aus der Vermehrung der höhern Schulen, die der Lehrthätigkeit ein weites Feld öffnete, führte zuletzt doch zu einer Uebervölkerung der Universitäten, die so bedenklich wurde, daß vor nicht langer Zeit der preußische Unterrichtsminister sich genöthigt sah, geradezu vor dem Universitätsstudium zu warnen, da das Angebot studirter Leute bei weitem die Nachfrage übersteige. Daß hierin eine nationale Gefahr liegt, darüber wird sich niemand täuschen. Man kann sich nicht verhehlen, daß durch den Mangel an Beschäftigung, den jährlich eine große Anzahl gebildeter junger Männer erleidet, ein Proletariat geschaffen wird, das noch unglücklicher und damit für geordnete Zustände bedenklicher werden kann als ein Arbeiterproletariat. Die Unzufriedenheit, welche hier durch das unausbleibliche materielle Elend erzeugt wird, ist tiefer gehend und eines viel gefährlichern Einflusses fähig als die in den Arbeiterschichten. Der Vorschlag des Verfassers geht nun dahin, das Realgymnasium, oder hier richtiger: die Realschule, des Lateinischen zu entlasten, den Lehrcursus dadurch zu kürzen und so die vollständige Absolvirung dieser Schule mehr als bisher für die Gesammtheit zu ermöglichen. Dabei sorge man für eine entsprechende Vermehrung der Bürgerschulen, um einen gebildeten Kaufmann- und Handwerkerstand heranzubilden. Das Gymnasium müsse wieder in höherm Maße als bisher als Vorbildungsschule für die Universität angesehen werden, sodaß es einzig und allein den Zweck habe, die Universitäten zu versorgen. Ferner sei das Schulgeld für die Gymnasien bedeutend zu erhöhen, um auch dadurch den Zuzug zu denselben zu beschränken.

Daß dieser Vorschlag das Realgymnasium vollständig beseitigen würde, ist klar. Solange das Lateinische als conditio sine qua non für die Zulassung zu höhern Studien gilt, kann das Realgymnasium dasselbe nicht entbehren, wenn es sich nicht vollständig aufgeben oder den Charakter einbüßen soll, den man ihm bei seiner Schaffung verleihen wollte. Das, was der Verfasser verhüten will, würde durch seinen Vorschlag nicht verhütet. Beständen neben den Gymnasien nur lateinlose Realschulen und höhere Bürgerschulen mit der einzigen Berechtigung der Ausstellung des Freiwilligenscheins, so würde man bald einen noch stärkern Zuzug zu den Gymnasien und von da aus zur Universität wahrnehmen können. Denn die Schule mit den weitgehendsten Berechtigungen würde die meisten Schüler anziehen; jeder Vater wird sich es lange überlegen, und noch mehr als jeder andere der Vater, welcher seinen Sohn nicht mit großen Mitteln für das Leben auszustatten vermag, ob er diesen einer Schule übergeben soll, die ihm von vornherein den Weg zum Studium und zur Beamtencarrière abschneidet. Was folgt daraus? Wer es nur irgend ermöglichen kann, wird als den sichersten Weg das Gymnasium für seinen Sohn wählen; bringt er es nicht zum Studium, wird der Vater denken, so ist doch im großen und ganzen nichts verloren. Kommt der Junge aber auch nur leidlich mit fort, und sieht man, sobald der größte Theil des Weges zurückgelegt ist, daß er für das praktische Leben doch nicht tauge, so soll doch das viele Lateinisch und Griechisch nicht umsonst gelernt sein, und man entschließt sich, da man einmal die vielen Opfer gebracht, den Sohn auf die Universität zu schicken, indem man sich noch mit dem Gedanken tröstet, daß einem studirten jungen Mann am ehesten Gelegenheit geboten sei, sich selbständig zu machen und sich eine, wenn auch bescheidene, doch wenigstens ruhige und sichere Existenz zu schaffen. Warnungen werden hier wenig fruchten. Die nun aber gar so unglücklich sind, auch nicht einmal leidlich mit fortzukommen, und Gott danken müssen, wenn sie sich bis durch die Untersecunda hindurchgezwängt und wenigstens noch den Berechtigungsschein sich gerettet haben, die sind dann zumeist für die Praxis sehr fragwürdige Geschöpfe, die von neuem sich erst wieder hinter die Bücher setzen müssen, bevor sie einem praktischen Beruf sich widmen können. Selbst die vorgeschlagene Erhöhung des Schulgeldes für die Gymnasien wird die Frequenz dieser Anstalten nicht wesentlich mindern; denn hierbei gibt es doch immerhin eine Grenze nach oben, daher das Schulgeld nicht so hoch gesetzt werden kann, daß man nicht in den meisten Fällen auch dieses größere Opfer zu bringen im Stande wäre.

Um aber den Verfasser nicht einer ungerechten Beurtheilung auszusetzen, wollen wir gleich bemerken, daß derselbe den Vorwurf von sich weist, als wolle er den Unbemittelten vom Studium ausschließen. Er macht darum Vorschläge für Vermehrung von Stipendien u. s. w., die wol auch der nähern Untersuchung werth wären, auf welche wir hier aber nicht eingehen können. Wir sehen also in dem Organisationsvorschlage des Verfassers kein Heil; wir glauben vielmehr, daß der Calamität des Zudrangs zu den Universitäten durch Erweiterung der Rechte der Realgymnasien, beziehungsweise durch Gleichstellung derselben mit den Gymnasien, abgeholfen werden könne. Die Wahl, die alsdann den Aeltern offen bleibt, ohne von vornherein dem Sohne gewisse Berufswege abzuschneiden, die Möglichkeit, den Sohn noch auf das Gymnasium übertreten zu lassen, wenn auch schon ein großer Weg des Realgymnasiums zurückgelegt ist — denn wir denken an das bereits bestehende Verhältniß des ziemlich gleichartigen Unterrichts in den drei untern Klassen dieser beiden Schulen —, die Gewißheit, daß der Sohn auf dem Realgymnasium auch für das praktische Leben vorbereitet wird: alles dies befreit das Gymnasium von Schülern, die nicht für dasselbe sich eignen, und die Universität von solchen, die nur nothgedrungen nach Beendigung des Schulcursus dieselbe zu besuchen sich entschließen. Denn es wird sich herausstellen, daß von den Realschülern nur diejenigen von der Berechtigung, zu den akademischen Studien überzugehen, Gebrauch machen werden, die ausgesprochene Neigung zu denselben in sich fühlen, und daß der größte Theil sich einem praktischen Beruf zuwenden wird. Durch unsere Ausstellungen, die wir hier an den Vorschlägen des Verfassers betreffs des Schulorganismus machen, wollen wir natürlich an dem Lobe, welches der mit immensem

Fleiß und bewundernswerther Ausdauer gearbeitete statistische Theil des Werks sowie manche andere Partien verdienen, nichts mindern.

Nicht wenig Aufsehen hat schon bei ihrem ersten Erscheinen die Schrift „Die Einflüsse unsers Gymnasiums auf die Jugendbildung" von Freiherr Arthur von Soden (Nr. 2) gemacht. Die kühne, offene Sprache, mit welcher ein Lehrer an einem Gymnasium die Schäden dieser Schulgattung bloslegte und dieselbe für viele Gebrechen unserer socialen Verhältnisse verantwortlich machte, war von einer geradezu verblüffenden Wirkung. Die Reaction gegen diesen Angriff blieb nicht aus, und so hat sich denn der Verfasser zu einer zweiten Ausgabe entschlossen, in welcher er Gelegenheit nimmt, die Stimmen seiner Widersacher zu prüfen, ihre Einwände zu widerlegen und seine Ansichten durch weitere Beweisgründe zu stützen. An das ärztliche Gutachten über das höhere Schulwesen in Elsaß-Lothringen anknüpfend, weist er nach, daß unsere Gymnasialeinrichtungen nicht den ärztlichen Anforderungen entsprechen. Der gesundheitsschädliche Einfluß sei aber nicht der einzige nachtheilige, den unsere Gymnasien üben, auch ein großer Theil geistiger und sittlicher Schäden, der staatlichen und gesellschaftlichen Stürme und Gefahren in unserm Vaterlande sei von unsern Schulen herzuleiten. Das Kapitel, in dem der Verfasser diesen Punkt abhandelt, ist das bedeutsamste und wohl geeignet, zum tiefen Nachdenken anzuregen. Der Unterricht in den classischen Sprachen, meint der Verfasser, werde zu einer Zeit begonnen, in welcher das Kind für die Erlernung derselben noch nicht reif sei, die Sprache und ihr Inhalt liege dem Gedankenkreise des Kindes so fern, daß es für dieselbe kein Interesse gewinnen könne; das Interesse des Kindes richte sich immer auf das Zunächstliegende, und darum sei dieses auch natürlicherweise der erste Gegenstand der Belehrung. Das jetzt übliche Verfahren treibe das Kind zu Allotriis und zur Heuchelei; all die Auswüchse, die wir im Leben der Gymnasialjugend wahrnehmen, fänden in der verkehrten Einrichtung, den fremdsprachlichen Unterricht mit den classischen Sprachen zu beginnen, ihren Grund. Dazu komme noch der geistlose Regelkram der Grammatik, der durch imperative Lehrsätze ohne Begründung den Schülern die Kenntniß der Sprache beibringen will, ein Regelkram, an dessen Spitze der für die Ethik sehr bedenkliche Satz steht: Keine Regel ohne Ausnahme! Der Verfasser kommt dann, indem er die mangelhaften Einrichtungen unserer Universitäten für eine systematische Schulung der künftigen Lehrer rügt, zu einer Reihe praktischer Vorschläge, in denen er verlangt: tüchtige pädagogische Ausbildung der angehenden Lehrer; allmähliche Verschiebung des Beginnes im Lateinischen und Griechischen bis zur Tertia, resp. Secunda; Beginn des Französischen vor dem Lateinischen; Verwendung der so gewonnenen Zeit für Natur- und Heimatkunde, erforderlichenfalls auch für deutsche Sprache und Literatur; Zugrundelegen der Anschauung, wo nur immer thunlich, bei jedem Unterricht; reichliche Gelegenheit zur Körperbewegung u. s. w. Man mag der Meinung sein, der Verfasser sei in manchem zu weit gegangen und habe hier und da auch manches zu schwarz gesehen; daß er aber im großen und ganzen das Richtige getroffen, und daß der Hebel für die Reform der Gymnasien eben an der Stelle angesetzt werden müsse, auf welche in der vorliegenden Schrift hingewiesen wird, davon dürfte jeder überzeugt werden, der ohne Voreingenommenheit diese Schrift liest, während auch derjenige, welcher die bisherige Organisation des Gymnasiums nicht als ein noli me tangere anzusehen sich gewöhnt hat, vieles darin findet, von dem er bekennen wird, daß es ihm aus der Seele gesprochen sei.

Ein localer Streit hat eine sehr werthvolle Schrift aus der Feder von E. Pfleiderer veranlaßt, die uns einen Beitrag „Zum Wesen der Universität und ihrer Aufgabe als Hochschule" (Nr. 3) liefert. Im Anfang des Jahres 1884 erschien von Professor Flach eine Flugschrift über „Würtemberg und die Philologie", die einen Sturm der Entrüstung hervorrief, da der Verfasser derselben als jüngeres Mitglied des akademischen Lehrkörpers sich in mehr als scharfer Weise über Studienverhältnisse ausließ, an die man sich in Schwaben gewöhnt hatte, und über welche man ihm als Nichtschwaben kein umfassendes Urtheil zutraute. Wenn dabei Ausdrücke vorkommen wie der, daß in Würtemberg die Philologie noch in den Kinderschuhen stecke, so mußte ein solcher Angriff natürlich zur Abwehr reizen, um so mehr, als man sich bewußt war, daß doch auch Würtemberg manchen Philologen von Ruf in den Reihen der Gelehrtenrepublik aufzuweisen habe. Es ist aber nicht die Widerlegung des Angriffs, was uns an der Schrift Pfleiderer's interessirt; es sind vielmehr die allgemeinen Gesichtspunkte, die hier über die Bedeutung der Philosophie und ihr Verhältniß zu den übrigen Wissenschaften zu Tage treten, wie die wohl zu beachtenden Bemerkungen über das Wesen und die Aufgabe der Hochschule, die unser Interesse fesseln. Die Bedeutung der Philosophie findet der Verfasser in ihrem Wesen „als Principien-, somit als Begleitwissenschaft für die Fachdisciplinen"; sie ist zu stolz dazu, um sich durch Erniedrigung anderer Disciplinen zu erheben, sie dient vielmehr dazu, das Correlatverhältniß zwischen Mitteln und Zwecken — denn „die Wissenschaft ist im großen und ganzen ein fein verzweigtes System von Mitteln und Zwecken" — aufrecht zu erhalten, dafür zu sorgen, daß sich keine Disciplin über die andere erhebe: eine Gefahr, die bei dem Specialistenthum der außerphilosophischen Disciplinen sehr nahe liegt. Daß ein solcher Geist der Wissenschaftlichkeit und der Wahrheit gepflegt werde, daß nicht ein Specialfach die andern in den Hintergrund dränge, dafür hat in erster Linie die Universität zu sorgen. Die Universität, universitas litterarum, will nicht die verschiedenen Disciplinen als einzelne, sich einander fliehende und ausschließende, sondern als eine Gesammtheit umfassen, geeinigt durch den Allgemeinbegriff der Wissenschaft, die nach Wahrheit strebt. Darum ist die

Universität auch eben Hochschule und soll es stets bleiben, nicht nur so heißen:

Zerlegen wir das Wort, so ist „Schule" die Substanz, „hoch" aber nur die nähere accidentelle Bestimmung. Und in der That sind wir in erster Linie — Schul-Lehrer. . . . Trotzdem weiß ich, daß es beinahe ein crimen laesae majestatis academicae ist, was ich mit dieser Behauptung begehe. Allein ich kann nicht helfen. Der Unterschied in der Altersstufe wie in der Vorbildung der Schüler und dem entsprechend die Differenz in den Gegenständen und der Weise des Unterrichts reicht nicht hin, um hinsichtlich der Functionen und Bestimmung als solcher klar logisch gedacht den generellen und gemeinsamen Begriff des schulenden Lehrers aufzuheben.

Es fällt demnach der Hauptaccent der Thätigkeit des Hochschullehrers auf den Unterricht, denn die Universität ist vor allem Schule und nicht Akademie. Dies wird oft übersehen, der Universitätsprofessor glaubt oft mehr ein Gelehrter für die Welt als ein Lehrer für seine Studenten sein zu müssen. Wer sich aber für letzteres zu hoch und erhaben hält, der sollte begreifen, daß es „wenig anständig wäre, sich für etwas anstellen und besolden zu lassen, was man zum voraus nicht gesonnen wäre, wesentlich im Sinn der Auftraggeber zu leisten. . . . Jede Anstellung ist und bleibt ein Vertrag und steht, ob ihr Gegenstand ein hoher oder niedriger ist, unter den unverrückbaren Gesichtspunkten dieses rechtlichen Verhältnisses." Soll die Thätigkeit des Hochschullehrers nun vor allem eine unterrichtende sein, so hat er Schüler und Nachfolger heranzuziehen. Hier macht sich aber ein schwerer Missstand fühlbar, die Sucht, „Schule" zu machen. „Nicht mehr wie hier die öffentliche Schule ist es, sondern die specialistische und akademisch gelehrte «Privatschule», der engste esoterische Kreis einiger weniger Auserwählten, mit Einem Wort: die geschlossene wissenschaftliche Partei oder Fraction, der richtige «Ring»." Der Verfasser schildert dann die Uebel- und Nothstände, die aus solcher Coteriewirthschaft entstehen müssen, um dann dem Angriff auf die würtemberger Schul- und Universitätsverhältnisse eine würdige und entschiedene Antwort zutheil werden zu lassen. Die kleine geistvolle Schrift verdient viel gelesen und ihr Inhalt beherzigt zu werden.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Unter dem Titel „Poètes et Humoristes de l'Allemagne" widmet J. Bourdeau in der „Revue des deux Mondes" vom 15. Februar d. J. dem den diesjährigen Kürschner'schen „Literaturkalender" durch sein Porträt zierenden Gottfried Keller einen längern Artikel, in welchem er besonders die folgenden drei seiner Werke bespricht: „Der grüne Heinrich", „Die Leute von Seldwyla" und „Sieben Legenden". Bourdeau ist sich wohl bewußt, daß die Ueberschrift des Artikels einer Entschuldigung bedarf, und sagt daher: „Gottfried Keller gehört zwar der Schweiz an, und wir werden auch den Einfluß dieser Herkunft auf sein Talent wahrnehmen; allein in der Literatur bestimmt die Sprache die Nationalität, und hat auch die deutsche Schweiz Deutschland nicht mit so ruhmvollen Namen geschmückt wie die eines Rousseau und Madame de Staël, so hat sie doch stets an dem geistigen Leben desselben theilgenommen. Ihre literarische Hauptstadt Zürich ist einer der Mittelpunkte deutschen Gedankens, welcher nicht, wie in Frankreich, auf eine einzige Stadt, ein einziges, absorbirendes Gehirn sich beschränkt." Eingeleitet wird der Artikel durch folgende Bemerkungen: „Ein deutscher geistvoller Kritiker, den wir fragten, welche neue Bücher er gern lese, antwortete uns: «Die Abhandlung über den Trost von Boëthius», und vertraute uns an, daß nachdem er einen gewissen Moderoman, der für ein Meisterstück gehalten wird, aufgeschlagen, er nicht über die ersten 20 Seiten habe kommen können. Es seien dies so langweilige Bücher, fügte er hinzu, daß man beim Lesen derselben einschläft, aber träume, man lese weiter, und die Langeweile wecke einen plötzlich auf. Es fehlt Deutschland freilich nicht an Mannichfaltigkeit der Gattungen; man pflegt dort mit Erfolg den ägyptischen, römischen, deutschen, philosophischen, patriotischen und idealistischen Roman; wo aber findet man den Charakter- und Sittenroman? Deutschland erwartet noch seinen Balzac und George Eliot. Freytag, der in seinem ersten Roman „Soll und Haben" diese Richtung einzuschlagen und zu versuchen schien, hat sich seitdem davon abgewendet, um große patriotische Gemälde, ein nationales Panorama auszuführen, das er „Die Ahnen" betitelt hat. Es ist nun das Verdienst Gottfried Keller's, daß er in seinen Romanen jeder gelehrten und systemmachenden Prätension fern bleibt. Weniger allgemein beliebt als Freytag oder Scheffel, dem Geschmacke einer geringern Zahl zusagend als Paul Heyse, ist er doch ein eigenartiger Schriftsteller in dem relativen Sinne, in welchem man dieses Wort stets zu verstehen hat, und dies hat uns dazu ermuthigt, unsere Leser mit seinen Werken bekannt zu machen. Am Schlusse rechtfertigt Bourdeau den Titel seiner Studie nochmals, insofern darin von „Humoristen" die Rede ist, mit folgenden Worten: „In seiner Gesammtheit betrachtet, bieten die von uns geprüften Werke Keller's — der psychologische und todtentanzartige Roman «Der grüne Heinrich», die Umstellung der Shakspeare'schen Tragödie «Romeo und Julie», die grotesken Gestalten in «Die Leute von Seldwyla» und die theologischen Phantasien der «Sieben Legenden» — alle Kennzeichen des Humors, der mit Recht aus schroffen Gegensätzen, aus dem Gefühl und dem Spotte, genauer Beobachtung, Laune und Traum besteht, und den man nur in sich widersprechenden Ausdrücken zu definiren vermag. Durch die Darstellungsweise hat der Verfasser der «Leute von Seldwyla» übrigens Verwandtschaft mit unsern Realisten. Es begegnet ihm, in die Wunderlichkeiten Viggi Störteler's, des naturalistischen Gelehrten, zu verfallen, auf dessen Kosten er unser Gelächter erregt, wenn er z. B. die Vorderseite eines Papierhändlers beschreibt, oder das Kriechen einer Wanze längs einer Wand schildert, oder den Inhalt der Taschen, der Garderobe oder der Schubkasten seiner Gestalten aufzählt. Wie es gewöhnlich ergeht, läuft sein übertriebener Realismus oft auf Caricatur hinaus; so haben, außer einigen graziösen Schöpfungen, die Frauen, die er auf den Schauplatz führt, Köpfe, die nicht zu ihrer Figur passen, oder ihre Nasen sind so lang, daß sie bis auf den vollen Busen herabreichen. Seine Philister gleichen meistens durch bunte Gläser gesehenen Gestalten." Nach einigen weitern Bemerkungen über die Caricatur sagt Bourdeau: „Es gibt aber zwischen diesem doppelten Idealismus des Schönen und des Häßlichen ein Mittelding, welches unser französisches Lustspiel allein erreicht hat. Hier ist der Mensch weder Engel

noch Thier, hier überfirnissen die Eleganz der Sprache und die Höflichkeit der Sitten das im Grunde Widerliche und selbst Scheußliche unserer gewöhnlichen Laster. Wie dem auch sei, die Deutschen sind für diese gemäßigte Komik, welche in Frankreich das Hof- und Salonleben hervorgebracht haben, unempfindlich; sie haben nur Geschmack an der Komik, wenn sie bis zur Possenreißerei ausartet, und gerade das hat Gottfried Keller's Roman so beliebt bei ihnen gemacht."

— Die „Nuova Antologia" vom März d. J. bespricht das „Reallexikon der deutschen Alterthümer" von E. Götzinger und sagt: „Das Werk ist von höchst klarer Form, mit viel Sorgfalt redigirt und von großem Nutzen für Geschichtsforscher. Die Artikel sind sämmtlich aus erster Hand, die Quellen werden oft buchstäblich angeführt und die Hinweisungen auf solche, die mehrfach vorkommen, sind der Art, daß man sich rasch und genau unterrichten kann. Auch die Illustrationen, die zwar nicht zahlreich und meist nur auf Architektur und Ornamentik sich beschränken, sind gleichwol Originale und besitzen jenen Anstrich des Antiken, welcher den deutschen Stich in der Kunstgeschichte auszeichnet."

— In der „Revue des deux Mondes" vom 1. März d. J. bespricht G. Valbert die „Briefe an eine Freundin" von Wilhelm von Humboldt (11. Auflage) und „Charlotte Diede, die Freundin W. von Humboldt's, Lebensbeschreibung und Briefe", herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig. Von erstern sagt er: „Sämmtliche Briefe sind in einem ernsten, sententiösen Stil geschrieben, der die Färbung verwelkten Laubes hat und an die Episteln Seneca's an Lucilius erinnert. Die Freundin war eine sehr schwermüthige Person und hatte Grund dazu, es zu sein. Humboldt seinerseits bemühte sich, sie zu trösten; er belehrte sie, wie man es anfangen müsse, seinen Kummer zu lindern, die schwere Bürde des Lebens leicht zu ertragen. Die 150 Briefe, die man veröffentlicht hat, enthalten eine ganze Abhandlung über die Philosophie des Glücks, und man würde vergebens ein Wort darin suchen, das geeignet wäre, das Andenken eines Philosophen zu compromittiren. Alles darin ist interessant, belehrend, zuweilen erbauend; Frau von Humboldt hätte alles lesen dürfen, ohne etwas zu finden, woran sie hätte Anstoß nehmen oder worüber sie hätte in Harnisch gerathen können." Am Schlusse des Artikels kommt er nochmals auf die Briefe zurück, nachdem er im Verlaufe desselben Hartwig's anziehenden Bericht über Charlotte Diede hervorgehoben, der uns beinahe alles mittheile, was uns zu wissen nöthig war, und in Stand setze, die Tochter des Pastors von Lüdenhausen unsererseits zu verstehen und zu classificiren, und sagt: „Man wird die Briefe, die ihr Humboldt geschrieben, stets wieder mit neuem Interesse nachlesen; man findet überall den Stempel eines großen Geistes darin; es fehlt ihnen aber der Reiz, das Natürliche, die Einfachheit, die sich gehen läßt. Die ihrer selbst so sichere und bei ihrer scheinbaren Gutmüthigkeit so stolze Weisheit, die sich nie verleuguet, keine bösen Tage hat, ihr Leben dazu verwendet, sich leben zu sehen, die sich nicht zu erheitern, noch zu erregen, noch zu betrüben versteht, verursacht auf die Länge ein mit einer heimlichen Unruhe gemischtes Erstaunen. Was würde aus dieser armen Welt werden, wenn man das Lachen und das heilige Erbarmen und den heiligen Zorn aus ihr verbannte? Goerres hatte im Jahre 1814 gesagt: «Wilhelm von Humboldt ist klar und kalt wie eine Decembersonne.» Die «Briefe an eine Freundin» besitzen die strenge Schönheit eines heitern und hellen Wintertags. Der Himmel ist von keiner Wolke bedeckt, die Luft ist rein, die Sonne beleuchtet die mit Reif belasteten Gebüsche; diese Sonne aber ist nicht diejenige, welche die Rosen erblühen und die Vögel singen läßt."

Bibliographie.

Abraham Ibn Esra, Reime und Gedichte, gesichtet und gesammelt, übersetzt und erläutert von D. Rosin. 1stes Hft.: Einleitung. Aussergottesdienstliche Poesie, Nr. 1—15. Breslau, Koebner. Gr. 8. 2 M.

Bartl, H., Baron und Wäscherin. Wiener Lebensbild. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

Berkow, K., Der rechte Erbe. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Boy-Ed, J., Seine Schuld. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 6 M.

Bruch, K., Lebensweisheit der Alten in Sentenzen aus Aeschylos, Sophokles, Euripides. Minden, Bruns. 8. 3 M.

Buch's, L. v., gesammelte Schriften. Herausgegeben von J. Ewald, J. Roth und W. Dames. 4ter Bd. in 2 Hälften. Mit 56 Tafeln. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 50 M.

Bullinger, A., Hegels Lehre vom Widerspruch, Missverständnissen gegenüber verteidigt. Mit einem den alten Aristoteles und moderne Aristoteles-Interpreten betreffenden Vorwort. Dillingen. 1884. Gr. 8. 1 M.

Byr, R., Castell Ursani. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Demmin, A., Das Tragikomische der Gegenwart. Eine Roman-Trilogie. II. Die verhängnissvolle Waffe. Leipzig, Thomas. 8. 5 M. 50 Pf.

Dewall, J. van, Auf verlorenem Posten. Eine wahre Geschichte. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Erdmann, F., Unter dem Stadtbahn-Viaduct. Berliner Plaudereien. Berlin, Barthel. 8. 1 M. 50 Pf.

Fisch, R., Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Flügel, O., Das Seelenleben der Tiere. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1884. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, im Auftrage und unter Mitwirkung der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von deren Schriftführer R. Lehmann. 1ster Bd. 1stes Hft. Stuttgart, Engelhorn. Gr. 8. 80 Pf.

Franzos, K. E., Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Frensdorff, F., Jacob Grimm in Göttingen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 M.

Geffcken, F. H., Die völkerrechtliche Stellung des Papstes. Berlin, Habel. Gr. 8. 2 M.

Ger, G., Der Erlöser. Epische Dichtung. Mit dem Bildniß des Erlösers in Lichtdruck nach Guido Reni. Leipzig, Mutze. 8. 4 M.

Glümer, Claire v., Alteneichen. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Gowe, L., Gedichte. München, Stahl. 16. 2 M. 50 Pf.

Greinz, R., Die Studenten. Burschikose Strophen à la Klapphorn. Görlitz. 8. 50 Pf.

Haupt, H., Der römische Grenzwall in Deutschland nach den neueren Forschungen. Mit besonderer Berücksichtigung Unterfrankens geschildert. Mit 1 Karte. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Heiberg, H., Apotheker Heinrich. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Heinzelmann, R., Dramatische Werke. 5ter Thl.: Der Heuchler. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. 1 M. 50 Pf.

Hebbel's, F., Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von F. Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbels nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. 1ster Bd. Berlin, Grote. Gr. 8. 9 M.

Hellenbach, L. B., Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform oder die Doppel-Natur des Menschen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 7 M.

Jubelschrift zum 50jährigen Amtsjubiläum des Fürsten: „Der kleine Poschinger". Bismarck in Frankfurt. Von *_* Mit 1 Bildnis Bismarcks aus dem Jahre 1853. Leipzig, Renger. Gr. 8. 3 M.

Klapp, M., Rosenkranz und Güldenstern. Lustspiel. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M.

Lingg, H., Lyrisches. Neue Gedichte. Teschen, Prochaska. 8. 3 M. 50 Pf.

Luber, A., Die Vögel in den historischen Liedern der Neugriechen. Eine Skizze. Salzburg. 1882. Gr. 8. 1 M.

Mackay, J. H., Kinder des Hochlands. Eine Dichtung aus Schottlands Bergen. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M.

Neidhardt, E., Ueber Freidanks Bescheidenheit. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 80 Pf.

Nitschmann, H., Hogia. Altpreußisches Epos in 6 Gesängen. Mit 2 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von H. Laasner. Danzig, Bertling. 12. 1 M. 20 Pf.

Die vormärzlichen Schleswig-Holsteinischen Officiere am 24. März 1848. Schleswig, Bergas. Gr. 8. 1 M.

Ordega, S. v., Die Gewerbepolitik Russlands von Peter—Katharina II (1682—1762). Ein Beitrag zur Geschichte des russischen Gewerbewesens. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Pleßner, M., Die neueste Erfindung. Das Amiphon. Ein Apparat zum Unhörbarmachen von Tönen und Geräuschen. 2te Aufl. Rathenow, Haase. Gr. 8. 1 M.

Reichling, D., Ortwin Gratius. Sein Leben und Wirken. Eine Ehrenrettung. Heiligenstadt, Delion. Gr. 8. 2 M.

Rettich, H., Die völker- und staatsrechtlichen Verhältnisse des Bodensees, historisch und juristisch untersucht. Tübingen, Laupp. 1884. Gr. 8. 4 M.

Rolfs, W., Ueber die Gründung eines Institutes für deutsche Philologen zum Studium des Englischen in London. Eine Denkschrift, den deutschen Regierungen, Universitäten und Städten vorgelegt. Berlin, Weidmann. 1884. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Schweiz im Kriegsfalle. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Walcker, K., Gegen Kornzölle. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 60 Pf.

Wiedemann, M., Gregor VII. und Erzbischof Manasses I. von Reims. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Kirchenpolitik des Papstes Gregor VII. Leipzig, Fock. 1884. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 83 bis 89.

Deutscher Reichstag. — Der modus vivendi zwischen England und Rußland. — Internationales Steuerwesen. — Der internationale Sanitätsrath und der in Aussicht stehende Conflict. — Zur Repetirgewehr-Frage. — Vom Golfe von Aden. — Die Zukunft der Parteien.

Neue staatswissenschaftliche Literatur. — Schriftsteller und Buchhändler. Von J. Mähly. — Zur Reform der Kunstakademie in München. — Der neueste Roman Emile Zola's. — Die Diamantenfunde in Neusüdwales. — Die Religionsanschauungen der aufständischen Bevölkerung im Sudan. — Präsident Rufino Barrios. — Ludwig XVII., Dauphin von Frankreich. Von Dr. H. Bloch. — Neueste Goethe-Literatur. Von M. Koch. (III. Schlußartikel.) — Kronprinz Rudolf von Oesterreich in Montenegro. — Prinzessin Karl von Hessen. (Nekrolog.) — Pensch-deh und Badghiz. — Jubelhymne zum siebenzigsten Geburtstag des Fürsten Bismarck. Von M. Greif. — Die Bismarck-Feier in München. Von Dr. M. Ströll. — Wiener Briefe. (CLXXXVII.) — Münchener Ateliers. Von Dr. Adalbert Svoboda.

Die mangelhafte Publicität im Bereiche der Actiengesellschaften. — Beseitigung des Frachtzuschlags für sperrige Güter. — Geschäftliche Jahresberichte: Actiengesellschaft für Glas-, Spiegel- und Zinnfolien-Fabrikation in Fürth. Oesterreichische Länderbank. Frankfurter Bank. Deutsche Bank, Berlin. Unionbank, Wien. Schweizerische Creditanstalt, Zürich.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Shakespeare-Mythus.

William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen.

Von

Appleton Morgan.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von

Karl Müller-Mylius.

8. Geh. 6 M.

Die Frage, ob William Shakespeare die unter seinem Namen bekannten Dichtungen und Dramen verfaßt habe, welche in England und Amerika bereits eine ganze Literatur hervorrief, verdient auch in Deutschland gründlich erörtert zu werden, und dazu bietet das vorliegende Werk außerordentlich reiches Material. Eben wegen dieser Fülle mitgetheilter Thatsachen, Aufzeichnungen, Hinweise und Citate ist dasselbe jedenfalls als ein höchst willkommener Beitrag zur Shakespeare-Kunde und Shakespeare-Literatur zu begrüßen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

El P. Isla.

Historia del famoso predicador

Fray Gerundio de Campazas,

alias Zotes.

Primera edicion entera, hecha por **Eduardo Lidforss.**

2 tomos. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Coleccion de autores españoles, Tomo 42 und 43.)

Isla's „Fray Gerundio“, das berühmte Cultur- und Sittengemälde Spaniens aus dem 18. Jahrhundert, in welchem namentlich das Mönchsleben scharf gegeisselt wird, erscheint hier zum ersten mal in einer nach bisher unbenutzten Quellen vervollständigten Ausgabe, welche zugleich Band XLII und XLIII der beliebten Sammlung „Coleccion de autores españoles“ bildet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physiographie.

Eine Einleitung in das Studium der Natur.

Von **T. H. Huxley.**

Für deutsche Leser frei bearbeitet von **Hermann Jordan.**

Mit 182 Abbildungen und 8 Karten.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 63. Band.)

Huxley's berühmtes Handbuch der Physiographie, eine vollständige physikalische Erdbeschreibung, die sich durch ausserordentliche Klarheit und Fasslichkeit des Vortrags auszeichnet, wird hier in deutscher Bearbeitung von Hermann Jordan dargeboten. Alles specifisch Englische ist vom Bearbeiter durch entsprechende deutsche Localverhältnisse ersetzt, im übrigen aber das Original möglichst getreu nachgebildet worden. Das mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Werk enthält eine erstaunliche Fülle von interessantester Belehrung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Französische Sprechschule.

Ein Hilfsbuch

zur Einführung in die französische Konversation.

Für den Schul- und Privatgebrauch.

Von **Georg Stier.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 20 Pf. Cart. 2 M. 50 Pf.

Die von dem Verfasser angewandte neue Methode zur Erlernung der französischen Umgangssprache hat sich als sehr praktisch bewährt in der Hand der Lehrer wie der Schüler. Das Buch, jetzt in zweiter durchgesehener und vermehrter Auflage vorliegend, wird der Beachtung aller Lehrer und Lehrerinnen des Französischen von neuem empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 16. April 1885.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Robert Boxberger. — Neue Epik. Von Ernst Ziel. — Erzählungen und Novellen. Von Ernst von Witten. — Zur Geschichte des Alterthums. Von J. Mähly. — Spanische Reisebilder. Von Moritz Willkomm. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Geschichte der deutschen Literatur von Emil Brenning. Erste bis fünfte Lieferung. Lahr, Schauenburg. 1884. Lex.-8. Jede Lieferung 1 M.

Noch immer nicht staut sich der Strom der über das deutsche Publikum sich ergießenden deutschen Literaturgeschichten. Das ist zunächst ein günstiges Zeugniß für das Publikum selbst; die Verleger, die immer Fühlung mit der Kauflust desselben haben, beweisen damit, daß sie ihm fortdauernd das Bestreben zutrauen, über den Entwickelungsgang unserer Nationalliteratur sich zu belehren; andererseits kann es aber auch sowol der Wissenschaft wie dem guten Geschmack und der Ausbreitung nützlicher und erfreuender Kenntnisse nur förderlich sein, wenn dies Bestreben solche Bücher wie das vorliegende zu Tage fördert, dessen Lektüre mir großen Genuß gewährt hat. Als ich vor einiger Zeit in d. Bl. W. Scherer's „Geschichte der deutschen Literatur" empfahl, glaubte ich nicht, daß ich so bald in der Lage sein würde, auf einen würdigen Nebenbuhler desselben aufmerksam zu machen. Wenn man Scherer mit Recht nachrühmt, daß er auf jedem Gebiete der deutschen Literatur selbständige Forschungen gemacht hat, so beweist Emil Brenning, der mir sonst nicht weiter bekannt ist, eine gleichmäßige gründliche Lektüre, deren Resultat er geschmackvoll wiederzugeben weiß. Auch über minder wichtige Werke berichtet er — wenigstens macht er diesen Eindruck — stets nach eigenem Urtheil. Das Ganze liest sich wie eine gute Erzählung; alle Partien sind mit gleichmäßigem Interesse behandelt, und es würde schwer halten, eine Stilprobe zu geben, wo alles vorzüglich ist. In Bezug auf die Ausstattung geht die Verlagshandlung auf den Spuren der Koenig'schen „Literaturgeschichte", was ihr bei dem enormen Glück, welches diese gemacht hat, nicht verdacht werden kann; doch ist es mir vorgekommen, als trete hier (bei Brenning) die Illustration mehr hinter den Text zurück, wie es ja auch in der Ordnung ist. Immerhin weist schon der Auszug aus dem Verzeichniß der Illustrationen deren gegen hundertunddreißig auf. Die letzte der mir vorliegenden fünf Lieferungen schließt mit einer recht drastischen Schilderung Christian Weise's und seiner Schuldramen. Bei der Belesenheit und Stilgewandtheit des Verfassers wird es nicht leicht sein, ihm Versehen nachzuweisen, worauf ich auch nicht ausgegangen bin; denn daß er Heinrich von Meißen noch für einen Sachsen hält, weil er Meißen noch für dessen Vaterland, nicht für den Wappenvogel (die Meise) ansieht, muß man eigentlich mehr Börckel wegen der sonderbaren Art seiner Publication zum Vorwurf machen. Daß das „Jesuiterhütlein" kein originales Werk Fischart's ist, hätte erwähnt werden sollen. In der Charakteristik des Angelus Silesius heißt es:

> Man fühlt sich an jene orientalischen Sprüche des Dschelaleddin-Rumi erinnert, die Rückert übertragen hat, und staunt vor der Kühnheit der Phantasie, welcher es gelang, eine Einheit geschlossenster, unverbrüchlichster Art da hervorzuzaubern, wo dem Gefühl der Menschheit sonst die größte Kluft zu gähnen scheint.

Man durfte erwarten, der Verfasser würde hier eher, oder wenigstens zugleich, auf Rückert's „Weisheit des Brahmanen" hinweisen, in der ja Franz Kern in einer besondern Schrift geradezu Entlehnungen aus dem „Cherubinischen Wandersmann" nachzuweisen sich bemüht. Indessen ist diese Frage noch nicht entschieden, besonders ist der Nachweis von Rückert's sonstiger Bekanntschaft mit Silesius noch nicht geliefert; es wäre dies also eine dankbare Aufgabe für einen jungen Germanisten. Von dem berüchtigten Sonett Hoffmannswaldau's „Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen", welches gewöhnlich als das non plus ultra von Geschmacklosigkeit der zweiten schlesischen Schule angeführt wird, versichert der Verfasser: „Und das ist nicht satirisch gemeint, sondern ganz ernst-

haft und mit dem wirklichen Anspruch auf poetische Gültigkeit." Doch hat es auf mich, als ich es in dem Zusammenhang der Neukirch'schen Sammlung las, nur den Eindruck eines Scherzgedichts gemacht.

2. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 18: A. W. Schlegel's Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Zweiter Theil (1802—1803). Geschichte der classischen Literatur. Nr. 19: Dritter Theil (1803—1804). Geschichte der romantischen Literatur. (Nebst Personenregister zu den drei Theilen.) Heilbronn, Henninger. 1884. Gr. 8. 6 M.

Der erste Theil, welcher die Kunstlehre behandelte, ist von uns schon früher in d. Bl. angezeigt worden. Es ist unnöthig, über den Werth dieser Vorlesungen sowie über die Verdienstlichkeit eines Neudrucks derselben viele Worte zu machen. Die Meisterschaft der beiden Schlegel auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik ist unbestritten, und wenn wir noch einmal daran erinnern, daß diesem Neudruck das Originalmanuscript zu Grunde lag, von welchem der Herausgeber, J. Minor, in der Einleitung mit gewohnter Gründlichkeit und Präcision eine Beschreibung gibt, so ist damit auch die Berechtigung eines Neudrucks erwiesen. Zunächst einige Kleinigkeiten. S. VII sagt der Herausgeber: „Unleserlich ist mir auch ein Name geblieben, welcher wie Bovenden aussieht." Warum sollte es nicht so heißen? Bovenden ist ja ein bekanntes „Bierdorf" bei Göttingen. Ich würde also wirklich S. 389, Z. 14 haben drucken lassen: Studentenwirthschaft auf einem Theater in Bovenden. S. XIV „krankhaften" in „krankhaftem" zu verändern war unnöthig. S. 22, Z. 9 stand im Manuscript nach der Lesung des Herausgebers: „und werden nicht selten ihrer Existenz noch ignorirt". So steht auch bei A. Lafontaine „Amalie Horst" I, 197: „ein Kind, das dem Anschein noch nicht lange geboren war". Ich denke, es ist beide mal statt „noch" nach zu lesen; dafür hat Minor drucken lassen: „und werden nicht selten bei ihrer Existenz noch ignorirt". Zu dem höchst dankenswerthen literarischen Commentar, den Minor gleichfalls in der Einleitung gibt, kann ich einen kleinen Zusatz machen. Der Verfasser von „Robert oder der Mann wie er sein sollte" war 1801 Prediger zu Tharand. Vgl. H. Steffen's „Was ich erlebte", IV, 132: „Er ward zwar im Zerbind (von Tieck) nicht genannt, fand sich aber dennoch tief verletzt, denn er bezog den Angriff auf den Roman «Elise oder das Weib wie es sein soll» auf sich." S. 340, Z. 20 fg. heißt es in einer Note: „Aeschylus überhaupt der Titanische. Stein der Athene sein Siegelring." „Mit dieser Stelle", sagt der Herausgeber S. VII, „wissen die Philologen, welche ich gefragt habe, so wenig wie ich selber anzufangen, obwol die Handschrift hier ziemlich deutlich ist." Zunächst ist der „Stein der Athene" der weiße Stein, den sie in den „Eumeniden" in die Urne wirft und damit die Freisprechung des Orestes bewirkt. Dieser scheint nun aber „contaminirt" zu sein mit einem Steinchen aus dem Felsen des Kaukasus, den Prometheus, in Eisen gefaßt, nach Plinius XXXVII, 1, als Siegelring getragen haben soll. (Vgl. meine Lessing-Ausgabe bei Grote V, 392.) Ich wäre als Erfurter sehr dankbar, wenn mir einer der philologischen Collegen dafür die Quelle nachweisen wollte zu S. 35, Z. 1 fg.: „Ich fürchte aber, er würde sich wie der berühmte alte Spion von Erfurt gleich am feindlichen Thor als solcher angeben." Um nun wenigstens Eine Probe des Inhalts zu bringen, führe ich die mir aus der Seele gesprochenen goldenen Worte an, die das unerläßliche Erforderniß aller ästhetischen Kritik enthalten:

Ich glaube, daß man in der Kunst, wie unbedingt verwerfen, so auch unbedingt anerkennen muß. Wo man einmal das Göttliche gefunden, gebe man sich mit einer Art von Andacht hin, um sich ganz davon durchdringen zu lassen; erst durch vorgängige Anbetung der großen Meister erwirbt man sich das Recht, sie nachher etwa zu tadeln.

Der dritte Theil führt uns in ein noch interessanteres, weil an Abwechselung reicheres Gebiet, das der romantischen Literatur. Es ist anziehend, zu sehen, wie sich in dieser Hinsicht die beiden Brüder in die Hände arbeiten. Solange Friedrich in Deutschland lebte, kam er über die classischen Studien nicht hinaus; aber während sein Bruder sich in der Romantik des Mittelalters, des katholischen Südens umthat, saß Friedrich schon auf der pariser Bibliothek und eroberte durch sein Studium der indischen Literatur den Forschungen der Romantiker eine neue Provinz.

3. Schulausgaben classischer Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von J. Neubauer. 14. Heft: Friedrich von Schiller: Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Mit Einleitung und Anmerkungen von Joseph Egger und Karl Rieger. Wien, Gräser. 1885. 8. 1 M.

Die Besprechung der vorliegenden Schrift reiht sich sehr ungezwungen an die der Schlegel'schen Vorlesungen an. Denn auch die Schiller'sche Abhandlung gibt trotz ihres geringen Umfangs einen Ueberblick über die Gesammtliteratur, allerdings eingehender über die deutsche, nach ihren beiden Hauptrichtungen: classisch und romantisch, für welche hier Schiller die Benennungen „naiv" und „sentimentalisch" substituirt. Die Wahl der Schrift zu einer Schulausgabe scheint mir eine recht glückliche. Der Lehrer erhält dadurch Gelegenheit, auf die wichtigsten Erscheinungen der deutschen und der ausländischen Literatur hinzuweisen und Erläuterungen daran zu knüpfen, die um so besser in dem Gedächtniß der Schüler haften müssen, als sie nicht blos an den Faden der Chronologie, wie es in den gewöhnlichen Handbüchern geschieht, sondern an den Faden eines einheitlichen, neuen, fruchtbaren Gedankens angereiht sind. Der Gebrauch von literaturgeschichtlichen Compendien auf Schulen ist immer von Uebel, weil sie bei dem Schüler kein Interesse erwecken. Was ist dem Schüler ein Gottsched oder Bodmer? Ich habe deshalb wol öfter zu einer Besprechung unserer vorclassischen Literatur, die gerade die langweiligste für den Schüler ist, Goethe's Aufenthalt in Leipzig aus „Wahrheit und Dichtung" ge-

wählt, und möchte auch dieses Buch zu einer Ausgabe für Schulen empfehlen. Ferner sind mir Lessing's „Freimaurer-Gespräche" als passendes Material für Primaner-Schullektüre eingefallen. Diese seien also dem neuen Unternehmen, dem wir besten Fortgang wünschen, empfohlen.

Die vorliegende Schrift überschreitet nur selten die Fassungskraft eines Schülers der obern Klassen. Die realen Verhältnisse, die Schiller dabei im Auge hatte, der beständige Hinblick auf Goethe's Dichtung und deren fundamentalen Unterschied von der seinigen, auf seine Kritiker W. von Humboldt und Körner, die „Hasenjagd", die er auf dem Gebiete des Mittelmäßigen anzustellen entschlossen war, und wodurch diese Schrift als Vorläuferin der „Xenien" erscheint, die Rückkehr zur Poesie, die sich darin schon ankündigt: alles dies gibt der Abhandlung Realität, Frische und Natürlichkeit.

Die Herausgeber haben ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan, ja es wäre zu erwägen, ob weniger hier nicht mehr gewesen wäre, ob der Schüler vor den 64 Seiten Anmerkungen nicht einigermaßen zurückschrecken wird. Der Lehrer freilich kann nie zu viel wissen und wird daher für das Gebotene um so dankbarer sein; allerdings liegt ihm um so mehr die Verpflichtung ob, eine weise Auswahl unter den Erläuterungen zu treffen. Durchaus normal ist die Einleitung gehalten. Sie orientirt über I. „Schiller's philosophische Studien und Schriften", II. und III. (höchst dankenswerth), „Immanuel Kant und seine drei Kritiken" und „Schiller und Kant", und gibt endlich IV. die Entstehung der vorliegenden Abhandlung, wobei wol keine einzige Briefstelle übersehen ist.

4. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch u. s. w. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 149—193. Stuttgart, Spemann. 1884. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Von diesem Unternehmen, welches wir von seinem Anfang an mit unsern Besprechungen begleitet haben, liegt wieder eine stattliche Reihe von Lieferungen vor.

Mit Lieferung 149 wird der erste Band von Jean Paul's Werken, Band 130 der „National-Literatur", vollständig. Dieselbe, von dem berühmten Jean Paul-Forscher Nerrlich besorgt, enthält keinen Text, nur Biographie und Einleitung sowie (S. LXXI—LXXVIII) eine verdienstliche Bibliographie. Der Inhalt dieses ersten Bandes besteht aus „Kleinen Schriften zur Philosophie und Religion; Satiren und Idyllen I—VI". Lieferung 150 beginnt den dritten Band von Klopstock's Werken, herausgegeben von Hamel, eine Auswahl der Oden mit Einleitung und Bibliographie enthaltend, fortgesetzt in Lieferung 151. Lieferung 152 gibt den Schluß des Bandes mit einer Auswahl der geistlichen Lieder, den Epigrammen, zu denen er auch einige Anekdoten aus der „Gelehrten-Republik" geschlagen hat, und einem doppelten Register, nach Reihenfolge und Alphabet; Lieferung 153, wiederum eine höchst fleißige Arbeit, die Einleitung zu Klopstock's Dramen (XVIII und 52 Seiten) mit dem Anfang der „Hermannsschlacht", deren Schluß die folgende Lieferung 154 bringt *). Dieselbe Lieferung gibt auch eine Auswahl aus den Bardengesängen des Klopstockianers Denis (Sineds des Barden) mit Biographie (diese erwähne ich als selbstverständlich nicht mehr). Daran schließt sich von Gerstenberg's „Ugolino", Auswahl aus seinen Gedichten, und „Ariadne auf Naxos" (Lieferung 156). Lieferung 157 beginnt eine neue Zusammenstellung: „Fabeldichter, Satiriker und Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts", herausgegeben von dem uns schon unter Nr. 2 bekannt gewordenen, ebenso fleißigen wie gewissenhaften Literaturforscher J. Minor, enthaltend eine Auswahl aus Lichtwer's und Pfeffel's Fabeln, Kästner's Sinngedichten: (Lieferung 157) von Göckingk's „Episteln" und „Liedern zweier Liebenden", (Lieferung 158) Mendelssohn's „Phädon" vollständig, (Lieferung 159) Zimmermann's „Ueber die Einsamkeit" (mit Auswahl), womit dieser Band abgeschlossen ist, der außerdem wieder ein höchst dankenswerthes Wortregister der behandelten Autoren enthält. Es folgt dann (Lieferung 161) der zweite Band von Goethe's Dramen, herausgegeben von Schröer. Dieser hat es in den Einleitungen besonders darauf abgesehen, die Beziehungen dieser Gelegenheitsdramen, wie man sie nennen könnte, zu Goethe's Lebensverhältnissen aufzuspüren. Lieferung 162 setzt den vierten Band und damit die Gesammtausgabe Klopstock's und der Bardendichtung mit einer Auswahl aus Kretschmann's Poesien (Rhingulfs des Barden) fort, und zwar ist auch hier wieder ein Wortverzeichniß beigefügt, zu welchem Kürschner in den „Signalen" bemerkt:

> Ich glaube durch diese Neuerung **), welche in übersichtlicher Zusammenstellung sprachlich interessante Formen, Ausdrücke, Wortbildungen u. s. w. notirt, meiner Sammlung einen neuen Anziehungspunkt zu geben, dessen Werth gewiß von niemand verkannt werden wird. Die beiden Registerbände, welche den Beschluß der ganzen Sammlung ausmachen werden, sollen dann das auf diese Weise gewonnene Material noch einmal in einem Alphabet mit Angabe des Autors bei jedem Werk zum Abdruck bringen.

Gewiß verdient der Herausgeber trotz des Grimm'schen Wörterbuchs unsern vollsten Dank für diese Sammlungen; ja den gelehrten Arbeitern an jenem wäre die Arbeit wesentlich erleichtert worden, wenn schon mehr dergleichen Vorarbeiten vorhanden gewesen wären, wie sie Lessing durch sein Wörterbuch zu Logau mit vollem Bewußtsein lieferte; seit Grimm wüßte ich keinen neuhochdeutschen Schriftsteller, der lexikalisch behandelt worden wäre, als Schiller in Gödeke's kritischer Ausgabe, aber auch hier nur in den ersten fünf Bänden. Lieferung 163 Fortsetzung von 161. Die Conjectur S. 170 ist falsch. Alonzo sagt: „Ich halt' ihn hier, geb' ihm ein Zimmer ein." Hier ist eingeben

*) Der Text ist nach der Ausgabe letzter Hand hergestellt; wer damit die bedeutend abweichende und in mehrfacher Beziehung monumentale erste Ausgabe, die Lessing vorlegte, vergleichen will, findet dieselbe in der „Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", 40. Band, herausgegeben von H. Düntzer (Leipzig, Brockhaus).

**) Sie kam zuerst bei dem ersten Bande von Goethe's Dramen in Anwendung.

gleich einräumen, wie schon im Grimm'schen Wörterbuch mit mehrern Beispielen, auch einem aus Goethe, belegt ist. Mit Lieferung 167 beginnt eine Auswahl aus des früher vergötterten Geßner's Idyllen, besorgt von Professor A. Frey, bis Lieferung 169, die das Wortregister bringt. Lieferung 170 beginnt „Das Schicksalsdrama", herausgegeben von dem mehrfach erwähnten Minor, der durch seine Schrift „Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern" (Frankfurt a. M., 1883) seine Befähigung dazu glänzend bewiesen hat. Wie dort, so ist auch hier diese Richtung vertreten durch Werner („Die Weihe der Kraft" und die Palinodie dazu: „Die Weihe der Unkraft", „Der vierundzwanzigste Februar"), durch Müllner („Der neunundzwanzigste Februar", „Die Schuld") und von Houwald („Der Leuchtthurm"). Lieferung 174 enthält das Wortregister dazu. Die folgenden Lieferungen (175 fg.) enthalten die beiden schweizer Dichter von Haller und von Salis-Seewis, bei deren ersterm auf die vorzügliche Ausgabe von L. Hirzel die gebührende Rücksicht genommen ist. Der Herausgeber ist wieder A. Frey. Die Gedichte sind in möglichst erreichbarer Vollständigkeit, von den Romanen ist das erste Buch des „Usong" gegeben. Meine Verbesserung der Anmerkung zu S. 105, daß „Ammon" nicht auf Alexander den Großen, sondern auf den Chalifen Almamun zu deuten sei (in d. Bl. zu Hirzel's Ausgabe), ist nicht berücksichtigt worden. Aus der Charakteristik Haller's geben wir folgende Probe:

In letzter Linie hat wol noch ein psychologisches Motiv zu dem frühen Versiegen seiner poetischen Ader mitgewirkt; Haller hört in den Jahren (ca. dem dreißigsten) zu dichten auf, wo er die Ideale des Jünglings im Kampf gegen die Wirklichkeit ohnmächtig sieht, wo er mit einem Wort die jugendlichen Illusionen aufgeben muß. Wäre seine Anlage ausschließlich eine künstlerische gewesen, hätte die Poesie schon zu seiner Zeit als die einzige Lebensaufgabe eines tüchtigen Mannes gegolten, d. h. gelten können, so hätte er sich vermuthlich von den Musen nicht abgewandt. So aber suchte er für seine zertrümmerten Jugendideale Trost und Ersatz in den Armen der Wissenschaft. Im Grunde verhält es sich mit Schiller nicht anders. Als er — um sein dreißigstes Jahr — erkannte, daß er gegen die realen Verhältnisse mit seinen hochfliegenden und deswegen zum Theil unreifen Empfindungen den Kampf nicht aushalten und die höchsten Ziele der Poesie durch sein tendenziöses Vorgehen nicht erreichen könne, so kehrte er sich von der Dichtung ab, und es bedurfte langer Jahre innerer Sammlung und Arbeit, ehe er das unerschütterte Gleichgewicht wieder gefunden hatte und den Wettkampf mit den größten Meistern aufnehmen konnte.

Die Biographie von Salis hat durch die dem Herausgeber gestattete Benutzung von Familienpapieren einige Bereicherung erfahren. Seine Gedichte sind vollständig, mit einem Anhang bisher nur zerstreuter, gegeben, was ausdrücklich bemerkt werden muß, damit man den Titel dieses Bandes nicht misverstehe. Lieferung 179 bringt das Wortregister und ein doppeltes Verzeichniß der Lieder nach der Reihenfolge und nach dem Alphabet. Mit Lieferung 178 hat aber auch die Ausgabe des Hans Sachs durch Arnold begonnen, natürlich nur eine Auswahl, sodaß den Ausgaben von Keller's, Götze's und Gödeke's (in Brockhaus' Sammlung) keinerlei Concurrenz entsteht. Besonders verdienstlich ist auch hier die Bibliographie der Ausgaben und der Schriften über Sachs (S. XXXI—XXXIV) und die „Chronologische Uebersicht über die Spruchgedichte auf Grund von Keller", Bd. I—XIV, und H. Sachs' Werken, Bd. IV, 1578, und Bd. V, 1579, wodurch der von Gödeke im „Grundriß" gemachte Anhang weiter geführt wird. Diese „Uebersicht" nimmt 42 Seiten ein. Mit Lieferung 180—182 ist der fünfte Band von Goethe's Gedichten, herausgegeben von H. Düntzer, abgeschlossen. Zu dem von Friedrich Vischer im Goethe-Jahrbuch gelassen ausgesprochenen großen Wort (S. 27): „Dieses vollkommenste, echt deutsche Werk Goethe's («Hermann und Dorothea») könne der Form nach nie populär werden", bekenne auch ich mich rückhaltslos; der Hexameter wird niemals in einem deutschen Ohr wie ein echter Vers klingen, und das ist schade bei diesem Gedicht, das jeder deutsche Bauernjunge müßte singen können wie die italienischen Schiffer den Tasso. Ganz anders verhält es sich beim „Reineke Fuchs"; hier steigert der fremdländisch klingende Hexameter durch die prätendirte Feierlichkeit den komischen Effect, freilich auch wieder nur für Gebildete. Unter dem „Läppchen, das halbseiden um die Handelsbübchen herumhängt" (S. 44), habe ich bisher die Halsbinde verstanden. Düntzer erklärt es das leichte Röckchen. „Furchten" kann man wol nicht (S. 160, V. 211) die ältere Form neben „fürchten" nennen; das praet. „furchte" ist eben mit dem früher üblichen Rückumlaut aus „fürchten" gebildet. Sehr verdienstlich ist beim „Reineke Fuchs" die Beifügung einer Uebersetzung des niederdeutschen Textes in den Anmerkungen; die Einleitungen sind außerordentlich sorgsam ausgearbeitet. Man sieht, dieser Band enthält die epischen Gedichte: „Hermann und Dorothea", „Achilleis", „Ewiger Jude", „Reineke Fuchs." Mit Lieferung 183—187, 189, 191, 193 wird H. Sachs bis zur vierten Lieferung des zweiten Bandes weitergeführt. Dann beginnt (mit Lieferung 188) eine gleichfalls höchst interessante Publication: das von dem Herausgeber Bobertag so betitelte „Narrenbuch", dessen Inhalt mir zum Theil noch neu war. Es enthält: den „Pfarrer von Kalenberg", „Peter Leu", (Lieferung 190) „Reidhart Fuchs", „Salomon und Markolf", dessen Forsetzung gewiß mancher Leser wie ich mit Begier erwartet.

Robert Boxberger.

Neue Epik.

1. Tag- und Nachtstücke von Adolf Friedrich Grafen von Schack. Stuttgart, Cotta. 1884. Gr. 8. 4 M.
2. König Konrad der Junge. Epische Dichtung in 12 Gesängen von Eduard von Cölln. Leipzig, Haessel. 1884. 8. 3 M.
3. Walther von Aquitanien. Heldengedicht in 12 Gesängen mit Beiträgen zur Heldensage und Mythologie von Franz Linnig. Zweite verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1884. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Renate. Eine Künstlergeschichte vom Rhein von Ludwig Soyaux. Reudnitz-Leipzig, Payne. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Erna. Lyrisch-episches Gedicht von Karl Rudolf Beisler. Essen, Silbermann. 1884. 12. 1 M. 50 Pf.
6. Ein Schwanengesang. Erzählendes Gedicht in drei Gesängen von H. Kremer. Zweite Auflage. Wickrath, Kremer. 1883. 8. 50 Pf.
7. Siebenschön. Ein April-Mai-Märchen in Reimen von Benno Rüttenauer. Leipzig, Liebeskind. 1884. 12. 2 M.

Unter den hier zu würdigenden epischen und episch-lyrischen Novitäten nimmt ohne Frage die neueste Veröffentlichung von Adolf Friedrich Grafen von Schack den ersten Rang ein — ich meine dessen „Tag- und Nachtstücke" (Nr. 1). Ein neues Werk des Grafen von Schack ist immer ein literarisches Ereigniß, und diese jüngste poetische That des münchener Sängers gehört zu denjenigen Ereignissen, welche die Erwartung vollständig befriedigen, die man an sie geknüpft. Geistig vornehme Haltung und eine vollendete Formschönheit charakterisiren diese wie alle übrigen Dichtungen Schack's. Es ist eine Sammlung von dreiundzwanzig kleinern episch-lyrischen Stücken, die uns hier geboten wird. Der Dichter zeigt sich auch in ihnen wie überall sonst in seinen Werken als ein Eklektiker im edelsten Sinne des Wortes. Alle Zonen und Zeiten sind es, in die er uns führt, und zwar unter Anlehnung an die verschiedensten Muster der Weltliteratur; Hellas und das alte Rom, das Land der Pharaonen und der Orient, Italien und die Schweiz, Spanien und Portugal, Frankreich und Deutschland sind die Stätten seiner poetischen Handlungen, und er zeigt sie uns im Lichte der verschiedensten Jahrhunderte. Universell wie die Sujets sind auch die poetischen Formen der „Tag- und Nachtstücke": Schack umfaßt in diesen Dichtungen alle Abstufungen, welche einerseits zwischen der versifieirten Novelle und dem großartigen Geschichtsbilde, andererseits zwischen der Legende und der Ode liegen; seine Darstellungsweise ist bald dramatisch bewegt, bald episch gedämpft, bald elegisch getragen. Neue Töne schlägt er in diesen Dichtungen kaum an; es sind die edelschönen Farben seiner frühern Schöpfungen, denen wir hier in neuer Mischung begegnen, und will man die „Tag- und Nachtstücke" mit andern Schack'schen Erzeugnissen in Parallele stellen, so sind es zweifelslos die „Episoden", denen sie am nächsten stehen. Aber in den Stoffen und Farben wird uns hier eine weitere Welt erschlossen als dort, und auch die künstlerische Einheit und Harmonie der dichterischen Farbengebung ist in diesen neuern Poesien eine ungleich größere als in jenen ältern. Es ist vorzugsweise ein elegisches Colorit, das die „Tag- und Nachtstücke" aufweisen; als wirkliches, heiteres Tagstück läßt sich nur die Novelle in Versen „Elsbeth und Reinhold" bezeichnen, wogegen „Camoens in Cintra", „Kassandra", „Der Gefangene von Valladolid" und „Bereniee" durch ethischen Kerngehalt der Idee und Adel der künstlerischen Form hervorleuchten. Schack hat durch diese seine jüngsten Dichtungen seinem Ruhmeskranze ein neues Blatt, und wahrlich nicht das am wenigsten glänzende, hinzugefügt.

Wiegt in Schack's Dichtungen vielfach die lyrische Klangfarbe vor, so ist „König Konrad der Junge", epische Dichtung in zwölf Gesängen von Eduard von Cölln (Nr. 2), von echt epischem Geiste erfüllt. Die rührende Gestalt Konradin's, des letzten Hohenstaufen, noch einmal poetisch heraufzubeschwören, nachdem sie schon so unendlich oft und von so verschieden gearteten Dichterhänden auf das epische, lyrische oder dramatische Piedestal gehoben, ist immer ein gewagtes Unternehmen. Sind doch, abgesehen von dem ermüdeten Interesse des Publikums gegenüber diesem oft bearbeiteten Stoffe, so viele und auch tüchtige Kräfte an der schwierigen Aufgabe gescheitert, die sich hier der poetischen Gestaltung bietet. Um so freudiger muß ein wirklich geglückter Versuch begrüßt werden. Hatte ich vor kurzem (Nr. 44 d. Bl. f. 1884) einen solchen in A. Jüngst's epischer Dichtung „Konradin, der Staufe" zu verzeichnen, so bin ich wieder in der angenehmen Lage, von Eduard von Cölln's Epos gleich Günstiges zu berichten. Auch hier steht das Können dem Wollen ebenbürtig zur Seite. In plastischer Wirklichkeit und dramatischer Bewegtheit tritt uns die jugendlich schöne Gestalt aus den wohltönenden Versen des Dichters entgegen; der Hintergrund ist gut und mit unverfälschten historischen Farben entworfen und effeetvoll abgetönt; die Figuren gruppiren sich kunstvoll um den Helden, und Gliederung und Gang der Handlung bekunden die correete und doch freie Technik einer verständnißvollen Composition, wie auch Rhythmus und Sprache den künstlerisch gebildeten Geist verrathen. Auf der Gestalt von Konradin's Mutter ruht die besondere Liebe des Dichters, wie er dies in der Widmung des Buchs an den Grafen Friedrich von Dillen auch ausdrücklich ausspricht. Er hat es verstanden, der Mutterliebe in seiner Dichtung ein schönes Denkmal aufzurichten. Das im Weichen und Kraftvollen harmonisch abgestimmte Cölln'sche Epos schließt mit den Versen:

Hinab zur dunkeln Tiefe wallten
Der Staufer herrliche Gestalten;
Die Kaiserhelden, heil'ge Sänger,
Das Auge siehet sie nicht länger;
Doch ihres Geists, der Thaten Schwung
Lebt ewig in Erinnerung.
Die Kunde von so hehren Tagen
Erblüht im Singen und im Sagen;

Das Edle, das in sich vollendet,
Trägt heil'gen Ruhm, der nimmer endet.

Unser Dichter hat sein achtbares Talent wacker in den Dienst dieses Ruhmes der Hohenstaufen gestellt, und dafür gebührt ihm unser Dank. Es ist immer eine erfreuliche Wahrnehmung, der epischen Dichtung historischen Inhalts in der Reihe unserer Poeten neue und tüchtige Propagandisten erwachsen zu sehen.

Ein Propagandist der epischen deutschen Dichtung, wenngleich in ganz anderm Sinne als Edmund von Cölln, ist auch Franz Linnig, der in seinem bereits in zweiter Auflage vorliegenden Heldengedicht „Walther von Aquitanien" (Nr. 3) eine dankenswerthe Bearbeitung des alten Waltharinsliedes vom St.-Gallener Mönche Eckehart bietet. Der Verfasser sagt im Vorwort:

Was mich zur Umarbeitung und nochmaligen Herausgabe meines 1869 erschienenen Waltherliedes veranlaßt, ist außer der eigenen ungetrübten Freude an dem Gedichte der Wunsch derer, die dasselbe gern in handlicher Ausgabe und leicht leslicher Verdeutschung für das reifere Knabenalter haben möchten, für welches der Stoff wie kaum ein anderer passend und ansprechend ist. Diese Bestimmung des Gedichts im Auge behaltend, habe ich mich bemüht, meiner Nachdichtung eine möglichst leichte, fließende Form zu geben, die poetischen Schönheiten hervorzuheben und an denjenigen Stellen, die das Gefühl des Lesers, der das Gedicht nicht mit den Augen des Alterthumsforschers betrachtet, zu rauh und hart berühren, eine Milderung eintreten zu lassen, ohne die Kraft des Originals zu ersticken. In gleicher Absicht habe ich den Schlußgesang hinzugefügt, um den jugendlichen Leser unvermerkt aus der rauhen Atmosphäre eines heldenmäßigen Zeitalters in die milde Luft der Gegenwart zurückzuführen und die in seiner Brust aufgeregten Stürme in sanftern Gefühlen ausschwingen zu lassen.

Die Kritik hat diesem Programm des geistvollen Nachdichters nichts weiter hinzuzufügen, als daß er demselben in seiner formenschönen Dichtung, die vorzüglich, aber nicht ausschließlich dem reifern Knabenalter eine treffliche Lektüre bietet, vollständig entsprochen hat. Nicht nur das literarhistorische Interesse, das überdies auch noch durch zahlreiche Anmerkungen unter dem Texte wie durch die Einleitung und die angehängten „Beiträge zur Heldensage und Mythologie" unterstützt wird, sondern auch das rein poetische Bedürfniß des Lesers findet in der prächtigen Linnig'schen Dichtung volle Nahrung.

Vom heroischen Zeitalter des Walther-Liedes macht meine Besprechung einen Sprung in unser modernes Jahrhundert, zu einer Reihe erzählender Dichtungen, die ihre Stoffe aus unsern eigensten Tagen nehmen und Menschen und Zustände schildern, mit denen und in denen wir täglich leben. Da wird uns zunächst in „Renate, eine Künstlergeschichte vom Rhein" von Ludwig Soyaux (Nr. 4) eine Art Novelle in Versen von eigenartigem Reize geboten. Der Dichter führt uns nach dem Rhein und läßt uns die Geschichte eines jungen Mädchens miterleben, das als Tochter einer Schauspielerin im Hause des Schenkwirths Martin geboren und von letzterm erzogen wird. Renate wird von einem jungen Seefahrerssohn geliebt, erhört ihn aber nicht. Das Künstlerblut in ihr treibt sie in die gefährlichen Bahnen des Schauspielerlebens, auf welchen sie mancherlei Schicksale durchzukämpfen hat, bei denen der junge Schiffersſohn stets die Rolle eines rettenden Engels spielt. Die Geschichte endet mit der fröhlichen Wendung eines echten Schauspiels: der ausharrende Liebhaber führt schließlich die Braut heim. Soyaux hat es verstanden, in seiner Dichtung ein im schönsten Sinne des Wortes realistisches Werk zu schaffen, insofern das Reale das Ideale involvirt. In den Adern seiner Gestalten fließt das Blut des wirklichen Lebens, aber über ihnen leuchten die verklärenden Sterne einer idealen Welt- und Lebensanschauung. Die poetische Form der „Renate" — vierfüßige Jamben — läßt hier und da, namentlich im Reim, etwas zu wünschen übrig; aber das kann den günstigen und wohlthuenden Eindruck des prächtigen Idylls, dem die Kritik mit gutem Gewissen die weiteste Verbreitung wünschen darf, kaum beeinträchtigen.

Dem Genre der Novelle in Versen gehört auch „Erna, lyrisch-episches Gedicht" von Karl Rudolf Beisler (Nr. 5) an. Eine Liebesgeschichte, in der ein junger genialer Maler im Herzen der Heldin den Sieg davonträgt über Rang, Geburt und gesellschaftliche Stellung, welche die andern Freier auszeichnet! Der Verfasser behandelt die Octaven, in denen die Dichtung abgefaßt ist, mit Geschick und weiß im allgemeinen namentlich den leichten Plauderton, den muntern Jargon des Fabulanten, zu dem das heroische Maß der Italiener sich diesseit wie jenseit der Alpen so gefügig herleiht, glücklich zu treffen. Im Anfang etwas breit und oft stark ans Banale streifend, hebt sich das Gedicht in seinem fernern Fortgange mehr und mehr und bringt es an einzelnen Stellen zu einer Wirkung, der die Kritik ihr Placet ist versagen kann, wenngleich es im ganzen sich über das Niveau des dichterischen Mittelgutes nicht erhebt. Ein wesentlich störendes Moment in diesem Liebesidyll bilden — namentlich, wie bereits bemerkt, im Eingange — die häufigen trivialen Betrachtungen, zu denen der Verfasser sich verführen läßt. So heißt es im Anfange des zweiten Gesanges:

Doch wie den Sterblichen kein Stern beschieden,
Der ewig leuchtet, nimmermehr erbleicht,
So wird nicht selten Kleinen schon hienieden
Des Lebens Kelch vom Schicksal dargereicht.
Das zarte Kindesherz schon flieht der Frieden,
Und bessres Glück und Frohgefühl entweicht,
Wird von dem Himmel ungeahnt beschlossen:
Vorüber sei, was du bisher genossen!

Dergleichen Lagunen des Gedankens, wo der Geist dem Verfasser völlig ausgeht, um der barsten Phrase Platz zu machen, begegnen wir allzu oft in „Erna", als daß ich nicht den Wunsch aussprechen sollte, bei einer etwaigen zweiten Auflage des Poems möge der Rothstift des redigirenden Dichters doch ja recht tapfer seines gnadenlosen Amtes walten, wie denn überhaupt in Versification, in

Diction und Reim, in Satzgliederung, Metapherbildung und Reinheit der Sprache die nachbessernde Hand dem Gedichte sehr zu wünschen wäre. So steht — um in Betreff des letztern ein Beispiel anzuziehen — auf S. 33 das wunderbare Imperfect: man „kief" (vermuthlich für: man kaufte). Das heißt denn doch die poetische Licenz etwas zu weit treiben. Gegen solche unschöne Willkür bäumt sich das Gefühl des geschmackvollen Lesers unwillig auf.

Als ein barockes Gedicht in barocker Form kennzeichnet sich der „Schwanengesang" von H. Kremer (Nr. 6), barock seinem Inhalte wie seiner poetischen Sprache nach, welche letztere uns gemahnt wie ein sehr anachronistisches Geisterwehen und Harfenklingen aus den Tagen des seligen Uhland und keinen Hauch verspüren läßt vom modernen Denken und Fühlen. Wir haben hier eine Threnodie über den Untergang — eines Schlosses. Chamisso hat auch einen solchen Untergang besungen, das Verschwinden seines Ahnenschlosses vom Erdboden, des Schlosses Boncourt. Das ist an und für sich gewiß ein poetischer Stoff; es kommt nur darauf an, wie der Dichter ihn ergreift. Bei Chamisso ist alles prägnante Kürze und lyrische Stimmung. Bei Kremer spielt sich das Ereigniß in breit sich ergießenden Nibelungenstrophen umständlich ab, und ein ganzes romantisches Personal („holde Jungfrauen in schneeigem Gewand", ein Sängerchor und ein Zitherspieler) wird aufgeboten, dazu geisterhafte Beleuchtung und die gesammte Maschinerie der Romantik — und warum das alles? Weil das alte Schloß zu Wickrath baufällig geworden und abgebrochen werden mußte. Wen kann das, zumal in dieser Form dargeboten, interessiren? Die private Natur des Stoffs hätte den Verfasser, wenn er ihn nicht in die Form privaten Empfindens, in die rein lyrische Form kleiden konnte, von der Veröffentlichung dieses „erzählenden" Gedichts abhalten sollen; sprach doch auch die poetische Mangelhaftigkeit desselben für die Zurückhaltung des Manuscripts in den intimsten Schubfächern. Die phantastische Einkleidung steht hier in einem peinlichen Widerspruch zu dem prosaischen Gegenstande, und die pathetische Form des dichterischen Vortrags fällt alle Augenblicke in Prosaismen, die mitunter dem unbeabsichtigten Effect des Lächerlichen einigermaßen nahekommen. Am Schlusse des Gedichts heißt es:

Das Echo soll es klagen der Gegend ringsumher,
Daß dort ein Schloß verschwunden trotz aller Gegenwehr.

Gegen diese „Gegenwehr" wehrt sich denn doch der gute Geschmack mit aller Entschiedenheit. Und das ist nur ein Beispiel von der poetischen Sprache unsers Sängers des zum zweiten mal gedruckten „Schwanengesangs".

Eine ganz andere, ungleich frischere geistige Atmosphäre weht in dem feinsinnigen Märchen „Siebenschön" von Benno Rüttenauer (Nr. 7). Hier ist echtestes kastalisches Quellwasser. Wenn es Aufgabe der Märchenpoesie ist, in der Form der phantastischen Erzählung und unter Aufbietung des ganzen Zauberapparats einer scheinbar willkürlich übersprudelnden Einbildungskraft der tiefern Wahrheit des Sujets Ausdruck zu geben, wenn das Märchen über die Realitäten des Lebens den Schleier des ahnungsvollen Traums ziehen soll, so ist diese Aufgabe in der uns hier gebotenen allerliebsten Liebesgeschichte des schlichten Dorfkindes Siebenschön und des Prinzen Tannengrün in ansprechendster Weise gelöst und uns in den duftigen Reimen dieses Gedichts ein wirkliches Märchen geschenkt worden. Sinnigkeit der Erfindung und Anmuth der Ausführung, Rundung der Composition und Schmelz der Sprache verbinden sich in der Rüttenauer'schen Dichtung zu einem Ganzen, das einen äußerst wohlthuenden Eindruck hinterläßt. Es ist allerdings ein Märchen mehr für uns große als für kleine Kinder; denn die Feinheiten der einzelnen Beziehungen, die nicht selten in Ironie und Satire auslaufen und namentlich gegen gewisse gesellschaftliche Zustände der Gegenwart ihren Stachel kehren, sowie der oft geistig vornehme Ton der Dichtung setzen ein gereifteres Publikum voraus als das eigentliche Publikum des Märchens: unsere Kinder. Aber auch diese — und unsere Frauen dazu — werden hier eine Welt des Phantastisch-Schönen sich erschlossen sehen, in der es ihnen, sollte ihnen auch die tiefere Bedeutung der Einzelheiten entgehen, nicht anders als wohl sein kann. Es wäre ein müßiges Unterfangen der Kritik, auf den tiefern Sinn dieser Dichtung hinzudeuten und etwa zu sagen: das Mädchen Siebenschön ist die Natur, die Unschuld oder gar die Wahrheit selbst; Prinz Tannengrün ist der culturflüchtige Idealismus des modernen Menschen, der nach Natur, Unschuld, Wahrheit strebt u. s. w. — das sind Abstractionen, die den Duft der Dichtung vernichten. Man lese und genieße! Jeder legt sich diesen „tiefern Sinn" nach seinem Herzen und Kopf zurecht. Das ist ja eben der Zauber des wahrhaft Poetischen, daß wir — jeder nach seiner Art — in den Spiegelungen, die es uns bietet, unser Besonderes zu schauen meinen: die Welt und das Außerweltliche, die Menschen und Gott und oft genug unser eigenstes Herz.

Ernst Biel.

Erzählungen und Novellen.

1. Die Gefangenen. Geschichten und Bilder in Arabeske von Otto Haggenmacher. Leipzig, O. Wigand. 1885. 8. 3 M.

Der Verfasser führt uns in seinen „Gefangenen" nach der bekannten Schablone des „Decamerone" eine bunte Musterkarte von unzusammenhängenden Erzählungen vor, deren Hauptwerth in einer anerkennenswerthen realistischen Tüchtigkeit der Darstellung und unleugbaren Lebenswahrheit der Natur- und Menschenschilderung besteht. Dagegen ist der Inhalt der einzelnen Geschichten von anspruchsloser Einfachheit, die oft an Dürftigkeit grenzt, der

epische Stil von farbloser Correctheit, und der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen athmet eine hausbackene Nüchternheit und poesielose Moralität. Auch muß infolge der Oberflächlichkeit der Charakterzeichnung und der stiefmütterlichen Behandlung der psychologischen Motivirung des kaleidoskopischen Wechsels der Empfindungen, Stimmungen und Gefühle dem Leser vieles in etwas zweifelhafter Beleuchtung erscheinen. Ebenso möchten wir die schrankenlose Herrschaft des blinden Zufalls, der nicht selten als wohlwollender Deus ex machina gerade bei entscheidenden Wendepunkten und Krisen der Handlung seinen mächtigen Einfluß geltend macht, als ein zu wohlfeiles Auskunftsmittel des Verfassers bei Lösung ernster Verwickelungen betrachten.

Wie wenig derselbe in diesen „Geschichten und Bildern" seine Erfindungsgabe und schöpferische Phantasie angestrengt hat, beweist schon die Haupthandlung, welche ein Wirthshaus auf einsamer Paßhöhe zum Schauplatz hat. Hier wird eine Gesellschaft, bestehend aus fünf Erholungsreisenden, welche die verschiedensten socialen Lebensstellungen und Berufsarten repräsentiren, und einer Malerin, die in diesen hohen Regionen ihr Künstleratelier aufgeschlagen hat, von heftigen Schneewehen gefangen gehalten. Der freundliche Wirth und die mürrische, aber gutherzige Wirthin vollenden die Porträtgalerie. Die etwas triviale Liebesepisode zwischen der Malerin und dem einen Reisenden, einem Kaufmann, in welcher die Wahrheit des Sprichworts „Alte Liebe rostet nicht" veranschaulicht wird, entbehrt jedes spannenden Reizes. Die Gründung einer durch Statuten geregelten Gesellschaft unter dem Vorsitze des Ewig-Weiblichen ist zwar ein ganz guter Gedanke; jedoch vermag er ebenso wenig wie das Geschick der im Schnee verunglückten Frau und andere Unterbrechungen der einförmigen Lebensweise der Einsiedler wider Willen ein tieferes Interesse einzuflößen.

Uebrigens ist das Wirthshaus im ganzen ein „recht fideles Gefängniß", da die schöne Harmonie des idyllischen Zusammenlebens der Gefangenen durch keinen Miston getrübt wird, die Sorgen der materiellen Existenz sie keineswegs drücken und ihnen als wirksames Präservativ gegen die Langweile die homöopathischen Dosen geistiger Nahrung, die in den einzelnen Geschichten condensirt ist, statutenmäßig verabreicht werden.

Die Reihe der Erzählungen, welche im bunten Wechsel die Haupthandlung unterbrechen, eröffnet: „Durch Krieg zum Frieden". Der Conflict zwischen treuer Liebe und religiös angekränkeltem Patriotismus, welcher hier in die Zeit des Deutsch-französischen Kriegs und in die bäuerliche Sphäre der neuen Reichslande verlegt ist, bildet den Angelpunkt der Handlung. Ein evangelischer Deutscher und die Tochter eines katholischen französischen Bauers lieben einander aufrichtig. Ihre ausdauernde unerschütterliche Treue triumphirt nach langem hartnäckigem Kampf, in dem allerdings der Zufall eine hervorragende Rolle spielt, über alle Hindernisse und Ränke der starrköpfigen Widersacher, und der festliche Glanz Hymens leuchtet nach Schluß des Kriegs dem glücklichen Paar.

Die zweite Geschichte „Verloren und Wiedergefunden" ist eine nicht gerade sehr ansprechende Variation über das Thema vom verlornen Sohn. Der leichsinnige ungerathene Sprößling eines Präsidenten, ein Vagabund in des Wortes verwegenster Bedeutung, besucht nach jahrelangen Irrfahrten in der Fremde seine Schwester, die sich nach dem Tode der Aeltern durch ihrer Hände Arbeit den nöthigen Lebensunterhalt verdienen muß, und wird von ihr gehörig ins Gebet genommen. Doch alle ihre Bitten, Ermahnungen und Vorstellungen prallen wirkungslos an dem verhärteten Gemüth des verbummelten Bruders ab. Erst als sie den Geist der Aeltern heraufbeschwört und ein Gewitter im kritischen Moment ihre Beredsamkeit effectvoll unterstützt, vollzieht sich in dem Herzen des jugendlichen Sünders ein sittlicher Läuterungsproceß, der eine nachhaltige Metamorphose seines Charakters zur Folge hat, und so wird der verlorene Sohn wiedergefunden.

Die nächste Geschichte „Becher und Zecher" ist ein von tendenziöser Moral angekränkeltes Nachtbild von düsterster Färbung, eine pathologische Studie, deren geistiger Gehalt nicht gerade durch den Reiz der Neuheit besticht. Ein ergrauter Säufer hat nach einer im Kreise lustiger Zecher gefeierten Orgie eine merkwürdige Vision. Der personificirte Alkohol erscheint ihm in dämonischer Gestalt und hält ihm, im Anschluß an eine etwas philosophisch angehauchte Vorlesung über das eigenste Wesen und die verhängnißvollen Folgen des übermäßigen Genusses des Alkohols, erbarmungslos und unbekümmert um alle Einwürfe und Beschwörungen des Delinquenten das lange Sündenregister seines Lebens vor. Die furchtbare Aufregung dieser matervollen Scene zerrüttet die durch Trunksucht gelähmten geistigen Kräfte des alten Sünders, das Delirium kommt bei ihm zum Ausbruch, und das Irrenhaus nimmt das neue Opfer des Säuferwahnsinns auf. Zwar tritt Genesung ein; doch bleibt der Geheilte ein gebrochener stumpfsinniger Mann.

„Die Mutter im Pfandhause" schildert uns die Leidensgeschichte einer Nähterin, welche nach dem Tode ihrer einst vermögenden, aber durch mislungene Speculationen verarmten Aeltern anfänglich das harte Gnadenbrot einer geizigen Anverwandten essen muß, jedoch später das unerträgliche Joch dieser alten Jungfer abschüttelt und nun durch ihrer Hände Arbeit mühsam ihr Leben fristet. Sie widersteht standhaft allen Versuchungen und tritt den Verführungsgelüsten eines reichen Roué mit großer Entschiedenheit und Schroffheit entgegen. Dadurch weckt sie die Rachsucht im Herzen des gekränkten Zierbengels, der jetzt nur noch auf Wiedervergeltung sinnt. Da naht der Erlöser des hart bedrängten Mädchens. Ihr längst verschollener todtgeglaubter Bruder, der als vermögender Mann aus fernen Landen heimgekehrt ist, trifft mit ihr zufällig bei einer Auction zusammen. Es erfolgt eine Erkennungsscene, das Wiedersehen wird gefeiert, alle Noth hat ein Ende, und

die Zukunft strahlt den wiedervereinigten Geschwistern im rosigsten Lichte.

Die Erzählung „Das Geheimniß", eine epische Schicksalstragödie, erinnert einigermaßen an Schiller's „Braut von Messina", nur daß die traurige Katastrophe eines Brudermordes glücklich vermieden wird. Zwei Brüder, ein Pfarrvicar und ein Arzt, verlieben sich in die vermeintliche Tochter eines Pfarrers. Beide glauben sich wiedergeliebt; die Flamme glühender Eifersucht lodert in ihrem Busen empor und entfacht eine gegenseitige Abneigung, welche immer mehr einen bedrohlichen Charakter annimmt. Dem bejahrten Pfarrer, der zu seinem nicht geringen Schrecken bemerkt, daß selbst die Entfernung des Mädchens die leidenschaftliche Glut der beiden Liebhaber nicht zu dämpfen vermag, bleibt kein anderer Ausweg zur Abwendung größern Unheils übrig, als den feindlichen Brüdern das sorgfältig gehütete Geheimniß der Herkunft seiner angeblichen Tochter in ihrer Gegenwart zu enthüllen. So erfahren die Unglücklichen, daß die Geliebte ihre Schwester sei. Die Wirkung dieser Mittheilung auf die Brüder ist erschütternd, doch noch schwerer wird das Mädchen selbst von dieser unerwarteten Eröffnung betroffen, da sie den Vicar im stillen aufrichtig liebte. Sie vermag nicht, sich von diesem harten Schicksalsschlag wieder zu erholen; ihr Herz ist gebrochen, und ein schneller Tod rafft sie in der Blüte ihrer Jahre dahin.

Die letzte Erzählung „Der Sturm auf Sonnenfels" bietet in behaglicher Ausführung eine von epischen Arabesken umrahmte Schilderung der Liebeswerbung eines jungen Lieutenants um die schöne Sonnenwirthin in Sonnenfels, einem kleinen Landstädtchen. Der Spitzname „Pfefferbüchse", welchen diese Hebe führt, gestattet untrügliche Rückschlüsse auf ihre hervorstechenden Charaktereigenschaften. Die trotz der Misgunst der Verhältnisse mit bewundernswürdiger Ausdauer und unermüdlicher Beharrlichkeit fortgesetzten Bewerbungen des jugendlichen Freiers um die Gunst der „Pfefferbüchse" bleiben erfolglos, da letztere das thörichte Gelübde gethan hat, nur einen Offizier zu heirathen, der zum mindesten Hauptmann ist. Der unerschrockene Lieutenant, der mit dem Korbe zugleich die Kunde von diesem Gelübde erhalten hat, läßt sich durch sein Misgeschick nicht entmuthigen. Zwar stellt er vorläufig seine Bewerbungen ein, doch schon im Herbst des folgenden Jahres, als die militärischen Uebungen in der Gegend von Sonnenfels stattfinden, erstürmt der inzwischen zum Hauptmann beförderte Lieutnant an der Spitze seiner Heldenschar den Sonnenfels und erobert zugleich mit der feindlichen Stellung das Herz der Geliebten.

2. Nachgelassene Novellen von Wolfgang Menzel. Herausgegeben von dessen Sohn K. Menzel. Erster Band: Eine Idylle aus der Dauphiné. Der Schiffsbrand. Der Wald von Chaumont. Thalweil, Brennwald. 1885. 8. 1 M. 25 Pf.

Die an sich gewiß pietätvolle Neigung, in den vergilbten Blättern des Nachlasses hervorragender Männer zu blättern, artet oft in die tadelnswerthe Manie aus, mittelmäßige Schöpfungen der Verstorbenen, die bei ihren Lebzeiten nie oder höchstens in gänzlich modificirter Gestalt das Licht der Welt erblickt haben würden, aus dem Dunkel wohlverdienter Vergessenheit hervorzuziehen und unverändert dem Urtheil der Oeffentlichkeit preiszugeben.

Das vorliegende Werk fällt unter diesen Gesichtspunkt. Es ist ein misrathenes Kind der Menzel'schen Muse oder vielmehr eine unreife Frühgeburt, welche irrthümlicherweise bei der Taufe den Namen Novellen bekommen hat, auf den sie nach den herrschenden ästhetischen Anschauungen begründete Ansprüche nicht erheben kann. Die einzelnen Erzählungen tragen unverkennbar das Gepräge der romantischen Schule; denn die traumhafte Verschwommenheit der Handlung, die seichte Oberflächlichkeit der Motivirung, welche viele Vorgänge in höchst zweifelhafter und unwahrscheinlicher Beleuchtung erscheinen läßt, die phantasiearme, moralisch angekränkelte Nüchternheit der Darstellung wetteifern mit der Trivialität und Interesselosigkeit des Inhalts und der Motive und rechtfertigen die Behauptung, daß mit der Veröffentlichung dieser Novellen der schriftstellerische Ruhm des Verfassers eher eine Einbuße erlitten, als eine Steigerung erfahren hat.

Was die Stoffe selbst anbetrifft, so können wir uns kurz fassen und wollen nur noch vorausschicken, daß die erfinderische Orginalität des Autors darin keine glänzenden Triumphe feiert.

Die erste Novelle „Eine Idylle aus der Dauphiné" behandelt das verbrauchte Thema zweier feindseligen Familien und einer Liebesgeschichte im Stil von Romeo und Julie, ohne diesen Motiven jedoch neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Die niedere bäuerliche Sphäre, in der die Ereignisse sich abspielen, die dumpfe Atmosphäre armseliger Dürftigkeit, die mit schwerem Druck auf den Liebenden lastet, lähmt jeden freiern, idealern Aufschwung. Dazu kommt noch, daß infolge der ängstlichen Vermeidung ernsterer Conflicte und der Flüchtigkeit bei der Zeichnung der einzelnen Charaktere und psychologischen Vorgänge die Erzählung den Reiz erwärmender Spannung vermissen läßt. So vermag die lange Leidensgeschichte und endliche glückliche Vereinigung des liebenden Paares uns nur eine mäßige Theilnahme abzunöthigen.

Die zweite Erzählung „Der Schiffsbrand" schildert uns mit breiter Umständlichkeit die abenteuerlichen Lebensschicksale eines jungen Mädchens, der Tochter eines reichen Pflanzers von der Insel Martinique. Dieselbe unternimmt mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam eine Reise nach Europa, hat auf derselben das Unglück, bei einem Schiffsbrand ihren Vater zu verlieren, und wird selbst nur durch den aufopfernden Muth eines jungen Burschen dem Wellengrabe entrissen. Ein vorüberfahrendes Schiff nimmt sie auf und bringt sie glücklich nach Frankreich, wo sie bei ihrem Onkel ein gastfreundliches Asyl findet. Dort sagt sie sich feierlich von ihrem Bräutigam los, der sich bei jener traurigen Katastrophe in seiner ganzen Selbstsucht und Erbärmlichkeit gezeigt hatte. Ihr Onkel benutzt diesen

günstigen Umstand, um die reiche Nichte für seinen Sohn zu gewinnen, wobei er jedoch bei dem jungen Mädchen auf entschiedenen Widerspruch stößt. Er läßt sich dadurch indeß keineswegs abschrecken, sondern verfolgt sein egoistisches Project mit unermüdlicher Ausdauer und weiß den widerstrebenden Goldfisch durch geschickte Operationen derartig in seine Netze zu verwickeln, daß der verlassenen Waise kein anderer Ausweg übrig bleibt, als sich durch eilige Flucht der verhaßten Verbindung zu entziehen. Ein Traum zeigt ihr den Weg, den sie einschlagen muß. Sie flüchtet zu ihrer Amme nach Perouse, welche sie freundlich willkommen heißt, ihr auf ihren Wunsch ländliche Kleidung verschafft und sie für eine entfernte Verwandte ausgibt. Hier verbringt die Waise in stiller Zurückgezogenheit glückliche Tage. Da führt sie der Zufall mit ihrem Lebensretter zusammen, zu dem sie im stillen eine tiefe Neigung gefaßt hat. Sie gibt sich ihm jedoch nicht zu erkennen. Aber der junge Mann findet in ihr das Ebenbild seines einstigen Schützlings und entbrennt in heißer Liebe für das vermeintliche arme Landmädchen. Wir verfolgen das zärtliche Verhältniß in den einzelnen Stadien seines Entwickelungsganges; wir sehen die mannichfachen Conflicte, welche diese Neigung herbeiführt, einer glücklichen Lösung entgegengehen und werden Zeugen des Triumphes der wahren Liebe. Doch können wir uns nicht verhehlen, daß sich gegen den Schluß hin viele Unwahrscheinlichkeiten und zweifelhaft beleuchtete Genrebilder finden, welche dem Werth der Erzählung erheblichen Abbruch thun.

Die dritte Novelle „Der Wald von Chaumont", erhebt sich ihrer ganzen Behandlung nach nicht über das Niveau einer Anekdote. Die plötzlich aufkeimende und unausrottbare Liebe eines Landmädchens zu einem Aristokraten, dem sie zufällig auf ihrem Lebensweg begegnet, bildet den Mittelpunkt der Handlung, die sich durch vielfach wechselnde, oft sensationelle Situationen bis zu einer traurigen Schlußkatastrophe hindurchwindet. Der Autor hat es nicht verstanden, uns ein tieferes Interesse für die Heldin und ihre Herzensneigung einzuflößen, und ihr heroischer Opfermuth und früher Tod bei der Vertheidigung ihres geächteten Geliebten vermögen uns nicht sonderlich zu ergreifen.

3. Bravo rechts! Eine lustige Sommergeschichte von Ossip Schubin. Jena, Costenoble. 1885. 8. 7 M. 50 Pf.

Durch die Erzählung „Bravo rechts!" weht ein wohlthuender Hauch geistiger Frische und heiterer Lebenslust. Der Hauptheld, Graf Wolf, mit dem Beinamen „Bravo rechts" ist ein echter Principienreiter, der, durch die Vorurtheile seines Standes geblendet und durch alte Ketten an eine ebenbürtige Wittwe gefesselt, anfänglich nicht den Muth besitzt, der Neigung seines Herzens zu folgen und seine Liebe zu dem schönen, aber bürgerlichen und armen Fräulein Dita offen zu bekennen. Lange erträgt er wahre psychologische Märtyrerqualen; gleichgültig begegnet er dem holden Mädchen, während in seinem Innern die verzehrende Flamme heißer Leidenschaft glüht. Endlich bringt ein trauriger Zwischenfall Klarheit in seine gemarterte Seele; er rafft sich aus seiner schwankenden Skepsis zu männlich kühnem Entschluß empor, zerreißt mit festem Griff das Gewebe der bestehenden Verhältnisse, bricht alle frühern Verbindungen ab und wirbt um die Hand der Heißgeliebten, die ihm auch freudig bewilligt wird.

Eine Fülle von ergötzlichen Situationen und heitern Scenen ist episodisch in die Haupthandlung eingeflochten. Dazu rechnen wir die lebenswahre Schilderung des kleinstädtischen Lebens, die Scenen auf dem Landgut Ilmenstein, dessen mannichfach contrastirende Bewohner durch ihren Wechselverkehr oft zu lustigen Intermezzos Veranlassung geben, und vor allem einzelne Begebenheiten auf dem Schloß Aldringen, die allerdings eine gewiße Polemik gegen die Aristokratie nicht undeutlich herausfühlen lassen.

Auch die Charakterzeichnung ist vortrefflich und von packender Lebenswahrheit. Dieser alte Oberst, der Schloßherr von Ilmenstein, mit seinen plötzlichen Aufwallungen, seine excentrische Tochter mit ihren fortwährenden Krampfanfällen, das Fräulein von Berndt mit ihren Liebesreminiscenzen, der blasirte Fürst Capito mit seinem weltmännischen Wesen, der sarkastische Boris, der Bruder Wolfs, mit seiner ritterlichen Gesinnung und unerschütterlichen Gelassenheit, die adelsstolze Baronin Goldmann mit ihren eifrigen Bemühungen, „Bravo rechts" immer tiefer in ihre Netze zu verstricken, sind charakteristische Gesellschaftstypen, welche reichlich mit individuellen Zügen ausgestattet sind. Auch die übrigen Nebenpersonen tragen eine hinlänglich deutlich ausgeprägte Physiognomie zur Schau, um sie vor dem Vorwurf des Automatenthums zu schützen.

Besonders ist der Vertreter des dämonischen Elements, ein verkommener Baron, der oft Dita's Lebenswege kreuzt und zu den traurigsten Misverständnissen Veranlassung gibt, eine scharfgezeichnete Figur.

Der Stil ist elegant, der Dialog geistreich und pointirt, und die Darstellung lebhaft, von ansprechendem Colorit und nicht ohne den Reiz erwärmender Spannung. Nur würden die einleitenden Kapitel durch größere künstlerische Geschlossenheit der Form sehr gewonnen haben, da in der gegenwärtigen Fassung das Interesse durch die mit behaglicher Breite ausgeführten, oft ziemlich bedeutungslosen Skizzen zu sehr zersplittert wird und im rathlosen Wechsel von einem Bilde zum andern irrt, ohne sich auf einen bestimmten Gegenstand concentriren zu können.

Doch können wir über diese Achillesferse des Buchs bei seinen sonstigen bedeutenden Vorzügen leicht hinwegsehen und unser Urtheil dahin resumiren, daß die „lustige Sommergeschichte" Ossip Schubin's den bessern Erscheinungen auf dem Gebiete des echten Humors und der feinen Ironie ebenbürtig zur Seite gestellt zu werden verdient.

Ernst von Witten.

Zur Geschichte des Alterthums.

Caesar im Orient. Kritische Uebersicht der Ereignisse vom 9. August 48 bis October 47. Von Walther Judeich. Mit einer Karte und vier Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 5 M.

Wer mit der Erwartung, eine neue Darstellung der römischen Geschichte der Jahre 48 und 47 v. Chr. zu finden, das obengenannte Buch zur Hand nehmen wollte, würde sich bald enttäuscht sehen; aber das bezweckte auch der Verfasser nicht, weil es in der That nicht nöthig war. Der Titel orientirt uns ganz richtig über die Absicht des jungen Forschers: eine kritische Uebersicht ist bezweckt, nicht eine lebenswarme, künstlerisch durchgeführte Schilderung jener ereignißreichen, inhaltschweren Jahre. Wer bis dahin glaubte, mit jenen Ereignissen und dem geistigen oder auch materiellen Gespinst, das sie durchzieht, vertraut zu sein, kann und wird sich durch die Lektüre dieses Buchs überzeugen, wie viel ihm und andern noch zu einer erschöpfenden Kenntniß des Thatsächlichen fehlte und fernerhin auch fehlen wird, fehlen muß. Auf Schritt und Tritt gewahrt er Lücken, Widersprüche, Unmöglichkeiten, wo ihm früher alles glatt und klar sich abzuwickeln schien. Eine kritische Uebersicht und eine historische Darstellung sind zwei sehr verschiedene Aufgaben; letztere sollte eigentlich erst dann eintreten, wenn die erstere ihr Werk verrichtet hat; wenn man aber dieses Verhältniß streng beobachten wollte, so müßten wir überhaupt auf geschichtliche Darstellung verzichten; denn wo (nicht blos auf dem Gebiete des Alterthums, sondern auch in der modernen Geschichte) liegt der Stoff abgegrenzt und abgeschlossen in kritischer Sichtung vor? Nirgends. Und erlebt man es nicht in unsern Tagen, daß neuere Geschichte, d. h. was unsere Väter (im eigentlichen Sinn) als solche zu besitzen und zu kennen wähnten, vor den Augen der Söhne zum Mythus sich verflüchtigt und zum Schemen zerrinnt? Die Geschichte der Französischen Revolution, die Hunderten von Augenzeugen die Feder in die Hand gedrückt, die ebenso viele Geschicht- und Memoirenschreiber von Profession beschäftigt hat, ist gleichwol heute noch zu schreiben! Und wenn unsere Väter das, was sie mit eigenen Augen sahen und mit Händen griffen, doch nicht erkannt haben, sondern wie die? in der berühmten platonischen Höhle blos die Schatten der Wirklichkeit, die sich hinter ihnen abspielte, vor sich vorbeihuschen sahen — wird man sich noch wundern, daß, was vor beiläufig zweitausend Jahren geschehen ist, einem völlig anders gearteten Geschlecht nicht mehr so ganz „gegenwärtig" und verständlich sein kann? Die neuere Geschichtsforschung nimmt es strenger; sie verhört peinlicher als die antike auch Thukydides nicht ausgenommen, sie verläßt sich nicht auf Augen- und Ohrenzeugen, sie geht an Ort und Stelle, wo die Dinge geschehen, nimmt Compaß und Meßstange mit, sie frägt die Gestirne um Rath und Auskunft; aber nicht über die Zukunft, sondern über Vergangenes, das sie bis auf Tag und Stunde des Geschehens controliren will und controliren kann; sie prüft Herz und Nieren ihrer Gewährsmänner, ehe sie ihnen glaubt.

Das ist die Schule, zu der sich auch der verdiente Gelehrte und Lehrer bekennt, welchem der Verfasser als Schüler seine Untersuchung gewidmet hat, H. Nissen. Es kann gar keine Frage sein: ihr Princip ist berechtigt, ist sogar das einzig richtige; aber, wie es zu geschehen pflegt, es wird oft zu einseitig outrirt. Die „Quellenuntersuchungen" sind ein so beliebter Gegenstand geworden, besonders für jugendliche Forscher, daß sie drohen, ausschließlich das Feld zu behaupten, um sich für unfehlbar zu proclamiren. Führten sie zum Ziel, d. h. zu wirklichen unanfechtbaren Resultaten, so könnte man sich diesen Ueberschwang noch gefallen lassen; aber leider klebt ihnen menschliche Schwäche und Fehlbarkeit gar zu sichtbar an. So selten sind in diesem Chaos die lichten Punkte, d. h. diejenigen, wo sich in den Ansichten der verschiedenen Forscher Uebereinstimmung zeigt, verglichen mit den dunkeln, d. h. mit den contrastirenden „Ergebnissen" derer, die hier ihre Lorbern pflücken wollen. Daß man gern viel, ja alles wissen möchte, ist begreiflich; aber immer sollte auch der Gedanke gegenwärtig sein, daß man vieles absolut nicht wissen kann, und wo ein Resultat nicht greifbar, nicht mit vollster Ueberzeugungskraft herausspringt, da sollte man sich vor der Aufstellung eines solchen hüten. Mit bloßen Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten ist hier gar nichts gewonnen: nicht die unbedeutendste geschichtliche Thatsache darf den kleinsten Zusatz oder Abzug oder die leiseste Färbung deswegen erhalten, weil die Gewährsmänner X und Y möglicher-, ja wahrscheinlicherweise aus gemeinsamer oder aus verschiedener Quelle schöpften, hier muß absolute Sicherheit erreichbar sein, ehe man von daher constructives Material für die Kritik der Thatsachen holt.

Auch unser Verfasser hat sich nicht versagen können, dieses Gebiet zu betreten, denn das mußte er; eine Quellenkritik ist unumgänglich für die Forschung, aber diese darf nicht zu weit schweifen und Gegenden betreten, wo kein fester Grund mehr ist. Er hat sich zwar vollständig versehen mit der einschlägigen „Reiseliteratur", sieht und combinirt scharf, und doch können wir ihm sein Resultat (S. 44) nicht als ein sicher gewonnenes und gültiges zugestehen, so wenig als die Prämissen, aus welchen er S. 30 und 32 die entsprechenden oder auch nicht entsprechenden Schlüsse zieht. Und vollends der Stammbaum der Ueberlieferung, den er S. 50 verzeichnet hat nach dem Muster der philologischen Handschriftenkritik, muß eher mistrauisch stimmen. Es wird bekanntlich mit dieser graphischen Veranschaulichung auch von den Philologen ein großartiger Misbrauch getrieben, und diese Stammbäume purzeln über Nacht um, daß es ein Graus ist und ein nüchterner Sinn sich nicht genug darüber verwundern kann, dieses Spiel

mit den Kartenhausstammbäumen stets noch floriren zu sehen, sogar unter den Händen von Männern, die den Unterschied zwischen wahrer Philologie und falsch angewandtem Scharfsinn kennen sollten. Allerdings gibt es Schriftsteller, wo ein solcher Stammbaum nicht nur lohnend, sondern sogar nöthig ist, dann aber ist er zugleich auch möglich durch ganz bestimmte sprachliche Kriterien. Diese fehlen aber hier meistentheils, und fehlen auch dem Verfasser. Wie soll ich aus Strabo's Geschichtswerk, aus Asinius Pollio's Memoiren u. s. w., die nicht mehr vorhanden sind, gültige Schlüsse ziehen können auf die Benutzung hier von seiten eines Lateiners, dort eines Griechen? Durch Combination ist freilich manches erreichbar, was auf den ersten Blick unglaublich scheint, aber die Factoren zu solcher Combination stellen sich seltener ein, als die glauben, welche auf Bloßlegung der Quellen ausgehen.

Ein zweites großes Kapitel des Verfassers, nach Abschluß der Quellenuntersuchung, handelt von „Caesar im Orient", und ein drittes, „Der Occident", wiederum mit den gehörigen Unterabtheilungen, schließt das Ganze. Hier wird man durchweg Nüchternheit und Vorsicht anzuerkennen haben. Jede Thatsache, jedes überlieferte Datum wird aufs gewissenhafteste, selbst mit Hülfe astronomischen Apparats, nachgeprüft, auch die Beisteuer sachkundiger Freunde dem Leser nicht vorenthalten. Zur Orientirung sind eine Anzahl von Karten und Tabellen beigefügt, wie dies heutzutage Sitte geworden und, man darf hinzufügen, zum Verständniß nothwendig ist. Es sollte in noch viel ausgedehnterm Maße geschehen, aber dann auch deutlich und nicht in einem Maßstab, der die praktische Optik zu einer größern Kunst macht, als es das theoretische Verständniß ohne äußere Hülfsmittel ist. Der „Anschauungsunterricht" hat seinen Nutzen nicht blos für die Kinder. Ob es freilich mit Hülfe der Illustration dem Verfasser gelungen sei, die Kämpfe in und um Alexandria (zwischen Caesar und seinen Bundesgenossen auf der einen und den Aegyptern auf der andern Seite) anschaulich zu machen, kann Referent weder bejahen noch verneinen, da er sich scheut, seinem subjectivem Gefühl in solchen Dingen Allgemeingültigkeit einzuräumen.

Nur noch eine Bemerkung gestattet er sich. „Caesar im Orient" betitelt sich das Buch, aber die zweite Hälfte desselben handelt von den Ereignissen und Zuständen des Occidents. Warum dann also nicht: „Caesar im Orient und die gleichzeitigen Ereignisse im Occident"? Name ist freilich „Schall und Rauch", aber man muß ihn nicht zu einem noch unbedeutendern Imponderabile herabdrücken.

Frägt man schließlich nach dem Nutzen und nach der Berechtigung eines Buchs, welches keine neuen und großen Gesichtspunkte aufstellt, sondern nur Richtigstellung von Einzelheiten, Klärung von Details anstrebt, so lautet die Antwort wie immer und wie es nicht anders sein kann: In der Wissenschaft gibt es keine Kleinigkeiten (in litteris nil parvum), und nicht blos darum weil das Kleine oft zum Großen führen kann, sondern absolut und an und für sich, weil das Mikrologische und Mikroskopische eben auch mitgehört zum Haushalt der Wissenschaft und zu den Zielen der Forschung. Wo kämen wir denn hin, wenn wir immer nur aus dem Vollen schöpfen und Vollbilder herstellen wollten? Wo Methode und das Bewußtsein vom großen Ganzen vorhanden ist, hat auch die minutiöseste Detailforschung ihr Recht. Und von diesem Grundsatz ausgehend, darf man dieses Recht auch dem vorliegenden Buch mit guten Gründen zusprechen. J. Mähly.

Spanische Reisebilder.

Spanische Frühlingstage. Eine Wanderung auf der Iberischen Halbinsel von G. von Beaulieu. Mit 5 Holzschnitt-Illustrationen und einem Lichtdruckbild. Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein. 1885. Gr. 8. 6 M.

Endlich einmal ein Buch, welches auch der Kenner Spaniens mit voller Befriedigung lesen und aus dem auch ein solcher noch vieles lernen wird. Zwar hat auch sein Verfasser nur wenige Monate auf der Halbinsel geweilt und dieselbe nur im Eisenbahnwaggon durchflogen; aber einestheils hat er an den Ruhepunkten, über welche er fast allein berichtet, sich mehrere Tage, ja Wochen aufgehalten, anderntheils sich auf die Reise offenbar gut vorbereitet, nicht allein durch Erlernung der spanischen Sprache, sondern auch durch das Studium der politischen und Kunstgeschichte des Landes. Dazu kommt, daß G. von Beaulien kein verwöhnter Reisender und ein gänzlich vorurtheilsfreier, objectiver Beobachter ist, welcher dem Leser einfach erzählt, was er gesehen und erlebt hat, ohne denselben durch subjective Reflexionen zu langweilen. Dabei sind seine in elegantem Stil geschriebenen Schilderungen voller Leben und Anmuth und meist wahrheitsgetreu. Ein besonders eingehendes Studium hat er neben den Kunstbauten dem Volksleben gewidmet, das ihn gleich dem Referenten sehr sympathisch berührt hat. Von der originellen Schilderungsweise des Verfassers möge hier eine kleine Probe, ein Stücklein der Schilderung eines abendlichen Spazierganges durch Sevillas Gassen, Platz finden:

Es begann zu dunkeln, einzelne Sterne zeigten sich am Himmel, der Mond hatte schon lange silberweiß am Tagesblau gestanden. Wir wandern durch die dämmernden Straßen, wir befinden uns in einem entfernten, wenig belebten Stadttheil. Da erschallt Guitarrenklang, der Ton einer weichen Männerstimme. Magnetisch gefesselt folgen wir ihm. Ich stehe an einem Hause, dessen untere Fenster stark vergittert bis auf den Boden reichen; an den obern befinden sich Balcons, aber sie sind unbesetzt, nur die Gardinen der offenen Thüren wehen leise in der Abendluft. Das Haus ist nicht von schwerer Holzthüre mistrauisch ver-

schlossen, nur ein zierliches Eisengitter wehrt den Eingang. Ich trete ungehindert an das Gitter und sehe durch die Stäbe. Eine Palme steht dort im Säulenhofe, ein Magnolienbaum hebt die weißen Blütenkelche zum Abendhimmel empor; aus einem der auf den Patio gehenden Gemächer dringt ein heller Schein auf den Marmorboden, eine weiße weibliche Gestalt sehe ich undeutlich, die Guitarre tönt weicher, leiser, zärtlicher. „En la rosa de tu cara un beso acabó de dar" (Auf die Rose deines Antlitz drückte er eben einen Kuß). . . . Glückliches Paar! Muß man sich bei solchem Anblick nicht einen Roman ausspinnen? An dem vergitterten Parterrefenster eines andern Hauses stand ein junger Mann, das Gesicht nahe an das kalte Eisen gedrückt. Er hat eine kleine Hand erfaßt, die sich ihm aus dem Zimmer entgegenstreckte. Sie gehörte seiner Amorosa, und er „aß Eisen". Mit diesem Wort bezeichnet der andalusische Volkswitz die enthaltsame Liebeswerbung, zu der Sitte und sorgliche Aeltern den feurigen Jüngling zwingen. Das Mädchen aus dem Bürgerstande wird ebenso gut bewacht wie die vornehme junge Dame, und ihr Liebster darf des Abends mit ihr nur durchs Fenstergitter reden, „debe comer hierro".

Anmuthig erzählend führt der liebenswürdige Verfasser den Leser von Barcelona über Valencia und Cordova nach Sevilla, wo er am längsten geweilt hat. Aus seinen Schilderungen der „andalusischen Zauberin" verdient namentlich diejenige des Corpus domini (Frohnleichnamsfest) hervorgehoben zu werden, da dieses Fest, weil schon in die heiße Jahreszeit fallend, von ausländischen Touristen selten besucht wird und deshalb noch kaum beschrieben worden ist. Von Sevilla begab er sich über Granada nach Malaga und machte von da, ebenfalls per Bahn, da auch er an der Wasserscheu zu leiden scheint, einen Abstecher nach Lissabon, wo er sich nur wenige Tage aufgehalten, weil es ihm dort nicht gefallen hat, und zwar aus einem ganz vernünftigen Grunde. „Schwer wurde mir der Abschied nicht, so schön auch die Stadt gelegen, denn man fühlt sich in einem Lande nicht wohl, dessen Sprache man nicht versteht." Möchten doch alle Touristen so denken, sie würden dann nicht so viel Unsinn über Völker schreiben, deren Sprache sie nicht kennen. Von Lissabon dampfte der Verfasser nach Madrid, besuchte von dort aus Toledo und Salamanca und reiste endlich über Burgos nach Frankreich zurück. Referent will seinen Bericht über dieses interessante Buch, dem die sechs Illustrationen, Bauwerke von Cardova, Sevilla, Granada und Toledo und eine Stiergefechtsscene darstellend, zu besonderer Zierde gereichen, mit folgenden Worten des Verfassers schließen:

> Die Nordländer haben, wir dürfen es nicht verhehlen, den Fehler der tüchtigen Menschen: die Ueberhebung. Und so sehen sie in ihrem kühlen Reich mit ihrem kühlen Herzen meist ein wenig verächtlich oder mitleidig auf Spanien herab. Das dürfen sie nicht. Spanien ist unglücklich gewesen, ist schlecht regiert worden, aber der Kern der Nation ist trotzdem ein guter geblieben. Man sehe nur das niedere Volk an. Es ist ehrlich, es ist stolz: es wird dich nicht bestehlen, nicht belügen, und du kannst es mit Zuvorkommenheit und Freundlichkeit zu allem Guten bringen.

Ich kann diese Worte nur unterschreiben.

Moritz Willkomm.

Zur Dante-Literatur.

Dante Alighieri's Fegefeuer. Zweite Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaß des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von Julius Francke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. Gr. 8. 5 M.

Ueber die erste Abtheilung des Werks, die Uebersetzung der „Hölle", habe ich in Nr. 22 d. Bl. f. 1884 berichtet. Von der gegenwärtigen Uebersetzung des „Fegefeuers" ist im allgemeinen dasselbe zu sagen. Nach des Verfassers Versicherung im Vorwort sind ihm hier dieselben Gesichtspunkte maßgebend gewesen wie für den ersten Theil; auch wird der Leser dieselben Vorzüge gewahr werden, und werden ihm dieselben kleinen Mängel aufstoßen wie in jenem. Man wird dem Verfasser zugestehen, daß er den Zweck seiner Arbeit, „ein genußvolles Lesen und Verstehen des Dante'schen Werks als eines Erzeugnisses der Dichtkunst" zu vermitteln, im wesentlichen erreicht hat: das Verstehen ist wie früher durch treffende Anmerkungen erleichtert, der Genuß des Lesens nicht allzu oft durch Mängel des Ausdrucks gestört. Man vergesse nur nicht, welche Schwierigkeiten eine gereimte Terzinenübersetzung bietet! Wenn nun im Folgenden wieder eine Reihe von Mängeln, theils den sprachlichen Ausdruck, theils das Verständniß betreffend, aufgeführt werden, so mögen sie hauptsächlich den Beweis liefern, wie gewagt das Unternehmen einer solchen Terzinenübersetzung ist. Es werden deshalb immer neue Versuche nicht überflüssig erscheinen; der gegenwärtige, selbständig neu unternommene darf zu den gelungenern gezählt werden.

Was die sprachliche Wiedergabe des Textes betrifft, so wird manches Verfehlte dem unbefangen genießenden Leser nicht auffallen, wohl aber demjenigen, welcher das Original vergleichend zur Hand nimmt. Wenn im dritten Gesange, V. 3, das originale (al monte) „ove ragion ne fruga" übersetzt ist durch „wohin Vernunft uns weist in ernster Weihe", so ist es vom Uebel, daß an Stelle des nüchternen „frugare" (züchtigen) wiederum ein allgemein gehaltener, hoch klingender Satz getreten, noch abgesehen davon, daß „ove", von dem Sinn der Stelle abweichend, die Bedeutung „wohin" anstatt „wo" erhalten hat — und zwar geschieht es lediglich des Reims wegen. Schlimmer ist es, daß der Verfasser in manchen Fällen die von ihm gebrauchten, den Sinn der Textesworte verleugnenden Ausdrucksweisen unten erläutert, als wenn sie so dem Dichter selbst angehörten, anstatt hier sich über die Abweichung auszusprechen: unter anderm so im achten Gesange, V. 114, wo der Verfasser in Anmerkung die seinem Text für

„sommo smalto" (höchster Wiesenschmelz) zugebrachte „letzte blühende Brücke" wirklich als solche erläutert, während im Originaltext von einer Brücke nicht die Rede ist, auch nicht sein könnte.

Die nachstehenden Bemerkungen zum achtundzwanzigsten Gesange, dessen Wortlaut ich beispielsweise genau mit dem Originaltext verglichen habe, decken ähnliche Schwächen der Uebersetzung auf, hauptsächlich verallgemeinernde Abschwächungen der stets einfachen und scharfen Textesworte. Hierzu rechne ich folgende Stellen: V. 21 Quand' Eolo scirocco fuor discioglie (Wann Aeolus den Siroceo losläßt), „Wann mit Siroceo andere Winde tauschen"; V. 63 Di levar gli occhi suoi mi fece dono (beschenkte mich mit dem Erheben ihrer Augen), „hob den Blick sie wieder, wie oft aus Wolken Sonnenstrahlen quellen", von welchem ganzen letzten Satz das Original nicht eine Andeutung enthält; V. 137, 138 Né credo, che il mio dirti sia men caro, Se oltre promission teco si spazia (Nicht glaube ich, daß mein Reden dir minder lieb sei, wenn es sich über Versprechen hinaus mit dir ergeht), „Mehr, als ich dir versprach, geb' ich, und scheiden will ich von dir mit Worten, die nicht trügen", welche letzten zwei Sätze dem Originaltext fremd sind; V. 141 (Quelli) Forse in Parnaso esto loco sognaro (träumten vielleicht auf dem Parnasse diesen Ort), (die alte Dichtung) „den Ort hier sah im Traum sie wol vom weiten", wo überdies die letzten zwei Worte dem Reim eine Concession haben machen müssen, indem man wol „von weitem", aber nicht „vom weiten" sagen kann; V. 144 Nettare è questo, di che ciascun dice (Nektar ist dies, wovon ein jeder spricht), „Hier Nektar, dem die helle Luft entschwebte", woran wiederum der Originaltext unschuldig ist; und zuvor V. 91, 92 Lo sommo Ben — fece l'uom buono, e al bene (das höchste Gut — machte den Menschen gut und für Gutes), „Er — schuf gut den Menschen." An dieser Stelle liegt die dreimalige Wiederholung des „Gut" in der bestimmten Absicht des Dichters, durfte deshalb nicht fallen gelassen werden. Die Terzinenübersetzungen von Streckfuß und Notter haben wohl darauf geachtet. Doch genug davon!

Was schließlich die Reime betrifft, denen ja der Uebersetzer der „Commedia" so unerfreuliche und wenig lohnende Opfer bringen muß, so ist der Verfasser auch in diesem zweiten Theil nicht wählerischer als im ersten damit verfahren. Reime wie „Strande — wandte", „erfüllte — milde", „unterscheide — deute — Seite" sind ihm nun einmal geläufig, und der Leser hat sie hinzunehmen, als wenn ihm Volkslieder vorlägen, nicht eine gereimte Terzinendichtung. Zu bemerken ist noch, daß der Verfasser das Original auch in der durchgeführten Anwendung weiblicher Versausgänge, wie sie freilich der italienischen Sprache naturgemäß und leicht sind, nachgebildet und sich dadurch eine Erschwerung der Arbeit aufgelegt hat; da er es indeß gethan, wäre es vielleicht nicht ganz werthlos gewesen, wenn er die wenigen charakteristischen Ausnahmestellen bei Dante, wo die Verse mit betonter Silbe oder mit zwei unbetonten endigen, ebenfalls getreu nachgebildet hätte. Am Schluß folgen, wie in der ersten Abtheilung bezüglich der Hölle, so hier „Anordnung und Eintheilung des Fegefeuers" und „Zeitbestimmungen in Bezug auf die Reise durch das Fegefeuer". Es fehlt demnach nichts, was zu bündiger Aufklärung des Textes erforderlich scheint.

Theodor Paur.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Plaudereien und Mehr" nennt Julius Duboc eine Anzahl von Essays, welche er zu einem Bande vereinigt hat (Hamburg, Günther). Die lichtvolle Art der Darstellung, die geistvolle Durchdringung des Stoffs sind an dem Verfasser seit Jahren so bekannt, daß wir dieselben wol kaum besonders hervorzuheben brauchen. Es sind nun freilich ganz verschiedenartige Themen, welche hier unter die Einheit eines Buchtitels zusammengefaßt sind. „Jean Paul's letzte Geliebte" behandelt das tragische Ende von Maria Lux, welche sich selbst das Leben nahm; „Aus der Mappe eines Journalisten" läßt erkennen, wie es auf so manchen Redactionsbureaux „gemacht wird"; „Hamburg vor 50 Jahren" schildert den riesigen Aufschwung, welchen Hamburg seit einem Menschenalter genommen; „Ein Nachtgesicht" bietet eine sehr geistvolle Vertheidigung des Selbstmordes; „Die Todesstrafe" wird prineipiell bekämpft, wenn auch zeitweilig zugelassen; „Paul Heyse's neuere Lyrik" passirt unter feinsinnigen Betrachtungen vor uns Revue; „Richard Wagner und der Zeitgeist" hebt hervor, wie Wagner's Erfolge hauptsächlich darum so große gewesen seien, weil dieser Dichtercomponist alle seine Zeit bewegenden Fragen zu einem großartigen musikalischen Stimmungsbilde verdichtete u. s. w. Sämmtliche Aufsätze gewähren eine ebenso belehrende wie angenehme Unterhaltung.

— Der hochbetagte Senior der leipziger Universität, der Geheimrath M. W. Drobisch, hat eine philosophische Einzeluntersuchung herausgegeben, welche die Ueberschrift trägt: „Kant's Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff" (Hamburg, Voß). Drobisch gelangt zu dem Resultat, daß für Kant die Dinge an sich zwar nothwendige Voraussetzungen unsers Denkens sind, ihre wirkliche Existenz sich aber weder behaupten noch schlechthin leugnen läßt. Sie sind demnach zwar Grenzbestimmungen, nicht aber Grundsteine von Kant's Erkenntnißtheorie. Die Erfahrung ferner wurde für Kant zu einem Product, welches der Verstand mittels der unter seiner Herrschaft stehenden figürlichen Einbildungskraft aus dem ihm gegebenen Material der Empfindungen sich schafft. Kant kam damit dem Fichte'schen Idealismus sehr nahe. Es entging Kant, daß an den Gegenständen der sinnlichen Wahrnehmung nicht blos die Empfindungen, sondern auch die bestimmten unabänderlichen Formen der empirischen Anschauung uns gegeben sind. Dieser ungelöste Widerspruch war es, welcher nach Kant seinen formalen Idealismus in einen materialen umwandelte. — Die voranstehenden Sätze gewinnt der Verfasser in einer klaren streng methodischen Untersuchung an der Hand von Kant's einschlagenden Schriften. Alle Philosophen von Fach werden diese Arbeit von Drobisch mit großem Gewinn studiren.

— Bernhard Meyer, Verfasser der Schrift „Friedensklänge vom Teutoburger Wald" (Detmold, Meyer), gibt in derselben eine Art von populärer Encyklopädie der Philosophie, die getragen ist von einer einheitlichen Weltanschauung und hervorgegangen aus ernster Gedankenarbeit und umfassenden Studien. Der Verfasser ist Optimist, denn er findet überall Zweck und Mittel in der wundervollsten Uebereinstimmung, überall Wesen und Gleichniß. Nachdem er einige „Geologische Anschauungen" auf geweihtem deutschen Boden vorgetragen hat, geht er dazu über, das Wesen des menschlichen Geistes, des Weltgebäudes, des Reiches des Geistes zu schildern. Das Ganze ist eine wohlgemeinte, warmherzige Vereinigung der biblischen Hauptlehren mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft; es erinnert stark an Nathan Böhner's „Kosmos", nur daß es viel weniger wissenschaftlich gehalten ist als jenes Werk. Die „Friedensklänge" werden unter den Bekannten und Freunden des Verfassers eine freundliche Aufnahme finden.

— Aus der Feder des Pastor Max Vorberg liegen uns zwei nahe verwandte Bücher vor: „Bis Weihnachten!" und „Der Lutherhof von Gastein" (Gotha, F. A. Perthes). Das erste Buch schildert das wechsel- und entsagungsvolle Leben einer frommen Diakonissin. Das zweite ist ein werthvoller Beitrag zur Reformationsgeschichte, indem es die Herrschaft des Protestantismus in Salzburg bis zu der gewaltsamen Gegenreformation von 1731 in äußerst lebensvollen, historisch treuen Bildern darstellt. Das Ganze ist hauptsächlich eine Veröffentlichung von Briefen eines Evangelischen, welche aus damaliger Zeit stammen. Wir empfehlen die Lektüre dieses Buchs nicht blos den Kirchenhistorikern von Fach, sondern auch allen Lutheranern, welche in Gastein eine Badecur durchmachen; es muß hochinteressant sein, an der Hand des Vorberg'schen Buchs den Spuren aus jener großen Zeit nachzuforschen. Die fleißige Arbeit des Verfassers verdient alle Anerkennung.

— Die Schrift „Ein Vermächtniß" von Anselm Feuerbach ist in zweiter Auflage erschienen (Wien, Gerold's Sohn). Das sehr schön ausgestattete Buch enthält Aufzeichnungen des berühmten Malers über seine Jugend und die verschiedenen Perioden seiner künstlerischen Entwickelung. So empfangen wir zwar nicht eine eigentliche Lebensbeschreibung, aber doch sehr werthvolles Material zu einer solchen; in einer Reihe geistvoller Aussprüche Feuerbach's tritt uns dessen Empfinden und Denken mit voller Unmittelbarkeit entgegen. Der tragische Zug, welcher durch das Leben des Mannes ging, offenbart sich auch in diesen Aphorismen unverkennbar. Die Bekenntnisse einer groß angelegten Natur berühren wohlthuend selbst da, wo wir ihnen nicht immer zuzustimmen vermögen. Ein Verzeichniß sämmtlicher Werke Feuerbach's macht das Buch speciell für den Biographen unentbehrlich; die Lektüre der Schrift aber ist für Künstler wie für Laien ein Genuß.

— Im Verlag von H. Jaenicke in Dresden erschien kürzlich in neuer Folge eine Anzahl von Dichtungen unter dem Titel: „Monodramen neuer Form" von Richard von Meerheimb. Der Verfasser, welcher sich bereits durch andere poetische Compositionen auf dem Gebiete der Dichtkunst einen achtungswerthen Namen erwarb, besitzt unleugbar eine reiche, oft glühende Phantasie, und seine Monodramen, die man auch Psychodramen nennen könnte, zeichnen sich ebenso sehr durch Tiefe der Empfindung wie durch Kraft und Originalität des Ausdrucks aus. Wir heben von den drei uns vorliegenden Heften namentlich das erste hervor, welches folgende Dichtungen enthält: „Im Glockenstuhl", „Töchterchens erster Schmerz" und „Kapellmeisters letzte Probe". Während uns aus der erstgenannten Composition ein hochdramatischer Dithyrambus opfermuthiger Liebe entgegenbraust, entrollt des „Töchterchens erster Schmerz" ein tief und warm empfundenes Seelengemälde; „Kapellmeisters letzte Probe" aber ist eine Dichtung voll packender tragischer Gewalt und rührender Vater- und Kindesliebe. Alle drei Dichtungen eignen sich vortrefflich zum declamatorischen Vortrag. Aehnliches läßt sich von dem Inhalt der andern beiden Hefte sagen, wenn wir auch nicht verhehlen wollen, daß einige der uns dort gebotenen Psychodramen, z. B. „Des Nihilisten Bekehrung", fast in das Excentrische umschlagen und hart an die Grenze des Aesthetisch-Schönen streifen. Wenn andern Dichtern Mangel an Phantasie und an Kraft des Ausdrucks zum Vorwurf gemacht wird, so möchte man Richard von Meerheimb eher ein Zügeln seiner glühenden Einbildungskraft und ein Maßhalten seines überschäumenden Darstellungstalents anrathen.

Bibliographie.

Arendt's Naturhistorischer Schulatlas. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage von F. Traumüller. 69 Tafeln mit 1046 Abbildungen in Holzschnitt und mit erläuterndem Texte. Leipzig, Brockhaus. Qu.-4. 2 M. 50 Pf.

Aus den Mysterien des russischen Nihilismus. Aufzeichnungen eines ehemaligen Nihilisten. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Baumgarten, H., Geschichte Karls V. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 10 M.

Kleines Conversations-Lexikon. Encyklopädisches Handwörterbuch. 4te vollständig umgearb. Aufl. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. 1stes Hft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 25 Pf.

Czoernig, C. Frh. v., Die alten Völker Oberitaliens Italiker (Umbrer), Raeto-Etrusker, Raeto-Ladiner, Veneter, Kelto-Romanen. Eine ethnologische Skizze. Wien, Hölder. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Heinrich, E., Johann Sebastian Bach. Ein kurzes Lebensbild. Berlin, Baensch. Gr. 8. 1 M.

Hofmann, A. W., Zur Erinnerung an Jean Baptiste André Dumas. Mit Dumas' Porträt. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 M.

Kagelmacher, E., Filippo Maria Visconti und König Sigismund. 1413—1431. Ein Beitrag zur Geschichte des 15. Jahrhunderts. Berlin, Siemenroth. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Kittel, R., Sittliche Fragen. Ethisches und Apologetisches über Freiheit, Gewissen und Sittengesetz. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 4 M.

Köhler, H. (Hugo Kegel), Leute von damals. Volksstück mit Gesang in 6 Bildern. Altenburg, Schnuphase. 8. 1 M.

König, E. A., Der Verschollene. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Kraufe, O., Erlebtes, Erdachtes, in Reime Gebrachtes. Düsseldorf, Voß u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Langen, H., Der Heiland. Paderborn, F. Schöningh. 12. 1 M. 60 Pf.

Maschek, F., Ein neuer Maecenas. Humoristische Novelle. Leipzig, Mutze. 8. 3 M.

Meyfenburg, M. v., Phädra. Ein Roman von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin". 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 8 M.

Niedermann, W. F., Vereins- und Haus-Theater. Einaktigi Lustspiel, liecht ufz'führe i Vereine und Familie. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Palmé-Payfen, H., Mädchenliebe. Zwei Novellen. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 4 M. 50 Pf.

Perfall, K. v., Vicomte Boffu. Novelle. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 3 M.

Rautenberg, E., Verbrennen und Begraben bei unsern Vorfahren. Herausgegeben auf Veranlassung des Vereins für Leichenverbrennung in Hamburg. Hamburg, Voß. Gr. 8. 75 Pf.

Schäffle, A. E. F., Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann. 2te unveränd. Aufl. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schenck, Luise, Lose Blätter aus Brasilien. Hamburg, Grädener. 8. 3 M.

Schlägel, M. v., Die Alpenfängerin. Eine Erzählung aus Tirol. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Schmidt-Cabanis, R., Auf der Bacillen-Schau! Zeitgeistliche Forschungen durch's satyrische Mikroskop. Dresden, Steffens. 8. 3 M.

Schrattenthal, K., Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Brünn, Irrgang. 8. 2 M.

Schwerin, Josephine Gräfin, Im Feuer. Anonym. Novellen. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Tannert, R., Wider die Zünftelei in der Musik. Eine Streitschrift. Oldenburg, Stalling. 8. 80 Pf.

Tesdorpf, W., Der Römerzug Ludwigs des Baiern 1327—1330. Königsberg, Koch u. Reimer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Vierteljahrsschrift für Kultur und Literatur der Renaissance. Herausgegeben von L. Geiger. 1ster Jahrg. 1885. 4 Hfte. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 16 M.

Walcker, K., Richard Cobden's volkswirthschaftliche und politische Ansichten. Auf Grund älterer und neuerer Quellen systematisch dargestellt. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 2 M.

Wallis, A. S. C., Fürstengunst. Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H. 3 Bde. Heerenveen. 1884. 8. 18 M.

Der Zug der Zeit. Roman vom Verfasser von Im Banne der dritten Abtheilung. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 8 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 90 bis 95.

Eine Vormacht des Islams im Sudan. — Der politische Erzieher der Deutschen. — Zum Jubeltage des Reichskanzlers. — Die Oberhausreform in Ungarn. — Die centralamerikanische Unificationsbewegung. — Der Antrag der Socialdemokraten im Reichstage. (I.) — Die Aufgabe des Liberalismus.

Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (IV.) — Die ungarische Landesausstellung. — Zum Jubiläum des Reichskanzlers. Von J. Grosse. — Aus Hermann Lotze's Vorlesungen. Von H. Sommer. — Zur Charakteristik des amerikanischen Humors. Von E. P. Evans. — Arthur Görgey. — Zur Lage der Hausindustrie im Deutschen Reich. — Die Cholera in Indien. Von M. von Pettenkofer. — Johann Peter Lange. (Nekrolog.) — Zum Gedächtniß an Karl Heinrich Ritter von Lang.

Geschäftliche Jahresberichte: Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Actiengesellschaft in Hamburg. Deutsche Militärdienst-Versicherungsanstalt in Hannover. Oesterreich. Creditanstalt für Handel und Gewerbe. München-Dachauer Actiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation in München. Frankfurter Hypothekenbank. Frankfurter Lebensversicherungsgesellschaft. Unionbank Wien. Oesterreichisch-ungarischer Lloyd.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

QUER DURCH CHRYSE.

Forschungsreise durch die südchinesischen Grenzländer und Birma von Canton bis Mandalay

von

ARCHIBALD R. COLQUHOUN.

Mit über 300 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

Zwei Bände. Gch. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.

Chryse, der südwestliche, jetzt Indo-China genannte Theil des chinesischen Reichs, hat gegenwärtig ganz besondere Wichtigkeit erlangt, da er unmittelbar an das streitige Tongking-Gebiet grenzt. Die Beschreibung einer Reise durch dieses fast noch nie von Europäern betretene Land, die lebendige, durch ausserordentlich zahlreiche und anschauliche Abbildungen illustrirte Schilderung seiner Natur und seiner merkwürdigen Bewohner, wie sie das vorliegende Werk bietet, zählt daher unbedingt zu den werthvollsten und interessantesten Bereicherungen der neuern Reiseliteratur.

Commissions-Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Reise S. M. S. „Stosch“ nach China und Japan 1881—1883.

Photographirt und herausgegeben von

G. Riemer.

Erster Band: See- und Schiffsbilder.

Folio. In gediegenem Originaleinband 50 M.

Dieses neue Prachtwerk, eine Meisterleistung photographischer Kunst, bringt den Dienst und das Seemannsleben an Bord eines deutschen Kriegsschiffs sowie die fremden Länder und Völker, welche die Corvette „Stosch“ auf ihrer Reise nach der Südsee besuchte, in charakteristischen Scenen und Gruppen, in Landschaftsbildern und Volkstypen frisch und lebendig zur Anschauung.

Ein Prospect über das Werk ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Caesar im Orient.

Kritische Übersicht der Ereignisse vom 9. August 48 bis October 47.

Von

Walther Judeich.

Mit einer Karte und vier Plänen.

8. Geh. 5 M.

Der Verfasser legt in dieser Schrift die kritischen Resultate nieder, zu welchen er durch vergleichende Quellenforschungen über Caesar's Feldzug gegen Pompejus und die Aegypter gelangte, und vermag auf Grund derselben mannichfache neue Gesichtspunkte zur Richtigstellung der geschichtlichen Daten zu eröffnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe“ bilden eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder Ausgabe von Goethe's Werken. In der vorliegenden sechsten Auflage erscheinen sie zum ersten mal mit Commentar: zahlreichen Erläuterungen, Nachweisen und Berichtigungen, von dem vorzüglichen Goethe-Kenner Heinrich Düntzer, und einem vollständigen Namen- und Sachregister. Trotz des hierdurch sehr vergrößerten Umfangs aber wurden sie noch erheblich niedriger im Preise angesetzt als bei den frühern Auflagen, um allen Exemplaren von Goethe's Werken angereiht zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE HOF- UND STAATSBIBLIOTHEK WIEN

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 23. April 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Aus den Erinnerungen eines Literaten. Von Bernhard Schuhmann. — Neue Romane. Von Rudolf von Gottschall. — Scherr's Geschichtsbilder. Von J. J. Honegger. — Eine neue Uebersetzung des Nibelungenliedes. Von Hans Minckwitz. — Zur Kirchengeschichte des Mittelalters. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Aus den Erinnerungen eines Literaten.

Der fruchtbare, in England sehr beliebte Romanschriftsteller und Journalist James Payn — die Tauchnitz-Collection enthält bereits 45 Bände von ihm — hat unter dem Titel „Some Literary Recollections" eine Art Selbstbiographie veröffentlicht, Erinnerungen aus seinem nun mehr als dreißigjährigen Schriftstellerleben und seinem Verkehr mit literarischen Zeitgenossen. Das Buch, in gemüthlichem Plauderton gehalten, zeigt den Verfasser als einen offenen, vorurtheilsfreien, humorvollen und warmherzigen Mann, und wir hören seinen Causerien um so lieber zu, da sie zur Kenntniß des englischen Literatenthums der letzten fünfundzwanzig Jahre manchen noch wenig oder gar nicht bekannten Zug, manche ergötzliche Anekdote beitragen. Schon im jugendlichen Alter von siebzehn Jahren begann er mit dichterischen Versuchen in die Oeffentlichkeit zu treten; von den Freuden und Leiden dieser angehenden Autorschaft möge er uns hier in seiner eigenen Weise etwas erzählen:

„Es ließe sich ein interessantes Kapitel darüber schreiben, durch welches Organ der Presse die einen und andern unserer Schriftsteller das erste mal zum Publikum gesprochen haben. Der Natur der Sache nach wird es bei den meisten ein Blatt untergeordneten Ranges gewesen sein. Für die «Times» oder das «Edinburgh Journal» schreibt wol selten jemand mit siebzehn Jahren, oder richtiger, für sie schreibt er vielleicht — an Kühnheit pflegt es jungen Herren von der Feder ja nicht zu fehlen —, aber Aufnahme finden seine Leistungen anfangs doch nur in weit bescheidnern Regionen. Von mir freilich könnte man, was diesen Punkt betrifft, sagen, ich sei mit einem silbernen Löffel im Munde zur Welt gekommen; denn der Pathe, der mich aus der literarischen Taufe hob, war kein Geringerer als Leigh Hunt. Sein Journal veröffentlichte das erste Erzeugniß meiner Feder, das ich die Freude hatte gedruckt zu sehen. Es war ein kleines Gedicht, benannt «Des Dichters Tod» — ziemlich ominös am Eingang zu einer Dichterlaufbahn! Wenig später nahm «Bentley's Miscellany», dessen Eigenthümer und Herausgeber damals Harrison Ainsworth war, einen Cyklus «Balladen aus der englischen Geschichte» von mir zur Veröffentlichung an. Nachdem etwa ein halbes Dutzend meiner historischen Balladen zum Abdruck gekommen, wagte ich eine schüchterne Frage in Betreff des Honorars, ward aber von der Redaction dahin beschieden, «die Lage der Zeitschrift gestatte nicht, ihren Mitarbeitern eine pecuniäre Vergütung zu gewähren». Das Wort pecuniär war in dem Schreiben unterstrichen, als ob ich sonst irgendwelche Vergütung erhalten hätte! Man sieht, wenn ich von meiner Muse hätte leben sollen, so wäre ich, obwol meine Gedichte mir auch heute noch nicht werthlos erscheinen, unfehlbar eines vorzeitigen Todes gestorben, es sei denn daß ein Dr. Tanner mir sein Geheimniß verrathen hätte, wie man ohne Nahrung zu nehmen am Leben bleiben kann. Eins von den wenigen Gedichten, für die ich jemals Honorar empfing — ich habe es zu meinem Vergnügen in einer amerikanischen Sammlung «anonymer und verstorbener Dichter» wiedergefunden —, war ein humoristisches, ein dem treuen Freunde meiner Knabenjahre, meinem Wachtelhündchen Jock gewidmeter Nachruf. Die Verse gefielen mir selbst so wohl, daß ich sie auf Jock's Grabstein einmeißeln ließ, wobei ich denn die schmerzliche Erfahrung machte, daß der Arbeitslohn des Steinmetzen viel mehr betrug, als ich für mein Originalmanuscript bekommen hatte. Kurz, wie sehr ich auch in jener Periode meines

Lebens und noch lange nachher Poesie der Prosa vorzog: es ward mir doch bald zur Gewißheit, der Genuß, der im Dichten selbst liegt, würde die einzige Belohnung sein, die ich für meine Gedichte erwarten durfte.

„Mein erster Prosa-Aufsatz erschien in den «Household Words» von Dickens. Dieselbe Zeitschrift hat später eine lange, lange Reihe meiner Beiträge gebracht; über keinen von allen aber empfand ich nur den zehnten Theil so freudige Genugthuung wie über diesen einen. Groß ohne Zweifel ist der Stolz einer Mutter, wenn sie ihr Erstgeborenes in langen Kleidern schaut; doch was ist er gegen das Entzücken, mit dem man seinen ersten Artikel im Druck vorliegen sieht! Heißt es ja hier nicht wie in dem bekannten Verse, «Halb ist's sein, und halb ist's dein»: dieses kleine Geschöpf ist ganz das Werk seines Erzeugers, und so unbedeutend es an sich sei, es spielt die Rolle des Ceremonienmeisters, der ihn in die große Welt einführt. Von dem Augenblick an ist er keine Privatperson mehr, er ist ein Schriftsteller. Ich entsinne mich nicht, wie viele Versuche ich machen mußte, bis es mir gelang, diese Würde zu erreichen; die wunderbare Ausdauer, die Bruce an einer Spinne beobachtete, war im Vergleich zu meiner Beharrlichkeit die reine Ungeduld. Und hätte ich auch vorausgesehen, daß es lange dauern sollte, ehe das Glück mir wieder günstig war: mein Wonnegefühl wäre dadurch nicht im geringsten herabgestimmt worden; allein solche Gedanken lagen mir fern, ich fühlte mich wie im siebenten Himmel. Noch heutigentags werde ich in freudige Erregung versetzt, wenn mein Blick auf den Brief fällt, der mich von der Annahme meines Aufsatzes «Der Herr Cadet», einer kurzen Skizze des Lebens und Treibens in der Militärschule zu Woolwich, benachrichtigte. Der Schreiber des Briefs war W. H. Wills, der Redactionsgehülfe von Dickens, ein Mann von mildem, freundlichem Wesen und — was mir besonders damals außer allem Zweifel erschien — von Geschmack und richtigem Urtheil, dabei voll Hingebung gegen seinen Chef, gewissenhaft im Verkehr mit den Mitarbeitern, ein liebenswürdiger Kamerad. Dennoch empfand ich es als eine Enttäuschung, daß «der Meister» nicht selbst an mich geschrieben. Allein auch dies war beinah verschmerzt, als mir «das Honorarium» für mein kleines Manuscript, drei Guineen, eingehändigt wurde. Eine Romanschriftstellerin hat die Gefühle, welche beim ersten Kuß von dem Gegenstand ihrer Liebe sie durchströmten, mit hinreißender Verve geschildert, obgleich das Verhältniß ein unglückliches war; meine Gefühle gaben den ihrigen an Lebhaftigkeit nichts nach; bei mir aber kam noch die beglückende Ueberzeugung hinzu, ich hätte eine ausgezeichnete Partie gemacht.

„Während meiner Studienzeit in Cambridge schrieb ich außer zwei Bändchen Gedichte auch zahlreiche Aufsätze für verschiedene Zeitschriften, das heißt mehr *für* als *in* dieselben. Mein in den «Household Words» veröffentlichter Artikel hatte seine Aufnahme wol nur den eigenthümlichen und interessanten Thatsachen, die er mittheilte, zu verdanken gehabt, nicht seinem literarischen Werth, denn gerade von da erhielt ich lange Zeit hindurch auf meine Einsendungen stets ablehnenden Bescheid. Der aufstrebenden Jugend mag die Angabe zu einigem Troste dienen, daß mir innerhalb eines Jahres von den betreffenden Blättern nicht weniger als sechsundzwanzig Artikel zurückgewiesen wurden, daß sie seitdem aber sämmtlich, verbessert und erweitert, das Licht der Oeffentlichkeit erblickten; nur in jener Anfangsperiode erlitt ich Niederlage auf Niederlage, ohne mich indeß Matt setzen zu lassen. Ich trug immer das Bewußtsein in mir, daß ich etwas Lesenswerthes zu sagen hätte, wenn ich nur die rechte Form und einen geneigten Herausgeber fände. Ich schrieb in alle möglichen eben auftauchenden Journale; eins derselben, «Der willkommene Gast», brachte einen Essay von mir über Universitäts- und Studentenleben, betitelt «Meine Graduirung», und der Verleger ließ die Anzeige davon in Cambridge an jede Mauer kleben. Das, dachte ich, sei Berühmtheit! Doch ich war vermuthlich nicht der erste und nicht der letzte, der bekannt sein für berühmt sein genommen hat.

„Die erste Besprechung, die ich in einem öffentlichen Blatte über mich las, war eine Recension meiner «Geschichten aus Boccaccio» von George Brimley, Bibliothekar am Trinity-College. Sie stand im «Spectator», es sind jetzt dreißig Jahre her; doch weder sie noch ihr Verfasser entschwanden mir je wieder aus dem Gedächtniß. Sie wirkte auf mich wie zehntausend stärkende Medicamente in einer einzigen Dosis vereint, und nie habe ich, wenn ich selbst das Recensentenamt übte, über einen jungen Autor von wirklicher Begabung geurtheilt, ohne an die Ermuthigung zu denken, die mir zutheil geworden war, als ich ihrer am nöthigsten bedurfte. Eine verletzende Kritik zu schreiben, ist sehr leicht, doch der griesgrämlichste Kritiker, wäre ihm bewußt, welche Pein er damit verursacht, würde etwas Milch der Menschenfreundlichkeit in seine Galle mischen; wenn er sich auch nicht erinnert, je eigene literarische Aspirationen besessen zu haben, er ist doch einmal jung gewesen, und so kann ihm die Empfindlichkeit der Jugend nicht fremd sein. Ueber Verfasser mit abgehärteter Haut — meinetwegen über mich, wenn es ihm beliebt — mag er seine Geisel schwingen, aber er schone das junge Blut!

„Es ist eine weit verbreitete Annahme, die Recensenten seien Feinde des aufstrebenden Schriftstellers, während sie doch in der Regel das gerade Gegentheil sind. Von ihrer Macht, dem Verdienst, dem wirklichen Verdienst zu schaden, hat man eine thörichte, übertriebene Vorstellung, eine noch thörichtere von ihrem Willen dazu. Die namhaftesten unter den Recensenten sind selbst Schriftsteller, die ihren Schriftstellerberuf — was auch Spötter ihnen nachsagen mögen — *nicht* verfehlt haben; Liebe zu Büchern und Umgang mit geistreichen, feingebildeten Menschen stimmt ihren Sinn zur Milde und bewahrt sie vor Gefühllosigkeit. Ich wenigstens kann mich in dieser Hinsicht nicht

beklagen: mit Ausnahme etwa hier und da eines eiteln Herrchens, das sich in einem Winkelblatt seine Sporen an mir verdienen wollte, habe ich immer Recensenten gefunden, die in gleichem Maße zum Loben wie zum Tadeln bereit waren."

Mit ebenso liebenswürdiger Aufrichtigkeit wie über den Anfang spricht sich James Payn auch über den fernern Verlauf seiner Schriftsteller-Carrière aus. Alle Bemerkungen und Winke, die er daran knüpft, ob sie sich nun auf die Erfordernisse und Schwierigkeiten des literarischen Berufs oder auf die Stellung des Autors zum Publikum oder auf dessen Verhältniß zu seinem Verleger beziehen, sind dem praktischen Boden entwachsen und werden namentlich von Jüngern, welche als Wettbewerber in die Arena eintreten wollen, mit Nutzen gelesen werden. Citirt sei hier nur noch folgende Stelle:

„Mein vierter Roman, «Der verschwundene Sir Massingberd», sicherte mir den Namen eines Novellisten. Von da ab erst begann ich ansehnliche, wenngleich nur nach und nach und langsam steigende Honorare zu erhalten, und mindestens noch zehn Jahre vergingen, bis ich es zu jenen vier Ziffern brachte, die man auf dem Literaturmarkte als ein Zeichen des «beliebten Autors» ansieht *); dann ging es allerdings rascher vorwärts. Allein wie armselig ist doch neben den Summen, die im juristischen, im medicinischen, im kaufmännischen Fach verdient werden, der Verdienst des Schriftstellers! Nicht der beliebteste unserer Novellisten kann jemals eine solche Jahreseinnahme erzielen, wie sie einem nur mäßig beschäftigten Arzte oder Advocaten jedes Jahr in die Tasche fließt, und dazu kommt noch, daß seine gute Zeit von kürzerer Dauer ist, weil die Kraft der Erfindung, die Phantasie, in der Regel viel früher dahinschwindet als die für gewöhnliche geistige Arbeit ausreichenden Fähigkeiten. Trotz alledem hört man nur zu häufig sonst verständige Leute von enormen Einkünften der beliebten Schriftsteller reden."

Diese Aeußerung aus dem Munde eines productiven und vielgelesenen Engländers mag allen denen befremdlich erscheinen, die auf das Dogma schwören, dem englischen Schriftsteller werde jede Zeile mit Gold aufgewogen, während der deutsche mit dem armseligsten Honorar sich begnügen müsse: eine Annahme, die wol bis vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren, wenn auch niemals in solcher Uebertreibung, einigen Grund hatte, seitdem aber den Thatsachen in keiner Weise entspricht. Wenn wir die Differenz des Geldwerths, wie sie zwischen den beiden Ländern besteht, mit in Rechnung ziehen, so glauben wir unter die „Erinnerungen" James Payn's heute schon schreiben zu dürfen: c'est tout comme chez nous. Ja es ist vielleicht keine allzu sanguinische Erwartung, daß auf den Bahnen, in welche die Bismarck'sche Politik das Deutsche Reich geleitet hat, sich das Verhältniß einmal überwiegend zu Gunsten der deutschen Schriftsteller verschieben könnte.

Bernhard Schuhmann.

*) „Popular writer" läßt sich in diesem Sinne nicht durch „populärer Schriftsteller" übersetzen; auch „Modeschriftsteller" würde den Begriff nur theilweise decken.

Neue Romane.

1. Ball-Elfe. Roman von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 6 M.

Hans Wachenhusen weiß angenehm zu erzählen und hat den Blick des Welt- und Lebemannes, der die Physiognomien der Menschen, mit denen er verkehrt, rasch zu erfassen und sich fest einzuprägen versteht. Es ist dies eine für einen Romanschriftsteller nicht unwichtige Begabung: er wird auch die Physiognomien der von ihm gezeichneten Charaktere stets in scharfen Umrissen vor sich sehen, und es wird ihm nicht ergehen wie manchen Erzählern, die gelegentlich vergessen, welche Farbe sie den Augen der Heldin ihrer Geschichte gegeben haben, und die da rascher als der geschickteste Friseur einem Krauskopf in einem spätern Kapitel ein paar bis auf die Hüften herabreichende russische Zöpfe ansetzen.

Wachenhusen's Kreis, in dem er sich am meisten heimisch fühlt, ist das high-life, und die Salonplauderei beherrscht seine Darstellungsweise. Dann fahren ein paar grelle Blitze eines sensationellen Effects in die Handlung und verfehlen ihre Wirkung auf die Leser nicht. So ist's auch in dem Roman „Ball-Elfe" der Fall, der daneben noch eine lehrhafte Tendenz hat; denn er stellt die Folgen eines leichtsinnigen fashionabeln Lebenswandels dar und errichtet für die leichtfüßigen „Ballelfen" eine Warnungstafel, daß sie nicht in den Abgrund tanzen, der sich oft unter den Blumen verbirgt.

Der Roman beginnt mit einer Hochzeit:

Kaum achtzehn Jahre! Die schöne Braut! Und so schlank und ätherisch! Wie schade um sie! Hätte sie nicht noch warten können? Ihre Schwester hat ja auch erst mit zwanzig Jahren geheirathet! Und niemand kennt den Bräutigam! Sie haben sich in einem Badeort kennen gelernt, als Frau von Stetten im vorigen Jahre verreist war. Er ist Lieutenant bei den schweren Reitern, aber er will seinen Abschied nehmen nach der Hochzeit und auf sein Landgut gehen! Verzogen ist sie wol sehr, aber er soll sehr vermögend sein, und wenn sie auch wol nicht viel mitbekommt, so erhält sie doch im fünfundzwanzigsten Jahre die große Erbschaft der seligen Tante, deren Liebling sie als Kind gewesen! Na, Noth werden sie nicht leiden!

Das waren die Reden, die in dem Städtchen umgingen, als Fräulein Elisabeth von Stetten sich mit Alfred von Luckwitz vermählen sollte. Zur Hochzeit fand sich auch ein etwas zugeknöpfter Vetter Gotthard ein, der an der

Braut besonderes Gefallen findet, und dem man es bald anmerkt, daß er der böse Genius des jungen Paares werden wird.

Die Voraussetzungen der Handlung sind hiermit gegeben: bald gleiten wir über sechs Jahre hinweg und finden das junge Ehepaar in bedrohlicher Lage. Die gesellschaftlichen Vergnügungen, noch mehr aber der Spielteufel haben Albert's Finanzen zerrüttet: Vetter Gotthard erscheint bei Elisabeth und benutzt die Abwesenheit des Gatten, um sie in die trostlosen Verhältnisse desselben einzuweihen, indem er ihr dabei zu verstehen gibt, daß Alfred sie eigentlich nie geliebt habe. Die Intriguen des Vetters nehmen ihren Fortgang; Alfred rennt bereitwillig ins Netz; seine Spielwuth führt ihn immer von neuem in die Cirkel der Cavalerieoffiziere von Pasedow; sie läßt ihn Incorrectheiten begehen, indem er seinem Bankier eine bestrittene Erbschaft als eine gesicherte verpfändet, eine Buchenwaldung verkauft, die ihm nicht mehr gehört. Der Spielerclub wird von einem Criminalbeamten überrascht und Alfred, der einzige Civilist, verhaftet. Jetzt tritt Gotthard als Retter Alfred's auf, indem er erklärt, die Familie werde alle Schulden desselben bezahlen unter der Bedingung, daß er in die Ferne gehe, ein Offizierspatent der von England für das Cap geworbenen Truppen annehme und sich verpflichte, vor Ablauf von dreißig Jahren nicht nach Deutschland zurückzukehren: ebenso wenig dürfe er vorher von seiner Frau Abschied nehmen.

Wachenhusen fühlt sich hier zu einem kurzen historischen Rückblick auf die Epoche Hinckeldey's veranlaßt, um es wahrscheinlich zu machen, daß derartige Transactionen stattfinden konnten und die Polizei solche Uebergriffe in das Gebiet der Criminaljurisdiction sich erlauben durfte. Heutzutage würde das nicht möglich sein; daher verlegt der Autor die Handlung des Romans in die Zeit des Hinckeldey'schen Polizeiregiments, oder vielmehr, er behauptet, daß das Erzählte auf Thatsachen beruht:

> Es war damals, um die Mitte der funfziger Jahre, die Zeit der Conflicte zwischen Polizei und Staatsanwaltschaft, durch welche die Competenz der Civilgerichte geschädigt ward. Die Spielsucht hatte sich namentlich eines Theils der aristokratischen Jugend bemächtigt, der Wucher führte ein Opfer nach dem andern zur Schlachtbank. Die Angehörigen derselben, das öffentliche Aufsehen und die langsame und förmliche Hülfe der Gerichte fürchtend, begehrten die schnellere und wirksamere Vermittelung der Polizeibehörde. Selbst vom Thron herab glaubte man hierin eine heilsame, die Blutsauger einschüchternde Maßnahme zu erblicken, und so geschah es denn, daß die Verwaltung der Staatsanwaltschaft oft das Recht über dem Kopf weg nahm und in kurzem Verfahren die Leichtsinnigen aus den Händen ihrer Verfolger rettete, daß sie im Namen der in Vermögen und Ehre bedrohten Familien Compromisse mit den Gläubigern schloß, auch in nicht seltenen Fällen die unglücklichen Angehörigen vor dem Rückfall leichtsinniger Söhne schützte, indem sie für die Entfernung der letztern aus ihnen gefährlicher Umgebung ihre Hülfe lieh.

Alfred fügt sich diesen Beschlüssen der Familie oder vielmehr dem Willen Gotthard's, der ihn vor einem Criminalproceß rettet; er verläßt Europa, ohne seine Frau wiederzusehen. Diese wird von ihm geschieden und in nicht allzu langer Frist Gotthard's Gattin. Hier vermissen wir doch eine eingehende psychologische Motivirung; das geht uns etwas zu rasch, wenngleich die Motive angedeutet sind; doch an diese Stelle gehörte ein Seelengemälde von feiner subtiler Ausführung: das war eine Situation, welche George Sand gereizt hätte zu jener Vertiefung in die innern Contraste des Seelenlebens, die sie so meisterlich darzustellen vermag.

Der übrige Theil des Romans läßt sich kurz erzählen. Gotthard entpuppt sich bald als Tyrann; er hat die Ehe geschlossen, nicht nur weil ihm das schöne Weib gefiel, sondern auch im Hinblick auf die Erbschaft. Doch das Testament der Tante ist bei der Zerstörung des Gerichtsgebäudes, wo es deponirt war, mit zu Grunde gegangen; vergeblich sucht er nach einem gerichtlichen Duplicat. An Alfred richtet seine Frau Fragen danach bis ins Capland: er kehrt zurück, und es findet sich das Duplicat unter Papieren, die er bei einem Bankier deponirt hat. Es ist dies allerdings lata culpa in höchster Potenz, und man begreift schwer eine so grenzenlose Nachlässigkeit. Ueber Gotthard bricht indeß das Verhängniß herein, das selten ein Romanschriftsteller seiner bête noire erspart. Ein Freund Alfred's, ein tapferer Haudegen, der sich durch ihn beleidigt fühlt, fordert ihn; und im Duell wird Gotthard schwer verletzt. Der Romandichter, Herr über Leben und Tod, hatte das unzweifelhafte Recht, ihn infolge dieses Duells aus dem Leben und aus dem Roman scheiden zu lassen: doch das erschien ihm eine zu gelinde Strafe für den kaltherzigen Speculanten, oder vielmehr, es erschien ihm zu verbraucht, zu gewöhnlich; er suchte etwas Raffinement, einen sensationellen Abschluß, sollte auch ein Verstoß gegen die künstlerische Oekonomie des Ganzen dadurch nöthig werden: wir finden einen solchen Verstoß darin, daß gegen den Schluß des Romans eine neue Person auftritt, die in die Handlung wesentlich eingreift, und in dem Umstande, daß jetzt erst eine Vorgeschichte, von der früher nie die Rede war, erzählt werden muß. Eine von Gotthard früher verlassene Geliebte, Helene Gräfe, die Schwester eines Offiziers, wird in das Haus als Erzieherin empfohlen; sie weiß nicht, daß der Hausherr, von dem sie erfährt, daß er schwerverwundet daniederliegt, ihr früherer Geliebter ist. Durch ein Bild, das an der Wand hängt, wird es ihr klar, daß sie in seinem Hause sich befindet; jetzt erfüllt sie nur noch der Gedanke an Rache. Von da ab nimmt die Schilderung einen höhern Schwung; es sind die Stellen des Romans, an denen das Talent des Autors, zu spannen und zu erregen, am meisten hervortritt. Grellbeleuchtete Scenen. Doch nicht jeder Autor vermag das Unheimliche und Schauerliche zu schildern. Daß Wachenhusen die dafür geeigneten Farben auf seiner Palette hat, mag folgende Stelle beweisen:

> Da gerade ihr gegenüber, ihr zugekehrt, nur zehn Schritte von ihr lag auf dem Kissen ein fahles, blutloses, wachsfarbenes,

vom Bart umrahmtes Männergesicht; die dunkel umfärbten Lider deckten die eingesunkenen, unter den Brauen verschwindenden Augen. Langsam hoben die Athemzüge das die Brust bedeckende Hemd, regungslos waren die ebenso wachsbleichen Hände auf die Decke hingestreckt. Secunden vergingen. In der tiefen Stille hörte sie nur die eigenen hastigen, kurzen und scharfen Athemzüge. Die herabgestreckten Hände geballt, das Haupt vorgebeugt, sogen sich ihre Augen an dem Antlitz des Unglücklichen fest. Kein Mitleid wandelte das schwer gekränkte, in dem einzigen Gedanken der Rache so lange schon verkrustete, mit der Welt im Kampfe liegende Herz an. Hatte er Mitleid gekannt, als er ihr Leben mordete? Nicht so, wie er jetzt vor ihr lag, hatte sie ihn wieder zu finden gehofft, ihn, den sie rastlos gesucht; aber wie sie ihn jetzt gefunden, das war ihr Triumph. Sein Schicksal selbst verbündete sich mit ihr. Sie, das schwache Weib, das er so gnadenlos geknickt, empfand mit satanischer Genugthuung, daß er in ihre Gewalt gegeben. Alles, was sie gesonnen für diesen Moment, stürmte in ihrem Herzen zusammen; ihr Blut jagte durch dasselbe mit furchtbarer Gewalt, ihr Gehirn brannte, daß es gegen den Schädel hämmerte. Und plötzlich überstürzten Herz und Gehirn, zwei furchtbare Mächte, sie wie eine Windsbraut, sie sprang zum Bett, nahm das Licht aus dem matt geschliffenen Glase, hob es über des Daliegenden Antlitz, und der Anblick tödtete den Rest natürlichen Bewußtseins. Wieder überfiel sie derselbe Wirbel, aber heißer noch aus dem Herzen aufsteigend, das Gehirn versengend. Wenn der Tod ihn ihr entriß, ehe sie ... der Tod, während er schlief, ohne ihr, die geschworen. ... Und das Licht in der einen Hand hoch über seinem Haupt erhebend, beugte sie sich über ihn, erfaßte sie mit der andern seine Schulter. Ihn mit der schonungslosen Gewalt einer Wahnsinnigen rüttelnd, schrie sie ihm ins Antlitz: „Erwache und erkenne dein Opfer, Elender! Es steht vor dir, du bist in seiner Gewalt! Der Engel der Rache ist über dich gekommen! Deine Stunde ist da!" Ihre Hand ruhte noch auf seiner Schulter und mit teuflischer Kraft preßte sie dieselbe. Gotthard erwachte aus dem Halbbewußtsein der Erschöpfung. Sein Auge öffnete sich weit mit glasigem Schimmer; er starrte auf die vom Licht bestrahlte Erscheinung, in das vom wild um die Stirn flutenden Haar umdüsterte, geisterblasse Frauengesicht. War in diesem furchtbaren Moment in ihm noch ein Bewußtsein, so glaubte er in das Antlitz einer Furie zu blicken. Aber unfähig einer Bewegung, schlug er nur sein Auge auf, ausdruckslos und glanzlos wie das eines Todten. „Erkennst du mich?" schrie sie ihn an, sich tiefer über ihn beugend. „Helene ist es! Deine Helene, wie du sie nanntest, des Teufels Helene!" Ihre Hand ließ seine Schulter, sie beugte sich zurück, um ihm ihr volles, wild verzerrtes Antlitz zu zeigen. Und, war's ein Spiel seiner Muskeln, er richtete jetzt den Oberkörper auf, immer mit den unbeweglichen Lidern, den weit geöffneten, aus ihren Höhlen herausquellenden Augen von dem blinden Glanz der Fischschuppe. Auch seine fahlen, verschmachteten Lippen öffneten sich. Wie ein aus dem Leinentuch eines Sarges sich erhebendes Leichenantlitz, automatisch langsam erhob es sich vor ihr, höher, geisterhaft, mit gespenstischem Schweigen. Erschreckend, auf eine Gegenwehr des Unglücklichen nicht gefaßt, fuhr sie zurück, den Arm vorgestreckt wie zum Schutz. Dann aber in erneutem Ausbruch ihrer Ekstase, auf das bei seiner Bewegung sich über der Brust öffnende Hemd und das blutgeränderte Leinen starrend, beugte sie sich wieder vor, krallte die Finger in den Verband und riß ihn von der Brust. Das Blut quoll aus der Wunde, das letzte aus den leeren Adern.

Das ist vielleicht etwas haut-goût des Grauenvollen; immerhin zeugt es für das Talent lebendiger und packender Darstellung. Daß Alfred und die Ball-Elfe sich wiederfinden, ist ja nach Beseitigung des Ogre Gottfried selbstverständlich. Der Roman ist in einem leichtflüssigen Stil geschrieben; die Motivirung wol hier und dort nicht überzeugend genug, doch das Ganze unterhaltend und spannend.

2. Das Vermächtniß. Roman aus der Gegenwart von Ernst Eckstein. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 12 M.

Aus der Zeit der Sklavenaufstände und Christenverfolgungen, aus dem Culturleben des Römerthums, aus den Zeiten der Republik und der Cäsaren ist Ernst Eckstein wieder in die Gegenwart zurückgekehrt, der er ja schon früher viele Novellen, Genrebilder und satirische Epen entlehnt hat. „Das Vermächtniß" ist sein erster größerer Roman aus unserer Zeit, und er nimmt ein durchaus actuelles Interesse in Anspruch; denn er soll uns ein Bild geben von der socialdemokratischen Bewegung, die nicht blos den Hintergrund der Handlung bildet; auch die Geschicke des Helden sind zum Theil in dieselbe verwebt.

Hier aber muß sogleich die Kritik einsetzen: die Darstellung der Socialdemokratie erscheint als eine durchaus einseitige; die Bewegung wird durch eine schwarze Brille gesehen, auch derjenige Kern derselben, den ja die Regierung anerkannt hat, und der die Socialdemokratie heutigentags berechtigt, auch als politische Partei im parlamentarischen Rahmen aufzutreten. Die Vertreter der Partei, die uns Eckstein vorführt, sind Anarchisten oder gemeine Verbrecher oder heuchlerische Maulhelden: es fehlt denn doch ein edler Schwärmer, der für sein Utopien mit Ueberzeugung und Begeisterung kämpft. Und die Art und Weise, wie der Held in den Socialismus hineingeräth, läßt diese Betheiligung nur als eine momentane Verirrung erscheinen. Der flüchtige Excurs des Helden auf dies Gebiet ist nicht ausreichend, um der Socialdemokratie im Roman selbst jenes tiefer gehende Interesse zu sichern, welches wir dort nur alle dem zuwenden, was zum Haupthelden in nähere Beziehung tritt; dazu bedurfte es einer tiefern Verstärkung, besonders eines innerlichen Conflicts, der mit der Befreiung von dieser Bethörung geendet hätte.

Dergleichen findet sich überhaupt nicht in dem Eckstein'schen Roman: die Handlung bewegt sich durch lauter äußerliche Wendepunkte und Katastrophen; der französische Proletarierroman war hierin das Vorbild, ein wenig auch Gutzkow's „Ritter vom Geist". Alles gruppirt sich um ein Requisit wie dort und wie im „Juif errant": um das Vermächtniß, welches dem Roman den Titel gibt. Otto Wellner, ein seminaristisch gebildeter junger Mann, der wegen seiner Anhängerschaft an den Darwinismus keine Anstellung erhält, begibt sich auf die Wanderschaft, in seiner Hand ein Packet, welches, fünfmal gesiegelt, nur Briefschaften enthält, wie sein Vater versichert, der es ihm gegeben. Diesem aber hat er eidlich versprochen, das Packet nur dann zu öffnen, wenn er allen eifrigen Bemühungen zum Trotz in äußerste Noth gerathen, oder sich innerhalb des erwählten Berufs dauernd unglücklich fühlen sollte, im letztern Fall jedoch nicht vor Vollendung seines sechsundzwanzigsten Lebensjahres.

Wir haben also ein fünffach versiegeltes Geheimniß, welches schon im ersten Kapitel die Spannung weckt: wir ahnen, daß in diesem Packet der Elektrophor liegt für die spätern zündenden Wirkungen.

Die Introduction des Romans ist frisch und lebendig, die Abenteuer der Wanderschaft drängen sich. Die anmuthige Kellnerin Martha wird überrascht bei einem jungen Herrn im Reitanzug, Bruno Hellwald, der über die Störung so misvergnügt ist, daß es fast zu einer Collision kommt. Als Otto am nächsten Tag allein in einer mit Moos und Laub überkleideten Mulde im Walde ausruht, setzen sich zwei junge Damen der feinen Gesellschaft vor ihm auf eine Bank; ein trotziger Proletarier setzt sich neben sie, und als sie aufstehen, sieht er darin eine Beleidigung und insultirt sie; Otto Wellner nimmt sich ihrer an, schlägt den frechen wüsten Burschen zu Boden, wird aber dann durch einen Steinwurf desselben an der Stirn verletzt. Jener Anarchist Peltzer geht dann seines Weges, natürlich um in den spätern Romankapiteln als eine Hauptperson wiederzukehren. Otto wird von den beiden jungen Damen auf die benachbarte Villa ihres Vaters, des Commerzienraths von Düren, eines reichen Verlagsbuchhändlers, geführt. Hier wird er gepflegt, und es knüpfen sich Beziehungen an, die weit in den Roman hinein reichen.

Die Schilderung der eleganten Villa, des Salonlebens in diesen dem jungen Wanderer so fremden Kreisen, ist durchaus stimmungsvoll: es ist alles in ein heiteres, helles, man möchte sagen festliches Colorit getaucht wie auf den Bildern von Paolo Veronese.

In der Großstadt angekommen, tritt Wellner alsbald in nähere Beziehungen zu dem großen Verlagsbuchhändler, wird Redactionssecretär bei ihm, verliebt sich in die eine jener Damen, der Töchter desselben, Lucinde, die mit dem Rechtsanwalt Lehrbach verheirathet ist, besucht Arbeiterversammlungen und vornehme Gesellschaften, in die ihn sein Gönner, eben jener Lehrbach, einführt. Er wohnt als Kostgänger einer kleinbürgerlichen Familie mit einem Schriftsetzer, einem Dichter, und zwei jungen Mädchen, der Tochter seiner Wirthin, Emma, und der muntern und unternehmungslustigen Ladenmamsell Adele, zusammen. Ein fremder Herr, der ihn auf der Straße trifft, verfolgt ihn mit einem geheimnißvollen Interesse; er entdeckt in ihm eine Aehnlichkeit, die ihn befremdet. Durch die Plaudereien eines Hausgenossen von dem Namen und der Herkunft des jungen Mannes und dem geheimnißvollen Packet unterrichtet, faßt er den Plan, sich dieses Packets zu bemächtigen und nimmt zu diesem Zweck jenen Strolch, Peltzer, der das Attentat auf die beiden Damen ausgeführt und den er selbst bei einem Taschendiebstahl belauschte, in seine Dienste.

So weit der erste Band des Romans: er gibt eine umfassende und spannende Eröffnung der Handlung, und zwar in belebter Darstellung. Die Charaktere zeichnen sich scharf ab, die Schilderungen sind stimmungsvoll; es ist vieles angeregt und eingeleitet, was die Neugier der Leser wach erhält; dunkle Vorgänge der Vergangenheit harren der allmählichen Erhellung. Die beiden andern Bände scheinen uns nicht ganz auf gleicher Höhe zu stehen; es ist ja manches Effectvolle und Sensationelle darin, aber oft sinkt die Handlung zu sehr auf das Niveau der alltäglichen Criminalistik herab, und das geistig Bedeutende, das sich anfangs ankündigt, kommt nicht zu seinem vollen Recht; die Gedankenströmungen werden seichter. Wir wollen hier nur die Hauptzüge der Handlung verfolgen. Das „Vermächtniß", das Wellner im Packet mit sich trägt, besteht in Briefen, aus denen hervorgeht, daß er nicht der Sohn des Buchbindermeisters Wellner, sondern ein Herr von Arlesberg ist. Der Herr, der ihm folgt und ihn verfolgt, hat allen Grund dazu: es ist der Baron Anastasius von Sunthelm, der durch einen verbrecherischen Kindertausch sich in den Besitz eines großen Vermögens gesetzt hat, das jenem gehörte. Mit Hülfe Peltzer's sucht er sich der Papiere zu bemächtigen, die seine Schuld beweisen würden; es gelingt ihm auch; aber er bestimmt seinen Helfershelfer zu einem Meineid, zu einer falschen Aussage, die den eines Mordes angeklagten Wellner für immer unschädlich machen soll. Doch Peltzer wird verhaftet; sein Geständniß ist vernichtend für den Baron, und vor einem Criminalproceß flüchtet er mit Hülfe eines Pistolenschusses in das Jenseit.

Jene Vorgeschichte, der Kindertausch und was sich daran knüpft, ist überaus complicirt: es ist zwar alles wahrscheinlich gemacht, aber man merkt doch die Mühe, die es dem Dichter gekostet hat, und auch der Raub des Vermächtnisses durch Peltzer wird nur durch eine Menge sich häufender Vorfälle ungewöhnlicher Art ermöglicht.

Wellner selbst betheiligt sich an einer Socialistenversammlung und läßt sich in der Erregung zu einigen Aeußerungen hinreißen, welche zur Folge haben, daß man ihn des Einverständnisses mit den Tendenzen dieser Partei anklagt. Er wird deshalb im Schriftstellerclub beleidigt und schlägt sich mit seinem Gegner Kurt Ewald. Verwundet wird er von Emma gepflegt: sein Herz aber wendet sich noch immer der schönen Lucinde, der Gattin des Rechtsanwalts, zu. Auch sie empfindet eine Neigung für ihn und läßt sich verführen, ihm ein Rendezvous im Wintergarten ihres Vaters an einem Gesellschaftsabend zu geben; das wird für ihn verhängnißvoll: ein zufälliges Zusammentreffen macht ihn zum Zeugen eines Raubmordes, der hier an dem Commerzienrath verübt wird, und da der Mörder entkommt, geräth er selbst in den Verdacht, den Mord vollführt zu haben. Er darf nicht aussagen, warum er an diesem Ort gerade verweilte; er kann nicht Lucindens Zeugniß anrufen, ohne sie zu compromittiren; er schweigt und läßt sich verhaften. Dieser Conflict muthet uns bekannt an: er ist in Sardou's „Ferreol" mit einer fast grausam zu nennenden Raffinirtheit ausgeführt. Bald darauf bricht ein Putsch der Proletarier aus; Emma ruft sie an, den Geliebten zu befreien, wie Egmont's Klärchen das Volk anruft auf dem Markt zu Brüssel, und wird selbst

verhaftet. Natürlich wird der wahre Mörder entdeckt. Psychologisch interessant ist der Charakter Lehrbach's geschildert in den Scenen mit seiner Frau: wir halten diese Partie für die gelungenste des Romans. Am Schluß kommt der Held, wie es sich gebührt, zu dem ihm so lange vorenthaltenen Vermögen und heirathet seine Emma, die mit ihrem revolutionären Trotz eine unverkennbare Aehnlichkeit hat mit den Mädchen aus dem Volk, welche Gutzkow in seinen „Rittern vom Geist" schildert.

Eckstein ist ein gewandter und geistreicher Erzähler; der Dichter satirischer Epen verräth sich in vielen Schilderungen, besonders in den Typen des Redactionsbureaus; einzelne Charaktere, welche gewissermaßen als zweite Rollen in diesem Drama zu bezeichnen sind, der Dichter Roderich Lund mit seiner Tragödie, der gemaßregelte Volksschullehrer Heinsius, der doctrinäre Doctor Salomon, zeugen von dem Auge des Humoristen für die Menschen und Dinge dieser Welt; auch einzelne Salonbilder sind wohlgetroffen. Die Haupthandlung hat ja alle Ingredienzen romanhafter Spannung; ihre Voraussetzungen und Verwickelungen sind mit vielem Scharfsinn zusammengestellt: gleichwol hat man oft das Gefühl, daß dies doch im Leben nicht so sein könne. Je glänzender das Plaidoyer des Dichters: desto lebhafter regt sich auch ein innerer Widerspruch, selbst wenn sich im einzelnen seine Beweisführung nicht widerlegen läßt. So wird man jenes Gefühl nicht los bei der Hauptkatastrophe: man sagt sich immer, es ist doch im Grunde unmöglich, daß man Wellner für den Mörder des Commerzienraths hält. Ebenso ist bei der Vorgeschichte der Kindesunterschiebung alles mit scharfsinnig ausgeklügelten Motiven gestützt; doch es bedarf einer sehr großen Menge zusammentreffender Zufälligkeiten, um jenen Vorgang zu ermöglichen, und man fragt sich, ob im wirklichen Leben eine solche Häufung günstiger Vorbedingungen für ein schwer auszuführendes Verbrechen überhaupt eintreten könne.

Der Dichter ist ein Meister des Stils: freilich zu jenen schwunghaften Schilderungen wie in „Die Claudier" und „Prusias" gibt ihm der Stoff dieses Romans, den man einen Proletarierroman nennen könnte, keinen Anlaß; immerhin finden sich, besonders im ersten Bande, sehr stimmungsvolle Kapitel, und auch die Sensationsscenen sind lebendig geschildert, wenngleich die Raubmordaffaire kaum eine poetische Behandlung zuläßt. Einzelne Stellen sind mit feinem Humor ausgeführt; der humoristische Epiker verleugnet sich da nicht; wir theilen hier die Schilderung mit, wie sich der alte Baron von Suntheim, um einem Criminalproceß zu entgehen, zum letzten Gange rüstet, zum einsamen Selbstmord, den er im Walde auszuführen gedenkt:

Sorgfältig salbte er das spärliche Haar, und fast noch umständlicher als sonst verfuhr er in der Anwendung der zahlreichen Büchsen und Büchschen, die in farbenprächtiger Reihe den marmornen Aufsatz über dem koketten Waschtisch garnirten. Für Anastasius von Sunthelm war die Stunde der Toilette, die so viele als ein nothwendiges Uebel betrachten, stets eine Quelle mehr oder minder idealer Genüsse gewesen. Wenn er die Locken an den Schläfen sich kräuselte, so gedachte er des Effects, den ihre anmuthig geschwungenen Linien auf irgendein unbewachtes Mädchenherz oder auf das neiderfüllte Gemüth des kahlköpfigen Romandichters Doctor Keyser hervorbringen würden. Schaute er in den Spiegel, um den Schnurrbart zu wichsen, so apostrophirte er sich in artigen Wendungen, grüßte und nickte, oder ventilirte die Frage: „Was gäbe wol der Lieutenant von Clairvaux für diesen Schnurrbart?" Wenn er die hagern Hände in Mandelmilch badete, so fühlte er im Geist alle die kleinen Pätschchen, die er im Laufe der Jahrzehnte mit diesen Händen umspannt hatte. Er lächelte beglückt vor sich hin und machte wol ab und zu eine symbolische Bewegung — eine streichelnde oder klopfende Liebkosung. Heute zumal schien er in sothanen Genüssen förmlich zu schwelgen. Die duftige Essenz, die er sich über die Haare goß, erweckte ihm das Bild eines ganzen Frühlingsgartens mit wuchernden Rosenlauben und Veilchenbeeten. Geometrisch genau befestigte er die musterhafte Cravatte mitten vor dem knarrenden Vorhemd. Dann feilte er emsig an den schmalen, aristokratischen Nägeln und colorirte sie schließlich mit einer wunderbaren Tinktur. Dies Schönheitsmittel war seine eigene Erfindung. Anastasius war stolz darauf — aber niemals hatte er das kostbare Geheimniß verrathen. Jetzt, da er fertig war, goß er den Rest des Fläschchens wehmüthig lächelnd ins Waschbecken. Dies war der erste und einzige Misklang in der drittelhalbstündigen Symphonie seiner Ankleidethätigkeit. Gegen halb zwölf setzte er sich an den Schreibtisch und entwarf mit stilistischer Sorgfalt eine kurze Epistel. Dieses Schreiben copirte er viermal, couvertirte die vier Copien, fügte jeder derselben ein Fünfhundertmarkbillet an und verschloß die Briefe mit je fünf Siegeln. „Einschreiben" vermerkte er — diesmal ohne seine Hand zu verstellen — mit großen Lettern auf jedem der vier Couverts. Dann schrieb er die vier Adressen. Diese Briefchen mit den Fünfhundertmarkscheinen waren chevalereske Abschiedsgrüße an die vier „kleinen Verhältnisse", die er im Verlauf des Winters mit mehr oder weniger Erfolg cultivirt hatte. Die citatenreiche Schauspielerin und die polnische Gräfin, die blaßblau-äugige Miß wie die muntere — und ach, dem Himmel sei es geklagt! — zu spröde Adele: sie sämmtlich sollten erfahren, daß Anastasius von Sunthelm-Hiddensöe trotz allem, was man demnächst ihm zur Last legen würde, ein Gentleman war, der nicht aus der Welt ging, ohne bei den Damen, die er verehrt hatte, auf anständige Weise seine Visitenkarte zurückzulassen. Ein heimlicher Seufzer glitt dem Baron über die Lippen, als er den Namen Adelens schrieb. Hätte er doch dahinscheiden dürfen in dem schönen Bewußtsein, auch bei dem jüngsten Gegenstand seiner wechselnden Neigung mit gewohnter Unwiderstehlichkeit reussirt zu haben! Nach seiner Weise ein wirklicher Philosoph, hatte er mit dem Vergangenen wie mit dem Künftigen abgeschlossen; jetzt genirte ihn nur das kleine Maneo in der glänzenden Rechnung: die Stelle nämlich, wo das allerliebste Porträt dieses schalkhaften Mädchens goldig umrahmt hätte prangen müssen und die jetzt so kahl und vereinsamt schien unter all den leuchtenden Frauenbildern wie der leere Platz in der Reihe der venezianischen Dogenporträts. Auch sie war eine kleine Verrätherin wie der enthauptete Marino Falieri — und streng genommen hätte sie dies Lebewohl nicht verdient, Gleichviel: Anastasius Baron von Sunthelm-Hiddensöe machte jetzt keinen Unterschied. Das Herannahen der letzten Scene stimmte ihn großartig. Er rief den Diener und befahl ihm, die vier Briefe unverzüglich zur Post zu bringen.

Wird nun durch diese Schilderung auch an die ähnliche erinnert, die Daudet in „Le Nabob" von dem Selbst-

mord des alten Stutzers Montpavon und von den Vorbereitungen dazu entwirft, so hat doch die Darstellung Eckstein's einen originellen Reiz und einen feinen humoristischen Parfum; es schadet ja auch nichts, wenn unsere Autoren in Bezug auf die Grazie der Darstellung von den Franzosen lernen.

3. Altar und Kerker. Ein Roman aus den dreißiger Jahren von Otto Müller. Drei Bände. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 6 M. 50 Pf.

Weit hinter uns liegt die Zeit der alten burschenschaftlichen Bewegungen und demagogischen Untersuchungen der dreißiger Jahre: schon die Jahre 1848 und 1849 mit ihrem parlamentarischen Aufschwung und ihren politischen Tragödien haben sie in den Hintergrund gedrängt; aber erst die Jahre 1866 und 1870 haben durch große geschichtliche Vorgänge jenen Thaten und Leiden der Vorkämpfer für die Einheit Deutschlands die höhere Weihe ertheilt. Die Idylle des Märtyrerthums, wie man es nennen möchte, ist sehr zurückgetreten gegenüber dem Weltrahmen der heutigen Politik, ihren großen Begebenheiten und Perspectiven. Gleichwol ist ein Rückblick auf jene Zeit immer noch von Interesse, und wir sollten der Männer nicht vergessen, welche sich damals für eine geächtete Ueberzeugung opferten, die heute zum Gemeingut der Nation geworden ist.

Einen solchen Rückblick gewährt uns Otto Müller's neuer Roman: er schildert uns die Zustände in Kurhessen in den dreißiger Jahren; sein Held ist jener Pfarrer Weidig, der wegen demagogischer Umtriebe verhaftet und von seinen Untersuchungsrichtern in einer Weise gefoltert wurde, daß er durch Selbstmord sich dieser Pein entzog. Es ist ein Blick in düstere Zustände unheimlichster Art, die durch nichts erhellt werden; denn irgendein Morgenroth war damals noch nicht am deutschen Himmel sichtbar; es bedarf einer so sorgfältigen Kleinmalerei, wie sie bei Müller zu finden ist, um uns ganz in die engherzigen und zugleich empörenden Verhältnisse zu versetzen, denen wir glücklicherweise jetzt entwachsen sind. Otto Müller hat alle Quellen zu seiner Darstellung aufs genaueste studirt; er hat auch für das Familienleben des Pfarrers eingehende schriftliche Aufschlüsse gefunden: so ist sein Gemälde aufs sorgfältigste retouchirt. Es bleibt nur die Frage übrig, warum er eine romanhafte Einkleidung des Stoffs einer quellenmäßigen Biographie vorgezogen hat, um so mehr, als bei seiner Berufung auf die geschichtliche Treue der Erfindung des Romandichters der Raum doch in bedenklicher Weise beschränkt ist, die Grenzen zwischen Wahrheit und Dichtung sehr fließend geworden sind und das Interesse der Leser sich leicht von der poetischen Ausschmückung ab- und der Ermittelung des geschichtlich Feststehenden zuwenden könnte. Darauf lautet indeß die Antwort, daß der Autor glaubte, in dieser poetischen Gewandung die Situationen um so markanter und packender hervorzuheben und vieles, was die Geschichte verschweigt, durch die Phantasie in einer der Wahrheit nahe kommenden Weise ersetzen zu können.

Sehr eingehend ist die Schilderung der damaligen politischen Zustände in Deutschland, besonders aber in Hessen, wo Rector Weidig wegen seiner patriotischen Gesinnungen und seiner burschenschaftlichen Begeisterung der Rectorstelle enthoben und auf die armseligste Pfarre des Landes versetzt wurde:

Vielleicht gab es in dem ganzen Lande keinen armseligern Ort als diesen, recht wie geschaffen zur Strafpfarre für einen renitenten, mit consistorialwidrigen Grundsätzen behafteten Geistlichen; und so weit auch die Localgeschichte in das nebelgraue Duster der Vorzeit zurückreichte, waren es wirklich immer nur räudige Schafe aus der frommen Heerde der orthodoxen Landesgeistlichkeit gewesen, die hier das Amt der Seelsorge verwalteten; und zwar mit einer so armseligen Besoldung, daß selbst die wenigen begüterten Gemeindeglieder Mitleid mit ihrem armen Hirten hatten und ihn in seinem kümmerlichen Haushalt nach besten Kräften aus dem Ertrag ihrer Feldwirthschaft unterstützten. Erzählte man sich doch von frühern Pfarrersleuten, sie hätten ihre Kinder zur Zeit des strengen Winters in Ermangelung von warmen Betten in Kornsäcke gesteckt; und von der letzten Pfarrerin ging sogar die nicht ganz unverbürgte Sage, sie habe, wenn sie Besuch aus der Stadt bekommen, ihre Gäste mit würzigem Lindenblütenthee traktirt, statt des Zuckers mit Honig gesüßt, an welchen beiden Luxusartikeln die Gegend allerdings nicht arm war.

Der Held selbst wird in der folgenden allgemeinen Charakteristik eingeführt:

Wie jede politische Uebergangsperiode ihre Parteien, Tendenzen und Schlagwörter, so hat auch jede ihre bestimmt ausgeprägten Charaktere, die sich von den Wortführern und Hauptacteurs der verflossenen in Denkart, Moral und Lebensanschauung ebenso wesentlich unterscheiden als von den nachfolgenden, sodaß man mit Recht von ihnen allen sagen kann, sie seien die Söhne ihrer Zeit, nicht schlimmer, aber auch nicht besser wie diese. Denn jeder Mensch, auch der geistig bedeutendste, wurzelt mit seinem Denken und Fühlen in dem Boden seiner Zeit, seines Landes; und selbst ein noch so freier, durch Studium, Nachdenken und reiche Erfahrung erweiterter Gesichtskreis gestattet ihm nicht, sich von den Einflüssen und Eindrücken seiner Gegenwart frei zu machen und jene Eigenthümlichkeiten seines Wesens abzustreifen, die ihm die Heimat, ihre Natur, ihr Klima, ihre Sitten und Gewohnheiten schon vom ersten Anbeginn seines Daseins an eingeprägt haben. Auch Friedrich war ein Sohn seiner Zeit, seines Landes; und es ist einer seiner nächsten Freunde, der uns versichert, Männer seines Schlags und von seiner energievollen Persönlichkeit fände man noch heutigentags in jener rauhen Gebirgsgegend; Männertypen mit festgedrungenem, kräftig ausgebildetem Gliederbau und einfachen klaren Zügen, denen man es auf den ersten Blick ansähe, daß sie Söhne dieses Landes seien, da ihr Wesen jenes frohmuthige Selbstgefühl, jene unbekümmerte Zufriedenheit der Seele ausstrahle, die allein die rauhe Heimat ihren treuen Kindern verleiht.

Die frei erfundenen Charaktere des Romans, die in den Vordergrund treten, sind: der jugendliche Hofgerichtsacceſſist Ernst von Diemar, maßvoll, edel und erfüllt von gerechtestem Mitempfinden für den Pfarrer, die Sympathien für diesen vertretend, selbst eine echt sympathische Figur, und sein sarkastischer Freund Flambo, der in Liebe entbrennt für des Pfarrers schöne, gleichgesinnte Schwester;

die bête noire des Romans dagegen ist der Amtsrichter Ruthart, von Hause aus ein Vertreter der brutalsten Bureaukratie, der zuletzt die Untersuchung gegen Weidig leitet, während er selbst mehr oder weniger schon dem delirium tremens verfallen ist und es durch seine Quälereien und entehrenden Mishandlungen dahin bringt, daß sich der durch lange Untersuchungshaft zur Verzweiflung gebrachte Inquirent selbst das Leben nimmt. Diese Schilderungen aus dem Gefängnißleben sind von großer und erschütternder Lebenswahrheit; die immer scheiternden Befreiungsversuche erregen gegen den Schluß der Erzählung eine sich öfters erneuernde Spannung: Antheil erregen besonders die braven Soldatenkinder, die sich für ihren Pfarrer aufzuopfern willens sind; rührend ist das Wiedersehen zwischen dem Gefangenen und seiner Frau geschildert. Auguste, die Schwester Weidig's, die exaltirte Verehrerin ihrers Bruders, die infolge der Aufregungen geistig und körperlich erkrankt, läuft am Schluß nach ihrer Wiedergenesung noch in den Hafen einer glücklichen Ehe mit dem genialen Carikaturmaler Flambo ein.

Die Darstellungsweise des Verfassers ist eine durchaus epische, in ruhigem Strom fortgleitende, und an zahlreichen epischen Hemmungen für den Fortgang der Handlung fehlt es nicht. Köstlich ist die Genremalerei des kleinstädtischen Lebens der Amtsgerichtsstadt, anmuthig die Pfarridylle des Dorfes, das an dem äußersten Ende der Civilisation zu liegen scheint; die Darstellung des Kartoffelkriegs der aufständischen Bauern ist ergötzlich. Eine Menge feiner Betrachtungen über damalige Literaturzustände, über allerlei Fragen der Kunst und des Lebens zieht sich wie ein Arabeskenkranz durch das Ganze. Es mögen viele Schilderungen einem hastigen, stets auf der Jagd nach Effecten begriffenen Zeitgeschmack zu breit erscheinen, aus dem epischen Ton und Stil fallen sie nicht heraus. Ueber den sensationellen Todesfall selbst, der alsbald von allen Liberalen als vernichtende Instanz gegenüber dem geheimen Inquisitionsverfahren ins Feuer geführt wurde, gibt Otto Müller folgende Auskunft:

Vielleicht hat seit der Ermordung Kotzebue's kein Criminalfall auf politischem Gebiet diese außerordentliche Sensation in ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus hervorgerufen als der Tod des Pfarrers von Oberwiesen innerhalb der Mauern seines Kerkers, von dem bald die schauerlichsten Gerüchte umliefen. Der Wärter hatte seinen Gefangenen gegen halb acht Uhr morgens auf seinem Bett liegend gefunden mit einer Wunde am Halse und das Bett sowie der Fußboden überall mit Blut geröthet. Der Verwundete athmete auch noch, als um acht Uhr der Untersuchungsrichter mit seinen Accessisten in der Zelle erschien; aber dennoch begaben sie sich alle nach kurzer Anwesenheit wieder weg und ließen ihn stundenlang ohne Hülfe und Aufsicht in seinem Blute liegen! Erst gegen zehn Uhr trafen die beiden Legalärzte ein. Der Pfarrer lag jetzt im Verscheiden, ein Pulsschlag ließ sich kaum mehr wahrnehmen, und gegen Mittag hatte er vollends ausgeathmet. An der Wand, dem Fußende seines Bettes gegenüber, fand man die später entzifferte, wahrscheinlich mit einem in Blut getauchten Finger geschriebene Blutschrift: „Weil mir der Feind jede Vertheidigung versagt, so wähle ich einen schimpflichen Tod von freien Stücken." Auf der Bettdecke fanden die Aerzte eine ziemlich stumpfe Glasscherbe, wahrscheinlich von einer zerbrochenen Wasserflasche herrührend. Dieser Glasscherbe war im ersten Protokoll, welches Ruthart durch einen der Accessisten flüchtig im Verhörzimmer hatte aufnehmen lassen, mit keiner Silbe erwähnt worden, und an diesen allerdings höchst verdächtigen Umstand knüpften sich nun die verschiedenartigsten Muthmaßungen und Deutungen, welche schnell genug aus den eingeweihten Beamtenkreisen ihren Weg ins Publikum fanden. Nach den einen lag ein Selbstmord aus Wahnsinn vor, nach den andern hatte eine fremde Hand den an die dunkle Chronik der spanischen Inquisition erinnernden Kerkermord ausgeführt; während eine dritte, sogar später von dem wissenschaftlichen Gutachten der züricher medicinischen Facultät unterstützte Meinung sich schon jetzt dahin aussprach, resp. ausflüsterte, der Gefangene sei, nachdem er sich zuerst selber durch Oeffnen der Halsader vergebens den Tod zu geben versucht habe, höchst wahrscheinlich in der durch den Blutverlust verursachten Ohnmacht durch einen andern ermordet worden, welcher dann auch die Blutschrift an die Wand geschrieben haben mußte, um die Welt über seine ruchlose That zu täuschen! Denn daß zu einer solchen tödlichen Wunde eine „ziemlich stumpfe" Glasscherbe nicht ausreichte, darüber herrschte schon unter dem ersten erschütternden Eindruck der grausen Begebenheit kein Zweifel. Also mußte, gleichviel ob von ihm selbst oder von einem andern, noch ein zweites, sehr scharfes Instrument dazu gebraucht worden sein, welches aber nirgends zu finden war, sodaß man nothwendig zu dem Schluß gelangte, dasselbe sei sofort nach verübter That wieder vorsichtig aus dem Kerker entfernt worden! Da die Aerzte bei der Legalinspection an dem Körper des Verstorbenen Spuren einer erst kürzlich an ihm vollzogenen grausamen Mishandlung durch Stockschläge entdeckten, gewann jene schon an sich glaubhafte Combination von der Mithülfe eines dritten eine noch weitere evidente Bestätigung, so tief auch die strafende Nemesis ihr Antlitz vor dem schauerlichen Gedanken verhüllte, der eigene Richter habe seinen Gefangenen bei dem anfangs mislungenen Selbstmordversuch mit einer viel schneidigern Waffe, als die Glasscherbe war, wirksam unterstützt, um sich durch seinen Tod der ihm drohenden Untersuchung und Amtsentsetzung zu entziehen! Man erinnerte sich auch in vertrauten Kreisen wieder einer Aeußerung des Pfarrers, wonach er den Selbstmord unter gewissen Voraussetzungen für ein moralisch gerechtfertigtes Auskunftsmittel erklärt hatte, wenn dem Mann für seine gekränkte Ehre keine andere Genugthuung übrig bliebe. Ebenso genau kannte man aber auch sein leidenschaftliches Temperament, das in der Stunde des vergeblich versuchten martervollen Selbstmordes leicht durch den plötzlichen Gewinn einer blanken Waffe, sei's Messer, Dolch oder Kriß, zur Vollendung der begonnenen That fortgerissen werden konnte! Und wer wußte, wer konnte sagen, was der Untersuchungsrichter und sein blindergebener Sklave, der rohe Unmensch Preuninger, während der zwei vollen Stunden bis zum Eintreffen der Aerzte mit dem einsam in seiner Zelle liegenden Verwundeten angefangen hatten?!

Niemand wird die Geschichte des Pfarrers von Oberwiesen in der lichtvollen Müller'schen Darstellung ohne warmen Antheil lesen. Rudolf von Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Scherr's Geschichtsbilder.

Neues Historienbuch von Johannes Scherr. Zweite Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1884. 8. 5 M.

Es ist ganz überflüssig, die Manier Scherr's zu kennzeichnen, sie ist aller Welt bekannt. Die einen ärgern sich über dieselbe, die andern erfreuen sich an ihr; und wenn ich mich nicht täusche, ist beides dem Autor entweder völlig gleichgültig oder gerade recht; denn jedenfalls ist Scherr einer der allergelesensten Schriftsteller der Gegenwart, der sein Publikum immer anzieht und fesselt, er mache nun Rösselsprünge, so viel er will und wie es ihm eben behagt.

Seine Arbeiten fallen überwiegend dem cultur- und sittengeschichtlichen Felde zu, oft mit einem starken novellistischen Anflug. Es ist eine kolossale Verschiedenheit zwischen Scherr's Lebensauffassung und Stil und der heute von einer zahlreichen Schule in der Geschichtschreibung verfochtenen, als die einzig wahre, als die objective Geschichtsdarstellung belobten Liebhaberei, ja recht leise zu treten und alles gar delicat anzufassen; mit Wenn und Aber so lange an den Thatsachen herumzudüfteln, bis sie richtig unter unsern Fingern entschlüpft oder verduftet sind; über das Geschehene und was hätte geschehen können zu deliberiren und zu reflectiren und daran herumzuwägen, bis vor lauter Urtheilen gar kein Urtheil mehr da ist, nur eine Portion geistreicher Schönfärberei und Bemäntelung, die von dieser Art moderner Dogmatiker als geistige Durchdringung und Verarbeitung gepriesen wird.

Welch ein Sprung von dieser Region herüber zu Scherr! Der nimmt die Thatsache in seine Faust, daß sie ihm stehen muß, zieht mit unwiderstehlicher Energie und funkensprühendem Humor das Facit daraus, kurz und scharf, und wirft es hin zum Ergötzen oder zum Aergerniß, unbekümmert wohin es trifft und wie tief es einschneidet. Ist ja sein ungeheueres Angriffsfeld alles, was er als die unsterbliche menschliche Narrheit und Gemeinheit erkannt hat, und dessen ist Legion. Ganz gleichgültig, unter welcher Modegattung von Schellenkappen und Philosophenmäntelchen diese liebe Narrheit auftrete, er faßt sie alle unbarmherzig beim Schopf — von der russisch geknuteten Despotie bis auf die toll gewordene Anarchie der Dynamithelden, von dem als Aufklärung einherstolzirenden Unglauben, der nur noch plattirte Materie kennt, bis zum Aberglauben, der den Fetisch verehrt. In diesem Punkt ist er die personificirte Unparteilichkeit, die nach rechts und links ausschlägt. Was seine originelle Sprache auszeichnet, das sind die überaus drastischen Epitheta substantivischer und adjectivischer Art, worin er ein förmlicher Erfinder ist, oft geradezu eigens gemachte Ausdrücke und Wendungen. Wer zehn Seiten gelesen hat, der kennt diesen Stil sofort; das sprüht und flackert.

Oft scheint es, als seien die kurz abgehandelten Geschichten und Geschichtchen blos die Nebensache und nur für die praktisch und factisch applicirten Excurse da, die beißen und stechen. So ist unter anderm gleich in der zweiten Nummer einleitend jene so zahlreiche Species von Philologen getroffen, die mit dem heiligsten Forschereifer der Welt auf ein Tüpfelchen oder Schwänzchen von einem altgermanischen oder sanskritischen Buchstabenzeichen lossteuern, hüpfen wie die Büblein, wenn sie in zehn Jahren eine weltgeschichtliche Entdeckung dieses Stils gemacht, worauf sie sicher sind, die Kleinkrämerunsterblichkeit erklettert zu haben und die Ehre beanspruchen zu dürfen, daß sie allein den echt wissenschaftlichen Weg wandeln. Diese nürnberger Spielwaarenhändler der Wissenschaft hat er in folgender humoristischer Supposition persiflirt. Einer will eine epochemachende Conjectur gefunden haben:

> Was dieselbe betrifft, so handelt es sich dabei freilich nur um einen Buchstaben. Aber um was für einen Buchstaben? Um so einen, welcher die wahren Intentionen des bezüglichen Autors blitzartig beleuchtet. Also in unserm Fall die Intentionen Goethe's. Von einem andern sollte ja dermalen gar keine Rede sein. Denn der Goethe ist der Götze des Tages, nachdem das Götzenthum des Shakspeare aus der Mode gekommen. Wir Deutschen müssen immer so einen Götzen haben und dulden keine andern Götter neben ihm, d. h. so lange, bis eine andere Abgötterei aufkommt. Der Fanatismus von deutschen Scholiasten ist unter Umständen etwas Fürchterliches. Nur schade, daß den Torquemadas von dieser Mache keine Scheiterhaufen zur Hand sind. Meine zweifelsohne höchst bedeutsame Findung und Aufstellung ist, daß Goethe im „Vorspiel auf dem Theater" seine „lustige Person" eigentlich habe sagen lassen wollen, nein, sagen lassen müssen: „Greift nur hinein ins tolle Menschenleben!", statt wie bis zur Stunde irrthümlich gedruckt steht: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" Als ich diesen Fund meinem unbezahlbar lieben Feinde Minutius Quisquilius, welches Object meiner Verehrung mir leider viel zu frühzeitig entrissen wurde, zur Prüfung vorlegte, nahm er die tiefsinnigste seiner berühmten Forschermienen an und sagte: „Sie kommen mir vor wie der Sohn des Kis, so da auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen und dafür ein Königreich fand."

Diese Probe genügt. Nun zur Vorführung des Inhalts. Das „Neue Historienbuch" jagt mit feinen monographischen Aufsätzen durch die halbe Weltgeschichte. Wenn uns das eine Kapitel in Pergrinus Proteus einen „antiken Schwindler" und nebenbei im römischen Kaiserreich eine Zeit des unheilbaren Verfalls vorführt, so bringt „König und Priester" ein Bild aus der englischen Geschichte, nämlich dem Staats- und Kirchenkampf, welcher sich in König Heinrich II. und Thomas Becket, dem störrigen Erzbischof von Canterbury, darstellt. Wir springen von da mit den „Dekabristen" auf die morsche neueste Geschichte des despotisch-nihilistischen Halbbarbarenstaats Rußland über, oder verfolgen in der „Kindheit eines Riesen" die merkwürdig kleinen Anfangsspuren des langsam herauswachsenden transatlantischen Riesenstaats. Zwei mehr drastische als schöne Sittenbilder aus den Anfängen unserer neuzeitlichen Entwickelung bringen die Skizzen „Von der Landsknechtschaft" und „Die Nonne von Monza". Auf unser 19. Jahrhundert

und seinen geschichtlichen Verlauf fallen Streiflichter aus zwei kritisch secirten Memoirenwerken, das eine „Die Tagebücher der Fürstin Metternich", das andere die des Grafen Horace de Viel Castel über das zweite Kaiserreich, den unser Autor mit der charakteristischen Bezeichnung „Ein Prokop des zweiten Empire" einführt. Eine Bagatelle berichtet das „Händeschütteln mit Leo XIII". Und endlich — last, not least — erfährt kein Geringerer als Seine pferdefüßige Hoheit, der Teufel, die Ehre einer biographischen Abhandlung, einer förmlichen Lebensbeschreibung seit dem altpersischen Dualismus, die wir für eine „Belustigung" (so ist sie da zubenannt) doch etwas zu ernst finden; genau gesagt, ist es eine Abhandlung über die Vorstellungen, welche die verschiedenen Völker und ihre Autoren sich jeweilen von Seiner höllischen Majestät machten, mit der tröstlichen Versicherung als Schluß, daß Dieselbe heute noch nicht todt, überhaupt nicht umzubringen ist.

J. J. Honegger.

Eine neue Uebersetzung des Nibelungenliedes.

Das Nibelungenlied. Uebersetzung der Handschrift A (Hohenems-München), nebst Vorwort und historisch-ästhetischer Einleitung von Werner Hahn. Stuttgart, Spemann. 1884. 8. 1 M.

Seitdem das große Heldenepos der Deutschen „Der Nibelunge Liet" in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder an das Licht gezogen worden, bildet dasselbe in der philologischen und literarischen Gelehrtenwelt einen Zankapfel. Zwar fließen die Quellen hier reichlicher als bei den Homerischen Gesängen, allein über die Entstehungsgeschichte und den wirklichen Verfasser sind wir heute noch im Unklaren und werden es vielleicht trotz aller Forschungen auch bleiben, obwol im großen und ganzen die Entstehungsweise theils auf Grund von mancherlei handschriftlichen Fragmenten, theils durch scharfsinnige Muthmaßungen bei Vergleichung der wenigen vollständigen Handschriften des Epos, aus verschiedener Zeit stammenden, festgestellt wurde, und die Möglichkeit nichts weniger als ausgeschlossen erscheint, daß noch wichtige epigraphische Belege an bisher noch nicht oder nur ungenügend durchsuchten Fundorten aus dem Dunkel gezogen werden. So interessant und literarhistorisch wichtig nun diese, fast möchten wir sagen heraldischen Forschungen (welche zur Feststellung des wirklichen Adels und Alters dieses von Gottes Gnaden adelichen Werkes dienen sollen) dem Fachgelehrten sein mögen: der Literaturfreund, der Laie, der sich an einer schönen Dichtung erfreuen will, legt auf dieselben weniger Werth, ja die zersetzende Thätigkeit gewisser Philologen, welche das herrliche Werk gleichsam einer chemischen Analyse unterwerfen (obschon dieser Richtung glücklicherweise durch Widerlegung ihrer weisheitsvollen Ansichten und Aussprüche ein Riegel vorgeschoben worden ist), hat keineswegs seinen Beifall. Der Literaturfreund, oder sagen wir lieber das Ausschlag gebende gebildete Publikum, wird vielmehr an einer wohlgelungenen, mundgerechten Ueberarbeitung oder Nachdichtung, welche den Geist und Sinn des Originals in einer entsprechenden, den Fortschritten und dem Wesen der Sprache angemessenen Weise wiedergibt, am meisten Gefallen finden. Deshalb wird die Simrock'sche Nachdichtung, für welche dieser wohlerfahrene, gründliche und sprachgewandte Dichter sich aller vorhandenen Texte, beziehentlich der drei Handschriften, als Unterlage bedient hat, schwerlich von einer andern Nibelungen-Uebersetzung übertroffen oder auch nur erreicht werden und voraussichtlich nicht nur siegreich das Feld behaupten, sondern namentlich beim Volke mehr und mehr Eingang gewinnen. Die Simrock'sche Nachdichtung bewegt sich auch, obgleich vollständig auf der alten mittelhochdeutschen Strophe basirend, im Versmaß ungebundener und freier und ohne Silbenstecherei (die schon aus metrischen Gründen ihre bedenklichen Seiten hat); dieselbe ist daher, wenn nicht vom wissenschaftlich-germanistischen Standpunkte, so doch als Bereicherung der volksthümlichen Poesie und der Sprache, besonders geeignet, im Neuhochdeutschen für das Nibelungenlied, nicht aber für eine der Handschriften desselben, und gleichzeitig für sich selbst Propaganda zu machen.

Die uns vorliegende Werner Hahn'sche Uebersetzung ist eine Uebersetzung der Handschrift A, Hohenems-München. „Für diejenigen, die des philologischen Apparats unkundig sind, sollte nicht der Schein erweckt werden, als ob es einen unbestrittenen Wortlaut des berühmten Liedes gäbe." Das läßt sich hören. Ferner: „A ist nicht blos deshalb gewählt, weil von B (durch Bartsch) und C (durch Junghans) gangbare Uebersetzungen bereits vorhanden sind, sondern auch der innern Beschaffenheit jener Handschrift halber. A zeigt an vielen Stellen die rhythmische Form des Volksgesangs reiner und kräftiger als B und C." Auch diese beiden Gründe sind stichhaltig genug. Der Uebersetzer hat sich „bemüht, den Charakter einer jeden Strophe, sei es zum Vortheil oder Nachtheil des ästhetischen Werths, treu wiederzugeben". Das ist vom wissenschaftlich-philologisch-germanistischen Standpunkte aus und für das Studium der mittelhochdeutschen Sprache und Metrik nützlich und lobenswerth. „Der Uebersetzer ist nicht berechtigt, Charaktere zu ändern. Nicht wie er den Wortlaut wünscht, sondern wie ihm dieser gegeben ist, so soll er ihn in das Gewand der heutigen Sprache kleiden." Insofern der Uebersetzer sich auf den erwähnten Standpunkt stellt und nach dieser Richtung hin thätig zu sein beflissen ist stimmen wir ihm bei. „Der Schwerpunkt des vorliegenden Werks liegt in der Zergliederung der Begriffe Volkssage und Volksgesang." Das verleiht

dem Werke ein allgemeines Interesse, dessen es der sonst einseitigen Tendenz halber vom populären Standpunkte aus nahezu bar wäre. Die Einleitung beschäftigt sich in fünf Abtheilungen mit: „Volksgesang", „Historische Stoffe", „Mythisches", Nibelungenstrophe" und „Entstehung des Nibelungenliedes". Die in letzterer Abtheilung behandelten Fragen „hängen aufs engste mit der Feststellung der Grenze zwischen dem Volksgesange und den schriftpoetischen Zusätzen und Ueberarbeitungen in den Texten zusammen", was „einem selbständigen Werke vorbehalten bleiben muß". Der Verfasser

wagt es aber, vorauszusagen, daß wenn der Volksgesang des Nibelungenliedes, von den Zuthaten und Verstümmelungen, die ihn in den Handschriften umgeben, gereinigt, wieder vor uns liegen wird, der Kenner der indogermanischen Literatur, der den Gesichtspunkt für einen großen Ueberblick zu fassen versteht, in ihm die Hinüberleitung von dem erhabensten Epiker zum erhabensten Dramatiker der Weltliteratur, von Homer zu Shakspeare erkennen werde. . . Die drei Persönlichkeiten (also Homer, der Nibelungendichter und Shakspeare — wenn das nicht Bacon war? —) sind in gleicher Weise verlöscht und unsicher geworden.

Aus alledem ersieht man, daß unser Uebersetzer sich die Streitfragen über das Nibelungenlied selbst aus einer sehr idealen Vogelperspective betrachtet, während er durch seine wissenschaftlich-sachliche Uebersetzung nebst Einleitung einen werthvollen Beitrag zur Lösung der schwebenden Fragen geliefert haben dürfte. Außerdem ist es sehr erfreulich und dankenswerth, eine billige und doch wohlausgestattete Ausgabe des großen deutschen Heldenepos beschafft zu sehen. Ob wir aber auf jenes goldene Zeitalter, welches der Herausgeber „den Kennern der indogermanischen Literatur" verheißt, zu warten nöthig haben werden?

Hans Minckwitz.

Zur Kirchengeschichte des Mittelalters.

Die Reformation und die ältern Reformparteien. In ihrem Zusammenhange dargestellt von Ludwig Keller. Leipzig, Hirzel. 1885. Gr. 8. 6 M.

Wie sehr es auf den Standpunkt ankommt, von dem aus man an sich feststehende Thatsachen betrachtet, und wie diese sich je nach demselben zu einem ganz andern Bilde zusammenfügen, dafür gibt die obengenannte neueste Arbeit Ludwig Keller's ein lehrreiches Beispiel. Denn von den einzelnen Thatsachen, über welche dasselbe berichtet, ist nur eine geringe Anzahl an sich wirklich neu; aber auch die längst bekannten erscheinen in der völlig neuen Verbindung, in der wir sie hier finden, gleichsam wie neu entdeckt und gewinnen in dem neuen Lichte, das auf sie fällt, ein geradezu überraschendes Ansehen. Auch wird man gegen den Standpunkt, von dem aus sie hier zum ersten male betrachtet werden, nichts einwenden können, sondern ihn als einen durchaus natürlichen und im Wesen der geschichtlichen Entwickelung berechtigten anerkennen müssen. Dennoch werden die lehrreichen und durch ihre interessanten Ergebnisse überraschenden Betrachtungen Keller's im einzelnen gewiß vielfach auf Widerspruch stoßen und in manchem Punkte wird zugegeben werden müssen, daß die Sache sich zwar so verhalten haben kann, wie sie sich nach Keller verhalten haben soll, daß aber der Beweis dafür doch nicht erschöpfend erbracht ist, ja nach der Natur der zu beantwortenden Frage und der Eigenart des dafür allein zur Verfügung stehenden Materials überhaupt nicht erbracht werden kann. Es wird sich an Keller's Werk voraussichtlich eine lebhafte Polemik anschließen; namentlich aber wird dasselbe zu einer ganzen Reihe von neuen Einzelunternehmungen anregen und schon dadurch für das von ihm behandelte Gebiet einen bleibenden Nutzen stiften, selbst wenn die Theses, die es zu erweisen unternimmt, nicht in ihrem ganzen Umfange sollten aufrecht erhalten werden können.

Die Tendenz des Werks ist ebenso neu wie kühn und gibt einem bisher schwer übersehbaren, der Einheit und Folgerichtigkeit in der Entwickelung nur allzu sehr entbehrenden Gebiete einen innern Zusammenhang und eine Bedeutung im Hinblick auf spätere Zeiten, welche zweifellos nicht blos den wissenschaftlichen Kreisen ein neues Interesse dafür einflößen, sondern auch die Laien mit größerer Theilnahme dafür erfüllen wird. Während man nämlich in dem Sektenwesen des Mittelalters gewöhnt ist eine unendliche Mannichfaltigkeit zu sehen, die ohne innere Nothwendigkeit immer neue Spielarten von Häresien emporschießen läßt, und aus der übermäßigen Zersplitterung die fortschreitende Schwäche der Opposition gegen die Orthodoxie und ihr schließliches Erliegen herzuleiten pflegt, betrachtet Keller diese ganze bunte Entwickelung unter einem durchaus einheitlichen Gesichtspunkte und sucht den Beweis dafür zu erbringen, daß es sich bei all den Häresien im wesentlichen um ein und dasselbe handelt, daß die räumlich und zeitlich gesondert auftretenden Sekten die Glieder einer zusammenhängenden, derselben Wurzel entsprossenen und dieser Zusammengehörigkeit sich auch in ihren Theilen bewußt gebliebenen Gemeinschaft seien. Nach ihm zieht sich durch das ganze Mittelalter eine „evangelische" Opposition gegen die herrschende römische Kirche, welche an die Traditionen der altchristlichen Zeit und die apostolischen Gemeinden anknüpft und deren Lehre und Lebensordnung der hierarchischen Organisation der päpstlichen Kirche entgegengesetzt wird. Er bezeichnet diese durch Jahrhunderte verfolgbare Reformpartei, die innerlich einig, nur äußerlich vielgetheilt und gespalten erscheint, mit dem Namen der Waldenser. Die Beweise, welche er dafür beibringt,

sind scharfsinnig und zeugen von einer erstaunlichen Belesenheit in einer wenig gekannten und nicht eben anziehenden Literatur. Dennoch sind sie namentlich für die ältere Zeit nicht überall zwingend, und manche seiner Behauptungen werden zunächst doch nicht für mehr als geistvolle Combinationen gelten können, die vielleicht viel für sich haben, gegen die aber sich auch manche gewichtige Bedenken erheben lassen. Es liegt dies, wie schon bemerkt, zum guten Theil an der Natur und Beschaffenheit der Quellen, auf welchen unsere Kenntniß dieser Dinge beruht. Das sind nämlich vorzugsweise die Protokolle der Inquisitionstribunale und die Aufzeichnungen der an ihnen fungirenden Wächter der Orthodoxie. Daß nach deren Berichten alle Häresien eine frappante Aehnlichkeit miteinander haben, erklärt sich ja einfach genug, weil die Untersuchungen sammt und sonders nach denselben Formularen geführt, weil überall dieselben Cardinalpunkte constatirt wurden, deren Vorhandensein schon genügte, um die Schuld der Häresie zu beweisen und das weitere Verfahren zu rechtfertigen. Man ließ sich eben nur auf die augenfälligen Ketzereien ein und hatte, wenn diese erwiesen waren, kein Interesse daran, die etwa zwischen den einzelnen Richtungen vorhandenen Verschiedenheiten des Nähern zu verfolgen. So können die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten vorkommenden Häresien in gewissen Hauptsachen übereinstimmen, ohne identisch zu sein, die Bewegung kann eine einheitliche scheinen, ohne daß sie wirklich eine solche gewesen ist.

Doch treffen diese principiellen Bedenken, welche wir einzelnen Ausführungen Keller's entgegensetzen müssen, nur einen Theil seines hochinteressanten, lehrreichen und vielfach anregenden Werks, nämlich denjenigen, der die ältern Zeiten und die in ihnen entstandenen häretischen Gemeinden behandelt. Was er über die Einheitlichkeit der häretischen Bewegung in der zweiten Hälfte des Mittelalters sagt, wird in den Hauptabschnitten auf allgemeine Zustimmung rechnen können. Einzelheiten erscheinen freilich auch da bedenklich; es will uns z. B. willkürlich scheinen, wenn er die sogenannten Monarchisten, einen Marsilius von Padua und verwandte Vorkämpfer Ludwig's des Baiern gegen das Papstthum, ebenfalls in gewissem Sinne für das „Waldenserthum" in Anspruch nimmt.

Ein besonderes Interesse wird derjenige Abschnitt erregen, welcher von dem Zusammenhang handelt, der zwischen den deutschen Bauhütten und dem Waldenserthum, jenen im 14. Jahrhundert besonders üppig gediehenen altevangelischen Gemeinden, erkennbar ist. Da eröffnet sich, selbst wenn das Verhältniß nicht in der Allgemeinheit zutreffen sollte, in der Keller es behauptet, ein äußerst fruchtbarer Gesichtspunkt, der, wie uns scheinen will, unmittelbar zur Lösung des Räthsels führt, das bisher in dem viel umstrittenen Ursprung der Freimaurerei noch vorliegt. Denn Keller hat in einer Reihe von Fällen wirklich den Beweis dafür erbracht, daß die evangelischen Gemeinden vorzugsweise im Kreise der Bauhandwerker ihre Anhänger zählten, daß zwischen den Gebräuchen, der bildlichen Ausdrucksweise, den Anschauungen beider eine frappante Uebereinstimmung herrscht, die kaum eine zufällige sein kann, namentlich nicht angesichts der Thatsache, daß gerade in den Städten, wo berühmte alte Bauhütten blühten und durch Generationen überdauernde große Bauten zusammengehalten wurden, wie z. B. namentlich in Straßburg, auch die sogenannten Waldensergemeinden besonders geblüht und auf die Bürgerschaft einen nachhaltigen Einfluß geübt haben. Der Zusammenhang der Freimaurer mit diesen Bauhütten ist unbestritten; hängen nun diese ihrerseits nach rückwärts mit den evangelischen Gemeinden, den sogenannten Waldensern, zusammen, boten sie diesen vorzugsweise die genossenschaftliche Form, unter deren Schutz sie sich der Verfolgung durch die Orthodoxie glücklich entzogen, so wäre damit auch für die Freimaurerei ein Ursprung nachgewiesen, welcher mit den Grundlehren und den vornehmsten Tendenzen desselben in der besten Uebereinstimmung steht und ihnen bezüglich ihrer Vergangenheit ein größeres Ansehen verleiht als irgendeiner der sonst für sie in Anspruch genommenen fabelhaften Ausgangspunkte.

Mit Recht hat Keller gleich in dem Titel, den er seinem hochinteressanten Werke gegeben hat, die Reformation in den Vordergrund gestellt. Denn für diese gewinnt man doch aus seinen Untersuchungen in mancher Hinsicht einen völlig neuen Boden: man sieht, wie namentlich das deutsche Bürgerthum schon seit Menschenaltern evangelisch mächtig angeregt war und in seinem Schoße eine Art von evangelischer Kirche gebildet hatte, lange vor Luther oder Zwingli. Man begreift aber auch nun hieraus, wie gerade in diesen evangelisch angeregten und auf dem Boden der apostolischen Zeit organisirten Waldenserkreisen gegen den starren Dogmatismus Luther's eine starke Opposition rege wurde, und wie daher die Reformation gerade gegen diese mit wachsender Leidenschaft eiferte und die Altevangelischen in den unverdienten Ruf der ärgsten Ketzerei brachte.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlag von Julius Fricke in Halle sind zwei Schriften erschienen, welche zwar nicht denselben Verfasser, aber doch denselben Herausgeber haben. Es ist dies zunächst die vierte Auflage von „Tod, Fortleben und Auferstehung", einer biblisch-apologetischen Erörterung über die letzten Dinge des Menschen von Pastor Franz Splittgerber. Dieses Buch gilt unter den lutherischen Theologen für die beste Monographie, welche vom orthodoxen Standpunkte aus über die Fragen der Eschatologie geschrieben worden ist. Der Verfasser hat sich im Laufe der Jahrzehnte weiter gebildet und ist freiern Anschauungen zugänglicher geworden; er ist vorurtheilslos genug, um an den

bekannten „Briefen aus der Hölle" eine streng sachliche Kritik zu üben. Freilich tragen selbst solche Theologen noch so manchen Ballast mit sich herum, welcher dem heutigen Bewußtsein denn doch allzu schwer wird. Der Verfasser sagt z. B., daß die neugeborenen Kinder die Sünde nur als Keim in sich tragen und dennoch bereits eine „ererbte Schuld" besitzen, während doch die Begriffe der strafbaren Schuld und der Vererbung sich ausschließen; ja er weiß, daß selbst der gliedliche Bau unsers Körpers nach der Auferstehung fortdauern wird (mit Ausnahme des Bauches) u. dgl. Das Ganze ist weniger eine populäre Dogmatik als eine Betrachtung über alle hier einschlagenden Stellen der Bibel; als solche aber ist sie mit großem Geschick gemacht.

Hieran schließt sich das Buch „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte", eine Erzählung von Th. M., herausgegeben von Pastor F. Splittgerber. Die Verfasserin versucht es hier, in dem Gewande eines christlichen Romans den Materialismus und den Spiritismus vorzuführen und den Glauben in all seiner Herrlichkeit als siegreich zu erweisen. Es werden also die höchsten Lebensfragen, die tiefsten Seelenkämpfe und die wichtigsten Entscheidungen des innern Lebens geschildert; die Handlung ist verhältnißmäßig dramatisch gesteigert und der Dialog fließt ansprechend dahin. Die Verfasserin theilt den Splittgerber'schen Standpunkt und hat die Ansichten ihres Lehrers in ihren Dialog verwebt. Unter diesem Gesichtswinkel angesehen kann das Büchlein warm empfohlen werden.

— Im Commissionsverlag von P. Wünschmann in Wittenberg erschien ein Vortrag des Diakonus R. Schultze in Zahna über „Martin Luther". Diese auf den fleißigsten Studien beruhende kleine Arbeit behandelt ihr Thema mit großer Herzenswärme, mit Geist und Geschick, könnte aber hin und wieder die pastorale Schablone etwas mehr abstreifen.

— Die Schrift „Das Gemüth und das Gefühlsvermögen der neuern Psychologie" von Joseph Jungmann (Freiburg i. Br., Herder) ist in zweiter Auflage erschienen. Der Verfasser ist in erster Linie Mitglied der Gesellschaft Jesu, in zweiter erst Doctor und Professor der Theologie in Innsbruck. Er hält es für eine Empfehlung seines Buchs, daß es — einem Recensenten der ersten Auflage zufolge — der aristotelischen und scholastischen Philosophie folge; für ihn liegt in dem treuen Anschlusse an die Wissenschaft des 13. Jahrhunderts das unentbehrlichste und zugleich wirksamste Mittel, die Theologie, die Philosophie und die schönen Künste zu erneuern und einer wahren Blüte entgegenzuführen. Ist es nicht tief schmerzlich, daß im Jahre 1885 noch ein deutscher Gelehrter solch einen Standpunkt einnehmen kann? Doch lassen wir solche Betrachtungen und halten wir uns an das Buch selbst. Da begegnet uns denn eine hochachtungswerthe Fülle von Gelehrsamkeit und ein dialektisch geschulter, scharfer Verstand, aber nur allzu wenig von schöpferischer Gedankenarbeit, von selbständigem Urtheil. Der Verfasser hält die Lehre von dem Wesen der Gefühle und des Gemüths, wie sie gegenwärtig von der deutschen Psychologie vorgetragen wird, für eine folgenschwere Verirrung. Er hat alle zu dem Buche nöthigen Studien nur gemacht, um — die psychologische Grundlage für die Theorie der Beredsamkeit zu finden. Jungmann definirt das Gemüth als die gesammte strebende Kraft des Menschen, insofern sie naturgemäß der übersinnlichen Gutheit oder Schlechtheit der Dinge gegenüber in Thätigkeit treten kann. Die Acte des Gemüths sind theils freie, theils nothwendige Wirkungen des Gemüths, insofern es natürliche Kraft ist; darum unfrei und nicht zurechenbar sind alle jene Regungen, welche sich unabhängig von der Ueberlegung der Vernunft erzeugen. In dem Maße hingegen, als die Vernunft das Gemüth leitend beeinflussen kann, ist dieses frei. Insofern nun das Gemüth freies Vermögen ist, bildet es den Herd und die Quelle des innern Lebens. Das Herz in seiner Theilnahme am Gemüthsleben ist lediglich als Organ einer Function des vegetativen, nicht des sensitiven Lebens zu betrachten. Das Gemüth ist der Träger des ethischen Lebens und nicht der intellectuale Wille für sich. Diese und ähnliche Hauptsätze werden mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu erweisen gesucht; die Rüstkammer des Verfassers ist die Scholastik und die antike Philosophie, während die neuere Philosophie fast nur herangezogen wird, um sie zu widerlegen.

— Die Biographie „Martin Luther" von Theodor Kolde (Gotha, F. A. Perthes) ist bis zur zweiten Lieferung vorgeschritten. Wir haben schon bei der Anzeige der ersten Lieferung darauf hingewiesen, daß hier Luther's Leben in die Gesammtentwickelung seines Volks hineingezeichnet ist. Das Werk ist nicht für Theologen von Fach, sondern für das größere gebildete Publikum berechnet; es fließt in gleichmäßig ruhigem Stil dahin und liest sich mit Interesse. Kolde's Stärke ist aber nur die einfache Erzählung, nicht die höhere historische Kritik. Nur zu oft merkt man die Aengstlichkeit des positiv gläubigen Theologen, welcher es kaum wagt, an hergebrachten Anschauungen zu rütteln. Wir wünschen kein vages Liberalisiren und ebenso wenig eine hyperorthodoxe Verhimmelung Luther's; täuschen wir uns aber nicht ganz, so hat noch kein evangelischer Theolog eine Biographie Luther's in höherm Stile geschrieben. Köstlin, Kolde u. a. geben blos die Vorarbeiten für eine dereinstige Beurtheilung des Reformators; die von uns verlangte Biographie aber müßte ein Historiker wie H. von Treitschke schreiben.

— Im Verlag von R. Voigtländer in Kreuznach erscheint in Lieferungen „Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen". Das Werk ist insofern sehr beachtenswerth, als kein Geringerer wie Felix Dahn im Verein mit seiner Gattin Therese Dahn, geb. Freiin von Droste-Hülshoff, diese Sagen „für Alt und Jung am deutschen Herd" erzählt, und der als Künstler hochgeschätzte Johannes Gehrts den Text mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern, Kopfleisten und Schlußstücken ausgestattet hat. Die beiden uns vorliegenden ersten Lieferungen enthalten Göttersagen von Felix Dahn. Nach einer sehr instructiven Einleitung folgt ein Kapitel über die Grundanschauungen der alten Germanen, die Welten- und die Himmelshallen, den tragischen Charakter der germanischen Mythologie, die einzelnen Götter sammt den Elben, Zwergen, Riesen u. s. w. Aus den Bildern heben wir hervor: Odin, Nach Walhall!, Sigurd erweckt Brunhild, Thor, Frigga, Freyr, In Walhall's Wonnen, Freya. Diese Gestalten und Scenen sind trefflich erfunden und wahrhaft stilvoll ausgeführt. Der Text aus der Feder eines Mannes wie Felix Dahn überhebt uns jeder Empfehlung; Dahn ist hier auf seinem eigensten Gebiet, er schreibt anschaulich und warm, wissenschaftlich gediegen ohne breitspurige Gelehrsamkeit. Wenn die ganze Arbeit in der vorliegenden Gestalt zwar nur dem Verständniß der höhern und mittlern Klassen angepaßt ist, so darf sie doch zweifellos als das Beste bezeichnet werden, was wir in dieser Art über die germanische Mythologie besitzen.

Theater und Musik.

Das Drama „Waldemar" von Gustav zu Putlitz fand bei der leipziger Aufführung lebhaften Beifall; der anwesende Dichter wurde hervorgerufen. Das Drama ist schon vor langen Jahren am berliner Hoftheater in Scene gegangen. Es ist erfreulich, wenn die Bühnen zu ältern Dichtwerken zurückgreifen und sie wieder zum Leben zu erwecken suchen. Was „Waldemar" betrifft, so trägt die Dichtung wie alle Stücke von Putlitz die Physiognomie eines liebenswürdigen und bühnengewandten Talents; der Stoff, welcher der märkischen Geschichte entlehnt ist, gehört zu den problematischen für die Geschichtsforschung: einige

Historiker halten diesen Waldemar für echt, die andern für falsch. Die letztere Lesart würde in dramatischer Fassung einen Pendant zu den Pseudo-Demetrins, Pseudo-Sebastians und Warbecks geben; Putlitz hat auf dem entgegengesetzten Wege Interesse für seinen Helden zu erwecken gesucht.

— Die unerschöpfliche Muse G. von Moser's hat wiederum einen Schwank, „Die Leibrente", aus dem Aermel geschüttelt, der am hamburger Thaliatheater und in Leipzig zur Aufführung gekommen ist und bei einem lachlustigen Publikum seine Wirkung nicht verfehlte, wenngleich das Niveau dieser Schwänke sich, wie „Die Leibrente" beweist, immer mehr verflacht. Leider hat G. von Moser wieder ein gutes Lustspielthema verschleudert, indem er seiner Inspiration für dramatische Purzelbäume an den Actschlüssen in einer Weise nachgab, welche bei allen, die dem Lustspiel auch eine literarische Bedeutung retten wollen, nur Kopfschütteln erregen kann. In der That ist „Die Leibrente" eigentlich eine berliner Gesangsposse, der nur die Couplets fehlen; es fehlt sogar nicht das moralische Etikette, das diesen Possen angehängt zu werden pflegt. Immer dieselbe Lehre der Weltweisheit: man soll nicht speculiren, sondern arbeiten! Brave Volksmänner von derber Tüchtigkeit, wie in den Stücken von L'Arronge, spielen die Hauptrolle gegenüber unangenehmen Speculanten; zwei Compagnons, die sich gegenseitig anfeinden und betrügen, zusammen mit einem Factotum, das mit hämischer Gehässigkeit den einen gegen den andern hetzt, sind mit dem Cruikshank'schen Griffel gezeichnet, widersprechen aber eigentlich dem liebenswürdigen und harmlosen Colorit der Moser'schen Stücke. Der Grundgedanke des Stücks ist ein gutes Lustspielmotiv: die ängstliche Fürsorge des Käufers einer Leibrente für das Wohlbefinden des Verkäufers; doch ist gerade dies Motiv in Situationen ausgebeutet, die wie die Kaminscene vollständig auf der Spitze stehen. Der Dialog ist überreich an Trivialitäten, und nur die gute Laune des Autors, welche ihm nie versiegt und bisweilen ergötzliche Einfälle zu Tage fördert, läßt manche Scene genießbar erscheinen.

— Bei seinem sehr erfolgreichen Gastspiele in Leipzig hat uns Friedrich Haase auch Bulwer's „Richelieu" vorgeführt und wir tragen kaum Bedenken, diese Rolle als eins seiner bedeutendsten Charaktergemälde zu bezeichnen. Auch das Stück interessirte aufs lebhafteste: es ist so geistreich, wie man es von Bulwer, wol dem geistreichsten Autor der neuern englischen Literatur, nur erwarten darf. Der Charakter Richelieu's ist mit einer großen Menge von Detailzügen ausgestattet; aber er erhebt sich im vierten Acte zu einer historischen Größe, wie kein zweiter dramatischer Richelieu, und nicht blos der Staatsmann, auch der Kirchenfürst kommt zu seinem Recht. Im übrigen ist das Stück, welches in der Blütezeit der neufranzösischen Romantiker gedichtet wurde, auch von dem Einfluß derselben beherrscht; eine bunte Ritterlichkeit, bei deren Abenteuern es sich beständig um Kopf und Kragen dreht, bewegt sich durch dasselbe, und wenn diese an die Romane von Alexandre Dumas erinnert, so erinnern wieder einige Sensationsseenen an die Dramen von Victor Hugo.

— Eine neue Operette „Pfingsten in Florenz" von Czibulski hat in Leipzig kein sonderliches Glück gehabt. Der Musik, der ein paar anmuthige Nummern gelungen sind, fehlt es an jeder durchschlagenden Wirkung: es fehlt die sieghafte Melodie, welche sich dem Gedächtniß einprägt; der Text aber ist ein Sammelsurium verbrauchter Operettenmotive, und einige Scenen sind in bedenklicher Weise auf die Spitze gestellt.

Bibliographie.

Carriere, M., Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst. 2 Thle. 3te neu bearbeitete Auflage. 1ster Thl.: Die Schönheit. Die Welt. Die Phantasie. 2ter Thl.: Die bildende Kunst. Die Musik. Die Poesie. Leipzig, Brockhaus. 8. 18 M.

Deutsche Drucke älterer Zeit in Nachbildungen, herausgegeben von W. Scherer. II. Das älteste Faust-Buch. Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler. Nachbildung der zu Frankfurt a. M. 1587 durch Joh. Spies gedruckten 1. Ausgabe. Mit einer Einleitung von W. Scherer. Berlin, Grote. 1884. 8. 20 M.

Dernjač, J., Zur Geschichte von Schönbrunn. Studien. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Dernburg, F., Russische Leute. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Dremmel jr., J., Romantisches Leben. Preisgekrönte Carnevalsposse mit Gesang, Ballet und Evolutionen. Mainz, P. Th. Müller. 12. 80 Pf.

Emele, S., Der Sozialismus, Rodbertus-Jagetzow, das Manchestertum und der Staatssozialismus. Zusammenhängend-kritische, volkswirthschaftlich-politische, auch juristische Gedanken. Sigmaringen, Tappen. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Friedrich, F., Mit den Waffen. Roman. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 12 M.

Galler, E. P., Theodora. Trauerspiel. Graz, Leuschner u. Lubensky. 8. 2 M.

Gredt, N., Sagenschatz des Luxemburger Landes. Luxemburg, Bück. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Görner, N., Veränderte Verhältnisse. Roman. 3 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 12 M.

Günther, A., Lustspiele. 4ter Bd. Oldenburg, Schmidt. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Heinrichs, E., Der Jugend Lust und Leid. Epos in 4 Gesängen. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 1 M.

Hirschberg, J., Eine Woche in Tunis. Tagebuchblätter. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Jordan, W., Die Seebalds. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 10 M.

Korn, A., Joseph der Zweite. Ein Romanzenkranz. Wien, Pohan's Nachfolger. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Klélé, J., Hagenau zur Zeit der Revolution 1787—1789. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 5 M.

Liebe, G., Die kommunale Bedeutung der Kirchspiele in den deutschen Städten. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte des deutschen Mittelalters. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lindau, P., Aus der neuen Welt. Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten. Berlin, Salomon. Gr. 8. 5 M.

Loewenthal, J., Kraut und Rüben nach Belieben, darunter wohl auch etwas Kohl. Allerlei Verse, ernst und heiter, Potpourris, Räthsel u. s. w., bunt durcheinander ohne Wahl, gedichtet von J. L. Königsberg, A. P. Schmidt. Gr. 16. 1 M.

Meschtscherskÿ, W. Fürst, Die Frauen der Petersburger Gesellschaft. Roman. 1ster Bd. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Mettenheimer, C., Leben und Wirken des weiland Geheimen Medicinal-Raths Dr. F. W. Beneke, Professors der Medicin in Marburg 2c. Biographische Skizze. Oldenburg, Schulze. 8. 60 Pf.

Meyer, K. W., Die moderne Berechtigungsjagd auf unseren höheren Schulen. Ernste pädagogisch-militärische Bedenken. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 2 M.

Mollat, G., Rechtsphilosophisches aus Leibnizens ungedruckten Schriften. Leipzig, Robolsky. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Müller, W., Reichskanzler Fürst Bismarck. 1815—1885. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 M.

Ofner, J., Das Recht auf Arbeit. Wien, Hölder. 8. 80 Pf.

Perry, T. S., Franz Lieber. Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners (1800—1872). Auf Grundlage des englischen Textes und in Verbindung mit A. Jachmann herausgegeben von F. v. Holtzendorff. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 8 M.

Portig, G., Der Maler Rudolf Suhrlandt. Leipzig, Secmann. Gr. 8. 1 M.

Pressel, W., Bebenhausen. Ein Kranz von Romanzen aus seiner ältesten Geschichte. Tübingen, Osiander. 8. 2 M.

Recueil manuel et pratique de traités et couventions sur lesquels sont établis les relations et los rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'anuée 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par L. Baron Ch. de Martens et le Baron Ferd. de Cussy. Deuxième série par F. H. Geffckou. Tome premier. 1857—1869. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Rohden, G. v., Darstellung uud Beurtheiluug der Pädagogik Schleiermachers. Leipzig, Fock. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Roland, P., Henning Sturinger. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Frankfurt a/O., Waldmann. 1884. 8. 2 M.

Scherfig, F. E., Der psychische Wert des Einzel- und des Classenunterrichtes. Eine psychologisch-pädagogische Monographie. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Schwartz, W., Indogermanischer Volksglaube. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der Urzeit. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 8 M.

Schweitzer, P., Island. Land und Leute, Geschichte, Litteratur und Sprache. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Sims, J. M., Meine Lebeusgeschichte. Herausgegeben nach dem Tode des Verfassers von seinem Sohne H. M. Sims. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von L. Weiss. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 9 M.

Strubberg, F. A. (Armand), Die Quadrone. Schauspiel, neu für die Bühne bearbeitet. Kassel, Keßler. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Weißenhofer, R., Das Passionsspiel von Vorderthiersee. Nach den alten Motiven neu bearbeitet. Wien, Hölder. 8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 96 bis 102.

Der Antrag der Socialdemokraten im Reichstage. (II/III.) — Die Zusammenkunft in Rawul-Pindi. — Aus Aegypten. — Das russische Rentensteuer-Project. — Ein Blick nach außen. — Actenstücke betreffend die Congo-Frage. — Die Ausdehnung der Unfallversicherung. — Zur Methodinsfeier.

Ueber die Ortsnamen in Oberbayern. — Zur Schlagwetter-Frage. — Ein nordamerikanischer Denker. — Karl Hillebrand. (Nekrolog.) Von O. Hartwig. — Wiener Briefe. (CLXXXVIII.) — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Ein altes Strategem der Gymnasial-Pädagogik. Von F. Paulsen. — Die „Sebalds“ von Wilhelm Jordan. Von E. Fritze.

Geschäftliche Jahresberichte: Nationalbank für Deutschland. Pfälzische Eisenbahnen. Württembergische Vereinsbank. Versicherungsgesellschaft Providentia. Württembergische Bankanstalt, vormals Pflaum u. Comp. Lebensversicherungs-Actiengesellschaft „Nordstern“ zu Berlin. Bayerische Beamten-Creditbank.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Troja.

Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit einer Vorrede von Professor A. H. Sayce.

Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie.

8. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Dr. Schliemann's „Troja“ ist eine Fortsetzung und Ergänzung seines 1881 erschienenen Werks „Ilios“, indem er darin über die neuesten Ausgrabungen berichtet, die auf trojanischem Gebiete von ihm unternommen wurden und bei welchen sich wieder überraschende, für die archäologische Wissenschaft und namentlich auch für die Geschichte der Architektur höchst wichtige Resultate ergeben haben. Die eingehende Vorrede von Professor Sayce, ein Anhang mit Aufsätzen von Professor Virchow, Dr. Karl Blind und Professor Mahaffy, ein über 500 Seiten starkes Namen- und Sachregister sowie wohlausgeführte Abbildungen und Karten verleihen dem hervorragenden Werke noch erhöhten Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arendts'

Naturhistorischer Schulatlas.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage von

Dr. Friedrich Traumüller.

69 Tafeln mit 1046 Abbildungen in Holzschnitt und erläuterndem Texte.

4. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 70 Pf.

Der „Naturhistorische Schulatlas“, schon in fünfter Auflage erschienen, behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

Carl Schwarz.

Acht Sammlungen.

Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

Der ausgezeichnete Kanzelredner, Oberhofprediger und Generalsuperintendent D. Carl Schwarz zu Gotha, ist am 25. März aus dem Leben geschieden. Seine Predigten sind in weiten Kreisen der Gebildeten heimisch geworden und liegen zum Theil bereits in vierter Auflage vor. Die acht Sammlungen derselben können zusammen wie einzeln durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von **Karl Bartsch.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese neue Uebertragung des Nibelungenliedes in die poetische Sprache der Gegenwart von dem berühmten Germanisten Karl Bartsch hat sich durch ihre Vorzüge vor andern Uebersetzungen rasch im Publikum eingebürgert. Sie liegt jetzt in zweiter Auflage vor mit einer Einleitung, welche über Stoff und Entstehungsgeschichte unsers großen altdeutschen Epos das Wissenswertheste mittheilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur, Liebe, Vaterland.

Neue Gedichte von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue lyrische Gabe von Julius Sturm, dem beliebten Dichter der „Frommen Lieder“ wie zahlreicher anderer Sammlungen religiöser und weltlicher Gedichte, trägt ihre Empfehlung in sich selbst und eignet sich vorzüglich auch zu einem sinnigen Geschenk.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KATHOLISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 30. April 1885.

Inhalt: Zur Shakspeare-Literatur. Von David Asher. — Neue Romane. Von Rudolf von Gottschall. (Fortsetzung.) — Vermischte Schriften. — Staatswissenschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Shakspeare-Literatur.

Der Shakespeare-Mythus. William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen. Von Appleton Morgan. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Karl Müller-Mylius. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 6 M.

Mögen die Shakspeare-Verehrer selbst strengster Observanz durch diesen Titel sich nicht allzu sehr beunruhigen lassen oder darüber erschrecken. Auch nach Wolf's Prolegomena und allen sich daran knüpfenden und ihnen nachfolgenden Untersuchungen, Zergliederungen, Herstellungen und Ausscheidungen bleibt der alte Homer, d. h. die nicht nur für ewig dauernden, sondern ewig jugendlichen Epen, die ihm als ihrem Urheber zugeschrieben werden, nach wie vor in allem frühern Glanz bestehen, gewähren uns nach wie vor denselben Hochgenuß reinster, echtester und unverfälschter Dichtung und wirken mit derselben Gewalt auf jugendliche und für Poesie empfängliche Gemüther, mit der sie wahrscheinlich die Zeitgenossen ihrer Entstehung ergriffen haben. Und mußte man nicht erwarten, daß endlich auch für diejenigen dichterischen Schöpfungen, die nach oder neben der „Ilias" und „Odyssee" den nächsten Rang in der Weltliteratur einnehmen, die Zeit kommen würde, wo man deren Urheberschaft, wie man sie bisher angenommen, anzweifeln werde? Für Shakspeare ist sie blos früher eingetreten als für den blinden Sänger von Chios, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir viel kritischer geworden sind, als es unsere Väter waren, und weil man das Leben Shakspeare's ebenso gründlich zu erforschen begonnen hat wie seine oder die ihm zugeschriebenen Werke. Freilich hatte die Kritik an diese längst ihr Secirmesser angesetzt und Falsches von Echtem geschieden. Dabei handelte es sich nicht blos um Einschiebungen in den Text verschiedener Stücke, sondern um Sichtung und Ausscheidung ganzer Dramen, sodaß es bekanntlich außer den mit Hinsicht auf ihre Echtheit angezweifelten eine ganze Anzahl Stücke gibt, die als entschieden unecht selbst von den Shakspearomanen reinsten Wassers anerkannt werden. Was nun diejenigen Dramen betrifft, deren Echtheit zweifelhaft ist, so sind die Forscher darüber nicht einig, und der Streit scheint nimmer enden zu wollen. Da hat man in neuester Zeit versucht, ihn auf ganz mechanische Weise, durch Messung der Verse und deren Aeußerlichkeiten zu schlichten. Gegen dieses Verfahren hat ein englischer Dichter, Swinburne, dem man wohl ein begründetes Urtheil in der Sache zutrauen darf, voll Fenereifer für echte Dichtung Verwahrung eingelegt, und in seiner Entrüstung überschüttete er die neue Schule mit vernichtendem Hohn und seiner lavaartigen Beredsamkeit.

Was nun das Leben William Shakspeare's anlangt, so machte es, beiläufig gesagt, einen fast komischen Eindruck, als vor kurzem eine Reihe Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" über dasselbe erschien, deren Verfasser pomphaft ankündigte, die Resultate der neuesten Forschung nach dieser Richtung hin seien ganz wesentlicher Art, sodaß unkundige Leser wirklich darauf gespannt sein mußten. Sie werden aber, gewiß zu ihrer bittern Enttäuschung, bald erkannt haben, daß das alte parturiunt montes, nascetur ridiculus mus sich auch in diesem Falle wieder einmal bewahrheiten sollte. Die neuen Thatsachen, die der Berichterstatter mitzutheilen hatte, reduzirten sich auf einige von Halliwell-Phillips entdeckte Details, die in dem uns heut vorliegenden Werke etwa den Raum einer halben Seite in Anspruch nehmen und dem Verfasser desselben, Appleton Morgan, zu der Schlußbemerkung Anlaß geben, daß alle diese Dinge nach keiner Seite hin mit der Frage nach der Urheberschaft der Dramen oder mit den von den Anti-Shakspeareanern — will sagen von den Bestreitern seiner Autorschaft derselben — zur Discussion gestellten praktischen Schwierigkeiten etwas zu thun haben. Gerade auf diese

werfe Phillips kein neues Licht, in Bezug auf sie wisse er uns nichts Neues zu sagen.

Trotzdem war es eben dieser Appleton Morgan, welcher zuerst die von seinem Uebersetzer und Bearbeiter Karl Müller-Mylius ihm entlehnte Aeußerung gethan, nicht weil wir so wenig, sondern gerade umgekehrt, weil wir so viel über Shakspeare's Leben wissen, müsse uns seine alleinige Urheberschaft der ihm seit nun drei Jahrhunderten zugeschriebenen Dramen — und Dichtungen, möchte ich nach der Lektüre des vorliegenden Werks hinzufügen — äußerst zweifelhaft erscheinen. Wüßten wir weniger von ihm, kann man also mit Fug und Recht hier sagen, so würde es mehr sein, mehr jedenfalls zu seinem Gunsten: er würde dann den Vortheil des ignotum besitzen und als solcher in höherm Grade pro magnifico gelten. Wie aber mit dem Bildungsgang, den Lebensumständen und Verhältnissen des stratforder Schlächterburschen, des frühzeitigen, mit Kindern gesegneten Ehemannes, mit der nachmaligen Lebensstellung des vielfach beschäftigten Schauspielers, Schauspieldirectors und Regisseurs, mit den damaligen Mitteln der Bildung, soweit sie überhaupt oder ihm, dem entschieden nicht dem Gelehrtenstande angehörigen Manne, zugänglich waren, ferner mit den so unverkennbar in den ihm zugeschriebenen Dramen niedergelegten juristischen, medicinischen, besonders psychiatrischen, botanischen, physiologischen, classischen und germanisch-mythologischen Kenntnissen, um nur die wichtigsten gelehrten Elemente der wunderbaren Schöpfungen aufzuzählen, seine Urheberschaft der letztern zu vereinbaren sei — das ist die Frage, das Räthsel, vor dem wir hier stehen. In unserm Werk wird nun diese Frage nicht blos gestellt, sondern aufs eingehendste behandelt, nach allen Seiten hin beleuchtet, mit juristischem Scharfsinn erörtert und mit großer Klarheit und völliger Sachkenntniß erwogen. Es mag wol manchem, der sich Engel's und anderer Kritiker Ereiferung über Mrs. Pott's „Promus" oder des gewichtigen Ausspruchs von Franz Hirsch im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" erinnerte, für ihn sei die Bacon-Shakspeare-Frage abgethan, befremdlich erscheinen, daß Mylius es für der Mühe werth halten konnte, das Morgan'sche Werk zu übersetzen oder vielmehr zu bearbeiten — hatte ihm doch schon sein Artikel über die beregte Frage in „Unsere Zeit" von verschiedenen Seiten her Spötteleien und Angriffe mit wenig Witz und viel Behagen eingebracht. Wer aber das Buch selbst gelesen, wird wol von diesem Befremden zurückkommen, vorausgesetzt daß er sich eingewurzelter vorgefaßter Meinungen zu entschlagen vermag, Vernunftgründen zugänglich ist und gegen Thatsachen — denn auch solche führt Morgan ins Feld — sich nicht hartnäckig verschließt. Man kann wohl sagen, wer sich eingehender mit der Shakspeare-Biographie bekannt zu machen wünscht, muß neben Elze's erschöpfendem Werk, in welchem dieser alles bis dahin Ermittelte codificirt hat, nun auch das Buch Morgan's zu Rathe ziehen. Dasselbe bildet gleichsam die Ergänzung zu jenem; Elze bietet uns das Positive, Morgan das Negative von dem Lebensbilde des Mannes, der wie Homer eine einzigartige Stellung in der Weltliteratur einnimmt. Man kann sich zwar anfangs eines gewissen Widerstrebens bei der Lektüre des Morgan'schen Buchs nicht erwehren; man sträubt sich, dem Verfasser in seiner zersetzenden Kritik zu folgen, etwa wie es seinerzeit den Lesern des Strauß'schen „Leben Jesu" ergangen sein muß, und mit diesem Buch könnte man das Morgan'sche füglich vergleichen, man ist geneigt, es von sich zu weisen, indem man sich sagt, es beweise zu viel, also nichts. Wenigstens ist es mir so ergangen. Doch die imponirende Gründlichkeit der Untersuchung und die allseitige Umsicht und Sachkenntniß des Verfassers bei der Behandlung jeder einzelnen der vielen Fragen, die er zu erörtern hat, verfehlt ihre Wirkung nicht; man fühlt sich trotz allem zum Weiterlesen angezogen, und die fast überwältigenden Beweisgründe, die er vor uns aufthürmt, sei es für eine seiner Aufstellungen oder wider eine der hergebrachten und drei Jahrhunderte lang sich behauptenden Annahmen, erlangen schließlich den Sieg über uns und gewinnen uns nicht blos Interesse, sondern fast in den meisten Fällen Zustimmung ab.

Bei der Reichhaltigkeit der angestellten Erörterungen ist es schwierig, eine Auswahl zu treffen, um eine Probe von Morgan's Behandlungsweise der Fragen zu geben. Ich werde mich daher auf nur wenige Punkte beschränken und zunächst hervorheben, was er über das „Jonson'sche Zeugniß" für Shakspeare's Autorschaft der Dramen sagt, da dieses als die Hauptstütze für dieselbe betrachtet wird. Nachdem er das bekannte Gedicht: „Dem Gedächtniß des geliebten Dichters William Shakspeare und seiner Hinterlassenschaft" in Bodenstedt's gelungener Uebersetzung angeführt, sagt er:

> Dies ist alles, was von Ben Jonson's geschraubten Versen übrig ist, von denen nur sehr wenige Shakspeareaner mehr zu citiren wagen als einzelne Stellen von einer oder zwei Zeilen. Allein wenn wir dieses Gedicht entweder als Ganzes nehmen (mit seinen hineingezogenen Metaphern und seinem ganz abscheulichen und unpassenden Wortspiel über Shakspeare's Verse, welche „einen Speer gegen die Unwissenheit schwingen"), oder in den einzelnen Stellen (welche derselben die Shakspeareaner auch immer bevorzugen mögen): welche Art von geschichtlichem Beweis liefert dieses Gedicht? Welche Art von Zeugniß ist es in Bezug auf eine Thatsache? Ist es diejenige Art von Zeugniß, welche wir in unsern persönlichen Angelegenheiten, in unsern Geschäften, in unsern Gerichtshöfen, in Dingen annehmen, in welchen für uns irgendetwas oder irgendein lebendiges Interesse auf dem Spiel steht? ... Seitdem indessen die Shakspeareaner ihre Sache auf diese Verse gründen (denn jeder, der sich selbst zu einer sorgsamen Prüfung herbeilassen will, wird finden, daß die Quintessenz der meist gereimten sogenannten zeitgenössischen Zeugnisse mehr eine Kritik, d. h. ein Lob — denn wir finden sehr wenig von irgendeiner andern Art literarischer Kritik in jenen Zeiten — mehr eine Kritik in Betreff der Werke ist als eine Chronik in Betreff des Autors), können wir uns wol erlauben, diese Frage aufzugeben und ein Kreuzverhör mit Ben Jonson und seinen Versen anzustellen, ohne irgendeine Einwendung gegen die Competenz geltend zu machen. Kritik der Werke ist es nämlich allein, worauf alle nachstehenden Stellen hinauslaufen.

Es werden nun die bekannten Aeußerungen von Meres und Weevers angeführt sowie die freilich weniger schwung- oder nachdrucksvollen eines Chettle, Davies, Drayton, Marston, Digges und Holland erwähnt, worauf mit Recht bemerkt wird, daß Panegyriken nicht Geschichte seien oder doch diese nicht beiseite zu schieben vermögen, wenn die Frage lautet, nicht ob Shakspeare's Zeitgenossen ihn für einen Dichter hielten, sondern ob sie, wenn er ihnen dafür galt, sich in ihm täuschten oder nicht:

Zwischen der bejahenden Theorie der stratforder Autorschaft und der Darlegung ihrer äußersten Unmöglichkeit und Abgeschmacktheit bleibt wirklich nur die einzige Schranke des Jonson'schen Zeugnisses in der Ueberschrift des oben abgedruckten Gedichts, welches von Ben Jonson geschrieben und der berühmten Folioausgabe von 1623 vorangestellt ist. Falls dieses Zeugniß jemals als incompetent ausgestrichen werden sollte, so würde wirklich nichts anderes übrigbleiben, als den ganzen Shakspeare-Schwindel so sanft wie möglich neben seine Genossen in die volksthümliche Hölle der verknallten Täuschungen zu legen.

Es solle dieses Zeugniß übrigens nicht blos auf den Grund hin ausgestrichen und entkräftet werden, meint Morgan, daß es in Versen geschrieben ist. Sage ja Littleton: „Auctoritas philosophorum, medicorum et poetarum sunt in causis allegandae et tenendae" („Coke upon Littleton", 264. A). Es müsse vielmehr durch einen Vorgang entkräftet werden, welcher der Verantwortlichmachung oder der Anklage des Zeugen ähnlich wäre, indem an den Tag gebracht würde, daß der Zeuge irgendwo in demselben Rechtsstreit auf einen ganz entgegengesetzten Bestand der Thatsachen hin ausgesagt habe. Denn in seinem Prolog in Prosa habe sich Jonson behutsamer und kälter über seinen „Zechbruder" ausgedrückt, hier war er so gewissenhaft, nur die Wahrheit zu reden. Es sei daher nicht zu verwundern, daß die Shakspeareaner sich wohl hüten, auf seine Prosa als Zeugniß sich zu berufen, so oft und gern sie auch seine Verse anführen.

Morgan citirt nun die Stelle in Ben Jonson's 1640, also drei Jahre nach seinem Tode erschienenen „Entdeckungen", welche also lautet: „Allein sein gelehrter und geschickter, aber unglücklicher Nachfolger (es war vorher von Lord Egerton die Rede) ist derjenige, welcher alle Nummern ausgefüllt und in unserer Sprache das geleistet hat, womit weder das übermüthige Griechenland noch das stolze Rom sich vergleichen oder dem es vorgezogen werden könnte." Diese Stelle bezieht sich augenscheinlich auf den am Schluß sogar ausdrücklich genannten Bacon und veranlaßt Morgan zu sagen, nur vierzehn Jahre zuvor habe derselbe Ben Jonson die Verse veröffentlicht, welche William Shakspeare „machten", habe er ihn den geliebten Freund, „die Seele des Zeitalters, nicht für ein Jahrhundert, sondern für alle Zeit", und einen Mann genannt, dem niemand allzu hohes Lob erweisen könne. In den von ihm der Nachwelt hinterlassenen „Entdeckungen" aber erwähnt er seinen verstorbenen Freund nicht unter den Größen des Zeitalters, aus denen wir oben zwei genannt haben, sondern erst an einer andern Stelle, wo er die bekannte Aeußerung thut: „Ich wollte, er hätte deren tausend ausgestrichen", als Antwort auf das, was er von den Schauspielern so oft als eine Ehre für Shakspeare rühmen gehört, derselbe habe in seiner Handschrift, was er auch immer schrieb, niemals eine Zeile ausgestrichen.

Man kann indessen nicht leugnen, daß das weiter dort Angezogene auch eine andere, günstigere Auffassung zuläßt als die Morgan'sche und in keinem so auffallenden Widerspruch zu dem steht, was Ben Jonson in dem Shakspeare feiernden Gedicht von ihm rühmt. Mehr Gewicht lege ich der weitern Ausführung unsers Verfassers bei, die zu reproduciren die Rücksicht auf den Raum verbietet. Es kann ja auch nicht meine Absicht sein, dem Leser d. Bl. die Lektüre des Werks ersparen zu wollen. Ganz im Gegentheil: ich möchte mit dieser Besprechung namentlich die Shakspeare-Forscher auf dasselbe aufmerksam gemacht und zur gründlichen Erwägung und, wenn sie können, Widerlegung aufgefordert haben. Sie werden nicht blos die Bacon-Theorie in aller Ausführlichkeit darin behandelt, und zwar ebenso wol was gegen, als was für dieselbe spricht, erwogen, sondern auch die Dichtungen und Sonette einer genauen Prüfung in Bezug auf die Autorschaft Shakspeare's unterzogen finden.

Die Frage, wer der Verfasser der Shakspeare-Dramen war, wird dahin beantwortet, daß der innere Beweis gerade gegen die Shakspeare-Theorie und überwiegend zu Gunsten der Baconianer spreche; denn Francis Bacon sei wirklich alles das gewesen, was Shakspeare hätte sein müssen, wenn er als ihr Verfasser gelten soll. Es heißt dann weiter über Bacon:

Ueber den schwierigen Schlußfolgerungen seiner neuen gewaltigen Philosophie vernachlässigte er nicht die Untersuchung des winzigsten Kräutleins oder die Erforschung des bescheidensten Theilchens experimentaler Wahrheit. . . . Und wo sonst als in Shakspeare'schen Werken, in welchen die Könige wie die Narren ihre Gleichnisse von den Analogien der Natur entlehnen, wo sonst im ganzen Bereich der Literatur findet sich ein Seitenstück zu dieser Fülle von Einzelheiten und dieser treuen Nachahmung der Handschrift der Natur? Der große Exkanzler ließ sich zur Beobachtung der „rothrippigen Hummel" und der „kleinen graurockigen Mücke" herab. Hatte der vielbeschäftigte Theaterdirector die Natur ebenso genau studirt? . . . Von den praktischen wissenschaftlichen Versuchen aufwärts bis zur himmlischen Musik und in der ganzen dazwischen liegenden Reihe blieb Francis Bacon keine Wissenschaft fremd.

„War der von seinen Geschäften in Anspruch genommene Theaterdirector", fragt Morgan nun, „dem Philosophen Stufe für Stufe die Leiter dieser Wissenschaften hinan gefolgt oder vorangegangen? Hielt seine Feder beim Entwurf oder bei der Ausführung eines Stücks inne, weil er in einem Buche einen Ausflug nach Italien oder eine Reise nach Schottland machen wollte, um den Namen eines Wirthshauses oder die Oertlichkeit einer Landstraße zu erfahren und sein Werk gleichzeitig zu einer Encyklopädie und zu einem Theaterstück zu gestalten? Hat der Theater-

director allein die Dramen verfaßt, so gibt es kein Entrinnen aus dem Glauben an diese Art seines Schaffens. Wenn dagegen, wie die neue Theorie annimmt, jene Dramen für den Druck durch die Hand eines Gelehrten ergänzt und erweitert wurden, so bleibt Shakspeare der Bühnenleiter, Schauspieler und Mensch, als welchen ihn die Geschichte darstellt. . . . Die Neue Theorie und die Delia Bacon'sche Theorie stimmen in der Annahme überein, daß William Shakspeare die an ihn gelangenden Schauspielmanuscripte für die Bühne einrichtete und seinem Theater und dessen Besuchern anpaßte und dadurch ein reicher Mann wurde."

Es sei nur noch erwähnt, daß namentlich die deutschen Kritiker der Pott'schen „Promus"-Ausgabe meist oder sämmtlich sehr einseitig gewesen zu sein scheinen, denn nach dem, was Morgan darüber beibringt, sieht die Sache ganz anders aus und enthält der „Promus" Bacon's wirklich viel schlagendere Parallelstellen aus Shakspeare's Dramen, als jene Recensionen uns glauben zu machen versucht haben. Ja nicht blos der „Promus", sondern auch andere hinterlassene Schriften Bacon's liefern zahlreiche Uebereinstimmungen ähnlicher Art mit Shakspeare's Texten. Und sollte ein Zweifler einwenden, sagt Morgan, wenn die Namen Bacon und Shakspeare wirklich in so enger Beziehung zueinander stehen, wie die Bacon-Theorie es annimmt, so müßte man doch unter den Handschriften aus Elisabeth's Zeit irgendwo ein Blatt gefunden haben, auf dem die beiden Namen von derselben Feder geschrieben zu lesen wären, so ist die Antwort darauf bereit: auch das ist gefunden. Außer dem „Promus" hat nämlich Bacon noch ein anderes Memorandenbuch hinterlassen, das jetzt, leider nicht vollständig erhalten, das sogenannte Northumberland-Manuscript bildet, nach welchem es Spedding in seinem bekannten Buche „The Conference of Pleasure" abdruckte. Spedding weist überzeugend nach, daß es von Francis Bacon herrührt und nicht allein Material, das er später zu Dialogen für dramatische Aufführungen gestaltete, sondern auch drei oder vier ganze Dramen, welche bisjetzt unter Shakspeare's Namen gehen, enthalten habe. Das Ganze ist von der Hand seines Amanuensis geschrieben, und dieser hat, sei es zum Zeitvertreib in den Zwischenpausen des Schreibens, oder um die neugeschnittene Feder zu probiren, auf den Umschlag des Hefts die Namen Francis Bacon und William Shakspeare, letztern wol ein Dutzend mal, hingekritzelt. Daß die beiden Namen gleichbedeutend seien oder untrennbar zusammen gehören, war bei ihm sicher nicht das Ergebniß tiefsinniger Speculation, sondern etwas ganz Selbstverständliches.

Hier haben wir ein inneres Zeugniß, fährt Morgan dann fort, das alle Spitzfindigkeit der Gegner entwaffnet und das anzuerkennen niemand sich weigern kann, ein Zeugniß, welches nicht auf kritischem oder ästhetischem Urtheil beruht, sondern eine wirkliche vor Augen stehende Thatsache ist. Hätte Mrs. Pott auch nichts weiter geleistet, als daß sie diese Entdeckungen gemacht und verkündet hat: sie würde damit den größten und wichtigsten Schritt gethan haben, welcher bisher zu Gunsten des innern Beweises in unserm Streite unternommen worden ist. Der Dank der Anti-Shakspeareaner bleibt ihr für immer gesichert.

Was habe man nun, fragt Morgan, dem allen gegenüber zu stellen? Man verbindet den Namen William Shakspeare mit den Dramen und Gedichten und beruft sich auf folgende äußerliche Beweisstücke: auf ein Taufzeugniß und einen Trauschein, auf locale Aufzeichnungen, auf eine Grabschrift, auf Beiwörter, Vertragsurkunden und gerichtliche Acte, auf Büchertitel, ein Testament und das Zeugniß einiger Zeitgenossen!

Bei dieser Gelegenheit die Mittheilung an unsere Leser, daß Donelli, über dessen angebliche Entdeckung ich vor kurzem in d. Bl. berichtet habe, bisjetzt die nähere Begründung derselben schuldig geblieben ist.

Ich bemerke noch zum Schluß, daß die Uebersetzung des vorliegenden Werks nur ganz selten den englischen Ursprung verräth und sich sehr angenehm liest.

David Asher.

Neue Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

4. Haus Wartenberg. Ein Roman von Oskar von Redwitz. Berlin, Hertz. 1884. 8. 5 M.

Seitdem Oskar von Redwitz in seiner Jugend ein stürmischer Fackelträger des Ultramontanismus und seiner Autos de Fé gewesen, ist mit ihm eine große Umwandlung vor sich gegangen. In seinen spätern Romanen pulsirt frischer studentischer Geist und herrscht ein warmer Gemüthston; in seinem Gedicht „Odilo" stellt er der klerikalen Intoleranz den humanen und aufgeklärten Glauben gegenüber, in seinen dem neuen Deutschen Reich gewidmeten Sonetten herrscht ein Patriotismus, der selbst in der Ueberfülle der Blumen nicht erstickt, unter denen er das deutsche Reichsbanner begräbt; denn diese vielen hundert Sonette über dasselbe Thema zeugen von einer Productivität, die unter den Sonettisten aller Zeiten fast einzig dasteht. Was für Petrarca seine Laura, ein unerschöpflicher Quell vierzehnzeiliger Begeisterung: das ist für Redwitz das Deutsche Reich. Gleichwol wird er damit nicht unter den Musterdichtern des deutschen Parnasses eine Stelle finden als Genosse A. W. von Schlegel's und des Grafen Platen; dazu fehlt diesen Kindern seiner Muse die Formvollendung; zu viel patriotische Spreu und zu wenig ästhetisches Sieb; doch die warme Gesinnung dieser Gedichte wird jeden Leser anmuthen.

Und das gilt auch von dem neuesten Roman des Dichters: „Haus Wartenberg"; man darf ihm nachrühmen, daß er mit einfachen Mitteln durch seinen warmen Ton auf das Gemüth wirkt, und daß die Handlung einen natürlichen und ungezwungenen Verlauf nimmt. Freilich, die Abwesenheit aller Sensationsmotive ist nur ein negatives Lob, dem alsbald der positive Tadel an die Seite gestellt werden kann, daß sich doch in dem Roman ein großer Mangel an Erfindung zeigt und die Motive desselben wol zu den verbrauchtesten gehören, deren sich die Unterhaltungsschriftsteller bei ihrer Production bedienen. Und doch ermüdet die Lektüre des Romans nicht; denn die innige Sympathie, die der Dichter selbst seinen Charakteren und ihren Schicksalen entgegenbringt, theilt sich unmittelbar dem Leser mit und die oft sehr nachdrücklich in den Vordergrund tretende Tendenz des Ganzen richtet sich gegen veraltete Vorurtheile und ist aus dem modernen Geiste herausgeboren.

Der Roman ist ein Familiengemälde: da ist der alteonservative Graf Wartenberg, ein braver Mann nicht ohne Jovialität, ein Patriot, der selbst noch im Alter mit in den Krieg zieht, aber eigensinnig an den Traditionen der Familie, den altüberkommenen Bräuchen und Sitten festhält; da ist sein ältester Sohn Kurt, der ebenfalls im Familiengleise bleibt und auf einem Schlachtfelde in Frankreich den Heldentod stirbt; da ist die liebevolle, vermittelnde und versöhnende Gattin und Mutter, der Schutzgeist des Hauses, und dann der jüngere Sohn Erich, der insofern aus der Art schlägt, als er sich den Wissenschaften widmet, nach dem Doctortitel strebt, zwar auch als Offizier der Reserve in den Krieg zieht und verwundet wird, aber doch seiner Begeisterung für die Würde der Wissenschaft treu bleibt. Eine vom Vater gewünschte Heirath mit der Tochter eines durchlauchtigen, aber derangirten Fürsten schlägt er aus und heirathet zuletzt eine Gouvernante: eine Verwickelung, die in hundert Gouvernantenromanen schon behandelt worden ist. Da ist endlich eine liebenswürdige alte Tante, die ihre Briefe mit französischen Bonmots spickt, die aber die junge Gouvernante protegirt und den Großneffen Erich zu ihrem Universalerben macht.

Damit ist zugleich der Inhalt des Romans angegeben; irgendwelche überraschende Verwickelungen finden sich nicht in demselben. Dagegen ist die psychologische Pädagogik, mit welcher die Gräfin ihren widerstrebenden Gatten zur Nachgiebigkeit gegen die misliebigen Entschlüsse des Sohnes bewegt, nicht ohne Feinheit, und wenn auch der Humor nicht gerade die starke Seite des Dichters der „Amaranth" ist, so mag man sich doch die alte Tante mit ihren Einfällen um so lieber gefallen lassen, als sie durch ihre Treue gegen eine Jugendliebe unsere warme Sympathie erweckt und jedenfalls das aufgeklärte ancien régime vertritt. Auch der derangirte Fürst mit seiner üppigen Tochter und die Seenen, in denen er um den reichen Majoratserben sich bemüht, haben einen humoristischen Anstrich, der in den tiefernsten Ton des Ganzen einige Abwechselung bringt.

Die Professorstochter Margarethe, die Gouvernante auf Schloß Wartenberg, der man von Hause aus das Horoskop stellt, daß sie einst die Herrin des Schlosses werden wird, führt sich uns nicht nur als liebenswürdiges und edelentsagendes Mädchen, sondern auch als Dichterin vor; mehrere Blätter aus ihrem lyrischen Gouvernantenalbum schlägt Redwitz vor uns auf. Aufrichtig gesagt, wir begreifen nicht, wie sich an dieser Poesie die Liebe des jungen Grafen entzünden kann; denn Redwitz hat die holde Margarethe poetisch nicht glänzend dotirt; es ist dies seine Schuld und wir nehmen es ihr nicht übel, wenn sie schlechte Gedichte macht. Die große Gefahr der neuesten Redwitz'schen Poesie ist die gereimte Prosa, die auf einmal zwischen den poetischen Blumen wie nacktes kahles Gestein zu Tage tritt. Da sehnt sich Margarethe nach der Mutter Haus:

Und ich, sein Kind, ach, wie so weit,
Verdiene mir mein täglich Brot
Mit fremder Kinder Lehre.

Das ist mehr wahr als schön, und wenn es weiterhin heißt:

Auch idealer Dulderſinn
Verkläre mir jetzt diese Nacht —

so ist der „ideale Dulderſinn" ebenfalls wieder sehr prosaisch, und außerdem ist das Fremdwort an dieser Stelle nicht einmal begrifflich recht klar. In dem zweiten Gedicht ist der Refrain stets: „Mich friert, ach, wie mich friert!" oder ähnlich. Diesen Frostzustand läßt man sich wol einmal gefallen, aber solch ein poetischer Schüttelfrost durch vier Strophen — das wirkt auf den Leser wie ein lyrischer Eisumschlag. Dabei die ganze Gouvernantenmission:

Und doch — ich weiß: sie achten mich,
Sie müssen's wohl, denn stolz bin ich,
So hoch sie selbst auch dünken sich;
Die Kinder lieben mich sogar!

Dies in den Reim gestellte „sogar" macht einen etwas possirlichen Eindruck. Und dann folgt im dritten Gedicht der arithmetische Vers:

Ach, waren das der Jahre zwei,
Drin ich gelehrt der Kinder drei,
Und selbst gelernt für zehen!

Das Herz dieser Margarethe ist besser als ihre Verse; wir wundern uns nur, daß Herr von Redwitz in seinem poetischen Juwelenkästchen keine werthvollern Edelsteine vorräthig hatte.

Die Reflexionen des Autors, die er meistens seinem jungen Helden Erich in den Mund legt, sind dagegen erfreulicher Art; auch ist seine Prosa weit edler und geschmackvoller als seine Verse. Erich tritt dem Fürsten von Asen gegenüber, welcher sich über den Fortschritt beklagt, der über die Ruinen des Adels hinwegschreiten wolle, und über die aufgeklärte Wissenschaft, welche dieses gottlosen Umsturzes höllische Mutter sei. Zur Parallele mit den frühern Anschauungen des Dichters brauchen wir nur an

den Vers zu erinnern, in welchem Jung-Walther in der „Amaranth" seinem ultramontanen Feuereifer Worte leiht:

Ja durch der Erde weite Lande
Möcht' ich mit Schwert und Fackelbrande
Ein gottgesandter Rächer schreiten.

In „Haus Wartenberg" sagt Erich:

Revolutionär, atheistisch soll der ewige Fortschritt sein? Ha, ha, die alten zwei gottseligen Wauwaunamen, um geistesschwache Philister damit ins Bockshorn zu jagen! — Ei, so waren einst Ketzerkriege, Scheiterhaufen und Hexenprocesse, diese ewigen Schandpfähle auf dem Weg unserer christlichen Cultur, waren diese wol gottgefällig gewesen? Und wer hat diese Verbrechen an Gott und der Menschheit unter dem Deckmantel der Religion für immer unmöglich gemacht? Wer anders als dieser als gottlos von Euer Durchlaucht gelästerte Fortschritt der Wissenschaft? Und wenn der nimmer rastende Geist menschlicher Forschung uns die Schöpfungswunder der göttlichen Allmacht immer klarer in den ewigen Naturgesetzen entschleiert, aber uns trotzdem nur immer bewußter die Grenzen unserer irdischen Erkenntniß bezeichnet, ist dieser Fortschritt der Wissenschaft deshalb atheistisch zu schelten? Wenn er die Kräfte der Natur dem Menschen immer unterthäniger, immer dienstbarer macht und aus früherer Nacht und Barbarei uns zum Licht und Behagen unserer jetzigen Civilisation verholfen: ist das dann vielleicht ein gottseliger Dank dafür, daß man die Früchte wol bequem mitgenießt, aber den Säemännern und Arbeitern, den Entdeckern und Erfindern verächtlich den Rücken kehrt? Und endlich, wann war barmherzige Menschenliebe, dieser innerste Kern alles Christenthums, noch je zuvor allgemeiner und werkthätiger als heutzutage im Nothstande des Kriegs wie des Friedens? Und doch wollen jetzt gewisse Leute das Licht unserer Jetztzeit verdächtigen und können deren Schatten nicht nachtschwarz genug ausmalen? Ja, wenn das untrügliche Buch der Weltgeschichte nicht gewaltiges Zeugniß gäbe gegen diese oberflächliche Verketzerung unserer Zeit!

Und als der Fürst von der glorioſen Position der Aristokratie im vorigen Jahrhundert spricht, erwidert Erich:

Ja wohl, eine höchst glorioſe Position, als die Fürstenhöfe und Adelsschlösser sich zu verächtlichen Affen eines Louis Quatorze, unsers verderblichsten Volksfeindes, erniedrigt, deutschen Sinn und deutsche Sitten in den Pfuhl welscher Liederlichkeit herabgezogen, als unser Hofadel vor fürstlichen Maitressen und feilen Günstlingen den servilen Rücken gekrümmt oder gar noch vor einem Judas von Landesvater, der zur Befriedigung seiner prachtliebenden Lüsternheit die eigenen Landeskinder gleich einer Hammelheerde an eine ausländische Kriegsschlachtbank verschachert! Und diese faule, nichtsnutzige, scheinheilige Zeit der tiefsten deutschen Schmach in Höfen wie Adelshäusern sollte besser und religiöser gewesen sein als die unsrige, in der all unsere deutschen Fürsten und aller hohe wie niedere Adel menschlich und gerecht, sittlich und gebildet, patriotisch und einig, wie noch nie zuvor, im wieder auferstandenen neuen Deutschen Reich um dessen erhabenen, glorreichen Heldenkaiser sich zusammenscharen?

Dann aber spricht er mit warmer Begeisterung von den Aufgaben des heutigen Adels:

Aber ein mächtiger Pfeiler auch am Volksaufbau der Neuzeit und der Zukunft, sowie die Stütze der Throne, bleibt unser Stand trotz alledem. Nur muß sich unser Adel auch mitfühlen als lebendigen Zweig der Nation, deren allgemeiner Boden zum Blühen wie zur Frucht verhilft. Mit all unserer geistigen und sittlichen Kraft müssen auch wir freudige, kunstvolle Mitarbeiter und Miterhalter sein an der Freiheit, Ehre und Wohlfahrt unsers ganzen Volks, und in allen adelichen Tugenden müssen wir ihm voranleuchten, wie unsere ritterlichen Offiziere unserer deutschen Armee. Ob wir's nun thun auf eigenem Grund und Boden, im Staats- oder Kriegsdienst, ob auf der politischen Rednerbühne oder gar in Wissenschaft und Kunst: ganz einerlei! Wenn nur unser Herz und Haus rein bleibt wie der Glanz unsers Wappenschildes! Und, o dann — glauben mir's doch Euer Durchlaucht! — dann wird auch unserm heutigen Adel, wenn auch nicht all sein altes Vorrecht, so doch all seine alte Ehre erhalten bleiben nebst einem noch viel werthvollern Zuschuß selbstverdienter persönlicher Achtung. Und vor wie nach wird er die Heim- und Pflegestätte sein für ritterliche Ehre, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Königstreue, wie nicht minder für edle äußere Formen einer gleich edeln innern Gesittung.

Man wird zwar weder auf der Rechten noch auf der Linken ganz mit diesen Anschauungen übereinstimmen; doch sie werden jedenfalls hier mit Kraft, Frische und Schwung vorgetragen und stellen der tapfern und edeln Gesinnung des Dichters das beste Zeugniß aus.

5. „Unter uns." Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. Zwei Bände. Berlin, Paetel. 1884. 8. 8 M.

„Unter uns" — das heißt unter österreichischen Aristokraten und Diplomaten in der Ewigen Stadt.

Ossip Schubin ist jedenfalls eine talentvolle Schriftstellerin; sie gebietet indeß durchaus nicht über den ruhigen Ton epischer Darstellung. Alles ist bei ihr rasch, oft stürmisch bewegt und läuft auf dramatische und dialogische Pointen heraus. An genialen Lichtblitzen der Reflexion und der Schilderung fehlt es nicht; aber es ist ein unruhiges Gefunkel; der Roman versetzt uns nicht in die warme und lichte Atmosphäre einer Kunst, welche mit sanfter Allmählichkeit die Blüte sich zur Frucht entwickeln läßt. So haben wir keinen Roman vor uns, sondern eine Novelle in drei Büchern.

Die Gesellschaft in Rom — italienische Fürsten und Fürstinnen und die jungen Diplomaten der österreichischen Botschaft —, Carnevalsfreuden, Ballabende, Besuche bei den ehrwürdigen Monumenten der alten Roma, Galeriebesuche, Spazierfahrten: das bildet den mit bunten Arabesken reichverzierten Rahmen der Handlung. Dabei ist dies römische Localcolorit gut getroffen, nicht blos in der Schilderung des Carnevals, die kaum den Reiz der Neuheit hat. Wie lebendig die Schilderung des Pincio:

Es ist am Pincio — zwischen fünf und sechs, die Stunde, da sich auf der großen Terrasse, wo die Musik spielt, und von wo aus man die Sonne hinter St.-Peter untergehen sieht, die Gesellschaft alltäglich versammelt. Der Abglanz des Abendroths fließt mit verwischtem Goldschimmer über den Sand, blitzt grell und gelb auf dem Messing der Uniformknöpfe und Instrumente der Musikanten, malt metallische Lasuren in das Gewell des großen Bassins hinter dem Musikplatz. Lange, schwarze Schatten dehnen sich über den Rasen; in wunderbar satten Farben heben sich Palmen, Yukkabäume und immergrüne Steineichen gegen den theils erröthenden, theils verblassenden Himmel ab. Die schattigen grünen Theile des Pincio werden von der Welt gemieden; nur vier speciellen Menschenkategorien begegnet man hier: Gouvernanten, Ammen, Kindern und Geistlichen. Alle Sorten von Geistlichen sind vertreten, vornehme Monsiguori mit ihren fein geschnittenen Gesichtern, ihrer militärisch strammen Haltung und

ihren eleganten Händen; Mönche, deren bärtige Glatzköpfe behäbig aus ihren braunen Kutten hervorsehen; ganze Bataillone von Seminaristen, in alle erdenklichen Farben gekleidet, hoch aufgeschossen, mager, mit grünen unreifen Gesichtern. ... Nur durch einen Blätterschleier von ihnen getrennt, drängt sich die Fashion von Rom — die römische Gesellschaft in glänzenden Equipagen, die Ausländer in mehr oder minder anständigen Remisen, zwischen welche sich freilich mancher numerirte Ein- und Zweispänner eingeschlichen hat. Immer dichter wird das Wagengewimmel, immer breiter rollt der Strom römischer Vornehmheit aus dem Borghesegarten über die Piazza del popolo den Hügel heran. Auf dem Pincioplatean machen die Wagen Halt — bekannte Herren drängen sich huldigend heran, die Damen rufen einander von einer Equipage zur andern lustige, für die uneingeweihte Menge völlig räthselhafte kleine Bemerkungen zu. Aus den Gärten, die sich vom Pincio gegen die Via-Margutta zu abstufen, schwebt ein süßer Duft von aufkeimendem Frühlingsleben. Tief unten liegt Rom, und, sein verworrenes Häuser- und Ruinenmeer beherrschend, starr und ernst, kolossal, selbst in der Entfernung vom Licht des Sonnenuntergangs umspielt, ragt St.-Peter am Horizont empor.

Doch oft malt die Verfasserin lebendig mit einigen Sätzen: so sehen wir von San-Onofrio herab durch den sonnendurchleuchteten Nebel, undeutlich und märchenhaft von dem Geist gestorbener Schönheit durchweht, Rom vor uns liegen, den großen Reliquienschrein der Welt. Auch dem Scirocco widet Ossip Schubin ein Extrablatt:

Nordländer, welche nie in Rom waren, machen sich von der Natur des Scirocco keinen Begriff. Die meisten halten ihn für einen heißen Sturm. Nein! ... Wenn die Luft schwül ist, doch feucht, von subtilen Wohlgerüchen durchspielt, nicht durchweht, dann mischt der Scirocco sein Gift. Er mischt es aus dem Duft der Blumen, die er ins Leben ruft, um sie zu verderben — aus den Dünsten des Tiber, dessen gelbe Wellen wie mit Schlamm vermischtes Gold über die in seiner Tiefe ruhenden Leichen und Schätze dahin rauschen; aus dem Moderhauch der Gräber und aus dem Weihrauchqualm der Kirchen von Rom. Der Scirocco umgaukelt unsere Seele mit verführerischen Trugbildern und erfüllt unser Herz mit drückender Traurigkeit; er begeistert unsere Einbildungskraft zu großen Thaten und streckt unsern Körper in üppiger Trägheit auf ein Ruhebett aus. Bis in die kühlen Klosterzellen schlüpft er. Er streichelt nach Andacht ringend den jungen Nonnen die bleichen Gesichter und erzählt ihnen einen alten, schönen Traum. Und alles, was traurig, und alles, was schädlich, und viel von dem, was schön ist in Rom, das hat der Scirocco gezeugt. Er ist der Schöpfer von herrlichen Phantasien und scheußlichen Thaten. Fast möchte es scheinen, als hätten nach jenem Tag, wo Cäsar unter dem Dolch des Brtuus fiel, Scirocco und Tramontana einen letzten Kampf gefochten um Rom — und der Scirocco hätte gesiegt!

Das römische Colorit gibt oft stimmungsvollen Hintergrund für die Liebesscenen, und wenn die ernste Duellaffaire am Schluß in die triste Campagna verlegt ist, so dient auch hier die Naturschilderung dazu, den Eindruck der Vorgänge zu verstärken.

In dem Gesellschaftssalon der römischen und auswärtigen Aristokratie spielt sich nun der Liebesroman ab, der erst allmählich aus dem etwas bunten Gewirr der Salonbilder und touristischen Schilderungen zu selbständiger Bedeutung herauswächst. Freilich wird er auch dann noch öfter an die Seite geschoben, wenn die Verfasserin es vorzieht, in ihrem Salonalbum zu blättern. Die Heldin des Liebesromans ist Zinka Sterzl, deren Mutter in folgender sehr charakteristischer Weise geschildert wird:

Die Sterzl war der Typus jener ganz besonders österreichischen Gesellschaftskategorie, welche man, weiß Gott warum, als die „Zwiebelnoblesse" bezeichnet. Die „Zwiebelnoblesse" ist bekanntlich eine kleine Filiale der österreichischen Societät, eine Stiefschwester der Aristokratie, ein Conglomerat von resignirten adelichen „Ausmusterern" und prätentiösen bürgerlichen Remonten, die einander gegenseitig ausnützen. In diesen Kreisen ist fast jeder Baron und absolut jede Frau Baronin. Man ist in diesen Kreisen gewöhnlich arm, aber über alle Begriffe vornehm! Man ertheilt seinen Kindern Zurechtweisungen in schlechtem Französisch und näselt mit seinen Altersgenossen „Societätsdeutsch" im gedehntesten Jargon; man gibt seinen Gästen nichts zu essen, aber man servirt ihnen Familiensilber und immer denselben alten Junggesellen, der sich die Haare färbt und den ganzen Almanach von Gotha auswendig kann. Man ist ungemein orientirt über die „Gesellschaft", man weiß genau, wie viel Dutzend Hemden die Fiffi X. zur Ausstattung bekommt, warum das Verhältniß zwischen der Steffi O. und dem Mucki A. auseinander gegangen ist u. s. w. Heutzutage ist freilich die „Zwiebelnoblesse" mit verschiedentlichen andern Auswüchsen der Cultur zum größten Theil vom liberalen Fortschritt verschlungen worden, d. h. von der Finanz. Noch im vorigen Jahre hatte die Baronin, an der Treppe des Opernhauses spähend, die ersten Ranglogen — damals wurden dieselben von der Aristokratie monopolisirt — an sich vorbei defiliren lassen, um adeliche Toilettendetails zu beobachten und adelichen Klatsch von adelichen Lippen zu hören. In Rom lebte sie im Herzen der Gesellschaft. Ihre Glückseligkeit kannte keine Grenzen, und in der höhern Exclusivität machte sie täglich die erbaulichsten Fortschritte. Die Gräfin Ilsenbergh war darin bald eine Stümperin gegen sie. Am amusantesten aber war sie, wenn sie in der „Welt" mit ein paar bürgerlichen Landsleuten zusammentraf.

Die Tochter der albernen Mutter ist ein liebenswürdiges Mädchen von gutem und edelm Charakter. Ein junger Diplomat, Baron Sempaly, verliebt sich in sie, nachdem er sie anfangs mit ihrem Bruder zum Gegenstand einer Caricatur gemacht hat. Dieser Bruder ist ebenfalls bei der Gesandtschaft angestellt, ein tüchtiger, etwas schwerfälliger Charakter von glühendem Ehrgefühl. Sempaly wiederum ist abhängig von seinem Bruder, dem Fürsten, der ihm eine Apanage gibt, deren Verlust er befürchtet, wenn er sich mit einer Bürgerlichen verheirathet. Daher sein schwankendes Benehmen Zinka gegenüber; er compromittirt sie indeß durch vertrauliche Annäherung, am meisten bei einem Ballfest, wo er mit ihr, die mit ihrem Tänzer hingestürzt war, in den Garten hinaus flüchtet. Ein römisches Blatt bringt einen indiscreten Bericht darüber. Sempaly zögert noch immer mit der Verlobung; da wird er von dem jungen Sterzl insultirt; es kommt zum Duell und Sterzl wird tödlich verwundet. Zinka heirathet später einen sehr ehrenwerthen ältern Aristokraten.

Das ist die eigentliche Novelle, die aber fast überall gegen die Charakterköpfe der Salons zurücktritt. Da zeigt Ossip Schubin eine scharf ausschneidende Silhouettenscheere: die englischen Ladies, die vom morbus Schlie-

mannensis befallene römische Fürstin, vor allem die köstliche Charge der polnischen Baronin Wolnitzky als Vertreterin des naturwüchsigen Bauernadels, zeugen für eindringende Beobachtung und frappante Darstellungsgabe: nur künstlerische Oekonomie und Architektonik im Aufbau der Handlung und die Ruhe des epischen Stils läßt die Verfasserin noch vermissen.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Vermischte Schriften.

1. Briefe an Hans von Bülow von Ferdinand Lassalle (1862—1864). Dresden, Minden. 1885. 8. 1 M.

Das ist eine ganz werthlose und zum Theil unverständliche Veröffentlichung, bis auf den letzten Brief Lassalle's, der aber auch nur dazu dient, ein neues Licht auf die Frivolität dieses seine großen Gaben misbrauchenden Mannes zu werfen.

2. Almania. Ὠιδεῖον. Versus cantabiles et memoriales. Dreisprachiges Studentenliederbuch. Von Franz Weinkauff. Auswahl der beliebtesten Studenten- und Volkslieder für Commers und Hospiz, Turnplatz und Wanderfahrt, Kränzchen und einsame Rekreation. Erstes Heft. Heilbronn, Henninger. 1884. 8. 1 M.

Sehr hübsch ausgestattete und reichhaltige Sammlung der beliebtesten Burschen- und Vaterlandslieder mit theils lateinischen, theils griechischen, großentheils recht gelungenen metrischen Uebersetzungen, an die allerdings nicht die strengsten prosodischen Anforderungen gestellt werden dürfen. Die „Lorelei" und die „Wacht am Rhein" sind z. B. recht hübsch in beiden antiken Sprachen wiedergegeben, lateinisch höchst ergötzlich die „Hussiten vor Naumburg", die „Geschichte von Noah" und „In der großen Seestadt Leipzig", in ernsterer Form: „Was ist des Deutschen Vaterland?", „Freut euch des Lebens" u. s. w. Was der Titel „Almania" heißen soll, ist uns allerdings unklar (doch wol nicht Alamannia?) Die Hauptsache ist aber, daß das Büchlein das Seinige zu einer gesunden und gemüthlichen Fidelität beitrage, und dies wird es gewiß auch thun!

3. Lessing contra Sem. Allen „Rabbinern der Juden- und Christenheit", allen Toleranz-Duselheimern aller Parteien, allen Pharisäern und Schriftgelehrten toleranteſt gewidmet von W. Marr. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Schulze. 1885. Gr. 8. 1 M.

Wie schon der Titel zeigt, ein rohes Pamphlet ohne eine Spur von Logik. Dasselbe will im Eingang darlegen, daß Lessing eigentlich ein Antisemit gewesen sei oder es wenigstens jetzt wäre, wenn er lebte, und sucht dies an der Ringfabel aus „Nathan" mit wenig Glück zu beweisen. Es wird darin behauptet, das Christenthum hätte die Juden emancipirt. Eine große Unwahrheit! Der moderne confessionslose Staat hat es gethan, nicht das Christenthum! Der Phamphletist versichert, gegen die jüdische Religion nicht aufzutreten, sondern nur gegen das „sociale Judenthum", sagt aber nicht, was er unter dem letztern verstehe. Wenn sein Kampf, wie man vermuthen muß, dem jüdischen Wucher gilt, warum tritt er dann nicht auch gegen den christlichen Wucher auf oder schlechtweg gegen den Wucher? Es ist die bekannte unehrliche Kampfesweise der Ultramontanen. Wie diese alle Liberalen Freimaurer nennen und sich stellen, als ob sie die Liberalen und Freimaurer für identisch hielten, so nennt Marr alle Wucherer Juden und stellt sich, als ob er an die Identität der Begriffe Wucherer und Juden glaubte. Das ärmliche Resultat der Schrift ist die jetzt freilich verspätete Mahnung, keinen Juden in den Reichstag zu wählen. Als ob damit irgendetwas ausgerichtet wäre! Namentlich da der Verfasser nicht einmal eine Definition des Juden gibt. Wer ist denn eigentlich für ihn ein Jude? Die Synagogenangehörigen? Dann fällt seine Versicherung religiöser Toleranz als unwahr dahin und die getauften sowol wie die confessionslosen Juden sind von seiner Hetze ausgenommen. Oder die Semiten? Wer will diese unter den getauften Juden, den Nachkommen solcher, den Nachkommen der zum Judenthum Uebergetretenen in den Kindern und Enkeln christlich-jüdischer Mischehen herausfinden? Marr ist also wie alle Antisemiten in die fatale Alternative gedrängt, entweder zu bekennen, daß seine Hetze dem religiösen Judenthum gilt, oder sie statt gegen die Juden gegen die Wucherer und Gründer, auch die getauften, zu richten. Mit seiner Kampfesweise wird jedenfalls nichts Gutes, sondern nur Schlimmes bewirkt, werden nur diejenigen Juden, die sich ehrlich der europäischen Cultur anschließen wollen, erbittert und in das einseitige Judenthum zurückgedrängt, werden die ungezügelten Leidenschaften des ungebildeten Volks aufgestachelt und zu wüsten Thaten getrieben. Zum Glück aber weiß man immer mehr, wer die Antisemiten sind und was sie wollen, und wendet sich daher hoffentlich auch immer mehr einer anständigern Erörterung der einmal vorhandenen, weil leider durch beiderseitige Fehler hervorgerufenen Judenfrage zu. Der vernünftige Theil der Bevölkerung wird zur Erkenntniß kommen müssen, daß Philo- und Antisemiten in schädlichem und taktlosem Treiben wetteifern und eine Lösung der Judenfrage nur durch leidenschaftlose und echte, nicht maulchristliche, durch echte, nicht mauldeutsche Gesinnung bewirkt werden kann.

Was uns in dieser Sache noththut, das sind Schriften wie die folgende:

4. Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 5 M.

Außerordentlich wohlthuend ist es, nach dem Geschimpfe Marr's diese wirklich feine, man möchte sagen vornehme

und doch volksthümliche, allgemein faßliche Schrift des geistreichen Philosophen zu lesen. So und nicht anders muß die heraufbeschworene Judenfrage behandelt werden; Hartmann erörtert sie, wie von ihm nicht anders zu erwarten war, gründlich, vollständig, leidenschaftslos, objectiv, wir möchten sagen: echt christlich und echt deutsch! Das ist einmal ein wissenschaftlicher Standpunkt und nicht derjenige der Hetzkanzel oder der Bierkneipe. Mit Recht fängt Hartmann sein Buch an: „Ein Philosoph, der sich zu einer Partei schlägt, hört in demselben Augenblick auf es zu sein.“ Das Nämliche gilt von dem Jünger jeder Wissenschaft. Mit treffenden Zügen zeichnet Hartmann auf den ersten Seiten sowol das fanatische Treiben der Antisemiten, wie das unredliche Vertuschen aller Fehler des Judenthums durch philosemitische Organe. Er weist schlagend nach, daß Anmaßungen auf jüdischer und jene Ableugnungen auf judenfreundlicher Seite die antisemitische Bewegung erzeugt, und diese hinwieder durch ihre gehässigen Uebertreibungen (und schamlosen Lügen, fügen wir hinzu) sich selbst um allen Credit gebracht habe. „Die deutsche Judenschaft war auf dem besten Wege, sich zu entjuden und zu verdeutschen“, als der Antisemitismus ausbrach und diesen Proceß „um ein gutes Stück zurückschraubte“, indem er die Juden zwang, für ihre angefeindeten Genossen einzustehen. Hartmann mahnt aber die Juden, nicht zu vergessen, daß die Fehler des Antisemitismus durch ihre eigenen vorgängigen Fehler hervorgerufen wurden, und nicht zu versäumen, an diese Fehler die bessernde Hand anzulegen. Ihre wahren Freunde seien nicht jene, die sie in ihrer Verblendung bestärken, sondern die, welche ihnen die Wahrheit sagen. Er geht sodann zu den einzelnen Punkten der Judenfrage über, und zwar zuerst zur Rassenfrage. Die Rasse ist bei den Juden längst keine rein semitische mehr, sondern nur eine solche, deren Grundlage einst semitisch war; doch ist nicht zu leugnen, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen ihrer Eigenart und derjenigen der europäischen Völker, namentlich der Germanen bestehe, wenn auch lange kein so großer wie zwischen den Europäern und den Mongolen, geschweige denn den Negern oder Indianern. Dies würde nun an sich noch keine Abneigung zwischen den Juden und den Deutschen begründen, da die letztern gegen fremde Nationalität nicht nur nicht abstoßend, sondern eher zu zuvorkommend sind. Die Erfahrung hat ja gezeigt, daß die jüdischen Eigenthümlichkeiten sowol in der äußern Erscheinung wie in der Sprache bei fortgesetztem Umgang mit gebildeter deutscher Gesellschaft nach wenigen Generationen sich abschleifen. Auch finden nicht selten Mischehen zwischen deutschen Christen und Juden statt, aus denen bereits eine zahlreiche Mischbevölkerung hervorgegangen ist, die aber bei der geringen Proportion von $1^1/_3$ Procent, in der die Juden zu den Deutschen stehen, die Nationalität der letztern nicht stark beeinflussen kann. Eine Abneigung gegen die Juden entspringt mithin nur daraus, daß sie dem deutschen Volk in anderer als ethnologischer Hinsicht lästig werden. Diese Belästigung kann aber nicht von den ursprünglich nationalen, sondern nur von den durch lange Bedrückung angeeigneten Eigenschaften der Juden herrühren. Denn die Juden sind von Haus aus nüchtern (wie ihnen denn von antisemitischer Seite der böswillige Vorwurf gemacht worden ist, daß sie das Trinken nicht vertragen), sie sind mäßig, geduldig, ausharrend, sparsam, häuslich, voll Familiensinn, Wissensdrang und Lerneifer, üben ein weit besseres System der Wohlthätigkeit als Christen und Buddhisten, die nur den Müssiggang ermuntern, und achten die Bildung und die Arbeit.

Eine weitere Verschiedenheit zwischen den Juden und den christlichen Deutschen bildet die Religion. Man verlangt von jenen vielfach den Uebertritt zum Christenthum. Aber von den Gebildeten ist derselbe nicht zu erwarten, da sie natürlich über das orthodoxe Christenthum ebenso hinaus sind wie die gebildeten Christen; die ungebildeten Juden aber hängen ebenso natürlich an ihrem alten Glauben. Einige Juden kommen den Christen so weit entgegen, daß sie ebenso confessionslos werden, wie viele der letztern es sind; aber dies öffentlich zu bekennen, davon hält die meisten Juden wie Christen die Misachtung ab, in welcher die Confessionslosen bei der Menge und leider auch beim Staate stehen. Aber auch die Verschiedenheit der Religion würde nicht viel ausmachen, wenn nicht der Cultus ein so sehr verschiedener wäre und mancherlei Störungen in den Verkehr zwischen Christen und Juden brächte. Dazu kommt noch das Hirngespinst der Verheißung einer künftigen Weltherrschaft, welches in den Köpfen der Juden spukt, gewiß aber nicht in denen der selbständig denkenden, welche wissen, daß es ohne Armee keine Herrschaft gibt, und daß in der Geschichte noch jede Herrschaft einer bevorzugten oder sich überhebenden Klasse mit einer blutigen Katastrophe oder sonstigem Sturz derselben geendet hat. Hartmann weist den Juden überdies nach, daß ihre Religion nicht einen Gipfelpunkt in der Entwickelung der Menschheit bilde, sondern mit der Erzeugung ihrer beiden Tochterreligionen Christenthum und Islam ihre Mission in der Welt erfüllt habe. „Nur wenn der Mosaismus“, sagt er, „im Stande ist, außer seinen veralteten Gebräuchen auch seine nationale Beschränktheit abzustreifen, nur dann kann er aufhören, ein Friedensstörer zwischen seinen Bekennern und der übrigen Welt zu sein.“ Es liegt aber im höchsten Interesse der Juden, diese nationale Beschränktheit aufzugeben und, wie Hartmann weiterhin eingehender ausführt, an die Stelle ihres Stammesgefühls das Nationalbewußtsein ihrer „Wirthsvölker“, des Volks unter dem sie leben, zu setzen. Dieses ist allerdings bei den Deutschen noch neu; aber gerade die Juden können durch ihren Uebergang zu demselben dazu beitragen, es zu stärken. Jede Gewährung hat Anspruch auf eine Gegenleistung, und es ist an den Juden, die Ertheilung der Gleichberechtigung vor dem Gesetz durch den Anschluß an das deutsche Nationalgefühl zu erwidern, womit bereits viele den Anfang gemacht haben. Wird dies nicht in größerm Maße geschehen oder gar die Verpflichtung dazu geleugnet, so dient solches Verhalten

nur dazu, den Antisemitismus zu schüren. Hartmann findet aber, man müsse den Juden dazu Zeit lassen, und zwar verhältnißmäßig mehr Zeit, als den Particularisten annectirter deutscher Staaten zum ehrlichen Anschluß an ihre neue Regierung (oder, hätte er beifügen dürfen, mindestens so viel wie den Elsaß-Lothringern zum aufrichtigen Anschluß an Deutschland). Je länger indessen das Judenthum mit diesem Schritt zögert, desto ungeduldiger wird das deutsche Volk und desto unfreundlicher wird seine Stimmung gegen den säumigen Schuldner. Mit jenem Schritt würde dem Antisemitismus die Spitze abgebrochen; er ist daher nicht der schlimmste Feind der Juden, sondern jene sind es, welche sie in ihrer Absonderung zu verharren aufmuntern. Sind auch die Juden, wenn schon nicht theoretisch, so doch praktisch noch nicht im vollen Besitz ihrer bürgerlichen und namentlich gesellschaftlichen Gleichberechtigung, so sind sie dagegen mit ihrer Annäherung an das Nationalbewußtsein weit mehr im Rückstande, als die Christen mit Gewährung der Gleichberechtigung; ja sie genießen in vielen Beziehungen Rechte, welche den Mangel an Gleichberechtigung in andern Punkten weit überwiegen, und wollte man sie in allem so gleichstellen, wie es das Verhältniß ihrer Kopfzahl zur Gesammtbevölkerung verlangt, so müßten sie in jenen Punkten weiter zurücktreten, als sie in diesen vorrücken dürften. Ja wollte man solche Procentsätze in der Besetzung der Behörden überhaupt einführen, so müßte man es um der Gerechtigkeit willen auch zwischen Katholiken und Protestanten thun, zwischen denen die Vertheilung der Aemter auch keine proportionale ist, und die Folge wäre eine confessionelle Zersplitterung des Staats, die zum großen Schaden seiner Einheit ausfallen müßte.

Da indeß, wo Hartmann von den Mängeln spricht, welche den Juden als Folge ihrer langen Unterdrückung anhaften und ihre volle Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft verhindern, begeht er einen auffallenden Irrthum; er spricht nämlich von „orientalischer Lebhaftigkeit des Temperaments in Gesticulation und Rede". Die Lebhaftigkeit der Juden ist aber gar nicht orientalisch, sondern ist in Südeuropa zu Hause; die Orientalen sind vielmehr ernst und ruhig und ärgern sich über die lebhaften Reden und Geberden der Griechen, Italiener u. s. w., von denen die Juden sie während ihres Aufenthalts in jenen Ländern angenommen haben müssen, und gerade das ist ein Punkt, der sie den ruhigern Deutschen fremdartiger macht als z. B. den Franzosen. Hartmann predigt übrigens in wirklich edler Weise den Christen und Juden gegenseitige Geduld und Nachsicht, und dieses humane Verfahren ist sicher wirksamer als das wilde Wuthgeheul der antisemitischen Rothhäute und Kaffern, das die Lage nur schlimmer, die Juden nur halsstarriger, die Christen nur ungestümer zu machen geeignet ist. Hartmann sagt:

> Die Juden schaden sich in gesellschaftlicher und anderer Hinsicht weit mehr, als sie denken, dadurch, daß sie sich in gewisse größere Städte zusammendrängen und dort allein durch ihre Häufigkeit die Rassenantipathie wach erhalten, anstatt sich über das ganze Land zu zerstreuen und überall in der Ueberzahl nichtjüdischer Bevölkerung in unauffälliger Weise zu leben.

Weiter tadelt Hartmann die Eitelkeit und Anmaßung jüdischer Parvenus mit sehr zutreffenden Zügen. Daß die Juden, soweit sie können, die Nichtjuden ausbeuten, leugnet er nicht; aber er sieht den Grund davon nur in ihrer tadelnswerthen Abschließung als Volk im Volk und weist nach, daß jedes Volk in der Welt das andere ausbeute, und daß alles, was die Juden an Ausbeutung anderer Völker geleistet haben und noch leisten, ein bloßes Kinderspiel sei im Vergleich mit der Art, wie Engländer und Franzosen heute noch ihre Colonialunterthanen behandeln. Es sei daher ganz überflüssig, den Juden solche Sünden im Talmud nachzuweisen, welche von Christen weit überboten werden! Trotzdem bestehe, wie Hartmann weiter zeigt, ein allgemeiner Haß aller Völker gegen die Juden, weil sie eben alle von ihnen ausgebeutet werden, und Hartmann tadelt scharf, daß die Juden sich hierdurch nicht belehren lassen, in ihren Wirthsvölkern aufzugehen. Er tadelt aber auch jenen Haß wie jeden Versuch, zum Mittelalter zurückzukehren und den Juden die Gleichberechtigung wieder zu entziehen. Er ermahnt dagegen die Juden, vom Handel, dem sie früher ausschließlich leben mußten, nicht nur, wie sie jetzt meist thun, den gelehrten Berufsstellen zuzustreben, die von den Christen über und über besetzt und gesucht seien, sondern sich auch den technischen Fächern zu widmen. Er verbreitet sich ausführlich über die Mittel, der Ausbeutung durch die Juden entgegenzutreten, und weist überzeugend nach, daß der antisemitischerseits vorgeschlagene Verkehrsabbruch zwischen Christen und Juden nirgendshin führen würde. Er macht dann auch eigene Vorschläge, die übrigens weit über die Judenfrage hinausgehen und deren Prüfung wir Nationalökonomen von Fach überlassen müssen. Die schließliche Rettung der Gesellschaft vor Geldherrschaft erblickt Hartmann indessen im Socialismus im weitern Sinne, dessen Sieg ihm auch als die Zeit erscheint, in welcher die Juden die gestürzte Kapitalwirthschaft verlassen und sich auf die Politik werfen, hiermit aber auch aus Juden zu Vollbürgern werden.

Weiterhin bespricht Hartmann das Verhältniß der Juden zu Kunst, Wissenschaft und Presse; er zeigt ihnen, daß sie, so lange sie sich nicht ihren Wirthsvölkern in Auftreten und Lebensart anschließen, auch in jenen Fächern nicht productiv werden, sondern nur reproductiv bleiben können. Er tadelt sie scharf, daß sie die Ideale der Deutschen, die ihnen unverständlich sind, herunterreißen und verhöhnen, daß sie oft sich durch cynische Frivolität hervorthun, daß sie die schöne Literatur verderben, daß sie in Beurtheilung idealer Leistungen Cliquen bilden, welche dieselben nur danach abschätzen, ob sie von Juden oder Nichtjuden herrühren, nicht nach dem wahren Werthe, daß sie in der Presse schädlich gewirkt und am meisten zu deren gegenwärtiger, in Bezug auf die Tagesblätter wenigstens, entsetzlichen Corruption, die er in glühenden Zügen nur allzu gerecht schildert, beigetragen haben, worauf er vortreffliche

Vorschläge macht, die darauf hinzielen, der Presse als Geschäft, welches ja ihr größtes Verderben ist, ein Ende zu machen.

Im Schlußkapitel, das über die Politik und das Verhältniß der Juden zu ihr handelt, tadelt es Hartmann, daß sich dieselben, obschon sie das conservativste Volk sind, der liberalen Partei anschließen, daß sie, obschon sie ihre eigene Religion nicht antasten lassen, andere Glaubensformen schmähen, daß sie sich überhaupt in die deutsche Politik mischen, ohne doch volle Deutsche werden zu wollen u. s. w. Wir können ihm hier nicht überall folgen, müssen aber unser Urtheil über sein Buch im ganzen bestätigen und nur wünschen, daß seine Art, die Sache zu betrachten und zu behandeln, gegenüber dem rohen Anti- und dem unredlichen Philosemitismus, recht zahlreiche und tüchtige Nachfolger finden möge.

5. Matrosengeschichten. Von Carlo Enrico Ulrichs. Erstes Buch. (Sulitelma. Atlantis. Manor. Der Mönch von Sumbö.) Leipzig, F. E. Fischer. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.

Vier Erzählungen, von denen die zwei ersten ein Ganzes bilden: alle von höchst originellem, phantastischem, jedoch eine reiche, überquellende und überraschende Phantasie bekundendem Inhalt. Sie bewegen sich sämmtlich auf dem düstern, nebligen Hintergrunde der nordischen Mythologie und dürfen als etwas Neues, Eigenartiges bezeichnet werden, so wenig sie auch nach dem Geschmacke vieler sein mögen. Sie werden manche mächtig fesseln und doch wieder durch ihre herbe Lebensanschauung abstoßen, welche zu billigen scheint, daß man aus Liebe mordet, um allein zu besitzen, und die selbst im Geisterreiche die glühenden Leidenschaften der Sterblichen fortflammen läßt. Die Fabel ist allerdings unmöglich, märchen- und mythenhaft, die Charakterschilderung läßt auch viel zu wünschen übrig, und an der Anordnung wird viel auszusetzen sein; allein der Leser wird eine Stunde angenehm unterhalten, ergriffen, es gruselt ihm ordentlich und er wird vielleicht unruhig schlafen, aber das kecke Phantasiegebilde auch wieder — vergessen. Eigenthümlich ist eine orthographische Neuerung des Verfassers, welche von allen andern Vorschlägen dieser Art abweicht und ihren eigenen, natürlich auch phantastischen Weg geht.

6. Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Fünfte Reihe. Erste Schicht: Völker- und staatsrechtliche Studien. Zweite Schicht: Privatrechtliche Studien. Berlin, Janke. 1884. Gr. 8. 11 M.

Die erste Schicht der fünften Reihe dieses von uns wiederholt angezeigten Sammelwerks enthält folgende Aufsätze: „Das Kriegsrecht" (für den Tornister deutscher Soldaten, 1870, ein schätzbares Compendium), mit Anhang: „Text der Genfer Convention"; „Zur neuern Praxis und Literatur des Völkerrechts" (1872, Uebersicht der durch den Deutsch-Französischen Krieg hervorgerufenen neuern Veröffentlichungen); „Der Deutsch-Französische Krieg und das Völkerrecht", (1870, der Verfasser misbilligt die Beschießung Straßburgs und bespricht unter anderm die Verwendung der Luftballons, der Francs-Tireurs, das Recht der Plünderung, das Verhalten beider Kriegsparteien, wobei die Franzosen sehr schlecht wegkommen); „Der Vertrag von Washington und der Waffenhandel der Neutralen"; „Die deutsche Provinz Elsaß Lothringen" (1870, jetzt veraltet!); „Eine Lanze für Rumänien" (1883, betrifft die Donauschiffahrts-Verhältnisse); „Zum Werdegang des deutschen Königthums" (1884, recapitulirt den bekannten Standpunkt Dahn's gegenüber Sybel); „Ueber Entstehung und Verfassungsgeschichte der Städte in Deutschland"; „Zum deutschen Reichsverfassungsrecht". Diese erste Schicht ist für weitere Kreise von Lesern interessant, die zweite dagegen, welche folgende Aufsätze enthält, nur für Juristen: „Ueber die Wirkung der Klagverjährung bei Obligationen". „Zum deutschen Pfandrecht"; „Zur Theorie und Gesetzgebung über eheliches Güterrecht"; „Zum Handelsrecht"; „Zum Urheberrecht"; „Das Reichspatentgesetz von 1877 und seine Literatur"; „Zur Reform des Rechtsstudiums an den preußischen Hochschulen".

7. Bilder aus Ostpreußen von M. Friedeberg. Ein Beitrag zur Vorbereitung der dreihundertjährigen Säcularfeier der ehemaligen Provinzialschulen zu Tilsit, Lyck und Saalfeld. Einst und jetzt an der Ostmark des Deutschen Ordens. Erstes Bändchen. Tilsit, Lohauß. 1885. Gr. 8. 1 M.

Außer den durch den Titel angegebenen ostpreußischen Schulangelegenheiten enthält das Büchlein auch recht interessante Mittheilungen über die culturhistorischen Verhältnisse des litauischen Volksstammes und der Juden an der preußisch-russischen Grenze. Höchst wohlthuend wirkt dabei die warme und begeisterte deutsche Gesinnung des der israelitischen Religion angehörenden Verfassers. Auffallend war uns jedoch die Angabe am Schlusse der Vorrede, vom litauischen Schloßberge in Tilsit wehe heute die „schwarz-roth-goldene" Fahne ebenso wie im fernen Afrika zu Angra-Pequena! Wir glaubten bisher, es wehe an beiden Orten die schwarz-weiß-rothe Fahne. Wenigstens scheint uns unwahrscheinlich, daß die Reichs- oder preußische Regierung über Nacht jene Phantasiefahne der Burschenschaft an Stelle der neuen Reichsfarben sollte zu Ehren erhoben haben!

8. Literarische Streifzüge durch Rußland. Von Eugen Zabel. Berlin, Deuber. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat sich zum Zweck gesetzt, unter den russischen Dichtern der neuesten Zeit die der realistischen Schule angehörenden näher zu betrachten, und beginnt mit dem „Großmeister" derselben, Nikolaus Gogol, in dessen Schriften „sich das Nationalgefühl der Romantiker (Puschkin, Lermontow u. a.) zum Fanatismus steigert und sich zu dem Wunsche erhebt, Rußland in dem Besitze der Weltherrschaft zu erblicken". Gogol mußte sich aber bald überzeugen, daß sein Volk dieser kolossalen Aufgabe nicht gewachsen sei, und verherrlichte und züchtigte es daher in seinen Dichtungen abwechselnd. Seine Stärke ist die Kleinmalerei des kleinrussischen Volkslebens. In Petersburg

wurde aber sein urwüchsiger und dabei phantastischer Humor von der scharfen satirischen Zeichnung des großstädtischen Lebens und der im öffentlichen Dienste herrschenden Corruption verdrängt, von einer Richtung, welche in dem trefflichen, für diese Zustände vernichtenden Lustspiele „Der Revisor" ihren Gipfelpunkt erreichte. Die wunden Flecke der ehemaligen Leibeigenschaft geiselte er ebenso in dem unvollendeten beißenden Roman „Todte Seelen". Und dieser Dichter endete 1852 in frömmelndem Wahnsinn!

Als erster Nachfolger Gogol's kann Feodor Michailowitsch Dostojewski (1821—81) bezeichnet werden. In seiner Jugend wegen Verdachts einer Verschwörung nach Sibirien verbannt, aber nach vier Jahren zum Militärdienst begnadigt, unternahm auch er den literarischen Feldzug gegen das faule russische Beamtenthum. Er zeichnete das Leben in Sibirien in dem Roman „Aus dem todten Hause", und mit furchtbarer Wahrheit in „Verbrechen und Strafe" (oder „Raskolnikow") den Mörder aus Wahn. Sein einseitiges Russenthum verirrte sich bis zur Verachtung der europäischen Cultur und aller freisinnigen Grundsätze, und zugleich verfiel er in übertriebene Breite und Weitläufigkeit.

Auf den vielbesprochenen, jüngst verewigten Iwan Turgenjew beziehen sich in unserm Buche zwei Essays: „Die Frauen in Turgenjew's Dichtungen", worin der Verfasser eine feine Charakteristik der energischen Frauen und der unselbständigen Männer Rußlands und der pessimistischen Auffassung des Dichters in dieser Hinsicht liefert, und „Iwan Turgenjew als Dramatiker", in welcher Eigenschaft der Dichter selbst keine große Meinung von seinem Talent hatte, und auf welchem Felde Rußland seine Dichter überhaupt nicht würdigt. Turgenjew's Dramen sind demzufolge noch wenig bekannt, und ihre Analyse durch Zabel daher dankenswerth. Der Nächstbesprochene ist der von Turgenjew viel zu hoch gestellte Graf Leo Tolstoi, sein Freund, (geb. 1828), dessen Novellen aber, besonders die im Kaukasus spielenden, reich an Lebenswahrheit sind und von seinen beiden Romanen „Krieg und Frieden" (den Krieg von 1812 schildernd) und „Anna Karanina" (der Untergang einer treulosen Frau) noch überragt werden, über die wir eine eingehende Inhaltsangabe finden. Es folgt eine Besprechung des 1829 geborenen Dichters und politischen Märtyrers Nikolai Tschernyschewskij, der noch jetzt im Kerker schmachtet, und seines Romans „Was thun?", dieses Evangeliums der Nihilisten, obschon er mehr ein socialistisches Programm als ein Roman ist, übrigens aber keinen Bezug auf die Scheußlichkeiten jener Partei hat. Für die Kenntniß des russischen Lebens von größter Bedeutung ist der Roman „Oblomow" von Iwan Gontscharow, geb. 1813, dem „objectivsten unter den neuern russischen Schriftstellern", der auch deutschfreundlich ist und von dem noch zwei andere Romane analysirt werden. Aehnliches gilt von Nikolai Nekrassow, geb. 1821, gest. 1877, der sich durch Noth und Hunger emporarbeitete, endlich aber ein wahrer Volksdichter wurde und das Elend seiner Zeit und seines Landes in erschütternden Zügen malte. Den Schluß des Buches macht Graf Wladimir Sollogub (1814—1882), dessen Roman „Tarantaß" von großer Bedeutung für die russische Culturgeschichte ist, der aber im Gegensatz zu dem letztgenannten demokratischen Dichter sich am liebsten in aristokratischen Kreisen bewegt und im Gegensatz zu Gogol's Feuerseele Ruhe und Kühle liebt. Wie Turgenjew läßt aber auch Sollogub zwischen dem in Rußland zusammenbrechenden Alten und dem noch unfertigen oder vielmehr noch nicht angefangenen Neuen eine Lücke leer und die Frage ungelöst, was aus dem gärenden Koloß im Osten Europas werden soll. Diese wilde Uebergangszeit hat Zabel recht anziehend und übersichtlich dargestellt.

9. Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. Neue Serie. Neunzehnter Band. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 5 M.

Dieser neueste Band der renommirten Sammlung enthält vorzugsweise traurig-berühmte Criminalfälle aus der österreichisch-ungarischen Monarchie, welche auf dortige Zustände ein sehr trübes Licht werfen. Wie der berüchtigte Judenproceß von Tisza-Eßlar den schaurigsten Aberglauben und Religionshaß, so enthüllt der ein so großes Aufsehen erregende Fall der wiener Mädchenmörder Schenk und Genossen die Gewissenlosigkeit und Faulheit bis ins Mark, welche als gräßliche Folge des Strebens nach müheloſem Genuß und Gewinn erscheint und jede edle Regung des Herzens nicht nur niedertritt, sondern noch verhöhnt. Der nackte Raubmord ohne Phrase grinst uns sodann entgegen in der Ermordung des ungarischen Hofrichters Georg von Majlath in Budapest. Dazu kommen zwei ältere politische Processe aus Italien: das Attentat auf den König Humbert in Neapel und der Bombenproceß von Florenz, beide aus den Jahren 1878 und 79. Noch älter ist der langwierige, die argen Mängel der nordamerikanischen Justiz seltsam illustrirende Proceß des Mörders seiner ehebrecherischen Geliebten, Karl Kring in St.-Louis, neuer aber der den unschuldig des Diebstahls angeklagten Hoffourier Schmid-Ferrari in München betreffende. In der Darstellung des Processes Schenk und Genossen vermissen wir alle und jede Erwähnung der Art und Weise, wie die Verbrecher entdeckt und dingfest gemacht wurden, und halten diese Weglassung für einen großen Fehler. Im übrigen sind die Fälle, wie man es am „Neuen Pitaval" gewohnt ist, klar, übersichtlich und vollständig und ohne Effecthascherei dargestellt.

10. Genrebilder aus dem Seeleben von H. Pichler. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze. 1885. 8. 3 M.

Eine Reihe unter sich (die letzte ausgenommen) zusammenhängender Erzählungen, die in anziehender und theilweise ergreifender Weise das Leben auf dem trügerischen Elemente des Salzwassers in der noch an See-

romantik reichen Periode der Segelschiffahrt nach seinen buntesten Richtungen farbenreich schildern. Eine in der ersten Erzählung auftretende Gesellschaft wettergebräunter Seeleute wird in den folgenden nach frühern und spätern Erlebnissen vorgeführt, von denen zwei durch einen tragischen Abschluß das Gemüth des Lesers erschüttern, während die letzte Erzählung durch eine Liebesgeschichte aus dem Volksleben des trotzigen Friesenstammes den Gedanken des Rettungswerks aus Wogengefahr zum lebenswahren Ausdrucke bringt.

Staatswissenschaftliche Literatur.

1. Die Nationalitätsidee und der Staat. Eine culturgeschichtliche Studie über den Einfluß der nationalen Ideen, besonders auf Staaten mit gemischter Bevölkerung von A. von Kremer. Wien, Konegen. 1885. Gr. 8. 4 M.
2. Der Zukunftsstaat und die Lösung der socialen Frage. Allen Berufsständen, insbesondere den Arbeitgebern und Arbeitnehmern gewidmet von Th. Blume. Hannover, Mayer. Gr. 8. 2 M.
3. Sociale Probleme. Von Henry George. Deutsch von F. Stöpel. Berlin, Stande. 1885. Gr. 8. 3 M.
4. Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellem und gewerblichen Gebiete. Von O. Asemissen. Bielefeld, Helmich. 1885. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.
5. Stoff und Kraft in der menschlichen Arbeit oder die Fundamente der Production. Von H. Schwarz. Wien, Hartleben. 1885. Gr. 8. 9 M.

In dem Werk „Die Nationalitätsidee und der Staat" von A. von Kremer (Nr. 1) „sollte die nationale Idee in ihrem Ursprung, ihrem Wachsthum und ihrer endlichen Herrschaft studirt, deren innere Berechtigung geprüft und schließlich, um so zu sagen, deren Competenzgrenze gesucht und festgestellt werden; es sollte gezeigt werden, wie weit ihre legitime Herrschaft reicht und wo dieselbe aufhört, wo sie vor gleich mächtigen oder selbst stärkern Ideen zurückzutreten hat".

Diese Aufgabe ist nicht vollständig durchgeführt, sondern es ist nur eine Anzahl lose zusammenhängender Aufsätze geboten, welche dies Thema berühren, und unter ihnen ist der bedeutendste derjenige über „nationale und gemischte Staaten". Es wird eine Menge von Gedanken und Anregungen durch den auf dem Gebiete der Culturgeschichte augenscheinlich sehr bewanderten Verfasser gegeben, aber wenn man den Abschluß einer Gedankenreihe erwartet und sucht, so ist das vergeblich. Für Oesterreich, aus dessen Verhältnissen heraus er schreibt, weiß er nur den Rath, der nationalgemischte Staat müsse seine Lebenskraft in dem Einverständniß der Betheiligten finden, jede Nationalität sich „in gewissem Maße" dem Gesammtzweck unterordnen. Als Gesammtzweck Oesterreichs ist aber doch nur der Anschluß an die westeuropäische Cultur denkbar; dieser kann nur durch die Deutschen Oesterreichs vermittelt werden, und das wollen eben die andern Völkerschaften nicht, die schon zu stark sind, um an diesem Nichtwollen verhindert zu werden. Was nun? Der Verfasser gibt praktisch nichts dafür an, und auch theoretisch hat er die Lehre von der Nationalität dem Abschluß nicht näher gebracht. Aber lesenswerth ist sein Buch doch.

Das ist mit der Schrift „Der Zukunftsstaat und die Lösung der socialen Frage" von Th. Blume (Nr. 2) allerdings nicht der Fall. Der Drang, über sociale Probleme zu schreiben, ist ja an und für sich nicht zu verwerfen, und es wird auch Leuten, die nicht „mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts bewaffnet" sind, öfters gelingen, Beachtenswerthes zu sagen und gute Rathschläge zu geben; aber so ohne alle geistige Rüstung Betrachtungen über das Dasein Gottes, die Fortdauer der Seele, die Nützlichkeit von Pfennigsparkassen, des Tabacksmonopols u. s. w. dem Druck zu übergeben, halten wir nicht für gerathen. Sehr befremdlich erscheint es unter anderm, daß der Verfasser den berühmten landwirthschaftlichen Schriftsteller Arthur Young wegen seines, angesichts der südfranzösischen Landwirthschaft gethanen Ausspruchs: „Gebt dem Menschen einen nackten Felsen und er wird einen Garten daraus machen", für einen Dichter hält; ob z. B. Thär, Kühn, Settegast für ihn wol auch Dichter sind und ihm die landwirthschaftliche Betriebslehre als ein Gedicht erscheint?

Das Buch „Sociale Probleme" von Henry George (Nr. 3) ist offenbar nicht wegen seines eigenen Werths, sondern deswegen übersetzt worden, weil dieses Amerikaners „Fortschritt und Armuth" einen so großen, ganz außer Verhältniß zu dem wissenschaftlichen Inhalt stehenden Erfolg erzielt hat. George's ganzer Reichthum an Gedanken erschöpft sich in dem einen, daß vermöge des von Ricardo entdeckten Grundrentengesetzes die Erträge von Kapital und Arbeit auf dem Niveau gehalten werden, welches sie auf dem schlechtesten Boden erzielen können, und daß die ganze Differenz zwischen dem auf dem schlechtesten und auf dem besten Boden erzielten Ertrag von den Grundeigenthümern als Profit eingesteckt werde. Dieser Profit werde immer größer, da die Bevölkerung anwachse und immer geringerer Boden für die Beschaffung der Nahrungsmittel in Bebauung genommen werden müsse; und so werde von den Erträgnissen von Kapital und Arbeit ein immer größerer Theil von den Grundeigenthümern fortgenommen; die einzige Rettung sei die Vertilgung der Rente der Grundeigenthümer durch die Besteuerung bis zur vollen Höhe derselben. In den Vereinigten Staaten von Amerika und in England hat diese Theorie der „Nationalisation" des Grund und Bodens unter dem Eindruck der dort wahrnehmbaren Misbräuche des Grundeigenthums und der Latifundienbildung Anklang gefunden und ist eine Zeit lang

modern gewesen. Für den europäischen Continent und insbesondere für Deutschland sind aber die Schriften George's völlig entbehrlich. Wir haben nicht nur eine wissenschaftliche Literatur, welche die Fragen des Grundeigenthums viel gründlicher und verständiger erörtert, sondern auch in unserer socialdemokratischen Literatur einen so reichlichen Ersatz für seine Jeremiaden über das Elend der modernen Volkswirthschaft, daß wir George's sehr wohl entrathen können. Speciell gegen diese Schrift über die „Socialen Probleme" können wir eine ganze Masse viel werthvollerer socialpolitischer Schriften setzen, und es ist schade, daß ein deutscher Schriftsteller, der selbst Besseres leisten kann, sich zur Uebersetzung dieses Buchs hergegeben hat.

„Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellem und gewerblichem Gebiete" von O. Asemissen (Nr. 4). Dieser Titel deckt sich mit dem Inhalt der Schrift nicht völlig, in der man allgemeine Erörterungen über die wirthschaftlichen Verhältnisse von Kleinstädten und kleinen Staaten erwarten muß. Die Darstellung spitzt sich eben wesentlich auf eine solche der Verhältnisse der Stadt Lemgo (in Lippe) zu, der allerdings an der Hand von Arbeiten des Statistischen Reichsamts Betrachtungen über den Einfluß der Eisenbahnen auf kleine Städte und dann statistische Daten über das Fürstenthum Lippe vorausgeschickt werden. Wie es scheint, ist der Verfasser geneigt, die mangelhafte Entwickelung Lemgos, das von Bielefeld weit überholt worden ist, zum Theil auf dessen Zugehörigkeit zu einem kleinen Staat zurückzuführen. Dagegen kann man auf Beispiele von andern Städten in kleinen Staaten, z. B. Gera, Greiz, hinweisen, die sich mächtig entwickelt haben.

Das Werk „Stoff und Kraft in der menschlichen Arbeit" von H. Schwarz (Nr. 5) ist eine systematische Darstellung der technischen Vorgänge, durch welche die Gesammtheit unserer wirthschaftlichen Güter entsteht. Es ist also eine grundlegende Arbeit für das Verständniß aller wirthschaftlichen Vorgänge, die schließlich jedem Gebildeten willkommen sein muß. Daß die ungeheuere Masse des Materials auf einem verhältnißmäßig so engen Raum (in einem Band von 800 Seiten) bewältigt werden konnte, erscheint fast wunderbar; und selbst wenn es hier und da in wissenschaftlich anfechtbarer Weise geschehen sein sollte, was wir nicht zu beurtheilen vermögen, so wird doch eine sehr große Masse technischen Verständnisses durch diese Productionslehre vermittelt. H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine Schrift „Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens (1835—55)" hat Madame C. Jaubert zusammengestellt und Luise Welter veröffentlicht (Leipzig, Le Soudier). Den Heine-Biographen und Literarhistorikern wird sie viele interessante Züge aus dem Leben des Dichters bieten; der ganze Stil der Verfasserin macht den Eindruck der Zuverlässigkeit ihrer Mittheilungen. Um der Bedeutung Heine's willen erlauben wir uns, hier einige Details mitzutheilen. „Es hatte monatelanger Versuche bedurft, bevor man dahin gelangt war, dem kranken Heine eine befriedigende Lage auf seinem Bett zu geben. Heine's völlig abgezehrter Körper schien der eines zehnjährigen Kindes zu sein; seine Füße waren so verdreht, daß die Ferse sich vorn befanden." Heine's Frau äußerte kurz vor dessen Tode zu dem Kranken: „Du wirst mir das nicht anthun, du wirst nicht sterben! Diesen Morgen habe ich schon meinen Papagaien verloren; wenn auch du stürbest: ich wäre zu unglücklich!" Heine ließ unter dem Titel „Herr Bär" über Meyerbeer Verse in Deutschland erscheinen, welche an dem Componisten kein gutes Haar lassen; dies that er nur, weil er bei dem Componisten des „Propheten" um eine Loge für die erste Aufführung dieser Oper nachgesucht und sie am bezeichneten Tage nicht erhalten hatte! An die Herausgeberin schreibt Heine am 19. September 1848 unter anderm: „Ich will nicht in Passy beerdigt werden; der Friedhof muß dort sehr langweilig sein. Meine Krämpfe ziehen bis zum Kopfe hinauf, wo sie vielleicht mehr Schaden angerichtet haben, als ich selbst beurtheilen kann: religiöse Gedanken nehmen überhand" u. s. w.

— Unter dem Titel „Ueber tragische Schuld und Sühne" gibt Julius Goebel einen „Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas" (Berlin, C. Duncker). Der Verfasser schreibt als geistreicher, durchaus ideal gesinnter Dilettant; er schreibt die Geschichte des hochinteressanten ästhetischen Begriffs, wie sie sich ausprägt bei den Classikern und in der speculativen Aesthetik. Ob der sehr achtungswerthe Autor die Feder ansetzen mußte, wenn er zur wahren Erkenntniß des gestellten Problems „nur anregen" konnte, das lassen wir dahingestellt. Zu wirklicher Selbständigkeit bringt er es im Grunde mit seinen oft flüchtigen Argumentationen nicht; auch stellt er zuweilen sehr gewagte Behauptungen auf, z. B. daß Shakspeare im Heraustreiben voller tragischer Sühne blos Ansätze mache, daß unser deutsches verbildetes Stammesgefühl noch immer elend dahinkrüppelt u. s. w.

Aus der Schriftstellerwelt.

In München starb am 13. April infolge einer Lungenentzündung Karl Stieler, der sich durch seine bairischen Volksgedichte und durch seine Gedichte aus der Alpenwelt einen Namen gemacht hat. Als Sohn des Malers Karl Stieler wurde er am 13. April 1842 in München geboren, studirte daselbst die Rechte und trat in die rechtswissenschaftliche Praxis ein. Zuletzt war er Reichsarchivassessor in München. Seine amtliche Thätigkeit unterbrach er durch größere Reisen nach England, Frankreich, Italien und Ungarn. Was seine literarische Thätigkeit betrifft, so ist er als hochdeutscher Dichter durch seine trefflichen „Hochlandslieder" (1880) und „Neue Hochlandslieder" (1881), die sich ebenso durch Frische der Gesinnung und der Darstellung wie durch große Formgewandtheit auszeichnen, in weitesten Kreisen bekannt geworden. Als bairischer Volks- und Dialektdichter hat er kernhaft und resolut, ohne die göttliche Grobheit zu scheuen, aus dem bairischen Volksgeist herausgedichtet, dabei auch einen Kranz frischduftiger Alpenblumen gewunden in seinen „Bergbleamln" (1865), „Weil's mi freut" (1876), „Habt's a Schneid" (1877), „Um Sunnawend" (1878), „Von Dahoam" (1881), „A Hochzeit in de Berg" (1881), „Wanderzeit" (1882), „In der Sommerfrisch" (1882), „Aus den Hütten" (1883). Außerdem hat er an mehrern illustrirten Albums mitgearbeitet: „Aus deutschen

Tagen" (1871), „Italien" (1873), „Rheinfahrt" (1877). Er war mit Paul Heyse eng befreundet, der ihm einen poetischen in der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckten Nachruf widmete. Wir entnehmen demselben die folgenden Verse:

Wie sonnig war dein Aufgang, klar und schön!
Du schrittst mit freier Stirn auf Lebenshöhn
Und warfst vom Gipfel überm Bachgebraus
Dein helles Lied weit in das Land hinaus.
Des Volkes Herzschlag war dir früh vertraut
Und heimisch deinem Ohr sein tiefster Laut.
In Lust und Leid, in Trutz und Uebermuth
Wie rein dein Ernst! wie klang dein Lachen gut!
Und wo du sangst, da trug der Wiederhall
Von Herz zu Herzen den willkommnen Schall,
Ja über deines Stammes Marken weit
Scholl deines Hochlandsliedes Lieblichkeit,
Daß, wo die Ostsee blaut, das Nordmeer rauscht,
Man diesem Fremdling hingerissen lauscht',
Und wo er gastlich pocht' an eine Thür,
Mit offnem Arm die Liebe trat herfür.
Doch er, bescheiden, schlicht, von echter Art,
Heim sehnt' er sich auf jeder Ruhmesfahrt.
Nun, lieber Wandervogel, trägt ans Meer
Zu keinem Gastfreund dich die Schwinge mehr.
Der Frühling naht, die Halde grünt ringsum, —
Dein Flügel brach, und deine Brust ist stumm.

Die Schlußverse lauten:

Von seinen Lippen klang des Volks Gemüth,
Ein Quell vom Hochland rauschten seine Lieder.
O seid getrost! Erwachen wird er wieder,
So oft der Lenz in seinen Bergen blüht!

— Am 19. April 1885 starb zu Petersburg Nikolaj Iwanowitsch Kostomarow, nach Karamsin der bedeutendste russische Historiker, der sich aber zum Unterschied von dem letztern mehr mit der Volks- und Cultur- als der Staatsgeschichte Rußlands befaßte und in Bezug auf Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung seinesgleichen in Rußland nicht hat. Mit Recht ist er in dieser Hinsicht Thierry an die Seite gestellt worden. Die monotone Gleichförmigkeit der sarmatischen Ebene gewinnt unter seiner Feder Leben und Individualität; seine Arbeiten haben zum Bewußtsein gebracht, daß es nicht eine, sondern zwei russische Nationalitäten gibt, die nebeneinander Entwickelung verlangen: die großrussische (47 Millionen) und die kleinrussische (14 Millionen). Hauptsächlich beschäftigte er sich mit der letztern, der er selbst angehört (er ward 1817 in Ostrogosch im Gouvernement Woronesch geboren), indem er sie gegen die Prätensionen der Polen, welche das kleinrussische Gebiet (Podolien, die Ukraine u. s. w.) als historisch zu Polen gehörig betrachten, und die centralirenden Bestrebungen der Großrussen vertheidigt. Freilich machte er sich dadurch Feinde in beiden Lagern. Im Jahre 1847 brachte ihn sein kleinrussischer Enthusiasmus in Conflict mit der russischen Regierung, die sich veranlaßt sah, gegen die „Ukrainophilen" einzuschreiten. Mit seinen Genossen, dem Dichter Schewtschenko und Kulisch, ward Kostomarow verhaftet, brachte ein Jahr in der Peter-Pauls-Festung, dann bis zum Jahre 1856 in Strafverbannung zu Saratow zu. Nach der Befreiung beginnt eine neue Reihe seiner Werke. 1859—62 war er Professor der russischen Geschichte an der petersburger Universität, wobei seine Vorlesungen, z. B. über Stenka Rasin, so fesselten, daß man höhern Orts bedenklich über solche Popularität wurde. Kostomarow's Hauptwerk ist „Bohdan Chmelnickij" (3 Bde., 4. Aufl. 1884), eine Geschichte des Lebens und der Kämpfe dieses berühmtesten Kosakenatamans im 17. Jahrhundert, wobei nicht nur aus Actenstücken, sondern auch aus der traditionellen Poesie des kleinrussischen Volks (den Dumen) geschöpft wird, was der Darstellung Actualität verleiht. Ferner schrieb er über den altrussischen Handel, über die altrussischen Republiken Pskow und Nowgorod, über russische Sitten und Gebräuche im 17. und 18. Jahrhundert, über den Untergang Polens und vieles andere, welche Arbeiten zum großen Theil in seinen „Historischen Monographien und Forschungen" (12 Bde., 1868 u. fg.) gesammelt sind. In neuerer Zeit kam dazu noch eine „Russische Geschichte in Biographien" und eine Monographie über Mazeppa (1884). Aber Kostomarow war nicht blos Geschichtsforscher, sondern auch Dichter. In seiner heimatlichen kleinrussischen Sprache verfaßte er unter dem Pseudonym Jeremias Halka Lieder, Balladen, Dramen sowie eine Uebersetzung von Byron's „Hebräischen Melodien". In spätern Jahren folgten in großrussischer Sprache, in der auch seine historischen Werke geschrieben sind, mehrere historische Romane aus dem russischen Leben („Der Sohn", „Kudejar", „Die Tschernigoweren") und aus der römischen Geschichte die Tragödie „Cremutius Cordus". Liebe zur Wahrheit, unabhängiger Freiheitssinn, unermüdliche Thätigkeit sind die Eigenschaften, welche Kostomarow vor vielen seiner Landsleute auszeichnen, und in seiner nationalslawischen Anschauung war er in Rußland der Hauptvertreter eines föderativen, auf der Gleichberechtigung der slawischen Völker beruhenden Panslavismus, im Gegensatz zum Panrussismus der moskauer Schule, wie überhaupt die Kleinrussen im Charakter und Entwickelungsgang den übrigen Slawen weit näher stehen als die Großrussen.

— Der Allgemeine Deutsche Schriftstellerverband hat am 8. Februar einen neuen Vorstand gewählt, der seinen Sitz wie der frühere in Leipzig hat. Eine Verlegung nach Berlin erschien aus demselben Grunde unthunlich, weshalb die Genossenschaft dramatischer Autoren dieselbe abgelehnt hatte: wegen der Schwierigkeit, in Preußen juristische Corporationsrechte zu erwerben. Der Vorstand wählte aus seiner Mitte als Vorsitzenden Karl Braun, als Schriftführer Moritz Brasch, als Schatzmeister Ludwig Soyaux. Gleichzeitig aber wird von Stuttgart aus für die Bildung eines neuen Vorstandes agitirt; die Polemik richtet sich besonders gegen den frühern Vorsitzenden, Dr. Friedrich Friedrich, der inzwischen von Leipzig nach Dresden übergesiedelt ist. Das Organ dieser Polemik ist die „Deutsche Schriftstellerzeitung", die in ihren bisherigen acht Nummern die Interessen des Schriftstellerstandes nach verschiedenen Seiten hin mit Geschick vertreten hat und deren Herausgeber, Joseph Kürschner, gelegentlich eine scharfe polemische Klinge führt.

Bibliographie.

Bagensky, v., Geschichte des königlich preußischen 4. Garde-Regiments zu Fuß 1860—1884. Im Auftrage des Regiments insbesondere für den Gebrauch der Unteroffiziere und Mannschaften derselben dargestellt. Offiziersausgabe. Mit einem Bildniß Sr. Maj. des Kaisers und Königs in der Uniform des Regiments, einem colorirten Uniformbilde und Uebersichtskarten, Plänen und Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Crome-Schwiening, C., Der neue Plutarch. Federzüge aus der Welt der Feder. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 60 Pf.

Erdmannsdörffer, B., Aus den Zeiten des deutschen Fürstenbundes. Akademische Rede. Heidelberg, C. Winter. 4. 1 M. 20 Pf.

Görlach, W., Fürst Bismarck. Eine Lebensbeschreibung. Bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Egelhaaf. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 1 M.

Huber, A., Die Gefangennehmung der Königinnen Elisabeth und Maria von Ungarn und die Kämpfe König Sigismund gegen die neapolitanische Partei und die übrigen Reichsfeinde in den Jahren 1386—1395. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 60 Pf.

Die 49. Infanterie-Brigade in der Schlacht von Vionville — Mars la Tour am 16. August 1870. Eine kriegsgeschichtliche Studie aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71 nach der applikatorischen Methode. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Lange, F., Harte Köpfe. Eine Geschichte. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Ostwald, W., In Sachen der modernen Chemie. Offener Brief an Herrn Albrecht Rau. Riga, Deubner. 1884. Gr. 8. 50 Pf.

Prosky, M. v., Das herzogliche Hoftheater zu Dessau. In seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Dessau, Baumann. Gr. 8. 4 M.

Rothschütz, T. v., Unfehlbar. Anklam. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Schmid, T., S. J., Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister Richard Wagner. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Trefort, A., Mignet und seine Werke. Budapest, Kilian. Gr. 8. 80 Pf.

Wasserschleben, F. W. v., Anti Nordau. Eine Kritik des Buches „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M.

Weyrauch, J. J., Das Princip von der Erhaltung der Energie seit Robert Mayer. Zur Orientirung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79
von **Dr. J. H. Jaworskij.**
Autorisirte deutsche Ausgabe.
Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.
Mit Illustrationen und 2 Karten. Zwei Bände. Gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Shakespeare-Mythus.

William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen.

Von
Appleton Morgan.
Autorisirte deutsche Bearbeitung von
Karl Müller-Mylius.
8. Geh. 6 M.

Die Frage, ob William Shakespeare die unter seinem Namen bekannten Dichtungen und Dramen verfaßt habe, welche in England und Amerika bereits eine ganze Literatur hervorrief, verdient auch in Deutschland gründlich erörtert zu werden, und dazu bietet das vorliegende Werk außerordentlich reiches Material. Eben wegen dieser Fülle mitgetheilter Thatsachen, Aufzeichnungen, Hinweise und Citate ist dasselbe jedenfalls als ein höchst willkommener Beitrag zur Shakespeare-Kunde und Shakespeare-Literatur zu begrüßen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von
Oskar Meding. (Gregor Samarow.)
Drei Abtheilungen:

1. **Vor dem Sturm.** Geh. 6 M. Geb. 7 M.
2. **Das Jahr 1866.** Geh. 6 M. Geb. 7 M.
3. **Im Exil.** Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Meding's Memoirenwerk enthält eine Menge politischer Enthüllungen, namentlich über die braunschweig-hannoversche Welfenfrage. Auch die jüngst von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilten Briefe des König Georgs von Hannover sind großentheils hier bereits veröffentlicht, ebenso wie ähnliche Actenstücke.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).
Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 103 bis 109.

Zum Entwurf der Strafproceßnovelle. (I/III.) — Der englisch-russische Conflict. — Deutscher Reichstag. — Skierniewice und was daran hängt. — Die deutsche Politik in Elsaß-Lothringen. — Die Reform des deutschen Strafproceßrechts. Von A. Geyer. (I.) H. Baumgarten: Geschichte Karls V. Von F. von Bezold. — Zwei Briefe des österreichisch-ungarischen Consuls in Chartum. — Römische Annalen. (XX.) — Deutsche Renaissance-Künstler. Von Dr. A. Svoboda. (I.) — Eine neue amerikanische Ethik. — Am Grabe Karl Stieler's. Von P. Heyse. — Aus der Revolutions- und Reactionszeit. — Zur musikästhetischen Controverse. — Das Reich der Zaren. Von W. Henckel. — Zum Schutz des geistigen Eigenthums. Von R. Weltrich. — Ein Modell des Tempelberges zu Jerusalem. Von A. Thiersch.

Zum Mißbrauche des kaufmännischen Geschäftsgeheimnisses. — Zur Coreurrenz des amerikanischen Getreides. — Zur Lage der deutschen Zwirnerei- und Nähfaden-Industrie. — Die Consular-Reform in Frankreich. — Geschäftliche Jahresberichte: Anglo-Oesterreichische Bank. Deutscher Phönix. Deutsche Effecten- und Wechselbank, Frankfurt a. M. Frankfurter Baubank. Niederländische Lebensversicherungs-Actiengesellschaft zu Elberfeld. Helvetia, Schweizerische Feuerversicherungsgesellschaft in St. Gallen. Oesterreichische Bodencreditanstalt. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).
Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**
Neue Serie. Neunzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Hugo Schenk, Karl Schlossarek, Karl Schenk. (Räuber und Mädchenmörder. Wien 1884.) — Georg von Majlath, der Judex Curiae von Ungarn, und seine Mörder. (Budapest 1883—84.) — Das Attentat auf den König Humbert I. von Italien durch Giovanni Passanante. (Neapel 1878—79.) — Der florentiner Bombenproceß. (1878—79.) — Karl F. Kring, der Mörder seiner Geliebten. (Saint-Louis 1875—83.) — Der Hoffourier Joseph Schmid, genannt Ferrari. (Diebstahl. München 1883—84.) — Der Proceß von Tisza-Eszlar. (Ungarn 1883.) — Nachträge zu dem Processe von Tisza-Eszlar.

Wie die vorstehende Inhaltsangabe zeigt, führt dieser neue Band des beliebten Sammelwerks eine Reihe von Criminalfällen vor, die alle den letzten Jahren angehören und fast sämmtlich das außerordentlichste Aufsehen erregt haben. Die sachkundige und streng objective Behandlung, welcher „Der Neue Pitaval" die dauernde Gunst des juristischen wie des Laienpublikums verdankt, wird auch diesmal nirgends vermißt werden.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITTERARISCHE GESELLSCHAFT

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 7. Mai 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Der Kritiker. Von Bruno Walden. — Moderne Lyrik. Von Paul Heinze. — Neue Romane. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Kritiker.

Seinen Nebenmenschen es recht zu machen, ist für jedermann eine schwierige Aufgabe, doch wol für keinen eine so schwierige wie für den Kritiker. Je objectiver, je idealer er seinen Beruf erfaßt, um so mehr Anstoß erregt er hüben und drüben: einerseits bei den Schriftstellern, die er bespricht, andererseits bei dem großen Publikum, das seinen Leserkreis bildet. Die einen schelten seine Ehrlichkeit „Rücksichtslosigkeit", die andern legen ihm das Maßhalten als schnöde Zaghaftigkeit aus. Am allerschlimmsten aber ist er im literarischen Freundeskreise angeschrieben. Diesem vermag er es nun und nimmer recht zu thun, sei es im Lob, sei es im Tadel. Die literarischen Coterien hat er sämmtlich zum Feinde, da er es mit keiner hält, und nur eine Menschengattung beehrt ihn mit grimmigerm Hasse noch: die Dilettanten, die ihn kurzweg als „Talentmörder" bezeichnen.

Kaum jemals glaubt sich ein Schriftsteller von irgendeinem seiner Kritiker gebührend gewürdigt. Wie warm auch das ihm gespendete Lob sein mag, immer noch findet er es unvollständig. Doch um gerecht zu sein, muß man zugestehen, daß dieser Unbefriedigung nicht immer jener literarische Größenwahn zu Grunde liegt, der allerdings auch zu den häufigen Erscheinungen zählt. Der Autor ist sich seiner Absicht, ist sich dessen, was er beim Schreiben gedacht und empfunden hat, bewußt, und ohne sich zu fragen, ob er es auch klar zum Ausdruck gebracht, zürnt er dem Leser und gar dem Kritiker, wenn dieser nicht alle Beziehungen „richtig erfaßt", alle Intentionen gebührend würdigt. Er klagt dann über „Oberflächlichkeit", „Stumpfsinn", ja über „Bosheit". Aber all diese Intentionen richtig zu erfassen, bedürfte es häufig für eine kleine Erzählung eines Commentars, so umfangreich wie desjenigen zur „Göttlichen Komödie". Andererseits aber ist wieder das „Nichtverstandenwerden" der Trost der Talentlosen und Dilettanten. Halb sanguinisch, halb verbittert sehen sie eben darin einen Beweis ihrer Genialität: denn wann wäre wol jemals das Genie von seinen Zeitgenossen verstanden und gewürdigt worden? Liegt es doch in seiner Natur, der geistigen Zeitströmung vorauzugehen, vorwegzunehmen, was erst die Reihe kommender Geschlechter zu erfassen vermag. Ueberdies bäumt sich ja auch der Neid gern auf gegen jede starke, eigenartige Begabung. Damit tröstet sich der unausgegorene Schwulst, der sich für Schwungkraft hält, und die kalte Nüchternheit, die sich classische Einfachheit dünkt. Namentlich Dramatiker, die über ein halbes Dutzend „als Manuscript gedruckte" Komödien verfügen, finden süßen Trost in der Vorstellung, kommenden Geschlechtern ein neues dramatisches Evangelium zu predigen, die Bühne der Zukunft umzugestalten. Allerdings ist es trübselig, erst von der Nachwelt Ruhm zu erwarten. Doch ist's immerhin noch eine Befriedigung, wenn das Publikum „unheilbar blind", die Kritik unerschütterlich „böswillig" ist.

Zumeist ist nur jugendliche Unfertigkeit — sie steht durchaus nicht immer mit der Altersangabe des Taufscheins in Einklang — mit solcher beglückenden Siegeszuversicht für künftige Zeiten gesegnet. Doch ist überhaupt im allgemeinen eben die eifrig producirende Talentlosigkeit am hoffnungsvollsten. Kein Miserfolg vermag ihren Thatendurst zu dämpfen, und es ist bewundernswerth, mit welcher Ausdauer die vielgeschmähten, verständnißlosen Kritiker durch „im Selbstverlage" erschienene Werke mit rührenden Begleitschreiben heimgesucht werden. Welch schöne Worte bekommt der böse Mann da zu hören! In den zierlichsten

Schriftzügen wird er als der Hort der Unparteilichkeit, die Stütze keimender Talente, der großmüthige Förderer jedes höhern Strebens u. s. w. gepriesen. Wenn er jedoch nicht nach Erwartung „stützt" und „fördert", d. h. wenn er nicht genügend lobt und der Welt ankündigt, daß ihr ein neuer Genius erstanden ist, dann wehe ihm! Unbarmherzig wird er von der Höhe gestürzt, auf die er brieflich erhoben worden, und als Talentmörder gebrandmarkt.

Noch schlimmer aber sind die freundlichen Besuche, die der Kritiker erhält. Da findet sich eine liebende Mutter ein, die ihm mittheilt, ihr Sohn habe „ganz wie Schiller" mit achtzehn Jahren ein Drama geschrieben, das die unverständigen Theaterdirectoren trotz der steten Klage über Mangel an dramatischer Production in unbegreiflicher Verblendung zurückgewiesen; eine Kritik aus so bewährter Feder würde ihnen zweifellos die Augen öffnen. Andern Tags erscheint ein zärtlicher Vater mit einem Pack lyrischer Gedichte, die seine Tochter — wie er ohne alle väterliche Eitelkeit versichern könne, ein Talent ersten Ranges — verfaßt hat. Er glaube sich der Allgemeinheit gegenüber verpflichtet, das Opus zu veröffentlichen, und appellire zu diesem Zweck an das bewährte Urtheil des ausgezeichneten Kritikers, der zweifellos seinem hochbegabten Kinde sogleich den Weg auf die Höhen des Parnasses bahnen werde. Freundliche Dichter, die sich, ihr Manuscript unter dem Arm, selbst auf den Weg gemacht, sind zuvorkommend erbötig, dasselbe gleich zur Stelle vorzulesen. Mitunter gesellen sich zu diesen häufig grotesken Gestalten auch wehmüthige Erscheinungen: eine zaghafte Witwe, welche von ihren literarischen Versuchen eine Verbesserung des allzu spärlichen Einkommens hofft, die ihren Kindern zu statten kommen soll; ein hochaufgeschossenes blasses Bürschchen, das sich von einigen Gedichten eine Einnahme verspricht, um dem kranken Mütterlein mancherlei Erquickung zu schaffen. Da wird es dem „bösen" Manne recht schwer, das Protectoramt abzulehnen, eine harte Wahrheit zu sagen, die dennoch zugleich ein Gebot des Mitgefühls ist; denn nichts ist grausamer, als grundlose Hoffnungen groß zu ziehen, welche unfehlbare Anweisungen auf die herbsten Enttäuschungen sind.

Dagegen wird auch der weichherzigste aller Kritiker durch den als Wohlthätigkeit verkappten Dilettantismus in Harnisch gejagt. Reichliche Erfahrung erfüllt ihn von vornherein mit schlimmem Vorgefühl, wenn ihm ein Einzel- oder Sammelwerk zu Händen kommt, das „zu wohlthätigem Zwecke" der Oeffentlichkeit übergeben worden. Alle Verse, Erzählungen, Studien und dramatischen Dichtungen, die trotz wahrhaft ahasverischer Wanderungen nirgends ein Unterkommen gefunden haben, wagen sich zu wohlthätigem Zwecke an die Oeffentlichkeit, und eine Flut sittlicher Entrüstung bricht gegen den Recensenten los, der nicht dem Satze huldigt, daß der Zweck die Mittel heiligt. Er wird kurzweg zum Barbaren gestempelt, der alles humanitären Sinnes entbehrt, dagegen der ärgsten Rücksichtslosigkeit voll ist, denn mit guten, aufopfernd wohlthätigen Menschen streng ins Gericht zu gehen, ist eine Unthat, deren nur ein rohes Gemüth fähig sein kann. Mit wahrem Abscheu denunciren ihn die Wohlthäter und ihr Anhang dem gesunden Gefühl aller Wohldenkenden. Doch hindert sie dies nicht, bei nächster Gelegenheit wieder „vertrauensvoll" an ihn heranzutreten, offenbar in dem schönen Glauben, daß die menschliche Natur auch bei aller Verderbtheit noch der Besserung fähig sei.

Daß der Kritiker es ausschließlich nur vom literarischen Standpunkte aus, mit der Sache an sich, und nicht mit Personen und ihren Zwecken zu thun hat, daß der reine Ausdruck seiner Ueberzeugung für ihn Ehrensache ist, wird gar nicht in Erwägung gezogen. Menschen, die sicher von niemand nach irgendeiner andern Richtung hin ein falsches Zeugniß verlangen würden, treten ungescheut mit der Zumuthung an ihn heran, ein Urtheil abzugeben, das seiner Ueberzeugung zuwiderläuft. Daß er von idealerm Standpunkte aus seinen Lesern zum mindesten jene Ehrlichkeit schuldet, zu der man jeden Kaufmann seiner Klientel gegenüber verpflichtet hält, nämlich: nichts Gefälschtes zu Markt zu bringen, fällt niemand ein, sondern man verlangt geradezu von ihm, daß er seine Hauptpflicht einer Fülle von Nebenverpflichtungen zum Opfer bringe.

Alle erdenklichen Gemüthsargumente werden ins Feld geführt, um Pression auf ihn zu üben. Hier soll er Ungenügendes, ja oft geradezu Schlechtes loben, weil es von einem Greise herrührt, dem man „doch noch die Freude machen sollte", seinen kindischen Ehrgeiz zu befriedigen; dort, weil ein eben erst erblühendes nervöses Mädchen an ihrem Lebensmorgen vor herber Enttäuschung zu bewahren sei. Von den empörenden Zumuthungen, auf den Stand oder die einflußreiche Stellung unberufener Literaten Rücksicht zu nehmen, wollen wir ganz absehen. Am peinlichsten werden die Anforderungen jenen schwachen Talenten gegenüber, denen hier und da eine Kleinigkeit gelingt, die, durch das übertriebene Lob im Freundeskreise in ihren Hoffnungen und Strebungen hinaufgeschraubt, sich als Schriftsteller von Fach betrachten und mit den Ansprüchen solcher vor die Oeffentlichkeit und die Kritik treten. Wie der Herr die sündige Stadt verschont hätte, wenn auch nur drei Gerechte darin gehaust, so soll der Recensent einen dickleibigen Band Gedichte loben, weil ein halb Dutzend annehmbare darunter sind. Hier zeige sich ja doch Talent, heißt es, und dieses Talent anzuerkennen sei heilige Pflicht. Zugleich aber der Kurzathmigkeit dieses Talents erwähnen, das es über ein paar Niedlichkeiten nicht hinausgebracht, dies erscheint frevelhaft. Schonungsvoll sucht der Kritiker den Gemüthsanforderungen und der Gerechtigkeit genugzuthun, indem er über die Unbedeutendheit des Ganzen, über dessen literarische Nichtberechtigung und somit das Opus überhaupt schweigend hinweggeht. Allein nichts verübelt der Geschonte mehr als diese Schonung. In bitterm Zorn klagt er, daß er doch mindestens des Tadelns werth, daß Todtschweigen der Schändlichkeiten größte sei, der Ausbund von Bosheit.

Unter den Berufsschriftstellern sind meist jene die empfindlichsten, die den geringsten Grund dazu haben. Kein halbwegs normaler Mensch glaubt an seine Unfehlbarkeit, der bedeutende Literat aber ist von der seinen als solcher häufig unerschütterlich überzeugt. Trotz seiner ehrfurchtsvollen Liebe für Shakspeare, Goethe, Schiller, Calderon, Dante, Molière ist er klarsichtig genug, auch die Werke dieser Herren der Weltliteratur nicht als vollkommen tadellos zu betrachten, an dem einen oder dem andern, unbeschadet der Größe desselben, manchen Mangel zu entdecken und, unbeschadet seiner Bewunderung, auch nachzuweisen. Wenn jedoch ein Kritiker über die Arbeit desselben klarsichtigen Schriftstellers nach warmer Anerkennung irgendein Bedenken von ganz partieller und nebensächlicher Bedeutung kundgibt, erregt dies in dem so nachdrücklich und aufrichtig Gepriesenen eine Erbitterung, die ihn all das Lob misachten läßt. Er hält sich nur an die Ausstellung und geberdet sich, als sei ihm ein unerhörtes Unrecht geschehen. Die Tadelsucht der Kritiker, die an allem mäkeln müsse, die nie und nimmer „reine" Anerkennung zu spenden vermöge, gibt ein Thema ab, das zu ventiliren er niemals müde wird. Wie die Berechtigung, ja Verpflichtung der Kritik, übersieht er dabei auch ganz den ihm selbst förderlichen praktischen Standpunkt. Bloße Apotheose wirkt nicht nur nicht überzeugend, sie weckt auch den jedermann innewohnenden Oppositionssinn, während einiger dem Lichtbilde beigegebener Schatten dieses plastisch gestaltet, es glaubhaft macht. Dem, der sich nicht zu tadeln scheut, glaubt man auch das Lob. Beinahe ebenso sehr aber wie der Tadel verletzt den Schriftsteller (selbstverständlich gibt es hier wie überall Ausnahmen) eine von dem Kritiker gezogene Parallele. Seine Empfindung oder Empfindlichkeit sträubt sich dagegen, daß gleichzeitig mit ihm, neben ihm ein anderer noch in Betracht komme. Selbst wenn man die Aehnlichkeit im Charakter oder Colorit eines literarischen Vorzugs mit dem correspondirenden eines Autors anerkannt ersten Ranges aus früherer Zeit hervorhebt, wird es von ihm übel vermerkt, selbst den Todten gegenüber will er hors de concours bleiben. Er betrachtet sich am liebsten als in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft „einsam auf kahler Höh'" stehend.

Wie heftig aber auch die Berufsschriftsteller gegen die Tadelsucht der Kritik losziehen: kommt der Kritiker in die ihn herzerfreuende Lage, warm und lebhaft zu loben, so macht er es doch auch dann höchstens einem, dem Betreffenden selbst, recht. So sehr dessen Collegen sonst das Mäkeln in der Kritik tadeln, so rasch sind sie nun ihrerseits damit zur Hand, an diesem Lobe Uebermaß und Ueberschwenglichkeit zu bekritteln. Ja gröber geartete Naturen vermeinen darin persönliche Beziehungen zu erkennen Eben diese aber sind auch wieder sittlicher Entrüstung voll, daß dem Kritiker, nicht einmal die Freundschaft heilig sei, wenn er sich genöthigt sieht, das Werk eines befreundeten Schriftstellers zu tadeln. Gewisse Cliquen und Coterien sind nun vollends außer sich über seine „Unzuverlässigkeit", wenn ihre Mitglieder bald Lob, bald Tadel trifft und er nicht dem praktischen Grundsatz huldigt: eine Hand wäscht die andere. Das solidarische Zusammenhalten, das ihr Ideal ist, legt nicht nur unverbrüchliche Liebes-, sondern auch ebensolche Hassesverpflichtungen auf. Wer innerhalb der Coterie steht, muß unbedingt gelobt, wer sich außerhalb derselben befindet, mindestens bedingt getadelt werden. Ein Kritiker, der sich dieser Eintheilung in zwei oder mehrere Lager nicht fügt, wird von beiden Seiten gehaßt und in Bann gethan. Da übrigens die Cliquen selbstverständlich nur aus niedriger gearteten, wenngleich oft talentvollen Literaten bestehen, kann der Verfehmte sich füglich mit dem alten Spruche trösten: Viel Feind', viel Ehr'!

Aber auch einem großen Theil des Publikums vermag es der Kritiker nicht leicht recht zu machen. Die „pikante" Kritik, die nicht nur tadelt, sondern geiselt, die den Recensirten durch geistreiche Malicen Spießruthen laufen läßt und die Schwächen eines Werks dazu benutzt, es unerbittlich lächerlich zu machen, ist leider in weiten Kreisen beliebt, sie ist aber höchstens absoluter Talentlosigkeit und arroganter Prätension gegenüber berechtigt. Eben die schöngeistigen Kreise lieben es, pikant unterhalten zu werden, unbekümmert darum, ob der Autor dadurch Unrecht, unverdienten Schmerz, schädigende Entmuthigung erfährt. Vermag der Kritiker diesen Frivolitätsanforderungen nicht zu genügen, so verfeindet er sich andererseits auch die zartbesaiteten Gemüther, die es ihm nicht verzeihen können, wenn er ihre Illusionen verletzt, indem er die Hohlheit manchen populären Autors oder Werks klarlegt und mitleidlos nachweist, daß die vielbewunderten Helden und Heldinnen, denen man sentimentale Theilnahme geschenkt, keine Menschen von Fleisch und Blut sind, sondern schlecht gefügte Gliederpuppen. Einen Modeautor, der die Menge nach ihrem Geschmack zu unterhalten wußte, sei es auch ebenso sehr auf Kosten der Wahrheit wie der Kunst, von dem Piedestal zu stürzen, auf das er durch Oberflächlichkeit und Ungeschmack erhoben worden, wird als ein bejammernswerther Frevel beklagt. Wer mühelose Unterhaltung bietet, dem wird vieles verziehen, und einen derartigenAutor auf Lebenswahrheit und künstlerischen Gehalt zu prüfen, gilt zum mindesten als unverzeihliche Pedanterie.

Sicherlich werden die berufenen und unberufenen Literaten all diesem gegenüber einwenden, daß der unfehlbare Kritiker wol ebenso wenig existire wie der unfehlbare Autor. Gewiß wird auch der Kritiker trotz redlichsten Objectivitätsstrebens je nach dem Gepräge seiner Individualität von jenem subjectiven Standpunkt aus, von dem kein Mensch sich freizumachen vermag, öfter sich einer Einseitigkeit schuldig machen. Eben deshalb ist ihm das Maßhalten doppelt Pflicht; um so mehr auch muß er streng an dem idealen Maßstab und dem rein Sachlichen festhalten, muß er nach bestem Wissen und Gewissen sein Bestes thun, und ist es ihm damit redlich Ernst, wird er sicher seines Amts fördernd walten. Häufig auch wird der naive

Anspruch laut: wer tadelt, soll es besser machen; erst wenn der Kritiker ein mustergültiges Drama und Epos, einen tadellosen Roman geschrieben und in der Lyrik Vorzügliches geleistet, dürfe er andere kritisiren. Weder an den Musikreferenten stellt man die Anforderung, daß er componire und musicire, noch an den Kunstkritiker, daß er sich in der Malerei und Bildhauerei bethätige, und dennoch gilt das Urtheil des einen und des andern als vollwichtig. Die Berufsbefähigung des Kritikers prägt sich wie jene des schaffenden Künstlers in seiner Arbeit aus. Um Tüchtiges zu leisten, bedarf er eines in seiner Eigenart ebenso kräftigen Talents wie dieser. Seinem analysirenden Geiste muß der künstlerische Sinn zur Seite stehen, der das, was der erstere zu Einzelheiten zerlegt, stets wieder im Zusammenhang mit dem Ganzen sieht und das richtige Proportionsverhältniß des einen zum andern ermißt. Er bedarf auch einer regen und starken Einbildungkraft, die, wenngleich nicht mächtig genug, selbst zu schaffen, doch die Schöpfungen anderer mit einer Intensität erfaßt, die ihn das Geschilderte erschauen und mitempfinden läßt. Ob der Kritiker diese Eigenschaften besitzt, erkennt jeder Leser sofort daran, ob er von der Besprechung eines Buchs eine lebendige Vorstellung, sei es von dessen Inhalt, sei es von dem Grundcharakter und der Eigenart desselben erhält. Jener Instinct für das Lebenswahre, der an Porträts, die vor Jahrhunderten gemalt sind, mit voller Ueberzeugung herausempfinden läßt, daß sie wohl getroffen sein müssen, läßt den Leser auch an der Kritik das Gepräge der Tüchtigkeit, Wahrheit, Ehrlichkeit erkennen, und er wird sich durch eine solche in eine Art von directem Contact mit dem besprochenen Werke selbst gesetzt fühlen. In der speciellen Befähigung zur Kritik liegt wol auch der Grund, warum der Kritiker seines so vielfach undankbaren Amts gern und mit stets lebensvollem Interesse waltet. Sie drängt eben wie jede echte Begabung zur Bethätigung.

Daß jedoch sein Beruf wahrlich kein dornenloser ist, glaube ich in vorstehender Skizze genügend angedeutet zu haben.

Bruno Walden.

Moderne Lyrik.

1. Spitzberg-Album. Dichtungen aus Nordböhmen. Gesammelt von F. Hantschel und A. Paudler. Böhmisch-Leipa, Hamann. 1883. 8. 3 M.
2. Aus der deutschen Ostmark. Eine Dichtung in zehn Sängen von Adolf Hagen. Zürich, Schmidt. 1883. 16. 60 Pf.
3. Lieder des alten Spielmanns. Herausgegeben von Renata Greverus. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 12. 2 M.
4. Erotas. Neugriechische Liebesdistichen übersetzt von Alois Luber. Salzburg, Kerber. 1884. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Wander-, Wein- und Liebeslieder von Gustav Matsen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1883. 12. 2 M.
6. Gedichte von Wilhelm Kunze. Wolfenbüttel, Zwißler. 1883. 16. 3 M.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß Bücher, die auf dem Titel den Vermerk: Zum Besten irgendeines Unternehmens, tragen, von seiten der Kritik sich meist einer sehr nachsichtigen Beurtheilung zu erfreuen haben; indeß mögen wir bei dem uns vorliegenden „Spitzberg-Album" von F. Hantschel und A. Paudler (Nr. 1) dieser übeln Gewohnheit um so weniger uns anbequemen, als dasselbe in seiner ganzen Erscheinung denn doch einen gar zu wenig befriedigenden Eindruck hinterläßt. Wir erwähnten bereits früher in d. Bl. bei Besprechung des „Oldenburgischen Dichteralbums", in wie unvortheilhaftem Lichte das Erbübel des Deutschthums, das Separationsgelüst der einzelnen Völkerschaften voneinander sich zeige, sobald es auch auf das internationale Gebiet der Kunst sich überträgt. Einen neuen Beleg hierfür bietet das „Spitzberg-Album", welches — man höre und staune! — trotz seiner localen Einschränkung nicht weniger als 147 Mitarbeiter zählt und als eine Sammelstätte erscheint, auf welcher der poetische Dilettantismus sich einmal recht nach Herzenslust austummeln kann. Daß sich hier und da auch mitunter ein volles Korn findet, entschädigt nicht für die seichten Reimereien, die man mit in Kauf nehmen muß. Die Herausgeber haben vollkommen recht, wenn sie im Nachwort sagen:

> Wohl ist es wahr, daß neben den inhaltsechten und formvollendeten Gedichten auch hier und da ein anderes erscheint, worin der Dichter noch mit dem Ausdruck oder dem Gedanken um die Herrschaft ringt —

sehr unrecht aber haben sie, wenn sie fortfahren:

> Aber auch diese Klänge durften in dem allgemeinen Concert nicht fehlen.

Wenn Alfred Meißner von dieser eigenartigen Anschauung der Herausgeber, daß in einem Concert auch Mistöne nicht fehlen dürfen, vor dem Zustandekommen des Buchs eine Ahnung gehabt hätte, so würde er sich kaum herbeigelassen haben, einige (übrigens sehr schöne) Beiträge zu demselben zu liefern. Wie weit die Kritiklosigkeit der Herausgeber ging, davon nur einige Proben. In dem Gedicht „Der Invalide" von A. Jarisch heißt es: „Hinan zum Kreuze knieet die Mutter und der Sohn." Erinnert das nicht an den „spazierenknienden Ritter" in jener Parodie auf die Wagner'schen Operntexte? Oder wie gefällt es dem Leser, wenn Joseph Wolf von den Kindern „Vater Rheins" und „Mutter Germanias" sagt:

> Die Söhne sind verdorben,
> Die Enkel schlecht und schwach —
> Die beiden Alten weinen
> Ob ihrer Kinder Schmach.

F. K. Meißner feiert das tetschener Schloß in einer Reihe von Distichen als „biederer Vorzeit Product". Unglücklicher Aussichtsthurm, der du Anlaß zum Erscheinen dieses Buchs gabst, du hast viel auf dem Gewissen!

Einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck macht nach der Lektüre dieses poetischen Sammelsuriums die Dichtung „Aus der deutschen Ostmark" von Adolf Hagen (Nr. 2). Die Einkleidung derselben ist eine ähnliche wie die der Hauff'schen Märchen: von einer Anzahl junger Leute, die sich in einer Sennhütte zusammenfinden, trägt ein jeder zur Unterhaltung der andern dadurch bei, daß er einige Lieder zum besten gibt. Die Tendenz, die der Verfasser in diesen Liedern verfolgt, beruht in dem innigen Wunsch der endlichen Vereinigung auch der deutsch-österreichischen Lande mit dem Deutschen Reich; ein Wunsch, der aber wol zur großen Kategorie der pia desideria zählen dürfte. Es spricht aus diesen Gedichten eine wackere deutschnationale Gesinnung, und deshalb fühlen wir uns sympathisch berührt von ihnen, aber Anspruch auf hohen poetischen Werth dürfen sie nicht erheben. Zahlreiche unreine Reime, banale Wendungen und geschraubte Inversionen sowie durch den Reim bedingte stilistische Schwächen machen sich störend bemerkbar.

Sehr wenig am Platz finden wir den Angriff auf Rudolf Baumbach in dem Liede „An meine fahrenden Sangesbrüder":

Wenn heut manch einer entlehnte der alten Fahrenden Kleid
Und nun sich dünkte Genosse der großen Vergangenheit,
Weil er von Wein und Liebe und von des Wanderns Lust
Manch „Schelmenliedel" zu schnitzen gar künstlich hat gewußt,
So hat er nie erkundet, was jene am tiefsten bewegt:
Die Liebe zum eigenen Volke, die jeder im Herzen trägt.

Wir meinen, Baumbach habe durch seine größern epischen Schöpfungen bewiesen, daß er mehr sei als nur der Sänger der „Schelmenliedel".

Mit einem gewissen Mistrauen nahmen wir die „Lieder des alten Spielmanns" von Renata Greverus (Nr. 3) zur Hand; der Titel klang uns gar zu sehr gesucht-mittelalterlich. Schon die zehn Seiten lang ausgesponnene Einleitung zu lesen, war in der That eine Aufgabe; es wird uns darin weiter nichts erzählt, als daß einst ein alter Spielmann gelebt habe, der anfänglich immer sehr verstimmt gewesen, schließlich aber doch andern Sinnes geworden sei. In den nun folgenden Liedern erfahren wir — angeblich aus seinem Munde — den Grund seiner ehemaligen Hypochondrie, die sich natürlich von nichts anderm als von einer unglücklichen Liebe herschreibt. Der Inhalt dieser Lieder ist der denkbar seichteste und läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben. Der „niedere Knecht" verliebt sich in die holde Edeljungfrau und wird natürlich von deren Vater gründlich aus dem Wege geräumt. Der Gang der Erzählung ist übrigens so schattenhaft und ohne innern Zusammenhang, daß man ihr beim besten Willen kein Interesse abzugewinnen vermag; von Charakterzeichnung ist keine Spur vorhanden. Trotz ihrer vornehmen Abkunft ist die Edeljungfrau nicht eben von gewandter Tournure, denn auf des fremden Mannes Erklärung, daß er etwas Schönes suche, fragt sie ihn ohne Umschweife, ob sie ihm wol als dieses Schöne gelten könne. Beide verlieben sich schleunigst ineinander, und „er" winselt ihr die fadesten Lieder vor. Bescheiden ist er dabei in seinen Ansprüchen übrigens nicht, denn er spricht es mehrere mal unverhohlen aus, daß er sie nächtlicherweile erwarte, während es doch sonst üblich ist, daß der Galan zu seiner Schönen kommt, und nicht sie zu ihm, noch dazu, wenn er so tief im socialen Range unter ihr steht!

Eine kleine Probe dieser Lieder lassen wir hier folgen:

O Sonnenglut! o Sonnenglut!
Du thust mir nimmer, nimmer gut,
Mir und dem Leben draußen nicht,
Es brennt zu heiß dein Angesicht. . . .

Doch heißer noch als Sonnenglut
Hat jüngst ihr Blick auf mir geruht —
O blaues Aug'! o süße Maid!
O glutenreiche Sommerzeit!

Eine besondere Vorliebe zeigt die Poetin dafür, den Worten „gar so sehr" eine Stelle als Reim anzuweisen:

Es reiten hoch zu Rosse
Viel schmucke Ritter her,
Man heißt sie schön willkommen —
Mir pocht das Herze sehr. . . .

Und schauet sie hernieder,
Schaut gar zu mir wol her,
Senkt sich mein Blick zur Erde —
Ich zittre gar so sehr.

Der Jüngling hofft, thöricht genug, nun wirklich, der Ritter werde ihm seine Tochter geben:

Von Bedenken wird er reden,
Und ich will's ihm auch nicht wehren,
Können wir ihn nur am Ende
Unsre Lieb' begreifen lehren!

Aber bald wird er seines Irrthums inne. Dessenungeachtet ist der Graf ein humaner Mann, denn:

Er schrieb mir Referenzen auf,
Die sagen, was ich weiß und kann,
Damit in fremder weiter Welt
Man eher glaubt dem fremden Mann.

Nachdem der Jüngling nun das Schloß verlassen, faßt er den unglücklichen Entschluß, ein Spielmann zu werden. Freilich zweifelt er gleich selbst an seiner Mission, denn er bequemt sich nur dazu, weil er nichts anderes weiß:

Die Sehnsucht geht ins Weite;
Was aber fang' ich an?
Soll ich ein Spielmann werden,
So gut ich immer kann?

So wandert er denn nun durch die Welt, und als er alt geworden ist, findet er eines Tages das Grab seiner Geliebten, ohne eigentlich sonderliche Rührung dabei zu empfinden. Wenige Jahre darauf stirbt er.

Wir können der Verfasserin nicht eben zu besonderm Dank verpflichtet sein, die Lieder dieses Spielmanns auf die Nachwelt gebracht zu haben; bei ihrer Zerfahrenheit und ihrem Mangel an poetischer Stimmung und Anlage entbehren sie aller Berechtigung dazu.

Einen ebenfalls recht dürftigen Eindruck machen die „Erotas" in der Uebersetzung Alois Luber's (Nr. 4). Derselbe schreibt im Vorwort:

Wenn die Erzeugnisse der neugriechischen Volkspoesie ohne Zweifel mit Recht verdienen, in weitern Kreisen mehr, als gegenwärtig der Fall, bekannt zu sein, so sind die sogenannten erotischen Distichen dessen ganz besonders würdig, indem dieselben sowol durch eine höchst edle Auffassung der Liebe als durch bedeutenden poetischen Gehalt sich auszeichnen —

womit wir uns durchaus nicht einverstanden erklären können; denn unter den Schlacken findet sich so wenig Edelmetall, daß unsere Begriffe von der neuhellenischen Poesie dadurch ziemlich herabgestimmt werden. Ueberdies ist die Uebersetzung nicht gerade von berufener Seite erfolgt, denn sie ist häufig recht steif und unbeholfen im Ausdruck. Dazu kommt, daß die Auswahl eine Menge des Unbedeutenden und Nichtssagenden enthält, z. B.:

Dein Blut ist süß, wie Zucker sind die Wort' aus deinem Munde,
Drum lieb' auch ich dich, doch ich geh' noch deinethalb zu Grunde. . . .

Dem Eros Fluch und dem, der ihn zum Freunde sein erküret,
Und ihm, der Glauben schenkt dem Hund, den niemals Mitleid rühret. . . .

Die Luft zerfrißt mir mein Gewand, die Sonn' der Waffen Schneide,
Es nagt ein kleiner Liebesgott an meinem Eingeweide. . . .

Du siehst, daß ich ein Araber geworden bin an Schwärze,
Nicht weil ich in Arabien war, es kommt vom Liebesschmerze. . . .

Gar süß im Anfang Eros ist, der Sahne zu vergleichen,
Doch wenn er fest im Herzen sitzt, weiß er ihm Gift zu reichen.

Der lyrische Schmelz und Duft ist freilich vielleicht nur durch ungeschickte Hand von den Originalen abgestreift worden.

Nach dem Grundsatz „Multum, non multa" ist Gustav Matsen bei Herausgabe seiner „Wander-, Wein- und Liebeslieder" (Nr. 5) verfahren, denn das nur 98 Seiten zählende Bändchen nöthigt uns alle Achtung vor des Verfassers poetischem Können ab. Frische, unverfälschte Naturlaute sind es, die uns daraus entgegentönen; den Pulsschlag eines für Lust und Leid empfänglichen Herzens hört man aus allen seinen Liedern heraus, die ihm mit ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit rasch unsere Sympathien gewinnen, wenn er in ihnen auch nicht die höchsten psychologischen Probleme zu erfassen strebt.

Am meisten hat uns die erste, „Ausmarsch" betitelte Abtheilung gefallen, in der sich als Charakteristicum ein lebensfreudiger, heller Jugendmuth ausprägt. Es sind sämmtlich auf den Ton echter Empfindung rein abgestimmte Klänge, in welchen keine schrille Dissonanz die Harmonie stört. Nie, oder doch wenigstens höchst selten, bewegt sich der Dichter in den ausgetretenen Gleisen der Proletariatslyriker, die heutigen Tags den Parnaß bevölkern, sondern fast immer weiß er selbst den alltäglichsten Stoffen eine neue Seite abzugewinnen oder sie mit einer graziösen humoristischen Wendung zu pointiren, ohne deshalb jedoch in jenen neuerdings so beliebt gewordenen Ton blasirter höfischer Manierirtheit zu verfallen. Besonders angesprochen haben uns die Gedichte: „Aufbruch", „Beim Abschied", „Abendroth", „Bescheid" und „Ständchen". Das letztere mag hier einen Platz finden:

Ständchen.

Der Mond tritt aus der Wolkenwand
Und geht ins Land hinaus;
Vom Himmel bis zur Erde spannt
Er Silbersaiten aus.

Hörst du das Klingen süß und sacht,
Das durch die Lüfte zieht?
Wach auf! das ist die Frühlingsnacht,
Sie spielt und singt ein Lied.

Sie spielt sich selbst zu Preis und Ehr'
Die Zaubermelodie,
Sie singt, daß niemand schöner wär'
Wol in der Welt als sie,

Daß nichts in weiter Runde drauf
Wie sie an Liebreiz reich —
Schlag du die blauen Augen auf,
Und sie verstummt sogleich.

Die Liebeslieder lodern zwar nicht in heller Glut auf, sind aber innig und wahr empfunden. Der Dichter sieht in der Liebe keine wild verzehrende, sondern eine reine, keusche Flamme, die veredelnd und läuternd auf die Herzen wirkt.

In der zweiten Abtheilung: „Rückkehr", macht sich ein discret elegischer Zug bemerklich, welcher aber niemals in banale Weltschmerzelei ausartet. Meist sind nur die Ausklänge dieser Lieder wehmüthig gestimmt, insofern der Dichter bei Betrachtung der blühenden jungen Welt um sich her einen Rückschluß auf sich und seine Vergangenheit macht.

Von den Gedichten dieser Abtheilung haben uns am besten gefallen: „Der alte Zecher", dann „Nachtwandler", ein Cyklus zweistrophiger Liebeslieder, die eine von dämonischer Macht erzeugte, glühende, aber niemals sinnliche Lust verrathende Leidenschaft äußerst wirkungsvoll schildern. Erheblich unter dem Einflusse sprachlicher Härten leidet „Das verwunschene Haus". Viele stimmungsvolle Gedichte enthält der größere Cyklus „Am Meer", von denen uns „Meeresleuchten" das schönste dünkt. Die dritte Strophe desselben lautet:

Was leiht dem Meere diesen Zauberschimmer?
Sind es die Schätze, die es einst verschlang,
Sind es die stolzen, goldumglühten Trümmer
Der alten Wunderstadt, die drin versank?
Sind es die Thränen, die aus allen Landen
Für die, so nicht zurück zum Hafen fanden,
Ins Meer hinunterflossen und die nun
Als lichtverklärte, treue Liebesboten
Die weite Flut durchirren nach den Todten,
Die, fern der Heimat, drin begraben ruhn?

Am wenigsten entwickelt erscheint uns des Verfassers Talent für erzählende Dichtungen, die er in der dritten Abtheilung unter dem Titel „Alte Geschichten" zusammengefaßt

hat. Es fehlt hier mitunter der volle Schwung des poetischen Ausdrucks, auch mangelt dem Verfasser wol die nöthige Gestaltungskraft. Die meisten dieser Gedichte sind daher inhaltlich unbedeutend und gegenstandslos, die „Grabrede" ist sogar barock. Als rühmliche Ausnahmen hiervon sind zu nennen: „Heimkehr", „Elfenlied" und „Liebchens Wohl", von denen sich die beiden ersten durch herzige Frische, das letztere durch echte Gemüthstiefe auszeichnen.

Nicht minder als Matsen's Poesie haben uns die „Gedichte" von Wilhelm Kunze (Nr. 6) angesprochen. Es ist eine tief und reich angelegte Poetennatur, die sich in diesen Gedichten offenbart, und man fühlt, wie dem Dichter das Lied mit elementarer Gewalt rein und unverfälscht aus der Seele strömt. Einen idealen Schwärmer werden ihn vielleicht verknöcherte Realisten achselzuckend nennen; aber wir meinen, ein solches Urtheil aus solchem Munde könnte dem Poeten nur zur Ehre gereichen. Seine Gedichte athmen eine innige, Gott und alle Welt mit tiefstem Gefühl umfassende Liebe, wie er dies so schön in dem Gedicht „Aus tiefster Seele" ausspricht, dessen Anfang und Schluß wir hier hersetzen wollen:

Einmal bist du schon gewandelt,
Weltenheiland, hier in Klarheit,
Hast gebracht die reinste Liebe
Und gespendet Himmelswahrheit.

Hast befreit die kranken Menschen
Aus des Wahnes festen Banden;
Deiner Liebe frohe Botschaft
Hat der Aermste selbst verstanden.

Doch die einfach große Lehre
Ist verstümmelt, ist vernichtet,
Denn die klugen Menschen haben
Ueberall hinzugedichtet.

Als der feste Grund im Leben
Gilt die Liebe nicht auf Erden.
„Hasset, was die Priester hassen,
Dann nur könnt ihr selig werden."

. . . . . .

Komm, o Heiland, Welterlöser!
Unsre Zeit liegt krank darnieder!
Bring uns deine reine Lehre,
Bring uns deine Liebe wieder!

Das anspruchslose und bescheidene Auftreten des Dichters, der viel zu hoch von der Kunst denkt, um in seinen Liedern mehr als eigenstes Empfinden geben zu wollen, müssen ihm die Herzen aller öffnen, die einen Blick in seine Sammlung und damit zugleich in sein reiches Gemüthsleben thun. Es waltet überall in den Gedichten als charakteristisches Merkmal ein tiefer sittlicher Ernst vor, durch den sie sich in wohlthuendster Weise gegen das läppische Getändel der Dutzendlyriker neuesten Datums abheben.

Die Sprache ist einfach und edel, durchdrungen von echtem Schönheitsgefühl, und nur sehr selten läßt sich der Dichter von seiner angeborenen, unüberwindlichen Abneigung gegen alles Halbe, Schlechte und innerlich Hohle zu einem derbern Ausdruck hinreißen.

Paul Heinze.

Neue Romane.

(Beschluß aus Nr. 18.)

6. Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1885. 8. 10 M.

Last, not least — ein Roman von dem Nibelungensänger wird gewiß das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen; der schwerwuchtende Schritt des Epopöendichters wird in den blumengeschmückten Festhallen der Romandichtung, durch welche sonst nur üppige Grazien und tiefvermummte Masken dahingleiten, sicher ein dröhnendes Echo wecken. In der That kann man diesem neuen Roman eine höchst prononcirte Eigenart nicht absprechen: er bewegt sich schwerfällig und rasselt etwas mit dem gelehrten Harnisch; aber er hat auch eine geistige Wucht, die man bei modernen Romanen vergeblich sucht.

Seine Physiognomie erschwert indessen doch ein wenig das Signalement: so recht läßt er sich in keine Rubrik der bisherigen Romandichtung unterbringen. Er ist zunächst Tendenzroman, und seine Tendenz ist eine Versöhnung der religiösen Gegensätze auf dem Boden der modernen gemeinsamen Bildung — gewiß eine schöne Tendenz in einer Epoche, in welcher mittelalterliche Hetzereien wieder das Uebergewicht zu gewinnen drohen. Nach dieser Seite hin ist der Roman ein religiös philosophischer, ein Toleranzroman im Sinne des Lessing'schen „Nathan", aber im Lichte unserer Zeit. Jordan war von Hause aus Theolog; er stammt aus einer ostpreußischen Pastorenfamilie; in Pfarrhäusern hat er seine Kindheit und Jugend verbracht, und ich selbst besinne mich darauf, wie wir in dem litauischen Pfarrhause, wo ein Großvater von ihm wohnte, von der königsberger Universität aus einen Besuch machten. Der Theolog schlägt dem Abtrünnigen noch oft in den Nacken, und wie freigeistig auch der Roman sein mag in Bezug auf seine Richtung: er enthält Gefühlsmomente aus dem Bereiche des kirchlichen Lebens, welche auch der orthodoxeste Theologe nachzuempfinden im Stande sein wird. Die Idylle des protestantischen Pfarrhauses, welche schon Jean Paul so anheimelnd zu schildern verstand, zieht sich fast durch den ganzen Jordan'schen Roman hindurch. Ist doch sein eigentlicher Held ein Pfarrer, der aus einer weit hinaufreichenden geistlichen Familie stammt. Dieser

Pfarrer, wegen seines wenig orthodoxen Glaubens seines Amtes entsetzt, heirathet am Schluß eine Jüdin, und zwar noch ehe sie getauft ist, während sein Bruder, der Naturforscher, einer früher sehr eifrigen Katholikin die Hand reicht. Weiterhin erstreckt sich die Toleranz auch auf die Kunstreiterbude; denn der Graf, der Vater der anfangs so bigoten Hildegard, erkennt zuletzt einen Enkel an, den sein verstorbener Sohn mit einer Kunstreiterin, der er kurz vor dem Tode die Hand zum ehelichen Bunde gereicht, erzeugt hatte: also zeigen sich die Folgen dieser Toleranz auch auf dem socialen Gebiete.

Freilich kann ein wohlwollender Autor seine Helden und Heldinnen leichter bekehren, als dies in der spröden Wirklichkeit der Fall ist, und in der That ist der Inhalt des Jordan'schen Romans im wesentlichen eine große Bekehrungsgeschichte; es ist ein Roman der innern Mission, nur daß die Mission von der entgegengesetzten Seite, von derjenigen der Aufklärung und Geistesfreiheit kommt. Die beiden Brüder theilen sich in diese Aufgabe, indem der eine die Jüdin, der andere die strenggläubige Katholikin bekehrt: eine Bekehrung, die sich indeß nicht blos auf theoretischem Gebiete bewegt, sondern mit der die praktische Folge der Heirath verbunden ist. Es ist den beiden Brüdern und auch dem Autor mit diesen Bekehrungen Ernst: sie verwenden darauf sehr viel Zeit, sehr viel Beredsamkeit, sehr viel Geist: auch glauben wir von Hause aus an den Erfolg; denn Mädchen werden rasch und leicht durch die Liebe bekehrt und nehmen dann alles andere mit in den Kauf. Dagegen hat es sich Jordan mit der Bekehrung der alten Herren etwas zu leicht gemacht: ein Jude wie Mendez, der sich ganz in der Gewalt der Rabbiner befindet, wird doch nicht im Handumdrehen ein Nathan der Weise, und auch der alte Graf spielt am Schluß als Liebespriester eine Rolle, die sich gewiß nicht mit den Anschauungen und Gewohnheiten seines ganzen Lebens verträgt. Hier hört die psychologische Wahrheit auf — und der Philosoph läßt nur in einer Concordanz und Schlußharmonie seine eigenen Ideen zusammentönen, ohne uns von der Möglichkeit zu überzeugen, daß Personen von Fleisch und Blut aus allen Gegenden der Glaubenswindrose sich unter der Constellation einer die Gegensätze verschmelzenden Toleranz friedlich zusammenfinden. Die Charaktere verlieren damit ihren Halt und gewinnen etwas Molluskenartiges — allerdings in majorem Dei gloriam, zum Ruhm der siegreichen Intelligenz des 19. Jahrhunderts; sie scheinen nicht um ihrer selbst willen da zu sein, sondern nur als Träger von Ueberzeugungen und Doctrinen. In der That sind sich die beiden Brüder zum Verwechseln ähnlich; Ulrich und Arnulf unterscheiden sich nur dadurch, daß der eine Theologie, der andere Naturwissenschaften studirt hat, und daß sie so in verschiedene Lebenskreise gerathen sind; sonst sind sie Doppelgänger in Bezug auf Wesen, Charakter und Anschauungen: beide resolut im Handeln; Ulrich in die Gletscherspalte hinabsteigend und Arnulf beim Schiffbruch zeigen die gleiche Kraft und Unternehmungslust, denselben Muth, dieselbe Verachtung der Gefahr, und vor allen Dingen sind sie beide gleich eifrig darin, den andern ihre Ueberzeugungen einzuimpfen, ja sie bedienen sich sogar einer sehr verwandten Dialektik, um die Opfer ihrer Beredsamkeit ins Netz zu locken. Das mag nun eine frappante Familienähnlichkeit sein: aber für die künstlerische Oekonomie und Bedeutung des Romans wäre es weit vortheilhafter gewesen, wenn die beiden Brüder als contrastirende Charakterköpfe nebeneinander hingestellt worden wären. Die dichterische Gestaltungskraft tritt überhaupt in dem Roman zurück gegen die Reflexionen des Denkers, der eine Art von Theodicee des 19. Jahrhunderts verkündet. Denn dadurch unterscheidet sich der Jordan'sche Roman am meisten von den Dichtungen, welche der pessimistische Geist der Gegenwart durchdringt, daß bei ihm alles in optimistischer Beleuchtung erscheint; den Gegensätzen wird die Spitze abgebrochen, über alle Abgründe des Daseins werden schwebende Brücken gebaut; der Jammer der Schiffbrüchigen berührt uns nicht — werden doch die Helden des Romans gerettet, und selbst die bête noire, der abgedankte Liebhaber der schönen Jüdin, wird durch einen Schwimmgürtel für die Schlußkapitel am Leben erhalten. Auch Ulrich braucht nicht das Los Giordano Bruno's oder die Armuth anderer von den Consistorien abgesetzter Geistlichen zu fürchten: sein Bruder stellt ihm seinen Reichthum zu Gebote, und er heirathet außerdem eine reiche Jüdin. Er braucht nicht sein Brot mit Thränen zu essen, die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend zu sitzen — und doch bildet er sich ein, die himmlischen Mächte zu kennen. Dieser optimistische Heiligenschein umstrahlt nun die Hauptheldeu des Stücks; es sind gute Menschen, und nur ein paar Bösewichter tauchen im Dunkeln auf: der intriguante Küster und der Jesuit, die zusammen einen Kindesraub planen, aber natürlich mit ihren bösen Absichten scheitern; denn in einer Welt, wo solche prästabilirte Harmonie herrscht, müssen die Werke der Gottlosen zu Schanden werden.

Jordan's „Die Sebalds" ist indeß nicht blos ein Tendenzroman, er ist auch ein gelehrter Roman, wenngleich er keineswegs in der Rubrik der archäologischen Romane unterzubringen ist und keine Sittenbilder gibt aus dem alten Aegypten, dem alten Rom und aus Germaniens Vorzeit. Doch „nachzuahmen erniedrigt einen Mann von Kopf"; es gibt auch noch andere Fächer der Gelehrsamkeit, und es ist jedenfalls etwas Neues, wenn einmal statt der Geschichtswissenschaft und der Alterthumsforschung die Naturwissenschaft und die Naturforschung in neuen Romanen zu Worte kommt. Und in der That braucht da die Handlung des Romans nicht in eine alte Zeit zurückgeschraubt zu werden; die Natur ist ewig frisch und ewig jung; ja viele ihrer interessantesten Geheimnisse hat erst die neueste Zeit enthüllt. Noch ist freilich ein Roman zu schreiben, der so alterthümlich ist, daß selbst die Megatherien und andere fossile Geschöpfe darin eine Rolle spielen.

Wilhelm Jordan ist ein Naturforscher, der die gegenwärtige Welt mit dem Teleskop und Mikroskop und der Lupe durchstudirt und die Resultate dieser Forschungen in seine Romankapitel verwebt. Gewiß erhalten diese dadurch ein Gepräge, welches sie von den andern neuen Romanen unterscheidet: denn gerade mit den Naturwissenschaften haben sich unsere modernen Autoren, Jules Verne ausgenommen, wenig beschäftigt, und selbst die Anhänger Zola's sind nicht so gute Physiologen und Gynäkologen wie ihr Herr und Meister, der in „Pot-Bouille" drei Seiten lang einen Geburtsact mit der Gewissenhaftigkeit eines Hebammenprofessors beschreibt, obgleich bei dieser Entbindung gerade der Professor und die Hebamme fehlen; sie haben ihm zwar abgesehen, wie er sich räuspert und wie er spuckt, aber sie spucken doch wo anders hin, mehr in den Salon als in die Klinik. Außer der Physiologie, die für Zola eine Hülfswissenschaft der Dichtkunst ist, wird er kaum andere Naturwissenschaften sonderlich studirt haben; ganz anders Wilhelm Jordan; der ist Physiker und Astronom, Zoolog, Darwinist — das findet man auf jeder Seite seines Romans heraus, denn auch seine Theologen sind naturwissenschaftlich „angekränkelt" oder wenn man will „angesundet". Natürlich stellt sich der Autor nicht selbst auf den Katheder, um freie Vorträge für das große Publikum zu halten; er hat ja seine Charaktere, denen er das überlassen kann; sie machen das vollständig so gut wie er selbst.

Da ist der Domsecretarius Mottwitz, ein Käferfänger ersten Ranges: er sitzt in freien Augenblicken bei seinem Spiritusfläschchen, dem Glaskasten, in dem er die Beute seiner Jagden zunächst unterbringt und den er das Wartezimmer nennt, mit einem ganzen Besteck von Zängelchen, Pinseln und Lupen, und wenn er dem Küster die Bedeutung des blaps mortisaga auseinandersetzt, so versteigt er sich aus dem Entomologischen ins Allegorische. Diesem blaps, der ekelhaften Creatur, stellt er folgenden Steckbrief aus:

Stinkt abscheulich und schleicht auf unsicher wackeligen Beinen in stockigen Hänsern und Kellern lichtscheu umher wie ein schwarzes Gespenst. Beachten Sie jetzt seine merkwürdigste, nutzanwendliche Eigenschaft. Da, nehmen Sie diese Lupe. Seine hinten in einen Stachel auslaufenden Flügeldecken sind in der Naht zusammengewachsen. Er kann sie nicht aufklappen. Sehen Sie, selbst nachdem ich sie behutsam abgelöst habe, bleiben sie zu kleiner Mulde verkittet. Was hat er gleichwol darunter? Zwei Flügel gleich andern Käfern. Auseinandergefaltet wären sie noch lang und breit genug, den Wicht durch die Lüfte zu tragen. Aber in ewige Finsterniß regungslos eingesperrt, sind sie verkümmert zu halbdurchsichtigen, schleimig weichen Lappen mit kaum noch wahrnehmbaren, etwas dunklern Strichen anstatt der vormaligen Spreizgräten. Sie haben ihre Spannkraft völlig eingebüßt. Auch von den Muskeln, sie in schwirrende Bewegung zu setzen, sind noch die Stümpfchen vorhanden, aber nur als schlagflüssig lahme Gallertquästchen. Kann Ihnen seine Stammvettern zeigen, prachtvoll gefärbte, metallglänzende Laufkäfer, die noch sehr gut fliegen, obwol auch sie schon anfangen es sich abzugewöhnen und lieber zu Fuß als flinke Räuber ihrer Beute nachjagen. Sehen Sie, da steckt einer, mit goldig grünen gerieften Flügeldecken, dunkel bronzenem Brustschild und purpurglänzender Bauchseite, Goldhenne genannt, carabus auratus. Von ebenso begabten und schmucken Vorfahren stammt dieser verkommene und häßliche Blaps. Seine Ahnen lernten, vielleicht in Zeiten unergiebiger Jagd, ihren Hunger mit Moderstoff und faulem Abfall stillen, fanden die ekle Kost schmackhaft, suchten und erlangten sie reichlich in den Erdlöchern und finstern Ritzen, wurden bequem, träge, lichtscheu; verloren, da die Sonne sie nie mehr beschien, Glanz und Farbe, endlich auch die Brauchbarkeit der nie gebrauchten Flügel, bis ihnen zuletzt die Natur zur Strafe dafür deren nie geöffnetes Futteral über dem Leibe zusammenschmolz. Ist die Entartungsgeschichte dieses erbärmlichen Finsterlings und Schleichers nicht wundersam lehrreich? Hat nicht über der Gewohnheit, sein Futter und seinen Vortheil nur im gemeinen Schmuz und auf dunkeln Schleichwegen zu suchen, auch mancher Mensch die Fähigkeit zum Aufschwung in eine höhere und reinere Region, in der sich mit redlichem Fleiß bessere Befriedigung erarbeiten ließe, so völlig eingebüßt, als wäre seine unsterbliche Seele und ihr Gewissen gerade so regungslos verkümmert, wie die Flügel des Blaps unter dem wasserdichten, glanzlos rußschwarzen Hornpanzer zum Schutz gegen sein Lebenselement, den Moderkoth?

Dann machen wir mit dem Domsecretarius auch einen Abstecher ins Ichthyologische, indem wir ihn auf einer Forellenjagd begleiten:

Dem erprobten Fischer war es dabei dennoch nicht entgangen, daß nahe dem untern Rande jenes Edders eben ein Wellenkreis aufgequollen, wie er entsteht, wann eine Forelle vom Grunde zur Oberfläche aufschießt, um ein hineingefallenes Insekt zu erschnappen. Leise schlich er etliche Schritte bachabwärts und gab der Angelruthe den meisterlich bemessenen Schwung, der die Leine drei Klafter weit ausstreckte, sodaß die farbenbunte Fliege von Fasanenfedern und Goldzwirn genau dort niedersank, wo der zerflossene Schwellcirkel seinen Mittelpunkt gehabt hatte. Im Nu schäumte das Wasser auf. Hakenfest gebannt durch den unfehlbaren Anhieb hastete eine pfündige Forelle so rasend schnell stromabwärts, daß der Angler, mit dem Daumen der Rechten am Kurbelchen, mit der Linken an der Leine, der laut schnarrenden Messinghaspel nachhelfen mußte, rasch an die zehn Ellen Schnur ablaufend auszugeben. Wol eine Viertelstunde dauerte der Kampf zwischen dem Angler und den Rettungsanstrengungen der allmählich ermüdenden Forelle. Jetzt versuchte sie die Flucht stromauf bis dicht an den Erguß des Radfließes. Auch von dort zurückgehaspelt, schoß sie abermals zu Thal und erzwang wieder den Nachlaß etlicher Klafter Leine. Dann aber, nochmals umkehrend und querüber zu entkommen bemüht, gerieth sie dicht am jenseitigen Ufer in so seichtes Wasser, daß sie zappelnd und plätschernd mit dem Rücken herausragte.

Das sind nun naturwissenschaftliche Extratouren; aber die Käfer spielen auch eine Rolle in der Handlung des Romans. Die Heldin desselben, die junge Gräfin Hildegard, hat auf ihrer Stirn zwei röthliche Pünktchen, hirsenkorngroß und etwa daumenbreit voneinander entfernt, oder vielmehr wie Ulrich Sebald entdeckt, es waren ihrer vier:

In der Schutzhütte, als ich Hildegard einwickeln half, sah ich die Zeichen aus nächster Nähe mit fast mikroskopischer Genauigkeit, jetzt aber nicht roth, sondern blutlos weiß. Es waren feine Närbchen, und nicht zwei, sondern vier; denn bei jedem der beiden deutlichern gewahrte ich, aber nur bei dichtestem Heranbücken, in etlichen Millimetern Abstand noch ein vollends winziges, — wie etwa in unserm Frauenhofer einen engstehenden, eben nur aufblinkenden Begleiter von zehnter Größe neben seinem Hauptstern.

Genauer sind wol die besondern Merkmale in einem Signalement nie festgestellt worden; in der That dienen sie als Erkennungszeichen, denn Ulrich besinnt sich auf eine Kindheitserinnerung, wie er mit dem unermüdlichen Käferjäger Mottwitz in den Wald gegangen war, in einer thürbreit offen stehenden Eiche über funfzehn Hirschkäfer entdeckt, dieselben, als er sie fangen wollte, aufgescheucht hatte, sodaß der eine einem kleinen Mädchen, das gerade dort spazieren ging, ins Gesicht flog und ihr mit den Vorderzinken der Geweihkiefer zwei Stichwunden, dicht dabei mit den Nebenzinken zwei feinere Kritze beibrachte. Das war die kleine Comteß, welche die Narben dieser Wunden immer bewahrt hat.

Gewiß ein originelles Motiv — und die neufranzösischen Autoren könnten Jordan um dasselbe beneiden; denn es hätte ihnen einen pikanten Titel an die Hand gegeben. Wie neu würde es klingen: „La dame aux cerf-volants"!

Diese Hirschkäferdame reist nun in Amerika mit ihrem Vater und macht in der Nähe von San-Franzisco die Bekanntschaft von Arnulf Sebald, einem echten matter-of-fact-Mann, der die schwärmerische Katholikin zu seinen darwinistischen Anschauungen bekehrt. Der Unterricht beginnt mit dem Seelöwenparadiese bei Cliffhouse, indem ihr Arnulf die Tatzen des wilden Seelöwen und die des halbzahmen zeigt. Die Seelöwen, die dort auf den Felsen herumklettern seit Jahrhunderten, haben den ererbten Schwimmfuß zur Greifhand umgewandelt. Diese Darwin'sche Umwandlungstheorie macht auf die Katholikin den Eindruck einer platzenden Bombe, und sie erblickt in Arnulf einen fürchterlichen Menschen. Daß sie sogleich die das Wunder der Schöpfung bedrohenden Consequenzen dieser Beweise durchschaut, macht dem Scharfsinn des jungen Mädchens alle Ehre; aber ein anderes Wunder durchschaut sie nicht. Hildegard hatte sich schon vorher das Vergnügen gemacht, hochaufgeschürzt und barfuß durch den nassen Triebsand zu wandern, im weichen Brandungsmalm knöcheltiefe Stapfen hinterlassend. Da war Arnulf ihrer Fährte gefolgt, und sie selbst hatte, als sie sich umdrehte, bemerkt, wie er knieend im Sande herumhantierte mit einer Art Lineal von Knochen oder Elfenbein und dann etwas in seine Brieftasche schrieb; sie erkannte später den Spurenmesser wieder. Warum er das gethan, begreift Hildegard nicht, und es gehört das zu den kleinen Räthseln, welche der sonst nicht allzu geheimnißvolle Roman seinen Lesern aufgibt; denn Arnulf löst es erst am Schluß:

> Wisse, daß der Menschengestalt allereigenstes nächst dem Haupt die Fußbildung ist als Erwerb der Aufrichtung zum Schauen des Himmels und seiner Gestirne. Ja, zum Kennzeichen und Maßstabe der innerhalb unserer Gattung erklommenen, sehr verschiedenen Stufenhöhe erachte ich sie fast noch mehr geeignet als das Gefäß des Denkorgans, mit dem wir uns siegreich ein Stück über die Natur aufgeschwungen haben. Laß eine Magd, womöglich eine nichtgermanische, barfuß über aschebestreute Diele schreiten; thu dann du dasselbe und vergleiche die Spuren. Fast die ganze Unterseite des Fußes der Magd, von der Ferse bis zu den Zehen, wirst du abgedrückt finden, dagegen von deinem Fuß außer der Ferse und dem Vorderballen der Sohle nur einen fingerbreiten Streifen auf der Außenseite, der beide verbindet. Die Höhle der Aufwölbung auf der Innenseite der Sohle und die Schmäle ihrer Auftrittleiste an der Außenseite sind das untrügliche Merkmal leiblichen Adels. Gleich auffällig entwickelt wie an meinen Aeltern und Ulrich hatte ich es noch nie gesehen. Als ich es drüben am Gestade der Südsee ähnlich stark sogar in den Stiefelspuren deines Vaters angedeutet sah, aber noch weit entschiedener ausgeprägt in den Stapfen deiner Füße, die ein glücklicher Zufall entblößt hatte, da mußt' ich Sebalds in euch ahnen.

Arnulf's darwinistische Liebe beginnt also mit der Messung und Werthschätzung der adelichen Füße seiner Geliebten — und wenn er bei der ersten nähern Begegnung von den Tatzen der Seelöwen spricht, denkt er vielleicht im stillen an das im Brandungsmalm abgedrückte Wunder des schönen Fußes seiner Schülerin. Originell und nie dagewesen ist das alles ohne Frage.

Der weitere naturwissenschaftliche Cursus erstreckt sich bei der Weiterreise auch auf die Astronomie, die Sonnenkindschaft der Erde, wozu ein prächtig geschildertes Nordlicht Veranlassung gibt, dann auf Kompaßstudien, Beobachtungen über den Sonnennebel, denen alsbald ein mit genauer Kenntniß des Marinewesens dargestellter Schiffbruch folgt.

Hier ist die Stelle, um über Jordan's Schilderungsweise einige Worte zu sagen. Man hat diesem Roman die Vorzüge des epischen Stils nachgerühmt, und mit Recht: denn des Verfassers eingehende Detailkenntniß gibt ihm eine Fülle von Anschauungen an die Hand, welche den andern kurzsichtigen Sterblichen entgehen — und so vermag er die Farben der Schilderung mannichfacher zu mischen und braucht nie Anleihen zu machen bei dem großen Reservefonds der hergebrachten Schilderungsphrasen, welche für die gewöhnlichen Leihbibliothekenromane die unerläßlichen Subsistenzmittel bilden. So ist z. B. sehr anschaulich geschildert, wie Hildegard in den Gletscherspalt stürzt, und auch die Beschreibung des Schiffbruchs unterscheidet sich von den landesüblichen melodramatischen Schiffbrüchen sehr zu ihrem Vortheil durch echt epische Anschaulichkeit. Oft gebietet Jordan über ein Wort, eine Wendung von schlagender Bedeutung, von malerischer Kraft, die noch nicht verbraucht, nicht abgenutzt ist.

Doch er hat die Grenze zwischen naturgeschichtlicher Beschreibung und poetischer Schilderung nicht immer innegehalten. Wo die exacten Angaben des Naturforschers beginnen, da hört die dichterische Anschaulichkeit auf. Auch der naturwissenschaftliche terminus technicus macht einen alle poetische Wärme abkühlenden Eindruck: nun gewinnt aber bei Jordan sehr oft der Naturforscher die Oberhand, und er schildert, wie die Mitarbeiter der „Natur" oder eines andern illustrirten Volksblattes zu schildern pflegen. Zwischen der Beschreibung, die ein todtes Nebeneinander von Eigenschaften registrirt, und der Schilderung, welche für die Phantasie den lebendigen Quellpunkt hervorhebt, aus dem sie ihr Bild gestalten kann, ist aber ein wesentlicher Unterschied. Was wir unter todter Beschreibung verstehen,

können wir mit einer Probe belegen, die nicht einmal ins Bereich der Naturwissenschaften gehört. Der alte Jude Mendez, der ganz in die Hände der Rabbiner gefallen ist, bezieht wieder seine alte Wohnung in der Judengasse. Dabei sind Ceremonien nöthig, Herr Mendez muß die kleine Thallith anlegen:

Die kleine Thallith war eine Art gedoppelten Brust- und Rückenschurzes aus weißer Wolle mit einem Ausschnitt zum Durchstecken des Kopfes. An den vier Eckzipfeln hingen eben solche, nur etwas kürzere, fünfmal geknotete Tzizis mit Quasten wie an der großen. Heute ließ er Herrn Mendez nach Ablegung des Kaftans dies heilige Kleidungsstück über der Weste umthun, bemerkte aber, daß er es künftig Tag und Nacht über dem Hemde oder auch auf bloßem Leibe tragen dürfe. Demnächst entnahm er den zwei großen Beuteln vier lange Riemen mit je einem in der Mitte aufgeschleiften viereckigen Lederstück. Aus diesem ragte an zweien ein würfelförmiges, vierfach gerieftes Futterälchen, an den beiden andern ein ungerieftes Kästchen in Form einer abgestumpften vierseitigen Pyramide. „Diese beiden Tphillin für Sie", sagte er, „eine, schel rôsch, für den Kopf, die andere, schel jâd, für die Hand, sind genau nach Muster der meinigen aus Leder von reinem Thier nach unserm heiligen Gesetz unter den üblichen Gebeten verfertigt. Die vier verordneten Paraschen aus der Thora auf den eingelegten Pergamentblättchen hat ein rechtgläubiger Sophêr mit siebenmal gewaschener Hand, nie zuvor gebrauchter Taubenfeder und neu bereiteter Galläpfeltinte in gekrönten Zierbuchstaben unter strengster Beobachtung der dafür bestehenden Regeln geschrieben. Nach einem ehrerbietigen Kuß legen Sie dieselben jetzt an, wie ich es Ihnen vormache mit den meinigen." Er entblößte seinen linken Arm, wand den Riemen vom Elnbogen an sechsmal herum und mit der siebenten Windung so um die linke Hand, daß das Ledervuadrat mit dem Pyramidchen über der Mitte der Innenfläche zu stehen kam. Es gelang Herrn Mendez, das tadellos nachzumachen. Nicht so mit der Kopftphillah, bei deren Anlegung der Rabbiner sein Beispiel noch mit vieler Nachhülfe unterstützen mußte. Denn da galt es erstens, das vierzellige Kästchen dicht unter den Haaren genau in der Mittellinie der Stirn anzubringen; zweitens den Knoten im Berührungspunkt des Hinterkopfes und Nackens derart zu schürzen, daß die von ihm ausgehenden Riemenfortsätze ein verkehrt und ein richtig stehendes Daleth (┌ ┐) vorstellten; drittens die über die Schultern vorgelegten Riemenenden nicht mehr und nicht weniger als drei Spannen lang über die Brust hinunterhängen zu lassen. Die nöthigen Correcturen besorgte er mit so wichtig thuender Miene und erklärte sie in so ernst besorgtem Ton, als ob Lebens- und Seelengefahr zu befürchten sei, wenn Knotenschlingung und Riemenfall um ein Härchen von der Vorschrift abwichen.

Und so geht es noch einige Seiten weiter; da wird die Mesusah an den Hauptthüren angebracht, und die Beschreibung ist über und über mit hebräischen Brocken gewürzt.

Dergleichen kann man aus einem jüdischen Ritualbuch abschreiben; aber es ist erstaunlich geschmacklos, dies in einem Roman den Lesern für eine poetische Schilderung ausgeben zu wollen.

Die Erfindung des Romans ist durch die Tendenz desselben bestimmt; die Handlung überaus einfach. Ein bürgerlicher Zweig der Familie der Sebalds hat sich dem geistlichen Beruf zugewendet: zuerst trifft der freisinnige Pastor Ulrich auf einer schweizer Reise mit seinem adelichen Vetter, dem Grafen, und dessen Tochter Hildegard zusammen, die er aus der Gletscherspalte errettet und die in ihm einen legendarischen Heiligen erblickt. Gleichwol ist er der Rechte nicht, sondern erst sein Bruder Arnulf, der mit Hildegard in Amerika zusammentrifft. Auch Ulrich hat inzwischen die schöne Jüdin kennen lernen, die er zu seiner Weltanschauung bekehrt. Für einen kleinen Enkel des Grafen, den Sohn des verstorbenen Majoratserben und einer Kunstreiterin, trägt Ulrich Sorge und geräth dadurch in Verdacht, dessen Vater zu sein. Die Jesuiten machen den Versuch, das Kind zu rauben, um das Vermögen desselben dem Orden zu gewinnen: der Versuch scheitert, und am Schluß des Romans erkennt der Graf seinen Enkel an. Ulrich heirathet die Jüdin Cäcilie, wobei der alte Graf die Rolle des trauenden Geistlichen übernimmt und sogar dem jüdischen Ritual einige Zugeständnisse macht. Der Graf wird denn doch zu sehr freisinniger Theologe. Cäcilie soll erst später getauft werden — warum denn nicht vorher? Arnulf heirathet Hildegard. Die Schlußkapitel, in denen doch der Roman die Handlung zusammendrängen und spannend steigern soll, sind sehr langathmig. Daß der Graf seinen Enkel Lothar anerkennt: dazu soll ein im Walde improvisirter Cirkus mithelfen, wo sich in ganz unerwarteter Weise einige Helden und Heldinnen des Romans als Kunstreiter und Kunstreiterinnen produciren. Wenn im letzten Kapitel „Ausklang" das Wachsthum der Stadt Odenburg auf zehn bis zwölf Seiten eingehend geschildert wird, so ist das gegen alle Regeln der Romantechnik; eine solche Schilderung gehörte in ein Anfangskapitel und würde auch dort zu weitschweifig erscheinen.

Jordan's Stil läßt sich weder mit dem Gutzkow's, Heyse's, Spielhagen's, noch mit dem Freytag's vergleichen, obschon er mit dem letztern, wenn wir blos „Ingo und Ingrabam" ins Auge fassen, eine gewisse Aehnlichkeit darin hat, daß beide Autoren „sprachschöpferisch" auftreten: Freytag mit unmöglichen archäologischen Wendungen, Jordan mit manchen neugebildeten Wörtern. Schon der naturwissenschaftliche Stil mit vielen aus den Handbüchern der Physik, der Astronomie, der Zoologie entlehnten Ausdrücken macht im Roman einen befremdlichen Eindruck. Dazu kommen aber neue Wortbildungen und Wortzusammensetzungen: „Gegrübel", „Rauchschwingel", „schneegefleckt", „Stammconsine", „Prägelstock", „Höhlspalte", „fußwund verdurstend", „herumräthseln", „Brandungsmalm", „Schraubenstrudel", „schmauchige Kerzen", „unentrindet", „stärkestrotzig" u. a. Ob der Dichter damit dem Sprachgenius das Gesetz dictirt hat, muß die Zukunft lehren: zunächst geben diese eingestreuten Sprachneuerungen der Diction einen manierirten Anstrich. Hierzu kommen die Sprachstudien des kleinen Loa, die als Beiträge zur Physiologie der Sprache wiederum das gelehrte Interesse des Verfassers für verschiedene derartige Probleme bekunden, aber in ihrer breiten Ausführung für den unbefangenen Leser etwas abstoßend Kindisches haben.

Von diesen kleinen Auswüchsen abgesehen, ist Jordan's Sprache markig und höchst anschaulich, und der Roman enthält einige sehr schöne nicht im gewöhnlichen Leihbibliothekenflitter prangende Naturschilderungen, auch sehr stimmungsvolle Bilder aus katholischen und evangelischen Kirchen. Am lebensvollsten tritt wol die Jüdin Cäcilie vor uns hin.

Die Tendenz des Ganzen, die auf eine Versöhnung des von David Strauß so schroff gegenübergestellten alten und neuen Glaubens hinausläuft, wird den Anhängern der Strauß'schen Richtung sowie den Orthodoxen zu weitherzig und schwächlich erscheinen; die letztern werden in der darwinistischen Theologie einen unlösbaren Widerspruch sehen; jene werden den Grundgedanken, den die beiden Mädchenbekehrer den Confirmandinnen des Darwinismus einzuimpfen suchen, nämlich daß dieser ganze Fortschritt der Wissenschaften zu dem vom Apostel verkündeten Ausbau des Lebens Christi gehöre, vielleicht begreiflich bei einem Theologen finden, der sich mit den Anforderungen seines Amts wohl oder übel auseinandersetzen muß, aber überflüssig für andere Sterbliche, welche eine theologische Grundlegung der neuen Wissenschaft nicht brauchen. Immerhin ist der Jordan'sche Roman reicher an Gedankeninhalt als zwanzig Leihbibliothekenromane zusammen, und seine Tendenz wird der Humanität und der modernen Bildung gerecht.

Rudolf von Gottschall.

Neuere philosophische Literatur.

1. Philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus. Ein Beitrag zur Seelenfrage. Von M. L. Stern. Leipzig, Grieben. 1885. Gr. 8. 5 M.

Dieses Buch kann als ein Ausdruck des Ringens zweier allgemeiner Weltanschauungen angesehen werden, die als sinnlicher und als geistiger Monismus unterschieden werden mögen, und deren jede einer bestimmten Seite unserer ganzen erkennenden oder intellectuellen Stellung zu der Welt der Erscheinungen entspricht. Hiermit ist allerdings der innere Charakter oder die Eigenart desselben noch nicht ausreichend bestimmt. Diese letztere ist jedenfalls nicht frei von einer gewissen scharf ausgeprägten eigensinnigen und selbst an das Barocke streifenden Subjectivität, welche sich namentlich in künstlich ersonnenen und spitzfindig zugeschärften mathematischen und graphischen Formeln gefällt und auch nicht vor gewagten genial scheinenden, aber oft kaum verständlichen orakelhaften Paradoxien zurückschreckt. Man lerne doch endlich auch in der Philosophie einmal in einer klaren, einfachen und leicht oder unmittelbar verständlichen Weise zu denken und alle die Dinge und Fragen, um die es sich hierbei handelt, mit ihrem eigenen natürlichen Namen statt jenes künstlich-conventionellen schulmäßigen Schwulstes und Bombastes zu benennen. Abstruse Schwerverständlichkeit wird immer noch viel zu sehr als das Merkmal des wahren und echten philosophischen Denkens angesehen. Man denke nicht in hohlen Abstractionen und leeren Begriffen, sondern sehe die großen Weltfragen an so wie sie thatsächlich liegen und wie sie dem gesunden Menschenverstand unbeirrt von allem trügerischen und eingebildeten scholastischen Scharfsinn entgegentreten müssen. Was man den naturwissenschaftlichen Monismus nennt, bedeutet die Lehre, daß alles Wirkliche mit Einschluß des Menschen und seiner ganzen Lebenserscheinungen ein großer einheitlicher und sich durch unmittelbare Nothwendigkeit vollziehender physischer Entwickelungsproceß sei. Mit dieser Anschauung mag die Naturwissenschaft rechnen und sich, wenigstens scheinbar, auch für ihre Zwecke begnügen können. Es gibt aber auf der andern Seite auch in uns immer eine Sphäre des geistigen Lebens, des Bewußtseins und der sittlichen Freiheit, welche von jener Seite aus nie wahrhaft begriffen, erklärt und in das Schema ihrer Weltanschauung hineingezogen werden kann. Es ist dem gegenüber ein sogenannter geistiger oder subjectiv menschlicher Monismus entstanden, welcher, vorzugsweise aus Kant hervorgehend, im centralen Vorstellen des Ich den eigentlich entscheidenden Schwerpunkt unserer ganzen Weltauffassung sehen und das uns umschließende nebelhafte metaphysische Ding an sich als für unsere Erkenntniß unerreichbar hinstellen will. Nach der einen Ansicht kann zuletzt überall nur von Dingen oder Realitäten, nach der andern aber nur von Vorstellungen oder innern Idealitäten im Wissen für uns die Rede sein. Der Verfasser tritt hier allerdings mit vollem Recht den Einseitigkeiten, Unwahrheiten und Beschränktheiten dieses doppelten objectiven und subjectiven Monismus gleichmäßig gegenüber. Der Mensch kann sich weder wie ein bloßes einzelnes Ding oder Atom in dem ihn umschließenden Bann des sinnlichen Naturlebens einfach aufheben oder verlieren, noch kann er andererseits in seinem geistigen Leben wie eine einsame Insel als ohne weitern und wesentlichen Zusammenhang mit ihm bestehend angesehen werden. Hierin liegt das Problem für uns, zu dessen wirklicher Lösung aber hier nur gewisse ganz unbestimmte dunkle Ahnungen oder Fingerzeige dargeboten werden. Der Widerspruch zwischen Materie und Geist ist als solcher ein durchaus schneidender, unauflöslicher und durch keinen logischen Scharfsinn zu überwindender. Man sehe aber doch lieber die Wirklichkeit des menschlichen Geisteslebens an, wie sie actuell in der Geschichte in der ganzen Reihe und dem Fortschritt ihrer Erscheinungen vor uns da liegt. Hier wird uns die in dem Naturleben und seiner blinden mechanischen Causalität anscheinend vermißte höhere geistige Ordnung und Teleologie in deutlich erkennbaren Zügen entgegentreten. Die Natur ist nicht die ganze uns umschließende actuelle Realität des

Daseins überhaupt, sondern es geht aus ihr die Geschichte des Geistes und seines Lebens als eine höhere Abtheilung oder Sphäre realer Erscheinungen hervor. Man rede nicht immer blos vom Geiste des Menschen an sich, sondern sehe sich denselben in seinen concreten Erscheinungen und in seiner wirklichen Lebensentwickelung in der Geschichte genauer an, und man wird allein hierdurch zu einer uns wahrhaft befriedigenden Weltanschauung über das wahre Verhältniß der in allem Wirklichen kämpfenden Elemente und Mächte hingeführt werden. Philosophie als bloßes Rechnen und Fechten mit hohlen Abstractionen hat keine Berechtigung und Zukunft mehr in unserer Zeit, und wir können in dem fortwährenden titanenartigen Ringen einer aufgebauschten Sisyphusarbeit des endlosen Weiterwälzens unlösbarer Widersprüche und falsch gestellter Probleme nur eine nutzlose Verschwendung edler Kräfte und sonst ehrlich gemeinten, aber von falscher Begeisterung getragenen Strebens erblicken.

2. Philosophische Vorträge herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. Fünftes bis achtes Heft. Halle, Pfeffer. 1883—85. Gr. 8. Jedes Heft 1 M. 20 Pf.

Das erste dieser vier Hefte enthält einen Vortrag von Gerichtsassessor a. D. Kahle über J. Lasson's „System der Rechtsphilosophie" nebst der dabei stattgehabten Discussion. Dieses System beruht im wesentlichen durchaus auf der Grundlage der Hegel'schen Rechtsphilosophie und der für dieselbe charakteristischen Anschauungen. Die entscheidende Gesammtfrage ist hierbei wol die, ob überhaupt die Rechtsphilosophie einen von dem historisch gegebenen oder objectiv empirischen Recht und seinen Erscheinungen verschiedenen oder unabhängigen, sich allein auf die Darstellung oder Erkenntniß des Rechts, wie es an sich und seiner idealen Vollkommenheit nach sein soll, beziehenden Standpunkt einzunehmen, oder ob sie allein in einer speculativen Durcharbeitung und tiefern Begründung der gegebenen Rechtserscheinungen als einer zusammengehörenden historischen Entwickelungsreihe zu bestehen habe. Da nach Hegel alles Wirkliche ohne weiteres ein Vernünftiges ist, so kann im Sinne seiner Schule auch die Stellung und Aufgabe der Rechtsphilosophie an sich nur in der letztern Weise verstanden und aufgefaßt werden. Daß hierin überall etwas Unbefriedigendes liegt, und daß mit dem ganzen rechtsphilosophischen Empirismus Hegel's und seiner Schule doch jene andere rein ideale und selbständig constructive oder normirende Seite und Aufgabe der Rechtsphilosophie nicht vollkommen erledigt und aus der Welt geschafft wird, tritt im Verlauf der Discussion wol hinreichend deutlich zu Tage, ebenso aber auch, daß es für die Ausfüllung dieser Lücke zur zeit an einer wahrhaft gesicherten und allgemein anerkannten philosophischen Basis gebricht.

Das sechste Heft enthält einen Vortrag von Rudolf Focke über das Wesen der Seele, welcher nebst der sich an ihn anschließenden Discussion sich fast auf alle verschiedenen Seiten und Gestaltungen dieser Frage in der Wissenschaft erstreckt, und woraus sich als allgemeines Resultat nur die Unmöglichkeit alles bestimmten Wissens sowie das Beschränkte und Widerspruchsvolle aller einzelnen Lehren hierüber ergibt. Die Wissenschaft der Psychologie wird sich überall nur mit der Bearbeitung der gegebenen Erscheinungen der Seele begnügen müssen, ohne den das Mysterium der letztern als solcher bedeckenden Schleier jemals mit wahrhaftem Erfolg lüften zu können.

Im siebenten Heft folgt ein Vortrag über den Zusammenhang der Naturkräfte von Eugen Dreher, aus dessen Besprechung ebenso hervorgeht, daß auch unser Wissen von der Natur zuletzt nur ein widerspruchsvolles, beschränktes und zu mannichfachen Irrungen und Misverständnissen Anlaß gebendes ist. Die einzelnen Geister platzen hier sogar nicht ohne eine gewisse Schärfe aufeinander, und der Nutzen aller solcher Discussionen ist schließlich wol blos der, das kritische Bewußtsein über den Werth aller einzelnen Lehren und Ansichten zu schärfen, sowie auf die nothwendige Aufsuchung einer sichern Grenze zwischen dem Erkennbaren und dem Nichterkennbaren oder der Sphäre des objectiv Thatsächlichen und der des blos subjectiv Formalen in den allgemeinen Principien der Welterklärung hinzuweisen.

Das achte Heft endlich enthält einen Vortrag des Professors Michaelis über „Die Bedeutung des Neuplatonismus für die Entwickelung der christlichen Speculation" und einen andern solchen von R. von Heydebreck über den „Begriff der unbewußten Vorstellung". Beide Vorträge beziehen sich auf Fragen, die nach gewissen Richtungen hin Theilnahme und Interesse beanspruchen dürfen, die aber bei aller geistvollen Behandlung doch immer als ein Tummelplatz verschiedener von entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgehender Ansichten und Meinungen angesehen werden müssen.

3. Rechtsphilosophisches aus Leibnizens ungedruckten Schriften. Von Georg Mollat. Leipzig, Robolsky. 1885. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Diese Schrift dürfte namentlich für Juristen von Interesse sein. Auf den noch ungedruckten rechtsphilosophischen Nachlaß Leibniz' in der Bibliothek zu Hannover hatte bereits vor mehr als dreißig Jahren Hinrichs in seiner „Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Restauration bis auf die Gegenwart" hingewiesen. Einiges hiervon ist dann später durch Trendelenburg der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Juni 1855 vorgelegt und ein längeres Bruchstück unter dem Titel „Definitio justitiae universalis" in dessen „Historischen Beiträgen zur Philosophie" veröffentlicht worden. Der Herausgeber hat hier acht besonders mittheilenswerthe Entwürfe meistens in lateinischer, zum Theil auch in französischer Sprache zur weitern Veröffentlichung ausgewählt.

Konrad Hermann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die historische Erzählung aus der Zeit der Hohenstaufen „Welfhilde" von Adolf Glaser (Leipzig, Spamer) ist in zweiter illustrirter, für jugendliche Leser bearbeiteten Auflage erschienen. Das getreue culturhistorische Colorit dieser Erzählung wird durch die 40 Textabbildungen von Otto Ermisch für die Phantasie jugendlicher Leser noch lebendiger gemacht.

— In einer zweiten durchgesehenen Auflage erscheint der vierbändige Roman von E. Juncker: „Schleier der Maja" (Berlin, Paetel), wol das Hauptwerk dieser Schriftstellerin.

— Der achtundsechzigste Band der „Deutschen Hand- und Hausbibliothek" (Collection Spemann) bringt zwei Shakspeare-Novellen Ludwig Tieck's: „Das Fest zu Kenilworth" und „Dichterleben". In dieser letztern Novelle kommt Marlow vor, und es ist wahrscheinlich, daß Ernst von Wildenbruch aus derselben die Anregung zu seinem Drama geschöpft hat.

— Es ist erfreulich, daß die ästhetischen und kunstgeschichtlichen Schriften von Moriz Carriere in immer weitern Kreisen Anklang finden: erfreulich schon deshalb, weil doch einer würdigen Auffassung der Kunst neben dem lärmenden Geschrei der literarischen Parteien des Tags und ihrer Stichwörter dadurch ein fester Halt gesichert wird. Auch Carriere's „Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus) liegt in einer dritten neu bearbeiteten Auflage vor. In der Vorrede zu derselben sagt der Verfasser: „Der ursprünglichen Anlage und Darstellungsweise bin ich auch diesmal treu geblieben, im einzelnen aber ist vieles erweitert, näher bestimmt und besser begründet worden. Mein Buch paßt nicht in die herkömmlichen Schablonen der Gehalts-, Gefühls-, Formalästhetik, weil es die Sache ganz und allseitig zu erfassen strebt; aber es kann für sich verwerthen, was auf einseitigen Standpunkten gewonnen wird. So ist diesmal das Physiologische mehr betont, wie fern mir auch der Naturalismus liegt, der es für das Alleinberechtigte nimmt. Ich halte an der Ueberzeugung fest, daß Sinnlichkeit und Vernunft zusammenwirken, daß Ethik und Aesthetik nicht blos beschreiben, wie gehandelt, gefühlt und gebildet wird, sondern auch lehren, wie gehandelt, gefühlt und gebildet werden soll. Ob mein Werk von der Schulgelehrsamkeit und der Tagesschriftstellerei weniger beachtet wird als andere: möge es fortfahren in einer kleinern Gemeinde sinniger Gemüther und selbstdenkender Geister mir Freunde zu erwerben!"

— Die von Adolf Roegner in Leipzig herausgegebene „Bibliothek für Schachfreunde" (1885) entspricht durchaus einem Bedürfniß der Gegenwart. Die Schachwerke sind in der Regel theuer und wenden sich meistens an ein gelehrtes exclusives Publikum. Hier aber werden in einzelnen Bändchen und Doppelbändchen (je zum Preise von 1 Mark) den Liebhabern des königlichen Spiels tüchtige Leistungen geboten, welche die verschiedensten Seiten desselben umfassen. Das erste Bändchen bringt eine analytische Studie von dem jungen Schachmatador Kurt von Bardeleben: „Kritik der spanischen Partie", in welcher das große Werk von Bilguer wesentlich ergänzt und berichtigt wird; das zweite Doppelbändchen „Humor im Schachspiel" von Johannes Minckwitz, dem langjährigen Redacteur der „Deutschen Schachzeitung", eine aus reichem Quellenmaterial schöpfende und mit vielem Geschick geordnete Sammlung auserlesener Humoresken, Novellen, Skizzen, Anekdoten, Miniaturpartien, Scherzproblemen, Schwänken, Calembourgs, Aphorismen, Liedern auf dem Gebiete des Schach, die zur Genüge beweist, welche Fülle von Unterhaltungsstoff das ernste Spiel im Laufe der letzten Jahrzehnte neben seinen mehr theoretischen Strömungen abgelagert hat. Das dritte Heft enthält die „Kleine Problemschule" des jugendlichen Problemcomponisten Hermann von Gottschall, welcher die Grundzüge der Compositionslehre an 88 eigenen Problemen, unter denen sich mehrere preisgekrönte befinden, in allgemein verständlicher und anregender Weise auseinandersetzt.

— Das sehr umfangreiche Werk Hermann Brehmer's, des dirigirenden Arztes der Heilanstalt für Lungenkranke in Görbersdorf: „Die Aetiologie der chronischen Lungenkrankheit vom Standpunkt der klinischen Erfahrung" (Berlin, Hirschwald) entzieht sich wegen seiner fachwissenschaftlichen Haltung einer eingehenden Besprechung in d. Bl. Gleichwol glauben wir die Leser auf dasselbe hinweisen zu müssen; denn es behandelt eine in das Familien- wie in das sociale Leben tiefeingreifende Frage: diejenige von der Contagiosität der Schwindsucht, welche durch die Bacillenlehre in eine neue Phase getreten ist. Brehmer, der in Bezug auf Schwindsüchtige wol von allen deutschen Aerzten die größte Praxis hat und durch seine geniale Heilmethode bahnbrechend wirkte, stellt hier seine klinischen Erfahrungen zusammen, die übrigens so ausschlaggebend sein dürften wie pathologische Experimente. Freilich tritt er damit einer ganzen Richtung entgegen, welche die Bacillentheorie, wie das jeder neu auftretenden Entdeckung zu gehen pflegt, gleich bis auf den letzten Saft auszupressen sucht. Die Lektüre seiner tiefeingehenden Schrift wird beruhigend auf alle Brustkranken wirken, welche bei dem herrschenden Bacillenfanatismus Gefahr laufen, wie Pestkranke geflohen und aus der Gesellschaft ausgestoßen zu werden.

— Das „Reallexikon der deutschen Alterthümer" von E. Götzinger erscheint bei Woldemar Urban in Leipzig in zweiter, vollständig umgearbeiteter, vermehrter und illustrirter Auflage. Dieses Buch soll eine deutsche Culturgeschichte in Form eines lexikalischen Nachschlagebuchs sein; die Darstellung des weitschichtigen Materials strebt nach Richtigkeit der Angaben, nach Klarheit und Anschaulichkeit der Form. Jedenfalls ist die Kenntniß der nationalen Alterthümer schon an sich interessant, außerdem aber auch geeignet, den Patriotismus zu nähren. Die neue Auflage ist bereichert mit mehrern Hunderten von Illustrationen. Hierbei ist das Geschick des Autors zu rühmen, mit welchem er die Resultate vieler wissenschaftlichen Untersuchungen in gedrängtem Stil zusammenfaßt, die zuverlässigsten Quellen benutzt, und trotz der großen Mannichfaltigkeit der Stoffe doch die Einheitlichkeit der Bearbeitung festhält. Studirenden, Lehrern, Geistlichen, überhaupt allen Gebildeten ist das Buch als ein treffliches Nachschlagebuch zu empfehlen. Der Begriff „deutsche Alterthümer" umfaßt auch die Mythologie, kirchliche Archäologie, zum Theil selbst die Literaturgeschichte. Welch eine Fülle von Gelehrsamkeit steckt in den Artikeln Adel, Artillerie, Burg, Eid, Frauen, Fronhöfe, Heiligenverehrung, Heldensage u. s. w.!

— Unter dem Titel „Hauptmann Böse" hat Hermann Allmers „ein deutsches Zeit- und Menschenbild für das deutsche Volk" verfaßt (Bremen, Schünemann). Gemeint ist der bremensische Jägerhauptmann Böse, welcher in der Bewegung von 1848 eine Rolle gespielt hat. Derselbe hat in seinem Alter die Denkwürdigkeiten seines Lebens selbst niedergeschrieben, und auf Grund dieses Manuscripts hat Allmers vorliegende Biographie verfaßt. Als ein Beitrag zur Sittenschilderung jener Zeit mag das Buch willkommen sein und der große auf dasselbe verwendete Fleiß soll auch von uns anerkannt werden. Ob aber „das deutsche Volk" sich heute noch mit einer solchen Specialität beschäftigen wird, möchten wir bezweifeln; das Charakterbild Böse's war am Platze in dem Feuilleton einer bremensischen Zeitung, wol aber

kaum als besonderes Buch, welches sich an die ganze Nation wendet. Der Historiker von Fach wird immerhin viele interessante Einzelheiten finden, welche ein Bild der Zeit von 1783—1867 historisch treuer und farbensatter machen können.

— „Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes durch den Fürsten Bismarck" behandelt eine Broschüre von Kuno Stommel (Düsseldorf, Bagel), welche die fünfte Auflage erlebt hat. Der Verfasser erweist sich als einen maßvollen klugen Anwalt der katholischen Kirche; es gehört der ganze Idealismus eines gebildeten Deutschen dazu, um in letzterer das zu erblicken, was der Autor sieht. Er hält die ganze bisherige europäische Staatengeschichte als Erweis für die Unentbehrlichkeit des Papstthums fest; er verlangt, daß Oesterreich der Hort der katholischen Kirche im Osten werde und seine eigene Macht durch die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes erhöhe. „Die höchste Errungenschaft der germanischen Bildung kommt zum Ausdruck in der Selbständigkeit des souveränen Papstes. Deutschland-Oesterreich ist die zum Hort der katholischen Kirche bestellte Weltmacht, deren Staatsmänner den Papst zum Souverän von Konstantinopel machen müssen." Wir möchten wirklich wissen, was Bismarck zu dieser Idee sagt.

— „Besucher aus dem Jenseits" nennt Stuart C. Cumberland eine Schrift, welche im Verlage von S. Schottländer in Breslau erschienen ist. Bekanntlich ist der Verfasser der gefährlichste Gegner, welchen die Spiritisten bisjetzt gefunden haben. Er hat die berühmten Medien der Spiritisten entlarvt und die Unmöglichkeit eines beliebigen Verkehrs mit Geistern nachgewiesen. Auf dem Gebiete des „Gedankenlesens" hat er Unbegreifliches geleistet. In vorliegender Schrift beschreibt er nun seinen Lebensgang, seine frappantesten Leistungen auf dem Gebiete des Spiritismus, sein Errathen von Seelengeheimnissen. Das Ganze ist eine Sensationslektüre comme il faut; wer „hinter die Coulissen sehen will", findet hier reiche Gelegenheit dazu.

Bibliographie.

Adelmann, A. Graf, Beno Donzini. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 7 M.

Beckmann, H., Spaziergänge auf dem Felde der Reimkunst. Hamburg, Boysen. 1884. 8. 3 M.

Beydemüller, C., Das rosafarbene Billet. Lustspiel, frei nach A. Cornelius. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 8. 1 M.

Binder, F., Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Freiburg i. Br., Herder. 8. 5 M.

Bornier, Vicomte H. de, Die Tochter Rolands. Drama. Nach dem Französischen von A. Giers. Freiburg i. Br., Herder. 8. 3 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 6ter Bd. 5tes Hft.: Die Culturfähigkeit des Negers. Von W. Schneider. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Cassau, K., Beiträge zur Pädagogik der Gegenwart. Gesammelte pädagogische Aufsätze. 1stes u. 2tes Bdchn. Langensalza, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 3 M. 25 Pf.

Claar, E., Gedichte. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Deecke, W., Aus meinen Erinnerungen an Emanuel Geibel. Weimar, Böhlau. 12. 60 Pf.

Diez, C. F. J., Passionsblumen, gepflückt am Leidens- und Todestag unseres Herrn Jesu Christi. Wiesbaden, Niedner. 8. 2 M.

Katholische Dilettanten-Bühne. 11tes Hft.: Doctor Wunderlich oder der Universalerbe. Lebensbild von W. Kayser. Kempten, Kösel. 12. 75 Pf.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller. 5ter Bd. 3tes Hft.: Die Entwickelung der ständigen Diplomatie vom 15. Jahrhundert bis zu den Beschlüssen von 1815 und 1818. Von O. Krauske. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Gedanken einer Jüdin über das Judentum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Stuttgart, Levy und Müller. Gr. 8. 1 M.

Gerold, Rosa v., Ein Ausflug nach Athen und Corfu. Mit Zeichnungen von L. H. Fischer. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 5 M.

Gröber, C., Die Schlacht am Amselfelde. (Kosovo 1389.) Epische Dichtung mit Benützung von Bruchstücken serbischer Volkspoesie. Wien, Hölder. 12. 2 M. 40 Pf.

Günther, G., Grundzüge der tragischen Kunst. Aus dem Drama der Griechen entwickelt. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 10 M.

Haffter, E., Briefe aus dem fernen Osten. Frauenfeld, Huber. 8. 3 M. 20 Pf.

Hartmann, E. v., Philosophische Fragen der Gegenwart. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Das deutsche Heer. Kritische Betrachtungen eines Veteranen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Helfert, Freih. v., Die Jubiläums-Literatur der Wiener Katastrophe von 1683 und die Kaplir-Frage. Prag, Calve. 1884. Gr. 4. 90 Pf.

Hepp, C., Schillers Leben und Dichten. Mit 2 Facsimiles, sowie 51 Abbildungen in Kupferstich, photographischen Lichtdruck und Holzschnitt. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 5 M.

Herm, F., Aus blauem Himmel. Leipziger Allerlei aus meiner Studentenzeit. Leipzig, Lißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Hoffmeister, H., Der eiserne Siegfried. Eine neuzeitliche Nibelungenmär. Berlin, Ebhardt. Gr. 8. 4 M.

Hosäus, W., Friedrich Johann Rochlitz und Friedrich Schneider. Mittheilungen aus den Briefen Friedrich Johann Rochlitz' an Friedrich Schneider. Dessau, Baumann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Husterer, J. G., Nothburga. Dramatisirte Legende. Meran, Jandl. 8. 1 M.

Ilberg, J., Friedrich Theodor Hugo Ilberg, Erinnerungen an sein Leben und Wirken, für seine Freunde und Schüler zusammengestellt. Mit einem Bildniss in Lichtdruck. Leipzig, Teubner. 8. 2 M.

Kernworte Bismarcks 1847—1885. Festgabe zur Jubelfeier des Reichskanzlers. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M.

Klein, H. J., Ergebnisse rationeller Prüfungen von Wetterprognosen und deren Bedeutung für die Praxis. Halle, Schmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Koß, R., Gesammelte humoristische Vorträge. 2tes Hft. Berlin, Gropius. Gr. 8. 1 M.

Kotzebue, W. v., Baron Fritz Reckensteg. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 7 M.

Lioy, D., Die Philosophie des Rechts. Nach der 2ten Auflage des Originals mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von M. di Martino. Berlin, R. L. Prager. Gr. 8. 10 M.

Manteuffel, Ursula Zöge v., Violette Fonquet. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Materialien zur neueren Geschichte, herausgegeben von G. Droysen. Nr. 4: Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Nördlingen 1634. Halle, Niemeyer. 8. 1 M. 20 Pf.

Maupassant, G. de, und G. Lachaud, Die schöne Frau Bodinard und andere Geschichten. Aus dem Französischen übersetzt von W. König. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Milow, S., Deutsche Elegieen. Neue, stark verm. und veränd. Aufl. des Elegieencyklus „Auf der Scholle". Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Mohr, Köln in seiner Glanzzeit. Neue Forschungen. Köln, A. Ahn. Gr. 8. 5 M.

Ortenburg, Gräfin Julie zu, geb. Freiin v. Wöllwarth-Lauterburg, Gedichte aus dem Nachlaß. Gotha, Thienemann. 8. 2 M.

Peschel, O., Völkerkunde. 6te Aufl., bearbeitet von A. Kirchhoff. Mit einem Namen- und Sachverzeichnis. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 M.

Pünjer, B., Die Aufgaben des heutigen Protestantismus. Akademische Rosenvorlesung. Jena, Deistung. Gr. 8. 50 Pf.

Reese, R., Die staatsrechtliche Stellung der Bischöfe Burgunds und Italiens unter Kaiser Friedrich I. Göttingen, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 2 M.

Riedel, L., In der Hutzenstum. Gedichte und Erzählungen in vogtländischer Mundart. Plauen, Neupert. 1884. 8. 1 M. 20 Pf.

Rosegger, P. K., Bergpredigten. Gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel und zu Schimpf und Spott unseren Feinden den Schwächen, Lastern und Irrthümern der Cultur gewidmet. Wien, Hartleben. 8. 2 M. 50 Pf.

Schmidt, M., Culturbilder aus dem bayerischen Walde. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Schroller, F., Schlesien, Land und Leute. Eine Schilderung des Schlesierlandes. Illustriert von Th. Blätterbauer. 1ste Lfg. Glogau, Flemming. Lex.-8. 80 Pf.

Schulze, G., Die sittliche That, ihr Wesen, Wert und religiöser Charakter. Eine religiös-ethische Betrachtung. Erfurt, Neumann. Gr. 8. 50 Pf.

Schwetschke, E., Politische und unpolitische deutsche Lieder. 1. Politische Lieder. Ehrenlieder. Spott- und Kampflieder. 1879—1885. Halle, Schwetschke. 8. 1 M. 60 Pf.

Sehring, W., Hie Welf! hie Zollern! Gedanken und Gedichte zur neuesten Geschichte Deutschlands. Mit Abdruck der in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Briefe des Königs Georg von Hannover und seines Agenten. Heidelberg, Weiß. 8. 1 M.

Seidel, R., Der Arbeits-Unterricht eine pädagogische und soziale Notwendigkeit, zugleich eine Kritik der gegen ihn erhobenen Einwände. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 M.

Stolberg, Graf F. L. zu, Die Zukunft. Ein bisher ungedrucktes Gedicht aus den Jahren 1779—1782. Nach der einzigen bisher bekannt gewordenen Handschrift herausgegeben von O. Hartwig. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte. III. Beiträge zur neueren Geschichte. I. Zum Zeitalter Friedrichs des Großen. II. Ein angeblicher Brief des Freiherrn vom Stein. III. Zur Maria-Stuart-Frage. Von W. Oncken. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Tait, P. G., Wärmelehre. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von E. Lecher. Mit 53 Holzschnitten. Wien, Toeplitz u. Deuticke. Gr. 8. 8 M.

Thomson, J., Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njausa in den Jahren 1883 und 1884. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Wolf, G., Aus der Revolutionszeit in Oesterreich-Ungarn (1848—49). Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Zimmermann, O., Die Wonne des Leids. Beiträge zur Erkenntniss des menschlichen Empfindens in Kunst und Leben. 2te umgearb. Aufl. Leipzig, Reissner. Gr 8. 4 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 110 bis 116.

Deutscher Reichstag. — England hat verloren. — Der russisch-englische Conflict in seinen Folgen zur See. — Oesterreichische Slawen in Rußland. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die katholische Kirche und die religiös-sociale Opposition im Mittelalter. Von G. Weber. (I.) — E. Naville's Ausgrabungen in Gosen und die Historicität des Aufenthalts der Juden in Aegypten. Von G. Ebers. — Rudolf von Eitelberger. (Nekrolog.) — Louise Ackermann. Von H. Klein. — Das Haus Plantin in Antwerpen. Von K. Braun-Wiesbaden. — Die Reform des deutschen Strafproceßrechts. Von A. Geyer. (II.) — Müller-Friedberg. — Aus der Zeit der Grumbachischen Händel. Von F. von Löher. — Zur Philosophie, Rhetorik und Stylistik. — C. A. Rosetti. (Nekrolog.) Von Dr. H. Kraus. — Zur Geschichte der falschen Jungfrau von Orléans. — Kunsthandel und Kunstliteratur. Von Fr. Pecht.

Die Colonialbanken im Weltverkehre. Vortrag. Von Director A. Raab. — Geschäftliche Jahresberichte: Allgemeine Renten-, Capital- und Lebensversicherungsbank „Teutonia“ zu Leipzig. Friedrich Wilhelm, Preußische Lebens- und Garantie-Versicherungs-Actien-Gesellschaft. Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektricität.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Recueil manuel et pratique de traités et conventions

sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **Ferd. de Cussy.**

Deuxième série

par **F. H. Geffcken.**

Tome premier: 1857—1869. 8. Geh. 12 M.

Im Anschluss an Band I—VII dieser für Diplomaten, Consuln, Staatsmänner etc. unentbehrlichen Sammlung internationaler Verträge erscheint eine zweite Serie, herausgegeben von dem Geh. Justizrath Dr. F. H. Geffcken, deren erster Band bereits vorliegt; er enthält die Verträge von 1857—1869, während der zweite Band die von 1870 bis zur Gegenwart umfassen wird.

Die erste Serie (7 Bände) ist zum ermässigten Preise von 40 Mark, 6 Mark für einen einzelnen Band, durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Erziehung

Friedrichs des Großen.

Aus dem Nachlaß

von

Ernst Bratuscheck.

Mit einem Vorwort

von

Professor **Dr. Ed. Mätzner.**

Preis: 3 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aesthetik.

Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Carriere's „Aesthetik“, bereits in dritter neu bearbeiteter Auflage erschienen, enthält die bleibende Errungenschaft der seitherigen ästhetischen und kunstgeschichtlichen Forschung. Im ersten Theil entwickelt es die Idee des Schönen, wobei das Erhabene und Anmuthige, das Tragische, Komische, Humoristische näher bestimmt werden; es betrachtet das Schöne in der Natur und in der Geschichte, und erörtert das künstlerische Schaffen. Der zweite Theil behandelt die einzelnen Künste: die bildende Kunst, die Musik, die Poesie; ihre Gesetze werden von den größten Meisterwerken abgeleitet oder an ihnen geprüft, sodaß sie selbst eine anschauliche und liebevolle Schilderung finden. Dabei geht der Verfasser nicht von den Voraussetzungen einer Schule, sondern von den wirklichen Thatsachen aus, und steigt von ihnen zur Erkenntniß der Principien auf, durch die sie erklärt und begründet werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arendts'

Naturhistorischer Schulatlas.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage von

Dr. Friedrich Traumüller.

69 Tafeln mit 1046 Abbildungen in Holzschnitt und erläuterndem Texte.

4. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 70 Pf.

Der „Naturhistorische Schulatlas“, schon in fünfter Auflage erschienen, behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Königliche Bibliothek Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 14. Mai 1885.

Inhalt: Literargeschichtliche Biographien. Von Wilhelm Buchner. — Ein verfehlter Roman. Von J. J. Honegger. — Ein schlesischer Dichter. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron. — Die Trewendt'sche Encyklopädie der Naturwissenschaften. Von Moritz Willkomm. — Zur deutschen Stilistik. Von Daniel Sanders. — Novellen von Hans Hoffmann. Von Alfred Friedmann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literargeschichtliche Biographien.

Wir besprechen hier drei Arbeiten, welche, ohne gerade Biographien im vollen Sinne des Wortes zu sein, doch darin zusammentreffen, daß sie zur genauern Kenntniß des Lebens und Dichtens von Gestalten unserer Literatur erfreuliche Beiträge geben.

1. Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. Hierzu ein Porträt in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing. Leipzig, Hirzel. 1884. Gr. 8. 7 M.

Zu den Dichtern, deren Name in der Ausgangszeit der Romantik vielfach genannt ward, wenn er auch mit dem Eintreten lebendigerer politischer Bewegung wieder verklungen ist, gehört Friedrich von Uechtritz. Die Literaturgeschichten führen wol dieses oder jenes seiner Werke an, aber wenige der jetzt Lebenden mögen sie gelesen haben; die Ehre einer Gesammtausgabe, welche man als ein Zeugniß nachhaltigen Wirkens betrachten darf, auch nur der dramatischen Arbeiten ist unsers Wissens Friedrich von Uechtritz nicht zutheil geworden; so ist er eins jener schönen und liebenswerthen Talente, welche in beschränkter Zeit und in beschränktem Kreise wirken und Anerkennung finden, ohne der Nachwelt als dauernde glänzende Gestalt erhalten zu bleiben. Und wenn jetzt fast zehn Jahre nach des Dichters Tode, der hochbetagt gestorben ist, sein Gedächtniß durch das Buch, welches das Bedeutendste aus seinem Briefwechsel bringt, erneuert wird, so kommt dasselbe fast schon zu spät, um von einem größern Kreise mit Verständniß aufgenommen zu werden.

Geboren zu Görlitz am 12. September 1800, einem alt angesessenen Adelsgeschlecht der Lausitz angehörig, besuchte Friedrich von Uechtritz als Student der Rechte die leipziger Hochschule und trat dann 1821 zu Berlin in die herkömmliche juristische Laufbahn. Philosophische und geschichtliche Studien, aufnehmende und schöpferische Beschäftigung mit der Dichtung gingen belebend neben seiner Amtsthätigkeit her, und bereits seit 1823 erschien von ihm eine Reihenfolge großer geschichtlicher Dramen, deren Stoffe der römischen, byzantinischen, mittelalterlichen Geschichte entnommen waren; sein „Alexander und Darius" ging über mehrere deutsche Hauptbühnen und ward von Goethe mit warmer Freude begrüßt; auch mit dem alternden Großmeister der Romantik, mit Ludwig Tieck, stand der Dramendichter in persönlichem und brieflichem Freundschaftsverkehr. Im Jahre 1828 ward Uechtritz als Assessor nach Trier versetzt, sehr gegen seinen Wunsch; dagegen war ihm sehr willkommen die 1829 erfolgte Versetzung nach Düsseldorf, wo er fortan drei Jahrzehnte verweilte. Er kam hier mitten hinein in das geistsprühende Kunstleben der dreißiger Jahre, welches sich an die leuchtenden Namen Wilhelm von Schadow, Immermann, Mendelssohn-Bartholdy knüpft, abgesehen von manchen nachmals hochbedeutenden jüngern Künstlern, welche Uechtritz näher traten, wie E. Bendemann und C. F. Lessing. Auch der geistvolle Kunstforscher Karl Schnaase wirkte damals als Oberprocurator zu Düsseldorf; so kamen, wie Immermann scherzend bemerkte, an dem düsseldorfer Justizhofe drei Juristen zusammen, die so wenig, als ihnen nur möglich war, an Recht und Gerechtigkeit dachten: der straffe Dramatiker, Epiker und Theaterleiter Immermann, der milde feinsinnige Dramendichter und Romanschreiber Uechtritz, der tief eindringende Kunstgelehrte Schnaase: drei Männer gleichen Alters, verwandten Strebens und doch verschiedenster Richtung. Nach und nach löste sich der schöne Kreis wieder; Immermann starb allzu früh 1840, Schnaase war 1848 nach Berlin versetzt worden; Uechtritz trat 1858 als Geheimer Justizrath in den

Ruhestand und siedelte 1863 nach seiner Vaterstadt Görlitz über, wo er, obwol durch ein stets gesteigertes Augenleiden schwer bedrängt, in unausgesetzter geistiger Arbeit lebte bis zu seinem Anfang 1875 eingetretenen Tode.

Der vorliegende stattliche Band der „Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz" wird eröffnet durch ein warmes und inhaltreiches Vorwort aus der Feder Heinrich von Sybel's. Er sagt:

Eine der besten Erinnerungen aus meiner glücklichen Jugendzeit ist das Andenken an jene schönen düsseldorfer Tage, in welchen auf dem engen Raum einer damals sehr stillen Mittelstadt ein unvergleichliches Zusammenwirken aller Künste durch Schadow und seine kräftig aufblühende Schule, durch Felix Mendelssohn's musikalisches Genie, durch Immermann's, Uechtritz' und Schnaase's literarische und dramaturgische Leistungen in das Leben gerufen wurde. Geraume Zeit hindurch bildete mein älterliches Haus einen der Mittelpunkte für den geselligen Verkehr dieses reichen und fruchtbaren Kreises; so war es mir als jungem Studenten vergönnt, aus nächster Nähe die Arbeit und den Genuß des künstlerischen Schaffens zu schauen, nicht selten in die innerste Werkstatt des dichterischen Geistes zu blicken und an dem Jubel über jeden neuen Erfolg aus vollem Herzen theilzunehmen. Die damals empfangenen Eindrücke haben mich unauslöschlich durch das Leben begleitet. Hier habe ich erfahren, welch ein Segen es ist, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitssinnes angeregt zu werden, und so ist es mir eine Freude, nach beinahe einem halben Jahrhundert an dieser Stelle den Anlaß zum Aussprechen einer bleibenden Dankbarkeit erhalten zu haben. Ohne Zweifel war unter den Führern des damaligen düsseldorfer Kunstlebens Friedrich von Uechtritz einer der wirksamsten. Er war eine durchaus auf das Ideale gerichtete Natur, ein Charakter von seltener Reinheit, streng gegen sich selbst und milde gegen andere, unerschütterlich conservativ in seinen Ueberzeugungen und liberal in der Anerkennung der Gegner, gründlich in jeder Arbeit und bis zum Aengstlichen gewissenhaft im Kleinen wie im Großen. Im persönlichen Verkehr erschien er weniger lebhaft, vielseitig und geistsprühend als sein Freund Immermann; um zur vollen Geltung zu gelangen, bedurfte er längerer zusammenhängender Mittheilung; dann aber zeigte sich ein höchst bedeutender Umfang historischer, philosophischer und theologischer Kenntnisse, eine gediegene und folgerichtige Durchbildung des Geistes und eine den Zuhörer fortdauernd anregende Gedankenfülle. Aus solchem Boden erhob sich sein schönes poetisches Talent in ruhiger stets gleichmäßiger Entfaltung. Mit Unrecht ist er zuweilen der Romantischen Schule zugezählt worden, denn völlig fremd waren ihm deren charakteristische Züge, die Hinneigung zum Phantastischen und Schrankenlosen, die Schwärmerei für ein misverstandenes Mittelalter, die oft so wunderliche Mischung von Mystik und Humor und vollends die Sucht, Poesie und Leben miteinander zu verschmelzen und im eigenen Leben jeder angeblich poetischen Leidenschaft zu fröhnen. Wie Uechtritz im Leben stets das objective Pflichtgebot anerkannt hat, so ist ihm in der Kunst alles Unklare und Verschwommenheit zuwider; mit der mondumglänzten Zaubernacht der Romantik hat er nichts zu schaffen, und auch das mystische Element der Religion erscheint bei ihm geklärt in fester Form des Dogma oder der philosophischen Speculation. Seine Schöpfungen bewegen sich überall auf dem Boden realer historischer Verhältnisse und bewähren hier eine stets achtungswerthe, nicht selten große Begabung. Seine Diction ist edel und gewählt, hier und da etwas mühsam, stets aber durchsichtig und präcis. Er beherrscht alle Töne des ernsten und des leidenschaftlichen Pathos; Ironie, Witz und Humor sind ihm nicht völlig versagt, kommen aber selten zur Verwendung. Er besitzt die Gabe novellistischer Erfindung und dramatischer Gestaltung; die Personen seiner Dichtungen haben individuelles Leben und plastische Rundung; die Entwickelung der Fabel ist durchgängig einfach, ungekünstelt und spannend bis zum Schluß. In seinen Romanen bewegt sich die Erzählung in belebter Anschaulichkeit, allerdings nicht selten ausführlicher und langsamer fort, als es dem modernen Geschmack zusagen will. Auch ist das leichte Fahrzeug der Poesie bei ihm in manchen Partien etwas schwer mit Reflexionen und Discussionen beladen, wo man bedauert, den Inhalt dieser Erörterungen nicht in der concreten Form fortschreitender Handlung vor die Augen des Lesers gestellt zu sehen. Der letzte Grund dieser Mängel ist wieder die gründliche Gewissenhaftigkeit, welche auch geringfügige Details nicht im Dunkel lassen, jeder Schattirung des Gedankens ihre Geltung sichern, jede Seite des Gegenstandes erschöpfen will. Wenn moderne Autoren über eine so weit getriebene Bedächtigkeit die Achseln zucken, so läßt sich dagegen nichts sagen; immer aber wäre manchen unter ihnen zu wünschen, daß ihnen ein Theil von dem Reichthum und der Tiefe des geistigen Gehalts zugefallen wäre, der aus jenen etwas schleppenden Formen hervorleuchtet.

Wie hätten wir besser ein Geistesbild des trefflichen Mannes zu geben vermocht, als mit den Worten des berühmten Geschichtschreibers, dessen Jugendeindrücke in der bewegten düsseldorfer Glanzzeit noch jetzt nach langen Jahrzehnten einen so freudigen Ausdruck finden?

Auf Sybel's feinsinniges Vorwort folgt eine Darstellung von Uechtritz' Leben und Dichten, eine treffliche Arbeit von Th. Paur in Görlitz. Unser kurzer Lebensbericht ist ein dürftiger Auszug aus der umfassenden Darstellung Paur's, welche Uechtritz' Bedeutung als dramatischer Dichter und Romanschreiber eingehend entwickelt, ohne doch in eine bewundernde Ueberschätzung des Dichters zu verfallen, den er betrachtet und beurtheilt.

Führen uns diese beiden Aufsätze, zwei Bogen umfassend, in schöner Weise dazu, Uechtritz kennen und lieben zu lernen, so bildet den Haupttheil des Buchs, über vierhundert Seiten, eine Auswahl aus seinem Briefwechsel. Zunächst Briefe an die Aeltern und Geschwister, die Zeit von 1819—36 umfassend; diese Briefe zeigen uns das liebenswürdige Wesen und die ersten Erfolge des jungen Dichters in anmuthigen Mittheilungen an das väterliche Haus. Die Briefe von Ludwig Tieck sind weder zahlreich noch bedeutend, um so bedeutender und inhaltreicher diejenigen von Tieck's geistvoller Tochter Dorothea. Die zwischen Uechtritz und Schnaase, den beiden Rechtsgelehrten, gewechselten zahlreichen Briefe beschäftigen sich wunderbarerweise so gut wie ausschließlich mit Theologie, und wir sehen, wie diese beiden ernsten tiefen Naturen, der Dichter und der Kunstforscher, in ausgedehnten tief durchdachten Briefen, wie man sie unserer schnell lebenden Zeit kaum zutrauen sollte, über die wichtigsten religiösen Tagesfragen, die Kritik der Evangelien u. s. w. sich unterhalten. Dagegen behandelt der Briefwechsel mit Hebbel in gleich eingehender Weise vornehmlich dessen Dramen und Novellen, während derjenige mit R. Köpke mehr allgemeine literargeschichtliche Fragen erörtert. Den Schluß des Buchs bildet eine Zusammenstellung von Briefen verschiedener

Correspondenten, unter welchen die Namen Immermann, Lessing, Varnhagen von Ense die glänzendsten und am meisten vertretenen sein mögen; dazu vereinzeltes von Hounwald, Geibel, Kinkel, Beudemann u. a.

Der Leser ersieht aus dieser kurzen Inhaltsangabe, daß gar Vielseitiges und Ansprechendes in dem Buch sich zusammengefunden hat. Wir sehen den Dichter durch den Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und seines reichen Geistes bedeutende Männer und Frauen verschiedensten Gepräges, Ludwig und Dorothea Tieck, Immermann und Hebbel, Schnaase und Köpke, an sich festhalten, ganz abgesehen von den gemüthsvollen Beziehungen zum väterlichen Hause. So würden diese Briefe uns anziehen, auch wenn Friedrich von Uechtritz nicht zu den bedeutendern Dichtern der zwanziger und dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts gehörte. Dem Buch ist ein schönes Bildniß des Dichters in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von seinem Freunde Lessing, wol aus der spätern düsseldorfer Zeit, beigegeben.

2. Leopold Schefer. Eine Monographie. Gekrönte Preisschrift von Emil Brenning. Bremen, Rühle u. Schlenker. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Die vorliegende Schrift über Leopold Schefer verdankt ihren Ursprung einem Preisausschreiben der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1881. Die Arbeit von E. Brenning wurde mit dem Preise ausgezeichnet und in dem „Neuen Lausitzischen Magazin" veröffentlicht. Von dieser ausgedehnten Abhandlung ist das Buch ein unveränderter Abdruck, ein bequemer Band von $12^1/_2$ Bogen groß Octav.

Leopold Schefer gehört zu denjenigen Gestalten unsers Schriftlebens, welche eine Zeit lang laute und begeisterte Verehrung, ungemeine Verbreitung ihrer Hauptwerke fanden, um nachher allgemach wieder in Halbschatten herabzusinken. Vor allem sein „Laienbrevier" hat in den nächsten Jahrzehnten nach seinem ersten Erscheinen 1834 zahlreiche Auflagen erlebt, während sich dieselben neuerdings nur in weiten Zwischenräumen folgen; seine bei ihrem Erscheinen hochgefeierten Novellen sind der Gegenwart ganz unbekannt; die spätern Lehrdichtungen, nur schwächere Ausklänge der im „Laienbrevier" zuerst angeschlagenen Töne, fanden wenig Leser; und als er schließlich als Greis in seinem „Hafis in Hellas" Lebens- und Liebesgenuß predigte, stieß er schon durch den Gegensatz mit den frühern Dichtungen ab; kurz, Schefer gehört zu jenen gedanken- und geistvollen Nachfolgern der Romantik und Jean Paul's, die uns trotz alledem fremd geworden sind. Wenn die Lausitzer ihrem berühmten Landsmann ein biographisches und kritisches Denkmal setzen wollten, so thaten sie wohl daran, um so mehr, da die bisher einzig vorliegende Darstellung von Schefer's Leben und Dichten, diejenige von Lüdemann, allzu sehr bewundernd zum Meister hinaufschaut, um Anspruch auf dauernde Geltung erheben zu können. Der Verfasser des vorliegenden Buchs, Emil Brenning in Bremen, steht dem Dichter des „Laienbrevier" zeitlich fern genug, um ohne Voreingenommenheit über ihn zu urtheilen, und hat zugleich den Vortheil, in Beziehung auf die Darstellung von Schefer's Leben reichere und zuverlässigere Quellen zu besitzen, als Lüdemann in den persönlichen Mittheilungen des Dichters besaß.

Es ist nun seltsam, daß gerade die Hauptzeugnisse für das innere Leben eines bedeutenden Menschen, die Briefe desselben, bei Schefer so gut wie ganz fehlen. Wie vielen Aufschluß über die geistige Entwickelung von Goethe und Schiller, Bürger und G. Forster, Jean Paul, Chamisso, Heine, Freiligrath u. s. w. empfangen wir nicht aus der Sammlung ihrer Briefe! In jungen Jahren auf der Hochschule oder durch wechselnden Aufenthalt mit zahlreichen Mitstrebenden verbunden, der freundschaftlichen Mittheilung bedürftig, haben sie in ihren Briefen Spiegelbilder ihres ganzen Entwickelungsganges hinterlassen, durch welche wir erst eine volle Erkenntniß des Dichters und des Menschen empfangen. Anders Leopold Schefer. Allezeit eine in sich zurückgezogene Natur, seit seinem zwanzigsten Lebensjahre ausschließlich an denselben Ort gebunden, kam er gar nicht in Versuchung, Jugendfreunden oder Bekannten gegenüber sich brieflich auszusprechen; er ist einer jener ständig in denselben Verhältnissen, demselben Gedanken- und Gefühlskreise sich bewegenden und darum vereinsamten Dichter, wie Grillparzer. Dagegen richtete sich die rastlose und staunenswerthe Schreiblust des merkwürdigen Menschen vor allem nach innen und that sich in den Selbstbekenntnissen seiner Tagebücher völlig Genüge. Es sind Foliohefte von etwa neunzig oder auch mehr Seiten, 1804 beginnend, 1859 schließend, also über ein halbes Jahrhundert umfassend. Freilich fehlen von den ursprünglichen 89 Heften 25, darunter leider Nr. 32—52 aus der Zeit der Reise nach Italien und ins Morgenland; außerdem etliche vereinzelte. Es heißt in der Einleitung:

> Allerdings muß man von dem gewöhnlichen Begriff eines Tagebuchs bei diesen Schefer'schen Reliquien absehen, insofern von den wirklichen Vorgängen des Lebens selten Bericht erstattet wird, und niemals in übersichtlicher, zusammenhängender Weise. Besonders gilt dies von den Aufzeichnungen der frühern Jahre, während in den spätern das Thatsächliche etwas reicher bedacht ist. Dagegen sind es neben ausgeschriebenen Stellen aus den Büchern, welche seinen Geist gerade vorzüglich beschäftigten, die ersten Niederschriften seiner Gedichte, und besonders die Gedanken und Betrachtungen, welche sich ihm als wichtig und bedeutsam aufdrängten, die uns darin geboten werden. Wenn sie daher für den äußern Verlauf seines Lebens keineswegs einen genügenden Anhalt geben und ihre Ergänzung durch anderes Material unerläßlich machen, so gewähren sie einen wundervollen Einblick in das innere Getriebe dieses eigenartigen und bedeutenden Dichtergeistes, lassen sein Werden und Wachsen, die Epochen seiner Entwickelung erkennen und sind somit von höchster Bedeutung. Wird man anfangs in dem Verfolgen der geistigen Thätigkeit des unermüdlichen Aufeinanderthürmens von Ideen und Betrachtungen oftmals von ernstlicher Sorge ergriffen für die geistige Gesundheit dessen, der uns hier den Blick in sein Inneres eröffnet, so findet man nach der großen Lücke alles geschlichtet und geregelt. Aus dem disharmonischen Durcheinandertönen der mannichfaltig-

sten Stimmen ist ein ruhiger Gleichklang geworden, welcher nun in beständiger Modulation in seinen zahlreichen Gedichten hervorbricht, sodaß jetzt die Tagebücher besonders als leider längst nicht vollständiger Brouillon seiner Poesien betrachtet werden können.

Auch Karl Siegen hat diese Tagebücher neuerdings in den bereits wieder entschlafenen „Akademischen Blättern", herausgegeben von Otto Sievers, zu einer Darstellung von Schefer's Jugendleben benutzt.

Schefer's Lebensgang ist so einfach wie möglich. Geboren am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Oberlausitz, eines Arztes Sohn, war er das einzige überlebende Kind, der einzige Knabe des Hauses. Dreizehnjährig verlor er den Vater und war so fortan allein auf den Verkehr mit der Mutter angewiesen. Seit Ostern 1799 besuchte er das Gymnasium zu Bautzen, wo seine Jugendgedichte entstanden, deren erstes hier mitgetheiltes von 1802 gewaltig „schillert". Die kränkelnde Mutter wünschte den Sohn in ihrer Nähe zu haben, und so kehrte er Ostern 1804 als neunzehnjähriger Oberprimaner nach Muskau zurück, und von hier hat er sich fortan, abgesehen von seiner großen Reise, nie länger entfernt. Schefer hat nie eine Hochschule besucht und den erfrischenden Hauch eines weitgreifenden wissenschaftlichen Studiums, einer ausgedehnten anregenden Geselligkeit kennen gelernt. Er saß still in seiner lausitzischen Kleinstadt, las das Beste und Verschiedenartigste, bildete sich ohne alles Hinstreben auf ein bestimmtes Fach in derselben autodidaktischen Weise wie vormals Jean Paul, gleich diesem bedrängt durch vereinsamte und dabei dürftige Verhältnisse. Jedes Streben seines Geistes, jede Regung seines Herzens spiegelt sich wider in seinen Tagebüchern; zugleich vertraut er ihnen seine ersten Dichtungen an, wobei, wie es scheint, unter anderm Goethe's reimlose Jugendgedichte Pathenstelle vertraten. Auch die Tonkunst, in welcher Schefer gleich seinem Geistesverwandten Grillparzer sich auszeichnete, nahm ihn gefangen. Im Jahre 1808 verlor er die Mutter durch einen jähen Tod. Mit dem jungen Grafen Hermann Pückler-Muskau, dem eine Zeit lang als Reiseschriftsteller hochgefeierten Semilasso, war der nur um ein Jahr ältere Schefer befreundet, und Graf Hermann übertrug 1811 dem siebenundzwanzigjährigen Freunde das Amt eines Generalinspectors und damit die Verwaltung seines gesammten Vermögens. In die Jahre 1816 bis 1820 fällt Schefer's Weltfahrt, die einzige größere Reise, welche der Einsiedler von Muskau jemals unternahm. Sie führte ihn nach Wien, von dort über Venedig und Ancona nach Neapel; er besuchte Sicilien, Morea, Athen, Chios, Troja, Konstantinopel. Nach fast fünfjähriger Abwesenheit kehrte er heim, reich an neuen Anschauungen, welche er vornehmlich in seinen Novellen künstlerisch verwerthete. Von da ab hat er Muskau nicht mehr für längere Zeit verlassen. Glücklich verheirathet, in bequemen Verhältnissen, seinen Studien, der Dichtung und der Tonkunst abwechselnd sich widmend, verlebte er ernstfreudige Jahrzehnte, bis am 16. Februar 1862 der Tod den Hochbetagten hinwegnahm.

Es wäre wol nicht möglich gewesen, über einen so einfachen Lebensgang hundert Druckseiten groß Octav zu berichten, ohne zahlreiche Mittheilungen aus dem Tagebuch und ebenso zahlreiche Abschweifungen auf die dichterischen Anfänge vorzuführen. Den Werken Schefer's ist der zweite, ebenso umfassende Theil des Buchs gewidmet. In demselben läßt Brenning die Lehrgedichte, das „Laienbrevier" und seine schwächern Nachfolger, dann im Gegensatz dazu die heiter sinnliche Lyrik des „Hafis in Hellas", endlich die dramatischen, epischen und novellistischen Schöpfungen an uns vorübergehen: Dichterwerke, von welchen das „Laienbrevier" allein die Feuerprobe eines halben Jahrhunderts bestanden hat und vielleicht diejenige eines weitern halben Jahrhunderts, wenn auch mit stets langsamer pulsirendem Interesse der Lesewelt, bestehen wird. Brenning selbst täuscht sich darüber nicht; er erkennt die Mängel von Schefer's ruheseliger Weltanschauung bereitwillig an. Er sagt z. B. gelegentlich der Beleuchtung einer Stelle des „Laienbreviers":

> So verkommen alle ähnlichen Anläufe zu sittlichem Pathos, welche Schefer gelegentlich nimmt. Offenbar liegt hier die große Schwäche seiner Anschauung. Für ihn ist Sünde nichts als Irrthum, und wir kehren somit zu den Anfängen der sokratischen Philosophie zurück, welche die Tugend für lehrbar erklärte. Es ist ja um vieles leichter, alles weglächeln, was im Leben innerlich wie äußerlich störend und drückend ist, und die ruhige Heiterkeit des Sinnes sich durch nichts rauben lassen. Aber es ist eine Stimmung, die doch auch nur in einer solchen seligen Weltvergessenheit wirklich gedeihen und sich behaupten kann, wie sie Schefer dauernd zutheil ward. Man mag auch zugeben, daß es innerhalb der pantheistischen Zerflossenheit, welche sein Religionsbekenntniß bildete, nicht wol anders möglich war. Seiner Brahminenweisheit steht dieses gutmüthige Schönthun recht wohl zu Gesicht. Aber eine bleibende durchgreifende Wirkung seiner Gedichte mußte damit gefährdet werden. In einer Zeit, welche lebhafter erregt und von mächtigen Gegensätzen erschüttert wird, in welcher sowol der Realismus der Thatkraft unausgesetzt in Bewegung ist, wie in der Verwirrung des sittlichen Bewußtseins furchtbare Laster und Verbrechen nicht zu den Seltenheiten gehören, da langt man mit diesem Biedermannsthun nicht aus. Da erfährt es denn doch jeder, daß vulkanische Kräfte unter dem Boden schlummern, auf dem wir wandeln, deren Eruptionen ein stärkeres Reagens verlangen als die hausväterliche Milde des Weisen von Muskau.

So faßt Brenning schließlich das Ergebniß seiner eingehenden Betrachtung, seiner liebevollen und doch zugleich kritischen Untersuchungen von Leopold Schefer's dichterischer Persönlichkeit in den Worten zusammen:

> Versuchen wir nach allem diesen zu einem zusammenfassenden Urtheil zu kommen, so muß das als erstes festgehalten werden, daß Schefer wirklich sui juris ist und aus sich heraus begriffen werden muß. Er hängt mit seiner Zeit und ihren Anschauungen nur soweit zusammen, wie es jeder in derselben lebende Mensch thut, und zeigt sich mit Richtungen in innerer Berührung, denen er gleichwol äußerlich fern geblieben war. Aber auch wo das geschieht, erstreckt sich die Verwandtschaft nur auf das Formelle, die Gestaltgebung, nicht auf Geist und Gehalt, denn diese sind sein eigen. Und um diese zu begreifen, ist es nöthig, sich in den Zusammenhang seines Lebens hinein zu versetzen. Die Eigenart seiner Entwickelung ist für sein ganzes

Schriftstellerthum bestimmend geworden. Seiner autodidaktischen Bildung war es unmöglich, wirklich in das Geheimniß der Form einzudringen, insofern er seine Neigung und seinen Geschmack zum ausschließlichen Wegweiser seiner Thätigkeit zu erheben gewohnt war und aus dieser Gewohnheit der Pflege des Individuellen nachher nicht mehr zum Allgemeingültigen fortzuschreiten vermochte. Daher seine Redseligkeit, seine Reflexionslust, das weit Ausgesponnene seines Gedankens und seines Ausdrucks. Daher auch die Neigung zum Seltsamen und Besondern in Charakteristik und Gedankenwendung, kurz das, was man als die Eigenart seines Stils wird bezeichnen dürfen. Aus den pantheistischen Quellen seines Denkens aber in Verbindung mit dieser ungewöhnlich glücklichen und eben verlaufenden Gestaltung seines Lebens, welche ihn nie vor eine schwere Entscheidung gestellt, ihn nie mit Noth und Entbehrung bekannt gemacht, ihn keinen andern Verlust hat erleiden lassen, als welche dem Leben jedes Menschen natürlich zu sein pflegen, erklärt sich der innige Optimismus, der alle seine Dichtungen durchdringt. Ohne Zweifel wird er zur Schwäche und sittlichen Ohnmacht, wenn er sich auf die Sünde und ihre Behandlung, Verurtheilung und Ueberwindung bezieht, und ist in der beständigen Wiederholung derselben Beschwichtigungs- und Beschwörungsformel, dem immer erneuten Betreten desselben Wegs zur Lösung der berührten Probleme nicht von Eintönigkeit freizusprechen. Auf der andern Seite aber zeigt er sich als den fruchtbaren Boden, auf dem eine warme Menschenliebe, eine freudige Toleranz, eine hoffnungsvolle Ergebung in die Schicksalsfügungen des Weltlaufs sprossen, welche als die schönsten Seiten seiner lehrenden Thätigkeit zu betrachten sind. In diesen Zügen gibt sich besonders seine Religiosität zu erkennen, welche man das Centrum seines ganzen innern Lebens nennen kann, sodaß man ihn mit Recht einen Religionslehrer genannt hat, oder ihn gar als zu einem Religionsstifter berufen hat bezeichnen wollen. Wenn auch dazu nicht tief und originell genug, ist Schefer doch innig, gemüthvoll und nach dem Hohen strebend, eine durch und durch edle Natur. Als solche hat er sich im Leben bewährt und in verschiedenen Lagen jeder völlig gerecht zu werden verstanden. Am Häuslichen haftend, zeigt er sich in erster Linie durchdrungen von der Schönheit deutschen Haus- und Familienlebens, wenn er sich auch gern über den kleinen Kreis des Idylls hinaus zu höhern Sphären der Darstellung erhob und mit bedeutendern Stoffen, welche er wählte, auch die Sphäre der eigenen Bedeutung zu erweitern suchte. Als Dichter eignet ihm vor allen Dingen eine reiche und vielgestaltige Einbildungskraft, welche unermüdlich aus nicht zu leerendem Vorrath schöpft, obgleich sie in der Wiederholung des gleichen Tons selten die Frische und Kraft des ersten Anschlags wieder erreicht. Zeigt sich seine Erfindungskraft und Gestaltenfülle auch am glänzendsten in der ungeheuern Reihe der Novellen, so tragen diese doch mehr Spuren der Verwandtschaft mit vorhandenen Zeitrichtungen als seine Lyrik, und bei schwach entwickeltem Sinn für kurze energische Führung der Handlung und scharfer Charakteristik wie für die Kunst des Erzählens hat er darin kaum länger dauernde Geltung als für seine Zeit erlangt. Gar nicht war er für das Drama beanlagt, dagegen glänzte er als Lehrdichter. Als solcher steht er Rückert am nächsten, von dessen mehr auf gnomenartige Spruchpoesie drängenden Richtung ihn seine breit ausholende, gemächlich plaudernde Weise unterscheidet. Die oben gerühmten Eigenschaften seines Geistes treten darin am hellsten hervor und sichern ihm am meisten den Anspruch auf eine längere Dauer seiner poetischen Wirksamkeit. Als Lyriker zeigen ihn seine frühern Gedichte selbständig und eigenartig, nicht ohne Grazie und Frische im Liede, eigenthümlicher in Hymne und Betrachtung. Mit Recht aber erkennt man in den Früchten seines spätern Greisenalters, den Gedichten, welche antike Haltung mit orientalischer Gesinnung paaren, seine originellste Leistung, die man am ehesten eine geniale nennen kann. Als seinen Wahlspruch, worin er die tiefsten Regungen seines Innern zusammendrängte, darf man die drei Worte bezeichnen, welche er selbst in der „Sibylle von Mantua" und sonst oft als die höchsten Ideen des menschlichen Geistes nennt: Schönheit, Liebe, Weisheit.

3. Aus Goethe's Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellungen von Fr. von Hohenhausen. Leipzig, Bergmann. 1884. 8. 4 M.

Als anmuthiger Nachtisch zu den vorstehend besprochenen schwerer wiegenden Arbeiten erscheint das jüngste Werk der Verfasserin der „Berühmten Liebespaare" und „Berühmten Freundschaften". Es eignet ihr die Gabe, aus der Geschichte einzelne biographische Bilder, gruppenweise zusammengestellt, herauszuheben und mit feinem Griffel hinzuzeichnen; ihre Arbeiten haben das Verdienst, zugleich zu belehren und durch eine von aller Schulgelehrsamkeit absehende weibliche Gefälligkeit der Darstellung zu erfreuen. Diese Eigenschaft besitzt auch das vorliegende, „dem berühmten Goethe-Forscher G. von Loeper zu Berlin als ein Zeichen der Dankbarkeit für freundliche Belehrung und Berathung" gewidmete Buch. Es ist eine Zusammenstellung von sechzehn Aufsätzen über diejenigen Frauengestalten, welche in des Dichters Leben bedeutsam eingreifen; den Reigen führen Goethe's Mutter und Schwester; ihnen reihen sich dann Gretchen und Kätchen, Friederike und Lotte, Maximiliane und Lili, Gustchen Stolberg und Charlotte von Stein, Corona und Christiane, Bettine und Minna Herzlieb, Marianne-Suleika und Ulrike von Levezow an: ein reicher Kranz anmuthiger Frauengestalten, deren Herzensbeziehungen zu dem Dichter fein und sinnig entwickelt werden. Bieten sie dem Kenner nichts Neues, ja sogar ab und zu eine kleine Ungenauigkeit oder ein etwas dem Zweifel unterworfenes Urtheil, so wird besonders die Frauenwelt sich an dieser Reihenfolge frisch und treffend gezeichneter Bilder aus Goethe's Herzensleben erfreuen.

Wilhelm Buchner.

Ein verfehlter Roman.

Die Saxoborussen. Roman von Gregor Samarow. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1885. 8. 12 M.

Diesem Roman Gregor Samarow's ist die seltene und unverdiente Ehre widerfahren, daß er sofort eine satirische Gegenschrift hervorrief, die den parodirenden Titel trägt: „Die Saxo-Saxonen. Roman von Samar Gregorow" (Berlin, Eckstein's Nachfolger). Komisch macht sich, daß dieses humoristisch übertreibende Conterfei von 63 Seiten die Jahreszahl 1884 trägt, die Buchausgabe des Originals aber 1885; das Schriftchen muß übrigens Erfolg haben, denn mir

liegt die siebente Auflage vor. Der ungenannte Verfasser hat zunächst ganz unbedingt recht, wenn er in einem kurzen Vorwort bemerkt: er sei der Meinung, daß sich das studentische Leben eines deutschen Corps nicht dazu eigne, in seinen intimsten Beziehungen als Roman aller Welt vorgeführt zu werden.

Also schon das Object ist falsch gewählt. Es war entschieden ein verfehlter Gedanke, das Studentenleben namentlich nach seiten seiner burschikosen Streiche und Paukereien in einem drei Bände langen Roman zu Papier bringen, überhaupt fixiren zu wollen. Was davon frisch und ewig lebendig, das ist immer Product des Augenblicks, auch in den alten Formen mit stets neuer Modulation und lebendig sprudelnder Laune. Schreibt diese Streiche breit nieder, macht einen ernsthaft dreinschauenden Roman daraus, und sie nehmen sich abgeschmackt aus, fade wie abgestandenes Getränk. Was sich davon auf das Papier setzen läßt, ist in den bekannten Commersbüchern zum Liede geworden: alles andere soll sich verflüchtigen wie gärender Schaum. Die deutsche Studentenschaft kann übrigens etwas Besseres thun, als sich über die gespreizt aristokratische Verherrlichung eines exquisiten Kreises, wie solche am allerwenigsten in die Gelehrten-Republik hineinpaßt, ereifern oder ärgern; sie soll das fade Opus einfach vergessen.

Was ist der Inhalt der drei Bände? Das ist bald gesagt. Unendliche Paukereien und Kneipereien; mehr oder weniger witzige, nicht immer ganz unschuldige Studentenstreiche, wie wir sie alle kennen, wenn wir einmal selber dabei waren; Lustfahrten und Diners, Bälle und Soiréen bis zum Langweilen; einige leichte Liebschaften; endlich im Gegensatz zu alledem ein Stück der gründlich verfehlten 1848er Revolution: also eitler Tand aus dem hohlen Gesellschaftsleben, allerdings nicht immer ganz wohlfeiler. Daß der Verfasser, der überhaupt mit seinen Phantasie-Saxoborussen von Loyalität und Legalität überfließt, die süddeutsche Revolution, die ebenso schlecht organisirt war, als sie schmählich verlief — „eine Komödie der Weltgeschichte", wie einer unserer beliebtesten Historiker sie genannt hat —, von der humoristischen Seite faßt und etwas mit Spott abfertigt, dagegen mag nicht viel einzuwenden sein; daß er aber der Masse gegenüber die Handvoll Leute seines Corps zu siegreichen und großmüthigen Helden stempelt — Scenen in den Bahnhöfen von Karlsruh und Heidelberg —, ist die durch das ganze Buch laufende platte Renommisterei.

Es gibt äußerliche und innerliche Naturen unter den Menschenkindern, seien diese nun Schriftsteller oder etwas anderes. Nach dem, was ich mit kritischem Auge von ihm durchmusterte (das ist allerdings das Wenigste aus der Masse seiner Romane), zeichnet sich unser Autor als ein mehr äußerlicher, auf die Oberflächlichkeit gerichteter Kopf. Es ist in diesen Schriften die künstlich zusammengedrechselte leere Form, hinter welcher selten ein Quentchen innern Gehalts steckt.

Daher besteht die Hauptstärke in jener alleräußerlichsten Figuren- und Personenzeichnung, die wir leider insbesondere aus der französischen Literatur herübergezogen und eben auch bis ins Blöde ausgebildet haben; es ist jene marchand-tailleur-Kunst, die ich anderwärts „schnurrbärtige Genialität" nannte. Uebrigens haben sich seine Personen nicht zu beklagen; wie sie aus der Feder des Autors fließen, sind sie von guter Mache. Es thut mir leid, daß es mir im Leben nie so gut geworden; ich habe nie in bunt zusammengewürfelter Gesellschaft lauter so schöne und liebenswürdige, reizende und wahrhaft edle, dabei — wohlverstanden! — bedeutende Herren und Damen sich graziös durcheinander bewegen sehen, wie Samarow sie hier äußerst freigebig nur so aus dem Aermel schüttelt. Ein allerschlagendstes Beispiel dieser Zeichnungsmanier nehme man aus dem zweiten Bande. Da wird die zu Weinheim in einer Wasseranstalt weilende Engländerin Miß Maggins vorgeführt, beiläufig bemerkt die einzige unschöne Dame im Buch. Alle andern sind so ausgesuchte Schönheiten, daß wir den Autor zu Nutz und Frommen der deutschen Studentenschaft und anderer Sterblichen bitten möchten, authentisch zu bezeugen, woher er sie bezieht. Aber kurz, das Porträt der etwas abgestandenen Engländerin, die trotzdem zuletzt noch als glückliche Braut in ihr Nebelland heimkehrt — Samarow hat, ein weiterer Vorzug, ein ganzes Heirathsbureau —, zeichnet Manier und Sprache besonders lebhaft; es lautet so:

> Eine ziemlich große und vielleicht etwas zu schlanke Dame, deren Alter in der etwas bedenklichen und peinlichen Periode zwischen 35 und 40 Jahren stehen mochte, in welcher die Damen dem nahenden Alter unwillig den Rücken wenden und die entschlüpfende Jugend ängstlich und eifrig an ihren Rosenflügeln festzuhalten sich bemühen, wurde von dem Doctor als Miß Maggins vorgestellt — es hätte dieser Vorstellung nicht bedurft, um sie als eine Tochter des meerbeherrschenden Inselreichs erkennen zu lassen. Ihr Gesicht, von durchsichtiger Zartheit des Teints, zeigte in seinen Zügen die Linien einer regelmäßigen Schönheit; nur waren diese Züge etwas streng und scharf geworden, es fehlte ihnen ebenso die Bewegung wie den großen hellblauen Augen Wärme und Licht des von innen hervorstrahlenden Feuers. Lange blonde Ringellocken hingen an ihren Schläfen herab, und eine ganz leichte zarte Röthe auf ihren Wangen konnte wol zu dem Zweifel Veranlassung geben, ob dieser duftig hingehauchte Karmininschimmer ein Erzeugniß der Natur oder der Kunst sei. Sie trug ein Costüm von roher Seide mit einem kurzen über die Schulter fallenden Kragen von demselben Stoff; Schleifen von derselben Farbe bildeten den einzigen Schmuck ihres Gewandes, und nur eine halb aufgeblühte weiße Rose von jener Gattung, welche man mit dem Namen „Mädchenerröthen" bezeichnet hat, schwankte einsam an der Seite ihres Hauptes über den lang herabhängenden blonden Locken. Miß Maggins vereinigte in ihrer ganzen Erscheinung und Haltung in eigenthümlicher Weise die pedantische Strenge einer Gouvernante oder der Directrice eines Pensionsinstituts mit der kindlichen Naivetät eines eben in die Welt hinaustretenden Backfisches, und diese beiden Charaktereigenschaften drückten sich auch in der steifen, fast abwehrenden Verbeugung aus, mit welcher sie die Saxoborussen begrüßte, während zugleich ihre schüchtern aufgeschlagenen Augen mit kindlich neugierigen Blicken die Herren musterten.

Die Hauptfigur, Herr von Sarkow, ist ein reicher Guts-

herrensohn aus Pommerland. In allem Ernst, wenn dort hinten solche Früchtchen wachsen, so müßte unsere raffinirt überbildete Zeit, an deren Cultur die Charaktere sich stark abreiben und abblassen, sich ein Hundert Pommernsöhne als Muster verschreiben. Es ist ganz merkwürdig, was dieser junge Mann alles an Muth, Entschlossenheit, edler Mannesthat und dazu feiner Ritterlichkeit leistet. Schade ist nur das eine, daß wir an all die Herrlichkeit nicht glauben. Es geht uns gerade wie mit jenem wunderbar ausgezeichneten Pferde, das alle Vorzüge in sich vereinigte, nur daß es todt war. Eins freilich glauben wir, daß alle die feinen Herren bedenklich viel Geld verschleudern. Aber was thut's? Mit dem Geldbeutel in ihrer Tasche springt Samarow ebenso freigebig um wie mit der Großmuth in ihren Herzen. Der reiche Papa zahlt, wenn er auch anfänglich ein wenig knurrt; und am Ende gibt es nicht weniger als drei glückliche Heirathen. Ein paar humoristische Originale von Menschen sind: der Friseur, oder besser ami de la tête, Schreckenberger, der derbe Porzellanmaler Lieber und die beiden in höchst ergötzlicher Interessenfeindschaft miteinander rivalisirenden jüdischen Antiquitätenhändler Nürnberger und Rauchthaler. Doch sind auch diese Figuren so übertrieben, ihr Auftreten so unwahrscheinlich und so vielfach ausgenutzt, daß schließlich auch davon nur noch der Eindruck des Faden zurückbleibt. Von dem Vorwurf der Leere nehme ich indeß ein Gestalt aus: die unglückliche Sylphide Frau von Wartenstein; ihr schmerzlicher Liebestraum mit dem jungen Brasilianer de Souza und zumal die selten delicate Art des Abschieds fürs Leben haben einen Zug seelischer Feinheit, der hier einzig dasteht.

Die Parodie ist ganz vollkommen Samarow in Strichen wie die folgenden: „Er sagte mit jener halblauten Stimme, die wir so sehr bei den Repräsentanten der ersten Gesellschaftsklassen zu lieben pflegen." Oder wenn ein duc als der erste sich auszeichnet, der es gewagt, im kaiserlichen Paris auf einem Ball in hellem Beinkleide zu erscheinen: „Bekanntlich war diese Mode von nur kurzer Dauer; aber es mußte doch immerhin von Interesse sein, diesen Mann kennen zu lernen." Oder die feinen Gesellschaftsauszeichnungen in Rang und Stellung der Corps werden so bestimmt: „Thüringer und Preußen qualmten aus kurzen Pfeifen einen ziemlich undefinirbaren Taback; Baiern und Franken beschränkten sich auf die edlere Art des Cigarrenrauchens. Die Saxo-Saxonen dagegen rauchten entweder gar nicht oder hielten nachlässig kurze türkische Cigaretten zwischen den Fingern der behandschuhten Hand." Urlustig hebt sich folgender Passus ab. Die angekneipten Aristokraten der Saxo-Saxonia bei einer kleinen nächtlichen Keilerei mit bürgerlichen Studenten: „Diesen erwiderte der Herzog lachend, Cavaliere wie sie könnten schon deshalb olche Menschen nicht beleidigen, weil sie dieselben überhaupt nicht sähen; er sowol wie sein Freund seien weit davon entfernt, mit gewöhnlichen Studenten Streit anfangen zu wollen. . . . So richtig und einfach diese Erklärung auch war" . . . Gleichen Geistes: „Sie ist etwas Erhabenes, in ihrer Art Großartiges, diese Ruhe, mit welcher der Aristokrat zum ersten mal die Waffe in die Hand nimmt, um dem Gegner im Kampf entgegenzutreten. Selbst der kaltblütigste Sohn des Bürgerthums kann niemals in einer nur entfernt ähnlichen Weise diese eiserne Ruhe nachzuahmen suchen. Seine Hand wird stets durch die anfängliche Unsicherheit beweisen, daß kein Tropfen jenes Blutes in ihm rollt, welches allein den Menschen zur wahren Größe emporhebt." Der Nachahmer hat blos um eine Nuance übertrieben; so in den zwei Situationen: wenn eine königliche Prinzessin ihrem Geliebten, der freilich auch Herzog ist, als Kunstreiterin nachreist und nach kurzem Rausche sich vergiftet; wenn ferner sein ganzes Corps Mann um Mann schauerlich im Duell endet, und zwar traurigerweise durch einen Bürgerlichen.

Im Original ist besonders abstoßend der wohlfeile Romanheroismus, die Groß- und Wichtigthuerei. Wer Welt und Menschen kennt, wer je einmal den Ernst des Lebens recht empfunden und in großer Aufgabe seinen Mann gestellt hat, der weiß, daß der allerstärkste Theil der hier mit vollen Händen ausgestreuten großspurigen Personen- und Situationenzeichnungen Geflunker und Phantasterei ist, von der sich höchstens Backfische fangen lassen. Wir verlangen auch vom Romanschriftsteller Wahrheit, nicht die nackte der äußern Thatsachen, aber jene innere, die psychischen Fonds und Halt hat, und davon ist hier nicht eine Spur zu finden. Der Roman ist unwahr, geziert elegant und oberflächlich. Auch diese Seite, das komische Pathos, hat der Nachahmer gut persiflirt. Da heißt es z. B.: „Jeder Schlägerhieb, den Sie zum Ruhme der heiligen Waffen des Corps führen werden; jedes Wort, das Sie auf den Commersen zu seiner Ehre singen; ja jeder Tropfen Bier, den Sie in majorem gloriam des Corps als Sieger im Bierjungen trinken, alles und alles, das vergessen Sie nie, wird immer größer und herrlicher unser geliebtes Corps hinstellen."

Die andere Hauptstärke des Autors besteht in der Zeichnung von Festlichkeiten und Diners, nämlich im hocharistokratischen Geschmack, auch wenn seine eleganten Herren auf Eseln in den Speisesaal reiten. Wie viele Salamander kunstgerecht gerieben, wie viele Krüge Bier — oder weniger deutsch, aber dafür feiner — wie viele Flaschen Champagner geleert, was für mets und entre-mets servirt, wie oft angestoßen und toastirt wird: das sind bedeutsame Dinge, ein gewichtiges Stück vom Inhalt des Werks. Mit etwas Mühe und Combinationsgeist könnte man ein halbes Kochbuch aus demselben herausschreiben, und auf alle Fälle empfehlen wir die Tafel im Badischen Hof zu Heidelberg.

Wir kommen zum Schluß. Einige wenige Muster von Sprachnachlässigkeiten: „Er grüßte den Studenten mit der rothen Mütze mit kühler Höflichkeit." „Der sprudelnde Born, . . . der unter dem Schatten der grünen Berge hervorsprudelt." Auf der gleichen Seite (I, 30) erscheinen innerhalb des Raums von drei Zeilen: „alte Pfalzgrafen", „alte Herrlichkeit" und „alte Mauern".

Samarow ist ein viel gelesener Autor. Dutzendfach ist mir die Anzeige seiner Schriften aufgefallen, und er hat seit einem Jahrzehnt oder etwas darüber eine Masse zusammengeschrieben; jedenfalls besitzt er eine sehr coulante Feder. Das reizt um so mehr zum gründlichen Widerspruch gegen seine Art und Weise. Mit seinem Pseudonym geht es mir unwillkürlich curios; der Name Samarow hat mich des Gleichklangs wegen immer an den russischen Samowar erinnert; denn ich muß dabei nolens volens an eine etwas wässerige Theegesellschaft denken. Wenigstens macht der vorliegende Roman einen solchen Eindruck: seine Memoirenromane mögen immerhin anekdotisch interessante Beiträge zur Zeitgeschichte geben.

J. J. Honegger.

Ein schlesischer Dichter.

Lichter und Schatten. Gedichte von Theobald Nöthig. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, Woywod. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Um einen schlesischen Dichter handelt sich's heute. Mit einem etwas particularistischen Stolze ergreifen wir jedesmal die Feder, wenn es gilt, einem Poeten der Heimatsprovinz gerecht zu werden. Ist dieser Stolz ein erlaubter? Ich möchte es glauben; denn nicht sternlos ist der schlesische Dichterhimmel. Martin Opitz, Gryphius, Logau, Apelles von Loewenstern, Knorr von Rosenroth, Johann Heermann, Schwedler, Schmolk, Angelus Silesius, Christian Günther u. a. waren Schlesier, und wo Holtei, Eichendorff und Strachwitz sangen, wo eines Freytag, eines Gottschall Wiege stand, da darf man wol ohne Ueberhebung von einer ruhmvollen literarischen Vergangenheit und Gegenwart reden.

Theobald Nöthig's Lieder verrathen, abgesehen von ihrer Formschönheit, einen warmen kräftigen Herzschlag. Männliches und dabei zartestes Empfinden grüßt uns wie eine gute Botschaft aus dem Reiche des Schönen, dessen wahrhafter Schildträger zu sein des Dichters heilige Mission ist. Die Diction seiner Lieder ist nicht von der verschwommenen Phraseologie so mancher, sonst nicht unbegabter neuerer Poeten angekränkelt. Bei edelster Ausdrucksweise vermissen wir nirgends die Klarheit, die dem Liede eigen sein muß wie der anmuthenden Quelle die krystallene Reinheit.

Den Frauen ist der erste Abschnitt, den Männern der zweite gewidmet. Wir führen zuvörderst aus dem ersten „Begegnung am Morgen" an:

Früh schon begegnet
Bin ich der Süßen,
Mir hat ihr Grüßen
Den Tag gesegnet.

Wie wenn zur Blüte
Sank eine Imme,
Drang ihre Stimme
Tief zum Gemüthe.

Tägliche Sorgen
Flüchtig enteilen,
Sie hilft sie theilen
In mir verborgen.

So wie im Thale
Nebel sich heben,
Klärt sich mein Leben
Mit einem male.

Eins ihrer Worte
Heimlich verhieß mir
Zum Paradies mir
Offen die Pforte.

Nicht minder lieb als dies reizende Lied ist uns:

Im Walde.

Im grünen Haag versteckt ich lag
Auf weichem Moosgebette;
Kaum daß sich stahl ein Sonnenstrahl
Zu meiner Lagerstätte.
Zum Ohre drang des Spechtes Klang
Und leicht Geräusch zuweilen,
Wenn durchs Gezweig auf schwankem Steig
Eichhörnchen mochten eilen.

Vor mir sah grell ich Steingeröll
Und graue Mauern schimmern.
Nach Sagenwort versank einst dort
Ein Schloß in jenen Trümmern.
Sonst weit und breit wie traumgefeit
Sah ich nur Wipfel wogen.
Und in den Traum, ich merkt' es kaum,
War bald auch ich gezogen.

Was dunkel war, sah ich jetzt klar.
Der Blumenglocken Läuten,
Den Vogelsang, jedweden Klang
Vermochte ich zu deuten.
Und um mich her sah märchenschwer
Ich kluge Thiergesichter.
Im alten Schloß im Erdgeschoß
Verschwand all das Gelichter.

Dort zeigte sich, verneigte sich
Ein Zwerglein grau und wichtig,
Sprach: Sei nicht feig und brich den Zweig,
Vor dem der Zauber nichtig!
Vom Eibenbaum brach ich im Traum
Den Zweig nach seinem Worte
Und folgte dann dem kleinen Mann
Zur engen Mauerpforte.

Im Zwielichtschein auf Moosgestein
Saß dort die Waldsibylle,
Ihr sinnend Haupt epheuumlaubt
Und in der Hand die Spille.
Goldfaden spann sie sich und sann
Und sang die Zauberklage:
Die Zeit verrann, schon wieder spann
Ich hundert Jahr und Tage.

„Heut ist der Tag, da der vermag
Den schweren Bann zu heben,
Der meinem Mund zu dieser Stund
Nur kann drei Küsse geben."
Ich faßte Muth und hielt mit Glut
Fest ihren Leib umschlossen,
Da flüsterte und knisterte
Das Bild und war zerflossen.

Ich glaubte kaum, daß es ein Traum,
Denn eines Kleides Schimmer
Sah ich, und auch den Eibenstrauch
Hielt meine Hand noch immer.
Doch als ich noch den Zweig besah,
War es ein Blumensträußchen,
Und lachend sprang den Wald entlang
Die Maid vom Jägerhäuschen.

Wenn diese beiden Gedichte einen immerhin leichtern Ton anschlagen, so führt uns „Verwandlung" in die geheimnißvollen Tiefen des Empfindungslebens unsers Dichters:

Wie der Falke kaum merkbar höher kreist,
Wie der Wind, der die Rosen erwachen heißt,
Wie Meeresleuchten auf schlummernder Flut,
Wie ob den Wassern einst schwebte der Geist,
So hat mir im Herzen die Liebe geruht.

Noch jetzt, da ich alles, alles verlor,
Der lachende Garten ein trauriges Moor,
Ist treu mir geblieben das alte Bild
Mit seinen Gestalten noch wie zuvor
Und doch verwandelt so schaurig und wild.

Wie der Falke, der die Taube zerfleischt,
Wie der Nachtwind, der schmerzlich im Rohre kreischt,
Wie züngelnder Blitz auf brandendem Meer,
Wie der Geist, der den Sohn von Abraham heischt,
So macht nun die Liebe das Herz mir schwer.

Wir können nicht umhin, dies kurze Lied eine Meisterleistung zu nennen, und sind gewiß, uns bei dieser Ansicht mit unsern Lesern im vollen Einklange zu befinden. Von heiligem Ernste getragen ist das Sonett:

Scham.

Ein Bild nahm meine Seele jüngst gefangen:
Ein junger Römer kehrt beim Morgenstrahle
Im Taumel heim vom wüsten Bacchanale;
Da sieht am Kreuz er eine Jungfrau hangen.

Für ihren Heiland starb sie ohne Bangen.
Ihm glüht in Scham das Angesicht, das fahle;
Er nimmt den Kranz, der ihn geschmückt beim Mahle,
Und läßt die Rosen ihr zu Füßen prangen.

Wie jener Römer taumelt noch und schwärmet
So mancher Jüngling bis zum frühen Morgen
Im Arm der Lust, die flüchtig ihn erwärmet.

Da kehrt er heim und sieht am Kreuz der Sorgen
Die Mutterliebe, bleich und abgehärmet,
Und er bekehrt sich, still in Scham verborgen.

und ebenso das folgende Gedicht:

Vor dem Christuskopf.
(Gemalt von Gabriel Max.)

Ich war allein im Saal — von außen her
Drang nur gedämpft zum Ohr des Marktes Toben,
Als wenn von fern man brausen hört das Meer.
Den Sessel nah zum Bilde hingeschoben,
Das hell sich hob von dunkler Draperie,
Hielt ich mein Auge fromm zu ihm erhoben.

Die bleiche Lippe schien, als hätte sie
Sich erst von jenem Schmerzensruf geschlossen:
„Eli, Eli lama asabthani?"

Das Auge hatte Thränen noch vergossen,
Bevor sein Lid sich schloß, umflort von Nacht,
Auf dorngekrönte Stirn war Blut geflossen.

Den Heiland sah ich, der mit letzter Macht,
Indeß sein Haupt schon sinkt verscheidend nieder,
Den Todesseufzer haucht: Es ist vollbracht!

Schmerzlich bewegt erhob ich mich, und wieder
Warf ich den Blick von ferne auf das Bild,
Und siehe, offen standen nun die Lider.

Ein Blick traf mich, der unbeschreiblich mild —
Ein Lächeln sah ich um die Lippen schweben,
Das jede Trübsal, jede Thräne stillt.

Mir war, als wollten sie den Trost mir geben:
Ich bin die Liebe, hab' erlöst auch dich!
Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!
Niemand gelangt zum Vater, denn durch mich!

Wie edel unser Dichter seinen Beruf, ein Diener der Schönheit zu sein, auffaßt, das beweist das Gedicht „An eine Unbekannte".

Der zweite Abschnitt ist, wie bereits oben gesagt, den Männern geweiht. Die Edelsten unter den Rittern vom Geiste der Jetztzeit — ich könnte sagen aller Zeiten — haben die Liebe zum Vaterlande, die Liebe zu den Helden, denen sie seine Größe, ja das Vaterland selbst verdanken und verdankten, im Herzen getragen, wie der Mann seine Ehre, die Frau und Jungfrau das Bild des Erwählten. Was Wunder, daß auch unsere Dichter, trotz der Bescheidenheit der ihnen eingeräumten Stellung, es nie und nimmer haben lassen können, zu singen und zu sagen vom süßen Heimatherd.

Nicht Siegeslieder nur sind ihrem begeistertem Munde zur ruhmvollen Zeit entquollen; auch wenn das Vaterland in Trauer stand, dem Untergange geweiht schien, haben sie ihre Stimme erhoben, tröstend, mahnend, ermuthigend, wie einst jene Propheten des Alten Bundes, wenn es der Verzagtheit dünken wollte, es habe der alte Gott sein Volk verlassen.

Ein deutscher Dichter wenigstens kennt nicht allein die Begeisterung, welche der Erfolg gebiert: er hat auch ein Herz für die Noth, den Jammer des Miserfolgs. Wir haben einen solchen nicht zu verzeichnen; aber wenn, was Gott verhüte, einmal Tage herannahen sollten, von denen es heißt, daß sie uns nicht gefallen, dann wird der Muth und der Trost bei unsern Sängern sein, wie heut der Dank und die Hymne des Sieges!

Das liebliche „Vorwort" des zweiten Abschnitts lautet:

Vorwort.

Aus der Puppe will sich wieder
Lenzdurchglüht der Falter schwingen;
Frisches Blut und frische Lieder
Meinem Herzen auch entspringen.

Nach dem Sturm auch mir die Sonne
Jenes dunkle Streben klärte,
Das zum Troste, das zur Wonne
Huldreich mir ein Gott gewährte.

Was einst vor der Seele schwankte,
Hat Gestalt und Halt gewonnen,
Und im Weh, an dem ich krankte,
Hab' auf Heilung ich gesonnen —

Auf die Heilung jener Glieder,
Die am Leib der Menschheit kranken,
Und ein Häuflein neuer Lieder
Ist entsprungen dem Gedanken.

Gleicht es auch nicht mächt'gem Strome,
Der im Spiegel seiner Welle
Stolze Burgen zeigt und Dome,
Strömt es doch aus klarer Quelle.

Nicht umsonst ist es geschrieben,
Könnt ihr aus dem Quellensande
Liebe nur als Goldstaub sieben,
Liebe zu dem Vaterlande.

An Strachwitz gemahnt uns das Lied „Ins Feld", dessen erste Strophen lauten:

Ihr habt geliebt und geträumet genug.
Jetzt auf vom weichlichen Pfühle!
Sturm kündet der finsteren Wolken Flug,
An Blitze mahnt euch die Schwüle.
Die rostige Klinge reißt von der Wand,
Es pocht an die Thüre das Vaterland.

Komm, Liebchen, ende den Tag mit der Glut
Des feurigsten Abschiedskusses!
O würze nicht herb mit salziger Flut
Den letzten Trank des Genusses!
Oft hat, wenn der schwachen Zeit ich geflucht,
Mich deine Liebe zu trösten gesucht.

Auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour singt der Dichter eine weihevolle Elegie.

Heimgekehrt aus Kampf und Sieg in das große geeinte Vaterland, wendet er sich wieder dem träumerischen Sinnen der Empfindungswelt des Lyrikers zu. Seinem Freunde — dem auch von uns hochgeschätzten heimatlichen Dichter Max Heinzel, widmet er ein liebliches Lied: „Im Herbst".

Der Sinn, welcher aus den übrigen Gedichten des zweiten Abschnitts spricht, ist überall ein ernster — man fühlt, daß der Dichter zugleich ein Denker ist. Können wir ihm auch nicht bei all seinen Schlußfolgerungen recht geben, so ehren wir doch aufrichtig sein Streben nach Wahrheit und Erkenntniß und sind überzeugt, daß einem so redlichen Forschen der volle Lohn nicht fehlen kann.

Wir empfehlen hiermit Nöthig's Gedichte warm und wünschen der verdienstvollen Sammlung die ihr gebührende Anerkennung und Verbreitung; möge dieser Wunsch, gegenüber der ablehnenden oder gleichgültigen Haltung des heutigen Leserkreises gegen unsere Lyriker, kein blos frommer bleiben!

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Die Trewendt'sche Encyklopädie der Naturwissenschaften.

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von W. Förster, A. Kenngott, Ladenburg u. s. w. Erste Abtheilung: Handbuch der Botanik. Herausgegeben von Schenk. Lieferung 13 bis 16. — Zweite Abtheilung: Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs. Herausgegeben von G. C. Wittstein. Lieferung 6 und 7. Breslau, Trewendt. 1883—84. Lex. 8. Jede Lieferung 3 M.

Schon wiederholt ist in d. Bl. von diesem großartig angelegten Sammelwerk die Rede gewesen. Die letzte Abhandlung des „Handbuchs der Botanik", welche in Nr. 27 d. Bl. f. 1883 besprochen worden, war die in Lieferung 12 enthaltene Monographie der „Spaltpilze" von W. Zopf. In derselben Lieferung begann die „Vergleichende Entwickelungsgeschichte der Pflanzenorgane" aus der Feder des Professors K. Goebel in Rostock, welche bis in Lieferung 15 reicht und nunmehr vollendet vorliegt. Auch diese umfangreiche Abhandlung ist sowol der Form als dem Inhalt nach eine mustergültige Leistung und eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende Arbeit zu nennen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „dem Leser die Wissenschaft gewissermaßen bei der Arbeit selbst zu zeigen und auf die Verschiedenheit der Auffassungen hinzuweisen", und Referent meint, daß ihm die Lösung dieser Aufgabe vollkommen gelungen ist. In lichtvoller Darstellung führt der Verfasser im allgemeinen Theil dem Leser in historischer Reihenfolge die verschiedenen Anschauungen über die Entwickelung und morphologische Bedeutung der Pflanzenorgane vor, von der Evolutions- oder Einschachtelungstheorie durch Bonnet und deren Widerlegung durch den Philosophen Kaspar Friedrich Wolff, welcher zuerst das punctum vegetationis nachwies und damit den Grundstein zur modernen Morphologie legte, bis zu den neuesten Stadien der durch Goethe berühmt gewordenen Metamorphosenlehre, für deren ersten Begründer er ebenfalls Wolff erklärt. Sodann bespricht er die Misbildungen der Pflanzenorgane, denen er für deren Entwickelungsgeschichte keine große Bedeutung beimißt, worauf er die Grundsätze und Begriffe der jetzigen Entwickelungsgeschichte und vergleichenden Morphologie entwickelt. Der specielle Theil zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste behandelt die Entwickelungsgeschichte des Laub- und Blütensprosses sowie der Anhangsgebilde, die zweite die Entwickelungsgeschichte der Wurzel, die dritte die Entwickelungsgeschichte der Fortpflanzungsorgane. Einen hochinteressanten, an neuen Forschungsergebnissen reichen Abschnitt bildet die der zweiten Abthei-

lung als Anhang beigegebene Schilderung der Entwickelungsgeschichte der phanerogamen Saprophyten und Parasiten. Die dritte Abtheilung zerfällt in zwei Kapitel: „1. Entwickelungsgeschichte der Sporangien", „2. Entwickelung der Sexualorgane"; im ersten wird überzeugend nachgewiesen, daß die Pollensäcke der Gymnospermen (Cycadeen, Coniferen u. a.) mit den Mikrosporangien, die Samenknospen (Eichen) sämmtlicher Samenpflanzen (Phanerogamen) mit den Makrosporangien der Gefäßkryptogamen morphologisch identisch sind. Die ganze Abhandlung ist durch 126 vorzügliche, theils schon vorhandenen Werken entlehnte, theils originale Holzschnittbilder illustrirt.

In Lieferung 15 beginnt die in Lieferung 16 zu Ende geführte Monographie der „Pilzthiere oder Schleimpilze" (Mycetozoa, Myxomycetes) von W. Zopf. Was in d. Bl. über die Monographie der Spaltpilze gesagt worden ist, gilt auch von dieser neuen Arbeit des fleißigen und scharfsinnigen Verfassers; auch sie ist eine mustergültige zu nennen. Nicht nur findet sich in dieser Monographie alles, was seit Cienkowki's und De Bary's bahnbrechenden Untersuchungen über jene räthselhaften Organismen veröffentlicht worden ist, berücksichtigt und kritisch verarbeitet, sondern sie enthält auch eine große Anzahl eigener, vom Verfasser selbst gemachter Beobachtungen, die zu ganz neuen und zum Theil überraschenden Ergebnissen geführt haben. Aus denselben geht unwiderleglich hervor, daß diese zum großen Theil mikroskopischen Organismen, welche man bisher als eine Unterabtheilung der Pilze zu betrachten pflegte, mit diesen wenig gemein haben, vielmehr die nächsten Verwandten der Rhizopoden sind und daher eine Grenzstellung zwischen dem Thier- und Pflanzenreich einnehmen, weshalb der ihnen schon von De Bary (der sie für Thiere hielt) gegebene Name Mycetozoen (Pilzthiere) viel bezeichnender ist als die bisher beliebt gewesene Benennung Myxomyceten (Schleimpilze). Die Pilzthiere zerfallen nach Zopf in zwei Abtheilungen: Monedien und Enmycetozoen. Erstere leben meist im Wasser und schmarotzen zum Theil auf und in Wasserpflanzen, besonders Algen, letztere leben an der Luft und schmarotzen niemals. Die Monographie gliedert sich in drei Abschnitte: „Formenkreis", „Physiologie", „Systematik", der Formenkreis in die vegetativen und Fructificationszustände. Im physiologischen Abschnitt werden erstens die Bestandtheile des Mycetozoenkörpers, zweitens sein Verhalten gegen physikalische, drittens gegen chemische Agentien, viertens die Wirkungen der Mycetozoen auf ihr Substrat, fünftens die bei ihnen vorkommenden Hemmungsbildungen, sechstens die physiologische Bedeutung ihrer Capillitien besprochen, im dritten Abschnitt 57 Gattungen mit 97 Arten in symstematischer Reihenfolge ausführlich beschrieben; 51 vorzügliche, großentheils originale Holzschnitte tragen wesentlich zum Verständniß der übrigens sehr klar und faßlich geschriebenen Abhandlung bei, welche eine große Lücke in unsern Kenntnissen der niedrigsten Organismen ausfüllt und als eine grundlegende Arbeit bezeichnet zu werden verdient.

Das in d. Bl. auch bereits besprochene „Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs", von welcher Lieferung 6 und 7 vorliegen, findet in letzterer seinen würdigen Abschluß. Diese enthält außer den letzten Artikeln (Traubenkirsche bis Zwiebel) zwei Anhänge und drei Register. Im ersten Anhang erscheinen die in dem Werk vorkommenden Pflanzengattungen nach Karsten's natürlichem System geordnet, im zweiten die erwähnten Droguen nach den betreffenden Pflanzentheilen gruppirt. Das erste, Register enthält die deutschen und sonstigen Vulgärnamen der Droguen, das zweite die officiellen lateinischen Droguenbenennungen, das dritte die systematischen lateinischen Namen der Mutterpflanzen.

Moritz Willkomm.

Zur deutschen Stilistik.

1. Der deutsche Stil von Karl Ferdinand Becker. Neu bearbeitet von Otto Lyon. Dritte Auflage. Prag, Tempsky. 1883. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.
2. Die Kunst der Rede. Lehrbuch der Rhetorik, Stilistik, Poetik. Von Adolf Calmberg. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1884. 8. 3 M.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, die an der Spitze des zuerst genannten Buchs stehenden beiden Vorreden hintereinander zu lesen, erst die — hier in die zweite Stelle gedrängte — des ursprünglichen Verfassers vom September 1848 zur ersten Auflage, und dann die des jetzigen Bearbeiters vom September 1883.

Der rühmlich bekannte K. F. Becker, dem selbst Gegner die Anerkennung nicht versagen können, daß er auf die Behandlung der deutschen Sprachlehre in den Schulen einen maßgebenden Einfluß geübt, sagt in seinem Vorworte:

Während die Wissenschaft bei andern Völkern mehr, als billig ist, den praktischen Zwecken des bürgerlichen Lebens untergeordnet und dienstbar ist, macht man der deutschen Wissenschaft den Vorwurf, daß sie, nur den geistigen Interessen nachstrebend, zu wenig in das praktische Leben eingreife. Dieser Vorwurf trifft insbesondere die deutsche Sprachforschung. Diese hat in der neuern Zeit vorzugsweise die historische Entwickelung der Sprache und ihre Verwandtschaft mit andern Sprachen zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht, und die Ergebnisse dieser Forschungen haben in dem Reiche der Wissenschaft eine wohlverdiente Anerkennung gefunden. Fragt man aber, ob aus der Sprachforschung und insbesondere aus der Grammatik ... auch das praktische Leben große Vortheile gezogen habe, so wird man um eine Antwort verlegen. ... Die Sprachwissenschaft findet ihre praktische Anwendung eigentlich nur in dem Stil der Rede. Wir verdanken es der Einwirkung der Wissenschaft, daß in der Ausübung der Künste an die Stelle einer rohen, unbeholfenen Empirie ein rationelles, den Erfolg mit Sicherheit berechnendes Kunstver-

fahren getreten ist. ... Nun ist die Sprache der Stoff, den die Kunst des Stils bearbeitet, und in der Sprache liegen auch die Mittel, von denen diese Kunst Gebrauch macht. Darum ist die Grammatik die natürliche Grundlage einer rationellen Stilistik. Es kann hier jedoch nicht die Rede sein von einer Grammatik, deren Anwendung sich auf die äußern Formverhältnisse der Wörter und auf das beschränkt, was man gewöhnlich unter der Correctheit des Stils begreift; die Correctheit ist in der Aufgabe des guten Stils nur ein untergeordnetes Moment. Eine rationelle Stilistik kann sich nur auf eine Grammatik gründen, welche die Sprache physiologisch als den organischen Ausdruck der Gedanken auffaßt und die organische Bedeutung ihrer besondern Formen nachweist, und die deutsche Stilistik kann ihre Grundlage nur in einer Grammatik finden, welche zugleich die besondere Art des deutschen Ausdrucks und die Bedeutung der deutschen Sprachformen näher bezeichnet. Die in diesem Sinne aufgefaßte und durchgeführte Grammatik treibt aus sich selbst schon eine in demselben Sinne durchgeführte Stilistik hervor, und diese kann gewissermaßen als eine Ergänzung von jener angesehen werden. Der Verfasser hat es darum versucht, die Stilistik in ihrem ganzen Umfange auf die Grammatik als ihre natürliche Grundlage zurückzuführen, und er hofft, daß dieser Versuch bei denen, welche sich mit dem System seiner Grammatik vertraut gemacht haben, eine wohlwollende Aufnahme, aber auch eine nachsichtige Beurtheilung finden werde.

Auffälligerweise aber gehört zu den nachsichtigen und wohlwollenden Beurtheilern des Becker'schen Systems Otto Lyon entschieden nicht, der nach seinem gegnerischen Standpunkte wol kaum als der geeignete Neubearbeiter des Buchs erscheinen dürfte. Er sagt in seiner Vorrede:

Daß ein Buch, welches vor fünfunddreißig Jahren *erschien*, den Forderungen der Gegenwart nicht mehr vollständig *entsprach*, ist wol natürlich und bedarf nicht erst einer besondern Begründung.

Diesen Satz wird man seinem Inhalt nach unbeanstandet hinnehmen können, wenngleich für die Form ein sorgfältigerer Schreiber nach wohlbegründeten Sprachregeln an den beiden durch Sperrdruck hervorgehobenen Imperfecten Anstoß nehmen und wünschen dürfte, das erste durch das Perfect, das zweite durch das Präsens ersetzt zu sehen. Lyon fährt dann aber fort:

Die vergleichende Sprachwissenschaft, wie sie in unserer Zeit namentlich von Schleicher, Steinthal, Georg Curtius u. a. mit großem Erfolg ausgebaut worden ist, hat schon längst die Mängel des Becker'schen Systems klar ans Licht gestellt.

Auch die Richtigkeit dieses Satzes kann an und für sich zugestanden werden; zweifelhafter dagegen erscheint es, ob die Aeußerung gerade in dem Munde des Neuherausgebers des Becker'schen Werks besonders passend ist. Wol von einem derartigen Zweifel beschlichen, lenkt dann auch Lyon ein, indem er weiter schreibt:

Aber auch der Gegner der Becker'schen Theorie wird zugestehen, daß die sprachwissenschaftlichen Werke dieses Mannes eine Fülle feinsinniger Bemerkungen und beherzigenswerther Winke enthalten, welche nicht der Vergessenheit anheimfallen dürfen.

Nur schade, daß für einen falschen und unrichtigen Grundbau der Lehre vom deutschen Stil eine Fülle feinsinniger Bemerkungen und beherzigenswerther Winke keinen Ersatz bieten kann, so vollkommen geeignet sie auch ist, einem richtig aufgeführten Bau zum Schmuck und zur Zierde zu gereichen.

Nun aber folgt bei Lyon ziemlich unvermittelt und räthselhaft der folgende Satz, in welchem die Anführungszeichen nicht etwa erst von uns hinzugefügt sind:

Es gilt vielmehr, „das Fruchtbare in den Anschauungen Becker's für die deutsche Wissenschaft zurückzuerobern".

„Zurückzuerobern." Dieser Ausdruck sagt doch offenbar und unbestreitbar, daß auch nach der Auffassung Lyon's die deutsche Wissenschaft jetzt etwas eingebüßt und verloren hat, das in Becker's Schriften bereits ihr sicheres Besitzthum und Eigenthum war.

Wir erfahren leider von Lyon nicht, wer und was die deutsche Wissenschaft aus dem bereits durch Becker erworbenen Besitz herausgedrängt, sodaß eine Zurückeroberung nothwendig ist. Das räthselhafte Dunkel ist um so mehr beklagenswerth, als es uns gerade auch den Grundgedanken der Neubearbeitung verhüllt, über den uns Lyon aufklären wollte. Denn im unmittelbaren Anschluß an den zuletzt angeführten Satz fährt er fort:

Und von diesem Grundgedanken glaubte ich in der Neubearbeitung des vorliegenden Buchs ausgehen zu müssen, um dasselbe den Forderungen der Gegenwart entsprechend umzugestalten.

Ich fürchte, daß die Leser aus dem bisher Mitgetheilten nicht zur erwünschten Klarheit über den leitenden Grundgedanken der Neubearbeitung gelangt sein werden, und fast möchte ich annehmen, daß Lyon sich selbst darüber nicht recht klar gewesen sei.

Nach meiner Ansicht gab es für einen neuen Herausgeber des Becker'schen Buchs nur zwei Möglichkeiten. Entweder er stimmte im großen und ganzen der Becker'schen Grundanschauung zu und billigte das auf dieser Grundlage errichtete Lehrgebäude. Dann konnte er getrost und mit gutem Gewissen den ursprünglichen Bau des Verfassers bei Bestand lassen und sich darauf beschränken, einzelne Versehen und Irrthümer zu berichtigen, Uebersehenes nachzutragen, manche zu einseitig und zu eng gefaßte Regeln zu erweitern und richtigzustellen und namentlich auch die lebendige Fortentwickelung unserer Sprache in den letzten drei bis vier Jahrzehnten nach Gebühr zu berücksichtigen.

Oder andererseits: der neue Herausgeber verwarf die Becker'sche Grundanschauung und damit die ganze Grundlage des Buchs, ohne in demselben „eine Fülle feinsinniger Bemerkungen und beherzigenswerther Winke" zu verkennen. Dann konnte es sich eigentlich nicht mehr um eine Neubearbeitung des Becker'schen Buchs handeln, sondern dann galt es, auf einer andern Grundlage einen vollständigen Neubau aufzuführen, bei welchem immerhin das für richtig Anerkannte aus dem Becker'schen Buch und darunter die ganze Fülle feinsinniger Bemerkungen verwendet und alle beherzigenswerthen Winke benutzt werden konnten oder vielmehr mußten.

Lyon aber bekämpft und verwirft die Becker'sche Grund-

anschauung, und doch begnügt er sich damit, in dem auf dieser Grundlage errichteten Bau hier und da einzelnes zu ändern, hinzuzufügen, zu beseitigen, anders zu fassen, zu berichtigen.

Daß unter dieser Halbheit und Unentschiedenheit die ursprüngliche Einheitlichkeit des Becker'schen Werks hat Schaden leiden müssen, und daß dadurch in die neue Bearbeitung nicht zu ihren Gunsten etwas Schiefes und in sich Widerspruchvolles hineingekommen ist, bedarf wol keiner weitern Ausführung, und so mag denn zum Schluß nur noch hervorgehoben werden, daß an dem Neubearbeiter sich auch das alte Wahrwort von der Scylla und Charybdis bewährt hat, indem er es nicht verstanden, wo er einer Einseitigkeit des ursprünglichen Verfassers entgegentritt, sich von der entgegengesetzten Einseitigkeit fernzuhalten. Lyon sagt in seiner Vorrede:

Zum Theil machte sich auch hier bei Becker der Grundirrthum geltend, der die meisten Lehrbücher des Stils noch jetzt beherrscht, die Meinung nämlich, daß die Schriftsprache die Hauptsache, die gesprochene lebendige Rede aber eine höchst untergeordnete Nebensache sei. Das Verhältniß ist gerade umgekehrt, und die Neubearbeitung hat versucht, den genannten Irrthum überall auszuscheiden und den entgegenstehenden Grundsatz, daß in der gesprochenen Rede das eigentliche Leben unserer Sprache liegt, durchzuführen.

Ich glaube aber kaum einem begründeten Widerspruch zu begegnen, wenn ich als Grundsatz ausspreche, daß für eine Sprache, die wie die unserige seit anderthalb Jahrtausenden ein ausgebreitetes Schriftthum besitzt, in der Lehre vom Stil das geschriebene und das gesprochene Wort gleichmäßig und keins auf Kosten des andern zu berücksichtigen ist. Soll hier aber ein Unterschied festgestellt werden, so wäre es eben nur der, daß der Schriftsteller auf eine noch strengere Beurtheilung zu rechnen und noch sorgfältiger zu verfahren hat als der Redner, dem für seinen schnell verrauschenden Vortrag in der lebendigen Betonung und Geberde Verdeutlichungsmittel zu Gebote stehen, auf die man für das geschriebene Wort nicht so rechnen darf. Und wenn in diesem Sinn Becker und andere Lehrer des Stils an das geschriebene Wort strengere Anforderungen stellen als an das gesprochene, so werden billig und gerecht Urtheilende ihnen nur beistimmen. Jedenfalls aber ist es eine Einseitigkeit, in der Lehre des Stils die gesprochene Rede als die Hauptsache und die Schriftsprache nur als Nebensache hinzustellen.

Ueber das Buch „Die Kunst der Rede" von A. Calmberg (Nr. 2) kann ich mich sehr kurz fassen. Der Leser wird ohne weiteres erkennen, wessen Geistes Kind er hier vor sich hat, wenn ich ihm auch nur den ersten Satz der Einleitung mittheile:

Eine Rede — das Wort im weitern Sinne genommen — entsteht, indem man über ein Ding oder einen Verein von zusammengehörigen Dingen sich Gedanken bildet, dieselben zu einem für sich abgeschlossenen Ganzen zusammenordnet, sie in Worte kleidet und mündlich oder schriftlich andern Menschen vorträgt.

Wer hier eine tiefer eindringende Belehrung über die Kunst der Rede sucht, wird allerdings nur weniges für seinen Zweck finden; dafür wird ihm aber auch manches geboten, was er nach dem Titel schwerlich in dem Buche zu finden vermuthet. Ich setze als Probe den Paragraph 46 her mit der Ueberschrift „Die Druckschrift":

Das Druckpapier sei hell, nicht zu dünn, nicht brüchig und nach dem Druck schön geglättet. Der Satz geschehe mit jeder möglichen Rücksicht auf die Augen der Leser: er bringe Lettern von genügender Dicke und Größe und genügend große Zwischenräume zwischen den einzelnen Druckzeilen; zu feine und zu kleine Lettern sowie allzu eng gedruckte Zeilen sind Gift für die Augen. Zur Erleichterung der Uebersicht für die Leser ist dem Ganzen eine dem Inhalt angemessene schöne Gliederung zu geben durch Absätze, Linien, leere Räume und durch Anwendung verschiedener Lettern. Der Druck sei scharf ausgeprägt und sauber, sodaß er sich kräftig und leicht lesbar von dem hellen Grund abhebt.

Da ich gern von dem Buch doch etwas Gutes sagen möchte, so bemerke ich, daß Papier, Satz und Druck nach den hier dafür gegebenen Vorschriften Lob verdienen.

Daniel Sanders.

Novellen von Hans Hoffmann.

Es ist ein feiner Geist, auf der Höhe der modernen, von der antiken Bildung gefestigten Weltanschauung stehend, dieser Hans Hoffmann. Er hat sich im Sturm hervorragende Revuen („Deutsche Rundschau", Westermann's „Monatshefte") erobert und durch und mit diesen gewiß das beste deutsche Lesepublikum. Schon seine Novellen „Unter blauem Himmel" ließen uns ausrufen: ein neuer, ein anderer, oder noch ein Heyse! Sein „Hexenprediger" und andere Novellen gemahnten uns an des trefflichen Wilhelm Hertz' „Bruder Rausch", ach, an was gemahnt ein deutscher Dichter einen deutschen Kritiker nicht. Das beste, Gottfried Keller gewidmete Buch, das uns der Verfasser bisjetzt geschenkt, sind die vier Erzählungen:

Im Lande der Phäaken. Novellen von Hans Hoffmann Berlin, Pätel. 1884. 8. 5 M.

Hier versteht er es wie noch nirgendwo, mit sonniger Einbildungskraft eine zarte, fast frauenhafte Handlung zu ersinnen. Sie baut sich zumeist auf dem festen Grundstein des Christenthums auf; sie ist nicht tendenziös, sie geiselt, verspottet nicht, noch ist sie orthodox, rechtgläubig; sie betrachtet die große geschichtliche Vergangenheit mit ungetrübtem historischen Blick. Die Staffage gibt bald das antike homerische Kerkyra, Korfu, bald das nordische Helgoland und das noch nordischere Norwegen. Die Welt des Homer, aus der die unsterbliche Gestalt der idealen Nausicaa auftaucht wie ein süßes Erinnerungsbild aus glück-

seliger Kindheit, die anspruchsvollere Epoche der Kunstwiederbelebung, der Renaissance, wie die Welt moderner Naturwissenschaft sind dem Dichter gleich bekannte Gebiete. Aus all dem läßt er Gebilde voll feinsinnigen Humors, hehrer Schönheit, glühender Farbenpracht entquellen; seine Menschen stehen, wenn man so sagen kann, in psychologisch richtigem Gesichtspunkt vor uns. Die „Nereide", in gelungenster Weise das Märchen von der schönen Melusine in die Zeit der Freiheitskämpfe der Griechen, an denen Byron theilgenommen, verflechtend, und „Der Erzengel Michael" geben Zeugniß von des Dichters künstlerischem Können. „Perikles, der Sohn des Xanthippus", zeigt uns die schöne Kalomira, die von einem korsuensischen Dorfpfarrer Gasturi zur Heiligen erzogen, aber von eben diesem weisen, beredten und mit mancherlei Tugenden ausgestatteten Perikles einem richtigern Beruf zugeführt wird. Auch „Photinissa" ist eine Heilige, um welche eine Art corsicanischer Blutrache tobt. Wie sie zu Grunde geht, möge der hoffentlich neugierig gewordene Leser in dem schmucken Bändchen selbst zu erfahren versuchen. Aus allen diesen Erzählungen tritt der Gedanke der Weltflucht, der Flucht nämlich aus 1884, deutlich entgegen, und wir zweifeln nicht, daß Hoffmann dort all das findet und gefunden hat, was das Hier niemals bietet. Sollte dieser Poet es nicht auch einmal versuchen, die Gegenwart zu meistern, ihrer Herr zu werden? Auch in seinem neuesten Roman „Brigitta" hat er es consequent vermieden. Wir hoffen noch.

Alfred Friedmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der Marine-Zahlmeister G. Riemer, welcher schon vor sieben Jahren ein „Hertha-Album" herausgegeben hat, in dem die Reise der Hertha nach Ostasien und den Südseeinseln 1874—77 in mehr als 300 Photographien illustrirt wird, läßt jetzt ein fünfbändiges Stosch-Album erscheinen unter dem Titel: „Reise S. M. S. Stosch nach China und Japan 1881—1883", mit Benutzung aller Erfahrungen früherer Jahre und aller Fortschritte der photographischen Technik. Die Vervielfältigung der Bilder ist der renommirten Lichtdruck-Anstalt von J. B. Obernetter in München übertragen worden. Jedem Bande wird eine erklärende Beschreibung der darin enthaltenen Bilder vorgedruckt. Der erschienene erste Band enthält See- und Schiffsbilder; wir erwähnen: S. M. Corvette Stosch im Hafen, S. M. S. Stosch unter Dampf und Segel, Segel-Exerciren, Geschütz-Exerciren, Exerciren am Buggeschütz, Torpedo-Uebung, Hängematts-Kasten, Erster Kutter, Ankerpeilung, Loggen; andere Bilder zeigen uns Gruppen der Unteroffiziere und der Mannschaften und die Linien-Taufe mit ihren Maskenscherzen. Der zweite Band wird, nach dem Prospect, die See- und Schiffsbilder ergänzen, der dritte und vierte Landschaftsbilder und Volkstypen aus China und Corea, der fünfte Bilder aus Japan, Siam und Manila bieten. Was man dem „Hertha-Album" nachrühmen mußte, die glückliche Aufnahme und fesselnde Treue der Seenen aus dem Seemannsleben, die charakteristische Erfassung derselben im Augenblicksbilde: dieses Lob muß auch dem ersten Bande des „Stosch-Albums" in reichem Maße gespendet werden. Alle Marinekreise in erster Linie werden der hier gebotenen Fixirung der seemännischen Berufsthätigkeit in ihren Hauptmomenten die regste Theilnahme zuwenden; doch auch die „Landratten" können sich hier mit dem Seemannsleben besser vertraut machen als durch eingehende Schilderungen oder durch die Bilder einer Marinemalerei, der es mehr auf künstlerische Gruppirung und stimmungsvollen Eindruck als auf reale Lebenswahrheit ankommt.

— Von dem „Deutschen Schriftstelleralbum", herausgegeben unter Mitwirkung Ernst von Wildenbruch's von Adolf Hinrichsen (Leipzig, Friedrich), dessen Gesammtertrag für arme Schriftsteller und Schriftstellerinnen bestimmt ist, liegt das erste Heft vor. Ein Widmungsgedicht von Ernst von Wildenbruch gilt „den Mühseligen und Beladenen" und schließt mit den Versen:

Kommt, ihr Reichen und Beglückten,
Oeffnet, öffnet euer Thor,
Die Mühsel'gen, die Belad'nen
Stehen allesammt davor.

In das bittre Meer des Elends
Einen Tropfen Seligkeit!
In die dunkle Nacht der Seelen
Einen Funken Dankbarkeit.

Die erste Bildertafel bringt unter anderm Bildnisse von Anzengruber, Gerhard von Amyntor, Bodenstedt, Robert Byr, Carmen Sylva, Carriere, Felix Dahn. Einige Seiten Sprüche und Sentenzen in Vers und Prosa bilden den Abschluß des Hefts, das bei der alphabetischen Anordnung mit Philipp Berke schließt. Gewiß wird das Album auch manchen beachtenswerthen Denkspruch minder bekannter Autoren bringen, denn an Vollzähligkeit läßt es der neue Hinrichsen-Wildenbruch'sche Parnaß nicht fehlen.

— Im Verlag von Robert Friese in Leipzig erscheint ein „Album moderner Meister in Heliogravure", zu welchem der tüchtige Kunstschriftsteller Adolf Weiske den erläuternden Text schreibt. Das erste Heft enthält die Kleopatra von Hans Makart und das Bild Heimatlos von Wilhelm Kray. Bei dem ersten vorzüglichen Bilde hebt Weiske hervor, daß die Heliogravure in Bezug auf treue Wiedergabe der Farbenwerthe dem Linienstich und der Radirung überlegen ist, sodaß die wunderbaren Farbenaccorde der Makart'schen Bilder hier bei weitem mehr hervortreten. Heimatlos nennt Weiske ein wundervolles Stimmungsbild.

— Von der „Deutschen Hand- und Hausbibliothek" (Collection Spemann) ist erschienen „Deutschlands Lehrjahre", worin J. E. Wessely „Culturgeschichtliche Bilder über weltliche Berufsarten im Mittelalter" gibt. Der Verfasser behandelt folgende Rubriken: „Des Handwerks goldener Boden", „Der Handel", „Rechtszustände und Gerichtsverfahren", „Die geheimen Künste und Wissenschaften", „Aerztliche Praxis", „Das edle Weidwerk", „Vom Altar und aus der Klosterzelle", „Universitäten und Studenten", „Aus Künstlerwerkstätten", „Zur letzten Ruhestätte". Die genannten Themata enthalten eine Fülle gelehrten Einzelwissens in edel populärer Form; um dieser Reichhaltigkeit des Stoffs und um der feinfühligen, künstlerisch abgerundeten Darstellung willen sei auch dieses Bändchen der so überaus billigen „Hand- und Hausbibliothek" warm empfohlen.

— Das sechsunddreißigste Heft der „Deutschen Bücherei" (Breslau, Schottländer) enthält eine Abhandlung „Die Cholera" von Max von Pettenkofer. Der berühmte münchener Gelehrte bekämpft hier die Ansteckungshypothese, welche neuerdings

auch Koch in Berlin vertritt. Er beruft sich auf eine ganze Reihe von Thatsachen, um seine Ansicht zu stützen, daß die Cholera lediglich von der örtlichen und zeitlichen Disposition der Gegenden und Orte abhänge. Als hauptsächlichstes Schutzmittel empfiehlt er rasche Entfernung sämmtlicher Schmutzwasser und sonstigen Unrathes aus der Nähe der Wohnhäuser. Ein Urtheil in dieser Frage liegt uns natürlich fern; als Laien möchten wir nur dem Gefühl Ausdruck geben, daß eine Vereinigung der beiden sich jetzt noch bekämpfenden Hypothesen der Wahrheit des Sachverhalts wol am nächsten kommen dürfte.

— Von den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Heilbronn, Henninger) liegen uns das erste und zweite Heft des zehnten Bandes vor, welche folgende Themata behandeln: „Das Fremdwörterunwesen in unserer Sprache", von Hermann Dunger; „Glaube und Wissen", von C. G. Steude. Der erstern Abhandlung wünschen wir um ihres zeitgemäßen Gegenstandes, ihrer Unbefangenheit und eingehenden Sachkenntniß willen weiteste Verbreitung; die andere bekundet dieselbe Gediegenheit, welche wir schon früher einer andern Schrift desselben Verfassers nachrühmen durften.

Aus der Schriftstellerwelt.

In München starb in hohem Alter der Kunstschriftsteller Ernst Förster, der Schwiegersohn Jean Paul's, welcher diesem genialen, in der Gegenwart allzu sehr in den Hintergrund gedrängten Autor in einigen biographischen Werken Denksteine gesetzt hat: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" (4 Bde., 1827—33), dann die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Richter" (4 Bde., 1864). Jean Paul ist ein Autor, der von seinen Fachgenossen mehr geplündert, als vom Publikum gelesen wird; Beziehungen, die auf ihn zurückweisen, sind so selten, daß schon insofern Förster's Beiträge zur Kenntniß seines Lebens und Charakters volle Würdigung verdienen. Hauptsächlich beschäftigte sich Förster mit Kunstgeschichte. Zu Münchengoßerstädt an der Saale geboren, studirte er anfangs Theologie in Jena und Berlin, widmete sich seit 1823 unter Leitung von Cornelius der Malerei, gab aber die praktische Kunstübung wieder auf, um sich kunstwissenschaftlichen Studien zu widmen, die durch jene Lehrzeit eine feste Grundlage erhalten hatten. Bis zu seinem Tode lebte er in München. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der deutschen Kunst" (5 Bde., 1851—60); ihm schließt sich an die „Geschichte der italienischen Kunst" (5 Bde., 1869—78) und gewissermaßen als bildlich erläuternde Sammelwerke „Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei" (12 Bde., 1853—69) und „Denkmale italienischer Malerei" (Lief. 1—93, 1870—80); ferner erwähnen wir: „Beiträge zur neuern Kunstgeschichte" (1836), „Briefe über Malerei" (1838); von biographischen Schriften: „Leben und Werke des Fra Angelico da Fiesole" (1859), „Rafael" (2 Bde., 1867—69), „J. G. Müller, ein Dichter- und Künstlerleben" (1851), „Peter von Cornelius" (2 Bde., 1874). Außer einer „Reise durch Belgien nach Paris und Burgund" (1865) hat er Reisebücher über Italien, Deutschland und andere Länder veröffentlicht; auch einen Band „Gedichte" hat er herausgegeben (1854). Eine tüchtige und ehrliche Kernnatur prägt sich in allen seinen Schriften aus. Auch um die Deutsche Schiller-Stiftung hat er sich seit einer langen Reihe von Jahren sehr verdient gemacht.

Bibliographie.

Alberti, C., Bettina von Arnim. (1785—1859.) Ein Erinnerungsblatt zu ihrem 100. Geburtstage. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M.

Berger, W., Ziele des Lebens. Roman. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Curti, T., Die Entstehung der Sprache durch Nachahmung des Schalles. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Deutsch bis ins Mark! Bismarck-Lied. Auf 1. April 1885. Freiburg i. Br., Schmidt. Gr. 8. 20 Pf.

Eliot, G., Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands. Deutsch von G. Kuhr. 2 Bde. Leipzig, F. Duncker. 8. 10 M.

Esseiva, P., Freiburg, die Schweiz und der Sonderbund 1846—1861. Nach dem französischen Originale deutsch bearbeitet von C. A. Keiser. Freiburg. 1884. Gr. 8. 5 M.

Fontane, T., Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 M.

Frenzel, K., Geld. Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Fricke, F. W., Abriss der vereinfachten Volksorthographie. Leipzig, Robolsky. Gr. 8. 40 Pf.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. IV. Der Roman, bei dem man sich langweilt. Wien, Graeser. Gr. 8. 60 Pf.

Goltz, C. Freih. v. d., Suum cuique. Erwiderung auf die Schrift: „Die Offiziere" gegen Colmar Freiherr von der Goltz und Gesinnungsgenossen. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 75 Pf.

Groß, H., Deutsche Dichterinen und Schriftstellerinen in Wort und Bild. 3 Bde. 113 Portraits und 115 Autogramm-Faesimiles. Berlin, Thiel. 4. 18 M.

Grüneberg, H., Wolfhart. Trauerspiel. München, Merhoff. 1884. 8. 1 M. 20 Pf.

Günther, F., Der Harz in Geschichts-, Kultur-, und Landschaftsbildern. 1ste Lfg. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 M.

Hanptmann, G., Promethidenloos. Eine Dichtung. Berlin, Issleib. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Heckel, C., Robert Emmet. Historisches Drama. München, Merhoff. 1884. 8. 1 M. 80 Pf.

Hirschfeld, R., Das kritische Verfahren Ed. Hanslick's, beleuchtet. Wien, Löwit. Gr. 8. 50 Pf.

Hopfen, H., Tiroler Geschichten. 2ter Bd.: Zum Guten. Eine Geschichte aus Südtirol. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Jókai, M., Nach zehn Jahren. Roman. Uebersetzt von L. Wechsler. 2 Bde. Leipzig, Denicke. 8. 6 M.

Joest, W., Um Afrika. Mit 14 Lichtdrucken und zahlreichen Illustrationen nach Original-Aufnahmen des Verfassers, nebst einer Karte im Farbendruck. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 8 M.

Kerschbaumer, A., Geschichte der Stadt Krems. Mit 16 Illustrationen. Krems, Löhner. Gr. 8. 6 M.

Knapp, F., Zehn patriotische Lieder. Tilsit, Lohauß. 8. 15 Pf.

Mantenffel, Ursula Zöge v., Lora. Roman. Leipzig, Böhme. 8. 4 M.

Marr, Elisabeth, Ein Erinnerungsblatt an das musikalische Kunstgetriebe der funfziger Jahre in Weimar unter Franz Liszt. München, Merhoff. 1884. Gr. 8. 30 Pf.

Meding, O., 88 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers. Mit Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von C. Hallberger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Hoch 4. 2 M.

Nekrassow's, N. A., sämmtliche Werke, aus dem Russischen metrisch übertragen von H. J. Köcher. 1ster Bd. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Noé, H., Deutsches Alpenbuch. (3ter Bd.) 2te Abth.: Die Ost-Alpen. 1ster Bd. Wanderungen und Bilder in und aus Osttirol, Kärnten, Steiermark, Salzburg und Nieder-Oesterreich. Mit 1 Holzschnitt. Glogau, Flemming. 8. 4 M. 50 Pf.

Obach, E., Sir William Siemens als Erfinder und Forscher. Vortrag. London, Siegle. 1884. Gr. 8. 2 M.

Parrisius, E., Zerstreute Schriften. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben. 2ter Thl. Berlin, Parrisius. 8. 2 M. 40 Pf.

Pasig, P., Herzenstlänge. Eine Liedergabe des Herzens für das Herz. Grimma, Hering. 12. 2 M.

Rée, P., Die Entstehung des Gewissens. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 4 M.

Reichenbach, M. v., Coeurdamen. 2 Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Scherr, J., Die Nihilisten. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 M.

Schlesner, G, Fürst Bismarck 1815—1885. Ein Sonettenkranz. Wittenberg, Wunschmann. 8. 50 Pf.

Stölzel, A., Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Berlin, Vahlen. Gr. 8. 10 M.

Strehlke, F., Deutsche Lieder in lateinischer Uebersetzung. Berlin, Hempel. 12. 1 M.

Geographische Universal-Bibliothek. Nr. 2: Die deutschen Niederlassungen an der Guinea-Küste. Von B. Förster. Weimar, Geographisches Institut. 16. 20 Pf.

Vasili, Graf P., Die Wiener Gesellschaft. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Le Soudier. 8. 5 M.

Werner, Julie, Einsame Blumen. Eine Erzählung für heranwachsende Mädchen. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Werner, K., Die italienische Philosophie des 19. Jahrhunderts. 2ter Bd.: Der Ontologismus als Philosophie des nationalen Gedankens. Wien, Faesy. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Wie studiert man Mathematik und Physik? Von einem Lehrer der Mathematik. Leipzig, Roßberg. 8. 60 Pf.

Wolzogen, H. P. Freih. v., Karl August Alfred Freiherr von Wolzogen. Ein biographisches Erinnerungsbild. Mit einem Porträt. Rostock, Hinstorff. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Zola, E., Germinal. Socialer Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Ziegler. 2 Bde. Dresden, Minden. 8. 7 M. 50 Pf.

Zöller, H., Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. I. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 117 bis 123.

Deutscher Reichstag. — Sogenannte Tagesfragen. — Die große Orientalische Frage. (I/III.) — Impotenz. — Die Revolution in Ostturkestan. — Die schweizerische Gesetzgebung über die Haftpflicht. — Zollfanatismus.

Freie Vorträge von W. H. Riehl. — Die katholische Kirche und die religiös-sociale Opposition im Mittelalter. Von G. Weber. (II.) — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (V.) — Ein theatralischer Beichtspiegel. — Der Bürgerkrieg in Centralamerika. Von E. von Hesse-Wartegg. — Zum Gesetzentwurf über Beschlagnahme über Eisenbahn-Fahrbetriebsmitteln. — Von der Somalikküste. Von J. Menges. — Andrieux' „Erinnerungen eines Polizeipräfecten“. — Joseph Thomson's Reise durch das Massai-Land. — Deutsche Renaissance-Künstler. Von Dr. A. Svoboda. (II.) — Karl Zöppritz. (Nekrolog.) — Wiener Briefe. (CLXXXIX.) — Münchener Ateliers. Von Dr. Adalbert Svoboda. — Die höhere Mädchenschule, namentlich in Bayern. (Bericht des Directors Schricker in München auf der VI. Hauptversammlung des bayerischen Zweigvereins für das höhere Mädchenschulwesen.)

Die Colonialbanken im Weltverkehre. (Schluß.) — Geschäftliche Jahresberichte: Podewils'sche Fäcalextractfabriken. Hessische Ludwigsbahn. Vereinigte Fabriken landwirthschaftlicher Maschinen, vormals Epple u. Buxbaum. Würzburger Volksbank. Bank für Handel und Industrie in Darmstadt. Deutsche Hypothekenbank in Meiningen. Privatbank zu Gotha.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Commissions-Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise S. M. S. „Stosch“ nach China und Japan 1881—1883.

Photographirt und herausgegeben von

G. Riemer.

Erster Band: See- und Schiffsbilder.

Folio. In gediegenem Originaleinband 50 M.

Dieses neue Prachtwerk, eine Meisterleistung photographischer Kunst, bringt den Dienst und das Seemannsleben an Bord eines deutschen Kriegsschiffs sowie die fremden Länder und Völker, welche die Corvette „Stosch“ auf ihrer Reise nach der Südsee besuchte, in charakteristischen Scenen und Gruppen, in Landschaftsbildern und Volkstypen frisch und lebendig zur Anschauung.

Ein Prospect über das Werk ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Frommel, E. Aus der Sommerfrische. 4. Aufl. 1 M. 50 Pf.

Heinzelmann, Dr. Ueber Bildung und Einfalt. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aesthetik.

Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Carriere's „Aesthetik“ ist in der vorliegenden dritten Auflage von der Hand des Verfassers wieder vielfach erweitert und verbessert worden, namentlich wurden die Abschnitte über die Poesie und die Musik beinahe ganz neu bearbeitet. So wird das beliebte Werk sich die erhöhte Gunst aller Gebildeten erwerben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch Massai-Land.

Forschungsreise in Ostafrika

zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von

Joseph Thomson.

Aus dem Englischen von **W. v. Freeden.**

Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Joseph Thomson hat als der erste Europäer das von raub- und mordsüchtigen Volksstämmen bewohnte Massai-Land in seiner ganzen Länge durchreist und dadurch ein geologisch wie commerciell höchst wichtiges Stück Innerafrikas unserer Kenntniss erschlossen. Die frisch und anziehend geschriebene Schilderung dieser Reise, mit Abbildungen und Karten reich illustrirt, reiht sich den werthvollsten Werken an, welche die Aufhellung des dunkeln Welttheils für die europäischen Nationen vermitteln.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

O Polsce

napisał

Generalfełdmarszałek Hr. Mołtke.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Der in vieler Hinsicht höchst interessante Essay des Generalfeldmarschalls Graf Moltke über Polen, vor kurzem durch eine deutsche Zeitschrift veröffentlicht, liegt hier vollständig in polnischer Uebersetzung vor, die mit Zustimmung des Verfassers unternommen wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

PREUSSISCHE STAATS-BIBLIOTHEK BERLIN

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 21. Mai 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber anonyme Kritik. Von Otto Weddigen. — Der dritte Band von Cavour's Briefen. Von Otto Speyer. — Charlotte Diede. Von Wilhelm Buchner. — Eine ernsthafte Geschichte von Hermann Heiberg. Von Hermann Conradi. — Humoristische Gedichte. Von Leonhard von Prittwitz-Gaffron. — Schriften zur Volkskunde. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber anonyme Kritik.

Die literarische Kritik ist eine sittliche Macht, und die Berechtigung ihrer Existenz, ja ihre Nothwendigkeit unzweifelhaft. Freilich haben wir nicht jene Tageskritik im Auge, welche sich in der Gegenwart zur Harlequinade der Wahrheit gemacht, und die wir bereits früher in unserm Schriftchen „Aus der literarischen Welt" zu charakterisiren versucht haben. Wir meinen nur die objective, auf wissenschaftlichem Geiste basirte Kritik, welche allein den Namen sittliche Kritik verdient.

Gewiß kann auch diese irren, es gibt ja nichts Vollkommenes in der Welt; aber sie ist von dem Bestreben nach Wahrheit beseelt, und die aufrichtige Mühe, die jemand anwendet, um hinter die Wahrheit zu kommen, macht, wie Lessing sagt, den Werth des Menschen aus.

In Nachstehendem wollen wir nicht die Kritik als solche, sondern die anonyme Kritik beleuchten. Freilich haben wir nicht die Prätension, viel Neues zu bringen; doch wir sind von dem Bewußtsein durchdrungen, daß, wenn irgendwo in unsern literarischen Zuständen, in diesem wunden Punkte eine Heilung noththut, und wir stehen nicht an, alle ehrlich Denkenden aufzufordern, zur Beseitigung des Uebels ihre Hand zu bieten.

Betrachten wir die anonyme Kritik von zwei Gesichtspunkten aus. Sie kann zunächst eine unverdiente Lobspendung, eine charakterlose Anpreisnng des Autors oder seines Werks umfassen. Der Kritiker, seines unreinen Gewissens sich bewußt, nimmt Abstand davon, sein Votum mit seinem Namen zu zeichnen, um sich der Oeffentlichkeit gegenüber nicht bloßzustellen, d. h. um die Unredlichkeit seiner Handlungsweise mit dem bergenden Mantel der Anonymität zu verdecken. Diese anonyme Kritik ist zumeist der Ausfluß der Cameraderie, des Cliquenwesens und nur von Nachtheil für das Publikum, welches irre geführt wird, während der beweihräucherte Autor Kapital daraus schlägt. Im ganzen ist eine solche Kritik also keine absonderlich gefährliche, nur etwa für das materielle Interesse des Käufers; das Publikum sollte, bevor es eine Waare kauft, sie erst prüfen lernen.

Eine andere Art der anonymen Kritik, und zwar die bei weitem gefährlichere, da sie sittlichen wie materiellen Schaden zufügt, ist die, welche die Verdienste eines Autors, ein literarisches Werk mit allen Mitteln vor der Welt herabzuwürdigen sucht. Sie will in der Regel noch mehr die Person treffen als das Werk. Der Charakter solcher Kritik ist der der Feigheit und Gemeinheit; denn fühlt sich jemand nach bestem Wissen und Gewissen berufen, ein Werk zu verurtheilen, so muß er nach ehrlich deutscher Sitte auch den Muth haben, persönlich dafür einzustehen. Aus welchen Motiven derartige anonyme Kritik zumeist hervorgeht, welches Unheil und welches Leid sie anrichtet, kann nur der ermessen und sagen, welcher die Zielscheibe solcher verdeckter Erbärmlichkeit gewesen ist.

Gewiß wird der geistig Arbeitende und Schaffende, falls er bescheiden und nicht in Unfehlbarkeitsdünkel befangen ist, sich nach Vollendung seines Werks sagen: hier und da ist dein Können hinter dem Wollen zurückgeblieben. Aber wir sind nun einmal unvollkommene Menschen und mit uns unsere Werke, und gern wird jeder die Ausstellungen einer sachkundigen und ehrlichen Kritik sich zu Nutze machen. Der Ton einer ehrlichen Kritik ist freilich ein anderer als der der anonymen Schmähkritik. Jene weiß neben den Schwächen auch die Schönheiten der geistigen Arbeit aufzudecken. Wie sieht es aber in dieser aus? Kleine Irrthümer werden zu Majestäts-

verbrechen gestempelt, und sie wirft mit Ausdrücken um sich, welche der sittlichen Reife des Kritikers ein bedenkliches Zeugniß ausstellen. Unbewußte Reminiscenzen — die kein Autor ganz vermeiden kann — werden als Plagiate charakterisirt, Druckfehler als evidente Beweise für mangelnde Bildung angeführt, und alles dies geschieht zumeist von Leuten, die bei ihrer geistigen Unfähigkeit selbst nie etwas Selbständiges oder Bedeutenderes geschaffen haben, denen es nur auf Befriedigung eines gemeinen Triebes ankommt. Das Strafgesetzbuch hat seine Paragraphen für den Verleumder, sollte nicht das Sittengesetz Mittel und Wege schaffen, um auch solche Creaturen zu treffen?

Aber für die geistige Arbeit findet sich kein solcher Schutz. Manche Redactionen — gottlob nur die Reptilien — nehmen Machwerke dieser Art in ihre Blätter auf; sie wissen, daß ein „Abkanzeln" das Publikum immerhin belustigt, und haben kein Mitgefühl mit dem leidenden Autor. Kennte man nur immer die Motive zu anonymen Schmähkritiken: man würde sich von ihnen abwenden. Aber das Publikum weiß sie nicht, es nimmt die im Pharisäerton abgefaßte Kritik für das Votum eines gewissenhaften Mannes. Neid, persönliche Rancune, Rache vielleicht für eine früher ausgeübte ehrliche und offene Kritik: das sind die Beweggründe zu den anonymen Schmähartikeln, die in böswilliger Weise jeden kleinen Fehler eines Werks hervorheben, das Gute aber völlig ignoriren.

Es wäre an der Zeit, diesen Schandfleck in unsern literarischen Zuständen zu beseitigen. Gewiß wollen wir nicht jede anonyme Kritik verurtheilen; es gibt Fälle, wo aus äußern oder redactionellen Gründen die Anonymität gestattet sein mag. Aber dies kann nur Kritiken betreffen, welche nicht hämische Angriffe auf eine Person oder ein Werk enthalten. Der Angreifende habe dann wenigstens die Stirn, mit offenem Visir zu kämpfen; sonst ist sein Vorgehen nicht zu billigen. Gegen die gehässige anonyme Kritik wollen wir alle Edeldenkenden nachdrücklich in die Schranken rufen.

Otto Weddigen.

Der dritte Band von Cavour's Briefen.

Camillo Cavour's gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von L. Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. Dritter Band. (1859—60.) Die Präliminarien der Einigung Italiens. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 8 M.

Der dritte Band der Cavour'schen Briefe bringt in seiner ersten Hälfte die Fortsetzung der Chiala'schen Geschichtserzählung und die Briefe 360—397, während die zweite die Briefe 398—653 enthält. Die historische Einleitung umfaßt die Zeit vom Beginn des Jahres 1859 bis zum 20. Januar 1860, an welchem Tage Cavour, nach dem sechsmonatlichen Interregnum Rattazzi, wieder an die Spitze des Ministeriums trat, dem er von da ab bis zu seinem Tode (10. Juni 1861) vorstand. Dagegen führen uns die Briefe bis zum 10. September 1860, also bis zu dem denkwürdigen Zeitpunkte, wo, nach dem Einzuge Garibaldi's in Neapel und dem Einrücken des norditalienischen Heeres in die Marken und Umbrien, die letzte Entscheidung für das große Werk der Schöpfung des einheitlichen Italiens unmittelbar nahe war.. Vermuthlich fehlte es dem Herausgeber an Muße und Material, um seine als Commentar dienende Erzählung ebenso weit fortzuführen. Wenigstens verheißt derselbe, zugleich mit dem Reste der Briefe, die Geschichte seines Helden in einem vierten Bande zum Abschluß zu bringen. Es ist um so mehr zu wünschen, daß er sein Versprechen halten möge, als der vorliegende Band eine Menge interessanten, zum Theil noch ungedruckten Materials enthält. Freilich meint der Verfasser zugleich, es sei das kaum erforderlich, da die ebenso zahl- wie inhaltreichen Briefe nach dem 20. Januar 1860 keiner Erläuterung bedürften. Allerdings bieten die 160 Briefe aus diesen acht Monaten, die sich mit verschwindenden Ausnahmen sämmtlich mit dem großen Einigungswerke beschäftigen, eine Fülle der interessantesten Details, die, wenn sie auch die Anschauung, welche wir bisher von der Entstehung des neuen Königreichs gewonnen haben, nicht irgend wesentlich zu modificiren vermögen, doch um so mehr geeignet sind, dieselbe zu vervollständigen und zu klären und zumal ein lebendiges Bild der Thätigkeit des großen Staatsmannes, wie der äußern und innern Kämpfe zu liefern, die er in dieser verhängnißvollen Epoche zu bestehen hatte. Noch ausschließlicher als in den beiden vorhergehenden Bänden sind die Briefe des dritten Bandes politischen Inhalts, deutlich die Signatur der augenblicklichen Lage und Stimmung, die Hoffnungen und Befürchtungen ihres Verfassers an der Stirn tragend. Die wenigen, welche Privatangelegenheiten betreffen, meist fragmentarisch, theilweise geradezu unverständlich, bieten verhältnißmäßig geringes Interesse.

Chiala beginnt seinen Bericht mit dem Abdruck des berühmten Briefes Cavour's an den König über die Zusammenkunft in Plombières, der zuerst im August 1883 in der mailändischen Zeitung „La Perseveranza" veröffentlicht wurde, und dessen Authentieität lange mit Unrecht bezweifelt worden ist. Besonders interessant ist der letzte Theil des Briefs, wo Cavour alles Ersinnliche aufbietet, um den König zur Einwilligung in die Heirath seiner Tochter mit dem Prinzen Napoleon zu vermögen. Er bemüht sich zu beweisen, daß der Prinz besser sei als sein Ruf, und gibt zugleich zu verstehen, daß der Kaiser, wie nie einen ihm geleisteten Dienst, so auch nie eine ihm zugefügte Beleidigung vergesse. Vietor Emannel zögerte.

Seine Bedenken entsprangen wol weniger aus legitimistischen Schrullen, wie man behauptet hat, als aus der Liebe zu seinem Kinde, dessen Lebensglück er an der Seite dieses Mannes nicht gesichert glaubte. Endlich sagte er zu Cavour: „Sie haben mir die gewichtigen politischen Gründe, welche diese Verbindung nützlich und nöthig machen, auseinandergesetzt; ich füge mich diesen Gründen. Meine Einwilligung ist jedoch an die Bedingung geknüpft, daß meine Tochter die ihrige freiwillig gebe." Clotildens Antwort lautete: „Mein Vater wünscht es; also muß die Verbindung für meine Familie und mein Land nützlich sein; ich nehme sie an." Und das sacrifizio del cuore wurde vollzogen.

Die Briefe bis zum Ausbruch des Kriegs (1. Januar bis 28. April 1859, Nr. 360—410) bieten ein lebhaftes Bild der stets wachsenden Anfregung, in welche das beständige Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung den sardinischen Minister versetzte. Bald schien Napoleon entschlossen, bald gewann die Friedenspartei, Walewski und auch wol die Kaiserin an der Spitze, gestützt auf die Anstrengungen der vermittelnden Mächte und der Ultramontanen, begünstigt von wechselnden Stimmungen und körperlichen Zuständen des Kaisers selbst, wieder überwiegenden Einfluß. Inzwischen betrieb Cavour die Vorbereitungen zum Kriege im Inlande mit energischem Eifer, trat mit den Patrioten im übrigen Italien und den Häuptern des Nationalvereins in lebhafte Correspondenz, machte allen frühern schlimmen Erfahrungen zum Trotze die größten Anstrengungen, die öffentliche Meinung in England für sich zu gewinnen, ja selbst in Amerika popnläre Kundgebungen für Italien hervorzurufen, veranlaßte den König, Napoleon gegenüber zu erklären, er werde eventuell lieber seine Krone niederlegen, als seine Mission, die italienische Nation frei und unabhängig zu machen, aufgeben, und suchte endlich durch den Erfolg der freiwilligen Nationalanleihe den Zweiflern im Auslande den Beweis zu liefern, daß das Nationalgefühl in Italien keine Erfindnng des „cerveau pelé" des Grafen Cavour sei. Als er sich endlich glücklich am Ziele nnd alle Hindernisse überwunden glaubt, erhält er in der Nacht vom 19. zum 20. April die Depesche Walewski's, welche peremptorisch die Abrüstung und die Annahme des englischen Vermittelungsantrags verlangte. Augenzeugen haben den an Verzweiflung grenzenden Zustand geschildert, in dem Cavour in jener Nacht sich befand: „Il ne me reste plus qu'à me faire sauter la tête!" Hier tritt eine Pause in der Correspondenz ein; die qualvolle Spannung der nächsten Tage, während deren Cavour kaum Speise und Trank zu sich nahm, war nicht zum Briefschreiben geeignet. Das österreichische Ultimatum machte derselben ein Ende. „Jacta est alea!" rief er, nachdem der österreichische Bevollmächtigte mit seiner stolzen Antwort nach Wien abgereist war — „nous avons fait de l'histoire, maintenant allons dîner!"

Die während des Kriegs geschriebenen Briefe (411 bis 442) beschäftigen sich fast nur mit den Ereignissen und Erfordernissen desselben. Cavour hatte die stellvertretende Leitnng des Kriegsministeriums übernommen. Er spricht zwar wiederholt aus, daß er sich jeder Discussion über den Krieg enthalte, kann aber doch nicht umhin, ab nnd zu seiner Unzufriedenheit mit der strategischen Leitnng Worte zu geben und noch mehr zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Wiederholt äußert er seine Ungednld, daß er und das Publikum nicht genügend über den Gang der Dinge unterrichtet werden. Die dürftigen Bulletins sind ihm „zum Auspfeifen redigirt". Er geht endlich so weit (431), mit seiner Demission zu drohen. „Das Stillschweigen aus dem Felde bringt mich in eine nnerträgliche Lage. . . . Ich weiß nicht, ob das mir zum Trotze geschieht. . . . Wenn man aus Groll gegen mich diese Unglücklichen (die Angehörigen der im Felde stehenden Krieger) peinigen will, so muß ich mich zurückziehen." Inzwischen ist er eifrigst bemüht um die Organisation der Freiwilligen, die von allen Gegenden Italiens herbeieilen, und mit deren Häuptern: Garibaldi, La Farina u. a., er in regem Verkehr steht. Mit Napoleon ist er anfangs sehr zufrieden, wie er nach der in Genna stattgehabten Zusammenkunft mit ihm schreibt (423). Aber der Entschluß desselben, seinen Vetter mit einem Armeecorps nach Toscana zu schicken, trübt rasch das gute Einvernehmen. Cavour wittert dahinter den Plan einer Napoleonischen Secundogenitur in Mittelitalien, und selbst die entschiedene Ableugnung des Kaisers beruhigt ihn, wie seine Note an Villamarina in Paris vom 21. Mai beweist, nicht völlig. Natürlich ruht inzwischen der diplomatische Verkehr mit den andern Mächten nicht. Die Lage, in der sich Preußen damals befand, vermochte er, von nur einem Gedanken beherrscht, nicht in ihrer ganzen Schwierigkeit zu würdigen (437). „In Berlin immer dieselbe unbestimmte, schwankende Politik; heute hat der Regent kriegerische Anwandlungen, morgen läßt er Frankreich durch Schleinitz Friedensversicherungen machen." Von besonderm Interesse ist die Unterredung mit Kossuth (438). Aus dessen Mittheilungen glaubt Cavour entnehmen zu dürfen, daß der Kaiser auf einen Krieg mit Deutschland gefaßt sei, ja denselben sogar wünsche. Cavour selbst wünscht dringend die Bildung eines ansehnlichen Heeres mit ungarischer Fahne. „Ich wünsche, daß wir compromittirt werden . . . . dann kann der halbe Friede nicht stattfinden."

Aber Napoleon hatte die Bedingungen, welche Kossuth für den Beistand der ungarischen Revolutionspartei stellte, nur unter allerlei Verklausulirungen und hypothetischen Voraussetzungen angenommen. Drei Tage nach der erwähnten Unterredung (8. Juli) erhielt Cavour das verhängnißvolle Telegramm Lamarmora's (440): „In diesem Augenblick wird der Waffenstillstand in Villafranca abgeschlossen."

Für die Genesis des Friedens bietet uns Chiala reiches Material, auf das wir hier nicht näher eingehen können. Von der Stimmung, in welche der sofort ins Hauptquartier eilende Cavour durch diese Botschaft versetzt wurde, enthalten die Briefe keine Spur. Chiala entwirft uns da-

gegen ein lebhaftes Bild seines Zustandes und schildert uns mit den Worten des Grafen Arrivabene, des Berichterstatters der „Daily News", die Zusammenkunft des Ministers mit seinem Könige in Monzambano, bei der sich Cavour durch seine Verzweiflung zu Aeußerungen hinreißen ließ, die er später bitter bereute, und die für längere Zeit einen tiefen Riß zwischen ihm und dem schwer beleidigten Monarchen verursachten. Er gab sofort seine Demission (442) und schrieb an Massimo d'Azeglio: „Sobald ich einen Nachfolger habe . . ., werde ich mich unter Deinen Befehl stellen, um mich als einfacher Soldat für die Unabhängigkeit Italiens todtschießen zu lassen." Aber die hochgradige Aufregung, welche die Freunde für seinen Verstand und sein Leben fürchten ließ, wich bald wieder der gewohnten ruhigen Festigkeit, wenn auch die tiefe Wunde noch lange blutete und noch geraume Zeit verging, bis sein unverwüstlicher Optimismus wieder zum Durchbruch kam. Was er in Bezug auf das Benehmen des Publikums bei der Ankunft des französischen Kaisers auf dem turiner Bahnhof sagte: „Der gesunde Verstand hat die Oberhand gewonnen über die allgemeine Aufregung", galt auch von ihm selbst. „Machen Sie", schreibt er an Villamarina (450), „ein freiwilliges Sühnopfer aus mir, um die französische Regierung wieder zu gewinnen. Sie ist uns unerläßlich, damit das Opfer von Villafranca nicht in Zürich vollzogen werde." — „Ich werde", heißt es in einem Briefe an die Gräfin Circourt (451), „mich am Fuße des Montblanc niederlassen, um unter den Wundern der Natur die Erbärmlichkeit *) des menschlichen Thuns und Treibens zu vergessen."

Nicht nur Verdruß und schmerzliche Enttäuschung hatten Cavour zum Niederlegen seines Amtes bewogen, sondern auch die Ueberzeugung, daß seine Betheiligung an der Politik in diesem Augenblicke sein Land schädigen würde (452). Als Rattazzi ihm später im Parlament über seine Demission Vorwürfe machte, erwiderte er: „Ich rechne mir meinen Rücktrit zur größten Ehre und glaube fest, dadurch, daß ich soviel möglich gegen jenen Pact protestirte, dem Lande nicht wenig genützt zu haben." In einem Gespräche mit Kossuth und Pietri über den Vertrag von Villafranca rief er aus:

Der (italienische) Staatenbund und die Restauration werden nicht zu Stande kommen. . . . Ich werde im Nothfall Solaro della Margherita (dem Führer der Clerical-Conservativen) die eine Hand reichen und Mazzini die andere; Verschwörungen werde ich veranstalten, zum Revolutionär will ich werden; aber der Vertrag soll nicht ausgeführt werden. Nein! tausendmal nein! nie und nimmer!

Das war acht Tage nach Villafranca; zwei Monate später schreibt er an Freund de la Rive in Genf: „Ich werde meine Kräfte nicht für nutzlose eitle Aufstände vergeuden; aber wenn mein Land mich ruft, werde ich nicht taub bleiben" (461).

*) So, und nicht mit „Elend", wie Bernardi thut, ist das „misère" des Originals zu übertragen.

Zu Anfang September kehrte Cavour von Genf und Savoyen nach Turin zurück, um „bei der Leitung des Staatsschiffs, wenn nicht als Pilot, doch als einfacher Matrose thätig zu sein" (457). Aber er überzeugte sich bald, daß er mit der damaligen Regierung nicht Hand in Hand gehen könne, und begab sich auf sein Landgut. „Meine Anwesenheit in Turin würde niemand nützen und viele geniren" (464). In der That waren die „Tölpel von Excellenzen", wie sie M. d'Azeglio nennt, die damals, Rattazzi an der Spitze, im Ministerium saßen, der Lage nicht entfernt gewachsen. Sie fürchteten den großen Staatsmann und baten ihn geradezu, in Lori zu bleiben. Aber auch von hier aus übte er bedeutenden Einfluß auf die Regierung durch Vermittelung seines Freundes Lamarmora. Er hatte es Rattazzi als einen Beweis von Patriotismus angerechnet, daß derselbe nach dem Kriege das Portefeuille angenommen (455), und ihm offene, ehrliche und energische Unterstützung versprochen. Aber bald nachher äußert er sich nichts weniger als schmeichelhaft über seinen Nachfolger. „Rattazzi", heißt es in einem schon früher bekannt gewordenen Schreiben an la Farina, „ist ein dummer Maulesel; da er aber, wenn er das Staatssteuer fahren ließe, sich vor den Ziegen- oder Bockskarren spannen würde, so ist es besser, ihn mit allen seinen Fehlern zu behalten" (474). In einem Briefe an de la Rive bezeichnet er später Rattazzi's Sturz infolge unglaublicher Misgriffe als unvermeidlich; des Königs Schwäche für ihn halte ihn allein auf seinem Sitze (488). „Das Land", schrieb er (484), „möge zwischen mir und jenen Männern, die uns regieren, entscheiden; ist ihnen sein Urtheil günstig, so werde ich mich zurückziehen in meinen glückseligen Traum und meine Kühe melken."

Nur mit Widerstreben nahm er den Auftrag an, eine Regierung, „die mir ebenso wenig Achtung wie Zutrauen einflößt", auf dem beabsichtigten pariser Congresse zu vertreten, zumal dabei von seinen Gegnern die allerniedrigsten Intriguen ins Werk gesetzt wurden (481 und 483) und der König selbst seinen Widerwillen gegen diese Wahl durchaus nicht verhehlte.

Der Congreß wurde ad calendas graecas vertagt; der Kaiser, durch das Auftreten der Klerikalen und den starren Widerstand der Curie gereizt, neigte sich wieder zum Bündniß mit England hin und schleuderte die Broschüre „Le pape et le congrès" und seinen Brief an den Papst vom 31. December 1859 wie Bomben in das ultramontane Lager. Als Cavour die Broschüre gelesen, rief er aus (488): „Ich verzeihe dem Kaiser Villafranca; er hat Italien jetzt einen größern Dienst geleistet als durch den Sieg von Solferino."

Der Erfolg bewies, daß er recht hatte. Aber noch waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Napoleon verlangte wenigstens dem Scheine nach die Ausführung der Stipulationen des am 10. November zu Zürich abgeschlossenen Friedens. Dabei trat die Actionspartei wieder mehr in den Vordergrund; Garibaldi und seine Anhänger

wurden immer ungeduldiger; Mazzini stachelte zu einem bewaffneten Einfall in die Marken und Umbrien. Ein Verein in diesem Sinne hatte sich in Turin gebildet (la Nazione Armata) und diente den Feinden Cavour's als Werkzeug. Aber „die elende Intrigue", wie sie dieser bezeichnet, scheiterte an dem gesunden Sinne der turiner Bevölkerung. „Die unwürdige Komödie mit Garibaldi, Brofferio, Rattazzi und Comp. hat unter dem Auspfeifen der turiner Aristokratie und den groanings der Diplomatie ihr Ende erreicht", schrieb M. d'Azeglio unter dem 8. Januar 1860.

Der Brief an den Gesandten Desambrois in Paris (497) enthält die Genesis des Sturzes von Rattazzi's Ministerium. „Es hatte, zumal durch sein Liebängeln mit der radicalen Linken, alle moralische Kraft, alle Achtung, alles Prestige eingebüßt." Was Cavour nicht sagte, war, daß Napoleon selbst, der seinen Interlocutor von Plombières nicht länger entbehren mochte, den König Victor Emanuel, welcher, Cavour von jeher persönlich wenig geneigt, seit jener Unterredung in Monzambano sogar eine entschiedene Antipathie gegen ihn empfand, dazu bewegen mußte, ihn wieder an die Spitze der Regierung zu berufen.

Cavour wollte das große Werk vollendet sehen, das er begonnen hatte, und er fühlte, daß kein anderer das vermöge. Bei keinem andern fand sich diese Höhe der politischen Conception, kein anderer besaß, nach Manzoni's treffendem Ausdruck, diese glückliche Mischung von prudenza und imprudenza, von weiser Vorsicht und scheinbar thörichter Unvorsichtigkeit. „Er hat ein Recht, ehrgeizig zu sein", schrieb der Minister des Aeußern, Dabormida. . . . „Ich war ungeduldig, ihm meinen Platz zu räumen; er war aber noch ungeduldiger als ich. Ich bedaure, daß er sich so viele Mühe gegeben hat, offene Thüren einzustoßen." Dabormida hatte darin recht, daß Cavour dringend wünschte, wieder zur Gewalt zu gelangen, aber unrecht, wenn er das Motiv dieses Wunsches in persönlichem Ehrgeiz erblickte.

Cavour konnte die Erbschaft der gefallenen Minister nicht cum beneficio legis et inventarii antreten. Abgesehen von innern Schwierigkeiten, lasteten das Verhältniß zum Papste und zu Napoleon, die Frage der Abtretung Nizzas und Savoyens, die der Annexion Toscanas schwer auf seinen Schultern. Die Sendung Stellardi's nach Rom (506) mit dem Vorschlage, die Romagna, die Marken und Umbrien durch den König unter der Oberlehnsherrschaft des Papstes regieren zu lassen, konnte so wenig zum Ziele führen wie die Unterhandlungen mit Cardinal Antonelli im März 1860 (527—528). Cavour wußte das, aber er bedurfte dieser vergeblichen Versuche, um Napoleon den Ultramontanen Frankreichs und seiner Gemahlin gegenüber den Beweis zu ermöglichen, daß mit dem römischen non possumus kein friedliches Abkommen möglich sei.

Die größten Schwierigkeiten machte Toscana. Napoleon wollte (512) Sardinien nur Parma, Modena und die Legationen, letztere unter der Oberhoheit des Papstes, geben; Toscana sollte einen Sonderstaat bilden. Aber Cavour war entschlossen, hier keinen Fußbreit zurückzuweichen. Lieber, schreibt er (513), wollen wir „courir les meilleures chances" selbst trotz dem Kaiser und dem „Exfreunde", dem Prinzen Napoleon. „Der Kaiser kann nicht verlangen, daß wir einen Selbstmord begehen. Wenn wir untergehen sollen, so wollen wir wenigstens mit Ehren durch Feindeshand fallen" (520). Von la Farina verlangt er (519), die öffentliche Meinung und der Nationalverein sollten das Ministerium drängen. Schon neun Tage vor dem Plebiscit (12. März), das er dem hartköpfigen Regenten Toscanas, Bettino Ricasoli, nicht ohne die größte Schwierigkeit abgedrungen hatte, erklärte er (522): „Wir sind zur Annexion entschlossen." Er wußte sehr gut, daß Napoleon nimmermehr eine österreichische Intervention dulden, und daß er schließlich seine Zustimmung zu der Vereinigung Toscanas mit dem neuen Reiche Oberitalien geben würde. Aber nun war die Abtretung Savoyens und Nizzas zur unvermeidlichen Nothwendigkeit geworden. Ueber ihre Folgen machte sich Cavour keine Illusionen. „Das Ministerium und ich ganz besonders sind dadurch außerordentlich geschwächt worden." Die Mazzinisten schrieen Zeter über den „Landesverräther"; Garibaldi, der Nizzarde, war außer sich; Rattazzi und seine Anhänger wühlten heimlich und declamirten öffentlich gegen ihn. „Wahrhaftig, der Kelch der Macht ist mit Galle gefüllt und nicht mit berauschendem Nektar" (534).

Die Actionspartei hatte zugleich ihre Blicke auf Sicilien gewandt und eine Freiwilligenexpedition dahin vorzubereiten begonnen. Daß Cavour die Expedition heimlich angeregt habe, ist ein durchaus unbegründeter Vorwurf. Sie kam ihm im Gegentheil zu früh (532), zumal sie den verheißenen Abzug der Franzosen aus Rom wieder hintanhalten mußte (550). Aber er erkannte deutlich, daß er diesem Plane nicht feindlich entgegentreten dürfe, ohne die Nation gegen die Regierung und den König selbst zu empören, und daß die Ausführung desselben die beste Ableitung für die durch die Abtretung Nizzas hervorgerufene Misstimmung sein würde. Offen für das Unternehmen sich zu erklären vermochte er Europa gegenüber als Vertreter einer legitimen Regierung nicht. So blieb nichts übrig, als dasselbe öffentlich zu desavouiren und insgeheim zu fördern. Die folgenden Briefe bis zum Schlusse des Bandes bestätigen im wesentlichen, was wir von Cavour's Verhalten der Garibaldi'schen Expedition und ihren Erfolgen gegenüber schon wissen, enthalten aber zugleich eine Fülle interessanter Details. Der die kühnsten Hoffnungen übersteigende Erfolg Garibaldi's begeisterte und elektrisirte auch ihn. „Lassen wir Garibaldi nur machen", schreibt er nach dem Siege bei Milazzo an Admiral Persano (585). „Das Werk darf nicht halb vollendet bleiben; die in Sicilien aufgepflanzte Fahne muß an den Küsten der Adria wehen, bis sie die Königin dieses Meeres deckt." Aber die schweren Sorgen blieben nicht aus. „Wenn ich mich diesmal", schreibt er an die Gräfin Circourt, „glücklich aus der Sache ziehe, werde ich mich so einzurichten

suchen, daß man mich so bald nicht wieder fängt" (595). Als die schweren Mishelligkeiten zwischen dem übermüthig gewordenen und von Mazzinisten umgebenen und beeinflußten Dictator von Sicilien und der Regierung entstanden, dringt Cavour vor allem darauf, daß Garibaldi und der König nicht in Opposition gegeneinander gebracht werden; er will alles auf sich selbst nehmen. „Ich verliere lieber meinen Ruf, und sehe Italien werden."

Im August war der schwere, aber unvermeidliche Entschluß der bewaffneten Intervention gefaßt. „Der Augenblick zum Handeln in den Marken und Umbrien rückt heran. Das Ministerium ist entschlossen, nicht nur den Aufstand (in diesen Provinzen) zu unterstützen, sondern ihn zu leiten" (625). Farini und Cialdini werden nach Savoyen zu Napoleon gesandt. Cavour schreibt über ihre Mission (633): „Der Kaiser hat sich ganz vorzüglich benommen. Auf Conneau's Rath hat ihm Farini unsern Plan ganz detaillirt mitgetheilt. Er ist in kurzen Worten: Es ist zu spät, um Garibaldi zu verhindern, in Neapel einzuziehen und als Dictator proclamirt zu werden. . . . Da wir ihm nicht in Neapel zuvorkommen können, muß er anderswo aufgehalten werden . . . in Umbrien und in den Marken. Der Kaiser hat alles gebilligt. . . . Der verhängnißvolle Augenblick ist nah. Mit Gottes Hülfe wird es noch ehe drei Monate verflossen sind ein Italien geben."

Zu gleicher Zeit sandte er den Hauptmann Laugier, einen Freund Garibaldi's, an den Dictator nach Neapel, um diesem Aufklärungen über die bisherige Handlungsweise wie über die derzeitigen Absichten der Regierung zu geben. Der Brief, mit dem er die Sendung begleitete und in dem er, die leidenschaftlichen Invectiven des Generals gegen ihn ignorirend, in voller Anerkennung seiner großen Eigenschaften an dessen Patriotismus appellirt, um ein gemeinsames Handeln zu ermöglichen, ist ein schlagender Beweis für die Hochherzigkeit Cavour's, der persönlicher Kränkung und Demüthigung nicht den geringsten Einfluß auf sein Handeln im vaterländischen Interesse gestattete.

Von großem Interesse ist die für den Grafen Arese, den vertraulichen Vermittler zwischen Cavour und dem Kaiser der Franzosen, bestimmte Chiffrendepesche. Napoleon war abermals schwankend geworden. Cavour hat bestimmte Kunde von dem nahe bevorstehenden Abschlusse eines Bündnisses zwischen dem Papste, dem König von Neapel und Oesterreich. Arese soll den Kaiser beschwören, den einzigen Alliirten Frankreichs nicht durch diese Coalition zu Grunde richten zu lassen. „Der Kaiser kann Italien retten, wenn er einen Angriff vor dem Frühling (1861) verhindert. Wenn es sein muß, werden wir uns mit Oesterreich allein schlagen."

Der Kaiser misbilligte Arese gegenüber in starken Ausdrücken das Benehmen der sardinischen gegen die neapolitanische Regierung (649), ließ aber deutlich merken, daß er eine bewaffnete Intervention Oesterreichs nicht gestatten werde. Nun erfolgte ohne Zögern der Befehl an Persano in Neapel, die Anker zu lichten und nach Ancona zu steuern (650), und am 9. September, zwei Tage nach dem triumphirenden Einzuge Garibaldi's in Neapel, überschritten die norditalienischen Heere die päpstliche Grenze.

Der letzte Brief des Ministers spricht seine Freude über die Wendung aus, welche die Dinge in Neapel, wo Garibaldi alsbald nach seiner Ankunft dem sardinischen Admiral die neapolitanische Flotte übergab, genommen hatten. Es waren ihm aber noch schlimme Ueberraschungen von seiten des unversöhnlich gereizten und von seiner radicalen Umgebung angestachelten Dictators vorbehalten, die wol in dem verheißenen Schlußbande eine große Rolle spielen werden.

Die Arbeit des Uebersetzers verdient auch in dem vorliegenden Bande, so vielen traurigen Machwerken der Art gegenüber, im ganzen rühmliche Anerkennung. Von kleinen Verstößen bemerken wir, daß er aus dem Prinzen Alexander von Hessen, als handle es sich um einen italienischen Fürsten, einen Prinzen von Assia macht, und (519) premuto durch „schneidig" übersetzt, während doch der wahre Sinn des Wortes „gedrängt" (nämlich: zum Handeln, durch die Nationalpartei) ein durchaus verschiedener ist. Otto Speyer.

Charlotte Diede.

Charlotte Diede, die Freundin von W. von Humboldt. Lebensbeschreibung und Briefe herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig. Halle, Niemeyer. 1884. 8. 4 M.

In Nr. 8 d. Bl. f. 1883 hatte der Berichterstatter Gelegenheit, über die „Briefe von Charlotte Diede an Karl Schulz" zu sprechen. Diese und andere Veröffentlichungen haben den Schleier, welcher über dem Leben der geistreichen „Freundin" Wilhelm von Humboldt's geraume Zeit ruhte, gehoben, wenn auch noch gar manches dunkel bleibt und wol auch allezeit dunkel bleiben wird. Nun erscheint in dem Buch von A. Piderit und O. Hartwig neues ungleich bedeutsameres Material über die merkwürdige Frau: die Sammlung von 45 Familienbriefen, welche erfreulicherweise nicht wie diejenigen an Schulz in das letzte Lebensjahrzehnt der hochbetagt gestorbenen Frau fallen, sondern Briefe, geschrieben meistentheils im dritten, vierten und fünften Jahrzehnt, in einer Zeit also, da sie bisweilen noch von schweren Herzenskämpfen bewegt ward. So sind sie jedenfalls mehr als die nur rückwärts blickenden Briefe der Greisin geeignet, uns ein Bild der Frau zu geben, welche geistvoll genug war, zwanzig Jahre lang einen Wilhelm von Humboldt in den Banden eines regelmäßig geführten Briefwechsels festzuhalten.

In jener frühern Besprechung habe ich bereits einen

für den äußerlich wenig bewegten Lebensgang Charlottens wol ausreichenden Bericht erstattet, sodaß hier nur eine zusammenfassende Rückschau angezeigt ist an der Hand der umfassenden biographischen Einleitung, welche Otto Hartwig den Briefen vorausschickt.

Geboren im Mai 1769 in Lüdenhausen, einem Dorf des Fürstenthums Lippe-Detmold, war Charlotte Hildebrand die Tochter eines gelehrten und wohlhabenden Landgeistlichen. Sie erhielt im väterlichen Hause guten Unterricht und blühte zu glänzender Schönheit heran; dabei war ihr eine gewisse sentimental-phantastische Seelenstimmung eigen, wie sie bei der weiblichen Jugend jener Zeit nicht selten erscheint. Achtzehnjährig verlobte sie sich gegen den dringenden Rath der Aeltern mit R. W. Diede, einem jungen vermögenden Juristen aus Kassel, welcher zum Besuch in ihr väterliches Haus gekommen war. Gleich darauf starb die Mutter; der tiefgebeugte Vater besuchte zu seiner Kräftigung im nächsten Sommer 1788 mit der ältesten Tochter das damals allgefeierte Pyrmont, und hier machte Charlotte die Bekanntschaft eines Haus- und Tischgenossen, des göttinger Studiosen Wilhelm von Humboldt. Aus den drei Tagen, welche die beiden jungen Leute gemeinsam in Pyrmont verlebten, erblühte lange Jahre danach jenes wunderbare Verhältniß seelischer Freundschaft, welchem die „Briefe an eine Freundin" ihren Ursprung danken.

Im Frühling 1789 ward Charlotte die Gattin Diede's. Er war ein unbedeutender und dabei roher Mensch, nicht fähig, die feingebildete junge Frau an seiner Seite zu schätzen und würdig zu behandeln. Das Verhältniß war von Anfang an gestört, wurde es noch mehr, als die geistreiche schöne Frau vielfach umworben ward. Zu den Hausfreunden gehörte auch ein Gardekapitän, ein Herr von Hanstein. Wie es scheint, war Charlotte, welche an der Seite eines ungeliebten Mannes traurige Tage verbrachte, nicht unempfindlich gegen Hanstein's Huldigungen. Diede dagegen verfolgte seine Frau auf Schritt und Tritt mit wüthender Eifersucht. Vergebens bat sie ihn um Auflösung des unerträglich gewordenen Ehebundes; endlich entwich sie, unfähig, diese Hölle weiterhin zu ertragen, aus dem Hause des Gatten und flüchtete sich — zu Hanstein, welcher als Junggeselle mit seiner Schwester zusammenwohnte. Diede klagte auf Ehescheidung gegen seine Frau; am 21. Februar 1794 ward durch das geistliche Gericht die Scheidung ausgesprochen, und zwar mit der Maßgabe, daß Diede zur Wiederverheirathung berechtigt sei, Charlotte nicht: ein Beweis dafür, daß der Gerichtshof sie als den schuldigen Theil betrachtete. Charlotte selbst hat gegenüber ihren Angehörigen und Freundinnen sich jederzeit als des Bruchs der Ehe unschuldig erklärt. Sie hat jedenfalls durch jene unsinnige Flucht zu Hanstein die schlimme Deutung ihres Verhältnisses möglich gemacht; auch lehnte ihr Vater fortan jede Beziehung zur Tochter ab; Charlotte hat ihn trotz dringendsten Bittens nicht mehr sehen dürfen.

So war die vierundzwanzigjährige Charlotte heimatlos, und schlimmer noch, mit einem schweren Makel behaftet, welcher nur durch eine Ehe mit Hanstein von ihr genommen werden konnte. Die landesherrliche Erlaubniß dazu wäre wol nicht schwer zu erhalten gewesen. Aber Hanstein that keinen Schritt dazu. Charlotte lebte, da sie in Kassel nicht bleiben konnte, in Braunschweig im Hause von Verwandten oder Freunden; das gegen Erwarten geringe Erbtheil Charlottens — der Vater starb 1800 — ward nach und nach stark angegriffen; Hanstein konnte sich weder entschließen, durch die Ehe Charlottens Ehre wiederherzustellen, noch auch ihr die mehrfach erbetene Freiheit zu geben: so schleppte sie sich viele Jahre hindurch von einer getäuschten Hoffnung zur andern. Durch die Folgen der jenaer Schlacht ging das kleine Vermögen Charlottens, welches in braunschweigischen Papieren angelegt war, verloren, und im Frühling 1808 verheirathete sich Hanstein, nachdem er vierzehn Jahre lang die arme Frau in Spannung gehalten, mit einer andern.

Kränklich, alternd, aber immer noch durch geistige Bedeutung anziehend, verweilte Charlotte Diede fortan wieder zumeist in Kassel, vielen angesehenen Häusern befreundet; ihre außerordentliche Geschicklichkeit im Anfertigen künstlicher Blumen sowie das Vermiethen eines Theils ihrer Gartenwohnung an junge Leute schafften ihr die bescheidenen Mittel zum Leben. Noch einmal war ihr die Gelegenheit zur Ehe geboten; sie lehnte dieselbe ab. Im Jahre 1814 wandte sich Charlotte, um durch seine einflußreiche Vermittelung ihre Ansprüche an den neu hergestellten Staat Braunschweig geltend zu machen, an Wilhelm von Humboldt, welcher seit jenem Zusammentreffen in Pyrmont sich eine gleich bedeutsame Stellung als Gelehrter wie als Staatsmann gewonnen hatte. Er nahm sich der Jugendfreundin, die er nur drei Tage lang gesehen, treulich an, griff mit seinem Rath, welcher nicht selten fast die Gestalt einer Weisung annahm, entscheidend in ihr ferneres Leben ein, entsprach durch einen monatlichen Brief dem Bedürfniß der Freundin nach geistweckendem Verkehr, gewährte ihr zwei Jahrzehnte hindurch eine Unterstützung, welche sie, solange sie arbeitsfähig blieb, vor Mangel schützte; all dies freilich unter der verhüllenden Decke des tiefsten Geheimnisses, sodaß nicht einmal Humboldt's nächste Angehörigen um diese Beziehungen wußten. Erst mit Humboldt's Tode 1835 löste sich das wundersame Verhältniß; Charlotte Diede hat noch elf Jahre länger als der fast gleichalterige Freund, bis zum Sommer 1846, die Last des Lebens getragen, während ihrer letzten Jahre vor Mangel bewahrt durch einen bescheidenen Gehalt, welchen ihr König Friedrich Wilhelm IV. gewährte. Sie starb am 16. Juli 1846, eine vereinsamte Greisin von 77 Jahren:

Um ein altes verwittertes Kirchlein eines niederhessischen Walddorfes lag noch vor einem Menschenalter der Friedhof der kleinen Gemeinde. Einfache Holzkreuze, mit entblätterten Buchsbaumkränzen behangen, und einige wenige sich schon senkende Leichensteine trugen die Namen der hier ruhenden, sonst namenlos Geschiedenen. Aber auch Rosen, Schwertlilien, Nachtviolen, Goldlack, Rosmarin, Agleien und was sonst für Blumen

die kleinen Gärten der Bauern hergeben, standen auf den flachen Grabhügeln und kämpften mit Nesseln und anderm üppig wuchernden Unkraut um ihr Dasein. Da kam die neue Zeit; ein neuer Friedhof vor dem Dorfe wurde angelegt, der alte eingeebnet, mit Gras besäet und dem Schulmeister des Orts zur Benutzung überwiesen. Einige Jahre waren seitdem vergangen, als ich an einem Abend des Frühsommers den Lehrer des Dorfes mit einem Bündel Stäbe unter dem Arm mitten durch das hohe Gras schreiten sah. Nachdem er, an einem bestimmten Punkt angekommen, die reifen Grashalme auseinandergebogen hatte, steckte er seine Stäbe in einem kleinen Kreise in die Erde. „Was soll das?" fragte ich ihn. „Wissen Sie nicht mehr", entgegnete er, „daß hier das Grab der schönen Tochter des alten Pfarrers, mit dem großen Rosenbusch darauf, lag? Als sie den Friedhof einebneten, rissen sie auch diesen aus, und mehrere Jahre schien er eingegangen zu sein. Da fand ich dieses Frühjahr, daß ein neuer Schoß aus der Erde sich hob. Morgen soll hier das Gras gemäht werden; da will ich diesen Schoß vor den Sensen schützen." Abermals waren einige Jahre vergangen, als mein Auge von neuem über den Friedhof schweifte. Es war wieder Sommer und siehe! ein großer dunkelgrüner Rosenstrauch, aus dem ungezählte weiße Rosen hervorleuchteten, bedeckte einsam die Grabstelle. Manchesmal habe ich, während ich diese Zeilen niederschrieb, jenes braven Schulmeisters gedacht und gewünscht, daß ein ähnlicher Erfolg in dem Herzen meiner Leser aus dem hier erneuerten Andenken an die schöne und hochbegabte, schwer geprüfte und reich gesegnete Pfarrerstochter aus Lüdenhausen erblühen möge.

So schließt die einleitende Lebensgeschichte, welche auf Grund des nunmehr vorliegenden reichern Stoffs das Bild der durch die Nachwirkung eigener Jugendthorheiten so entsetzlich unglücklich gemachten, durch die Nachwirkung einiger glücklichen Jugendtage in ihrem Alter so gehobenen und schließlich im Tode zu dauerndem Ruf gelangten Frau. Ihr Leben lag bis noch vor kurzem in tiefem Dunkel. Die an Wilhelm von Humboldt gerichteten Briefe nebst beigefügter Lebensgeschichte sind nach ihrem Wunsch vom Freunde selbst vernichtet worden; vernichtet sind ihre Briefe an Therese von Bacheracht, die schöne Tochter des ihr befreundeten Hauses von Struve in Kassel. Die Briefe an Karl Schulz, welcher durch Wilhelm von Humboldt den Auftrag empfing, der Freundin seine lebensgefährliche Erkrankung in schonender Weise mitzutheilen, sind sicherlich nur ein schwacher Nachhall dessen, was Charlotte in frischer Kraft des Geistes dem Freund ihrer Seele geschrieben; sie gleichen höchstens dem Abendroth, nachdem das Tagesgestirn versunken ist. Und da nun alle Versuche, weitere Briefe der geistreichen Frau zu erreichen, gescheitert sind — nur wer selbst solche Zeugnisse eines bedeutsamen Menschenlebens aufgesucht hat, weiß, wie rasch sie vernichtet werden oder in alle Winde fliegen —, so ist es für diejenigen, welche durch Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin" lebhaftere Theilnahme für diese Freundin gewonnen haben, von besonderm Werth, daß uns hier eine neue Quelle erschlossen wird, eine Reihe von bisher unbekannten Briefen an die Schwestern Christine und Dorothea, welche beide mit Landgeistlichen verheirathet waren. Ein Bedenken ist dabei allerdings vorhanden. Gegenüber einem Mann wie Wilhelm von Humboldt nahm Charlotte ohne Zweifel ihre ganze Kraft zusammen, ihn durch Entfaltung eigenen Geistes zur Darlegung seiner Ansichten zu veranlassen; im brieflichen Verkehr mit den nächsten Angehörigen und Freunden hat auch der geistig Bedeutende kaum Lust und Anlaß, sein Licht anders als durch vorübergehende Blitze leuchten zu lassen; auch die geistvollste Frau wird im Briefwechsel mit der Schwester anders schreiben, minder hoch steigen, mehr Persönliches berühren als beim Schreiben an einen gleichwerthigen oder überlegenen Mann. Und in dieser Hinsicht dürften auch diese Briefe uns vom eigentlichen Wesen der bedeutenden Frau, wenigstens in Augenblicken gesteigerten geistigen Lebens, kaum eine volle Darstellung geben.

Gesammelt wurden diese Briefe, wol bei den Nachkommen von Charlottens Schwestern, durch Frau Stiftsoberin Auguste Piderit zu Lippstadt. Dieselbe überließ das in ihren Händen befindliche Material Otto Hartwig zum Zweck der Ausarbeitung einer umfassenden Lebensbeschreibung Charlottens, welche seinerzeit in der „Deutschen Rundschau" erschien und hier, leicht überarbeitet, als Einleitung aufs neue erscheint. So erklärt es sich, daß, wol mehr aus Artigkeit, zwei Verfasser auf dem Titelblatt erscheinen. Das Vorwort sagt uns, daß eine ganze Anzahl Briefe, namentlich aus Charlottens letzten Lebensjahren, als unwesentlich nicht zum Abdruck gelangten; aus gleichem Grunde ist in den mitgetheilten Briefen manches gestrichen worden.

Es sind deren fünfundvierzig, zum weitaus größten Theil gerichtet an Charlottens Schwestern Christine und Dorothea; sie umfassen, allerdings bisweilen mit mehr- oder gar vieljährigen Lücken, einen Zeitraum von funfzig Jahren, vom Herbst 1795 bis Februar 1846. Die ersten dreißig Briefe rühren sämmtlich her aus der jammervollen Zeit zwischen 1795 und 1808, während welcher Charlotte mit krankhafter Leidenschaft ihre unselige Neigung zu Hanstein festhält, um sich von Jahr zu Jahr hingehalten und schließlich kurzer Hand beiseitegeworfen zu sehen. Diese Briefe mit ihrer tiefen Verzweiflung machten einen herzbewegenden Eindruck; wir sehen die schöne stolze Frau gequält durch das Bewußtsein, für ihre unerschöpfliche Liebe immer aufs neue vertröstet zu werden, ohne daß sie doch die Erlaubniß erhält, sich selbst ihr Schicksal zu bauen; ihre Jugend, ihre Gesundheit, ihr Vermögen schwindet dahin, und bisweilen ist sie an der Grenze des Wahnsinns, dem Selbstmorde nahe. Die weitern Briefe sind freundlicher, ruhiger; Charlotte hat wie der Einsiedler auf Salas y Gomez Geduld erlernt. Sie verlangt nichts mehr vom Schicksal als Einsamkeit und das tägliche Brot, welches sie sich oft in schweren Sorgen mit ihrer Hände Arbeit erwirbt. Aber auch die verblühte kränkelnde dürftige Frau muß noch immer eine merkwürdige Anziehungskraft geübt haben auf die ihr näher Stehenden, sodaß es noch der Vierzigerin nicht an einem Bewerber fehlt, den sie liebt und doch zurückweist. Von da ab geht durch ihre Briefe wie ein warmer Hauch die Nachwirkung des Briefwechsels mit Wilhelm von Humboldt, welcher zugleich in feiner Weise dafür

sorgt, daß sie nicht lediglich vom Ertrag ihrer Arbeit zu leben braucht. Sie hat verzichtet; ein festes Gottvertrauen, eine warme Liebe zur Menschheit, eine wohlthätige Ruhe ist an die Stelle der frühern leidenschaftlichen Spannung getreten. Aus jedem Wort, das sie schreibt, erkennen wir die hochgebildete, geistig bedeutende Frau, die Freundin Wilhelm von Humboldt's, ohne daß sie sich in hochfliegende Darlegungen oder geistreiche Gedankensprünge verliert; alles ist klar, einfach, bewußt, von vollendeter Herrschaft über die Sprache. Zum Beleg dafür einige Stellen:

Es frommt zu nichts, wenn wir mit unserer beschränkten Lage jeden vertraut machen. Man hört uns in dem Augenblick mit Theilnahme an, die nächste Stunde will man uns gouverniren, wenn man sich nicht gar heraus nimmt, uns geringschätzig zu behandeln. Mein Grundsatz ist: Aendere, was in deinen Kräften steht, trage, was du nicht ändern kannst, entbehre still, würdige dich nicht durch Klagen herab, thue nicht groß, kaufe nicht, was du nicht bezahlen kannst, laß niemand in deinen Geldbeutel sehen — so behält man wenigstens immer Credit, der oft so viel und mehr ist als Geld. . . . Noch habe ich durchaus keinen Plan, keinen Entschluß für meine Zukunft. Ach, ich harre, ob die gütige Gottheit der kindlich gläubigen, stets getäuschten Seele nicht einen Fingerzeig geben will. Es ist unmöglich, daß ich mich noch ins Erziehungsfach werfe. Durch meine Freunde fände sich wol etwas. Ich war lange nicht unter Kindern, unter jungen Leuten. Hier unter den Kindern meiner Freundin, die mich freilich alle lieben, weil mich die Mutter liebt, hier fühle ich wieder, daß ich noch immer den alten Einfluß habe auf Kinder, und daß das Anschließen junger dankbarer Gemüther Balsam in ein tief verwundetes Herz gießt, Wohlthat für meine kranke lebensmüde Seele ist. Gibt es dem Geist gleich nicht den belebenden Genuß, den der meine in den letzten Jahren in dem Attachement junger liebenswürdiger Herren fand, so ist es im Grunde doch eins. Das Erkennen der Anlagen und Neigungen zum Guten ist im Grunde doch eins. Die Erkennung der Anlagen und Neigungen zum Guten ist's doch eigentlich, die uns beschäftigt, und in diesem Erkennen übt sich der schwergeprüfte Blick auf das Innere der Menschen ebenso wol bei Kindern wie bei Erwachsenen. Da knüpft sich dann wieder, ach des Wahns! die Hoffnung des Bildens anderer durch eigene Leiden an. Wir wähnen, niemand könne leichter andere vor den Irrwegen warnen, worauf wir alles verloren — und das mag wahr (so heißt es, und nicht „mehr") sein —, aber führen wir sie nicht auf andere? Ueberhaupt, was kann ich jungen Gemüthern anbilden? Doch nur, was ich mir selbst angebildet habe. Ich kann sie erkennen und unterscheiden lehren, worin Menschenwerth besteht. Aber hat mich denn meine Bildung zum Glück geführt? Und sollte nicht dahin Bildung und Erziehung abzwecken? Du siehst, wie ich mich verwirre in Ahnen, Wünschen, Hoffen — wie Schmerz, Erfahrung, Täuschung gleich gebieterisch dazwischen treten. Die Gegenwart allein ist unser Eigenthum, die Zukunft ungewiß; ach, Ungewißheit über das Grab hinaus ist das Härteste! . . . Ich denke oft an des edeln Reinhard schöne Worte: „Unter dem ungeheuern Verlust, den Glauben an die Menschheit habe ich gerettet", und setze auch mit seinen Worten hinzu: „Schon hat er mich herrlich gelohnt." Mir schrieb vor einiger Zeit einer der ersten, edelsten und geistreichsten Männer Europas: „Der Mensch glaubt nie an den Menschen genug; halten Sie nur unter allem, was Sie trifft, diesen Glauben fest." Und gottlob! er hat auch nie länger als Augenblicke gewankt trotz ungeheuerer Täuschungen im einzelnen. Was einzelne niederdrückten, hoben andere wieder. Nein, ich habe die feste Ueberzeugung, daß wir alle gut aus der Hand der Natur kommen; wir können das an allen Kindern bemerken. Das wahrhaft Edle ist selten, ebenso selten Geist, allein das wirklich Böse ist noch seltener. Für die meisten Lebenslagen reicht das Maß von Verstand und gutem Willen völlig aus, womit der große Haufe begabt ist. Leben, Verhältnisse, die unendlichen Bedürfnisse, die sich der Mensch geschaffen, mehren dann oft die Schwächen bis zur Elendigkeit, mehren und pflegen freilich Eigennutz und Egoismus. Aber das ist der Mehlthau des Lebens. Der Allgütige wird wol das Unkraut von dem Weizen zu sondern wissen, ehe es in die Scheunen kommt. Sieh, ich begreife nicht, wie ich den Glauben an die Menschen verlieren konnte, solange ich nicht den Glauben an mich selbst verliere; das ist unmöglich, solange Demuth in unsern Herzen ist.

Es sind das einige der Stellen, welche tiefer auf die bittern Schmerzen dieser ernsten Frauenseele eingehen, ohne daß Charlotte in ihren Briefen nach sogenannten schönen Stellen hascht, mit ihrem Geist glänzen will; die alternde Einsiedlerin in ihrem Garten bei Kassel schreibt eben an ihre auf irgendeiner dörflichen Pfarre mit Mann und Kindern nicht viel weniger einsiedlerisch hausende Schwester. Aber wir gewinnen eine lebendige Verehrung für die kluge thatkräftige Frau, welche auf die Irrthümer ihrer Jugend so sicher zurückschaut, so klar in die Zukunft und auf den Tod, der sie fast vergessen zu wollen scheint, und deren einzige Sorge es ist, wie sie, arm und als Greisin nicht ferner erwerbsfähig, die paar hundert Thaler Schulden tilgen könne, welche sie bei Freunden gemacht, die auf keine Rückerstattung rechneten. Und da uns die Briefe an Humboldt rettungslos verloren sind, so müssen wir es immerhin als erfreulich betrachten, in den Briefen an die Schwestern einen wenn auch wol nicht ganz ausreichenden, aber doch sehr schätzenswerthen Ersatz zu empfangen zu unserer Kenntniß der vielgeprüften geistvollen Frau.

Wilhelm Buchner.

Eine ernsthafte Geschichte von Hermann Heiberg.

Die goldene Schlange. Von Hermann Heiberg, Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 6 M.

Hermann Heiberg gilt als einer unserer unerschrockensten Realisten. Man hat ihn sogar von verschiedenen Seiten als unsern ersten Realisten hingestellt. Das stimmt nicht ganz. Es ist wahr, daß er sehr realistisch und drastisch malt, daß es ihm in erster Linie auf Lebenswahrheit ankommt, daß er alles Verschwommene und Nebelhafte haßt und nur Selbsterlebtes und Selbstgeschautes plastisch herauszubilden sich bemüht; aber wie es ein in gewisser Beziehung auffälliges, in anderer wieder sehr erklärliches Culturmoment ist, daß bei dem crassesten und rohesten Materialismus doch ein tief romantischer Zug durch unsere Zeit geht, vielleicht in seiner ganzen Intensivität ver-

hältnißmäßig nur von wenigen Auserwählten gefühlt, aber doch unleugbar vorhanden, und zwar als specifisch germanisches Element — so, meine ich, ziehen sich auch durch die Werke unserer Realisten und auch Heiberg's ganz echte romantische Gefühlsfäden, nicht nur im Punkt der Naturschilderung, in der Heiberg Meister ist, auch ab und zu in der Seelenanalyse, in der Gestaltung der Charaktere, in der Verknüpfung der Begebenheiten, im Wirkenlassen von Zufälligkeiten und in andern Zügen, die ebenso romantisch sind wie das Leben selbst, erfaßt man es nur mit dem Auge des Poeten. Hiermit möchte ich constatirt haben, daß Heiberg durchaus nicht der Realist κατ' ἐξοχήν ist, als den man ihn immer bezeichnet. Gewiß, er hat eine Darstellungs- und Schilderungsmanier, die stark realistische Züge aufweist. Aber daneben lebt in allen seinen Schriften, von seinem ersten Buche, den „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland", bis zur „Goldenen Schlange", ein so echt poetisches romantisches Moment, daß man seine helle Freude haben darf an dieser schicklichen Verbindung beider Elemente.

Der Verfasser ist eben durch und durch deutsch. Und es fällt ihm gar nicht ein, seine deutsche Natur verleugnen und sein biederes, frisches, energisch lebendiges Poetenantlitz mit den blitzenden Blauaugen hinter einer ausländischen Charaktermaske verstecken zu wollen. Nur wo seine lebenskräftige, actuelle Natur, die sich gleichsam nur im üppigsten Strudel wohl fühlt, auf verwandte Seiten bei den Fabulisten an der Seine trifft, da schließt er sich an dieselben an, vielleicht dann und wann etwas zu eng, aber immer noch mit einer gewissen Reserve.

Ich habe diese Vorbemerkung so lang ausgesponnen, einmal um der verbreiteten Ansicht entgegenzutreten, als qualificire sich Heiberg zu einem kleinen deutschen Zola, dann aber auch, um damit auf die Vorzüge dieses Poeten gegenüber den bleichen und blutarmen Modenovellisten und wässerigen Sensationsgeschichtenmachern hinzuweisen.

Bei Heiberg ist alles kurz, lebendig, geradezu. Ihm fehlt ebenso die bewußte epische Breite, das behagliche Hinschlendern, wie das pikante, raffinirte Ausmalen gewagter oder direct unschöner Scenen und Situationen. Es mag sein, daß mit der ersten Hälfte dieses Satzes zugleich eine Art von Tadel ausgesprochen ist. Denn das flotte burschikose Hinhasten und ungezügelte Vorwärtsdrängen nimmt oft einen etwas sprunghaften, fragmentarischen Charakter an, der das Ganze nicht völlig ausreifen und sich abrunden läßt. Doch hat die kecke Fortführung der Handlung wieder den Vorzug, daß dadurch alle ermüdenden Längen und Wiederholungen vermieden werden. Der „Goldenen Schlange" ist dieser im Sturmschritt hineilende Gang der Handlung wie keiner frühern Schöpfung Heiberg's eigen. In einem nicht zu starken Bande wird eine solche Menge von Scenen und Ereignissen, ein so fein ausgemaltes psychologisches Gemälde gegeben, daß eben nur Heiberg mit seinem pointirt lakonischen Telegrammstil, bei dem jedes Wort, ohne gerade peinlich abgewogen zu sein, an richtiger Stelle steht, diese Fülle in einen verhältnißmäßig kleinen Rahm zusammendrängen konnte. „Die goldene Schlange", eine ernsthafte Geschichte, wie sie der Verfasser selbst nennt, und auch wirklich eine sehr ernsthafte Seelenstudie, ist ein psychologisches Meisterstück. Noch nie hat Heiberg vorher mit einer solchen Feinheit in der psychologischen Deduction gearbeitet — es ist geradezu staunenswerth, mit welcher Virtuosität er die Gedankencomplexe entwirrt und wieder combinirt, wie natürlich, sicher, ungezwungen er das Leben copirt, indem er oft gerade die schwerwiegendsten und in ihren Folgen wichtigsten Vorgänge aus ganz unscheinbaren Motiven herleitet. Wohl ist die ganze Erzählung nichts anderes als eben ein psychologisches Experiment mit den weltbewegenden Factoren der sinnlichen und der keuschen Liebe — also eine simple Liebesgeschichte, wie sie tausendmal passirt, ohne höhere Gesichtspunkte, ohne erweiterten Horizont, in engem Rahmen, in ziemlich alltäglichen Verhältnissen. Doch ist das Was wol erst in zweiter Linie zu berücksichtigen, in erster nur das Wie, schlechthin das Wie. Und auf diese Frage lautet eben die Antwort: der Roman ist mit solcher psychologischen Feinheit und Genauigkeit gearbeitet, daß man vor der Seelenkenntniß des Verfassers wie vor der Darstellungskraft derartiger feingliederiger Combinationen und der Schärfe der Analysen den höchsten Respect haben muß.

Ich will die Fabel der „Goldenen Schlange" hier nicht erzählen. Die Geschichte ist, wie gesagt, eine Liebeshistorie, die man ganz nur verstehen kann, wenn man verheirathet ist, wie der Dichter einmal geäußert haben soll. Nun, das mag unter Umständen richtig sein. Ich zähle, offen gestanden, gewiß mit vielen meiner Leser noch nicht zu der Schar dieser Glücklichen, aber immerhin traue ich mir doch ein einigermaßen genügendes Verständniß für die Conflicte zu, in die der etwas schwache und nachgiebig weiche Held, Detler Graf Rauch, verwickelt wird. Drei Frauencharaktere kreuzen seinen Weg und gehen naturnothwendig in — Rauch auf, jede in ihrer Art: Manja, die „goldene Schlange" κατ' ἐξοχήν, das berückend schöne Weib, Columba, das zarte, liebende, treue, keusche Mädchen, und Thekla, ein Weib, eben wie es im Buch steht, nämlich in Heiberg's Roman, und wie es wol auch im Leben vorkommt. Thekla wird Rauch's wirkliche Gattin, und Manja und Columba — doch ich wollte nichts weiter von der Fabel verrathen, sondern das Buch der eigenen Lektüre des Lesers empfehlen.

Dasselbe ist in seinem prägnanten, lebendigen, geistsprühenden, mit Bonmots gesättigten Stil, in seiner feinen psychologischen Detailmalerei eine der hervorragendsten Leistungen auf dem Felde unserer Romanliteratur. Von den Früchten, die diese „goldene Schlange" vom Baum der Erkenntniß reicht, darf jeder getrost genießen.

Hermann Conradi.

Humoristische Gedichte.

Zündnadeln. Gedichte von Oskar von der Boberau. Leipzig, Wartig's Verlag. 1884. 12. 1 M. 60 Pf.

Warum diese Gedichte den Titel „Zündnadeln" erhalten haben? Es wäre schwer zu sagen. Sie werden nach Form und Inhalt gewiß nicht zündend wirken, auch können wir ihnen nicht eine so nadelscharfe epigrammatische Spitze zusprechen. Uebrigens kann sich der Verfasser beruhigen: es bedurfte nicht dieses pikant sein sollenden Titels, um uns zu überzeugen, daß wir eine Erstlingspublication vor uns haben. Wir wollen nicht mit der „unvergeßlichen Graziella", der das Büchlein gewidmet ist, an „der Kunst des Verfassers zweifeln" und sie nur „für blauen Dunst" halten. Aber gar sehr im Werden und hoffentlich im Wachsen ist diese Kunst noch.

Das erste Lied der Sammlung ist dem „Humor" gewidmet:

Humor ist eine zarte Pflanze,
Die nur im stillen kann gedeihn;
Sie lockt uns nicht mit schnödem Glanze,
Sie ist von gar bescheidnem Sein:
Doch wer sie recht zu schätzen weiß,
Versagt ihr nicht den Ehrenpreis.
Mit ihrem Dufte, unvergänglich,
Nimmt sie gefangen manchen Sinn,
Wenn der Kothurn zu überschwänglich, (sic)
Gibt gern sich ihren Reizen hin.

Warum, wenn nicht dem Reim auf „mit schnödem Glanze" zu Liebe, der Humor hier gerade eine „Pflanze" sein muß, vermochten wir nicht zu enträthseln. Das Gleichniß schien uns nicht minder schief wie der Ausdruck „überschwänglich" in seiner Beziehung auf Kothurn. Im übrigen stimmen wir mit Oskar von der Boberau in seinem Preise des Humors völlig überein. Wenn indessen der Dichter sein Buch in sechs Abschnitte: „I. Didaktisches"; „II. Potologisches"; „III. Ornithologisches"; „IV. Erotisches"; „V. Geographisch-Historisch-Politisches"; „VI. Melisches", eintheilt, so scheint uns dies mehr ein nicht ganz angemessenes Wippchen als der „Duft der zarten Pflanze Humor" zu sein. Denn was ist es schließlich als eine ziemlich witzlose Witzelei, wenn die drei Lieder „Der Vögel Klage" (in welchem Wochenblatt lasen wir doch diesen thierschutzvereinlichen Herzenserguß schon einmal?), „Des Sängers Tod" (nach Catull) und „Ruthkathel" unter dem Begriff „Ornithologisches" vereinigt werden?

Bei dem eben angeführten Gedicht „Ruthkathel" befindet sich die Bemerkung: Schlesische Mundart. Wir lieben unsere schlesische Mundart und freuen uns ihrer Einführung in die Literatur durch Holtei, Roeßler, Max Heinzel; wenn aber wie hier der ganze Witz nur darin besteht, daß (nebenbei bemerkt möglichst ungewandt und häufig sogar falsch) von schlesischer Mundart Gebrauch gemacht worden, der Inhalt aber gar nichts zum Werth des Poems beiträgt, so müssen wir uns gegen eine solche Auffassung mundartlicher Dichtung ernstlich verwahren.

Das Gedicht „Nemesis" beginnt:

Einst schäkerte ein Tintenfisch
Mit einer Häringsbraut,
Sie küßten froh sich, fromm und frisch
Und thaten ganz vertraut.
Als dies der Bräutigam erschnoben, (!)
Da schwur er unter wildem Toben —

Gewiß, das ist geschmackvoll! das ist Poesie! Oder ist es vielleicht Humor?

Am besten hat uns das Sonett „Criticus Vulgaris" gefallen. Wir lassen es hier folgen:

Ob er verstanden, was er hat gelesen?
Ob er gelesen, was er heut besprach?
Ob er wol jemals dachte drüber nach,
Was denn des wahren Recensenten Wesen?

Das kaum! Sonst glich er nicht dem Besen,
Der alles, was ihm im Bereiche lag,
Weil er zum Unterscheiden viel zu schwach,
Zusammenwirft als homogene Wesen.

Nur für den Staub dressirt, ist er vergnügt,
Kann er im Kuddel-Muddel täglich wühlen
Und auch das Kostbarste brutal zerstören.

Und ob an seiner Gunst auch manchen etwas liegt,
Ja, seine Rache selbst die Besten fühlen,
So mag doch niemand auf sein Urtheil hören.

Das Gedicht ist wirklich nicht übel; und wir enthalten uns sogar des naheliegenden Seufzers über die jetzt herrschende Mode, wonach jeder junge Dichter sich seine Sporen durch eine schneidige Attake auf die armen Critici zu verdienen sucht; denn Oskar von der Boberau will gewiß nur den „bösen" Criticus angreifen. Dessen versehen wir uns von seiner Gerechtigkeitsliebe, von der er gerade in diesem Sonett einen so schönen Beweis ablegt. Weil er nämlich im fünften Vers desselben, aus wol den Göttern allein bekannten Gründen, die Nuance angebracht, einen Versfuß zu wenig zu setzen, so brachte er, um uns doch nicht in der Gesammtzahl der Versfüße des Sonetts zu kurz kommen zu lassen, voll edler Billigkeit im zwölften Vers einen Fuß zu viel an. So war die Sache wieder ausgeglichen, wenigstens für den Dichter selbst. Wir als Kritiker aber müssen, selbst auf die Gefahr hin, von Oskar von der Boberau zu der üblen Species des von ihm besungenen Criticus Vulgaris gerechnet zu werden, denn doch bekennen, daß die Entdeckung mehrerer solcher elementarer Formfehler in ein und demselben Gedicht es uns zu schwer macht, uns noch eingehender mit dem betreffenden Dichter zu befassen. Es wäre dies auch vollkommen überflüssig; denn er sagt ja vom Kritiker: „So mag doch niemand auf sein Urtheil hören". Und so wird er wol auch auf unser Urtheil nicht hören mögen, wenn wir ihm sagen, daß es, ob auch vielleicht aus tiefstem Herzen kommend, doch noch lange keine Poesie ist, wenn er reimt:

Mir aber nahmen in die Kammer
Die Seligen das letzte Glück:
Nichts bleibt mir mehr als Schmerz und Jammer,
Nun auch dahin mein letztes Glück!

Leonhard von Prittwitz-Gaffron.

Schriften zur Volkskunde.

Auf dem Gebiete jener Wissenschaften, welche sich der Ethnographie und der Kenntniß von Sitten, Gebräuchen, Sagen, Märchen und Liedern des Volks zuwenden, herrscht heutzutage nicht blos in Deutschland, sondern in allen Culturstaaten Europas ein reger Forschungseifer. Italien, Frankreich, England, nicht minder die nordischen und slawischen Länder haben eine Zahl tüchtiger unermüdlicher Männer aufzuweisen, welche es sich angelegen sein lassen, dem Volksthume ihrer Nation rege Aufmerksamkeit zu widmen, und die in mehr oder weniger umfassenden Schriften die Resultate ihrer Studien der letzten Jahre niedergelegt haben. Vereine für Anthropologie, Landeskunde, Ethnographie und Geschichte suchen diese Studien zu fördern und deren Ergebnisse der wissenschaftlichen und gebildeten Welt zugänglich zu machen. Auch in unserer deutschen Heimat werden die Untersuchungen eifrig fortgesetzt. Seit den großen grundlegenden Werken der Gebrüder Grimm, der „Deutschen Mythologie" und den „Kinder- und Hausmärchen", und überhaupt seit dem Wirken dieser für die gesammte deutsche Philologie epochemachenden Gelehrten hat sich unter Epigonen immer neu das Streben geltend gemacht, den Pfaden zu folgen, welche uns so lichtvoll eröffnet wurden. Man hat es nicht wie früher für unbedeutend gehalten, in die Tiefen des deutschen Volksthums zu steigen und alle jene Spuren zu ergründen, welche dasselbe immer schärfer und ausgeprägter charakterisiren. Sitten und Gebräuche zu beobachten und über dieselben zu berichten, Sagen und Lieder des Volks aufzuzeichnen, erschien ebenso wenig bedeutungslos wie Beobachtungen, die man über Kinderspiele und Kindermärchen anstellte. Die Resultate, welche die Wissenschaft daraus zog, waren in der That bedeutend, ja überraschend. Leider besitzen wir, wie schon einmal bedauernd hervorgehoben wurde, kein Organ, welches ausschließlich diesen Untersuchungen gewidmet ist, wie Frankreich in seiner Zeitschrift „Mélusine", Italien in dem „Archivio per lo studio delle tradizioni popolari", England in dem „Folk-Lore Record", in dem „Folk-Lore Journal" und im „Folk-Lore Magazine" dergleichen aufzuweisen haben. Einzelne Publicationen, die sich auf den Gegenstand beziehen, sind allerdings in unserer deutschen Heimat nicht selten, und einige der jüngsten dieser Schriften sollen nachstehend besprochen werden.

1. Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde von Gustav Meyer. Berlin, Oppenheim. 1885. Gr. 8. 7 M.

Die erste Stelle unter den diesbezüglichen Werken gebührt schon mit Rücksicht auf ihren allgemeinen Charakter der feinsinnigen Sammlung von „Essays und Studien", welche Professor Gustav Meyer, der gelehrte Sprachkenner, dem gebildeten Publikum vorlegt. Diese Studien behandeln sowol das Gebiet der Sprachgeschichte wie das der vergleichenden Märchenkunde und verschiedener anderer Gattungen der Volkspoesie. Es kommt nicht häufig vor, daß ein Gelehrter in so geschmackvoller überaus ansprechender Weise den gewählten Stoff zu bearbeiten und selbst streng wissenschaftliche Fragen so fesselnd zu behandeln versteht, wie es in diesen Aufsätzen der Fall ist. Manche derselben sind in gekürzter Form schon aus verschiedenen Zeitschriften (münchener „Allgemeine Zeitung", Feuilleton der „Neuen Freien Presse", „Deutsche Rundschau") bekannt. Daß aber zwischen den einzelnen Aufsätzen eine gewisse Zusammengehörigkeit besteht, zeigt erst der über 400 Seiten starke Band, der dieselben in sich vereinigt. Von den drei Gruppen, in welche sie eingetheilt sind, ist die erste „Zur Sprachgeschichte" überschrieben. Sie enthält zunächst einen Aufsatz über „Das Indogermanische Urvolk", in welchem der stilgewandte Verfasser ein Lebensbild unserer indogermanischen Urahnen auf sprachlicher Grundlage entwirft. „Die etruskische Sprachfrage" betitelt sich der folgende Aufsatz; er skizzirt in Kürze alles, was die Wissenschaft bisher über diese merkwürdige Streitfrage zu Tage gefördert, in übersichtlicher Weise und macht uns insbesondere auch mit dem wissenschaftlichen Kampfe, in den die zwei Gelehrten Deeke und Corssen über die Abstammung der Etrusker geriethen, bekannt. Daß ein letztes und entscheidendes Wort über die etruskische Sprachfrage heute noch nicht gesprochen werden kann, ist auch des Verfassers Ansicht. Man muß ihm, der Albanien und Griechenland mehrfach persönlich bereist und durchforscht hat, besondern Dank wissen, daß er in den Aufsätzen „Ueber Sprache und Literatur der Albanesen", „Das heutige Griechisch" und „Konstantin Sathas und die Slawenfrage in Griechenland" belehrende Auskünfte auf Grundlage seiner eigenen Forschungen ertheilt. Die zweite Gruppe wendet sich der „vergleichenden Märchenkunde" zu. Der Raum gestattet uns nicht, in jeden der zehn Essays, welche hier geboten sind, näher einzugehen. Alle zeugen von gründlicher Arbeit, Beherrschung des Stoffs und der seltenen Gabe, den Gegenstand in eleganter Form auch einem Publikum außerhalb des Fachgebiets interessant zu machen. In dem Essay „Folklore" werden wir mit der Erklärung dieses Ausdrucks, der alles zur Volkskunde Gehörige bezeichnet, und insbesondere mit der periodischen Literatur auf diesem Gebiete bei den wichtigsten Culturvölkern bekannt gemacht. Ueberhaupt gedenkt der Verfasser der beachtenswerthen Bestrebungen Italiens, Frankreichs, Spaniens und Englands auf folkloristischem Gebiet, während er leider über Deutschland mit Bezug hierauf nichts anzuführen vermag; weder ein Verein noch eine Zeitschrift fördern bei uns derartige Bestrebungen, wie der Verfasser mit Bedauern hervorhebt. Aus der Zahl der übrigen Studien seien hier nur noch angeführt: „Aegyptische Märchen", „Arabische Märchen", „Die

Quellen des «Decamerone»", „Südslawische Märchen", „Der Rattenfänger von Hameln", werthvolle für jedermann interessante Untersuchungen. „Zur Kenntniß des Volksliedes" endlich bietet die letzte Gruppe des Buchs überaus beachtenswerthe Beiträge. Nach den Aufsätzen über indische und neugriechische Volkspoesie folgt eine längere Abhandlung über das Schnaderhüpfel, welche diese epigrammatische, so anmuthig den Charakter des Volks zeichnende Gattung der Volkspoesie mit zahlreichen eingestreuten Proben durch das ganze deutsche Gebiet verfolgt und sogar auf dem Felde anderer Sprachen und Nationen den Spuren des Schnaderhüpfels nachgeht. Es ist dies die umfassendste und eingehendste Arbeit, welche, soweit mir bekannt, bisher über diesen Stoff veröffentlicht wurde. Daß sie in ebenso geistvoller Weise abgefaßt ist wie alle vorhergehenden Aufsätze der Sammlung, braucht nach dem oben Gesagten wol nicht betont zu werden. Auch jede weitere Empfehlung des ganzen trefflichen Buchs ist damit überflüssig gemacht.

2. Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Alterthumskunde von Ulrich Jahn. (Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von K. Weinhold. III.) Breslau, Koebner. 1884. Gr. 8. 9 M.

Die Beziehungen, welche zwischen den heute noch üblichen Volksgebräuchen, den Meinungen und Sagen, die sich noch im Volke erhalten haben, und den mythologischen Anschauungen der germanischen Urzeit bestehen, darzulegen und in gründlicher wissenschaftlicher Weise zu erörtern, ist der Zweck dieses Werks von Ulrich Jahn, einem jungen Forscher und Schüler des Altmeisters unserer Germanistik, des Professors K. Weinhold. Wenn man bedenkt, daß es gerade die Landbevölkerung ist, in der sich Spuren alten Brauchs und vorzeitlicher Sitte erhielten, und daß unsere Vorfahren ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk waren, so erklärt es sich leicht, wie die meisten der heute noch vorkommenden volksthümlichen Bräuche in irgendeiner Beziehung zum Landbau und zur Viehzucht stehen. Die Naturreligion unserer Vorzeit offenbarte sich in so vielen Aeußerungen des Cultus, welche direct die Hebung der Landwirthschaft, die Verbesserung, Vermehrung und Erhaltung des Viehstandes betrafen. Und von diesen Cultushandlungen sind Reste und Spuren erhalten geblieben, welche Rückschlüsse erlauben, die für den Culturhistoriker, für den Mythologen und Alterthumsforscher von hohem Interesse sind. Der Verfasser ist bei seiner Arbeit den Quellen überaus gewissenhaft nachgegangen, er hat handschriftliche und mündliche Mittheilungen ebenso benutzt wie die gesammte Literatur, welche in den zahlreichen Schriften, die sich mit unserm deutschen Volksthum beschäftigen, vorliegt, von denen am Schluß des umfangreichen Buchs ein genaues Verzeichniß gegeben wird. Dasselbe hätte noch, insbesondere was die deutschen Provinzen Oesterreichs anbelangt, etwas umfassender sein können, da auch in den verschiedenen historisch-geographisch-ethnographischen Publicationen von Vereinen und Gesellschaften schätzenswerthes Material enthalten ist; in der Hauptsache jedoch ward keine wichtigere Schrift übergangen, und jede ist einer eingehenden Prüfung unterzogen worden. Es dürfte dem Verfasser nicht ungelegen sein, wenn an dieser Stelle noch angedeutet wird, daß J. Wurth in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich" 1865 und 1866 eine werthvolle Uebersicht über „Sitte, Bräuche und Meinungen des Volks in Niederösterreich" publicirt hat; auch in der jüngsten Schrift des Verfassers dieser Zeilen: „Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark" (Graz, 1885), dürfte sich noch mancher Beleg finden. Die ganze Arbeit über die Opfergebräuche ist in ein geschlossenes übersichtliches System gebracht, das in drei Hauptkapiteln erstens „die abwehrenden und die Sühnopfer", sodann „die auf den Ackerbau bezüglichen Opfer", und drittens „die auf die Viehzucht bezüglichen Opfergebräuche" behandelt. In dem ersten Kapitel werden auch die Noth- und Johannisfeuer in so anziehender Weise besprochen, wie dies bisher nirgends der Fall war, obgleich diese Feuer (auch als Oster- oder Pfingstfeuer) beinahe in allen deutschen Gebieten heute noch Brauch sind und schon zu den verschiedensten Deutungen Veranlassung gegeben haben. Auch wer den Meinungen des gründlichen Autors nicht in allen Punkten beistimmt, muß das vorliegende Werk als eine der wichtigsten Arbeiten anerkennen, welche die jüngste Zeit auf diesem Gebiete zu Tage gefördert, und in Ulrich Jahn mit Freuden einen Forscher begrüßen, der gewiß ohne Ermüden fortwirken und dem die Wissenschaft noch bedeutende Ergebnisse zu verdanken haben wird.

3. Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Joseph Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. Wien, Gräser. 1885. Gr. 8. 7 M.

Der starke hier vorliegende Band, welcher eine Fülle des werthvollsten Materials enthält, ist ein neuer Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit, welche bei dem wackern Sachsenvolke im fernen Siebenbürgen sich auf jedem Gebiete geltend macht. Auch das Feld der Volkskunde wird daselbst schon seit Jahren von strebsamen wissenschaftlichen Forschern bearbeitet, welche durch Sagen- und Märchensammlungen, durch Publicationen von Volksliedern und Mittheilungen volksthümlicher Sitten und Gebräuche zur Kenntniß des echt deutschen Stammes, dem sie angehören, schon eine Reihe werthvoller Beiträge geliefert haben. Einen der wichtigsten bilden die von dem Verfasser des vorliegenden Werks schon vor Jahren herausgegebenen und im Jahre 1882, mit den schönen Illustrationen Peßler's geschmückt, in dritter Auflage erschienenen „Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen" (Wien, Gräser). Man muß Joseph Haltrich besonders zu Dank verpflichtet sein, daß er in dem neuesten Buche alle seine die Volkskunde der Sachsen betreffenden Aufsätze, die bisher zum Theil an verschiedenen Stellen, wo sie

schwer zu erlangen waren, wie in Schulprogrammen, Zeitschriften u. a. a. O., abgedruckt waren, erweitert und umgearbeitet als Festgabe „zum hundertjährigen Geburtstag Jakob Grimm's" dem weitern Leserkreise vorlegt oder eigentlich, da der strebsame Forscher leider durch körperliche Gebrechen gegenwärtig verhindert war, die Herausgabe selbst zu besorgen, durch einen gleichstrebenden befreundeten Forscher vorlegen läßt. Der über 500 Seiten starke Band ist von außerordentlicher Reichhaltigkeit; freilich umfaßt er gewissermaßen die Arbeit eines Lebens, denn „ein ganzes Menschenalter ist Joseph Haltrich für die Erforschung des siebenbürgisch-deutschen Volksthums thätig gewesen". Wir finden vor allem neue schätzenswerthe Untersuchungen über „Die siebenbürgisch-deutschen Thiermärchen", von denen eine ganze Reihe neuer Versionen mitgetheilt werden, mit einem charakteristischen Anhang: „Die Thierwelt in Sprichwort und Redensart." Von besonderm zugleich ethnographischem Interesse erscheint die längere Arbeit über „Die Zigeuner im sächsischen Volksmund". Ein Kapitel: „Sächsischer Volkswitz und Volkshumor", macht uns mit volksthümlichen Neckereien, komischen Redensarten, Lügenliedchen, Späßen und sogar mit dem Humor auf der Kanzel bekannt. Dem Kinderleben gewidmet sind die Abtheilungen: „Die Welt unserer Märchen und unsere Kinder" und „Siebenbürgisch-deutsche Kinderspiele und Kinderreime". Zur Kenntniß des Volksliedes dienen die „Waisenlieder". Die Abtheilung unter dem Titel „Die Macht und Herrschaft des Aberglaubens" ist von besonderm mythologischen Werth; sie zeigt die Niederschläge altheidnischen Glaubens in der sächsischen Sprache und bespricht die volksthümlich abergläubischen Ansichten von der Pflanzen- und Thierwelt, von Wind und Wetter, von den Gestirnen, Tages- und Jahreszeiten. Ulrich Jahn, der Verfasser des vorher besprochenen Werks über „Die deutschen Opfergebräuche", würde in diesem Theil von Haltrich's Buch noch manchen Beleg für seine Untersuchungen gefunden haben. Haltrich bietet weiter „Sprichwörter, Redensarten, Räthsel" in reichem Maße. Wer ein siebenbürgisch-sächsisches Dorf durchwandert, wie es der Verfasser vor Jahren oft gethan hat, wird überrascht durch die reiche Zahl sinniger Sprüche und Inschriften auf den Giebelwänden der schmucken reinlichen Häuser. Solcher Inschriften enthält das Buch eine stattliche Reihe, in Gruppen geordnet; auch Inschriften von Geräthschaften, Fahnen und Grabmälern befinden sich darunter. Zeugen schon diese Angaben von dem Werth und der Reichhaltigkeit der Sammlung, so muß zum Schluß betont werden, daß auch zur Kenntniß des siebenbürgisch-sächsischen Dialekts in den angeführten Aufsätzen durch die Wiedergabe vieler mundartlicher Sprüche, Worte, Ausdrücke u. s. w. reiches Material geboten ist. Alles in allem haben wir es hier mit einem Buche zu thun, welches in jeder Richtung würdig ist seiner Widmung, als Erinnerungsschrift zu dem hundertjährigen Geburtstag Jakob Grimm's, des großen Begründers ähnlicher Forschungen, zu dienen. Der Herausgeber des Bandes, welcher auch manches an eigener Arbeit beigefügt und Haltrich's Kapitel nicht selten damit vermehrt hat, schreibt in der Vorrede von dem eifrigen Sammler und Forscher:

> Keine Aeußerung des sächsischen Volksgeistes in Sprache, Sitte, Glauben, Poesie und Recht däuchte ihm zu gering; auch die unscheinbarste hob er auf und suchte sie für die Erkenntniß der Volksseele zu nützen. Wo andere nur Unkraut oder gar nichts sahen, dort fand er Blumen und Perlen. Unter seinen Stammesgenossen hat auf dem Felde volksthümlicher Ueberlieferung keiner mit solch hingebender Treue und mit so glücklicher Hand gesammelt wie er und kein anderer so nachhaltig wie er zu thätiger Theilnahme angeregt.

Beim Durchlesen des Buchs wird es jedem klar werden, wie wahr diese Worte sind. Es wäre nur zu wünschen daß auch andern deutschen Gebieten eine so eingehende Aufmerksamkeit in dieser Richtung gewidmet würde, solange noch die Reste volksthümlicher Ueberlieferung erhalten sind, welche in nicht allzu ferner Zeit verschwunden sein werden.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Abermals haben wir eine Fortsetzung der „Storia universale della Letteratura" von Angelo Gubernatis anzuzeigen. Es liegen uns der dreizehnte bis achtzehnte Band vor, von denen der dreizehnte die Geschichte der Satire, der vierzehnte eine Blumenlese von Satire und Epigrammen, der funfzehnte die Geschichte der Beredsamkeit, der sechzehnte 1. und 2. oratorische Blumenlese aus der orientalischen, griechischen, lateinischen, italienischen, französischen und englischen Beredsamkeit, der siebzehnte die Geschichte der Philosophie, und der achtzehnte eine philosophische Blumenlese enthält. Daß in der Geschichte der Beredsamkeit und in der oratorischen Blumenlese Deutschland nicht mit vertreten ist, kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie jung das parlamentarische Leben bei uns ist, und wie überhaupt die Beredsamkeit im öffentlichen Leben aus Mangel an Gelegenheit zu deren Anwendung in frühern Zeiten wenig Pflege fand. In der Blumenlese von Satiren und Epigrammen nimmt Heinrich Heine den breitesten Raum ein und zwar in der gelungenen Uebersetzung Zendrini's, über die wir erst unlängst in d. Bl. referirt haben. Außer ihm sind nur noch von Kanitz, Neukirch, Goethe und Schiller mit einigen Kleinigkeiten vertreten. Von Heine werden vierzehn humoristische Sonette mitgetheilt. In der Geschichte der Philosophie ebenso wie in der philosophischen Blumenlese hat der Herausgeber auffallenderweise Spinoza unter den deutschen Philosophen mit aufgeführt und denselben an die Spitze derselben gestellt. Das wäre nicht unrichtig, wenn er damit blos sagen wollte, die neuere deutsche Philosophie sei von ihm, zum großen Theil wenigstens, ausgegangen und eingeleitet worden, oder daß er auf dieselbe, wie auf einzelne Schriftsteller — wir brauchen Goethe nicht zu nennen — von großem Einfluß gewesen; aber bekanntlich gehört Spinoza als Holländer weder der Abkunft, noch der Sprache nach, in welcher er sein System veröffentlicht hat, der deutschen Philosophie an. Diese beginnt, wie ebenfalls bekannt, erst mit dem in

den beiden Bänden richtig auf Spinoza folgenden Leibniz an, wenn man nämlich von dem sogenannten philosophus teutonicus und dessen Zeitgenossen, die, wie er, den Mystikern angehörten, absieht.

Aus demselben Verlage (Mailand, Hoepli) liegt uns eine ausführliche Lebensbeschreibung eines der beliebtesten und bedeutendsten neuern italienischen Schriftsteller unter dem Titel: „Alessandro Manzoni, la sua famiglia i suoi amici, Appunti et Memorie" von S. S. vor. Der anonyme Verfasser beansprucht kein schriftstellerisches Verdienst für das von ihm Geleistete, versichert aber, was bei einer Biographie gewiß größern Werth hat als der äußere literarische Schmuck, daß er, gestützt auf einen vierundzwanzigjährigen vertrauten Umgang mit dem berühmten Schriftsteller, die strenge Wahrheit zu bieten in der Lage sei. Das ziemlich umfangreiche Werk schildert denn auch den ganzen Lebenslauf Manzoni's nach allen Richtungen hin; man erfährt daraus, wie er gelebt und geschaffen hat, und welches seine Ansichten und Gesinnungen auf allen Gebieten gewesen sind. Den Schluß bildet folgende sehr schöne und treffende Bemerkung hinsichtlich der von Börne an Goethe gerichtete Frage: „Welche Schmerzen hast du getröstet, welche Thränen getrocknet?" — „Ich weiß nicht", sagt S. S., „was Goethe auf eine so direct an ihn gestellte Frage geantwortet haben würde; wohl aber weiß ich, daß für Manzoni seine Werke sie beantworten." Dies ist wol das größte Lob, das einem Schriftsteller gespendet werden kann, und, falls es ihm nicht um Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit zu thun ist, das für ihn erfreulichste.

Daß dieser echt humane Zweck aller Schriftstellerei und das höchste und edelste Ziel des Dichters auch George Eliot bei allen ihren Schöpfungen beseelt hat, daß keine Spur von schriftstellerischer Eitelkeit in ihr vorhanden war, erfahren wir aus ihrer kürzlich erschienenen und in der Tauchnitz-Collection vier Bände umfassenden Biographie derselben, deren Titel „George Eliot's Life as related in her Letters and Journals arranged and edited by her husband J. W. Cross" den Inhalt hinreichend charakterisirt. Man hat drüben die Ansicht laut werden lassen, es wäre dies keine Biographie, sondern zunächst blos das Material zu einer solchen; ja ein in London lebender Mitarbeiter einer unserer Wochenschriften hat diese durch seine Verurtheilung des Buchs als eines erbärmlichen Machwerks irregeführt. Wir finden im Gegentheil, daß diese Form die denkbar beste für eine wahrheitsgetreue Schilderung eines Lebenslaufes sei, ja eine noch bessere als selbst die vielgerühmte Boswell'sche seines Helden Samuel Johnson's und jeder mit Absicht verfaßten Autobiographie. Die Boswell'sche Biographie schildert uns den Helden doch immer nur so, wie er sich seinem Verehrer gegeben und wie ihn dieser aufgefaßt hat; während auch die beste Autobiographie von Schön- oder Schwarzfärberei, je nach der Gemüthsverfassung des Autors, kaum je ganz frei sein wird. Hier aber haben wir eine von der Verfasserin unbewußt oder doch unabsichtlich geschriebene Autobiographie, wobei der Herausgeber ganz in den Hintergrund tritt. Er hat sich auf eine kurze Einleitung und eingestreute verbindende Bemerkungen beschränkt, während die eigentliche Biographie, das innere und äußere Leben George Eliot's, von ihr selbst in ihren Briefen an ihre Freundinnen und ihren Verleger und in der Form von Auszügen aus ihrem Tagebuche geschrieben ist. Der bei allem Humor, dessen sie fähig war, immerhin düstere Eindruck, den ihre dichterischen Schöpfungen hervorbringen, ist auch, trotz des glänzenden Erfolgs derselben, von dem hier berichtet wird, der nämliche, den die Biographie beim Leser zurückläßt. Sie war mit nur seltenen Unterbrechungen stets körperlich leidend, und damit ist alles gesagt. Da konnte natürlich bei aller innern Befriedigung, die ihr Schaffen sowol wie ihr unermüdliches Streben nach Selbstvervollkommnung im Wissen wie im sittlichen Handeln ihr gewähren mußten, die eigentliche Heiterkeit des Daseins nicht recht bei ihr einziehen, oder sie genoß dieselbe nur in kurzen Zwischenräumen. Sie war übrigens gegen den äußern handgreiflichen Erfolg ihrer Werke, und der war sehr ansehnlich, durchaus nicht gleichgiltig. Und warum sollte sie es gewesen sein, sicherte ihr doch der ihr daraus erwachsende pecuniäre Gewinn die nöthige Unabhängigkeit zu weiterm Streben und Schaffen; weshalb ja auch Schopenhauer so zäh an dem von ihm ererbten Vermögen hielt und so gut damit hauszuhalten verstand! Worauf es ihr aber am meisten ankam, das war nicht das Einheimsen des Goldes noch der eitle Ruhm, sondern, wie das klar aus ihren Briefen und Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht, die Genugthuung, ihre Mitbrüder und Mitschwestern zu veredeln und aufzurichten. Und so ist diese Biographie das schönste Denkmal, das ihr zweiter Gatte ihr hätte errichten können.

— Freunden der Volkswirthschaftslehre können wir die zwei bei Williams u. Norgate in London als Separatschrift erschienenen vor der Royal Society in Edinburgh im vorigen Jahre gehaltenen Vorträge: „An Analysis of the Principles of Economics" von Patrick Geddes, als originelle Ansichten über diese Wissenschaft entwickelnd empfehlen.

Bibliographie.

Brecht, T., Reform — nicht Revolution. Nüchterne Vorschläge einer Reform der Arbeiterverhältnisse. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Chaucer's, G., Werke. Uebersetzt von A. v. Düring. 2ter Bd. Canterbury-Erzählungen. 1ster Thl. Straßburg, Trübner. 8. 3 M.

Deppisch, K., Denkwürdigkeiten. 3te Sammlung. Würzburg, Bucher. 12. 50 Pf.

Eggers, A., Der Schutzzoll vom Standpunkte des Nationalvermögens. Bremen, Rousselt. Gr. 8. 60 Pf.

Glaser, A., Cordula. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Klaproth's, J., Sehreiben an Alexander von Humboldt über die Erfindung des Kompasses. Aus dem französischen Original im Auszuge mitgetheilt von A. Wittstein. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 M.

Launhardt, W., Mathematische Begründung der Volkswirthsehaftslehre. Mit 16 Holzsehnitten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 6 M.

Mareuse, M., Zur Gesehiehte des Jahres 1744. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Riebeek, E., Die Hügelstämme von Chittagong. Ergebnisse einer Reise im Jahre 1882. Berlin, Asher u. Comp. Gr. Fol. 60 M.

Salinger, E., Die tolle Braut. Roman. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Samarow, G., Der Adjutant der Kaiserin. Roman. 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 15 M.

Schmidt-Weißenfels, Charakterbilder aus Spanien. Stuttgart, Göschen. 8. 5 M.

Schneider, Thekla, Aus alten Tagen. Eine epische Erzählung. Stuttgart, Deutsches Volksblatt. 12. 1 M. 50 Pf.

Semler, C., Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit. Dresden, Ehlermann. 8. 1 M. 20 Pf.

Speier, J., Fern im Süd. Spanische Novellen. Uebersetzt von J. S. Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Stanley, H. M., Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung. Aus dem Englisehen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsehe Ausgabe. Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehreren kleinern Karten. 1ste Lief. Leipzig, Broekhaus. 8. 1 M.

Stöpel, F., Soziale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. VI.: Die Genossenschaften der Arbeiter und Handwerker in Gegenwart und Zukunft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Sylvester, H., Quasimodo. Ein Roman in Versen. Leipzig, Rust. 8. 3 M.

Ein Vermächtniß Straußens an den deutschen Liberalismus, kirchlichen wie politischen. Commentirt von einem Veteranen. Königsberg, Hartung. Gr. 8. 60 Pf.

Von Bach zu Wagner. Ein Gedenkblatt zum 21. März 1885, als zur 200jährigen Gedenkfeier der Geburt Johann Sebastian Bach's (1685—1750), in wörtlichen Anführungen aus den Schriften Wagner's zusammengestellt und vom Wagner-Verein in Riga herausgegeben. Riga, Nellin u. Meldner. Gr. 8. 70 Pf.

Welten, O., Buch der Unschuld. Neue Novellen. Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Wolff, G., und O. Dahm, Der römisehe Grenzwall bei Hanau mit den Kastellen zu Rückingen und Marköbel. Mit 4 lith. Tafeln. Hanau, Alberti. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 124 bis 130.

Die Chancen eines russisch-englischen Krieges. (I/II.) — Deutscher Reichstag. — Das Weißbuch über Aegypten. — Das Für und Wider der Börsensteuer. — Epilog zum englisch-russischen Conflict.

Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (VI.) — Das Verhältniß der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert. Von Dr. H. Bloch. — Ein Selbstporträt Diderot's. — Homerische Alterthümer. Von C. Aldenhoven. — Prowe's Coppernicus-Biographie. — Der fünfte deutsche Geographentag in Hamburg. Von Dr. A. Penck. — Noch ein Wort zum Gesetzentwurf über Beschlagnahme von Eisenbahnfahrbetriebsmitteln. — Schutz gegen Malaria in den Tropenländern. Von H. Buchner. — Dichter aus den österreichischen Alpen. Von A. von Mensi. — Zustände im canadischen Nordwesten. Von E. von Hesse-Wartegg. — Johann Heinrich Christian Schubert. (Nekrolog.) Von A. Duncker. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Die Antwerpener Kunstausstellung. (I.)

Der Ertrag der deutschen Feuerassecuranz. — Fortgang der Tauernbahn-Frage. — Frivolität der Börse? — Geschäftliche Jahresberichte: Oesterreichischer Phönix in Wien. Victoria, Versicherungsgesellschaft zu Berlin. Berlinische Lebensversicherungsgesellschaft. Baumwoll-Compagnie, Stuttgart. Mitteldeutsche Creditbank, Meiningen. Deutsche Transport-Versicherungsgesellschaft in Berlin.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Magyaren.

Eine ethnologische Studie

von

Hermann Vámbéry.

8. Geh. 15 M.

Der berühmte Sprach- und Geschichtsforscher, Professor Vámbéry in Budapest, veröffentlicht in diesem umfassenden Werke die Resultate seiner vieljährigen, durch eigene Reisen in den turko-tatarischen Ländern geförderten Studien über die Herkunft des magyarischen Volksstammes. Nicht blos von seinen Landsleuten, sondern auch bei andern Nationen wird das mit wissenschaftlicher Objectivität gearbeitete Werk als eine bedeutende Erscheinung anerkannt werden, als die bedeutendste, welche die reichhaltige Literatur über die Abstammungsfrage der Magyaren aufzuweisen hat.

Verlag von Fr. Kortkampf in Berlin W. 35.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zu den Bismarck-Jubiläen.

Ausgewählte Reden des Fürsten v. Bismarck a. d. J. 1862—81. Mit Biogr., Einl., Anmerk., 2c. 3 Bde. kl. 8°. Geb. in Lwd. 20 M., in Hfrzbd. 25 M., in Halbkalbldr. m. Goldschn. 30 M. Jeder Bd. ist einzeln käuflich. — Nur kurze Bemerkungen Bismarck's aus den ersten Jahren fehlen in der Sammlung. Fortsetzung, Reden vom Herbst 1881 bis jetzt, im Druck.

Reden des Abg. von Bismarck-Schönhausen, a. d. J. 1847—51. Mit Einleitungen 2c. Geb. 2 M. 25 Pf.

Meisner, Dr. J. Ob.-Lds.-Ger.-R. **Goethe als Jurist.** Gr. 8°. Geh. 1 M. 20 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wander's Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

(Fünf Bände. 4. Geh. 150 M. Geb. 160 M.)

Neue Ausgabe in 75 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 2 M. für die Lieferung.

Eine neue Subscriptions-Ausgabe dieses bekannten, für die deutsche Sprach- und Culturgeschichte höchst wichtigen Nationalwerks kommt vielfach geäusserten Wünschen entgegen. Monatlich erscheinen 2 bis 3 Lieferungen. Man subscribirt in jeder Buchhandlung. Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Recueil manuel et pratique de traités et conventions

sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **Ferd. de Cussy.**

Deuxième série

par **F. H. Geffcken.**

Tome premier: 1857—1869. 8. Geh. 12 M.

Im Anschluss an Band I—VII dieser für Diplomaten, Consuln, Staatsmänner etc. unentbehrlichen Sammlung internationaler Verträge erscheint eine zweite Serie, herausgegeben von dem Geh. Justizrath Dr. F. H. Geffcken, deren erster Band bereits vorliegt; er enthält die Verträge von 1857—1869, während der zweite Band die von 1870 bis zur Gegenwart umfassen wird.

Die erste Serie (7 Bände) ist zum ermässigten Preise von 40 Mark, 6 Mark für einen einzelnen Band, durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 28. Mai 1885.

Inhalt: Novellen, Erzählungen und Jugendschriften. — Koberstein-Bartsch's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur". Von Reinhold Bechstein. — Episches und Lyrisches. Von Hans Minckwitz. — Musikliteratur. Von Gustav Portig. — Staats- und socialwissenschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Novellen, Erzählungen und Jugendschriften.

1. In einsamen Stunden. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Autorisirte deutsche Ausgabe. Gütersloh, Bertelsmann. 1884. 8. 4 M.

Die norwegische Schriftstellerin Marie, welcher J. J. Honegger in d. Bl. (Jahrgang 1884) in einer kritischen Studie eine eingehende Würdigung hat zutheil werden lassen, und die sich durch ihre gemüthvollen Novellen auch die Anerkennung des Publikums erworben, tritt mit dem Buche „In einsamen Stunden" in die Gemeinschaft jener Autoren, die sich bedeutend über das Alltägliche erheben. Ein echtes Talent, eine christlich-fromme, durchaus tolerante und frische Gesinnung, scharfe Beobachtungsgabe, anschauliche Darstellung, das sind die Vorzüge der Schriftstellerin, die in den „Einsamen Stunden" in vier Büchern die von ihm selbst erzählte Geschichte eines treuen und braven, wenn auch etwas prosaischen Menschen gibt, der die Bilder seiner Jugend- und Mannesjahre mit all dem Reiz und der Anschaulichkeit eines unverdorbenen Herzens an sich vorüberziehen läßt. Dieser tüchtige, bescheidene Dr. Otto Boye, der eine wahre Odyssee erlebt, ehe er in den Hafen der Ehe mit der von seinen Kinderjahren an vergötterten Pauline, der Tochter des Kunstreiters, der Frau seines Freundes, einläuft, ist eine der interessantesten Gestalten des an charakteristischen Typen so reichen Bandes. Da sind außer Boye: seine Mutter, die alte treue Magd Malene, die eitle Tante Trine mit ihrer koketten Tochter Andrea; da ist vor allen der geniale, unglückliche Henrik Mörck und dessen ehrenfeste, in der Liebe zu dem verlorenen Sohn unendlich rührende und doch nicht sentimentale Mutter; da ist die satirisch-komische Figur der alten Kunstreiterin Madame Jeanne, die immer en décadence ist und die Misère des Künstlerlebens mit schönen Redensarten zudeckt — und so im bunten Wechsel das Leben in der norwegischen Stadt, oder in Dresden, oder auf der Reise. Noch weit anziehender als die äußern Ereignisse aber sind die innern Vorgänge in den Herzen der Menschen geschildert, die zwischen Liebe, Freundschaft, Humanität, Religiosität und Weltfreude an jenen feinen, aber unzerreißbaren Fäden hin- und hergezogen werden, die das Gewebe unsers innern Seins ausmachen. Ein eigenthümlicher Zauber christlich-poetischer Weltanschauung mit einem höhern Maß von Freiheit, als es dieser Richtung gewöhnlich eigen ist, liegt über den Situationen ausgebreitet. Am besten hat uns der arme Henrik gefallen, weniger die graziöse, in ihren Kinderjahren reizende, später aber in ihrer Doppelliebe etwas anspruchsvolle Pauline, obwol die Autorin gerade dieser Gestalt ihre feinsten Lichter aufgesetzt hat. Auch das Schicksal des Individuums ist eine Predigt, und so wenig wir sonst moralisirenden und tendenziösen Büchern Geschmack abgewinnen, so haben die „Einsamen Stunden" uns doch dermaßen angesprochen, daß wir denselben als einem poetisch werthvollen Buche einen hervorragenden Platz einräumen.

Nicht ganz so populär gehalten, aber für grübelnde Gemüther und sinnende Seelen außerordentlich fesselnd erscheint uns:

2. Der letzte Vikinger. Erzählung von Thomas Lange. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Lehmann. 1884. 8. 3 M. 60 Pf.

Mit einer geistvollen Behandlung des eigenthümlichen Sujets verbindet der Autor eine ebenso poetische wie feinfühlende Schilderung des Naturlebens, besser, der Natureinsamkeit. Im Süden Jütlands, im Kirchspiel Sandö, nahe dem Gestade der Nordsee, lebt im Pfarrhause ein ehrfurchtgebietender, seltsamer alter Mann, Thisenius, der für etwas geistesgestört gehalten wird, bis man sein wahres Wesen

erkennt, als die Liebe zu einem frischen Jungen ihm die Lippen löst und er sein geheimnißvolles Dasein diesem Liebling und dem ihn treu pflegenden Pfarrer offenbart. Und nun rollt sich jenes Seelengemälde vor uns auf, das, ähnlich den steigenden und fallenden Wogen der See, seine Brandungen und Stürme, seine Tiefen und Abgründe zeigt, bis endlich ein sanfter Friede auch dieses Leben abschließt; Thisenius der frühere Seefahrer, Schmuggler, dann Lootse und Menschenretter, ja eine Zeit lang Küster des Dorfes, nachdem es seinem edlen Freunde, Pastor Spandet, gelungen, „diese halbwilde, aber mit allen edlen Instincten ausgestattete Natur zu zähmen", stirbt versöhnt mit Gott und den Menschen während einer Sturmflut. Es ist eine der ergreifendsten und künstlerisch werthvollsten Scenen des Buchs, diese Rückkehr einer großen, aber völlig von ihren eigenen Gesetzen beherrschten Seele zu den Urgewalten, die sie mit dämonischer Kraft immer und immer wieder angezogen. Solchen Naturkindern sind Civilisation und Christenthum nur äußere Hüllen; das Orgelspiel der See, das Brausen des Sturmes, die Oede und Verlassenheit des Strandes, die jedes andere Herz mit einem Schauder erfüllen, stellen gerade die Harmonie ihres Wesens her — wer von der See stammt, gehört zu ihr, aber wohl dem Gemüth, für welches „der Geist Gottes über den Wassern schwebt"! Die unendlich vielen feinen Züge zu detailliren, aus denen dieses wunderbare Charakterbild zusammengesetzt ist, hieße den Duft zerstören, der darüber liegt; wer aber je die Stimme der unendlichen See vernommen, wer je dem Geheimniß einer großen unverstandenen Natur nachgesonnen, der wird in dieser meisterhaften Vermählung des Menschlich-Natürlichen mit dem Göttlich-Erlösenden eine kostbare Gabe begrüßen. Ein Buch, das dem ästhetischen Bedürfniß ebenso gerecht wird wie den Anforderungen des philosophischen Kopfes, muß als eine Perle der Literatur bezeichnet werden, so selten und ungern wir sonst diese Bezeichnung anwenden.

Mehr für die Allgemeinheit berechnet, aber nicht ohne Reiz in der Darstellung und scharfe Beobachtungsgabe des Lebens sind:

3. Novellen von Louis Hymans. Mit Bewilligung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Klara Mohr. Leipzig, Findel. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Der belgische Schriftsteller, der durch eine reiche literarische und politische Thätigkeit sich den Dank seiner Landsleute erworben, gibt in vier Novellen, von denen uns die erste und zweite: „Die Ohrringe" und „Der Geldschrank des Arztes", mehr angesprochen haben als die dritte und vierte: „Aus dem Leben eines Wahnsinnigen" und „Ein Misgriff", charakteristische Bilder aus dem highlife und aus dem bürgerlichen Leben. Die erste Geschichte hat das Parfüm der beau monde und zeigt uns, wie ein gutes Herz selbst aus einer bedenklichen Liaison wie die zwischen der schönen Walachin, Prinzessin Olga Orczulesca, und dem Grafen Basilivitsch einen Vortheil für die Armen und Verwundeten des Kriegs von 1870 und eine etwas theure, aber liebenswürdige Rechtfertigung seiner selbst zu bewerkstelligen vermag. Doch ist zu dem Manöver Geist erforderlich, eine Gabe, über welche nicht viele verfügen. Auf bürgerlichen Boden versetzt uns die zweite Geschichte, die nach den Worten des Autors ihre Parallele bei Edgar Poe findet, während die dritte ein mit schrecklicher und doch nicht abstoßender Naturwahrheit behandeltes psychologisches Problem, die vierte eine wahre tragikomische Begebenheit darstellt, welche die zarten Beziehungen eines jungen pariser Advocaten zu einer hübschen Irländerin und die fenischen Umtriebe der irischen Umsturzpartei, die dem „Koloß von Vater" und der treuen Tochter verhängnißvoll werden, zum Gegenstand hat. Ohne sich zur Bedeutung des „Letzten Vikingers" zu erheben, haben doch diese Novellen den Vorzug einer gesunden und dabei nicht unpoetischen Realistik.

Dagegen schimmert die blaue Blume der Romantik aus dem kleinen Buche:

4. Der Lorberbaum. Eine altmodische Liebesgeschichte von der Verfasserin von „John Halifax Gentleman". Deutsch von Else Erdmann. Leipzig, Hinrichs. 1885. 8. 1 M. 80 Pf.

Eine in ihrer Anspruchslosigkeit und Tiefe der Empfindung äußerst anmuthende Geschichte, die das uralte Thema von der Dauer einer wahren und echten Liebe unter den einfachsten Verhältnissen und bei ganz schlichten Naturen schildert, aber mit einer Kraft und Innigkeit und mit jener Gläubigkeit, wie sie Kindern eigen ist, die dem Nahen des Christkindes und seinen Wundern hoffend und fröhlich entgegenschauen. Der arme Lehrer Mr. Roy und die arme Gouvernante Miß Fortune lieben sich; sie müssen sich trennen, weil er erst in Indien reich werden will, um sie dann zu heirathen; am Lorberbaum nehmen sie von einander Abschied; ein Brief, den Roy für Fortune schickt und aus dem sie das Räthsel ihres Lebens erkennen könnte, ein Brief, auf den sie mit gläubiger Inbrunst harrt, gelangt nicht in ihre Hände; die Jahre entschwinden; Roy ist fern, und Fortune findet einen schönen Wirkungskreis, aber im innersten Herzen lebt der Gedanke an den Verschollenen. Da kehrt er nach siebzehn Jahren zurück, bringt ihr zwei Knaben, an denen er Vaterstelle vertritt, zur Erziehung und wird ihr Hausfreund, bis das erlösende Wort das alte Paar vereint, dem der Herbst das verlorene Frühlingsglück ersetzt mit dem Motto: „Junge Liebe ist leidenschaftlich, alte Liebe ist treu, aber das Heiligste in der Welt ist eine wiedererstandene Liebe." Weder larmoyant noch sentimental, weder frömmelnd noch mit Gott hadernd ist der Ton dieser altmodischen Geschichte, die mit dem einfachsten, aber untrüglichsten Mittel, dem der Lebenswahrheit und sittlichen Reinheit, uns in Spannung versetzt, ein anziehendes Kapitel aus dem großen Buche der Liebe.

Weniger die Liebe zwischen Mann und Weib als die Pflichttreue überhaupt und besonders die „Liebe zu Gott und zu seinen Geboten" bildet den Inhalt des Buchs:

5. Von Herzen treu. Eine Familiengeschichte von Emma Marshall. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, Hinrichs. 1885. 8. 3 M. 60 Pf.

Die in vielen englischen Büchern mit Vorliebe gepflegte Neigung zum Bekehren tritt auch in der vorliegenden Erzählung mit ermüdender Breite und Gründlichkeit hervor, obwol es nicht an frischen Momenten und heitern Elementen fehlt. Die kinderreiche Familie der Mildmays, deren immer jugendlich bleibende hübsche Mama und die als Schönheiten gefeierten Kinder: Wilton und Jabelle, der leichtsinnige, später gebesserte Godfrey, der originelle Peter, der durch Blindheit erst zum wahren Licht gelangt, die kleine verwachsene Emmi, der treue Ralph, besonders aber der heitere und fromme, menschenliebende Arzt Dr. Travers: alle diese Personen sind treffend, die übrigen Typen der Gesellschaft Eastminster mit Menschenkenntniß gezeichnet. Doch machen die häufigen Einschaltungen von frommen Betrachtungen und Bibelsprüchen einen ermüdenden Eindruck und verlieren ihre Wirkung in solchen Momenten, wo sie mit Fug und Recht angewandt sind, z. B. in der großartig ergreifenden Scene vom Kampfe des Bootes Die Prinzessin mit der See und beim Tode des treuen Ralph, oder bei der Erschütterung des armen Peters, als er die Blindheit wie ein schreckensvolles Fatum, wie den unabwendbaren bittern Tod herannahen fühlt. Doch behält diese mit Talent und einem warmen Herzen geschriebene Geschichte, obwol der Stil stellenweise zu wünschen übrig läßt, immer ihren Werth für gewisse Kreise, denen gerade an der Betonung des confessionellen Christenthums gelegen ist.

In die Atmosphäre des Weltlebens versetzt uns:

6. Das Kind seines Herzens. Roman von M. Herbert. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1884. 8. 3 M.

Der Satz: Erziehung macht den Menschen, bildet auch in diesem Roman das Thema, das mit vielem Geschick und freundlicher Lösung aller Conflicte behandelt ist. Für katholische Kreise geschrieben, entbehrt das fesselnde Buch doch auch nicht des Interesses für protestantische gebildete Leser. Das Experimentiren des stolzen Sonderlings, des Grafen Heßlar, mit einer Menschenseele bringt weder dem Kinde seines Herzens noch ihm selbst das erhoffte Glück. Dieses erblüht vielmehr dem stillen und reinen Gemüth, dem starken und treuen Sinn, wie ihn Juliane Gregor und der Major Heßlar repräsentiren. Da auch die Formen der feinen Welt und die höhern Fragen des Lebens in den Kreis der Darstellung gezogen sind, so eignet sich der vorliegende Roman, der nicht müßiger Unterhaltung, sondern tieferer Betrachtung dienen will, besonders zur Lektüre für Frauen, die ebenso warm fühlen wie klar denken. Das Erscheinen einer zweiten Auflage des Buchs bestätigt dieses Lob.

Wird hier die Musik zur Offenbarung der heiligsten natürlichen Bande, so zeigt uns die nächstfolgende Erzählung nicht den Fluch des Genius an sich, wohl aber die unseligen Einflüsse des Virtuosenthums auf Charakter und Lebensglück des Menschen.

7. Das Wunderkind. Erzählung von A. Frank. Berlin, Abenheim. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Wie schon der Titel erkennen läßt, haben wir es hier mit einem jener unglücklichen hochbeanlagten Geschöpfe zu thun, denen die einseitige Entwickelung ihres Talents, noch dazu im Dienste des Ehrgeizes und der noch viel niedrigern Sklaverei der Speculation, alle Jugendlust, allen sittlichen Halt, alle Bürgschaft auf ein würdiges und befriedigendes Dasein raubt. Das arme Jacoble Löwenstadt, das mit der lieben Jugendgespielin Heidchen Römer in der kleinen schlesischen Stadt so glückliche Tage verlebt, wird als Jacques Lionville von dem ehrgeizigen und später immer tiefer sinkenden Vater, mehr aber noch von dem gemeinen Entrepreneur Liebert als Wunderkind herumgeschleppt, um als Geigenvirtuos Staunen zu erregen, und, was seinem Peiniger noch lieber ist, goldene Ernten einzuheimsen. Ohne lange Kind gewesen zu sein, muß er das Wohlleben und die ganze Frivolität seines Kreises in sich aufnehmen, und als er, Dank seiner gesunden Natur, endlich zu Jünglingsstolz und Mannesmuth erwacht, zwingt ihn sein Tyrann, noch immer, wenigstens beim Auftreten, das „Kind" zu spielen, bis ein öffentlicher Scandal auch diesem Elend ein Ende macht. Nun öffnen sich dem hochbegabten, aber irregeleiteten jungen Musiker neue Bahnen, und aufrichtige Menschenfreunde wollen ihn erheben von dem tiefen Fall. Allein sein Künstlernaturell und eine tragische Verwickelung aus dem Vorleben seiner Aeltern stoßen ihn wieder ins unstete und flüchtige Wanderleben hinaus, und bei der Rückkehr in die Heimat und zu der Jugendgeliebten, die in ernsten Pflichten ihren stillen Weg geht, seiner treu gedenkend, lösen sich die Disharmonien seines gottbegnadeten und doch im Innersten zerstörten Seins in jenen Accord auf, der unser Herz in Freud und Leid bewegt: in Thränen! Diese Tropfen sollten wie glühendes Erz denen aufs Herz fallen, die dieses „Wunderkind" erzogen.

Die Erzählung liest sich gut und ist mit Sachkenntniß und sittlichem Ernst geschrieben; wir rechnen sie zu den Büchern, die nicht umsonst geschrieben sind, indem sie Zeit- und Streitfragen lebendig, vernünftig und doch nicht unpoetisch behandeln.

Aus der unmittelbaren Gegenwart in die finstere Zeit zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs versetzt uns:

8. Castilia. Eine Novelle aus den Zeiten des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn von Konrad Kraus. Mainz, Kirchheim. 1884. 8. 3 M.

Castilia, die letzte Hexe von Mainz, ist nicht allein eine edle Jungfrau, die um ihrer Tugend und Schönheit willen unsere wärmste Theilnahme erregt, sondern auch eine Doctorin, die ihren Vater, einen hochangesehenen spanischen Arzt, der sich zur Zeit in Mainz aufhält, in seinem schwierigen Beruf mit ebenso viel Takt als Klugheit unterstützt. Besonders den Frauen und Kindern, und unter

diesen vor allen den armen und elenden, erscheint Castilia als rettender Engel. Doch der Dämon jener Zeit, der fast in jedem besser und höher gearteten Wesen einen Zauberer oder eine Hexe sah, bedroht das Leben des Doctors Ordonio und seiner Tochter, da die Widersacher des neuen Hofarztes diesem den Untergang geschworen haben. Nie hätte der edle menschenfreundliche Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, den Anklägern ein williges Ohr geliehen; deshalb benutzen sie die Zeit seiner Abwesenheit, um Gewalt statt Recht zu üben. An der Spitze der Uebelthäter stehen die in Ungnade gefallenen bisherigen Leibärzte des Kurfürsten, Dr. Thilenius und Dr. Eseelius, zwei abgefeimte Bösewichter, die den Hexenproceß mit teuflischer Lust in Scene setzen. In einem Zwiegespräch, das die beiden saubern Kumpane führen, offenbart sich ihre ganze Verworfenheit. Auch die Scene vor dem Tribunal, als Ordonio und Castilia der „scharfen Frag'" unterworfen und für immer stumm gemacht werden sollen, ist von Schrecken zu Grausen gesteigert, und das düstere Bild der Zeit steht in seiner ganzen Furchtbarkeit vor unserm Auge. Doch die Rettung naht, und freigesprochen durch den auf wunderbare Weise erlangten Befehl des Kurfürsten, dürfen Castilia, Ordonio und sein edles Weib Maria in die Freiheit und auf den ehrenvollen Platz zurückkehren, den Geburt und Wissenschaft ihnen erobert. Doch fehlt bei so viel Schatten auch das Licht nicht, denn eine starke und reine Liebe, die zugleich einen alten Familienconflict in eitel Wonne auflöst, verknüpft Castilia mit einem jungen Edelmann, der als gewandter Diplomat die Versöhnung zwischen den entzweiten Kurfürsten von Mainz und von Köln herbeiführt und eine hervorragende Rolle spielt.

Der Roman hat zuerst nur locales Interesse, wendet sich aber dann auch an weitere Kreise, indem die edeln Bestrebungen von Johann Philipp, Friedrich von Spee und in gewissem Sinne auch von Leibniz im Gewande der Dichtung überzeugend und anschaulich dargelegt werden. Leider macht eine merkwürdige Vorliebe des Verfassers für zu kurze Sätze oder zu breite Darlegungen, vor allem aber für Ausrufungszeichen und Gedankenstriche en masse einen störenden und geschmacklosen Eindruck; die Eigenthümlichkeit darf nicht zur Manier werden.

9. Mädchenliebe. Zwei Novellen von H. Palmé-Payse n. Düsseldorf, F. Bagel. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Der stattlichste Band unserer hier besprochenen Collection flößte uns eben ob seines Umfanges von 569 Druckseiten eine gelinde Furcht ein, aber wir constatiren mit Vergnügen, daß das reiche Material, welches weniger aus der Fülle äußerer Erlebnisse, als aus einer feinsinnigen und liebevollen Behandlung der innern Vorgänge herausgewachsen ist, sich in durchaus liebenswürdiger Gestalt repäsentirt. Keine der beiden Novellen behandelt ein neues Thema, aber die Art wie dasselbe in allen seinen Abstufungen entwickelt wird, ist so anziehend, daß wir uns, wenn wir nur irgend Interresse an der großen Menschheitsfrage und der Liebe nehmen, gern von einem Zauber umspinnen lassen, der mit der Schönheit die Wahrheit vermählt. Die erste Novelle: „Frost in Blüten", entrollt ein von liebevollem Eingehen auf Natur-, Herzens- und Kinderleben zeugendes Gemälde von der Liebe eines ernsten Lehrers zu seiner jugendlichen Schülerin, von den Kämpfen des Mannes und dem Dulden des durch diese Liebe zum Weibe gewordenen Kindes. Der Frost, der in die Blüten der zwei reinen und hochgestimmten Seelen fällt, ist das Vorurtheil, der Egoismus, die Berechnung. Elfriede, die Braut des Lehrers und Predigers Ekkehard, geht zu Grunde, weil sie in ihrem innersten Herzen durch die Starrheit ihres eiteln Vaters unheilbar verletzt worden; zur Zeit des blühenden Lenzes scheidet sie von einer Welt, die sie niemals richtig erkannt hat. Die Seenen ihrer Wiedervereinigung mit dem Geliebten und des mit dieser freudigen Erschütterung eng verknüpften Todes des holden Mädchens sind ebenso ergreifend wie poetisch schön geschildert, maßvoll und keusch, bei aller Glut der Empfindung. Der Charakter des Predigers entwickelt sich unter den Schauern der Liebe und des Schmerzes zu jener melancholischen Resignation, die nicht in der Verzweiflung, im Groll gegen Gott das unnennbare Leid ausströmt, sondern in segensreicher Thätigkeit Vergessen und Heilung sucht. Auch die übrigen Charaktere der in diese Herzensgeschichte eingreifenden Personen sind lebenswahr, und wo es die Situation gestattet, humoristisch, ja satirisch beleuchtet; wir erwähnen nur die hohle Modedame Stephanie, den blasirten Kreisrichter Halden, die Gesellschafterin Fräulein Braun.

Die zweite Geschichte: „Liebe und Pflicht", versetzt uns in einen kleinen Badeort an der östlichen Küste Holsteins; sie führt den Widerstreit zwischen Deutschthum und Dänenthum während der Zeit 1853 und den nächstfolgenden zehn Jahren in der Liebe eines am dänischen Hofe erzogenen jungen Herzogs zu der Hofdame seiner Mutter, der schönen Isabella von Sternfeld, vor. Die Pflicht der letztern ist es nach den engherzigen Ansichten ihres verarmten Vaters, der durch dänische Gunst sich wieder zu erheben und vor allem in den Besitz seines sequestirten Gutes zu gelangen hofft, dem Prinzen Axel, der sie glühend liebt, ihre Hand zu reichen; aber die Liebe der Tochter zu dem deutschgesinnten, weitgereisten, als Maler hochangesehenen Vetter Harald macht einen bedenklichen Strich durch das väterliche Rechenexempel. Das schöne und starke Mädchen kämpft heroisch gegen ihre Neigung an; als sie aber das Geständniß von Harald's Gegenliebe empfängt, bricht ihr Stolz zusammen. Doch ist sie nicht zur Resignation bestimmt; der Prinz, der zufällig Zeuge der Seene zwischen Harald und Isabella geworden, gibt die Braut frei und findet einen schönen Soldatentod, dessen Glorie unverlöschlichen Glanz auf seinen Namen wirft. In diesem anfangs unsympathischen, ja fast abstoßenden Charakter entwickeln sich unter dem Sonnenschein einer starken, reinen Liebe die edelsten Eigenschaften; uns ist dieser Prinz, der so edel und groß entsagen kann, interessanter und lieber

geworden als der deutsche Hüne Harald, so bedeutend er auch seine Umgebung geistig wie körperlich überragt. Der Conflict zwischen Freundschaft und Liebe, zwischen einer mehr geistigen Neigung und dem Verlangen nach voller weiblicher Schönheit, wird in Isabellens sanfter Schwester Theo und deren späterm Gatten, dem ehrlichen zerstreuten Dr. Berger, anschaulich dargestellt. Die Hof-, Adels- und Bürgerkreise der Conflictszeit sind interessant geschildert; in dem intérieur des Doctors spielen die Mamsells und die zwei wilden, aber gutgearteten Kinder eine wichtige Rolle; im Schlosse erhalten wir ein ebenso getreues Contrefei des harten, hochmüthigen Herzogs wie seiner hochgebildeten, feinfühligen, duldsamen Gemahlin; die Hofchargen bis zu den Lakaien herab wandeln als treffend gezeichnete Typen an uns vorüber, und auch der Wald, die See, die kleine Stadt werden in die richtige Beleuchtung gerückt. Im Stil sind uns dann und wann einige nicht ganz zulässige Verkürzungen der Construction aufgefallen; doch ist trotz eingehender Detailmalerei selten eine unschöne Breite bemerkbar. Eine andere in beiden Novellen wiederkehrende Eigenthümlichkeit ist die wenig anziehende, wenn auch zutreffende und im Leben leider bestätigte Gewissenlosigkeit der Väter, des Amtmanns Santof in der ersten Geschichte, des Herzogs und des Obersten in der zweiten.

Im Gegensatz zu diesem voluminösen Werke steht das Miniaturbändchen:

10. Die tolle Hanne. Novelle von Julian Fischer. Wien, Rosner. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Wiederum eine der gold-, eigentlich rothhaarigen Schönheiten mit schlangengleichen Bewegungen und grünen Nixenaugen ist diese „tolle Hanne". Eines Strandräubers Tochter auf Bornholm, stößt sie den ihr aufgedrungenen Bräutigam von sich und läßt sich von einem italienischen Grafen, den ihre Schönheit wie ihre völlige Ursprünglichkeit besticht, entführen. In Paris werden die beiden seltsamen Menschen getraut, und die ersten Jahre ihrer Ehe sind glücklich. Mit Geschick weiß sich Hanne, die fortan Jeanne heißt, als Contessa zu benehmen; ihre Tournure ist tadellos, aber ihre Eigenartigkeit ist doch in eine fremde Welt verpflanzt; sie gehört an die See, auf die Klippen, unter ihrem Salonkleid kann sie die wilden Empfindungen ihres Naturells nicht völlig verleugnen. Von Paris geht das Paar nach Rom und erregt dort Aufsehen, Neid und Bewunderung; aber das Glück wendet sich von ihnen, da Graf Carlo in die Gewalt einer geistreichen, boshaften und mehr als koketten Französin fällt, der kleinen Marquise d'Alton, die ebenso raffinirt und gefühllos, wie Jeanne ungeschult und leidenschaftlich ist. Zwischen dem rothen und schwarzen Dämon hin- und hergeschleudert, will Carlo mit seiner Frau auf Reisen gehen, um für sie wie für sich das verlorene Gleichmaß wiederzufinden. Doch in Bornholm, wo seiner Liebe Unstern aufgegangen, findet Jeanne nach einer aufregenden Scene mit der ihrem Manne nachgereisten Marquise durch einen Sturz von der Klippe ein tragisches Ende; er selbst wandert, vor der Zeit gealtert, ruhelos in den Klippen auf und ab, ein Einsiedler der Insel, während die leichtfertige Marquise in einem neuen Bunde Vergessen sucht. Einige Anstracismen haben sich in die sonderbare, interessante Novelle eingeschlichen, die knapp entworfen und spannend durchgeführt ist.

Werfen wir noch einen Blick auf die uns vorliegenden Erzählungen, Volks- und Jugendschriften:

11. Die Geschwister. Eine Erzählung für junge Mädchen von Klara Cron. Leipzig, Baensch. 1884. 8. 4 M.

Die auf ihrem Gebiete beliebte und wohlbekannte Verfasserin gibt in der vorliegenden Erzählung ein frisches, gemüthvolles Bild von den Freuden und Leiden einer großen Familie, in der Stiefgeschwister und Adoptivbrüder sich mit Verwandten, Freunden und Freundinnen in bunter Reihe um die Heldin der Erzählung, die anmuthige, kindliche und doch dem Ernst des Lebens so gefaßt und thatkräftig entgegentretende Hanna gruppiren; von ihr, dem geliebten Pflegebruder Werner, der das holde Mädchen gewissermassen für sich erzogen, und der lieben Großmutter geht der segensreiche Einfluß aus, der auf die zweite Hälfte der Familie, das Haus des Präsidenten Burgwart in der Hauptstadt, eine läuternde, befreiende Macht übt und dort an Stelle einer oberflächlichen Weltlichkeit die Gemüthlichkeit eines frohsinnigen und geordneten Familienlebens hervorzaubert. Ohne einseitig moralisirend zu sein, ist der Ton ganz dem jugendlichen Alter angemessen, dem die erfahrene und begabte Verfasserin ein Spiegelbild der bessern Stände unserer Zeit mit festen und schönen Strichen hinzeichnet. Wir können „Die Geschwister" daher jugendlichen Kreisen mit gutem Gewissen empfehlen.

Aehnlich gehalten, wenn auch nicht ganz so innig, aber dafür weltgewandter im Ton ist:

12. Tausend Wochen. Eine Geschichte für junge Mädchen von Emma Laddey. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 3 M.

Die junge Ungarin Lona, in dem reizvollen Alter der berühmten tausend Wochen stehend, ist in Berlin von Verwandten erzogen worden, kann aber nur schwer die Sehnsucht nach Freiheit und die Aeußerungen ihres feurigen Temperaments überwinden. Da bringt eine Reise nach Tirol, die sie mit Onkel, Vetter und einer jugendlichen Tante unternimmt, Abwechselung in die Monotonie ihres Daseins, ja sogar jenen Wendepunkt im Leben eines jungen Mädchens, der vom Verlieben zum Verloben und zur Ehe führt. Sehr hübsch sind die eingestreuten Naturschilderungen, z. B. des Achensees und seiner Umgebung; auch das Gewitter, das die Reisenden bei einer Partie zum Gamspavillon überrascht, und das zum Freundschaftsbund zwischen Lona und dem muntern Victor von Strom, dem verkörperten Frohsinn, Anlaß gibt, ist lebendig geschildert. Später wird aus Freundschaft Liebe, obwol feindliche und abstoßende Elemente, wie die kokette

Adelheid und der widerwärtige Siegfried von Sandeln, manchen Sturm in diese Liebesidylle tragen. Schließlich siegt die Treue über alle häßlichen Einflüsse, welche die böse Welt gegen die Liebe der beiden heraufbeschwört; auf der Basis ernsten sittlichen Wollens, reinen gesunden Empfindens und klaren Denkens begründet sich das Glück Lona's und Victor's. Auch die edlern Charaktere ihrer Umgebung finden ein ähnliches Glück, während die leichtfertigen Egoisten nur die Jagd nach dem Glücke kennen. Eine wenig anziehende, aber entschieden nach dem Leben gezeichnete Alte ist die strenge Räthin Alsen, Lona's Tante; unerquicklich, wenn auch lehrreich ist die Schilderung des Zerwürfnisses zwischen den Schwestern Adelheid und Gertrud.

Auch diesem Buch wird der Beifall der Kreise, für die es bestimmt ist, ebenso wenig fehlen wie die Anerkennung der Kritik, da eine besondere Begabung dazu gehört, nach dem Bedürfniß der Jugend, gefällig, erziehlich und doch nicht moralisirend zu schreiben.

„Lieb' und Treue", so lautet das Schlußwort der „Tausend Wochen", und dasselbe Wort bildet den Titel von:

13. Lieb' und Treu. Novellenbüchlein von Isabella Braun. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 3 M.

Außer einem Vorwort und einem Widmungsgedicht enthält das hübsch ausgestattete Bändchen sieben einzelne Erzählungen, die als Variationen auf dieses Leitmotiv anzusehen sind und jede in ihrer Art jugendliche schlichte Gemüther fesseln werden. Da ist die unschöne, originelle alte Jungfer, die Tante Pepi, die fleißige Helferin und unermüdliche Strickerin, die dem Geliebten ihrer Jugend die Treue, seinen Kindern wie allen ihren Neffen und Nichten mütterliche Liebe bewahrt. Da ist der seltsame Kauz, der Schreiber, der seiner Feder und seinen Actenbündeln genau so verfallen ist wie ein Kunstjünger dem Theatertenfel; die Schilderung seiner eintägigen Reise und seines Heimwehs nach den engen Verhältnissen und dem alten Joch ist mit Jean Paul'schem Humor geschildert. Da haben wir ferner den Dorfpfarrer, der so milde und gerecht seinen Beichtkindern Rath, Warnung, Lehre und Hülfe spendet und seine Weisheit aus dem Born eines einfältigen Herzens schöpft. Da sehen wir einen andern bekannten Typus des Bauernstandes, den Geldstolzen, der aber, ins Herz getroffen, noch zur rechten Zeit sich eines bessern besinnt und dem stattlichen Sohne und seiner Braut, dem armen, aber bildsaubern und kreuzbraven Viktörle, die Hochzeit ausrichtet; das Ende dieser hübschen Dorfnovelle erinnert an Auerbach. Den Schluß des gehaltvollen, populär geschriebenen Buchs bildet das schöne „Märchen von Sawitri".

Für noch einfachere, ja in einzelnen Erzählungen speciell für kindliche Verhältnisse und Anschauungen berechnet, aber in ihrer Art ebenfalls als gesunde und schätzenswerthe Volkslektüre zu empfehlen ist:

14. Meinhold's Volks- und Jugendbibliothek. Ausgewählte Erzählungen von Mitarbeitern der „Kinderlaube". Erstes und zweites Bändchen. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. Jedes Bändchen 80 Pf.

Das erste Bändchen enthält: „Die alte Tante", von E. Weber, eine einfache, gut erzählte Geschichte aus dem kleinbürgerlichen Leben, die, ins Märchenhafte übertragen, vielleicht Frau Holle oder Goldmarie und Pechmarie heißen könnte; „Prairiefeuer", von J. Staacke, eine Erzählung, die dem romantisch-phantastischen Zuge der jugendlichen Phantasie in bunten Bildern die Reize der Wildniß und des Indianerlebens vorzaubert; „Zwei Patienten", von P. Schanz, eine hübsche Illustration zu dem alten Wort: Wohlthun trägt Zinsen, und zwar ist der Doppelsinn des Wortes geschickt mit einer Liebesgeschichte zwischen einem guten Doctor und einem liebenswürdigen Mädchen verflochten; der Doctor erhält und verdient beides, Geld und Liebe, da er auf beides nicht gerechnet hat.

Das zweite Bändchen enthält: „Kinder der Alpen", von Th. Messerer, eine sehr frische Kinderdorfgeschichte vom Meßnerfriedel von Schellenberg und seiner getreuen Kameradin, der Hauslmayrrosel; „Ehrenhafte Gesinnung", von F. Kühn, ein interessantes, schon ein reiferes Verständniß erforderndes Charakterbild aus der Jugendgeschichte des Zaren Paul, das grelle Streiflichter auf die Geheimnisse und Umtriebe des kaiserlichen Hofes wirft und Ehrenhaftigkeit im Kampfe mit List und Verderbtheit zeigt; „Die Stiefmutter", von A. Carolis, eine hübsche Erzählung, die das Verdienst hat, einmal eine „gute" Stiefmutter zu verherrlichen.

Den Uebergang zu einer elegantern Behandlung des gewählten Stoffs, vorzüglich was die Ausstattung in Bezug auf Bilderschmuck, schönes Papier und gediegenen Einband betrifft, bildet:

15. Der Jugendborn. Erzählung von Frederik Paludan-Müller. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Lehmann. 1885. Gr. 16. 2 M.

Zur Zeit der großen Entdeckungen, welche die Spanier nach Amerika führten, begibt sich auch der edle und tapfere Ritter Diego de Herrera von San-Lucar nach San-Domingo und von dort weiter auf eine wunderbare, sehr poetisch geschilderte Expedition nach dem Jugendborn auf der Insel Remini, und wie Faust nach neuer Jugend dürstend, badet er in dem Wunderquell. Eine seltsame Verwandlung geht mit ihm vor; neue Lust und neues Leben durchströmt die welken Glieder, und als ein Jüngling kehrt er zu den Seinen zurück. Doch ach! sie wollen ihn nicht erkennen; die zarten Bande seines Familienlebens sind auf immer zerrissen. Die Inquisition bemächtigt sich seiner, und nur durch hohen Einfluß entrinnt er dem furchtbaren Tode, der dem Zauberer zudictirt ist. Nun nimmt er Kriegsdienste und schließt sich der Expedition von Cortez gegen Mexico an; aber immer lebt er ein geheimnißvolles Doppelleben: an Erfahrung ein Greis, an

Kraft und sinnlicher Lebenslust ein Jüngling. Dieser Zwiespalt ist poetisch-philosophisch aufgefaßt, während die Handlung selbst einer realen Basis nicht entbehrt, und als die Liebe eines schönen Mädchens, der gewissermaßen als Schlachtenjungfrau aufgefaßten Dorothea, diesen Conflict immer mehr zuspitzt, erkennt der unglückliche Mann, daß er die weise Bestimmung Gottes und der Natur freventlich verletzt hat. Nun zieht er sich in die Einsamkeit des Hochgebirges zurück und erwartet zum zweiten mal das Alter; als Buße legt er sich die Arbeit auf, funfzig Pyramiden aus den Steinen des Gebirges aufzuschichten, jährlich eine. So ragen diese Säulen in einer großartigen Einsamkeit als Mahnzeichen eines irrenden, aber strebenden und überwindenden Menschen zum Himmel empor. Diego scheidet in der Hoffnung auf die ewige Jugend bei Gott, in der Gewißheit, daß die einzige Verjüngung unsers irdischen Seins nur die im Geiste sein kann. Halb Märchen, halb Geschichte, ist diese Erzählung, für deren Einführung in unsere Literatur wir dem gewandten Uebersetzer ebenso dankbar sind wie für den „Letzten Vikinger", nicht speciell für die Jugend bestimmt; ja für ein oder zwei Stellen, die man völlig ernst nehmen muß, wenn sie nicht eine unbeabsichtigte komische Wirkung haben sollen, und die zwar nicht bedenklich an sich, aber für junge Gemüther doch problematisch sind, wird eine reifere Auffassung des Lebens vorausgesetzt. Freilich hat die Jugend auch die glückliche Gabe der Harmlosigkeit, die sie an Klippen und Abgründen vorüberleitet. Der Schluß dieser Dichtung erhebt sich zu schlichter Größe.

An das Ende unserer Uebersicht mögen drei gleich vorzüglich ausgestattete Jugendschriften gestellt werden:

16. Die Weltfahrt des Centurion. Eine Geschichte aus dem Seemannsleben. Der lernbegierigen Jugend erzählt von Br. Hoffmann. Mit sechs Holzschnittillustrationen. Berlin, Ebhardt. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Eine frisch und anschaulich geschriebene Erzählung von der Expedition, welche die englischen Kapitäne Anson und Richardson in den Jahren 1741—44 nach den Küsten der amerikanischen Goldländer unternahmen, um auf die Silberflotten der feindlichen Spanier Jagd zu machen. Sie ist reich an Seemannsleiden und -Freuden und einer Menge fesselnder Abenteuer, welche ebenso unterhaltend als angenehm belehrend erscheinen und gewiß ihre Anziehungskraft auf unternehmungslustige Knaben ausüben werden.

17. Wilde Scenen aus allen Zonen. Erzählungen für die reifere Jugend von W. Lackowitz. Mit sechs Holzschnittillustrationen. Berlin, Ebhardt. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Wie schon der Titel des anschaulich geschriebenen Buchs besagt, haben wir es hier nicht mit einer fortlaufenden romantischen Erzählung, sondern, und das klingt dem jugendlichen Ohr sehr vielversprechend, mit „wilden Scenen aus allen Zonen" zu thun. Es ist uns die Wahl geboten, ob wir die Umtriebe der Francs-Tireurs von 1870, oder die Schrecknisse der Sturmflut, des Prairiebrandes, der Bärenjagd, der Eisregion, der indianischen Wildniß u. s. w. kennen lernen wollen. Das Gewand der Fabel umhüllt ansprechend die gebotene Belehrung; der trockene Ton ist ausgeschlossen.

18. William Shakspeare und Altengland. Culturhistorische Erzählung aus der Regierungszeit Elisabeth's. Der reifern Jugend gewidmet von Oskar Höcker. Mit sechs Illustrationen in Photoaquatinta. Berlin, Ebhardt. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Sehen wir davon ab, daß bei dergleichen Bearbeitungen für die Jugend geniale Charaktere häufig an ihrer Bedeutung einbüßen, weil der Verfasser durch die von der poetischen Licenz gerechtfertigte äußere und innere Umgestaltung des Stoffs seinen Helden der Jugend menschlich näher bringen will: so ist die interessante Familiengeschichte, welche die Aussöhnung des stolzen Lords Hunsdon mit seiner verstoßenen Enkelin Lucy sowie das Hof- und Theaterleben zur Zeit der jungfräulichen Königin Elisabeth behandelt, wobei auch Shakspeare dichtend, handelnd und belebend in die Action eingreift, ganz lesenswerth. Späteres selbständiges Studium der englischen Literaturgeschichte wird den jugendlichen Lesern zwar mehr Wahrheit und weniger Dichtung bringen; allein das Interesse für den großartigen und jedenfalls schwer in den Rahmen einer immerhin kindlichen Erzählung zu bannenden Stoff von universeller Bedeutung wird durch dergleichen Schriften doch geweckt, und das sehen wir auch als ein literarisches Verdienst an.

Koberstein-Bartsch's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur".

August Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster Band. — A. u. d. Titel: Geschichte der deutschen Nationalliteratur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1884. Gr. 8. 9 M.

Seitdem Karl Bartsch sich des Grundrisses von Koberstein angenommen, hat das Buch in zwiefacher Hinsicht eine Aenderung in seinem Titel erfahren. Ist im Haupttitel auch zur Erinnerung an die ursprüngliche Bestimmung das Wort „Grundriß" pietätsvoll beibehalten worden, so wurde doch das wesentlich umgestaltete, aus den Schranken eines Unterrichtsbuchs herausgewachsene große Werk mit

Recht auf den Specialtiteln der einzelnen Bände als eine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" bezeichnet. Diese Aenderung in der Titulatur, vom Bearbeiter im Verein mit dem Verleger herrührend, ist auch in der Praxis meist adoptirt, wenn auch manchmal noch vom Koberstein'schen „Grundriß" gesprochen wird. Eine zweite Aenderung ist lediglich praktischer Natur und beruht auf einem stillschweigenden Uebereinkommen. Für das von Koberstein begonnene und bis zur vierten Auflage in hervorragender Weise fortgeführte, dann aber von Bartsch übernommene und selbständig umgearbeitete Werk werden jetzt meist die beiden Verfassernamen in engster Verbindung genannt: Koberstein-Bartsch.

Zwölf Jahre sind es her, seit Bartsch den ersten Band des Koberstein'schen „Grundrisses" in fünfter umgearbeiteter Auflage vorlegte. Rasch folgten in demselben Jahre (1872) der zweite und dritte Band; die beiden letzten nebst dem Register erschienen im folgenden (1873). Nun ist in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit wiederum eine neue Auflage begonnen worden. Wenn wir schon jetzt, ohne die Vollendung dieser neuen Auflage abzuwarten, nur den vorliegenden ersten Band zur Anzeige bringen, während wir die fünfte Auflage in ihrer Gesammtheit besprachen (Nr. 52 d. Bl. f. 1874), so werden wir hierzu durch die hervorragende Wichtigkeit gerade des ersten Bandes bestimmt, dessen Neubearbeitung einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt. Mögen sich auch gerade in jüngster Zeit die Forschungen auf dem Gebiete der neuern deutschen Literaturgeschichte in erfreulicher Weise beträchtlich vermehrt haben, so sind doch die Hauptfortschritte der deutschen Literaturwissenschaft bisjetzt immer noch auf dem Felde der ältern Zeit zu suchen. Später mag das anders werden; da werden vielleicht bei neuen Auflagen die Hauptveränderungen, die meisten Nachträge und Verbesserungen in den letzten Bänden ersichtlich sein.

Es ist erstaunlich, was seit Beginn der siebziger Jahre die germanische Philosophie alles geschaffen und geleistet hat, und zwar gleichmäßig in allen einzelnen Fächern. Speciell in der deutschen Literaturgeschichte der ältern Periode von den Anfängen bis zu Ende des 16. Jahrhunderts ist eine Fülle neuer Funde, neuer Auffassungen, neuer Probleme zu verzeichnen, und alles das kommt in der neuen Auflage von Koberstein-Bartsch zu lebendigem Ausdruck. Bartsch hat keine Mühe gespart, das Buch ebenso wie vorher auf den heutigen Standpunkt der Forschung zu bringen. Wie er im Vorwort angibt, sind manche Nachweise erst während der Correctur hinzugekommen, sodaß sie nicht mehr in dem Text verarbeitet werden konnten, sondern nur in den Anmerkungen ihre Stelle fanden. Daß sie aber da sind, das ist die Hauptsache, und daß man sie auch antrifft und suchen kann, dafür sorgt das ausführliche treffliche Register. Die Ergänzungen und Berichtigungen sind aber auch über den Zeitpunkt der vorhergehenden Auflage ausgedehnt worden. Auf diese Weise sind wichtige Dinge, die dort ganz übergangen waren, zu ihrem Recht gelangt.

Einrichtung und Anlage ist im übrigen dieselbe geblieben, nur hinsichtlich der Periodeneintheilung hat der Verfasser und Bearbeiter sich zu einzelnen vortheilhaften Aenderungen veranlaßt gesehen, die sicher allgemeinen Beifall finden werden.

Befleißigt sich Bartsch nach der Anlage des Werks auch möglichster Objectivität, so nimmt er doch Stellung zu den gegenwärtig schwebenden Streitfragen der Literaturgeschichte. In unserer frühern Besprechung wiesen wir unter anderm namentlich darauf hin, daß Bartsch hinsichtlich des Nibelungenliedes seine eigene Theorie in Koberstein's Buch zur Geltung gebracht habe. Das ist nun in der neuen Auflage ebenfalls geschehen; zugleich sind die seitdem veröffentlichten Arbeiten genannt und berücksichtigt, insbesondere die neue, Lachmann's Theorie modificirende Ansicht von Wilmanns.

Es würde zu weit führen, wollten wir im einzelnen die in der neuen Auflage zum ersten mal auftretenden Namen der Autoren und der Denkmäler aufzählen. Dagegen scheint es angemessen, auf eine kleine Anzahl literargeschichtlicher Probleme aufmerksam zu machen, die von Bartsch angedeutet und bestimmten Falles entschieden werden. Das althochdeutsche „Schlummerlied" ist im Register der neuen Auflage gar nicht mit aufgeführt: ein Zeichen, daß Bartsch jetzt von der Unechtheit dieses viel bestrittenen Stücks überzeugt ist. Gleichwol ist es wie vorher im Text erwähnt; aber während in der Anmerkung früher durchaus objectiv zu lesen war, daß sich Jaffé u. a. für Fälschung erklärt hätten, heißt es jetzt: die Genannten haben sich „mit überzeugenden Gründen" für Fälschung erklärt.

Die neue Streitfrage, ob Eilhard von Oberge für seinen „Tristan" aus der „Eneide" Heinrich's von Veldeke geschöpft habe, oder ob Heinrich nach wie vor als der jüngere Dichter anzusehen sei, entscheidet Bartsch dahin, daß Eilhard's „Tristan" vor die „Eneide" falle, und daß Behaghel's entgegenstehende Ansicht, Eilhard habe die „Eneide" benutzt, durch den Nachweis erledigt sei, daß die betreffenden Stellen erst der Ueberarbeitung von Eilhard's Text angehören.

Die vom Referenten angeregte Frage in Betreff der Autorschaft des dem Hartmann von Aue zugeschriebenen „Zweiten Büchleins", die von verschiedenen Seiten verschieden beantwortet worden ist, wird von Bartsch nur erwähnt ohne eigene Entscheidung.

War in der vorigen Auflage noch zu lesen, daß Gottfried von Straßburg ohne Frage der Godofredus de Argentina sei, der 1207 in einer straßburger Urkunde K. Philipp's vorkomme, so ist das jetzt mit Hinweis auf die Schrift von Schmid: „Ist Gottfried von Straßburg (der Dichter) straßburger Stadtschreiber gewesen?" berichtigt: „daß man ihm das Amt eines Stadtschreibers von Straßburg beilegte, beruhte auf falscher Lesung".

Unter allen Literaturgeschichten nimmt die von Koberstein von ihren Anfängen an am meisten Rücksicht auch auf

die Formen der Poeſie. Auch hier ſind neue Forſchungen vom Bearbeiter gewiſſenhaft verwerthet worden. Die Nachträge in der neuen Auflage ſind gerade hier verhältnißmäßig um ſo zahlreicher, als ſich neuerdings eine beſondere Vorliebe für metriſche Studien kundgegeben hat.

Die neue Auflage dieſes erſten Bandes der „Literaturgeſchichte“ von Koberſtein-Bartſch wird allſeitig willkommen geheißen werden. Die Verlagshandlung hat dem Werk wiederum eine vortreffliche Ausſtattung zutheil werden laſſen.

Reinhold Bechſtein.

Epiſches und Lyriſches.

1. Geiſtliche Oden und Lieder von P. F. Weddigen. Vierte Auflage. Herausgegeben und mit einer Einleitung verſehen von Otto Weddigen. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1885. 16. 20 Pf.

Ein des Troſtes und der Aufrichtung bedürftiges frommes Gemüth, welches ein Geſangbuch nicht gerade zur Hand hat, oder zu ſeiner Erbauung einmal mit einer andern geiſtlichen Koſt abzuwechſeln wünſcht, ſollte ſich für den billigen Preis ſolch ein Ganzleinenbändchen kaufen. Dieſe 108 Seiten ſtarke Sammlung mit außerdem vier angehängten Notentexten, Compoſitionen zu einigen der Lieder, enthält viel Vortreffliches und gar nichts Schlechtes. Auch der nicht vorzugsweiſe religiös Geſinnte wird ſich belohnt finden, wenn er hier und da einen Blick hineinwirft, und unter den vermiſchten Gedichten der „Nachleſe“ befinden ſich ſogar einige Fabeln, deren ſich ein Gellert nicht zu ſchämen brauchte. Die Form und beſonders der Reim iſt freilich oft recht mangelhaft; doch war das von dem ſonſt ſo hochgebildeten und an Erfahrung reichen Gelehrten und Seelenhirten nicht gut anders zu verlangen, weil es mehr als ein Fehler ſeiner Zeit (Weddigen ſtarb 1809 im zweiundfunfzigſten Lebensjahre) betrachtet werden muß. Ferner ſind unter „Oden“ hier natürlich keine ſchwungreichen metriſchen Dithyramben, ſondern einfach gereimte Jamben zu verſtehen. Abgeſehen aber davon ſind dieſe Poeſien gehaltvoll, und wir können dem Herausgeber, einem Nachkommen des trefflichen Mannes, nur Dank dafür wiſſen, daß er durch die Wiederherausgabe „den Manen deſſelben einen würdigen Denkſtein zu ſetzen, dieſe Perlen wahrer Dichtung dem Familienverbande wie auch dem weitern Publikum zu erhalten“ befliſſen war.

2. Neue Gedichte von Friedrich Heinrich Otto Weddigen. Kaſſel, Kleimenhagen. 1885. 8. 3 M.

Dieſer Dichter iſt identiſch mit dem Herausgeber der ſoeben beſprochenen Sammlung der „Geiſtlichen Oden und Lieder“ P. F. Weddigen's, übrigens als ein Schriftſteller bekannt, welcher der deutſchen Literatur ſchon manche beachtenswerthe Gabe geſchenkt hat. Die „Neuen Gedichte“ ſind dem kurz vor deren Erſcheinen verſtorbenen Emanuel Geibel und dem ebenfalls jüngſt heimgegangenen Franz Abt zugeeignet und laſſen ſchon aus dieſer Widmung erkennen, daß den Dichter die Abſicht beſeelte, etwas Gutes vorzuführen:

> Daß ich ein Werk zuvor noch laſſe
> Von dauernder Geſtalt der Welt.

Ein derartiges Werk zu ſchaffen, iſt freilich keine Kleinigkeit, zumal:

> Ins Joch geſpannt an jedem Morgen,
> Hab' täglich ich mich abgemüht,
> Und unter Kämpfen, unter Sorgen
> Sind meine Lieder aufgeblüht.

Wir glauben aber, daß wenn ein, ſelbſtverſtändlich begabter, Dichter ſein Talent redlich pflegt und nicht ſelbſtbewußt und ſelbſtgefällig meint, er brauche nur ſein Füllhorn umzukehren, um die Welt ſofort mit lauter unſterblichen Sangesgaben zu beglücken, ſondern ſorgſam feilend und glättend ſeine dem Leben und des Lebens Ringen abgewonnenen und abgelauſchten poetiſchen Ergüſſe wieder und wieder vornimmt, wenn er namentlich ein beabſichtigtes größeres Werk wohl überlegt und erſt völlig nach Inhalt und Form zur Reife kommen läßt, daß es dann ſeinem Mühen doch ſchließlich gelingen müſſe, ein Werk von Bedeutung, „von dauernder Geſtalt“ zu vollenden: „O wollte mir das Lied gelingen!“

Daß wir hier einen begabten Dichter vor uns ſehen, darüber werden wir uns ſchon nach dem Leſen einiger ſeiner Lieder klar. Wie niedlich und tiefempfunden ſind z. B. „An eine Melodie“, „O Roſe, ſchöne Roſe“, „Beim Frührothſcheine“, „Am Rhein“, „Wanderluſt“, „An die Nacht“, „Im Walde“, „Schlummerlied“, „Die Trinklieder“, „Traumverſunken“! Unter den „Vermiſchten Gedichten“ finden wir ebenfalls manches Hübſche, manche Perle, ſo: „An meine Kinder“, „Blaue Augen, blondes Haar“ (hier erfreut namentlich das echt Menſchliche: „Vater, laß dein Dichten!“). Recht naiv iſt „Sonſt und jetzt“; matt die Ode „An die Natur“; vortrefflich der „Lebenslauf“. Von den „Vaterländiſchen Gedichten“ wird ebenfalls ſo manches den Beifall patriotiſch geſinnter Gemüther gewinnen. Wohlgelungen ſind „Deutſchland in Afrika“, „Eleonore Prochaska“ u. a. m. Von den „Balladen und Romanzen“ iſt die „Fiſcherin“, „Der Wanderburſch“, „Der Skalde“, „Der alte König“ wol das Beſte. An den „Diſtichen“ verdrießt uns, daß die Metrik nicht ſorgfältiger behandelt iſt; wir zweifeln zwar nicht daran, daß dem Dichter ſeine Verſe „aus der Seele gequollen ſind“, möchten ihn aber ernſtlich vor den in den beiden Epigrammen „Den Versdrechslern“ und „Vortheil“ ausgeſprochenen Anſichten warnen; denn die von ihm betonte „Urſprünglichkeit“ geht keineswegs verloren, wenn er ein wenig mehr, wenn er gerade ſo viel „mit der Feile hantiert“, daß er ſchlecht oder gar

nicht geschliffenen Edelsteinen die erforderliche hellfunkelnde Politur verleiht. An Selbstvertrauen fehlt es ihm, obgleich „seinem Geist kein Sonnenschein «gereift»“ ist, übrigens nicht; denn: „ich fand ja doch die echte Kunst, Und was ich bin, bin ich durch mich allein“. Letzteres wollen wir gern zugeben, ersteres ihm nicht direct absprechen, hingegen ihm von Herzen wünschen, daß er sich nicht geirrt haben möge! Hans Mindkwitz.

Musikliteratur.

Als wir im vorigen Jahrgang d. Bl. einen Abriß von der ebenso umfassenden wie gediegenen schriftstellerischen Thätigkeit August Reißmann's gaben, ahnten wir nicht, daß wir so bald ein neues Werk desselben würden zur Anzeige zu bringen haben. Es ist dies:

1. Die Oper in ihrer kunst- und culturhistorischen Bedeutung, dargestellt von August Reißmann. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 5 M.

Dem Kenner der Reißmann'schen Werke begegnet natürlich in dieser ebenso fleißigen und erschöpfenden wie prägnant gearbeiteten Schrift eine Reihe von fundamentalen Anschauungen und Sätzen, welche der Verfasser schon früher, nicht selten mit denselben Worten vertreten hat; gleichwol sind viele Partien eingehender behandelt und mit neuen Gedanken ausgestattet. Bei aller wissenschaftlichen Gediegenheit und genauen Quellenkenntniß liest sich das Buch doch angenehm wie eine breit angelegte ästhetische Studie; es beruht auf gesunden Principien, enthält lauter besonnene und überzeugende Urtheile und läßt nur die allzu große Kürze in der Analyse so mancher Kunstwerke bedauern. Reißmann zerlegt das Ganze in zwei Bücher, das erste enthält die Theorie, das zweite die Geschichte der Oper. Er handelt zunächst über das Wesen der dramatischen Darstellung und das Verhältniß der Musik zu derselben, über Schauspiel und Gesang, über das Singspiel und die Oper. Sodann schildert er die Anfänge der Oper und deren weitere Ausbildung in Italien und Frankreich, und legt besonders eingehend die Geschichte der Oper in Deutschland dar. Das Ganze schließt mit einer Betrachtung über das sogenannte Musikdrama und die Oper der Gegenwart.

Wir lassen wol am besten das Werk sich selbst charakterisiren, indem wir wichtige Stellen aus demselben herausheben. Reißmann spricht z. B. sehr eingehend und treffend über das Wesen des Recitativs; er sieht darin nicht etwa eine fertige Kunstform, sondern nur den Weg, auf welchem das Subject zu lyrischen Stimmungen, das Drama zu Situationen und die Tonkunst zu festen Musikformen gelangt; er betont mit Recht, daß letztere weder den Genius einschränken noch die dramatische Entwickelung aufhalten. Man könne doch nicht die Nothwendigkeit der Arie für gewisse Fälle leugnen blos darum, weil diese Musikform vielen Abgeschmacktheiten ausgesetzt gewesen sei. „Am rechten Ort und in der rechten Ausführung ist vielmehr die Arie durch nichts anderes zu ersetzen. Es ist durchaus nicht die Aufgabe des Dramas, die Handlung in ununterbrochener Folge vor unsern Augen abzuwickeln; vielmehr soll dies so geschehen, daß wir auch alle Motive erfassen und die geheimen Fäden, durch welche sie zusammengehalten wird, kennen lernen. Die dramatische Musik ist da unabweisbar, wo innere Erregungen zu Entschlüssen und Thaten führen; aber sie ist machtlos jenen Stoffen gegenüber, bei welchen mehr abstracte Ideen den Lauf der Handlung bedingen.“ Wie sehr Reißmann unbefangen ist, geht unter anderm auch daraus hervor, daß er für poesie- und inhaltlose Unterhaltungen das sogenannte trockene Recitativ ganz angemessen findet; für die komische Oper zieht er sogar den gesprochenen Dialog dann vor, wenn dieser sich in sprudelndem Witz entfaltet. Er verlangt, daß auch das Operngedicht einen interessanten, spannenden Stoff in künstlerischer Form bearbeitet; die lyrischen Formen (Lied, Arioso, Arie, Scene und Ensemblegesänge) müssen in möglichster Mannichfaltigkeit der Versmaße eingeführt werden sowie mit vorherrschender Anwendung des Reims. Sehr verdienstlich ist nun die Analyse, welche er besonders den Opern von Gluck, Mozart, Beethoven und Weber zutheil werden läßt. Speciell in Bezug auf die Einzelnummern des „Don Juan“ sagt er:

> Sie entschleiern uns den Charakter der betreffenden Personen so vollständig, daß wir nicht einen Augenblick über die Motive ihres Handelns in Zweifel bleiben.

Wie tief er in das Wesen der Sache eindringt, beweist folgendes Urtheil über Weber's „Freischütz“:

> Agathe, Aennchen und selbst Max sind mit dem Glanz der Romantik ausgestattet. Sie rühren und entzücken uns; aber sie vermögen nicht, uns so tief zu erregen wie die Gestalten eines Gluck, oder uns so mächtig in die Handlung mit hineinzuziehen wie die eines Mozart oder Beethoven. Die Musik trifft bereits weniger unsern innern, als vielmehr unsern äußern Sinn. Namentlich in den Ensemblescenen zeigt es sich, daß die Charakteristik der Personen mehr nur äußerlich ist: sie wirken wie vortrefflich klingende mehrstimmige Gesänge, aber nicht wie Ensembles im Sinne eines Mozart und Beethoven.

Endlich führen wir das musikalische Glaubensbekenntniß an, welches Reißmann nach einer leider nur zu kurzen Würdigung Richard Wagner's ablegt. Es lautet:

> Es ist absolut nothwendig, wieder den historisch und ästhetisch begründeten ältern Organismus für die Oper der Gegenwart aufzunehmen. Wenn es gelingt, diesem einzelne blendende Eigenschaften des Wagner'schen Tondramas einzufügen, so wird auch die Oper ihre Erneuerung feiern.

Referent, welcher speciell diese Anschauung theilt, begrüßt mit Freuden die vorliegende neue Frucht des Reißmann'schen Fleißes.

Eine sonderbare Blüte buchhändlerischer Erfindungskraft ist eine „Salonbibliothek" in Westentaschenformat. Aus derselben liegt uns vor:

2. Kurzgefaßter Abriß der Musikgeschichte von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, von Albert Tottmann. Zwei Bändchen. Leipzig, Lenz. 1884. 64. 1 M. 50 Pf.

So „kurzgefaßt", wie der Titel vermuthen läßt, ist dieser „Abriß" denn doch nicht; als Abriß enthält er vielmehr den reichsten Stoff mit großem Geschick in engen Rahmen gefaßt. Die Schwierigkeiten der gestellten Aufgabe sind jedenfalls mit vieler Gewandtheit gelöst; der Verfasser hat seine Materie selbständig durchdrungen und nach den besten Quellen gearbeitet. Um so mehr bedauern wir, daß er zuweilen eine Dame reden läßt (La Mara), wo ihm selbst der Athem durchaus nicht ausgeht. Auch beklagen wir, daß der Verfasser der in so vielen Geschichten aller Künste herrschenden Sitte gefolgt ist, die Kunst der Neuzeit und besonders der Gegenwart summarisch abzuthun. Tottmann kennt nicht blos seinen Ambros, sondern auch die Specialforschungen von Historikern, Archäologen u. dgl. Was aber nützt es dem großen Publikum, über die Musik der Chinesen, Inder, Araber, Aegypter und Hebräer verhältnißmäßig sehr eingehende Schilderungen zu empfangen, während unsere classische und romantische Epoche viel dürftiger ausgestattet ist! Eine hervorragende Eigenschaft des Werkchens ist die wohlthuende Durchdringung von positivem Wissen und von Kritik; sehr schwierige Partien sind zu plastischer Anschaulichkeit erhoben, die Entwickelungsgeschichte der Musik ist hier wirklich begreiflich gemacht.

Nach dieser Anerkennung sei es nun auch erlaubt, einige Bedenken laut werden zu lassen. Es sind uns nicht wenige Druckfehler aufgestoßen, von denen wir einige hier anführen; z. B. I, 143 hat nicht „Wangermann", sondern Wangemann eine Geschichte der Orgelbaukunst geschrieben; II, 162 muß es heißen Feurich, nicht „Feurig"; S. 166 Götze, nicht „Götz"; S. 174 Bronsart, nicht „Bronsard"; Felix Dräseke, nicht „Fel. Dröseke". Etwas mehr als bloßer Druckfehler könnte wol die Angabe (II, 171) sein, daß Richard Wagner's Vater „Advocat" gewesen, da derselbe doch Actuar war. Weiter möchten wir beanstanden, daß unter der großen Zahl II, 184 angeführter Componisten der Gegenwart Männer wie Meinardus und Reißmann fehlen. Was soll ferner der Satz (II, 120): „Haydn's Oratorium «Die Schöpfung» athmet nicht eigentliche Menschlichkeit"? Die Wendung „Bekanntlich vollendete Mozart das Requiem nicht selbst" ist ungenau, denn es steht auf Grund der neuesten Forschungen wol fest, daß Mozart die Skizze seines Requiems allerdings vollendet hinterlassen und Süßmayer nur die (theilweise) Instrumentirung besorgt hat. Von Mozart's Werken aber nur „Die Zauberflöte" und das „Requiem" zu erwähnen, „weil die meisten derselben fast allen Gebildeten bekannt sind", dürfte denn doch in einem Abriß der Musikgeschichte bedenklich sein. Mit derselben Kürze wird Beethoven abgethan; wenn dieser Tonmeister „subjectiv im eminentesten Sinn des Wortes" genannt wird, so sollte doch endlich diese Hegel-Brendel'sche vieldeutige Phraseologie in der musikalischen Kritik aufhören.

Mit Recht tadelt Tottmann die ästhetische Unsicherheit des nachwachsenden Musikgeschlechts; wenn er aber die Harmonik von Brahms „eine oft in ganz eigenthümlich wunderbaren Wendungen sich ergehende" nennt, so ist diese Bezeichnung so allgemein gehalten, daß sie jene ästhetische Unsicherheit eher fördert als beseitigt. Daß Max Bruch den Geibel'schen Text zur Oper „Loreley" nach Mendelssohn neu und „mit vielem Glück" componirt habe, möchten wir bezweifeln. Endlich berühren wir, daß Tottmann offenbar Wagnerianer ist, aber doch nicht recht Farbe zu bekennen wagt in einer auch für Andersmeinende bestimmten Musikgeschichte. Eine „organische Verbindung aller Darstellungsmittel" hat Wagner weder allein erstrebt, noch auch konnte er sie wirklich erreichen, weil die Musik in seinen Tondramen unendlich mehr die Hauptsache bleibt als im altgriechischen Drama. Entspricht es endlich der Idealität der Kunst überhaupt sowie der Leistungsfähigkeit der Musik insbesondere, daß Wagner „größtmögliche realistische Treue bei der musikalischen Behandlung poetischer Vorwürfe" erstrebt habe und „den Einzelmomenten seines Vorwurfs Schritt für Schritt gefolgt sei"? Tottmann erwähnt mit keiner Silbe, daß für Wagner die Musik blos Erhöhung der Sprache und bloße Situationsmalerei ist. Auch übersieht er, daß A. Rubinstein's „Ungleichheit innerhalb seiner Compositionen" nicht lediglich in „dem rastlosen Schaffensdrang des Künstlers" ihren Grund hat, sondern auch in der Eigenthümlichkeit des semitischen Naturells, in Poesie und Musik sprunghaft zu denken.

Diese Meinungsverschiedenheiten können uns natürlich nicht abhalten, das Werkchen allen denen zu empfehlen, welchen es Freude macht, schweres Kaliber in niedlichster Form zu besitzen.

3. Geschichtliche Entwickelung der Kammermusik und ihre Bedeutung für den Musiker. Von Ludwig Nohl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1885. Gr. 8. 3 M.

Wir haben es hier mit einer Preisschrift zu thun, welche der Petersburger Verein für Kammermusik gekrönt hat. Nach dem Grundsatz Noblesse oblige konnte sich in der That genannter Verein einer Nohl darzubringenden Ovation nicht entziehen. Schreibt doch der Verfasser:

> Ergreift der Genius der Kunst in Rußland auf kräftige Weise den Gehalt des eigenen nationalen Lebens, so kann Rußland für die Gegenwart (!) und nächste Zukunft diejenige Rolle spielen, welche die Deutschen ergriffen, als sie vor 150 Jahren reinen Gemüths und treuen Sinnes in der Musik sich auf das Gebiet der Welschen begaben. Rußland (?) hat durch sein Preisausschreiben Europa Gelegenheit gegeben, sich zunächst einmal wenigstens theoretisch über die Entwickelung und Bedeutung der Kammermusik völlig klar zu werden (!!); möge es nun auch praktisch die Fähigkeit gewinnen, der Welt neue Werke dieses musikalischen Genres darzubieten.

Hören wir darum recht andächtig, was der große Mann in Heidelberg dem staunenden Europa zu offenbaren hat. Leider ergeht es uns wie dem berühmten Musikhistoriker Ambros, welcher den mysteriösen Stil Nohl's nicht penetriren konnte. Wir wollen dem Verfasser verzeihen, daß er auch in seiner neuesten Broschüre alles auspackt, was er auf dem Herzen hat, obwol es nicht streng zur Sache gehört; wir kennen das zur Genüge aus den sonstigen Schriften desselben. Ob aber folgende Proben seiner Denk- und Schreibweise wirklich probehaltig sind, möchten wir dem Urtheil des musikalischen Publikums anheimgeben:

Der letzte Beethoven läßt uns vor lauter geistigen Interessen nur dann einer gegebenen Form gedenken, wenn wir sie bemerken wollen. Aber selbst dies war nicht nachzuahmen, ohne daß man die Form selbst bemerkte. . . . Beethoven durchdringt das innere Geistesvermögen (?) der modernen Instrumentalmusik auf wahrhaft hellseherische Weise und verfügt über göttliche Dissonanzen. Beethoven's Melodie nimmt weniger das Gefühl und die Phantasie als die Thätigkeit unsers Geistes (wörtlich!) und vor allem das tiefste Gemüth in Anspruch, obwol sie mehr redend, sogar stellenweise direct recitativisch ist.

Großer Beethoven! Gott schütze dich vor deutscher Professorenweisheit! Doch pflücken wir noch einige Geistesblüten Nohl's aus dessen schriftstellerischem Paradies: „Haydn trachtete, die Milch der frommen Denkungsart, die in seinem Kaiserquartett fließt, durch ein Finale in Moll kräftiger schmackhaft zu machen." Guten Appetit! „Franz Schubert hat in den (in welchen?) einzelnen Zügen wahrhaft Herzerquickendes gebracht." Also diesen Fußtritt von Lob muß sich der große Liederfürst, der Componist der unsterblichen C-dur-Symphonie und des Streichquartetts in D-moll gefallen lassen. „Wagner's Leitmotiv beruht im Grunde auf dem gleichen psychologischen Bedürfniß des Tondichters wie des Dichters." . . . „Die heutige Kammermusik ist ihrem unterscheidenden Wesen nach erst im Werden begriffen." Wir fragen billig: worin besteht denn dieses „Wesen"? Worin liegt der Unterschied zwischen „geistigen" und „moralischen Fragen unserer Existenz", welchen Nohl macht? Sind denn alle übrigen Musikschriftsteller nichts, daß erst Ludwig Nohl darüber einen Aufschluß gab, „wie tief überhaupt die Musik im seelischen Leben gründet"? Wenn er übrigens meint: „Beethoven hat oft ein mächtiges Portal vor das erste Allegro gesetzt, ja wol gar eine Bramante'sche Halle, aus der man in den römischen St. Petersdom hineinschreitet", so bedauern wir, ihm bemerken zu müssen, daß Bramante eine freistehende Halle im Sinne eines Portals niemals gebaut hat. Der ihm zugeschriebene Entwurf zu der Architektur in Rafael's Schule von Athen stammt aus äußern und innern Gründen höchst wahrscheinlich von Rafael selbst her.

Wir haben schließlich noch einen Wunsch auf dem Herzen. Da nach Nohl „die Kammermusik die holdeste und echteste musikalische Muse ist" und „der Genius des russischen Volks" demnächst auf Grund der Nohl'schen Preisschrift herrliche Geisteskinder mit dieser Muse zeugen wird, so bitten wir, dem deutschen musikverständigen Publikum keine Gevattersdienste bei dem solennen Tanfact zumuthen zu wollen.

Gustav Portig.

Staats- und socialwissenschaftliche Literatur.

1. Sociale Zeitfragen. Sammlung gemeinverständlicher Abhandhandlungen. Herausgegeben von Ernst Henriet Lehusmann. Erstes bis viertes Heft. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Diese Sammlung soll die Eigenthümlichkeit haben, die Vertreter aller Parteien zum gemeinverständlichen Vortrag über sociale Fragen kommen zu lassen. Die Holtzendorff'sche Sammlung von „Zeit- und Streitfragen" hat dasselbe zwar nicht als Zweck hingestellt, aber doch praktisch auch durchgeführt. Den Anfang dieser neuen Sammlung macht eine lesenswerthe Abhandlung des so viel und so vielfach ungerechtfertigt geschmähten Geheimraths Hermann Wagener über „Die Mängel der christlich-socialen Bewegung", welcher diese als fehlerhaft charakterisirt, sofern sie „sich von Hause aus an eine bestimmte politische Partei adressirt oder ein bestimmtes Parteiprogramm mit dem christlichen Stempel versieht". Als zweites Heft wird unter dem Titel „Die Maschine in der Arbeiterfrage" ein Abschnitt aus Professor Reuleaux's „Kinematik" gegeben, der sich mit der Wirkung des Maschinenbetriebs auf die Arbeiterverhältnisse beschäftigt. Das dritte Heft ist ein entsetzlich umfangreicher fortschrittlicher Leitartikel über „Sociale Reform und Verfassungsstaat", in welchem R. Reuter nachzuweisen sucht, daß die Vorbedingung alles gesellschaftlichen Wohlergehens die Verwirklichung der Regierung durch das Parlament sei. Im vierten Heft entwickelt F. Höpel seinen Lieblingsgedanken über „Das Geld in der gegenwärtigen Volkswirthschaft", deren Gedeihen er durch Vermehrung des Papiergeldes zu fördern gedenkt.

2. Die Grundlagen und Ziele des sogenannten wissenschaftlichen Socialismus von Fr. Kleinwächter. Innsbruck, Wagner. 1885. Gr. 8. 3 M.

Diese Beleuchtung der Theorien von Rodbertus und Marx, auf die sich unsere Socialisten theoretisch stützen, gehört entschieden zu dem Besten und Unbefangensten, das hierüber gesagt worden ist. Kleinwächter erkennt nicht nur die Verdienste vollkommen an, welche sich der Socialismus durch die Kritik der bestehenden Volkswirthschaft erworben hat, und gibt die Reformbedürftigkeit der letztern in vielen Punkten zu, sondern glaubt auch an die Möglichkeit einer größern Ausbildung des Gesammteigenthums zum Zweck der Einschränkung der aus der jetzigen Privateigenthums-

wirthschaft hervorgehenden socialen Schäden; er weist aber zugleich nach, daß man auf den verschlungenen Pfaden von Marx und Rodbertus nicht vorzugehen braucht und nicht vorgehen könne. Diese nüchterne Kritik sticht gegen die jetzt übliche wissenschaftliche Anbetung jener beiden schwerfälligen socialistischen Götzen, an der sich auch außerhalb der Socialdemokratie stehende Leute betheiligen, wohlthuend ab.

3. Untersuchungen über die socialen Zustände in den Fabrikbezirken des nordöstlichen Böhmen. Ein Beitrag zur Methodik socialstatistischer Beobachtung von J. Singer. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 6 M.

Das ist eine Untersuchung über die Arbeiterverhältnisse eines böhmischen Fabrikbezirks, die zum Theil recht unerfreuliche Aufschlüsse über Arbeit, Lohn und Leben der betreffenden Personengruppen gibt. Wenn es sich hier zunächst auch nur um eine Specialarbeit über einen verhältnißmäßig kleinen Bezirk handelt, so ist es doch wünschenswerth, daß dieses Buch in weitere Kreise dringe; denn es schildert auf Grund genauer und unbefangener Beobachtung Verhältnisse, die auch anderwärts vielfach ähnlich sind, und würde als das Ergebniß wohldurchdachter, methodischer Forschung die Leser von dem Nutzen solcher Untersuchungen auch in ihrer nächsten Nähe überzeugen.

4. Volkswohlstand und Volksgesundheit von E. Buchheim. Wien, Szelinski. 1885. Gr. 8. 2 M.

Diese Schrift gehört zu den vielen von socialem Wohlwollen eingegebenen, welche sich der Besprechung ihres Inhalts wegen Mangel an Faßbarkeit desselben entziehen und denen mit einer Kritik nicht gedient sein würde.

5. Richard Cobden's volkswirthschaftliche und politische Ansichten. Auf Grund älterer und neuerer Quellen systematisch dargestellt von K. Walcker. Hamburg, Nestler u. Melle. 1885. Gr. 8. 2 M.

Richard Cobden hat bekanntlich als Agitator für die Abschaffung der Kornzölle in England, die dort nach Lage der Verhältnisse nicht mehr gerechtfertigt schienen, und für Handelsverträge, die das Ausland für englische Waaren zugänglicher machten, der Industrie und dem Handel Englands große Dienste geleistet. Das bestreitet ihm kein Mensch. Wenn außerhalb Englands der Name Cobden nicht angenehm klingt, so ist es deshalb, weil man ihn als Personification der englischen Freihandelsinteressen auffaßt, die sich durchaus nicht überall mit den wirthschaftlichen Interessen anderer Länder decken; aber das verargt man weder Cobden noch dem zur Fortsetzung seiner Agitation gegründeten Cobden-Club. Nur findet man es nicht gerade schön und hält es mit Recht für übermäßig international, wenn Deutsche sich dem Cobden-Club anschließen und sich zu Ehrenmitgliedern desselben ernennen lassen. Würde man es nicht für Unverschämtheit oder Ironie halten, wenn ein deutscher schutzzöllnerischer Verein etwa John Bright oder einen andern hervorragenden Engländer zum Ehrenmitglied ernennen wollte? Denn unsere Schutzzollpolitik richtet sich zu einem großen Theil doch gegen England, wie die englische Freihandelspolitik gegen Deutschland. Daraus wird aber keine Nation der andern und den Agitatoren für die Zwecke der andern, wenn nur diese Agitatoren nicht im eigenen Lager auftreten, einen Vorwurf machen. Cobden hat lediglich als englischer Agitator Bedeutung; keine wissenschaftliche, wie etwa unser Friedrich List. Die Engländer haben seinen Werth erkannt und ihn gut bezahlt. Die vorliegende Schrift Walcker's läßt ihn in keinem andern Licht erscheinen, als in dem er bei uns bisher schon gekannt und gewürdigt worden ist. Großen Nachdruck legt Walcker darauf, daß Cobden gelegentlich die guten Eigenschaften der Deutschen anerkannt habe; dieses Verdienst um Deutschland scheint denn doch gar zu bescheiden, um von einem andern Standpunkt als dem der hier sehr schlecht angebrachten deutschen Bescheidenheit dem Auslande gegenüber Anlaß zur Verehrung Cobden's und zu einem Buch über ihn zu geben.

6. Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats. Im Anschluß an L. H. Morgan's Forschungen von F. Engels. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. G. 8. 2 M.

Lose zusammengefügte Studien über die Geschichte der Familie und der Stammesverfassung, welche gleiche Grundzüge auf den ersten Stufen der Entwickelung bei den verschiedensten Völkern: Irokesen, Griechen und Römern, Deutschen, Kelten, aufsuchen und aufweisen.

Der Zweck dieser Studien, bei denen Karl Marx noch mitgeholfen hat, ist der Nachweis, daß die Völker sich früher ohne „Staat" beholfen haben, und daß auch später, wenn „die Gesellschaft die Production auf Grundlage freier und gleicher Association der Producenten neu organisirt haben wird, die ganze Staatsmaschine dahin versetzt werden wird, wohin sie dann gehören wird, ins Museum der Alterthümer". Die alten gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Revolutionäre, wie Marx und Engels, können nun einmal den „Staat" nicht vertragen; es müßte denn ein von ihnen selbst regierter Staat sein. Engels sagt:

Da der Staat entstanden ist aus dem Bedürfniß, Klassengegensätze im Zaun zu halten; da er aber gleichzeitig mitten im Conflict dieser Klassen entstanden ist: so ist er in der Regel Staat der mächtigsten, ökonomisch herrschenden Klasse, die vermittels seiner auch politisch herrschende Klasse wird und so neue Mittel erwirbt zur Niederhaltung und Ausbeutung der unterdrückten Klasse. So war der antike Staat vor allem Staat der Sklavenbesitzer zur Niederhaltung der Sklaven, wie der Feudalstaat Organ des Adels zur Niederhaltung der leibeigenen und hörigen Bauern, und der moderne Repräsentativstaat Werkzeug der Ausbeutung der Lohnarbeit durch das Kapital. Ausnahmsweise indeß kommen Perioden vor, wo die kämpfenden Klassen einander so nahe das Gleichgewicht halten, daß die Staatsgewalt als scheinbare Vermittlerin momentan eine gewisse Selbständigkeit gegenüber beiden erhält. So die absolute Monarchie des 17. und 18. Jahrhunderts, die Adel und Bürgerthum gegeneinander balancirt; so der Bonapartismus des ersten und namentlich des zweiten französischen Kaiserreichs, der das Proletariat gegen die Bourgeoisie und die Bourgeoisie gegen das Proletariat ausspielte. Die neueste Leistung in dieser Art, bei der Herrscher und Beherrschte gleich komisch erscheinen, ist das neue Deutsche Reich

bismarck'scher Nation: hier werden Kapitalisten und Arbeiter gegeneinander balancirt und gleichmäßig geprellt zum Besten der verkommenen preußischen Krautjunker.

Das ist deutsche Geschichtsphilosophie! Um seine Forschungen mit solchen Sätzen zu krönen, wendet ein Deutscher eine Masse von Gelehrsamkeit und Scharfsinn auf!

7. Ein deutsches Indien und die Theilung der Erde. Colonialpolitische Randgloffen zur Sachlage in Afrika und zur Congoconferenz von B. Schwarz. Leipzig, Frohberg. 1884. Gr. 8. 1 M.
8. Colonialfragen von O. Livonius. Berlin, Wilhelmi. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das deutsche Indien malt uns B. Schwarz — aber ohne Schwarzmalerei — in Afrika, und zur Theilung der Erde unter die verschiedenen europäischen Rassen macht er hübsche Zukunftsmusik. O. Livonius zeigt besonders an dem Beispiel der Engländer den Nutzen überseeischer Colonien. Wenn diese Schrift, schon vor einer Reihe von Jahren verfaßt, aber damals leider nicht veröffentlicht, eigentlich geschrieben war, um die Deutschen zum Zugreifen nach Colonien anzuregen, was ja inzwischen geschehen ist, so ist sie doch auch heute noch lesenswerth, um die mancherlei Bedenken zu zerstreuen, die den deutschen Philister und „rechnenden" Politiker von der Zustimmung zum Einschlagen der für uns neuen colonialpolitischen Wege noch so vielfach abhalten.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Man hat in neuester Zeit rechts von den Vogesen wieder die Bezeichnung Biologie hervorgesucht. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verstand man unter Biologie theils die allgemeine Naturlehre der Organismen, theils die Philosophie der lebenden Natur. G. R. Treviranus, Lorenz Oken, Xavier Bichat, K. E. Schelling, J. P. V. Troxler, E. Bartels u. a. haben mehr oder weniger umfangreiche Werke über diesen Gegenstand geschrieben. Als das Zeitalter der Naturphilosophie erlosch, wurde auch das Wort Biologie seltener vernommen, ausgenommen in Frankreich, wo dasselbe immer einen guten Klang hatte. Seit einer Reihe von Jahren sprechen die Deutschen und die von denselben geistig abhängigen Völkerschaften wieder von Biologie, verstehen darunter aber keineswegs die Philosophie der lebenden Natur, sondern theils die allgemeine Physiologie, theils gewisse Territorien der besondern Physiologie, physiologischen Chemie, ja wissenschaftlichen Hygieine.

Im Jahre 1877 erschien zu Paris die zweite Auflage des Werks von Charles Letourneau, „La Biologie", welches zunächst die organische Materie im allgemeinen und das Leben betrachtet, sodann die Ernährung, den Umlauf der Säfte, den Umsatz der Gewebe, die Athmung und Ausscheidung, die Zeugung, die Bewegung und die Thätigkeit des Nervensystems. So verdienstvoll dieses Werk auch immerhin sein möge, so ist es doch nur theilweise Ausdruck des eigentlichen Inhalts der Biologie und neigt mehr der besondern Naturlehre der Organismen sich zu. In gleicher Art vertritt die von M. von Pettenkofer und C. von Voit ursprünglich herausgegebene „Zeitschrift für Biologie" in keiner Weise die Philosophie der Lebenslehre, sondern widmet sich ausschließlich exacten Forschungen auf dem Gebiete der allgemeinen und besondern Physiologie und der auf Hygieine und Krankheitslehre angewandten Physik und Chemie. Die in Frankreich, Belgien, Italien und in andern Ländern unter dem Namen von biologischen herausgegebenen Zeitschriften bekunden ganz und gar das Gepräge der allgemeinen Physiologie und Naturwissenschaft; zur Philosophie der Natur in richtigem Sinn wird wenig Anlauf genommen.

Seit April 1881 wird von den drei Professoren zu Erlangen: M. Reeß, E. Selenka und F. Rosenthal, das „Biologische Centralblatt" herausgegeben, welches bei Eduard Besold in Erlangen im Umfang von vier Druckbogen monatlich erscheint und den Zweck hat, theils Originalaufsätze, theils umfassende Mittheilungen, theils Berichte und Besprechungen über neue Forschungen aus der Botanik, Zoologie, beschreibenden und mikroskopischen Anatomie und Entwickelungsgeschichte, normalen und pathologischen Physiologie u. s. w. zu bringen. Es muß zugestanden werden, daß die Art, wie dies geschieht, eine ganz vortreffliche ist und den Fortgang aller hier unter Biologie verstandenen Wissenschaften wesentlich fördert. Es werden freilich die genannten Wissenschaften nicht in der Gesammtheit ihrer Entwickelung dem Leser vorgeführt; was dieser aber in dem Blatt findet, gereicht ihm zum größten Nutzen. Wir wollen einige Artikel namhaft machen, welche in den ersten drei Bänden enthalten sind.

Im ersten Bande begegnen uns außer höchst werthvollen Uebersichten, Analysen und kurzen Mittheilungen die folgenden Originalaufsätze: K. Balfour, „Entwickelung der Nebennieren", M. Brandt, „Färbung lebender Protisten" und „Zusammenleben von Algen und Thieren", J. Brock, „Geschlechtsorgane der Muränoiden", Carrière, „Wassergefäßsystem der Weichthiere", Eimer, „Insekten-Wanderung", Emery, „Die Kopfniere der Teleostier", Entz, „Die Chlorophyllkörperchen der niedern Thiere", Jordan, „Einfluß des Wassers auf die Muscheln", Karpinski, „Begattung der Spinnen", A. Rollet, „Wirkung von Salzen und Zucker auf die rothen Blutkörperchen", C. Peyrani, „Harnstoff und sympathischer Nerv" u. s. w. Im zweiten Bande: Kern, „Eine neue Bakterienform", Klein, „Das Grenzgebiet zwischen Thier- und Pflanzenreich", Forel, „Pelagische Fauna der Süßwasserseen", Griesbach, „Wasseraufnahme bei den Weichthieren", L. Gerlach und K. Koch, „Production von Zwergbildungen im Hühnerei", Obersteiner, „Ursprung und centrale Verbindungen der Riechnernen", Liebermann, „Ueber Gärung und Fermente" u. s. w. Im dritten Bande: Zopf, „Ueber einen neuen Schleimpilz im Körper des Schweines", Rabl-Rückhardt, „Gehirn der Knochenfische", Mitrofanow, „Zur Kenntniß der im Blut lebenden Thiere", Sarasin, „Reifung und Furchung des Reptilieneies", J. Dewitz, „Ueber die Bildung des Insektenfühlers", Obersteiner, „Der feinere Bau der Kleinhirnrinde", H. von Meyer, „Stellung und Aufgabe der Anatomie", Axel Blytt, „Ueber Wechsellagerung und deren muthmaßliche Bedeutung für die Zeitrechnung der Geologie und für die Lehre von der Veränderung der Arten", Giacosa, „Versuche über die in hohen Luftschichten enthaltenen Keimsporen niederer Organismen" u. s. w.

Das „Biologische Centralblatt" ist weit besser und gewissenhafter redigirt und viel umfassender gehalten als die zu Leipzig erscheinenden „Jahresberichte für Anatomie und Physiologie", und könnte diesen letztern in mehr als einem Stück zum Beispiel dienen. Jedenfalls trägt dasselbe sehr wesentlich dazu bei, dasjenige zu fördern, was man bei den Naturforschern von heute „Biologie" nennt.

— Alfred Kirchhoff schreibt uns: „Nur mit einer kurzen vorläufigen Notiz sei hierdurch auf die soeben begonnene Lieferungsausgabe des lange erwarteten neuen Stanley'schen Werks über die Gründung des großen innerafrikanischen Kongostaates hingewiesen, das unter dem Titel: «Der Kongo und die Gründung des Kongostaates» im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint. Bereits die vorliegende erste Lieferung beweist, daß wir durch dieses Werk endlich volle Aufklärung erhalten werden über Vornahmen und Pläne zur mercantilen Erschließung und Cultivirung des Kongobeckens, wie sie seit Jahren sehnlichst erwartet wurden. Immer wenn ein neuer Forscher auch aus unserer Mitte von einer im Auftrag des großherzigen Belgierkönigs unternommenen Reise nach dem Kongo zurückkehrte und vielleicht auch werthvolle Neubeiträge zur Klimakunde, zur Landeskunde im engern Sinn oder zur Völkerkunde heimbrachte, wurden unsere Fragen bezüglich des Standes der geplanten Eröffnung des Kongolandes oberhalb der Katarakten nahe der Strommündung zurückgewiesen mit dem Hinweis auf übernommene Verpflichtung, über dergleichen zu schweigen. Nun aber fällt der Schleier von dem Bilde. Es ist wie ein großes, in ähnlicher Weise noch nie dagewesenes weltgeschichtliches Drama: Der erste Act zeigte uns den kühnen Entdecker des wahren Kongolaufs und der ihn umgebenden Wildnisse auf der «Lady Alice» mit seinen getreuen schwarzen Begleitern; dann fällt der Vorhang; der die Hauptrolle einst auf dieser Bühne gespielt, entschwindet aus der Mitte der Zuschauer, unter die er sich für eine kurzbemessene Zeitspanne erholungsbedürftig gemischt hatte; da hebt sich wieder der Vorhang, und derselbe Stanley erscheint uns nun in neuer Thätigkeit, zwar immer noch forschend und entdeckend wie früher, aber zugleich den Kongoboden klärend für die Aussaat höherer Gesittung, für den Anschluß des durch Stromschnellen und pfadlose Oedungen bisher von der übrigen Welt losgetrennten Stromgebiets, immer noch blos latenten Reichthums, an das Meer, den Träger des Welthandels. Dieser zweite Act des Dramas ist der Inhalt dieses neuen zweibändigen Meisterwerks."

— Im Verlage von G. Schloeßmann in Gotha ist erschienen als erweiterter Conferenzvortrag eines thüringischen Landpfarrers ein Buch, welches den Titel führt: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre". Wir können zunächst einen formellen Mangel dieser Schrift nicht ungerügt lassen, weil derselbe denn doch gar zu lästig ist und dem Verfasser empfindlich schadet. Das Werk umfaßt 446 Seiten; bei diesem Umfange enthält es nicht das geringste Inhaltsverzeichniß, sondern läuft uno tenore von Anfang bis Ende ab. Das Vorwort hat den gleichen Druck wie die Einleitung, und beide gehören natürlich bei ihrer ungeheuern Länge zur Substanz des Werks. Hierauf wird nun im Anschluß an die Artikel die bäuerliche Glaubens- und Sittenlehre selbst ungemein ausführlich abgehandelt. Was den Inhalt aber anlangt, so ist derselbe ein Meisterstück, beruhend auf einer reichen Erfahrung, feinen Beobachtung und seelsorgerischen Klugheit. Will jemand von der Begabung und der Selbstverleugnung, deren auch ein Landpfarrer fähig sein muß, einen hohen Begriff gewinnen, der lese dieses Buch. Für Theologen ist es geradezu eine Fundgrube von Pastoralklugheit.

— Bei F. A. Perthes in Gotha ist erschienen „Ulrich Zwingli", Vorträge von C. Alphonse Witz. Der durch seine gediegenen Vorträge über „Das Gebet des Herrn", den „Ersten Brief Petri", die Bearbeitung des „Heidelberger Katechismus" und die Uebersetzung der „Confessio Helvetica posterior" auch außerhalb Oesterreichs bekannte Verfasser bietet hier ein Charakterbild Zwingli's, welches uns weniger den äußern als den innern Lebensgang des schweizerischen Reformators schildert. Der Autor zeigt sich mit der einschlagenden Literatur vollständig vertraut, gibt uns aber eine völlig selbständige Bearbeitung seines Stoffs. Fein und scharfsinnig entrollt er das innere Werden, die Heilslehre, die kirchliche und politische Thätigkeit Zwingli's. Die reformatorischen Grundsätze Zwingli's werden ebenso warm wie unparteiisch betont; das ganze Charakterbild ist geistvoll und künstlerisch ausgearbeitet. Ob nicht der Verfasser in dem gerechten Bestreben zu weit geht, Zwingli zur gebührenden Anerkennung zu verhelfen: das bleibe hier dahingestellt. Interessant auch für Nichttheologen sind folgende Punkte. Nach Witz versteht Zwingli unter Wort Gottes nicht blos die Bibel, sondern das lebendige Schöpferwort, durch welches alle Dinge gemacht sind; Evangelium ist ihm alles, was Gott den Menschen kundgethan hat. Die Erbsünde ist nicht eine Uebertretung oder Schuld des Einzelnen. Die Sakramente sind nicht Träger der Gnade, weil diese nur vom Geist gegeben wird, welcher keines Trägers bedarf; sie können nur Bundeszeichen sein. Die Wassertaufe hat keine besondere Bedeutung. Wasser-, Lehr- und Geistestaufe fallen nicht nothwendig zusammen. Das Abendmahl ist nur ein Erinnerungs- und Bekenntnißact für den Tod Christi; Christus wird nur geistlich, nicht leiblich genossen. Jedenfalls ist das Buch von Witz eine der besten Arbeiten, welche über Zwingli existiren, natürlich von der dem Reformator befreundeten Seite.

Bibliographie.

Apulejus von Madaura, der goldene Esel, aus dem Lateinischen übersetzt von A. Rode. Mit 1 Kupfer. 2 Thle. (Auf chemischem Wege reproducirte Liebhaber-Ausgabe.) Dessau. 1783. 8. 15 M.

Baehr, P., Neues Buch der Lieder. Bevorwortet von C. v. Leistner. Oehnhausen, Ibershoff. 8. 3 M. 50 Pf.

Bartsch, K., Die Brüder Grimm. Festrede. In erweiterter Gestalt herausgegeben. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 75 Pf.

Becker, A., Der Held von Guntersblum. Erzählung. Iserlohn, Bädeker. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Willi. Novelle. Iserlohn, Bädeker. 8. 80 Pf.

Fuld, L., Das jüdische Verbrecherthum. Eine Studie über den Zusammenhang zwischen Religion und Kriminalität. Leipzig, Huth. Gr. 8. 1 M.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 6ter Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 12 M.

Holberg, F. L. v., Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von J. Hoffory und P. Schlenther. 1ste Lfg. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M.

Jaworskij, J. L., Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878—79. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von E. Petri. 2ter Bd. Mit 1 Vollbild und 1 Karte. Jena, Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Kalidasa, Sakuntala. Schauspiel. Aus dem Sanskrit übersetzt von F. Rückert. Leipzig, Hirzel. 12. 2 M. 25 Pf.

Müllenhoff, K., Die Ortsbewegungen der Tiere. Berlin, Gaertner. 4. 1 M.

Naef, E., Erinnerungen aus Nord-Amerika. Nach eigenen Erlebnissen aufgezeichnet. Aarau. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Roeber, F., Tristan und Isolde. Tragödie in einer 2., neuen Bearbeitung. Iserlohn, Bädeker. 8. 3 M.

Rogge-Ludwig, W., Karl Mündner von Mülnheim, General-Lieutenant und General-Adjutant des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen. Ein hessisches Zeit- und Lebensbild. Kassel, Wigand. 8. 1 M.

Rossi, E., Studien über Shakespeare und das moderne Theater, nebst einer autobiographischen Skizze. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Merian. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Schloemp. 8. 4 M.

Schmeding, T., Die klassische Bildung in der Gegenwart. Berlin, Bornträger. Gr. 8. 3 M.

Schwarz, B., Die Erschließung der Gebirge von den ältesten Zeiten bis auf Saussure (1787.) Nach Vorlesungen an der königlichen Bergakademie zu Freiberg i. S. für Geographen, Kulturhistoriker und Militärs dargestellt. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 8 M.

Sloët, L., Sünden der Väter. Roman aus dem heutigen Rußland. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Steub, L., Bilder aus Griechenland. Altes und Neues. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Suttner, G. Freih. v., Die Garelli. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Wien, Gerold u. Comp. Lex.-8. 10 M.

Teweles, H., Die Armen. Kleine Romane. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Vulpinus, T., Bismarckverse. Zum 1. April 1885. Straßburg, Heitz. 8. 15 Pf.

Eine Wanderung im Jenseits. Aus dem Englischen übersetzt von Emma Hartmann. Stuttgart, Hänselmann. 8. 2 M.

Wengen, F. von der, Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung authentischer Quellen. 1ste Lfg. Gotha, F. A. Perthes. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Wildenbruch, E. v., Neue Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 131 bis 137.

Deutscher Reichstag. — Herat und die Dardanellen. (I/II.) — Russische Drohungen? — Asyl und Niederlassung in der Schweiz. Die Antwerpener Weltausstellung. (II.) — Die Klotzischen Händel. Von E. Schmidt. — Die ungarische Landesausstellung. — Socialpolitik und Socialethik. (I.) — Ueber Fremdwörter und sonstige Sprachverderbniß. Von A. Geyer. — Die neuesten Ergebnisse der Forschungen über den Limes Romanus am unteren Main. — Henry M. Stanley: Der Congo und die Gründung des Congo-Staates. (I.) — Wider C. Hepp. Von R. Weltrich. — Die Pole als Entwicklungscentren. Von Dr. A. Penck. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (VII.) — Johann Nepomuk von Riugseis. — Leben und Briefe George Eliot's. — „Die Dioskuren.“ Die sibirische Eisenbahn ihrer wirthschaftlichen Bedeutung nach. — Jahresbericht der bayerischen Fabrikinspectoren pro 1884. — Das Börsensteuergesetz. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. — Die Bienenzucht nach neuer Methode. — Geschäftliche Jahresberichte: Versicherungsgesellschaft Thuringia. Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Stuttgart. Allgemeine Rentenanstalt, Stuttgart. Oesterreichische Nordwestbahn. Deutsche Handelsgesellschaft, Frankfurt a. M. Westdeutsche Versicherungs-Actienbank.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unter Tungusen und Jakuten.

Erlebnisse und Ergebnisse der Olenék-Expedition.

Von

Ferdinand Müller.

Mit 4 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegendes Reisewerk schildert den Verlauf der von der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg ausgerüsteten Expedition zur Erforschung des Flusses Olenék, welcher, nachdem er einen grossen Theil von Ostsibirien durchströmt, in das nördliche Eismeer mündet. Da die polaren Binnenländer Asiens noch eine *terra incognita* für Europa sind, füllt das Werk eine wesentliche Lücke der populärwissenschaftlichen Reiseliteratur aus, sowie es auch eine willkommene Ergänzung zu Nordenskiöld's Entdeckungsfahrten bietet.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

DER KONGO

und die Gründung des Kongostaates.

Arbeit und Forschung.

Von

HENRY M. STANLEY.

Aus dem Englischen von **H. von Wobeser.**

Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten.

In 30 Lieferungen à 1 Mark für die Lieferung, oder in 2 Bänden, geheftet 30 M., gebunden 35 M.

Dieses neue Werk von Stanley wurde allgemein mit Spannung erwartet. Der weltberühmte Forscher schildert hier mit gewohnter Anschaulichkeit den Verlauf und die Ergebnisse seiner 1879—1884 so erfolgreich ausgeführten Expedition von der Mündung des Kongostroms aufwärts bis tief ins Innere des Landes hinein; es ist weitaus das Bedeutendste, was zur Förderung der Colonisation Westafrikas bisjetzt gethan und geschrieben wurde.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben; binnen kurzem wird das ganze Werk vollständig vorliegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch Massai-Land.

Forschungsreise in Ostafrika

zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von

Joseph Thomson.

Aus dem Englischen von **W. v. Freeden.**

Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Joseph Thomson hat als der erste Europäer das von raub- und mordsüchtigen Volksstämmen bewohnte Massai-Land in seiner ganzen Länge durchreist und dadurch ein geologisch wie commerciell höchst wichtiges Stück Innerafrikas unserer Kenntniss erschlossen. Die frisch und anziehend geschriebene Schilderung dieser Reise, mit Abbildungen und Karten reich illustrirt, reiht sich den werthvollsten Werken an, welche die Aufhellung des dunkeln Welttheils für die europäischen Nationen vermitteln.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nueva Gramática inglesa.

Curso teórico-práctico

por

J. J. Braun.

Secunda edicion. 8. Geh. 4 M.

Ein Lehrbuch der englischen Sprache für Spanier, das nach den besten Methoden bearbeitet ist und seine praktische Brauchbarkeit bereits hinlänglich bewährt hat.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Literarische Gesellschaft Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 4. Juni 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Balder und Loki. Von Richard Weitbrecht. — Zur Romanliteratur. Von Rudolf Doehn. — Emil Claar's Gedichte. Von Haus Müller. — Deutsche Seligmacherliteratur. Von Leopold Katscher. — Ein Kaiserbuch. Von Ernst Ziel. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Balder und Loki.

Was nicht die Gebrüder Grimm, nicht Lachmann und Müllenhoff, nicht Simrock noch Richard Wagner in gleichem Maße zu Stande gebracht haben, ein paar Worte Bismarck's in seiner Reichstagsrede vom 2. März brachten es fertig: die Deutschen interessirten sich für ihre Götterlehre. Wie in jenen ersten Märztagen die Conversations-Lexika aufgeschlagen wurden, wie die Zeitungsredactionen wetteiferten, ihre eben aus deutschen Mythologien und Realwörterbüchern geschöpfte Weisheit dem Publikum aufzutischen, wie eine Zeitung die andere in der Schnelligkeit und Gründlichkeit der Berichterstattung über Balder, Loki und Hödur zu überbieten trachtete — es war ergötzlich, man könnte auch sagen, betrüblich zu sehen.

Auf der münchener Kunstausstellung von 1879 war — das einzige Bild aus der deutschen Mythologie — O. A. Wergeland's Loke und Sygin ausgestellt. Loki liegt an den Felsen gefesselt unter der Schlange, die ihr Gift auf ihn herabträufeln läßt. Aber sein Weib Sygin hält in treuer Gattenliebe eine Schale unter und fängt das Gift auf. Ein berühmter Kunstschriftsteller schrieb damals: „Da ist Wergeland's Loke und Sygin, der uns den erstern an den Boden gefesselt zeigt, während die zweite sich eben beschäftigt, das Gift einer anonymen kritischen Schlange aufzufangen, das ihm diese auf den Leib zu speien boshaft genug war. Da nun nicht jedermann zuzumuthen ist, die «Edda» auswendig gelernt zu haben, so sollte man sich auch solcher Compositionen enthalten, die absolut unverständlich bleiben ohne das, weil sie keinen allgemein menschlichen Gehalt haben."

Ich bin sehr begierig, ob die nächste münchener Ausstellung uns nicht verschiedene Bilder aus der deutschen Mythologie bringen wird, und ob dann auch wieder die Herren Kunstrichter uns mit gänzlich falschen Behauptungen regaliren. Loki und Sygin ohne „allgemein menschlichen Gehalt", das ist so ziemlich der Gipfel der Verkehrtheit; aber über deutsche Mythologie sagen immer noch viele Leute allerlei Verkehrtes, weil sie selten zu befürchten brauchen, von solchen widerlegt zu werden, die es besser wissen.

Ob wol der Anstoß, den Bismarck gegeben hat, Rückwirkung haben wird auf die literarischen Hervorbringungen unserer Schriftsteller? Wir zweifeln daran. Ich habe neulich aus der Feder Gerhardt von Amyntor's gelesen, daß unsere deutschen Schriftstellerinnen deshalb nicht die Höhe des Parnasses erklimmen können, weil sie ungenügend über den Darwinismus unterrichtet seien. Das wäre dann also der neueste „gradus ad Parnassum" für unsere Schriftsteller! Ich meinerseits schenke allen schriftstellernden Frauen die Kenntniß des Darwinismus, wenn sie dafür etliches andere zum Schriftstellern mitbringen, z. B. die Kleinigkeit, ein correctes Deutsch schreiben zu können. Sollen sie aber ein Examen ablegen, so ließe ich sie dasselbe viel eher in der deutschen Götterlehre machen, als daß ich sie etwa auf die Zuchtwahl prüfen würde. Wir sind ja im großen Ganzen, was die in Fleisch und Blut übergegangene Kenntniß der religiösen Anschauungen unserer Vorfahren betrifft, heute noch nicht viel weiter als zu jenen Zeiten, wo Simrock dieses Interesse nachhaltig zu wecken versuchte. Er und heute Hermann Hoffmeister, der in seinem Buche „Der Glaube unserer Väter als der Germanen ureigenes altes Testament" eine gründlichere Behandlung der deutschen Mythologie schon auf den Gymnasien verlangt, selbst wenn darüber der classischen Mythologie, diesem Koloß auf thönernen Füßen, etwas abgebrochen würde — solche Leute werden als sonderbare Schwärmer verlacht.

Man meine nun aber ja nicht, daß etwa das Christenthum die Schuld trage an solcher Verachtung deutscher Götterlehre, wie es seinerzeit allerdings die Schuld trug an dem Untergang so vieler heidnischer Literaturdenkmäler; man könnte im Gegentheil an zahlreichen Beispielen nachweisen, daß gerade von seiten gutgläubiger Christen am meisten für die Weckung eines wahrhaft patriotischen Sinnes gethan wird, und daß auch die Forscher auf diesem Gebiete recht gute Christen sind. An jener Verachtung ist vor allem der deutsche Kosmopolitismus schuld. Wir haben den letztern als ein Erbe des vorigen Jahrhunderts überkommen und leugnen den Werth und die Berechtigung desselben für das vorige Jahrhundert keineswegs. Wir meinen aber, heutzutage, in der Bismarck'schen Aera liege die Sache doch ein wenig anders. Indessen muß man sich immer noch gefallen lassen, und gerade in der Schriftstellerrepublik am meisten, als ein beschränkter Kopf zu gelten, wenn man rund heraus erklärt: ich bin zuerst Deutscher, und dann noch einmal Deutscher, und dann erst Kosmopolit.

Und dieser Kosmopolitismus hat sich auch in unser Publikum tief eingefressen. Man vergleiche nur zwei ungefähr gleich berühmte Namen: Felix Dahn und Georg Ebers, zwei bedeutende Schriftsteller, die mehr, als man vielleicht auf den ersten Blick glaubt, Vorzüge und Schwächen miteinander gemein haben, obwol wir die dichterische Begabung Dahn's höher stellen als die von Ebers. Doch von diesem Gesichtspunkt aus urtheilt ja unser Publikum nicht. Es sind freilich bei Abwägung zweier Romanschriftsteller, soweit es sich um ihre Beliebtheit handelt, unendlich viele Gesichtspunkte in Berechnung zu ziehen, und es sei auch hier wieder daran erinnert, daß die Opposition aus christlichen Kreisen gegen beide gleich stark ist; aber ein Factor, der bei beiden in Betracht kommt, ist sicher der Kosmopolitismus des Publikums. Es ist ja unendlich viel interessanter und zeitgemäßer, sich aus irgendeinem Ebers'schen Roman über die alten Aegypter unterrichten zu lassen, als aus „Odhin's Trost" über die deutschen Göttersagen. Diese sind ja nur deutsch, freilich unser Ureigenstes und Bestes, jenes ist fremdländisch, und ein guter Deutscher sieht immer noch trotz Bismarck-Balder und dem deutschen Frühling, der nun etwa zwanzig Jahre währt, einen Ruhm darin, um mit Simrock zu reden, vor fremden Götteraltären niederzufallen und die einheimischen Altäre unbekränzt zu lassen.

Aber, fragen wir, ist es überhaupt wünschenswerth, daß die Dichtung unserer Zeit in Vers und Prosa bis zu den Anfängen unsers Volksthums zurückgreift? Auch dann, wenn größeres Interesse für das Einheimische und bessere Kenntniß desselben in unserm Volk vorhanden wäre? Wir glauben dies verneinen zu müssen, und wenn wir von unserm Lesepublikum eine bessere Meinung hätten, so würden wir sagen, es liegt der Ablehnung jener altdeutschen schönwissenschaftlichen Bücher von seiten des Publikums ein richtiger Instinct zu Grunde. Denn wir sind der festen Ueberzeugung, die doch allmählich von vielen (zunächst von dem Herausgeber d. Bl.) verfochten wird, daß wir modernen Menschen literarischen und Cultur-Zusammenhang nur bis zur Reformationszeit haben.

Es ist dies für alle nach neujesuitischer Geschichtschreibung dressirten Menschen sehr bedauerlich, weil diese Thatsache ein ganz gewaltiges Zeugniß für die Reformation abgibt. Man wende dagegen nicht ein, daß ja specifisch katholische über die Reformation hinaus liegende Dichtungen, die demgemäß auch von der katholischen Presse den nöthigen Hochdruck erhalten, wie Weber's „Dreizehnlinden", eine große Verbreitung haben. Es ist leider dem römischen Einfluß in Deutschland nahezu gelungen, den confessionellen Gegensatz auch in die Aesthetik und Ethik hineinzutragen, und wenn es noch eine Weile so fortgeht, so werden bald unsere protestantischen deutschen Dichter seit der Reformation, bisher der Stolz aller Deutschen, nur noch der Stolz der Protestanten und Religionslosen — vortreffliche Zusammenstellung für einen Römling! — sein, dagegen der Abscheu aller „guten" Katholiken.

Doch das vermag an der Thatsache selbst nichts zu ändern. Man mag künstlich einen Zusammenhang über die Reformation hinaus mit dem Mittelalter construiren, wie das schon die Romantik gethan hat: dieses künstliche Gebäude hat keinen Grund im modernen Bewußtsein. Wo sind sie alle, die fahrenden Ritter der Romantik, die der Romane, Epen und Dramen? Verschwunden und dahingegangen! Nur noch in den Literaturgeschichten fristen sie ein mühseliges Scheinleben. Und wir sind überzeugt, daß die historischen Romane im Stil von Ebers es nicht einmal so weit bringen werden, und daß nur die Geschichte des Geschmacks, und etwa noch die des Buchhandels, von ihnen Notiz nehmen wird. Dabei sei hervorgehoben, daß ich durchaus kein Gegner des historischen Romans bin; im Gegentheil, ich stelle einen guten historischen Roman gerade so hoch wie einen ebenso guten von zeitgeschichtlichem oder socialem Inhalt.

Ich bin übrigens durchaus nicht insoweit nur Deutscher, daß ich einen Roman etwa deshalb schon höher stellte, weil er deutsche Verhältnisse behandelt, oder noch höher, weil er nicht über die Reformation zurückgeht; sonst müßte ich, um bei dem gewählten Beispiel stehen zu bleiben, den Roman der Langeweile und Lahmheit: „Die Bürgermeisterin" von Ebers, ohne weiteres über seine ägyptischen Romane stellen, während doch z. B. „Homo sum" unendlich mehr Werth hat als jener Roman. Aber dabei wird es bleiben: die Stoffe, die eines großen deutschen Romanschriftstellers harren und den Einsatz seines ganzen Talents verdienen, können sich für unsere Zeit nicht über die Reformation hinaus finden. Davon liefert Gustav Freytag den Beweis. Wie viel Kunst hat er an die altdeutschen Romane seiner „Ahnen" gewendet, und wie wenig kann er uns mit denselben fesseln! Und ein wie ganz anderes Leben, wie viel mehr Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein ist in seinen Romanen, sobald er die Grenze des Reformationszeitalters erreicht hat! Man wird mir vielleicht Scheffel's

„Ekkehard" und den Abklatsch Ekkehard's, den auf den christlichen Horizont visirten Roman Steinhausen's, „Irmela", entgegenhalten. Von letzterm und seiner nicht aus dem Werth des Romans selbst erklärlichen Berühmtheit kann ich füglich absehen. Scheffel's „Ekkehard" gegenüber bekenne ich allerdings einige Verlegenheit, denn er gilt mir als das Muster eines historischen Romans. Doch leugne ich selbstverständlich nicht, daß es gute Romane geben kann, deren Stoffe weit über die Reformation hinaus liegen, wie denn auch „Odhin's Trost" ein guter Roman ist. Aber, und damit kommen wir wieder auf unsern Balder und Loki, wenn es einmal weiter zurückgehen soll als auf die Reformationszeit, und zwar bis zu deren äußersten Anfängen, so führe man uns doch lieber zu den Asen und Wanen zurück als zu Isis und Serapis! Wenn dazu Bismarck's Rede einen Anstoß gegeben hat, so ist sie auch für die deutsche Literatur nicht unfruchtbar gewesen.

Richard Weitbrecht.

Zur Romanliteratur.

1. Zur Chronik von Grieshuus. 1883—84. Von Theodor Storm. Berlin, Paetel. 1884. 8. 5 M.
2. Aus gärender Zeit. Roman von Victor Blüthgen. Zwei Bände. Groß-Lichterfelde, Wicke. 1884. 8. 6 M.
3. Villa Schönow. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1884. 8. 6 M.
4. Mit den Waffen. Roman von Friedrich Friedrich. Drei Bände. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 12 M.
5. Die Geheimnisse des Waldschlosses. Roman in zwei Bänden aus der Zeit des Wiener Congresses von R. Edmund Hahn. Dresden, Pierson. 1885. 8. 6 M.
6. Margaretha Menkes. Realistischer Roman von Hermann Friedrichs. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 5 M.
7. Schiffbruch. Roman von E. Bely. Herzberg a. H., Simon. 1885. 8. 3 M.
8. Die Philister. Roman von Hermann Schulze-Delitzsch. Zwei Bände. Berlin, O. Janke. 1885. 8. 9 M.
9. Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen aus Dorf und Berg, aus Wald und Welt von P. K. Rosegger. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1885. Gr. 8. 5 M.
10. Acht Erzählungen von Iw. Serg. Turgeniew. Aus dem Russischen übertragen von E. St. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1885. 8. 5 M.
11. Eine alltägliche Geschichte. Roman von Iwan Gontscharow. Aus dem Russischen übersetzt von Helene von Exe. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.

Wie in seinen Liedern, so zeigt sich Theodor Storm auch in seinen Erzählungen als ein feinsinniger Dichter, der in Naturschilderungen wie in Charakterzeichnungen gleich glücklich ist. Frei von allem Gesuchten und Fremdartigen schildert er in ungezwungener Einfachheit und dennoch höchst wirksam in der vorliegenden Erzählung „Zur Chronik von Grieshuus" (Nr. 1) die eigenthümlichen Reize seiner holsteinischen Heimat: die weiten Heidestrecken mit ihrem bräunlichen Steppenkraut, ihren Schwarz- und Weißdornbüschen, und die rauschenden Eichen- und Buchenwälder, die in frühern Zeiten zahlreichen Wölfen Unterschlupf gewährten. Nicht minder gelungen und anziehend ist die Charakteristik der Bewohner dieser Gegenden. Ein elegischer Hauch zieht über das Ganze hin; aber es ist nichts Schwächliches und Kränkliches in den geschilderten Persönlichkeiten, viel eher etwas Naturwüchsiges und Reckenhaftes, gepaart mit warmer, tiefer Empfindung und treuer, opfermuthiger Liebe und Anhänglichkeit bis in den Tod.

Die Erzählung spielt um die Mitte des 17. Jahrhunderts und beschreibt in ergreifenden Zügen die Schicksale der letzten Repräsentanten des alten Adelsgeschlechts, welches Burg und Schloß von Grieshuus bewohnte. Zwei Zwillingsbrüder, Hinrich und Detlew, waren es, die zuletzt dort hausten. Hinrich, von Natur bieder und edel, aber heftigen Gemüthsaufwallungen leicht unterworfen, erschlug in jähem Zorn den Bruder, doch nicht wie Kain den Abel; der Bruder hatte ihm sein Glück, sein junges Weib, getödtet, und da zwang er ihn zum Kampf und erschlug ihn. Storm sah noch die letzten, halbversunkenen Trümmer von Grieshuus, sammelte sorgfältig alles, was sich in Schrift- und Druckwerk oder in mündlicher Ueberlieferung auf die Geschichte des alten Adelsgeschlechts bezog, und hat es in anziehender, nicht selten erschütternder Weise poetisch wiedergegeben. Die Erzählung schließt elegisch mit folgenden Versen:

Auf Erden stehet nichts, es muß vorüber fliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen;
Ein Veilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen;
Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Besen.

Einen Gegensatz zu Storm's Erzählung bildet in gewisser Beziehung der Roman „Aus gärender Zeit" von Victor Blüthgen (Nr. 2). Die Handlung spielt hier in einer rheinischen Fabrikstadt, im Laufe der Jahre 1847 und 1848, während die Stürme des sogenannten Völkerfrühlings daherbrausten. Die Dichtung, welche zum Theil der Wirklichkeitabgelauscht erscheint, darf insofern wol ein Zeitroman genannt werden, als nur wenig mehr als ein Menschenalter uns von den geschilderten Ereignissen trennt und, wie der Verfasser selbst am Schluß seiner Arbeit bemerkt, die Hauptpersonen der Erzählung noch jetzt unter den Lebenden weilen und in stillen, einsamen Stunden der Stürme ihrer Jugendzeit gedenken. Der Zeitroman hat als ein Sitten- und Culturgemälde der Gegenwart seine vollste Berechtigung; er darf, wie der Herausgeber d. Bl. in seiner „Deutschen Nationalliteratur" mit Recht sagt, „die Gegenwart mit historischer Treue abschreiben", oder „er kann sie beleuchten mit der Fackel des Ideals und auf ihrem Boden den Blick prophetisch hinaus in die Zukunft wenden". Blüthgen hat einen Barrikaden-

kampf ohne Zweifel mit historischer Treue beschrieben; er hat nicht ohne Geschick die revolutionäre Erregung einer Stadtbevölkerung geschildert, wie solche dem wirklichen Kampf vorauszugehen pflegt; er hat die opfermuthige Thätigkeit edler, ideal angelegter Naturen und als Gegensatz dazu die Wühlereien selbstsüchtiger Aufwiegler treffend gekennzeichnet; er hat auch mit wenigen Worten die Revolution in Frankreich, in Wien und die Märzkämpfe in Berlin berührt — aber ein irgendwie abgerundetes Zeitbild aus den erwähnten Jahren mit einem prophetischen Blick in die Zukunft hat er nicht gegeben. Aus diesen Gründen ist denn auch der Roman „Aus gärender Zeit" nur mit großen Einschränkungen als ein wirklicher Zeitroman zu bezeichnen. Es fehlt der umfassende geschichtliche Ueberblick und das historische Pathos, die zu einer solchen Dichtung nöthig sind. Wir kommen aus den engbegrenzten Vorkommnissen in einer verhältnißmäßig kleinen Fabrikstadt nicht hinaus; es ist Klein- und Genremalerei, was uns geboten wird, kein groß angelegtes und dem entsprechend durchgeführtes Zeit- und Culturgemälde, so anziehend und unterhaltend auch der Roman in mancher Hinsicht sein mag. Was die Charakteristik der einzelnen Personen anbetrifft, so ist dieselbe fast durchweg als gelungen anzuerkennen; dies gilt namentlich von den Repräsentanten des weiblichen Geschlechts. Die Geiselhiebe, welche der heuchlerischen Pietisterei ertheilt werden, sind gewiß am Platze, wie auch der endliche Sieg der Tugend über das Laster Lob verdient.

In der Erzählung „Villa Schönow" von Wilhelm Raabe (Nr. 3) tritt uns der Raabe'sche Humor in köstlicher Weise entgegen. Hauptträger desselben ist der „Hausbesitzer und königlich kaiserliche Hofschieferdeckermeister" Wilhelm Schönow aus Berlin, der in der Nähe einer schön gelegenen Provinzialstadt einen reichen Schieferbruch und eine Villa erworben hat, bei welcher Gelegenheit er zum Vertrauten und hülfreichen Freund zweier Liebenden wurde, der jungen Hroswitha Hamelmann und des kaum minder jungen Gerhard Amelung. Für sich allein aber wäre Herr Schönow wol kaum im Stande gewesen, seine menschenfreundliche That glücklich zu vollbringen, wenn ihm nicht seine Freundin, Fräulein Julie Kiebitz, eine alte, sehr gelehrte und zu jeder guten That stets bereite Dame, hülfreich zur Seite gestanden wäre. Gegensätze zu Herrn Wilhelm Schönow und Fräulein Julie Kiebitz bilden der heimtückische Privatsecretär Giftge und Schönow's höchst unliebenswürdige Ehehälfte. Die Schilderung des kleinstädtischen Lebens in der Provinzialstadt ist vortrefflich; auch dürfte es kaum unangenehm berühren, daß die berlinische Mundart und Redeweise in der Erzählung vielfach vorkommt, der humoristische Charakter der Dichtung gewinnt vielmehr dadurch.

Wenn Friedrich Friedrich nicht zu den gefeiertsten deutschen Schriftstellern zählt, so gehört er doch zu den gelesensten. Es ist kein sogenannter Modeschriftsteller, der durch gesuchte und ungewöhnliche Schreibweise eine Zeit lang die Aufmerksamkeit des Lesepublikums auf sich lenkt und dem Hautgoutgeschmack dient; aber er versteht es, frisch in das Leben hineinzugreifen und ohne alles Raffinement als guter Erzähler das Interesse des Lesers wachzurufen und zu erhalten. Seine Romane berühren in der Regel die socialen Zustände und schildern vielfach Conflicte, welche durch die Verschiedenheit der sich einander kreuzenden Standes- und Berufsverhältnisse veranlaßt werden. Dies ist auch bei dem vorliegenden Roman „Mit den Waffen" (Nr. 4) der Fall, dessen Hauptpersonen dem Militärstande, dem höhern Bürgerstande und der Plutokratie entnommen sind, und in dem es sich vielfach um dem Begriff Ehre handelt. Gegensätze bilden der verschwenderische und frivole Lieutenant von Tilly und der ehrenhafte und pflichtgetreue Oberst von Rüling, dessen Bruder, der unbestechliche Redacteur und Journalbesitzer Dr. Rüling, und der wucherische Commerzienrath Eger; nicht minderes Interesse nehmen Hermann, der Sohn des Dr. Rüling, und Ulrike, die Tochter des Obersten, sowie die Baronin Charlotte von Ortho und der Maler Kalinka in Anspruch. Licht und Schatten sind fast gleichmäßig vertheilt, und die Charakterzeichnung läßt wenig zu wünschen übrig. Die Handlung geht überall frisch und lebendig vor sich, ohne Unterbrechung durch lange Reflexionen.

Der zweibändige Roman „Die Geheimnisse des Waldschlosses" von R. Edmund Hahn (Nr. 5) legt von neuem Zeugniß ab für die dichterische Gestaltungskraft des Verfassers. Zum großen Theil zur Zeit des Wiener Congresses spielend, beginnt und endet er auf dem waldreichen, unweit der sächsischen Grenze in Böhmen gelegenen Gut des Grafen von Wildstein. Die Heldin der Erzählung ist Maria, die zweite Tochter des Försters und Schloßinspectors Gerhardt Besser, der früher österreichischer Offizier gewesen war und mit dem Grafen von Wildstein auf freundschaftlichem Fuße stand. Ein Zufall fügte es, daß Maria, die sich durch Geist und Schönheit auszeichnete, den jungen Grafen Konstantin von Rosenhorst, einen Verwandten der Wildsteins, kennen lernte und dessen Liebe gewann. Fatale Misverständnisse und widrige Schicksale führten die Trennung der Liebenden herbei, bevor eine bindende Erklärung zwischen beiden stattgefunden. Graf Konstantin trat in preußische Dienste und that sich im Kampf gegen Napoleon I. hervor. Maria, die ganz verwaist dastand, vermählte sich unterdessen mit dem alten und kränklichen russischen Fürsten Baranoff; doch war sie, wenn auch durch Priesterhand mit dem Fürsten verbunden, in Wahrheit nie dessen Gattin, sondern lebte mit ihm nur wie eine Tochter mit dem Vater. Der Tod des Fürsten Baranoff gab Maria ihre Freiheit wieder, und so konnte sie mit der Gräfin Wildstein nach Wien gehen, wo der Congreß der vereinigten Mächte versammelt war und glänzende Feste gefeiert wurden. Die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba veranlaßte den Grafen Konstantin, wiederum in den Krieg zu ziehen; er kämpfte mit in der Schlacht bei Waterloo, trug aber eine schwere Verwundung davon. Nach der Genesung stand seiner Vereinigung mit Maria nichts mehr

im Wege. Mag der Roman auch in einzelnen Punkten gewisse Mängel, z. B. die nicht hinlänglich motivirte Verbindung zwischen Maria und dem Fürsten Baranoff, aufweisen: im großen und ganzen ist er doch ein neuer Beweis für die dichterische Begabung des Verfassers, der offenbar das wirkliche Leben nicht minder kennt als die Geheimnisse des Herzens und beiden in seiner Erzählung gerecht wurde.

Der Roman „Margaretha Menkes" von Hermann Friedrichs (Nr. 6), den der Autor selbst als einen realistischen bezeichnet, ist eine beachtenswerthe literarische Arbeit, der es indeß neben vielen Lichtseiten auch an Schattenseiten nicht fehlt. Es ist eine oft aufgeworfene und in der verschiedensten Art beantwortete Frage: was ist Realismus in der Poesie, und wie weit ist derselbe berechtigt? Es würde uns zu weit führen, ausführlicher auf diese Doppelfrage einzugehen; wir begnügen uns daher mit der kurzen Erklärung, daß nach unserer Ansicht die von der Wirklichkeit oder von der uns umgebenden Natur ausgehende Poesie vorwiegend einen realistischen Charakter trägt, während diejenige Dichtungsart, welche in der Hauptsache aus dem reichen Schatz der Ideenwelt schöpft, als eine idealistische bezeichnet werden muß. Aus der Vereinigung beider Dichtungsweisen geht das wahrhaft poetische Kunstwerk hervor. Ein gesunder Realismus ist himmelweit verschieden von dem lüsternen und schamlosen Naturalismus eines Zola, und die überschwengliche, süßliche Schöngeisterei der sogenannten empfindsamen Schule, die auch gegen ein Grashälmchen zärtlich sein konnte, hat nichts gemein mit dem kraft- und schwungvollen Idealismus eines Schiller. Ein wahrhaftes Dichterwerk darf weder die ethischen noch die ästhetischen Gesetze verletzen, mag nun das realistische oder das idealistische Element darin vorwalten. Wenden wir diesen Satz auf den Roman „Margaretha Menkes" an, so streift letzterer allerdings inhaltlich hart an die Grenzen des ethisch und ästhetisch Erlaubten, während die schöne Form stets und überall gewahrt bleibt. Der Roman sollte eigentlich das Motto haben:

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären.

Die Haupthelden, deren Namen auch das Werk trägt, Margaretha Menkes, ist das unschuldige Opfer einer ruchlosen Vergewaltigung. Dieser Unthat folgt nun eine ganze Reihe anderer Verbrechen, nämlich Unterschlagung, Testamentsfälschung, Mordversuch, Ineest und ein im Wahnsinn begangener Selbstmord. Margaretha selbst macht sich der erstgenannten drei Verbrechen schuldig; sie thut dies theils von Rache getrieben, theils aus Liebe zu ihrem unglücklichen Kinde, aber mit vollster Ruhe und Ueberlegung. Reue wegen ihrer psychologisch zwar erklärlichen, aber doch immer nicht entschuldbaren Verbrechen hat sie eigentlich niemals empfunden; dies geht deutlich aus den Worten hervor, mit denen sie vom Leben scheidet und die also lauten: „Mag die Welt den Stein auf mich werfen — hier in meiner Brust pocht das Herz so still und zufrieden der Ewigkeit entgegen, wie das eines neugeborenen Kindes dem Leben entgegenpocht."

Hermann Friedrichs besitzt unzweifelhaft dichterisches Talent, er wandelt aber in dem vorliegenden Roman eine gefährliche Bahn, die nur zu leicht auf Abwege führt. Das düstere Gedicht, welches also beginnt:

Bruder! Bruder! ruft es tausendstimmig,
Schaurig dröhnend durch die Grabesnacht;
Bruder! Bruder! höhnt das Echo grimmig,
Und der todte Bruder ist erwacht.
Flieh! o flieh hinweg von dieser Stätte!
Flieh der Erde, flieh des Himmels Bann —

erinnert gar deutlich an die Schauderromantik und die Schicksalstragödien von Müllner und Genossen. Sehr stimmungsvoll dagegen ist das „Im Bann der Sommernacht" überschriebene Gedicht.

Der „Schiffbruch" betitelte Roman von E. Vely (Nr. 7), dem Professor Joseph Kopf in Rom zugeeignet, liefert einerseits einen neuen Beweis von der hervorragenden Erzählungsgabe der talentvollen Verfasserin, trägt aber andererseits so starke Spuren des Pessimismus an sich, daß wir demselben kein unbedingtes Lob zu zollen im Stande sind. Die Heldin der Erzählung, denn einen Helden finden wir nicht darin, heißt Ada Haslau und ist die einzige sympathische Figur, aber auch sie wird schließlich schwach und vergiftet sich, indem sie spricht: „Weiter nichts, Schiffbruch im Leben, das ist alles!" Die Dichtung zeigt nirgends einen Lichtpunkt. Alles ist grau gemalt; die vorgeführten Männer sind sämmtlich Schwächlinge oder moralische Lumpen. Möchte die Verfasserin, die übrigens auch in diesem Roman wiederum ein nicht geringes Verständniß und ein warmes Interesse für die bildenden Künste zeigt, uns in ihrer nächsten Dichtung etwas mehr Licht zeigen und nicht so stark dem Pessimismus die Zügel schießen lassen!

Der zweibändige Roman „Die Philister" von Hermann Schulze-Delitzsch (Nr. 8) hat als poetisches Kunstwerk nur einen untergeordneten Werth; dennoch ist es gut, daß derselbe veröffentlicht wurde, da er die richtige Erkenntniß von Schulze's Entwickelungsgang fördern hilft. Der Verfasser hat ohne Zweifel triftige Gründe gehabt, weshalb er den Roman nicht bei seinen Lebzeiten herausgab; er hielt ihn wahrscheinlich nicht für hinlänglich durchgearbeitet. In der That läßt auch nicht nur der Stil, sondern auch der Inhalt manches zu wünschen übrig. Trotz alledem enthält die Dichtung viele Stellen, welche fesselnd wirken, weil sie geistvoll und originell sind, aber die sorgsame Feile und die künstlerische Durcharbeitung fehlen, wie gesagt, nur zu oft. Die Haupthelden sind Funck und dessen Freund Hugo, beide Juristen, ersterer auch socialpolitischen Bestrebungen nicht abhold. Zur Charakteristik Funck's mögen folgende Stellen dienen; er sagt zu seinem Freunde Hugo:

Sei unbesorgt, der Beruf des Dichters steht mir zum Pfuschen zu hoch. Poetisch zu schaffen vermögen wenige, aber poetisch sein, d. h. die ganze volle Menschheit in sich hegen, sollte eigentlich jeder. Klarheit des Geistes mit Wärme des Ge-

fühls, Energie im Handeln mit Feinheit der Empfindung gepaart — nur im Gleichgewicht dieser Factoren beruht eine gesunde Existenz, tüchtiges Wirken, echter Lebensgenuß. Die innere poetische Welt, die ich mir zu retten denke, soll mich für die Aufgaben des praktischen Lebens gerade recht frisch erhalten, und ich denke, wo es gilt, rüstig am Werk zu sein, wenn mancher lässig ausspannt.

So sprach Funck, in dem sich der Autor bewußt oder unbewußt vielfach selbst charakterisirt, kurze Zeit nachdem er die Universität verlassen hatte. Nachdem er schon manche Erfahrungen im praktischen Leben gemacht, richtet er folgende Worte an denselben Freund:

Mit wunderbarer Schnellkraft hat sich mein Menschengefühl, sobald die drückendste Last von ihm genommen wurde, innerlich wieder emporgerichtet und hebt das Antlitz so frei und freudig zum Himmel als je. Drum nicht in ängstlichem Abmessen nach dem geschaut, was hinter uns liegt, das läßt uns gar leicht die nächsten Forderungen übersehen. So viel ist geblieben, so warm und voll fühle ich noch den Puls meines innern Lebens schlagen, daß ich genug zu thun haben werde, die wogenden Ideen zu erfassen und zu formen, die Saaten zu bestellen, die sich wie in einem neuen Frühling in meinem Busen regen.

Diese und ähnliche Stellen deuten auch darauf hin, warum der Roman den Titel „Die Philister" führt. Schulze bekämpft eben das Philisterthum, in welcher Gestalt sich dasselbe ihm auch entgegenstellen mag. Die Frauencharaktere sind nicht minder mannichfaltig als die Männercharaktere und beide meistens gut durchgeführt. Die Gegend der Handlung erinnert an Thüringen. Das Buch ist unter allen Umständen lesenswerth; es ist reich an schönen Gedanken und warmen Gefühlen, wenn es auch den Ruhm des edeln Socialpolitikers wenig vergrößern hilft und zu dessen Unsterblichkeit nicht beitragen kann. Wie in Vely's Roman der Pessimismus Triumphe feiert, so herrscht in dem von Schulze-Delitzsch ein gesunder, kräftiger Optimismus.

Die beiden Bände von P. K. Rosegger's „Geschichtenbuch des Wanderers" (Nr. 9) enthalten mehr als vierzig kleinere Skizzen und Erzählungen, die in volksthümlicher Weise Land und Leute, Sitten und Gebräuche seines engern und weitern Vaterlandes schildern. Man kann diese Erzählungen als ein wirksames Gegenmittel gegen die sogenannten Colportage-Romane bezeichnen, und wir möchten sie deshalb namentlich für die Bibliotheken unserer Bildungsvereine empfehlen, schon um deswillen, weil sie, abgesehen von ihren sonstigen Vorzügen, von einem Manne verfaßt sind, der das, was er an Wissen und Einsicht besitzt, den flüchtigen Stunden in bitterm Kampf hat abringen müssen, und dem es nicht leicht geworden ist, das nachzuholen, was das Geschick in seiner frühern Jugend zu lernen ihm nicht verstattete. Aber im Ernst des Lebens hat er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „die süßen, heitern Klänge der Heimat nicht vergessen; überall im Stadt- und Weltgewühl haben ihm vom Hochland Zither und Hackbret ihre Lust und Sehnsucht zugeklungen und sind ihm Trost und Labe gewesen".

Wenn wir aus Rosegger's Schriften die steierische Alpenwelt kennen lernen, so gewähren uns die „Erzählungen" von Iw. Serg. Turgeniew (Nr. 10) und der Roman von Iwan Gontscharow (Nr. 11) einen tiefen Einblick mehr in die Schatten- als in die Lichtseiten des Volkslebens und der gesellschaftlichen Zustände Rußlands. Keine andere Nation hat es seit Gogol's Vorangehen in der naturgetreuen Selbstbespiegelung und in der leidenschaftlichsten Selbstzergliederung so weit gebracht wie die russische. Die Periode nach den Reformen der sechziger Jahre hat eine förmliche Anklageliteratur zu Tage gefördert. Die vorliegenden Compositionen von Turgeniew und Gontscharow zeichnen in oft ergreifenden Zügen Typen aus dem Gesellschaftsleben des russischen Reichs, durch welche gewisse allgemein verbreitete Fehler und Laster gebrandmarkt oder lächerlich gemacht werden. Gontscharow, der gleichzeitig mit Turgeniew die literarische Laufbahn betrat, hat zwar nicht die gleichen glänzenden Erfolge und den europäischen Ruf errungen wie letzterer, muß aber dennoch zu den hervorragendsten russischen Schriftstellern gezählt werden und lenkte im Jahre 1847 mit der „Alltäglichen Geschichte" sofort die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich.

Rudolf Doehn.

Emil Claar's Gedichte.

Gedichte von Emil Claar. Berlin, Freund u. Jeckel. 1885. 8. 2 M.

Die vorliegenden Gedichte beweisen, daß sich auch im Strom der Welt ein Talent bilden und entwickeln kann. Der Verfasser der Sammlung, aus welcher Seite für Seite ein großes Talent zu uns spricht, steht mitten im Strome. Sein Beruf fesselt ihn an die Bretter, welche die Welt bedeuten. Er leitet als Intendant zwei der größten und meist besprochenen Bühnen Deutschlands: das Opernhaus und das Schauspielhaus zu Frankfurt am Main. Er hat als solcher nicht nur ein hervorragendes künstlerisches, sondern gleichzeitig ein seltenes geschäftliches Geschick an den Tag gelegt. Denn er verstand es nicht nur, den frankfurter Theatern einen Weltruf zu begründen und namentlich für das neudeutsche Drama eine liebevolle Pflegestätte zu schaffen, deren Erfolge tonangebend waren für das Urtheil des deutschen Publikums, sondern er errang sich auch das für die alte Freie Reichsstadt so wichtige Verdienst, aus den Angstkindern der Bürgerschaft, als welche die beiden kostspieligen Theater mit Recht lange Zeit hindurch galten, allmählich wahre Lieblinge zu machen, an deren gedeihlicher Fortentwickelung niemand mehr zu zweifeln berech-

tigt ist. Und das letztere insbesondere war keine Kleinigkeit. Man hat heute, obschon es noch gar nicht so lange her ist, fast vergessen, daß man seinerzeit nahe daran war, den über die Maßen theuern Bau des Opernhauses noch vor der Vollendung einzustellen und das Gebäude bis auf bessere Zeiten mit Bretern zu vernageln. Als dann der Prachtbau da stand und die Nothwendigkeit hervortrat, den außerordentlichen Verhältnissen entsprechend auch Außerordentliches in Ausstattungen, Aufführungen und Leistungen zu bieten: da nahm das Angstgeschrei erst recht überhand, daß die Mittel dafür fehlen, daß es langer Zeiten bedürfen würde, bis die Provinzstadt trotz ihres Reichthums und ihres großen Fremdenverkehrs in das weltstädtische Haus hineingewachsen sein werde. Es ist unzweifelhaft der energischen, umsichtigen und einsichtigen Führung Emil Claar's zu danken, daß alle diese theils sorgenvollen, theils unzufriedenen Stimmen gar bald zum Schweigen gebracht wurden, und daß von den geschäftlichen Sorgen heutzutage so gut wie gar nicht mehr die Rede ist. Eine nähere Ausführung der fernern dramaturgischen Verdienste Claar's gehört nicht hierher. Es sollte nur daran erinnert werden, mit welchen Schwierigkeiten und Drangsalen der frankfurter Intendant nach allen Richtungen hin zu kämpfen hatte.

Und trotz alledem ist dieser viel beschäftigte Mann keineswegs vollständig von dem Strome seiner anstrengenden Thätigkeit fortgerissen und seiner eigenen künstlerischen Individualität entfremdet worden. Seine echt dramatische Stellung und Berufsarbeit haben ihn nicht abgehalten, in innerer Seele ein feiner, stimmungsvoller und für sich abgeschlossener Lyriker zu sein und zu bleiben. Zwischen Regietisch und Kassenabrechnungen fand er Zeit zu stiller poetischer Beschäftigung, sang er seine durchaus eigenartigen Lieder, weichherzig, duftig, empfindungsvoll, zart und sinnig, in keiner Weise der Luft und dem Leben entsprechend, wohinein sein Tagewerk ihn gestellt hatte. Im Gegentheil kehrt er sich mit Vorliebe ab von der rauschenden Alltäglichkeit. Er vergleicht sich wiederholt dem Aar, dem aufwärts schwebenden und strebenden, der über Kleinheit, Niedrigkeit und nagender Gemeinheit unerreichbar wie ein kleiner Punkt aus hohem Himmelsraume hängt und nur deshalb so klein erscheint, weil er so stolz und hoch schwebt. Er sagt, daß er dem Schmerze seine Lieder dankt, daß im Schmerze seine Kraft wurzelt. Er kämpft mit warmem Verständniß für das Weh und Leid der Armen gegen die Glücklichen und Zufriedenen. In dieser Hinsicht ist das schöne und kraftvolle Gedicht, das zugleich das längste des ganzen Buchs ist, „An die Zufriedenen" bemerkenswerth und des Abdrucks würdig:

Die ihr so glücklich und zufrieden
Euch schaukelt wie auf goldnen Höhn,
Den Göttern gleich, zu Heil beschieden,
Wie dünkt die Welt euch wunderschön.
So wunderschön, daß ihr im Fächeln
Der Palmen nicht Orkane hört,
So wunderschön, daß euer Lächeln
Kein Menschenjammer je gestört.

Auch ich hab', in Genusses Rosen
Auf eines Weibes Mund vertieft,
Gekränzet mit des Leichtsinns Rosen
Den Scheitel, der von Lust getrieft.
Ich aber sage euch und sage:
Unnennbar ist der Erde Schmerz!
Ich aber klage euch und klage:
Vor Wehmuth blutet mir das Herz!

Die ihr so glücklich und zufrieden,
Ich kann euch nimmermehr verstehn,
Solang' in staub'ger Qual hienieden
Noch Menschen müssen betteln gehn,
Solang' hinausgepeitscht vom Geize
Verzweiflung sich die Haare rauft,
Solang' die Unschuld ihre Reize
Um einen Bissen Brot verkauft.

O ihr Zufriednen! O ihr Reichen,
Die ihr in Saus und Seide lebt,
Ihr Lebensfürsten sondergleichen,
Die ihr den Purpur selbst euch webt,
Die ihr euch Marmorhäuser mauert,
Wie seid ihr prächtig, seid ihr stark,
Indeß durch eure Schlösser schauert
Getretner Menschen Blut und Mark!

Was kümmert's euch, beglückte Zecher,
Der Menschheit Qual ist Mückenstich,
Wenn nur aus vollgeschwemmtem Becher
Noch schlürfet das gekrönte Ich!
Was kümmert euch das Volk in Lumpen,
Ihr sagt: Das ist der Lauf der Welt!
Champagner her! ob auch in Humpen,
Die leer sind, eine Thräne fällt.

Ich weiß, der Schmerz ist jetzt nicht Mode,
Jetzt sind die Dichter urgesund,
Sie wissen nichts von Qual und Tode,
Von Freude überfließt ihr Mund.
Glimmt nach dem Festmahl die Cigarre
Bei duftigem Verdauungsrauch,
Erklingt ihr Liedlein zur Guitarre:
Wie köstlich dieser Erde Brauch!

Darum verzeiht an üpp'gen Tischen
Dem Sange, der in Kummer ächzt,
Verzeiht dem Aar, dem schwärmerischen,
Der über euern Festen krächzt!
O lächelt über solchen Schrecken!
Kann über eure Häupter her
Sein Fittich einen Donner wecken?
Er flieht und lästert euch nicht mehr.

O schaut' er nie des Lächelns Fratze,
Das wohlig eure Lippen streift,
Indessen Tausenden die Tatze
Des Elends in den Busen greift!
O schaut' er nie, wie ihr euch klammert
An jede Binse Lebenslust,
Indeß die Noth, die Sorge jammert —
Bei Gott! — in mehr als einer Brust!

Er birgt sich hoch in Felsenforsten
Und sucht im Fels der Liebe Born,
Auf höchstem Gipfel möcht' er horsten
Mit seinem Schmerz und seinem Zorn,

Vergessen euch auf seinem Sitze
Und führen im Gewitterschein,
Umzuckt vom Diadem der Blitze,
Ein einsam Königsadlersein.

Hier ist wahre und große poetische Empfindung mit edelm Ausdruck und hohem Schwung vereinigt, und der aufmerksame Leser wird sich wol nur an dem Bilde des lusttriefenden Scheitels (zweite Strophe) und vielleicht an der Sprache der sechsten Strophe, die nicht ganz zu dem Uebrigen paßt, stoßen.

Eingetheilt ist das gehaltvolle Büchlein „Gedichte" in „1. Junge Falter", „2. Auf dunkeln Wegen", „3. Fragmente", „4. Vermischte Gedichte".

Zumeist herrscht eine weiche, warme Stimmung vor, die zum Theil den anakreontischen Lebens- und Liebesgenuß predigt, zum Theil wehmüthige und zarte Herzenstöne anstimmt und uns durchweg von der großen Heerstraße abseits führt in eine südlichere Atmosphäre. Wenn es auch nirgendwo ausgesprochen wird, so vermeinen wir uns doch unbewußt in sonnigere Gegenden verpflanzt, wo Palmen rauschen und die Luft von süßen, fremdartigen Düften geschwängert ist. Da flattern bunte Falter von Blume zu Blume, da lacht ewiger Frühling, und da ist viel von Küssen die Rede. Ist doch das Herz nach einem Liede der ersten Sammlung „ein Falter in jedem (?) Alter" und „die Lieb' ein Kuß, der wandern muß, ein süßer Vagabund von Mund zu Mund". Mund und Lippe spielen eine große Rolle in dem Abschnitt „Junge Falter". Die Lippe schüttet „Rosen und Flammen in eins zusammen"; auf dem Munde glüht „zum Kuß bereit Blume Treulosigkeit"; „ein Herz in süßer Schlinge und ein küssender Mund sind die vernünftigsten Dinge auf Gottes Erdenrund"; der Geliebten hängt am Mund ein Kuß, der vermessen genommen wird: „er wurzelte in keinem Grund, wirst ihn wie ich vergessen". Des Geliebten Mund hat noch „viel des Heimlichen zu thun" auf dem Munde der Geliebten. Dabei wird Altes und Neues in den verschiedensten, aber immer in originellen und fein zugespitzten Variationen vorgeführt. Manches ist trefflich, einiges erinnert an Heine, anderes an Bodenstedt's „Mirza-Schaffy":

Du zürnest, Herrin, meinem Kuß,
Der, frevelnd gegen dein Gebot,
Erglomm zu kurzem, sel'gem Sein!
O zürne nicht, er ist ja todt!

Was ist ein Kuß? Ein Strahl, ein Hauch!
Er starb, dieweil ich dir ihn gab.
O zürne einem Todten nicht,
Der nur gesucht das schönste Grab!

Solang' du sprichst,
Denk' ich, dein Mund ist zum Sprechen erkoren!
Und wenn du schweigst,
Denk' ich, dein Mund ist zum Küssen geboren!

Du sollst nicht denken, du sollst nicht kränken
Dein Herz mit dunkler Grübelei!
Du sollst es tränken und sollst es versenken
In Lust und süße Narrethei!

Verbringst du die Tage mit nutzloser Klage,
So denk, sie rauschen auf immer vorbei!
Womit die Plage, womit, o sage,
Vergiltst du im Herbst den vergeudeten Mai?

Im ganzen aber kann nicht von Anempfindung oder Unselbständigkeit die Rede sein. Die Gedichte haben fast ausnahmslos individuelles Gepräge.

Der Abschnitt „Auf dunkeln Wegen", der auf die leichtlebige Verherrlichung der Schmetterlingsnatur folgt, enthält eine Reihe tiefernster und bedeutender Dichtungen, die gleich hoch stehen in Bezug auf Gedanken wie auf klaren Ausdruck und knappe Form. Man lese „Tage kommen, Tage gehn", „Gesang der Vernichtung", „Solang' du ringest noch hienieden" u. a. m. Da spricht ein würdig denkender und empfindender Künstler zu uns, der, wie es in dem „Präludium" heißt, in Frieden seine Bahnen gehen wollte, aber vom Schicksal dem Sturm in den Schos gegeben ward, und dessen Leben wie der Sturm ist: „verworren, sehnend, heimatlos". Es ist das alte ewige Lied von des Lebens Wehmuth und Widerspruch, das sich bei allen echten Dichtern wiederfindet. Claar gibt sich als einen jener Stolzen und Einsamen zu erkennen, die ihre eigenen Wege gehen: „Den Trotz hat nicht das Glück erzogen, der Stolz er war in Weh gezeugt." Er gehört zu den Außergewöhnlichen, die nicht an der Scholle der Alltäglichkeit kleben. Er sagt:

Und eh mein Leben gleichet
Dem flügellosen Wurme,
Der nur am Boden schleichet,
Gleich' es dem Staub im Sturme.

Seine Gedanken weilen „manche todtenstille Nacht" bei der Lösung der Frage, warum der einen Seele jedes Glück im Leben fehle, während die andere jedes Heil fast verfolgt, „daß sie badet im Genusse und versinkt im Ueberflusse". Eine schmerzliche allgemeine Wahrheit liegt in dem Liede:

Mir summt im Herzen ein leises Lied,
Ich wag es nicht zu beginnen,
Es ist zu traurig.

Und ein Gedanke mich durchzieht,
Ich wag' nicht ihm nachzusinnen,
Er ist zu schaurig.

Eine plötzliche Ahnung jedoch,
Die möchte wissen:
Ich werde beides noch
Erleben müssen!

Außerordentlich sympathisch wirkt die mehrfach hervortretende Verehrung und Liebe des Sohnes zu seiner Mutter. Wie fein empfunden ist in dieser Beziehung das Gedicht „Winterabend", wo der Dichter allein mit allem, was er hat, mit all seinem Wohl und all seinem Weh im tiefsten Sinnen zu Hause weilt und ihm sein liebstes Bild, seine Mutter, erscheint. Wie treffend ist die Mahnung an Gastlichkeit in dem Gedicht „Wer immer unter deinem Dache weilt", mit dem Hinweis darauf, daß der

letzte Knecht, indeß er kargen Lohn erwirbt, vielleicht von seiner Mutter träumt, die vereinsamt stirbt, oder vielleicht von seinem fernen, kranken Kind. Ebenso ansprechend ist es, wenn der Dichter die eigene kleine Familie erwähnt bei Gelegenheit des Testaments, wo er von seinem Begräbnißplatz redet:

Und läg' ich ganz bedeckt von Schilf und Moos,
Ich weiß zwei Augen, junge, frische, helle,
Und andre zwei, so schön, so bramm, so groß,
Die finden schon die eine kleine Stelle.

Der dritte Abschnitt enthält zwei geist- und schwungvolle Fragmente: „Byron an der Leiche Shelley's", aus einem Trauerspiele, und „Mondnacht".

Unter den „Vermischten Gedichten" ragen namentlich die spruchartigen Strophen hervor, die sich durch treffenden Inhalt und prägnante Form auszeichnen, wie denn Claar sich überhaupt durchgehends einer kurzen, knappen Ausdrucksweise befleißigt. Von den Sprüchen führe ich als wohlgelungen an:

Glaube mir, in diesem Leben
Ist die allergrößte Kunst:
Ruhig lächelnd aufzugeben
Was man hielt für Glück und Gunst!

Willst du dich bücken,
So sei's eine Blume zu pflücken
Der Geliebten zum Gruß!
Willst du dich bücken,
So sei's einen Kuß zu drücken
Auf deiner Mutter Fuß!

Ersehnt man unsrer Tage Gunst,
So gilt's, den Kopf recht hoch zu tragen
Und zu besitzen jene Kunst,
Das Beste von sich selbst zu sagen.

Was dir wohl, was dir wehe thut,
Was mächtig in deinem Innern ruht,
Das kümmert weder Mann noch Frau.
Doch ob du ein Christ bist oder ein Jud —
Das wissen sie alle ganz genau.

In der Form ist Claar fast durchgehends Meister. Er verwendet allerdings nur die einfachsten Rhythmen, Reime und Versmaße. Dadurch thut er der Sprache aber auch niemals einen Zwang an. Alles ist fließend, sanglich, deutsch. Wo er einmal, wie in „Strandreime", ein Uebriges thut, gelingt ihm der Versuch vortrefflich. Auch in der Anwendung von Bildern, in der Ausdrucksweise und Handhabung der Sprache ist der Dichter meistentheils sehr glücklich, immer gewählt, niemals trivial. Von großem Wohllaut sind manche Verse durch die Benutzung alliterirender Worte, die aber niemals aufdringlich werden.

Dazwischen finden sich wol auch vereinzelte Ausdrücke und Wendungen, die gesucht, überschwenglich oder schief genannt werden müssen. So scheint mir in dem Gedicht „Elfenreigen", dessen erste Strophe ohnedies gar zu aphoristisch klingt, die Behauptung, daß „die jüngsten Knospen verrücket von lauter Schauen" sind, doch entschieden zu kühn. Den Vergleich: „Ich glaub's, an deine Ohren plätschert wieder die trübe Woge alter Klagelieder", kann ich mit dem besten Willen nicht poetisch finden. In der „Mondnacht" von dem „blassen, zerfließenden Goldschmuck", „den die sanftlastende Mondhand den Bäumen flicht in das dunkle Gelock" zu reden, dürfte der Wirklichkeit und der bisher eingebürgerten Annahme von des Mondes Silberglanz nicht entsprechen. „Deiner Lippen Küsse saugen" ist gewiß nicht geschmackvoll zu nennen. Als sprachlicher Irrthum findet sich die ungewöhnliche Anwendung des Dativs in der Strophe: „Ein Tiefgeweihter, der erkennt in tiefstem glückerfülltem Herzen, daß dieses Lebens ein Moment ihn adelt, wappnet — allen Schmerzen." Von schlechten Reimen sind mir aufgefallen: „Schwirr'n" — „Hirn" und „grüßte" — „süß'ste".

Aber ich will mir im Hinblick auf den Reichthum an Gutem und Vortrefflichem nicht den Tadel verdienen, mit dem der Dichter mit Recht die Leute bedenkt, welche immer alles besser wissen, die ein scharfes Messer mit sich tragen:

Sogleich das lieblichste Ding zu zerlegen,
Als zählt' es zu den Heldenstücken,
Den Kelch einer Blume zu zerpflücken!
Der Himmel bewahre jeden Dichter
Und seine Lieder vor solchem Gelichter!

Hans Müller.

Deutsche Seligmacherliteratur.

1. Die Heilsarmee („The Salvation Army") nach eigener Anschauung und nach ihren Schriften von Th. Kolde. Erlangen, Deichert. 1885. 8. 2 M.
2. Das Heer der Seligmacher oder die Heilsarmee in England. Von R. Schramm. Berlin, Habel. 1883. 8. 1 M.

Dem weiblichen Geschlecht hat sich in England ein neuer Erwerbszweig oder doch ein neues Beschäftigungsfeld eröffnet: der Beruf der Seligmacherei, der bislang nur Männern offen stand. Bisher gab es nur Missionäre; allein der Bestand der Salvation Army (Erlösungs-Armee) hat auch Missionärinnen ins Leben gerufen. In dieser Religionsbewegung spielt das weibliche Element mindestens eine ebenso große Rolle wie das männliche: eine Thatsache, die vielleicht nicht wenig dazu beiträgt, dieselbe zur merkwürdigsten und umfassendsten des Jahrhunderts zu machen.

Auf einem Spaziergang durch den Westen Londons fallen uns auf einer Laterne die Worte auf: „Vollständige unentgeltliche Erlösung!" Diese Laterne gleicht den vor den londoner Wirthshäusern hängenden Laternen, und neben

ihr befindet sich eine andere, welche die Inschrift trägt: „Erlösung! Kommet! Erlösung jetzt und später!" Beide Laternen hängen vor einem „Regentensaal" genannten Hause in der Oxfordstraße im Westen Londons. Gegen sieben Uhr abends, als wir vorbei kamen, wurden wir von einem Thürsteher aufgefordert, einzutreten, um einem Erlösungs-Meeting eines Corps der Seligmacher-Armee beizuwohnen.

Wir treten ein. Der Saal ist sehr geräumig. An den Wänden rings herum bemerken wir biblische Erbauungssprüche; sonst ist alles schmucklos. Die zahlreichen Bänke sind dicht mit zumeist verwahrlostem Publikum, Männern und Weibern, besetzt. Am südlichen Ende befindet sich eine Reihe von amphitheatralisch erhöhten Bänken, auf denen die allmählich erscheinenden „Soldaten" beider Geschlechter, darunter mehrere Musikanten, Platz nehmen, nicht ohne vorher niederzuknien, die Hände vor das Gesicht zu legen und ein stilles Gebet zu verrichten. Alle Anwesenden dürfen nach Belieben lachen und plaudern, bis einer der „Kapitäns" — der ebenso oft eine Frau oder ein Mädchen ist wie ein Mann — das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes gibt. Für diesen ist keine ganz bestimmte Norm vorgeschrieben, doch wird im allgemeinen ein gewisses festgesetztes Programm befolgt, das nie wesentlich von demjenigen abweicht, das wir diesmal beobachten sahen.

Der weibliche Kapitän kündigt eine Hymne an, die jedermann in dem vom „Hauptquartier" herausgegebenen „Penny-Gesangbuch des Seligmachers" aufschlägt, liest jeden Vers vor, ehe er von den Soldaten wiederholt und dann auch vom Auditorium gesungen wird, und commentirt ihn in äußerst populärer Weise. Der Refrain: „Ich glaube, ich werde dort sein (im Himmel)", wird dutzendmal wiederholt, was uns bald recht lästig zu werden anfängt. Die Soldaten singen mit hoch erhobenen Händen und beschleunigen von Strophe zu Strophe das Tempo, bis sie schließlich — und mit ihnen der fromm gestimmte Theil des Publikums — so begeistert sind, daß sie ihre Taschentücher und Hymnenbücher schwenken, während das aus Trompeten, Trommeln und Tamburins bestehende Orchester mit ohrenzerreißender Gewalt drein donnert. Zunächst wird kurz gebetet, dann wieder eine Hymne gesungen. Hier und da knien die „Erlöser" nieder. Das geht eine gute Weile abwechselnd fort, wobei von steifer Würde keine Spur vorhanden ist. Der anwesende männliche Kapitän unterbricht den weiblichen beliebig, und zwischen den Gebeten und den Gesängen plaudert man. Ebenso burschikos wie die Erläuterungen der Hymnen sind die Aufforderungen, welche die Kapitäns an das Publikum richten. Einer sagt z. B.: „Singet das Ganze. Scheuet euch nicht, es zu singen. Oeffnet den Mund nur gehörig, es wird euerm Brustkasten wohlthun." Oder: „Gott ist gut — nicht wahr, ja?" Zum Schluß des eigentlichen Gottesdienstes sammeln einige der „Halleluja-Mädchen" (so heißen diejenigen Soldatinnen, welche hauptsächlich Tamburins schlagen und während der Gebete fleißig Amen und Halleluja rufen) in Schalen Geld ein, das zur Deckung der Kosten der Seligmacherei beiträgt. Während die Mädchen umhergehen, hören wir den humoristisch gestimmten männlichen Kapitän sagen: „Wer in Zweifel ist, ob er eine halbe Krone (2½ Schilling) oder einen Schilling geben soll, gebe getrost eine halbe Krone"; sodann: „Gebet ja nur kein falsches Geld, wie es neulich ein Mann that, der einen falschen Sovereign (20 Mark) in die Schale warf; wenn ihr kein gutes Geld gebt, kommt ihr in die Hölle."

Das nächste Stadium ist, daß der dienstthuende Kapitän die Soldaten auffordert, Zeugenschaft abzulegen, d. h. öffentlich zu erzählen, welche Veränderungen in ihrem Gemüthsleben seit ihrer Erlösung eingetreten sind. Wer da will, steht auf und theilt mit, wie glücklich er (sie) sich seit seiner (ihrer) Seligmachung fühlt. Nachdem einer, zwei oder drei gesprochen, wird eine Strophe eines der ungemein zahlreichen Erlösungsarmee-Lieder gesungen. Sodann hält einer der Kapitäns eine angemessene Ansprache, die sich auf die Seelenrettung der Sünder bezieht und möglichst eindringlich und gemeinverständlich gehalten ist (bei dem Umstand, daß diese Geistlichen lauter Leute aus dem Volk sind, fällt es ihnen nicht schwer, den passenden Ton zu treffen). Er kniet nieder, was auch die meisten andern thun, verrichtet ein stilles Gebet, ersucht das Publikum, ihm nachzuahmen, und fordert die Sünder auf, hervorzutreten, um der Erlösung theilhaftig zu werden. Das Knien und das in sich gekehrte Beten verhindern das peinliche Anstarren der Seelenrettungscandidaten, die sich sonst vielleicht vom öffentlichen Auftreten abschrecken lassen würden. Anfänglich kommt niemand; der Kapitän läßt daher von neuem Liederrefrains singen und sagt eindringlich: „Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Es ist spät. Ich kann euch nur drei Minuten Bedenkzeit geben." Natürlich nimmt er es nicht so genau, und allmählich verlassen zwei, drei, vier Männer und Weiber ihre Sitze, um nach vorn zu gehen und an der vor der Plattform angebrachten Sünderbank zu knien, das Gesicht in die Hände zu vergraben und zu weinen. Einige Soldaten setzen sich neben sie, ertheilen ihnen Rathschläge, sprechen ihnen Hoffnung und Trost zu, beten mit ihnen und theilen ihnen mit, daß sie, falls sie der Seligmachungs-Armee angehören wollen, allen weltlichen Amusements, aller Sünde und dem Genuß geistiger Getränke und des Tabacks entsagen müssen. Schließlich verkünden die neugebackenen Erlösten, daß und wie sie fühlen, Christus habe sie selig gemacht, jetzt erst seien sie glücklich u. s. w. Das Meeting ist nach zweistündiger Dauer zu Ende.

Solche Meetings finden in London und andern britischen Städten täglich zu Tausenden statt. Ehe dieselben beginnen, entsendet jedes Armeecorps — es gibt deren rund 900 mit 2300 Offizieren und einer halben Million Soldaten — einen Trupp Salvationists aus, der in Procession die Straßen des betreffenden Bezirks durchzieht und dabei durch Gesang (Gebrüll) und Blasinstrumente einen Heidenlärm vollführt. An der Spitze schreitet ein uniformirter Jüngling, der eine mit der Inschrift „Blut und

Feuer" (dem Kriegsgeschrei der Salvation-Army) versehene rothe Fahne trägt und von einem weiblichen oder männlichen Kapitän begleitet wird, der nach rückwärts geht und als Kapellmeister fungirt. Zunächst folgen einige Bursche und Mädchen, die mit mehr Energie als Wohlklang verschiedene Musikinstrumente bearbeiten. Sodann kommen abwechselnd mehrere fünf- bis sechsgliederige Reihen von Männern und Frauen. Alle singen jubilirenden Tones eine christliche Hymne in den Knittelversen, die den Seligmacherliedern eigenthümlich sind, und blicken ernst und vielbewußt drein. Sie schreiten rasch vorwärts und scheinen gar nicht zu wissen, daß sie von den Passanten beachtet werden, oder daß ihnen ein Troß folgt. Ein Theil des Publikums stimmt in den Gesang mit ein, während die Gassenjungen entweder recht profane Melodien pfeifen oder die harmlosen Soldaten mit verschiedenen unangenehmen Dingen bewerfen. An einem oder dem andern Kreuzweg bleibt der Zug stehen und seine Mitglieder bilden einen Kreis. Alsbald wächst der Troß beträchtlich an. Einer der Offiziere stellt sich in die Mitte des Kreises und beginnt, gravitätisch dreinblickend und heftig gesticulirend, in der höchst volksthümlichen Manier der Seligmachungs-Armee zu predigen. Der Hauptsache nach ist die Predigt eine Aufforderung, zu einem Erlösungs-Meeting zu kommen, um sich von Jesus retten zu lassen. Nach Hersagung eines kurzen Gebets stellt sich der Zug von neuem zusammen, bewegt sich singend und musicirend vorwärts und hält von Zeit zu Zeit an einer Straßenecke, um wie oben zu verfahren, bis er schließlich vor einem der Versammlungslocale eintrifft, wohin ihm stets ein zahlreiches Publikum folgt.

Im Winter 1882—83 wurde den Processionen der Seligmacher vom Straßenpöbel arg mitgespielt. Durch den heftigen Krieg, den die Armee gegen die Trunksucht führt, beunruhigt und in ihrem Gewerbe bedroht, organisirten die Schenkwirthe Banden von Gassenbuben, die sich Skelet-Armee nannten, weil ihre Fahnen Todtenschädel und Gebeine aufwiesen, und die den Zweck hatten, den Salvationists zu folgen und sie durch noch ärgern Heidenlärm und durch Raufereien aus dem Felde zu schlagen. Gar oft gab es blutige Köpfe, und keinen Tag fehlte es an Gerichtsverhandlungen. In manchen Gegenden wurde der Spektakel endlich so arg, daß die friedliebende Bürgerschaft in der Presse lebhaft dagegen zu protestiren begann. Um das Einschreiten der Polizei zu vermeiden, ertheilte der General des Seligmacherverbandes den Befehl, daß in jenen Stadttheilen und Ortschaften, wo die Skelet-Armee hause, die Erlöserumzüge zeitweilig einzustellen seien. Seither herrscht Ruhe.

Die Leser werden sich ob der vielen militärischen Ausdrücke wundern, die wir im Zusammenhang mit Erlösung, Gottesdienst u. dgl. gebraucht haben; wir sprachen von Armee, Offizieren, General, Krieg, Corps, Soldaten. Ja wohl, und dennoch handelt es sich nur um eine Missionsanstalt. Die Salvation-Army, die in ihrer jetzigen Gestalt seit etwa sieben Jahren besteht, ist ein auf militärischem Fuß organisirter Verband, der die Bekehrung gottloser, sündhafter, verworfener oder gleichgültiger Christen zu einem frommen, sittlichen, selbstlosen Lebenswandel anstrebt; zum Unterschied von andern Missionen gibt sich die Erlösungs-Armee — dies ist ihr officieller Titel — nicht mit einer Sekte ab; sie lehrt keine Sektirerdoctrinen, ihre Mitglieder können ursprünglich welcher Sekte immer angehört haben und auch fernerhin angehören; sie fragt nur nach einem christlichen Leben und wünscht vor allem, daß die Bekehrten die Zeit, die sie früher dem Wirthshaus, der Musikhalle, dem Sport u. s. w. widmeten, fortan der Gewinnung neuer Proselyten widmen mögen. Wer tagsüber seinem gewöhnlichen Beruf nachgeht und nur abends durch Theilnahme an den Processionen oder Meetings die Sache des Herrn fördern hilft, ist ein einfacher Soldat; die gänzlich und ausschließlich in den Diensten der Armee stehenden und von ihr besoldeten Personen heißen Offiziere (Lieutenants, Kapitäns, Majore u. s. w.). Ueber allen steht der General, ein merkwürdiger Mann, der sich als großer Menschenkenner, Volksfreund und Organisator erwiesen hat. Eine Institution wie die Salvation-Army begründen, einrichten, leiten und in allen Einzelheiten überblicken zu können, dazu muß ein Mensch schon viel Grütze im Kopf haben:

General Booth ist jetzt 56 Jahre alt und wird in seiner Amtsführung von seiner Frau und seinen Söhnen und Töchtern unterstützt. Er war früher ein Dissidenten-Geistlicher und wurde später, von der Unmoralität und Trunksucht der londoner Volksmassen schmerzlich berührt, Missionär. Solange er die üblichen Missionspfade einschlug, blieb sein Erfolg ein beschränkter. Da kam er denn auf den Gedanken (1878), seine Bestrebungen in ein despotisch-militärisches Gewand zu kleiden, und seitdem hat er Hunderttausende bekehrt.

Mit dieser Form allein wäre indeß nicht viel gethan gewesen, hätte er damit nicht ein weit verzweigtes System des Erregens der öffentlichen Aufmerksamkeit verbunden: Processionen, Musik, Gesänge christlichen Inhalts in komischen Reimen mit populären Couplet- oder Operettenmelodien, eine burschikose Sprache, blutrothe Fahnen, eigene Uniformen, seltsame, auffallende Plakate an den undenklichsten Orten, Herausgabe von Wochenblättern mit komisch-zelotischem Inhalt und was der reclamenähnlichen Mittel mehr sind, durch die sich Leute aus den niedrigsten Ständen, die sonst zu keiner Missionsversammlung gehen würden, anlocken lassen. Den Salutisten ist es vor allem darum zu thun, die Neugier zu erregen; ist das Publikum einmal bei den Meetings, so macht sich das Uebrige, wie die Erfahrung lehrt, fast von selbst. Man wirft der Salvation-Army hauptsächlich die grellen Mittel vor, deren sie sich zur Erreichung ihrer zweifelsohne wohlmeinenden Absichten bedient; allein gerade diesen Mitteln hat sie ihre überraschenden Erfolge zu verdanken, ohne dieselben brächte sie es nicht weiter als andere Missionsanstalten. Das Märtyrerthum, dem sie durch die blutigen Angriffe des Straßenpöbels unterworfen wurde, hat ein Uebriges gethan, ihre Hand zu stärken. Die Geldmittel, die ihr von Volksfreunden und frommen Leuten zur Verfügung gestellt

werden, wachsen rapid an und sind erstaunlich groß; die Armee ist in der Lage, fortwährend neue Gebäude (Kasernen, Gottesdiensthallen, Bücherverkaufsläden u. s. w.) anzukaufen; die Anzahl der Soldaten und der Meetings vermehrt sich täglich, und seit zwei Jahren haben sich die Seligmacher auch nach Amerika, Australien, Vorderindien und einigen protestantischen Ländern Europas verpflanzt; freilich erzielen sie nirgends so große Erfolge wie in England — obgleich sie nicht nur in Britisch-Indien und den Vereinigten Staaten, sondern auch in Australien, Südafrika und Paris eigene Zeitungen herausgeben —, schon deshalb nicht, weil die Polizei in dem minder bigoten Ausland ihnen nirgends so freies Spiel läßt wie in ihrer Heimat und namentlich in London.

Die Hauptstärke der Armee liegt in ihrem Kriege gegen die Trunksucht, und es ist möglich, daß diese beste Seite ihrer sonderbaren Thätigkeit die ihr vorgeworfenen schlimmen Punkte aufwiegt; in sechs bis sieben Jahren eine halbe Million Menschen — darunter vielleicht hunderttausend Gewohnheitstrunkenbolde — zu einer vollständig neuen Lebensweise voller Mäßigkeit bekehrt zu haben, ist jedenfalls sehr anerkennenswerth. Wäre diese Thatsache nicht, so würde sich keine einzige anständige Stimme für den Bestand der in vielen Beziehungen recht abstoßenden Salvation-Army erheben. Manche behaupten freilich, die Schattenseiten ihrer Wirksamkeit seien größer als die Vortheile. Die Zukunft wird lehren, wer mehr im Recht ist: General Booth, oder seine Gegner. Die Auswüchse dieses Organismus sind aber so schlimm, daß, falls dieselben nicht ausgemerzt werden, seine sofortige Auflösung sehr wünschenswerth erscheinen müßte, wenngleich leider nicht auf dieselbe gerechnet werden kann.

Was wir bisher mitgetheilt, findet sich in einer oder der andern Form in den beiden vorliegenden Büchern oder vielmehr Büchelchen. In diesen Punkten enthalten dieselben nicht viel Neues; ihr Verdienst ist aber, daß sie eine zusammenfassende Darstellung der ganzen Bewegung geben, was außer ihnen in Deutschland nur noch Referent („Unsere Zeit", Januar- und März-Heft 1884) gethan hat, und was dem exaltirten Buch der Madame Gasparin, der bekannten schweizer Gräfin, nicht nachgesagt werden kann, sowie daß sich ihre Verfasser, obgleich beide Theologen sind, einer musterhaften Unparteilichkeit in der Beurtheilung des Für und Wider befleißigen, Th. Kolde in noch höherm Grade als R. Schramm, der seine gegnerische Gesinnung doch noch deutlich zu erkennen gibt, während Kolde als vollkommen unbefangen erscheint. Einen großen Vorzug hat Kolde vor Schramm auch dadurch, daß er alle erdenklichen Quellen benutzt, und gewissenhaft benutzt, während der ältere Autor keine andere Quelle gehabt zu haben scheint als den „War Cry". Die statistischen Daten Schramm's sind bei der unglaublich rapiden Verbreitung der Salvation-Army natürlich bereits stark veraltet; dagegen ist Kolde gerade in diesem Punkt sehr stark, indem er nicht nur sehr zahlreiche, sondern auch in allen Fällen die allerneuesten Daten gibt; seine Arbeit erschien erst im Januar 1885, und er ist Kirchenstatistiker von Beruf: zwei Umstände, welche diesen Vortheil erklären. Ganz neu, und für Deutschland am interessantesten, sind seine Mittheilungen über die Vorbereitungen, die Booth trifft, um „den Krieg nach Deutschland zu tragen". Für diesen Zweck werden seit dem Herbst 1884 separate Fonds gesammelt, und zwei deutsche Salutistencorps üben sich durch die „Kriegführung" im Eastend zu London für eine künftige Thätigkeit bei uns ein. Auch das deutsche „Penny-Liederbuch" ist bereits gedichtet und gedruckt. Da nach Kolde die Booth'sche Invasion jeden Moment zu gewärtigen ist, so sei hier Nr. 1 des soeben erwähnten Gesangbuchs mitgetheilt, das „Kriegslied", mit dem das „gottlose", „philosophische" Land der Denker zum Kampf aufgerufen werden soll:

Der Ruf ans deutsche Vaterland.

Melodie: Die Wacht am Rhein.

Wach' auf, mein deutsches Vaterland,
Erkenne deines Schöpfers Hand;
Zum Krieg, zum Krieg, zum heil'gen Krieg!
Dein Jesus, er verleiht den Sieg.

Refrain: Lieb Vaterland, o wache auf!
Lieb Vaterland, o wache auf!
Jesus ruft, Jesus ruft: Ich komme bald!
Jesus ruft, Jesus ruft: Ich komme bald!

Kommt, ihr bluterkauften Kämpfer,
Jesus ist der große Helfer;
Greift an, greift an, greift muthig an,
Glaubt fest, der Heiland geht voran!

Die Feinde toben überall,
Sich wähnend Herr im Weltenall;
Zum Wort, zum Wort, zum Gotteswort
Sei, Brüder, euer Zufluchtsort.

Nur Kreuzesbotschaft, Gotteskraft
Die gläubigen Herzen selig macht;
O Geist, o Geist, o heiliger Geist,
Der Sünder zu dem Vater weist!

Laßt der Menschen Weisheit schweigen,
Gottes Geist euch unterweisen;
O Kraft, o Kraft, o Himmelskraft
Aus Sündern neue Menschen schafft.

Mein Deutschland, o mein Vaterland,
Ergreife schnell die Gotteshand.
Vorwärts, vorwärts zum heiligen Krieg!
Dein Jesus, er verleiht den Sieg.

Wir glauben nicht an eine baldige Heimsuchung Deutschlands durch Booth und seine Heerscharen. Dieser würde auf vertrauliche Erkundigungen hin erfahren, daß unsere Behörden wol kaum geneigt wären, seine Pläne zu begünstigen. Kommen die Salutisten dennoch, so sind wir überzeugt, daß sie finden werden, die Deutschen im Reich seien nicht so leicht zu bewegen, das, was die modernen Erlöser „die Gotteshand" nennen, „schnell zu ergreifen".

Leopold Katscher.

Ein Kaiserbuch.

Achtundachtzig Jahre in Kampf, Glauben und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unsers deutschen Kaisers von Oskar Meding. Mit Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät allergnädigst zur Benutzung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Karl Hallberger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1885. Hoch 4. 2 M.

Unter den Gaben, mit denen der deutsche Büchermarkt zum achtundachtzigsten Geburtstage unsers Kaisers nicht nur den erlauchten Herrscher, sondern zugleich auch die gesammte Nation beschenkte, ist ohne Frage eine der werthvollsten die oben bezeichnete. Oskar Meding, der geistvolle Verfasser, und Karl Hallberger, der feinsinnige Herausgeber dieser von warmem patriotischen Geiste erfüllten Biographie Kaiser Wilhelm's, haben sich beide mit dem trefflich ausgestatteten Werke den Dank des deutschen Volks, an das sich dasselbe zunächst wendet, vollauf verdient, und wenn man die zahlreichen literarisch-artistischen Denkmäler von unsers Kaisers Ruhm und Ehre aufzählt, die wir besitzen, so wird dieses jüngste in der Reihe derselben sicher nicht unter den letzten genannt werden.

Es ist im Grunde genommen kein neues Werk, dieses „Menschen- und Heldenbild" Wilhelm's I. Bereits zum fünfundachtzigsten Geburtstage des kaiserlichen Herrn erschien es zum ersten male, und wie es uns heute vorliegt, ist es eine vielfach erweiterte Neuausgabe, die das Leben des Kaisers bis zum Schlusse seines achtundachtzigsten Jahres darstellt. Die erste Ausgabe errang sich allseitige Sympathien, und auch in der neuen Gestalt wird dem Kaiserbuche das Interesse des deutschen Volks nicht fehlen — des deutschen Volks im weitesten Sinne des Wortes; denn Hoch und Nieder, Reich und Arm, Jung und Alt wird an ihm in gleichem Grade Freude und Befriedigung, Erbauung und Erhebung finden. Wo ist in dem ganzen Bereich der Geschichte eine imposantere, Herz und Geist gleich fesselndere Gestalt als die Kaiser Wilhelm's? Wir sind seine Mitlebenden, die Zeugen seiner Thaten; wir schaffen friedlich unter dem Schatten seines mächtigen Scepters. Aber stände er uns auch gar nicht so nahe durch seine unmittelbare Gegenwart: schon als geschichtliche Gestalt ist Kaiser Wilhelm eine der großartigsten, herzbezwingendsten Erscheinungen unter allen, welche in den Annalen der Menschheit verzeichnet stehen. Und diese Macht, die der Stoff an sich über die Gemüther ausübt, ganz abgesehen von dem Werthe, welcher dem Werke als schriftstellerischer Leistung zweifellos innewohnt, sichert demselben die freudigste Aufnahme in allen Kreisen der Nation. In der Einleitung heißt es:

> Niemals vor ihm war ein Herrscher so hoch emporgehoben von der Hand Gottes — zu einer solchen Höhe eines jugendkräftigen Alters — einer solchen Höhe einer weltumfassenden, fest gegründeten und sicher geschützten Macht — einer solchen Höhe endlich der allgemeinen, alle Herzen seines Volks erfüllenden Liebe. Keines Sterblichen Sinnen und Denken vermochte zu umfassen und zu planen, was Kaiser Wilhelm vollbracht hat an welterschütternden Thaten über Bitten und Verstehen, über Sehnen und Wünschen hinaus — kein menschlicher Geist vermochte zu ahnen, wie das schwächlich geborene Kind durch weltgestaltende Zeiten hindurch, immer mehr erstarkend, emporwachsen würde zu solcher Höhe, von der sein klares Auge vorsorgend hinausblickt in die Zukunft seines Volks.

Unser Buch begleitet das Leben seines Helden durch alle Stadien in gleich warmer Hingabe, und wenn es den eigentlichen Höhepunkt im Dasein des Kaisers, die Jahre seines höchsten und kräftigsten Wirkens als Krieger und Herrscher auf etwas breiterm Raume behandelt als die in den Lauf der Geschichte weniger eingreifenden Momente seines Lebens, so ist das eine durch den Gegenstand gebotene Oekonomie, die sich durch sich selbst rechtfertigt. Der Verfasser hat mit dem scharfblickenden Auge des Forschers die einschlagenden geschichtlichen Quellen verständnißvoll und einsichtig ausgenutzt; er hat mit dem feinen Takte des Künstlers sein umfassendes Material übersichtlich und symmetrisch gruppirt und geordnet; er hat endlich als geschulter Kenner seines Publikums sich bei der Darstellung des Ganzen stets die große und breite Masse der Hörer vergegenwärtigt, zu welcher er spricht.

Ein besonderes Interesse gewähren einestheils die Abschnitte, welche sich mit der Kindheit und den Jünglingsjahren des großen Zollern beschäftigen, anderntheils vorzugsweise diejenigen, die uns den gewaltigen Gründer des heutigen Deutschen Reichs im Kämpfen und Ringen, im Bauen und Schaffen an seinem Riesenwerke zeigen, und namentlich in diesen beiden Theilen seines Werks hat es der Verfasser verstanden, seinen Helden in seiner ganzen Eigenart zu erfassen und uns vor Augen zu stellen.

Das größte Verdienst des Buchs aber muß in dem liebenswürdigen Takte erblickt werden, mit dem es neben dem Helden auch dem Menschen in unserm Kaiser sein Recht zukommen läßt; es legt auf den Menschen sogar einen besonders nachdrucksvollen Accent und verleiht dadurch dem Tone der Darstellung, dem Colorit des Ganzen eine Gemüthswärme, die gerade dem gewaltigen Stoffe gegenüber, der hier zum Austrag kommt, etwas ungemein Wohlthuendes hat; es tritt damit aus der Sphäre der kalten, durch die Größe seines Gegenstandes erdrückenden Heldengeschichte in die warme, unser Herz erfreuende Atmosphäre der Menschen- und Seelenforschung und -Schilderung. In dieser Geistesrichtung und Stilfärbung des Meding-Hallberger'schen Werks liegt wol das hauptsächlichste Geheimniß seiner Wirkung, und hierauf vorzüglich darf die Kritik ihr Prognostikon stützen, indem sie der trefflichen Kaiser-Wilhelm-

Biographie ein dauerndes Wohnen und Walten im Herzen des deutschen Volks verkündet.

Wesentlich zur Erhöhung seiner Wirkung trägt der Schmuck bei, den das Buch durch eine Reihe eindrucksvoller Illustrationen in Holzschnitt empfängt. Es sind dies Reproductionen von Erinnerungsblättern aus der kaiserlichen Aquarellensammlung: von Situations-, Schlacht-, Fest- und andern Bildern aus dem Leben des hohen Herrn, deren Verwendung für das vorliegende Werk er huldvoll gestattet hat. Mit ihrer geschmackvollen Wiedergabe und Einfügung in den Text, wie der kunsterfahrene Herausgeber sie mit gewohntem Geschick angeordnet hat, verleihen die Illustrationen der Kaiserbiographie eine große Frische und Anschaulichkeit. Das Buch wird dadurch aus der Reihe ähnlicher Werke auszeichnend herausgehoben und in seinem volksthümlichen Werthe bedeutend erhöht.

Als besonders interessant sind aus der Zahl der Illustrationen zu nennen: zunächst das meisterliche Porträt des alten Kaisers, welches dem Titelblatte vorangestellt wurde; sodann: König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise mit ihren Kindern; Die kleinen Prinzen in ihren Uniformen 1803; Beim Ausmarsch aus Breslau 1813; Die Ueberfahrt über den Rhein bei Manheim, 1. Januar 1814; Das Treffen bei Bar-sur-Aube; Der 17. März 1863; Vorbereitung zum 1. Januar 1867; Vor Sedan; Im Schlosse Bellevue bei Sedan; Die Begrüßung Kaiser Wilhelm's und Kaiser Alexander's III. zu Danzig; Vier Kaiser; Die Enthüllung des Niederwalddenkmals u. s. w.

Angesichts der Größe und Erhabenheit, wie sie aus dem Leben Kaiser Wilhelm's spricht und wie sie in unserm Buche eine neue Beurkundung findet, darf Deutschland nicht nur mit stolzem Selbstbewußtsein in die Vergangenheit zurück-, sondern auch mit freudigem Vertrauen in die Zukunft hinausschauen, mit jenem Vertrauen, welchem unsere Schrift auf ihrem letzten Blatte mit den zuversichtlichen Worten Ausdruck leiht:

Wohl haben gewaltige Eroberer glänzende Siege erfochten und große, mächtige Reiche gegründet — aber schnell ist wieder versunken, was nur Gewalt und Glück geschaffen hatten. Zerfallen und zerstäubt sind die Reiche Alexander's und Napoleon's — und solange sie bestanden, waren sie der Gegenstand der Furcht und des Hasses der in harter Knechtschaft dem gottversuchenden Ehrgeiz unterworfenen Völker. Unser Kaiser Wilhelm aber hat sein Reich aufgerichtet ohne irdischen Ehrgeiz, in demüthiger Hingebung an den Willen der Vorsehung; das Fundament seines weltgeschichtlichen Bauwerks ist das Recht; der Kitt, der die Mauersteine verband, war die pflichttreue, selbstverleugnende Arbeit; und eines großen, edeln Volks einmüthige, gottvertrauende Kraft hält auf den Zinnen die Wacht.

Ernst Biel.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber den neuesten Band von Theodor Mommsen's „Römischer Geschichte" sagt die „Saturday Review", Nr. 1541: „Die Wiederaufnahme dieses Werks ist ein literarisches Ereigniß, dessen Bedeutung durch den ausnahmsweisen und beilageartigen Charakter des Bandes, in welchem der Historiker zu seiner Aufgabe zurückkehrt, nicht vermindert wird. Anstatt dem chronologischen Laufe der Ereignisse zu folgen, hat Mommsen es für zweckmäßig erachtet, sich seitwärts zu wenden und mit freier Behandlung den Zustand der Provinzen während der Kaiserperiode bis zur Zeit Diocletian's zu schildern. Das Resultat ist ein Band, welcher, wenngleich durchaus nicht unpassend in einer allgemeinen römischen Geschichte, doch ebenso gut ein selbständiges Werk hätte bilden können. Die Vortheile und Nachtheile dieses Verfahrens scheinen sich ziemlich aufzuwiegen: einerseits wird die so zugeführte Belehrung von großem Werthe sein, wenn der Historiker dahin gelangt, die Geschichte des kaiserlichen Roms zu erzählen; andererseits wird er sich unvermeidlich dabei wiederholen müssen, wenn die Darstellung nicht viel an Licht und Farbe verlieren soll. Wenn man den Band als selbständiges Ganzes betrachtet, kann kein Zweifel an seinem tiefen Interesse und seiner vollendeten Meisterschaft aufkommen. Die Wucht ungeheuerer Gelehrsamkeit ist leicht getragen und die große Masse von Thatsachen in gedrängter, doch belebter Verarbeitung dargeboten. . . . Ohne besondere Ansprüche, was die Darstellung betrifft, ist das Werk doch äußerst lesbar und gewährt dem Leser Genuß durch das ihm mitgetheilte Bewußtsein vollkommener Beherrschung des Gegenstandes, denn er fühlt nicht allein sein Wissen, sondern auch seinen Verstand unter der Leitung eines so einsichtsvollen Führers sich erweitern. Bloße Theorie und Muthmaßung sind fast gar nicht im Werke vorhanden. Ein geringfügiger Irrthum wird bei uns bemerkt werden, die Angabe nämlich, daß die alte britische Sprache sich sowol in Cumberland wie in Wales erhalten habe."

Von Georg Hantel's „Aus den Siegesjahren 1870—71. Kriegsfahrten eines Truppenarztes" heißt es ebendaselbst: „Es ist dies zwar kein Buch, aus dem der Geschichtschreiber authentische Einzelheiten jenes denkwürdigen Feldzugs von seiner militärischen Seite schöpfen wird; es gewährt jedoch einen weder trockenen noch werthlosen Bericht über die Gefühle des durchschnittlichen deutschen Patrioten, ebenso wie des französischen Bürgers, soviel nämlich der Verfasser Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu machen. Der allgemeine Eindruck, den er zurückläßt, ist, daß auf seiten der Sieger wenig Feindseligkeit, und weit weniger Erbitterung und patriotische Entrüstung unter den Besiegten geherrscht hat, als man billigerweise hätte erwarten können. Hantel findet augenscheinlich Gefallen an den Franzosen und empfiehlt viele ihrer städtischen Einrichtungen der Nachahmung seiner Landsleute."

In der Besprechung der „Gesammelten Abhandlungen" von Jakob Bernays begegnen wir abermals dem von uns in unserer Anzeige der letzten Bände der „Storia Universale della Letteratura" von A. Gubernatis gerügten Irrthum, Spinoza zu einem deutschen Philosophen zu machen. Hier wird er neben Mendelssohn als Bernays' großer Landsmann *) genannt. Sollte der obengenannte italienische Gelehrte dies verschuldet haben? Wir sagen verschuldet, weil es Holland einer seiner größten Söhne entziehen heißt; nicht etwa aber, weil Deutschland auf einen Spinoza nicht stolz sein könnte. Uebrigens

*) Es ist nicht anzunehmen, daß die „Saturday Review" unter countrymen Glaubensgenossen verstanden haben will.

ist das Werk zu sachlicher Art, als die wir das Referat der „Saturday Review" hier des Weitern zu berücksichtigen uns veranlaßt sehen könnten.

Dasselbe gilt von der dortigen Anzeige der „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde" von Gustav Meyer, die eben hiermit nur erwähnt sein soll.

Nach einer anerkennenden kürzern Besprechung der „Reisebilder aus Italien" von Konrad Keilhack folgt die des Werks: „Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach", von dem es heißt: „Zu dem Ruhme, einer der besten neuern deutschen Romandichter, hat Berthold Auerbach nun den hinzugefügt, einer der besten Briefschreiber gewesen zu sein. Zwei dicke Bände bezeugen die Thatsache. Während der ersten vierzehn oder funfzehn Jahre ist der Briefwechsel verhältnißmäßig spärlich; dann nimmt er mit jedem Jahre zu, und je länger Auerbach lebte, desto unwiderstehlicher scheint er das Bedürfniß gefühlt zu haben, seine besten Gedanken und fast alle täglichen Vorfälle in seinem Leben seinem erkorenen Freunde mitzutheilen. Das Werk bietet daher, soweit wenigstens als die letztern Lebensjahre des Verfassers in Betracht kommen, den besten erreichbaren Ersatz für die Autobiographie, die er zu schreiben beabsichtigt, aber kaum Zeit hatte, zu beginnen. Der Charakter der Briefe ist in der That hauptsächlich biographisch, und man fühlt sich vielleicht etwas enttäuscht, weniger Bemerkungen über hervorragende Zeitgenossen und die politischen oder literarischen Tagesereignisse darin zu begegnen, als man hätte erwarten dürfen. Es ist indessen klar, daß dieser persönliche Charakter derselben nicht von Auerbach's Egoismus herrührt, sondern einfach von der Thatsache, daß sein Correspondent hauptsächlich Interesse an ihm selbst nahm, und seine Gedanken, Gefühle und Ansichten sind auch wirklich an und für sich interessant genug, um Stoff zu einem sehr eingehenden Buche zu liefern. Jede vorübergehende Stimmung ist mit echter und ungekünstelter Einfachheit geschildert, und ist auch Geistesstärke nicht gerade der Hauptzug der Briefe, so werden sie doch den Ruf des Verfassers nach einer andern Richtung hin vermehren, da sie beweisen, wie sein Temperament so wesentlich und ungeheuchelt das des Dichters war. Sie bilden übrigens auch ein edles Denkmal für seinen Charakter als Mensch. Er erscheint hochherzig, selbstvergessend, begeistert für die schönsten Ideale sowol des Lebens als auch der Kunst und stets bestrebt, sein Benehmen sowie seine Werke danach zu gestalten. Seine Sympathien für Individuen sind warm, seine Begeisterung für die allgemeine Menschheit ist es noch mehr. Seine letztern Jahre wurden durch die Verfolgung der deutschen Juden sehr verbittert, kaum so sehr aus Mitgefühl für seine eigene Rasse, als aus Kummer darüber, daß sein Vaterland sich geschändet hat."

Ueber „Heinrich von Kleist's Briefe an seine Braut. Zum ersten male vollständig herausgegeben von Karl Biedermann" sagt das Blatt: „Heinrich von Kleist war ein größeres Genie als Berthold Auerbach; doch knüpft sich weniger Interesse an seine Briefe als solche. Goethe's Ausspruch betreffs problematischer Naturen indessen bewährt sich an ihm; die Hoffnung, etwas zu entdecken, was auf seinen unverständlichen und unbehaglichen Charakter Licht werfen könnte, verleiht seinen Briefen an seine Braut einen Reiz, den sie nicht besessen hätten, wäre der Schreiber derselben später nicht ein Dichter, Wanderer und Selbstmörder geworden. Sie gehören in der That einer äußerst unreifen Periode, einer nie zur Vollständigkeit gelangten Entwickelung an und halten keinen Vergleich mit den später an seine Schwester gerichteten aus. Einige sind ganz frostig und pedantisch; der allgemeine Ton der Sammlung aber wird durch die zweite jetzt von Biedermann entdeckte und herausgegebene Hälfte, welche die Empfängerin, als sie vor nahezu vierzig Jahren einen Theil derselben von Eduard von Bülow veröffentlichen ließ, aus reiner Bescheidenheit zurückgehalten zu haben scheint, bedeutend gehoben. Wilhelmine von Zeng, die Braut, scheint ein vortreffliches Mädchen, und der Rückgang der Verlobung ganz unvermeidlich gewesen zu sein. Die allgemeine Biographie kann kaum ein zweites Beispiel von einem Manne von Genie aufweisen, der so hoffnungslos zum Untergang vorherbestimmt war wie Kleist, ohne ein einziges sittliches Verbrechen, dem die Katastrophe zur Last gelegt werden könnte, noch vielleicht von solcher gänzlichen Untauglichkeit fürs praktische Leben in Verbindung mit einem so mächtigen Ergreifen der Wahrheit und Wirklichkeit, wie es seine Schriften darthun."

Bibliographie.

Beelitz, Die deutschen Colonisationen an der Westküste Afrika's nach ihren Vorgängen und ihrer Bedeutung. Ein Vortrag. Hierzu 1 Specialkarte der Guineaküste mit Nebenkarten. Köln, Warnitz u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Brasch, M., Socialistische Phantasiestaaten. Ein historisch-politischer Essay. Leipzig, Huth. Gr. 8. 75 Pf.

Bratuscheck, E., Die Erziehung Friedrichs des Großen. Mit einem Vorwort von E. Mätzner. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 M.

Ebeling, F. W., Kyaw und Brühl. Zwei historische Porträts und ein moderner Preßproceß. Leipzig, Th. Fritsch. 8. 3 M.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 6tes Hft.: Das Tagebuch des Generals der Kavallerie Grafen von Nostitz. 2ter Thl.: Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika. 1681—1721. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Fischer, G. A., Mehr Licht im dunklen Weltteil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika, unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Das Massai-Land (Ost-Aequatorial-Afrika). Bericht über die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg ausgeführte Reise von Pangaui bis zum Naiwascha-See. Mit einer Original-Routenkarte von L. Friederichsen, 3 ethnographischen Tafelu und 6 Autotypien. Hamburg, Friederichseu u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Flach, J., Agape. Altgriechische Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Harlfinger, Vaterländisches Gedenk-Blatt aus der Geschichte des 4. badischen Infanterie-Regiments Prinz Wilhelm Nr. 112. Zur Feier des 25jährigen Chef-Jubiläums Sr. Großherzoglichen Hoheit des Prinzen Wilhelm von Baden. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Mit einem Festbericht und einem Prolog von V. v. Scheffel, nebst 5 photographischen Abbildungen der vom Dichter entworfenen lebenden Bilder. Mülhausen i. E., Bufleb. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Heidemann, J., Ein Tagebuch des braudenburgischen Kanzlers Lampert Distelmeier. Berlin, Gaertner. 4. 1 M.

Herf, Antonie, geb. Wachter, Briefe einer jungen Frau aus Indien. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M. 60 Pf.

Hermstein, G., Unter den Tannen des Schwarzwaldes. Novelle. Straßburg, Trübner. 8. 2 M.

Hirsch, F., Die ersteu Ankuüpfungen zwischen Brandeuburg und Russland unter dem grossen Kurfürsteu. Berlin, Gaertner. 4. 1 M.

Hobrecht, M., Zwischen Judica und Palmarum. Vier Novellen. Rathenow, Haase. 8. 3 M.

Keyser, Stefanie, Fansaro. Novelle. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 3 M.

Kleinpaul, R., Meuschen- und Völkernamen. Etymologische Streifzüge auf dem Gebiete der Eigeunamen. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 8 M.

Krause, K. C. F., Vorlesungen über angewandte Philsosophie der Geschichte. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Als Anhang: Geschichtsphilosophische Skizzen und Abhaudlungen. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 7 M.

Mertens, W., Eine Bekehrte. Lustspiel mit Gesang aus der stenographischen Praxis. Berlin, Hohn. 8. 50 Pf.

Meschtscherskÿ, W. Fürst, Die Frauen der Petersburger Gesellschaft. Roman. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von J. Clark. 2ter Bd. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Nitzsch, K. W., Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von G. Matthäi. 3ter Bd. Vom Tode Heinrichs VI. bis zum Augsburger Religionsfrieden. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Rethwisch, E., Zwei nationale Studien. Das Gericht der Nation über die Fortschrittspartei. Die Schädigung der katholischen Religion dnrch die Centrumspartei. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 60 Pf.

Sittard, J., Zur Einführung in die Aesthetik und Geschichte der Musik. Zwei Vorträge. Stuttgart, Zumsteeg. Gr. 8. 1 M.

Sonnenburg, F., Am Waldstrom. Roman aus dem norddeutschen Gebirge. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Strauß, V. v., Die Schule des Lebens. Drei Novellen. Heidelberg, C. Winter. 8. 6 M.

Gesammelte Studien zur Kunstgeschichte. Eiue Festgabe für Anton Springer. Leipzig, Seemann. Gr. 4. 25 M.

Thiftötter, J., Einhard und Imma. Eine rheinische Sage aus der Zeit Karls des Großen. Heidelberg, C. Winter. 12. 6 M.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 9te Serie. 3ter u. 4ter Bd.: Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von J. Jastrow. Gekrönte Preisschrift. — Literarische Todtenklänge und Lebensfragen. Von R. v. Gottschall. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 138 bis 143.

Zur Lage in Aegypten. — Staatsbahn und Privatbahn. — Zur Frage der englischen Heeresverfassung. (I/II.) — Militärisches aus Frankreich. — England und die Mächte gegenüber dem englisch-russischen Conflicte.

Gustav Nachtigal. (Nekrolog.) — Zur Shakespeare-Kunde. Von M. Carriere. — Neapel. Gegenwärtiges und Zukünftiges. Von Th. Trede. — Ein vergessener Zweig der Bonaparte. — Der neueste Roman Georges Ohnet's. — Eine Cultur- und Literaturgeschichte der Araber. — Ungarische Maler. (I.) — Nikolai Iwanowitsch Kostomarow. (Nekrolog.) — Ein neues Buch über Island. Von A. Schlossar. — Der Generalissimus der Theokratie. Von Dr. M. Landau. — August Silberstein's „Rosenzauberin.“ — Zur Erinnerung an Rudolf von Eitelberger. Von Fr. Pecht.

Nochmals zur Lage der deutschen Nähfaden-Industrie. — Die Berichte der Hypothekenbanken über die Lage der Landwirthschaft in Bayern im Jahre 1884. — Ueber die Productionskosten des Bieres. — Die Mobiliarversicherung. — Geschäftliche Jahresberichte: Oberbayerische Actiengesellschaft für Kohlenbergbau. Gotthardbahn. Oesterreichisch-ungarischer Lloyd. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

DER KONGO

und die Gründung des Kongostaates.

Arbeit und Forschung.

Von

HENRY M. STANLEY.

Aus dem Englischen von **H. von Wobeser.**

Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten.

In 30 Lieferungen à 1 Mark für die Lieferung, oder in 2 Bänden, geheftet 30 M., gebunden 35 M.

Dieses neue Werk von Stanley wurde allgemein mit Spannung erwartet. Der weltberühmte Forscher schildert hier mit gewohnter Anschaulichkeit den Verlauf und die Ergebnisse seiner 1879—1884 so erfolgreich ausgeführten Expedition von der Mündung des Kongostroms aufwärts bis tief ins Innere des Landes hinein; es ist weitaus das Bedeutendste, was zur Förderung der Colonisation Westafrikas bisjetzt gethan und geschrieben wurde.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben; binnen kurzem wird das ganze Werk vollständig vorliegen.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, königliche Hofbuchhandlung, **Leipzig** und **Berlin.**

Soeben erschien:

Wieland und Reinhold.

Original-Mittheilungen aus den Nachlaß-Papieren des Philosophen Carl Leonhard Reinhold.

Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens.

Herausgegeben von

Dr. Robert Keil.

Gr. 8. Preis brosch. 8 M., eleg. geb. 9 M.

Die Nachlaßpapiere Reinhold's werden, mit historischen Erläuterungen versehen, von Robert Keil herausgegeben. Den 111 Wieland-Briefen, welche lebhafter als jedes andere bisjetzt veröffentlichte Schriftstück Geist und Gemüth, Leben und Wirken des Dichters veranschaulichen, schließen sich Briefe von Reinhold, ferner von Schiller, Lavater, F. H. Jacobi, Voß, Elise von der Recke, der Familie Reimarus und andern an. Helles Licht werfen diese Original-Mittheilungen auf die ewig denkwürdige damalige Zeit, helles Licht insbesondere sowol auf den geistreichen und liebenswürdigen Alten von Weimar, auf Wieland, den ein Goethe einst nächst Shakspeare seinen einzigen Lehrer nannte, als auch auf den Entwickelungsgang der Kantischen Philosophie, welcher sich das Interesse der Gegenwart mit besonderer Lebhaftigkeit zugewandt hat. Nach beiden Richtungen hin werden diese Mittheilungen jedem Freunde der Geschichte deutschen Geisteslebens als Gabe aus Alt-Weimar hochwillkommen sein.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aesthetik.

Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Carriere's „Aesthetik“ ist in der vorliegenden dritten Auflage von der Hand des Verfassers wieder vielfach erweitert und verbessert worden, namentlich wurden die Abschnitte über die Poesie und die Musik beinahe ganz neu bearbeitet. So wird das beliebte Werk sich die erhöhte Gunst aller Gebildeten erwerben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Organismus der Khetšua-Sprache

von

J. J. von Tschudi.

8. Geh. 25 M.

Ein umfassendes Werk des berühmten Sprachforschers über eine der entwickeltsten Indianersprachen, die allgemeine Landessprache in den Hochlanden von Peru, Bolivia, Ecuador und den nordwestlichen Provinzen der Argentinischen Republik. Noch keine Indianersprache ist bisher in so grundlegender und ausführlicher Weise behandelt worden, wie es hier mit der Sprache des alten Inkareichs geschieht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 11. Juni 1885.

Inhalt: Eine Biographie Hettner's. Von Karl Biedermann. — Aus der dänischen Romanliteratur. Von Reinhold Ortmann. — Vermischte Schriften. Von Rudolf Dochn. — Neue Gedichte. Von Fritz Lemmermayer. — Goedeke's „Grundriß" in zweiter Auflage. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Biographie Hettner's.

Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 6 M.

Der frühzeitige Tod des ausgezeichneten Kunst- und Literarhistorikers Hermann Hettner hat in den weiten Kreisen seiner Freunde und Verehrer tiefschmerzliches Bedauern erregt. Die nächste Empfindung war dann, wie bei dem Verlust jedes hervorragenden Mannes, der nicht blos für seine, sondern „für alle Zeiten" gelebt, das Verlangen nach einem möglichst getreuen Bilde des Dahingeschiedenen, durch welches derselbe den ihn Betrauernden, wenigstens in gewissem Sinne, wiedergegeben und lebendig erhalten werden möchte. Ein solches Bild Hettner's wird uns nun hier geboten von Professor Adolf Stern, der dem Verewigten sowol als College am Polytechnikum zu Dresden wie im persönlichen Verkehr nahe gestanden, auch mehr als eine Seite der so vielseitigen Thätigkeit Hettner's als Sach- und Fachkundiger zu beurtheilen vermochte.

Anfänglich war der Plan, wie uns das Vorwort belehrt, die Briefe des Verstorbenen, oder doch eine Auswahl der wichtigsten davon, mit wenigen einleitenden und verbindenden Worten herauszugeben. Bei näherer Durchsicht dieser Briefe, welche von Freunden und Lebensgenossen zu sammeln gelungen war, zeigte sich jedoch, daß dieselben größtentheils mehr Angelegenheiten von persönlichem als solche von allgemeinem Interesse behandelten. So ward nach Rath und Wunsch der Familie der Plan dahin abgeändert, daß Professor Stern sich entschloß, eine förmliche Biographie Hettner's zu schreiben, die Briefe aber in der Hauptsache als bloßes Material dafür zu benutzen. Immerhin sind noch eine ganze Reihe von Briefen und sonstigen directen Aufzeichnungen Hettner's ihrem ganzen Inhalt nach hier wiedergegeben — so von seinem ersten Aufenthalt in Italien, von spätern Reisen nach England, Holland, Belgien, zum größten Theil auch von der Reise nach Griechenland. Für diese Darbietungen unmittelbar persönlicher Gedanken und Stimmungsäußerungen des Dahingeschiedenen, die ihn uns in seiner ganzen liebenswürdigen Eigenthümlichkeit vergegenwärtigen, müssen wir dankbar sein, und haben nur zu beklagen, daß nicht auch solche Briefe, welche uns Einblicke in seine geistige Werkstatt (z. B. bei der Abfassung seines großen Literaturgeschichtswerks) gestattet haben würden, ganz oder im Auszug mitgetheilt worden sind.

Das Stern'sche Buch ist offenbar mit großer Liebe und Pietät geschrieben. Und das thut allemal wohl bei einer Biographie. Der Verfasser ist sichtlich bemüht, ein möglichst frisches, lebendiges, anschauliches Bild von Hettner's ganzem Wesen zu entwerfen. Er zeigt uns zuerst dessen Knabenzeit, die in anmuthigen ländlichen Umgebungen und in, wenn auch einfachen, doch behäbigen äußern Verhältnissen auf dem väterlichen Gut Leysersdorf in Schlesien verlief, dann die gedeihlichen Bildungsfortschritte des heranreifenden Jünglings auf dem Gymnasium zu Hirschberg, wo namentlich der tüchtige Philologe Linge und der bekannte Goethe-Interpret Schubarth Einfluß auf ihn gewonnen. Instinctiv regt sich auch bereits in ihm die Hinneigung zu Werken der bildenden Kunst und findet Nahrung bei einer Ferienreise über Dresden nach Prag und Wien durch die Anschauung der dortigen Kunstschätze. Das Maturitätszeugniß der Schule bezeichnet ihn als „einen talentvollen, für jede wissenschaftliche Beschäftigung besonders geeigneten Jüngling von tüchtigem Streben und edelm Charakter".

Hettner ging 1838 auf die Universität Berlin und ließ sich daselbst als Student der Philosophie einschreiben. Der ursprüngliche Wunsch seines Vaters, daß er sich der Rechtswissenschaft widmen möge, hatte der vorwiegenden

Neigung des Sohnes für das philosophische Studium nachgegeben. Noch stand in Berlin die Hegel'sche Philosophie trotz des 1832 erfolgten Todes ihres Urhebers in höchster Blüte. Doch hatte sich die Schule in eine Rechte und eine Linke gespalten, letztere journalistisch vertreten durch die „Hallischen Jahrbücher". Der junge schlesische Student ward ein eifriger Leser der „Jahrbücher" und bekannte sich damit zu der mehr vorandrängenden jüngern Richtung, wie denn seine erste literarische Arbeit einer Vertretung und Erläuterung der Philosophie Feuerbach's galt. Allein so wichtig ihm die Beschäftigung mit Philosophie war, so gab er doch keineswegs wie so manche sein ganzes Wesen an dieselbe hin. „Bereits mochte sich", bemerkt sein Biograph, „ein leichtes Gefühl der Unbefriedigung gegenüber der reinen Abstraction in ihm regen. Jedenfalls vermochte er die souveräne Verachtung alles Concreten nicht zu theilen und folgte dem Drange zu historischen und philologischen Studien, welcher ihn von der hirschberger Primanerzeit her beseelte." Es war das ein bedeutsames Anzeichen von der früh erwachten Selbständigkeit Hettner's in der Führung seines geistigen Lebens; wir werden bald sehen, wie wichtig diese Emancipation von den Fesseln eines philosophischen Schematismus für sein Kunststudium ward. So hörte er denn damals neben philosophischen Vorlesungen auch philologische, historische, literarhistorische; Böckh und Ranke gewannen einen wichtigen Einfluß auf seine weitere Fortbildung. Die Anwandlungen von Lust zu eigener dichterischer Production, die er wie wol fast jeder studirende Jüngling empfand, überwand er glücklich, da er sich überzeugte, daß dies nicht das Feld sei, wohin seine Naturanlage ihn verweise; dagegen zeugte es von gesundem Geschmack und war eine gute Vorbedeutung für seine dereinstige berufsmäßige Darstellung der Literaturgeschichte, daß er schon damals — in den bewegten vierziger Jahren — „mitten in der zur ausschließlichen Tendenzliteratur hindrängenden Fortbewegung den Blick, das Verständniß und die Genußfähigkeit für wirkliche Schöpfungen behielt".

Auch ein anderer Zug, der durch Hettner's ganzes späteres Leben geht, kündigte schon damals sich an: die Freude einerseits an landschaftlichen Schönheiten, andererseits am frischen Menschenverkehr, wie dieses beides sich dem Reisenden bietet. Hettner hat allezeit einen lebhaften Reisedrang empfunden, und er war in der glücklichen Lage, diesen in vollstem Maße und in vielseitigster Weise befriedigen zu können. Berlin ward ihm durch seinen Mangel an schönen Naturumgebungen, der bei ihm mit einem Mangel an zusagendem Verkehr mit Gleichgestimmten zusammentraf, allmählich verleidet: es lockte ihn nach dem anmuthigen Süden, und so ward Heidelberg das Eldorado, nach dem er sich sehnte. Im Jahre 1841 ging er dorthin. Er fand, was er suchte, und in fröhlich brausender Jugendlust, doch ohne dabei sich selbst und seine höhern Bestrebungen aufzugeben, trug er seinen Tribut jenem Triebe „akademischer Freiheit" ab, welcher in der Brust eines jeden deutschen Studenten lebt. Er trat in ein Corps ein, er stand öfters auf der Mensur, er schloß innige Freundschaft mit Gleichgesinnten, von denen der Biograph unter andern den jetzigen weimarischen Staatsminister von Groß und den Director im kaiserlichen Reichsamt, Dr. Eck, nennt. Auch die unferne Schweiz besuchte er von Heidelberg aus.

Mit Bewilligung seines Vaters hatte Hettner sich die akademische Berufsthätigkeit zum Ziel gesetzt. Als Vorstufe dafür erlangte er die philosophische Doctorwürde 1843 in Halle. In Breslau wollte er dann seine Laufbahn als Privatdocent beginnen. Da trat in seinem Innern eine Krisis ein, welche auch seinem äußern Lebensweg eine andere Richtung gab. Hören wir darüber seinen Biographen! Er berichtet:

> Die Neigung zur Aesthetik, die sich schon während der Universitätszeit in ihm geregt hatte, machte sich immer stärker geltend. Aber die Zuversicht, mit der er als guter Hegelianer die überlieferte dialektische Methode und den speculativen Schematismus bis hierher gehandhabt hatte, war bedenklich ins Wanken gekommen. Er vertiefte sich während dieses Jahres in Breslau in eingehende Studien der alten und neuen Kunstgeschichte wie der Literaturgeschichte. Er fing an zu erkennen, daß von der rein speculativen Aesthetik, wie er sie bisher getrieben, die Kunst nicht als freier, sinnlich anschaulicher Gedankenausdruck begriffen werde, sondern nur als geistgeborene Reproduction und Spiegelung der natürlichen Wirklichkeit, als bloßes Potenziren oder Verklären des Gewöhnlichen. Er fühlte, daß diese Aesthetik der Fülle individueller Erscheinungen auf allen Kunstgebieten nicht gerecht werden könne. Und indem er die Schranke der systematischen Aesthetik wahrnahm, ward er sich zugleich bewußt daß er auf dem Wege bloßer Speculation, ohne lebendige Anschauung namentlich der Werke der bildenden Kunst über diese Schranke nicht hinauskommen werde. Es zog ihn mit innerer Macht zur Geschichte der Kunst — und er hatte recht, daß er zu jeder Leistung auf diesem Felde eine neue Studienzeit mitten unter den Werken der Kunst für erforderlich und unumgänglich erachtete.

Im Winter 1843 zu 1844 eröffnete er diese innere Bedrängniß seinem Vater und bat um Gewährung der Mittel zu einem längern Aufenthalt in Rom. Der liebevolle Vater gab dieser Bitte nach, und so beginnen für Hettner die Wanderjahre in Italien, die sich vom Hochsommer 1844 bis Anfang 1847 ausdehnen. Es waren das ebenso genuß- wie lehrreiche Jahre für den hochstrebenden, zugleich mit dem glücklichen Talent, in frischem Genuß anmuthiger Umgebungen sich voll auszuleben, begabten jungen Mann. Sowol die Schilderungen des Biographen als Hettner's eigene Briefe an Aeltern, Geschwister, Freunde, endlich seine Tagebücher bezeugen in erfreulichster Weise, wie ihm das Herz aufging im Angesicht der Naturreize wie der Kunstschätze Italiens. Die Landschafts- und Lebensbilder, die Hettner entwirft, erinnern in ihrem frischen und warmen Colorit fast an ähnliche Schilderungen in Goethe's „Italienischer Reise". Venedig erscheint ihm wie „ein Feenmärchen in die Wirklichkeit hineingezaubert, um dem prosaischen Menschen zu zeigen, daß das Schöne nicht blos in der Kunst, sondern auch in der Natur und im Leben ist". Bei Mondenschein vor allem müsse man diese „lebendige Poesie", was Venedig sei, betrachten:

Die marmorglatte Piazza, die schönen symmetrisch-harmonischen Procurazien mit den glänzenden Bazars und den feierlich träumerischen Illuminationen, der einsam-melancholische Markusthurm, die orientalisch prächtige Kirche mit ihren tausend Kuppeln, Thürmchen und Statuen, der Glockenthurm, die drei schlanken Siegessäulen, endlich die Piazzetta mit dem ehrwürdigen Dogenpalast und der erhabenen Fernsicht auf das mit Schiffen, Gondeln, Inseln und Kirchen belebte Meer hinaus erweckt und belebt uns, führt uns in phantastischen Träumen weit weg von hier, weit hinaus in die ferne fremde Welt und macht uns zum glücklich-seligen Schwärmer, wie wir einen ähnlichen Eindruck nur von orientalischen Märchen gewöhnt sind.

Neapel und Palermo entzückte ihn gleichermaßen, sodaß er ungewiß war, welchem von beiden er den Preis zuerkennen solle:

Wenn man von Neapel nach Palermo kommt, ist es schwer zu sagen, welche Gegend die schönste sei. Zieht einen in Neapel die Lieblichkeit der Gegend an, so wird man hier von der Großartigkeit der Felsen und Bergformationen, von der Phantastik saracenischer Architektur und von der wunderbaren Fruchtbarkeit des Thales hingerissen. Das Thal, worin Palermo liegt, heißt „Goldwiege". Es ist ein großer, wunderbar schöner Garten von Orangen und Oliven, und man wird fast berauscht von der Pracht und dem Wohlgeruch dieser Goldfrüchte. Abends beim Sonnenuntergang pflege ich auf die Ziza zu gehen, ein saracenisches Schloß; von dort hat man den Blick auf das ganze Meer, in das der Monte-Pellegrino und die Zaffarana malerisch mächtig hineinragen, und die Sonne wirft ihre breiten Schlagschatten über die schöne Stadt und färbt mit köstlichen Farben die schönen Berge rings umher; aus dem schönen Thal aber steigt der köstliche Duft der Orangen auf, und Frieden und Ruhe senkt sich in die Seele des Genießenden.

Aber nicht minder reizend ist Neapel, und „um so reizender, wenn sich erst das Auge auf die wunderbar schönen und zarten Farben versteht, die nur der italienische Himmel bietet". Er schreibt an seinen Bruder:

Glaube mir, auch das Sehen ist eine Kunst, aber eine Kunst, die man in Deutschland, wo der Himmel immer aussieht, als läge zwischen Himmel und Erde eine dichte Schicht von Rauchwolken, nun und nimmer erlernen kann. Die Luft ist hier so wundersam duftig, daß sie förmlich leuchtet, und die Berge sind mit einer Klarheit hingehaucht, daß sie mit unsäglicher Harmonie die verschiedenen Farbentöne ineinanderspielen lassen. Davon hat man aber in Deutschland gar keinen Begriff. Neapel nur ist der Ort, wo bei dem glücklichsten Himmel die Gegend so bezaubernd schön ist, daß sie, bei italienischer Beleuchtung freilich, der schönste Punkt sein mag, der vielleicht auf der Erde gefunden wird. Denn nirgends können sich Städte, grüne Berge, Meer, Inseln zu einer so lieblichen harmonischen Gesammtwirkung wieder zusammenfinden.

Und doch sollte auch dieses Landschaftsbild, welches Hettner hier als ein so unvergleichliches darstellt, in seiner eigenen Empfindung noch überboten werden von dem Blick von Akrokorinth herab, wie er ihn in seinen Briefen aus Griechenland, bei seiner spätern Reise dahin, schildert:

Alle Wunder der Schweiz und Italiens verschwinden gegen die Großartigkeit dieser ganz unvergleichlichen Landschaft. Unter uns erglänzen in ihrem tiefen Blau die beiden Meere des korinthischen und saronischen Golfs, und zwischen beide hindurch spannt sich wie eine breite Brücke die glatte Steinfläche des Isthmus. Rechts die wild zerklüfteten Berge der skironischen Felsen, an die sich dann lang hingestreckt die Felsen von Salamis anschließen, sodann mitten im Meere Aegina mit seinen malerisch gezackten hochragenden Berggipfeln, und über Aegina drüben die plastisch ruhige schön geschwungene Küste von Attika, der Pentelikon, der Hymettos und das Vorgebirge von Sunion, umflossen von den Wellen des Aegäischen Meeres, aus dem in leisen bläulichen Streifen in der Ferne einzelne cykladische Eilande auftauchen.

Und wie für die Schönheiten der Natur, so erschlossen sich unter dem südlichen Himmel in dem classischen Lande Italien auch für die der Kunst dem lernbegierigen Jünger in ganz ungeahnter Weise Blick und Sinn. „Er fühlte, daß die eingehende Beschäftigung mit Einzelheiten ein Gegengewicht gegen die Uebergewalt des Allgemeinen schaffe." Durch G. Brunn und A. E. Braun ward er zunächst auf archäologische Studien hingeleitet; eine literarische Frucht dieser war ein von ihm im Band 16 der „Annali" des Archäologischen Instituts zu Rom veröffentlichter Aufsatz über die „Pallas Tritogeneia". Von mehr grundsätzlicher Bedeutung jedoch ward für ihn ein anderer Aufsatz, den er an „Wigand's Vierteljahrsschrift" sandte, und der in seinen, nach seinem Tode herausgegebenen „Kleinen Schriften" wieder abgedruckt ist. Er führt den Titel: „Gegen die speculative Aesthetik"; es war der Absagebrief des frühern Schülers der Hegel'schen Philosophie an letztere, soweit diese durch abstracte Begriffe und einseitige Idealisirungsversuche der lebendigen Wesenheit der Dinge, wie Hettner meint, Unrecht und Abbruch thut. Neben der plastischen Kunst kommt darin schon auch die Poesie zur Sprache, und man merkt es dem künftigen Literarhistoriker an, daß er auf diesem Gebiet der unmittelbaren Anschauung der einzelnen Dichtwerke den Vorzug geben wird vor künstlichen Abstractionen und Constructionen.

In der That verkehrte Hettner während seines italienischen Aufenthalts wie mit Kunsthistorikern und Archäologen (neben Brunn und Braun nennt er selbst in erster Linie den Oesterreicher Eitelberger als einen, dem er viel Belehrung und Anregung verdanke) auch ebenso mit Dichtern und Kennern der schönen Literatur, am meisten mit Hebbel, der 1845 mit einem Reisestipendium der dänischen Regierung nach Italien kam, ferner mit Adolf Stahr und Fanny Lewald. Aus den Gesprächen mit Hebbel, die sich natürlich vorwiegend auf Dramen und Theater bezogen, empfing Hettner die ersten Anregungen zu seiner spätern Schrift über das Drama. Von kunsthistorischen Aufsätzen Hettner's fallen in diese Zeit: „Die neapolitanische Malerschule", „Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik", „Zur Charakteristik der neuern Historienmalerei" und „Ernst Willers" (der Landschaftsmaler).

Noch eine Bekanntschaft machte Hettner in Rom, die entscheidend für sein Leben ward: die seiner künftigen Gattin, Marie von Stockmar, der Tochter des bekannten Barons von Stockmar, des Vertrauten der Königin Victoria und des Prinz-Gemahls Albert von Sachsen-Koburg. Und so enden seine Wanderjahre in Italien mit einem Zustande des Hangens und Bangens, zwar nicht in Bezug auf Marie selbst, die ihm bald eine warme und standhafte

Neigung entgegenbringt, wohl aber wegen der Ungewißheit, ob der in so bedeutender Lebensstellung sich bewegende hochangesehene Vater „seine Tochter dem zwar vielversprechenden, aber zur Zeit noch namenlosen und nur mäßig bemittelten jungen Mann, welcher sich erst als Privatdocent an irgendeiner deutschen Universität habilitiren wollte, werde zur Frau geben wollen". Aber auch diese Besorgniß sollte schwinden, als Hettner bald darauf sich in Heidelberg wirklich habilitirt hatte:

Herr von Stockmar kam selbst nach Heidelberg, um den jungen Mann, dem seine einzige Tochter ihr Herz geschenkt, kennen zu lernen. Keine von allen Befürchtungen, mit denen sich Hettner herumgeschlagen, traf ein. Der weltkluge, erfahrene und wahrhaft vornehme Mann erkannte rasch den innern Adel des jungen Gelehrten und gab seine Einwilligung zu einer baldigen Verbindung.

Im Frühjahr 1848 fand letztere statt.

Die akademische Thätigkeit Hettner's in Heidelberg nahm einen frischen Anlauf: sie erstreckte sich in seltener Vielseitigkeit über eine ganze Reihe, wenn auch untereinander meist verwandter Gebiete: Aesthetik, Kunst, Literatur, auch speculative Philosophie (Spinoza). Sein geselliger Verkehr war ein ebenso vielseitiger. Die engste Wahlverwandtschaft verband ihn mit dem namhaften Physiologen Moleschott, damals gleich ihm Privatdocent in Heidelberg, und mit dem schweizer Dichter Gottfried Keller, dem Verfasser des „Grünen Heinrich", der vorübergehend ebendort verweilte. Moleschott hat dem dahingeschiedenen Freunde ein schönes Denkmal gesetzt in dem Schriftchen „Hermann Hettner's Morgenroth". Auch mit Auerbach knüpfte sich eine Bekanntschaft an, die später in Dresden fortgesetzt ward, aber zuletzt mit einem Miston endete. Von schriftstellerischen Arbeiten entstanden in dieser Zeit zwei, die eine nach seiten der bildenden Kunst, die andere nach seiten der Literatur gelegen: die „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" und „Die romantische Schule in ihrem Zusammenhang mit Goethe und Schiller". Letztere Schrift verschaffte ihm einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Jena. Wenn Stern anzudeuten scheint, Hettner sei in diesem Buch der Romantischen Schule nicht hinlänglich gerecht geworden, habe bei Beurtheilung ihrer Erscheinungen zu sehr „schematisirt und generalisirt", so kann ich ihm nicht Recht geben: mich dünkt, Hettner habe die Einseitigkeit der Romantik und ihre unberechtigte Anmaßung, sich als eine Neugeburt der ganzen Poesie darzustellen, richtig erkannt und beurtheilt, während er ihren einzelnen Vorzügen, der Pflege des Märchens und gewissen musikalisch-lyrischen Tönen, alle Anerkennung zollt.

In Jena entstand sodann die kleine Schrift: „Das moderne Drama. Aesthetische Untersuchungen", worin Hettner die Bedingungen klarzulegen versuchte, durch welche es möglich sei, eine nicht blos auf den Spuren unserer Classiker wandelnde epigonenhafte, sondern eine aus dem Leben der Gegenwart herauswachsende und lebensfähig voranstrebende Poesie zu erzeugen. Damit war Hettner der Richtung, die später vorzugsweise ihn an sich ziehen und festhalten sollte, der Literaturgeschichte, wieder einen Schritt näher getreten.

Während er aber so sich mehr von der Kunst zu entfernen und der Literatur zu nähern schien, nahm er plötzlich wieder eine entschiedene Wendung nach jener hin durch die Reise nach Griechenland, die er im zweiten Jahre seines jenaer Lebens im März 1852 in Gesellschaft der beiden namhaften Philologen Göttling und Ludwig Preller antrat, und welche ihn bis in den Sommer desselben Jahres auf jenem classischen Boden festhielt. Die Resultate dieser Reise legte er in den „Griechischen Reiseskizzen" nieder, einem Buch, welches alsbald bei seinem Erscheinen Aufsehen erregte und wol wesentlich dazu beitrug, daß an Hettner im Jahre 1854 von Dresden aus der ehrenvolle Antrag gelangte, an der Stelle des Hofraths H. W. Schulz die Leitung einer Reihe von Kunstinstituten und Kunstangelegenheiten daselbst zu übernehmen.

Der Eintritt in Dresden, im Frühjahr 1855, erfolgte leider unter keinen günstigen Sternen. Schwer erkrankt, wol infolge einer Erkältung, langte Hettner in Dresden an. Zwar ging die Gefahr damals vorüber, allein es war die erste Regung eines Leidens (Gelenkrheumatismus) gewesen, welches 27 Jahre später seinem Leben nur allzu früh ein Ziel setzen sollte. Und noch viel Trüberes sollte bald ihn treffen: die innig geliebte, ihm geistig so nahe stehende Gattin erkrankte noch in demselben Jahre, und der Mai 1856 entriß sie ihm für immer! In unermüdlicher Arbeit, zum Theil auch in einer Reise zu Kunstzwecken nach England und Frankreich, suchte und fand der trostlose Gatte wenigstens Betäubung seines Schmerzes. Erst nach zwei Jahren konnte er daran denken, ein „neues Leben", wie sein Biograph es nennt, zu beginnen, seinen verwaisten Kindern eine zweite Mutter, sich selbst wieder eine sinnesverwandte Genossin und Theilnehmerin seiner geistigen Bestrebungen zu geben. Er fand eine solche in Anna Grahl, Tochter des Malers August Grahl in Dresden. „Ein neues Glück suchen heißt nicht, das alte vergessen", schrieb er damals dem Verfasser dieses Aufsatzes.

Von dem dresdner Leben zeigt sich Hettner anfangs sehr befriedigt. „Mein Umgang", schreibt er an Moleschott in dem ersten Briefe von da, 12. Mai 1855, „ist hier äußerst anregend: Bendemann, Julius Hübner, Rietschel, Auerbach, Andree, Gutzkow." Später traten darin mancherlei unerfreuliche Wandlungen ein. Mit Auerbach erfolgte ein Bruch, weil Hettner sich nicht, wie Auerbach verlangte, in dessen Streit mit Gutzkow unbedingt auf seiten des erstern stellte. Diese und ähnliche Zwistigkeiten innerhalb der dresdener Schriftstellerwelt entfremdeten Hettner überhaupt den Kreisen der letztern. „Mit den Schriftstellern bin ich völlig außer Verbindung", schrieb er schon 1858 an Moleschott. Von den bedeutenden Künstlern verließ Bendemann Dresden 1859, einem Rufe als Director der düsseldorfer Akademie folgend; Rietschel starb 1861, tief betrauert von Hettner, der ihm ein schönes literarisches Denkmal setzte. Mit manchen Künstlern zweiten Ranges

gerieth Hettner, der streng nur den Interessen der Kunst als solcher diente, in verdrießliche Misverhältnisse. Doch blieb im ganzen sowol seine amtliche Stellung und Wirksamkeit, als auch sein persönliches Ansehen in der Stadt davon unberührt; er erfreute sich einer vielseitig befriedigenden Thätigkeit und einer ebenso vielseitigen Anerkennung seiner Verdienste, wie sich das namentlich bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seines Eintritts in Dresden, 1880, in ehrendster Weise kundgab.

Ueber zwei größere Reisen hat noch die Biographie zu berichten, die eine 1862 nach England im amtlichen Auftrage (von der eine Reihe von Briefen an seine Gattin nähere Kunde gibt), die andere 1871 nach Italien; letztere ein lange gehegtes, aber der „Literaturgeschichte" zu Liebe immer verschobenes Project, da eine Rückkehr nach Italien für ihn eine Rückkehr zur Kunstgeschichte und damit eine Unterbrechung seiner literargeschichtlichen Thätigkeit bedeutete. Erst nachdem er Ende Juni 1870 das letzte Kapitel von seiner „Deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" vollendet hatte, durfte er sich jenem Zuge nach Italien rückhaltlos hingeben, und er würde sogleich dahin aufgebrochen sein, wenn nicht eben damals der große Deutsch-Französische Krieg begonnen hätte, den er übrigens sowol in seinem Verlauf wie in seinen Folgen nach außen und innen mit ungetheilter Befriedigung und hochgehender patriotischer Begeisterung verfolgte. Hettner hatte, was seine Stellung im öffentlichen Leben betrifft, aus dem etwas hastigern Anlauf seiner gärenden Jugend und der ebenso gärenden Zeit, in welche diese fiel, des großen Bewegungsjahres 1848, sich mehr und mehr in eine Richtung zurückgezogen, welche zwar an den unveräußerlichen Forderungen nationaler Einheit und zeitgemäßer Freiheit unbeirrt festhielt, jedoch mit größerer Mäßigung nach der einen wie nach der andern Seite.

So kam es denn erst 1871 zu der italienischen Reise, deren Frucht zwar nicht, wie Hettner ursprünglich beabsichtigt hatte, eine Gesammtgeschichte der italienischen Renaissance, wohl aber eine Reihe werthvoller Einzelaufsätze auf diesem Gebiet war, die er unter dem gemeinsamen Titel „Italienische Studien zur Geschichte der Renaissance" 1879 herausgab. Der Biograph hat diese Aufsätze eingehend analysirt, und es kann daher auf diese Partie des Buchs verwiesen werden. Eine andere Reihe von Aufsätzen, die Hettner während dieses letzten Stadiums seines Lebens in Dresden in verschiedenen öffentlichen Blättern (zumeist in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und in Westermann's „Illustrirten Monatsheften") veröffentlichte: Charakteristiken von bedeutenden Künstlern, wie Rietschel, Schwind, Cornelius, Rethel, Semper, Schnorr von Carolsfeld und von andern namhaften Männern, wie Wolf Graf Baudissin und Baron Stockmar, Abhandlungen über Kunstdenkmäler und Kunstinstitute Dresdens, auch verschiedene literarische Artikel, hat Stern nur kurz erwähnt: sie finden sich beisammen in den nach Hettner's Tode von seiner Witwe herausgegebenen „Kleinen Schriften".

Mit dem Hauptwerk Hettner's, seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", der Frucht einer mehr als funfzehnjährigen Arbeit (der erste Band erschien 1856, der letzte, sechste, 1870), beschäftigt sich natürlich Stern am eingehendsten. Als äußeres Zeichen ihrer Vortrefflichkeit hebt er hervor, daß Hettner noch bei Lebzeiten die vierte Auflage der englischen und französischen, die dritte Auflage der deutschen Literaturgeschichte erscheinen sah. Als die hauptsächlichsten Factoren aber, welche zu diesem in der That glänzenden Erfolge zusammen gewirkt, bezeichnet er einerseits „den fesselnden, leichtflüssigen und doch so eindringlichen und scharf geprägten Stil", andererseits „die Kunst der Charakteristik". Er hätte ein drittes beifügen, ja dieses in die erste Linie stellen können: die Zusammenfassung der einzelnen literarischen Erscheinungen unter große gemeinsame Gesichtspunkte, oder wie man es auch wol nennen könnte, den culturgeschichtlichen Hintergrund, auf welchem bei Hettner das ganze Literaturleben sich bewegt. Vielleicht wäre zu wünschen gewesen, daß gerade von dieser Seite her in der vorliegenden Biographie Anlage und Ausführung noch mehr zur Anschauung gebracht worden wären, als geschehen ist, denn hier liegt vor allem dasjenige Moment, welches Hettner's „Literaturgeschichte" von frühern ähnlichen Werken unterscheidet und sie als die Vertreterin einer neuen bedeutenden Richtung kennzeichnet. Ob und wie weit es dem genialen Verfasser der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" gelungen ist, den dieser Arbeit zu Grunde gelegten Gedanken nach allen Seiten hin durchzuführen und so ein organisch in sich verbundenes Gesammtbild der Literatur der drei Hauptculturvölker der Neuzeit zu schaffen: darüber hätten wir gern von dem Biographen nähere Auskunft erhalten. Seine Auffassung und Darstellung der Hettner'schen Literaturthätigkeit wäre dann selbst eine mehr aus dem Ganzen und Vollen schöpfende gewesen, während sie jetzt unsers Erachtens sich etwas zu sehr zersplittert, indem der Biograph bald als Apologet, als Vertheidiger Hettner's gegen die wider ihn erhobenen Einwürfe, bald wieder als Kritiker erscheint, der selbst solche Einwürfe erhebt, beidemal mehr am Einzelnen haftend, als von großen allgemeinen Standpunkten ausgehend. Wünschenswerth wäre es auch gewesen, wenn von Hettner selbst noch mehrere und vielseitigere Aeußerungen über sein eigenes Werk hätten mitgetheilt werden können als nur die eine, immerhin ganz interessante, in der Stern'schen Schrift, worin sich Hettner's Verhältniß zu der neuern vorzugsweise „philologischen" Richtung unserer Literaturgeschichtschreibung angedeutet findet. Aehnliche Aeußerungen wie diese, schriftliche und mündliche, hat der Verstorbene gegen mich — bei unserm langjährigen, durch gleichartige Arbeiten veranlaßten Gedankenaustausch — mehrfach gethan. Wir begegneten uns beide in der Ansicht, daß die philologische Kritik, und zwar eine streng methodische, durchaus berechtigt sei, wenn es sich um die Correctur eines Schrifttextes oder um die Feststellung wesentlicher Momente in dem Leben und dem Entwickelungsgang der

producirenden Thätigkeit eines Schriftstellers handle, aber daß diese berechtigte Kritik in eine schädliche Kleinmeisterei übergehe, wenn sie sich in Nebensächlichem, für den Charakter und die Gesammtwirkung des Schriftstellers Gleichgültigem oder in haltlosen Hypothesen verzettle und darüber die Hauptsache, eben jene Gesamutwirkung und jenen Grundcharakter des Dichters und seiner Dichtung, aus dem Auge verliere. Aber auch über andere Cardinalpunkte seiner Behandlung der „Literaturgeschichte" hätten wir gern Hettner's eigene Meinungskundgebungen, soweit solche in Briefen von ihm etwa vorliegen, vernommen. Es hat immer ein großes Interesse, in die Werkstatt eines selbständig schaffenden Geistes Blicke zu thun, und Mittheilungen solcher Art sind es, welche einer Biographie von fremder Hand nahezu den Reiz einer Selbstbiographie verleihen.

Doch wir verlassen diesen Gegenstand, um schließlich noch eine Stelle des Stern'schen Buchs wiederzugeben, in welcher derselbe ein Bild von Hettner's bedeutender und liebenswürdiger Persönlichkeit, von dessen häuslichem und geselligem Leben entwirft, ein Bild, in welchem wir mit Freuden des Biographen ebenso wahrheitsgetreue wie liebevolle Art des Schilderus erkennen. Es heißt dort:

Ohne Prunk und Ostentation ward Hettner's gastliches Haus der Anziehungspunkt für zahlreiche Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, welche Dresden besuchten, und mit denen er gern einen größern oder kleinern Kreis seiner dresdener Freunde vereinigte. Jede in ihrer Art tüchtige und strebsame Natur, jedes eigentliche Talent durfte auf Hettner's freundliches Entgegenkommen und auf seine lebendige Antheilnahme rechnen. Die Vielseitigkeit seiner Bildung gestattete ihm, sehr ernst und tief auf die wissenschaftlichen Interessen Jüngerer einzugehen, und die außerordentliche Lebhaftigkeit seines Wesens half auch dem jüngsten und schüchternsten seiner Besucher rasch über jede Befangenheit hinweg. So sah man viele neue Gesichter in seinem Hause, ohne daß darum die alten verschwanden. Denn nicht nur den eigentlichen Freunden bewahrte er feste Treue, sondern auch Fernstehenden zeigte er jene Anhänglichkeit, die aus dem innern Wohlwollen stammt. Wer freilich an einem scharfen Wort oder Urtheil Anstoß nahm, der konnte sich des Reizes und der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Unterhaltung mit ihm nicht voll erfreuen. Doch wird es wenige gegeben haben, die in diesem Falle waren; auf die Mehrzahl aller, die für eine geistige Besonderheit und eine vielseitige Bildung Verständniß haben, wirkte Hettner mit immer gleichbleibender Anziehungskraft.

Karl Biedermann.

Aus der dänischen Romanliteratur.

1. Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddeboe. Erzählung von Nicolai (Henrik Scharling). Deutsch von P. J. Willatzen. Nach der sechsten Auflage des dänischen Originals. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1884. 8. 4 M.
2. Meine Frau und ich. Erzählung von Nicolai (Henrik Scharling). Deutsch von P. J. Willatzen. Nach der vierten Auflage des dänischen Originals. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1884. 8. 4 M.

Seit vielen Jahren wendet unser Publikum der dänischen und norwegischen Bühnenliteratur eine außerordentlich rege Theilnahme zu, und einzelne dramatische Werke von Björnson, Ibsen und Molbech haben auf der deutschen Bühne Erfolge davongetragen, wie sie den Erzeugnissen heimischer Poeten nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen zutheil werden. Vor allem war es die packende Wahrheit in der Schilderung der Charaktere, die kühne, selbstbewußte Sicherheit in der Darlegung und Durchführung der Conflicte, welche den nordischen Schriftstellern zahlreiche Bewunderer gewann; aber der Umstand, daß es jene Autoren liebten, nur die düstern Seiten der menschlichen Natur und die morschen Stellen unsers gesellschaftlichen Lebens zum Gegenstand dichterischer Behandlung zu machen, hat uns nachgerade dahin geführt, anzunehmen, daß finsterer Ernst und trübseliger Pessimismus nationale Eigenthümlichkeiten der nordischen Völker sein müßten, und daß jedes Erzeugniß ihrer Literatur nothwendig nur diesen Charakter tragen könne. Daß diese Annahme einen gewaltigen Irrthum bedeute, kann kaum in überzeugenderer und zugleich liebenswürdigerer Weise dargethan werden als durch die beiden reizenden Erzählungen Henrik Scharling's, „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddeboe" und „Meine Frau und ich", deren Herausgabe in einer guten Uebersetzung ein wirklich dankenswerthes Unternehmen war.

Beide sind in Dänemark schon vor einer Reihe von Jahren erschienen und haben dort vollauf Beifall und Würdigung gefunden. Allerdings hatten sie im Vaterlande des Dichters auf solche Anerkennung schon darum gerechtesten Anspruch, weil sie von der ersten bis zur letzten Zeile von einer so aufrichtigen und innigen Liebe des Verfassers für seine wogenumspülte Heimat erfüllt sind, und weil sie trotz ihrer schlichten, scheinbar kunstlosen Form eine so poesievolle Verherrlichung dieser Heimat und ihrer zahlreichen anheimelnden Eigenthümlichkeiten in sich schließen, wie sie wärmer, überzeugender und feiner kaum empfunden werden kann.

Aber diese herzliche Vorliebe des Autors für Dänemark ist durchaus kein Grund, die Bücher für nicht dänische Leser minder erfreulich zu machen; selbst eine hier und da in milder Form zum Ausdruck gelangende Abneigung gegen deutsches Wesen wirkt nicht im mindesten verletzend, weil sich auch im Tadel und in der Ironie der liebenswürdige Humor des Verfassers nicht einen Augenblick verleugnet. Beide Bücher bilden gewissermaßen eine einzige Erzählung; denn es sind zum Theil dieselben Personen, die uns in ihnen entgegentreten. Augenscheinlich aber ist „Meine Frau und ich" (Nr. 2) erst durch den großen Erfolg der „Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddeboe" (Nr. 1) hervorgerufen

worden, und es darf darum nicht wundernehmen, daß die Fortsetzung den Anfang an Frische und Ursprünglichkeit nicht ganz erreicht. Immerhin aber verdienen beide Erzählungen auch in Deutschland die aufmerksamste Beachtung, und es wäre ein unschätzbarer Gewinn für unsere in allerlei Abwege und Irrpfade eingelenkte Romanliteratur, wenn der köstliche humor- und poesievolle Naturalismus Scharling's bei uns einen erfolgreichen Nachahmer fände. Daß es sich in Henrik Scharling's, oder wie sein bekannteres Pseudonym lautet, Nicolai's Erzählungen keineswegs um kunstvoll ersonnene Intriguen mit spannendem Verlauf und vielfach verschlungenen Fäden oder um tief eingreifende, herzbrechende Conflicte handelt: darüber klärt uns der Verfasser selbst schon auf den ersten Seiten in seiner anspruchslosen, anheimelnden Weise auf. Er schickt eine schwungvolle Lobpreisung des stillen, freundlichen Predigerhofes zu Nöddeboe vorauf und fährt dann fort:

Sieh, das ist die Ouverture, aber sie ist nicht von mir, sie ist vom Alten. Hiermit hängt es folgendermaßen zusammen. Als ich die letzte Hälfte meiner Weihnachtsferien im Pastorat zu Nöddeboe zugebracht hatte, verspürte ich Lust, niederzuschreiben was ich draußen erlebte, und als es geschrieben war, drängte es mich, es auch drucken zu lassen, denn so geht es immer: Schritt für Schritt wandelt man auf der breiten Bahn des Verderbens vorwärts, bis man schließlich damit endet, Schriftsteller zu werden. Inzwischen fühlte ich selbst, daß es ein sehr gewagter Schritt sei, den ich zu thun im Begriff stehe, und deshalb beschloß ich, zuvörderst zu vernehmen, was Corpus Juris zu meinem Vorhaben sage. Corpus Juris ist nämlich ein großer Kritiker, und wenn er meinem Plan beistimmte, durfte ich mich einigermaßen über das fernere Schicksal meines Werks beruhigen. Demnach schrieb ich es erst sehr zierlich ab, damit auch nicht eine schiefe Zeile Corpus Juris' Misbehagen erwecken möge, und darauf überlieferte ich ihm das Buch, indem ich ihm zugleich meinen Plan auseinandersetzte. Corpus Juris nahm das Buch; zwei Tage lang sagte er nichts; ich glaube nicht, daß Noah die Zurückkunft seiner Taube mit größerer Spannung erwartet haben kann als ich die meines Buchs — aber ich wagte nicht zu fragen. Am dritten reichte Corpus Juris mir das Buch und sagte: „Nun, es wird ja heutzutage so viel komisches Zeug gedruckt, da kannst du ja auch gern das deine drucken lassen!" Das war für einen jungen Verfasser nicht sehr ermunternd, und im Grunde war ich nicht klüger als vordem. Ich beschloß deshalb an das höchste Gericht zu appelliren, das will sagen, den Alten um seine Ansicht zu befragen. Der Alte war in seinem Urtheil mehr human; er sagte, daß im Buch manches Gute enthalten sei, daß man ja aber doch wol merken könne, daß der Verfasser bedenklich jung sei, doch auch dafür sei Rath zu schaffen: ich könne ja auf das Titelblatt drucken lassen, wie alt ich sei, dann wüßten die Leute, daß sie große Anforderungen nicht stellen dürften, und wenn sie dann das Buch dennoch kauften, hätten sie sich selbst den Schaden zuzuschreiben. Nun forderte der Alte, daß er, da das Buch unter anderm auch von ihm handle, eine kleine Einleitung liefern dürfe, die so eine Art Ouverture sein solle. Hierüber erschrak ich völlig, denn ich konnte mir schon denken, wie diese Ouverture lauten werde; aber dem Alten mußte ich gehorchen. Nun steht die Ouverture da, und wenn man zuerst sie und dann mein Buch gelesen hat, wird man gewiß ebenso überrascht sein, wie man es sein würde, wenn man nach der Ouverture zu „Hakon Jarl" das Singspiel „König Salomon und Jürgen Hutmacher" sähe. Denn ebenso feierlich wie der Alte die Saiten der Harfe gestimmt hat, so munter und leicht beabsichtige ich, sie zu rühren. Falls jemand erwartete, hier tiefe psychologische Blicke, große welthistorische Begebenheiten oder vielleicht gar dämonische Gedanken zu finden, würde er bedeutend enttäuscht werden. Nein wahrhaftig, es ist nicht das mindeste Dämonische weder in mir noch in meinem Buch, aber, wie der Taschenspieler zu sagen pflegt, wenn er seine Künste macht: es geht alles ganz natürlich zu. Schlimmer war es dagegen, daß Corpus Juris gegen mein Buch den Einwand erhob, es sei nicht genug Handlung in demselben. Allein darauf antwortete der Alte, daß dies in der Natur der Sache liege, denn ein Pastorat ist nicht der Schauplatz für ein großes fünfactiges Drama, sondern für ein kleines Idyll. In einem Pastorat handelt man nicht, man plaudert. Das war ein goldenes Wort vom Alten. Denn in meinem Buch wird auch nicht gehandelt, nein, man plaudert. Ja, so will ich erzählen, wie man an einem dunkeln Winterabend in vertraulichem Freundeskreis sitzt und plaudert, in jener Stunde, wenn der Tag allmählich schlafen geht und die Nacht kommt und uns die Hände vor die Augen hält und fragt: Wer ist es? So will ich erzählen, daß meine Worte fließen sollen wie der rieselnde Bach; niemand weiß, woher er kommt, und niemand weiß, wohin er wandert, aber man hört ihn nur plaudern, plaudern, plaudern — gerade so will ich erzählen, und fällt dann der eine oder andere in Schlaf, nun wohl, dann laßt ihn schlafen und — träumen!

Aber mit dem Einschlafen hat es keine Gefahr; denn wenn auch des achtzehnjährigen Theologiestudenten Nicolai Erzählung von seinen kleinen Erlebnissen und Herzensabenteuern im Pastorat zu Nöddeboe in Wahrheit nichts anderes ist als ein anspruchloses Geplauder, so weiß er uns doch mit demselben in jedem Augenblick zu erfreuen, zu erheitern oder zu rühren. Die Menschen, die er uns entgegentreten läßt, sind von köstlicher Wahrheit und wirklich herzerquickender Liebenswürdigkeit, und trotz des Mangels an jeder irgendwie erheblichen Handlung sind ihre Charaktere durch zahllose feine Züge so scharf und plastisch herausgearbeitet, wie es andern Autoren selbst unter Zuhülfenahme der bedeutsamsten Actionen nur selten gelingt. Die Gestalt des jovialen, kernfesten Pastors im ersten Band und die der Estrid im zweiten sind Figuren aus dem vollen Leben, die trotz ihres äußerlich specifisch dänischen Zuschnitts jedem Leser den Eindruck guter alter Bekannten machen und ihn unwiderstehlich gefangen nehmen müssen. Auch die beiden Brüder Nicolai's, der vierundzwanzigjährige Christoph mit dem Beinamen „der Alte" und der um ein Jahr jüngere Friedrich mit dem Beinamen „Corpus Juris", sind Erscheinungen von greifbarster Anschaulichkeit und Wahrheit.

Daß die Erzählung „Meine Frau und ich" nicht in allen Stücken der „Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddeboe" völlig gleichkommt, habe ich schon oben erwähnt; der alte Maler, welcher Nicolai's Schwiegerpapa geworden ist, weist hier und da verwandte Züge mit dem Pastor zu Nöddeboe auf, und man gewinnt fast den Eindruck, daß das Bewußtsein dieser Aehnlichkeit den Verfasser bei der feinen Ausmalung des trefflich angelegten Charakters ein wenig genirt habe. Aber auch diesmal weiß der liebenswürdige Autor die Kritik des Lesers von vornherein durch eine Einleitung zu entwaffnen, in welcher es unter anderm heißt:

Wir sind nun reichlich ein halbes Jahr verheirathet, und dieses halbe Jahr scheint mir so merkwürdig zu sein, daß ich's in einem Buch beschreiben muß. Ich will damit aber nicht behaupten, daß es andern ebenso merkwürdig erscheinen müsse, denn im Grunde genommen habe ich wol nichts anderes erlebt, als was die meisten jungen Eheleute erleben. Aber mir scheint es besonders merkwürdig zu sein, und so ist es mir ergangen wie damals, als ich im Pastorat zu Nöddeboe gewesen war, wo ich auch nichts anderes erlebt hatte, als was alle Menschen in einem Pastorat erleben können — ich mußte ein Buch darüber schreiben. Doch bin ich keineswegs blind gegen die Gefahr, welcher ich mich dabei aussetze. Denn ich habe oft bemerkt, daß Verfasser, wenn sie ein Buch geschrieben hatten, welches allgemeinen Beifall fand, sich beeilten, hinterher ein langweiliges zu schreiben, und ich glaube fast aus einer Art unzeitgemäßer Bescheidenheit, als wenn sie nämlich befürchteten, daß die Leute eine gar zu gute Meinung von ihnen gewinnen möchten. Und hier in Dänemark kann man kaum etwas seinem guten Namen und Ruf Gefährlicheres thun, als ein Buch zu schreiben, welches nicht den Beifall der hohen Betreffenden findet. Man setzt sich dadurch weit heftigern und gröbern Angriffen aus, als wenn man falsche Wechsel ausstellte, Kassenunterschleife oder andere Schurkereien beginge. Trotz alledem soll die Möglichkeit dieser Gefahr mich nicht zurückhalten. Denn ich meine, gleichwie ein guter Soldat nicht an Lazareth und Gefangenschaft denkt, sondern unerschrocken sich in den dichtesten Kugelregen stürzt, so muß auch ein Verfasser nicht an Kritiken und Recensionen denken, sondern getrost sein Buch herausgeben, als wenn derartiges ihn gar nicht berühre. So will ich denn auch thun.

Die beiden kleinen Proben, welche ich damit von der Eigenart des dänischen Autors gegeben habe, mögen zugleich als Belege für die Beschaffenheit der Uebersetzung dienen. Dieselbe kann als eine im ganzen sehr wohlgelungene bezeichnet werden, und einzelne danisirende, im Deutschen ungebräuchliche Wendungen sowie die etwas willkürliche Interpunktion, sind schließlich nur Mängel von untergeordneter Bedeutung.

Reinhold Ortmann.

Vermischte Schriften.

1. Handbuch des Demagogen von Raoul Frary. Aus dem Französischen übersetzt von Bruno Oßmann. Hannover, Helwing. 1884. 8. 4 M.
2. Der Dampf. Eine Darstellung des Zeitalters der Dampfmaschine von A. Schroot. Stuttgart, Spemann. 1884. 8. 1 M.
3. Aus dem Exil. Mittheilungen von Paul Carus. Dresden, v. Grumbkow. 1884. 8. 1 M.

Es gibt Menschen, über deren Werth oder Unwerth wenig zu sagen ist, weil sie fast ebenso viele Laster und schlimme Seiten aufweisen wie Tugenden und gute Seiten, bei denen mithin die Lichtseiten durch die Schattenseiten nahezu paralysirt werden; dasselbe gilt von gewissen Büchern, die manche glänzende Wahrheiten enthalten und doch auch an Trugschlüssen und hohlen Redensarten nicht arm sind. Zu dieser Art von Büchern möchten wir die Schrift „Handbuch des Demagogen" von Raoul Frary (Nr. 1) zählen. In der Einleitung erklärt der Verfasser, er sei von dem Vater eines jungen Mannes aufgefordert worden, dem letztern praktische Rathschläge zu geben, wie er möglichst bald ein Staatsmann werden und auf kürzestem Wege zu Berühmtheit gelangen könne, und zwar zu der Art von Berühmtheit, „die zur Macht führt". Zu dem Ende gibt nun der Autor dem jungen Mann den Rath, ein „Demagoge", d. h. ein Führer des Volks, zu werden. Ueber den Beruf eines Demagogen läßt sich die Schrift also vernehmen:

Das Demagogenthum hat seine Klippen, aber die Erfahrung bezeichnet sie. Dieser Beruf hat das Angenehme, daß er fast ganz offenkundig ausgeübt wird; seine Geheimnisse sind jedem aufmerksamen Beobachter zugänglich. Die Triebkräfte, vermöge deren die Massen in Bewegung gesetzt werden, haben nichts Wunderbares an sich; um sie kennen und handhaben zu lernen, genügen einzelne allgemeine Grundsätze sowie einige geschichtliche Kenntnisse. Ich werde Ihnen die Grundsätze angeben und die der Geschichte zu entnehmenden Lehren kurz zusammenfassen. Das Uebrige ist Ihre Sache, denn weder Talent noch Wille werden durch die Lehrmethode ersetzt, und der Erfolg läßt immer auf irgendeine Ueberlegenheit schließen, sei es auch nur die der Dreistigkeit oder der Lungen.

Nachdem Frary seinem Zögling diese kurze Charakteristik des Demagogenthums gegeben hat, schildert er in vier Hauptabschnitten zunächst die wesentlichsten Züge des französischen Nationalcharakters, sowol während der Monarchie wie während der Republik. Alsdann behandelt er „die Kunst zu gefallen", sei es durch wirkliche oder erheuchelte Ergebenheit, durch Schmeicheleien und Lobeserhebungen, durch Erregung von Illusionen und Entflammung böser Leidenschaften, z. B. des Hasses, des Neides u. s. w. Die beiden letzten Abschnitte sind der Doctrin des Demagogenthums gewidmet und behandeln unter anderm das Princip der politischen und socialen Gleichheit, die Presse, die öffentlichen Versammlungen und die Wahlen. Um die Schreibweise des Autors zu kennzeichnen, mag eine Stelle über die „Doctrin des Demagogenthums" hier einen Platz finden; es heißt:

Wie jede Partei, so bedarf das Demagogenthum ganz besonders eines jener Kriegsrufe, die, in den Ohren und den Herzen widerhallend, das Klagen der Opfer und die Verwünschungen der Unterliegenden übertönen. Die Völker sind es zufrieden, daß man ihre Leidenschaften wachrufe, aber noch mehr wie der Einzelne halten sie auf die Wahrung ihrer Selbstachtung. Das Volksgewissen besteht mit um so größern Recht darauf, daß es befriedigt werde, als es keine großen Ansprüche macht und ihm oft ein Wort schon genügt, sofern solches nur gut gewählt und häufig wiederholt wird. Religion, Freiheit, Vaterland, Gerechtigkeit, das wäre es etwa, was Sie je nach Zeit und Volkscharakter und je nach dem, wohin Sie die Massen zu führen gedenken, auf Ihre Fahne zu schreiben hätten. Besitzen Sie keine dieser Zauberformeln, verstehen Sie es nicht, die Leiter Ihres Ehrgeizes mit solchem goldenen Nagel zu befestigen, so können

Sie ein gewandter Mann, ein gewiegter Cabinetspolitiker sein, Sie können Ihr Glück machen, sich als vollendeter Höfling in einer Monarchie bewähren: aber ein Demagog wird nicht aus Ihnen.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob das vorliegende Buch dazu bestimmt war, vom Demagogenthum abzuschrecken, ob es nicht eine Persiflage gewisser Parteipolitiker sein sollte. Vielleicht war dies der Fall, vielleicht aber auch nicht; es kommt hierbei viel auf die Eigenthümlichkeit, die politische Richtung und den geistigen Bildungsgrad des Lesers an. Auch darüber könnte man streiten, ob das Buch werth war, ins Deutsche übertragen zu werden; nach unserer Meinung ist dies kaum der Fall: es ist mehr für französische Leser bestimmt und wird schwerlich einen deutschen Politiker, welcher Richtung er auch angehören mag, befriedigen.

Nützlicher und wohlthuender als die Schrift Frary's ist die Arbeit von A. Schroot: „Der Dampf" (Nr. 2). Keine Erfindung hat auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit eine so tiefgehende und großartige Umwälzung hervorgerufen wie die Anwendung der Expansionskraft des Dampfes. Industrie, Verkehr, Handel, Baukunst, Kriegswesen, geistige Production: alles hat nicht nur einen mächtigen Aufschwung genommen, sondern auch eine vorher nie geahnte Vervollkommnung erfahren. Quantität und Qualität haben gleichen Schritt gehalten, und da mit diesem materiellen Aufschwung thatsächlich und nothwendigerweise eine geistige Fortentwickelung verbunden war, so kann man mit Wahrheit sagen, daß eigentlich erst mit der Verwerthung der Dampfkraft die Cultur auf der Erde einen dauernden Wohnsitz aufgeschlagen hat. Die Entwickelung, welche seit etwa hundert Jahren in Europa und Nordamerika vor sich gegangen, überragt daher auch alle andern Culturepochen in großartigster Weise, und ihre Leistungen übertreffen die aller frühern Jahrtausende weithin. Dabei hat sich der Charakter der Cultur wesentlich verändert. Während sie früher auf einzelne Völker und bei diesen wieder auf die höhern Stände, geringe Ausnahmen abgerechnet, beschränkt blieb, hat sie jetzt einen universellen und volksthümlichen Charakter angenommen. Will man, was die Großartigkeit der Wirkung betrifft, etwa die Erfindung des Schießpulvers oder die der Buchdruckerkunst ins Feld führen, so entsteht gleich die Frage: hätte das Kriegswesen ohne die Dampfkraft eine solche Höhe der Entwickelung erreicht wie heute, und was wäre die Buchdruckerei, wenn sie auf den Handbetrieb und die alten unvollkommenen Apparate angewiesen geblieben wäre? Schwere stählerne Geschütze, Achsen großer Dampfer, Panzerplatten u. s. w. lassen sich ohne Anwendung der Dampfkraft gar nicht herstellen, ebenso wenig, als man durch Handbetrieb allein in wenigen Stunden die Auflage einer großen Zeitung drucken kann, abgesehen davon, daß verbesserte Druckapparate, Schnellpressen, Rotationspressen nur durch die vervollkommnete Mechanik der Dampfkraft herzustellen waren. Während nun der Verfasser die gewaltigen culturellen Fortschritte, welche durch die Anwendung der Dampfkraft gemacht sind, gebührend betont, unterläßt er es nicht, auch die Schattenseiten hervorzuheben; er sagt in dieser Beziehung:

Vor allem mußte die alte Hand- und Hausindustrie, je mehr der Maschinenbetrieb Eingang fand, untergehen, weil sie der Concurrenz der Maschinen nicht gewachsen war. Leider konnte dieser Uebergangsproceß nicht vor sich gehen, ohne die schlimmsten Nothstände und die Verarmung ganzer Gegenden, wo gewisse Betriebe sich concentrirt und den Erwerb der Bevölkerung zum großen Theil zu bestreiten hatten, herbeizuführen. Besonders war dies der Fall bei der Spinnerei und Weberei. Die Nothstände der Weberdistrikte in Oberschlesien gehören zu den schaurigsten Kapiteln in der Geschichte der menschlichen Arbeit. Sodann ist auch die Poesie, welche in der Handarbeit lag, geschwunden. Das unaufhörliche, eintönige Schnurren, Klirren, Dröhnen und Donnern der Fabriken leidet keinen poetischen Hauch, und an Stelle der sinnig-stillen Andacht, welche ehemals den Erfolg der Arbeit sicherte, ist der notirende und Strafe dictirende Aufseher getreten. Ueberhaupt hat das Zeitalter des Dampfes in der geistigen Entwickelung, die es mit sich brachte, vorwiegend auf den Verstand gewirkt und eine einseitige, berechnende, zum Theil raffinirte Richtung befördert, welche den mit Herz und Gemüth begabten und diese Eigenschaften liebenden und schätzenden Menschen nicht sehr anheimelnd berührt. Die schwerste Schattenseite des Dampfzeitalters aber besteht darin, daß der aus ihm erwachsende Großbetrieb und die in ihm sich vollziehende Großkapitalbildung das Gleichgewicht der wirthschaftlichen Verhältnisse in einer Weise gestört haben, die zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gibt, wenn es nicht gelingt, diesem Umwandlungsproceß Einhalt zu gebieten.

Der Verfasser, welcher sich wiederholt auf die Schriften von Karl von Scherzer und Engel, dem frühern Director des königlich preußischen Statistischen Bureau, bezieht, behandelt in seiner Schrift zunächst die Erfindung der Dampfmaschine und die Maschinenfabrikation, um alsdann ausführlicher die Dampfmaschine im Transportwesen zu Land und zu Wasser, in der Buchdruckerei, in der Baukunst, in der Landwirthschaft, beim Löschen des Feuers, bei der Trockenlegung von Meerestheilen, z. B. des Haarlemer Meeres, u. s. w. zu besprechen.

Die kleine Schrift „Aus dem Exil" von Paul Carus (Nr. 3) enthält verschiedene kurze Aufsätze und einige Dichtungen, die anregend wirken und nicht ohne einen gewissen poetischen Schwung sind. In dem Aufsatz „Ist die philosophische Dichtung berechtigt?" kommt er zu dem Schluß, daß die Resultate der Wissenschaft oder Philosophie zwar als solche nicht Gegenstand poetischer Darstellung werden können, wohl aber das, was der Forscher empfindet, wenn er von der Großartigkeit und Erhabenheit dessen, was er in seinen mühsamen Studium gefunden hat, durchdrungen ist. Carus bezieht sich hier unter anderm auf Lucrez, Dante und Goethe, und bietet uns selbst ein Gedicht, das als eine Nachahmung des Lucrez angesehen werden darf und „De rerum natura" betitelt ist; wir lassen als Probe eine Stelle aus diesem Gedicht hier folgen:

Du Urquell alles Lebens, dessen Schoße
Der Sonnen leuchtendes System entströmt,
Dir dankt sein Dasein auch ein jedes Wesen,

Das wunderbar dein räthselhafter Hauch
Als lebende Empfindung stolz beseelt.
In dir ist die Bewegung alles Werdens,
In dir ihr Grund, in dir ihr Ziel beschlossen.
Was aus dir stammt, ist dir nicht fremd und fern;
Und auch des Menschen flücht'ges Erdenleben,
Es findet nur in dir den einz'gen Zweck.
Dein Odem ist es, der es warm durchzittert;
Es ist dein Licht, das in der Menschenseele
Als Geistesfunken sprüht. Und in die Tiefen
Voll unbegriff'ner ew'ger Schöpferkraft,
In deinen Schoß kehrt auch der Mensch zurück.
Im Leben friedlos, findet er in dir
Die heilige, die ew'ge Ruhe wieder.

Der interessante Aufsatz „Theoretische Philosophie" und praktisches Leben" schließt mit dem Satz: „Ideal und Wirklichkeit gehen oft sehr weit auseinander, aber nur, um sich desto sehnlicher zu suchen; denn sie bedürfen einander und sind gegenseitig auf sich angewiesen." Schließlich sei noch das poetische „Gedenkblatt für Friedrich List" erwähnt. Wir wünschen, daß der begabte Autor, der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika weilt, seine Sturm- und Drangperiode bald überwunden haben möge und, ins alte Vaterland zurückgekehrt, eine Stellung erringe, in der er sich und seinen Mitbürgern wahrhaft zu nützen im Stande ist. Rudolf Doehn.

Neue Gedichte.

1. Rothe Rosen. Neue Gedichte von Harbert Harberts. Hamburg, J. F. Richter. 1884. 8. 6 M.
2. Ramphold Gorenz. Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit von Karl W. Gawalowski. Graz, Goll. 1885. 16. 1 M. 20 Pf.
3. Sommerblumen und Herstblätter. Gedichte von Josephine Freiin von Knorr. Wien, Rosner. 1885. 12. 2 M. 40 Pf.
4. Der Heiland. Von Heinrich Langen. Paderborn, F. Schöningh. 1885. 12. 1 M. 60 Pf.
5. Der Erlöser. Epische Dichtung von Gotthard Ger. Mit dem Bildniß des Erlösers in Lichtdruck nach Guido Reni. Leipzig, Mutze. 1885. 8. 4 M.

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte", so möchte man angesichts der Gedichtsammlungen rufen, welche Monat für Monat in Deutschland zu Nutz und Frommen des wegen seiner Laxheit im Bücherankauf viel geschmähten deutschen Volks erscheinen. Nicht eben zu den schönsten jener Blüten gehören die „Rothen Rosen" von Harbert Harberts (Nr. 1), denen Duft und Reiz fehlt. Mag man es auch hingehen lassen, daß der Autor nicht über große Gedanken verfügt, daß er nicht in die Tiefe zu dringen vermag, daß er einem gar zu seichten Optimismus huldigt, die Welt z. B. „wunderschön" findet, auch wenn sie „noch 'n mal so schlecht" wäre, daß ihm die wohlfeile Weisheit behagt, „der Lebende allein hat recht, und nur was da ist, darf bestehn" — aber niemand darf die mangelhafte Form der Gedichte hingehen lassen, niemand die unschöne Sprache, welcher eine strenge Feilung außerordentlich noththäte. „Noch 'n mal" gehört zu den unerlaubten Elisionen, und zu schreiben: „Sie liebten sich zwei beide" verräth keinen guten Geschmack. An Geschmacklosigkeiten fehlt es überhaupt nicht. Harbert Harberts nennt Fouqué „göttlich", spricht von einem „zappelnden Herzen" und besingt die wiener Soubrette Frau Marie Geistinger — ihre tragischen Experimente wird ihr die strenge Muse kaum verzeihen — in überschwenglicher Weise: „Bewundernd schlingt der Genius der Dichtung dir um das Haupt den eignen Lorberkranz".

Auch an Banalitäten fehlt es nicht. Banal beispielsweise sind die Schlußstrophen des Gedichts „Traudchen von Anderach". Man höre:

Dein Busen, ach! so schwellend,
So übermächtiglich,
Mahnt an das Vorgebirge
Der guten Hoffnung mich.

Mir wird so fremd zu Sinne,
Es ist mir wie im Traum;
Hilf Himmel! feucht auch, seh' ich,
Ist deines Kleides Saum.

Das ist verlotterte Poesie. Des Autors Abhängigkeit von Heine, nämlich den Schwächen Heine's, z. B. der Sucht, einen poetischen Eindruck durch ein hanswurstisches Anhängsel zu zerstören, zeigt sich in der überwiegenden Mehrzahl der Gedichte, am augenfälligsten dort, wo Harberts humoristisch sein will und wo er am wenigsten genießbar ist. Hierher gehören: „Erinnerst du dich noch der Stunden", ein hübsches Liebeslied, mit dem Ende:

Schon wollt' ich jauchzen. Banger Tage
Verfloss'ner Streit ward Harmonie,
Da traf mich wie ein Blitz die Frage:
Wie viel Gehalt beziehen Sie?

„Godesberg", ein stimmungsvolles Rheinlied, mit dem Schluß:

„Doch sieh!" so ruft er höhnisch,
Der Materialist,
„Wie die famose Jule
Heut aufgedonnert ist!"

„Auf den Berg bin ich gestiegen", ein herzhaftes Lied, mit dem Ende:

Lächeln that ich viel und nicken,
Sagte immer Ja und Amen
Und versprach den alten Damen,
Nächstens Strümpfe auch zu stricken.

Diese Clownsprünge würden uns auch dann nicht gefallen, wenn sie nicht Heine nachgeahmt wären, der darin manchmal das Ergötzlichste geleistet hat.

Als gelungen seien hervorgehoben: „Schön Suschen", „Sommernacht", „Ich ziehe meine Straße" und das erste

der Rheinlieder, in welchen allen sich Frische und bisweilen sogar Anmuth offenbart; tief empfunden und echt poetisch sind die Gedichte: „Ich sitz' in schattiger Laube", „Wo sich der Nordsee Wogen", „Meereslenchten", „Ein schöner Traum"; durch Tüchtigkeit der Gesinnung zeichnen sich „Männerstolz" und „Liebe und Haß" aus; unter den humoristischen Gedichten ist „Faustiade" zu erwähnen, unter den erzählenden Gedichten „Weihnachten mit Schrecken", ein schönes Bild aus des Verfassers friesischer Heimat, und unter den Sonetten „Ahasver". Wenn Harberts nur die annehmbaren Gedichte, etwa ein Viertel der umfangreichen Sammlung, veröffentlicht hätte, so würden wir sie anerkennend entgegengenommen haben; aber dies Massenaufgebot der Mittelmäßigkeit ist erschreckend und zwingt uns abzulehnen.

Dürftig an poetischem Gehalte ist „Ramphold Gorenz", ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit von Karl W. Gabalowski (Nr. 2), und wo sich Spuren eines solchen finden, werden sie durch die schroffe, ungerechte Tendenz des Verfassers getrübt, die Deutschen zu verherrlichen und die Hussiten, richtiger gesagt die Czechen, welche er mit jenen kurzweg identificirt, zu erniedrigen. Das deutsche Volk nennt Gawalowski „heilig", Zischka, der große hussitische Kriegsheld, ist für ihn nichts als „wild", und dessen Krieger sind ein „wilder Hauf", sind „Ketzer". Das Hussitenheer ist „blut- und beutelüstern" und „schrecklich". „Doch nicht", so singt er,

Doch nicht umsonst zurückeführen
Ich wollt' euch zur Hussitenzeit,
Die deutsche Dichter oft gepriesen
Als neuen Tages Helligkeit.

O daß sie also sich getäuschet!
Traun, anders ward von Huß entfacht
Das Licht, wie jenes, das uns später
Des deutschen Luther's Wort gebracht.

Wie dieser läßt erstrahlen milde
Der Menschenliebe süßen Schein,
So predigt jener wildes Hassen
Und blitzet wild vernichtend drein.

Diese Strophen, welche zugleich als Stilprobe gelten mögen, sind bezeichnend für die tendenziöse Derstellung Gawalowski's. Huß ist ihm ein wilder Hasser blos deshalb, weil er ein Böhme ist; für die historische Nothwendigkeit seines Auftretens in einer Zeit der grauenhaftesten Ausartung des Katholicismus hat er keinen Sinn, für den edeln Gehalt seiner Lehre fehlt ihm das Verständniß, für die sublime Weisheit, die dem Reformator ein mildes Lächeln abnöthigte, als er die Geschäftigkeit der zu seinem Marterpfahle Holz schleppenden Menge sah, hat er kein Wort der Bewunderung, für sein tragisches Ende kein Wort des Mitleids — Huß ist für Gawalowski ein wilder Hasser, sonst nichts. Diese Art der Geschichtsverfälschung überschreitet die Freiheit des Poeten, und es ist absolut verwerflich, Ereignisse vergangener Zeiten von einem gegenwärtigen Standpunkte aus zu betrachten. Historischen Thatsachen wird nur derjenige gerecht, der sich ihnen mit historischem Auge nähert, d. h. sie aus ihrer Zeit heraus und mit Rücksichtnahme auf Ursache und Wirkung zu erforschen und zu verstehen sucht. Jeder Deutsche bedauert gewiß die Kämpfe, welche die Deutschen gegenwärtig wie in vielen österreichischen Kronländern so auch in Böhmen zu bestehen haben; aber die Absicht eines deutschen Dichters, falls diese Bezeichnung auf Gawalowski angewendet werden dürfte, blos dieser augenblicklichen Kämpfe wegen eine czechische Großthat der Vergangenheit zu beschimpfen, erscheint dem Deutschen zu — czechisch.

Einen ganz andern Eindruck als dies engherzige, innerhalb confessioneller Grenzen religiöse Lied übten die Gedichte „Sommerblumen und Herbstblätter" von Josephine Freiin von Knorr (Nr. 3) auf uns aus, welche die wahre Frömmigkeit des Herzens athmen. Baronin Knorr, die schon durch zwei frühere Gedichtsammlungen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, ist eine echte Dichterin, weil sie, ohne Nebenabsicht, ohne Tendenz und Speculation, nur dasjenige niederschreibt, wovon ihr Gemüth voll ist, und sich dabei einer abgeklärten, ruhig fließenden Sprache und der zartesten Bilder bedient. Gedankenlyrik und Gemüthslyrik haben sich bei ihr zu schönem Bunde vereinigt, der eine große Anziehungskraft besitzt. Leidenschaft spricht aus den Gedichten der Freiin von Knorr nicht; heftigen Gemüthsemotionen ist sie nicht unterworfen; das Glutvolle und Hinreißende, in der Gegenwart besonders gesucht und geliebt, hat dem Sinnigen und Innigen weichen müssen. Die Gedichte gleichen den Blättern der Mimose, die sich in merkwürdig feiner Reizbarkeit bei der geringsten Berührung zusammenziehen. Manches Gedicht ist, wie es Goethe fordert, „nur ein Hauch"; der österreichischen Poetin zart besaitetes Gemüth verweilt mit Vorliebe an den schwermüthigen Stätten der Vergangenheit, welche die Vergänglichkeit des Irdischen mit ergreifender Beredsamkeit predigen; ihr empfindliches Seelenleben geht dem Schroffen und Gewaltsamen aus dem Wege und nimmt doch Antheil an den Neigungen und Bewegungen der Zeit, wie die Gedichte beweisen, in denen Japan und Paris besungen wird. Die mitgetheilten metrischen Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen erhöhen noch den Werth dieser Dichtergabe.

Religiosität ist auch den episch-lyrischen Dichtungen „Der Heiland" von Heinrich Langen (Nr. 4) und „Der Erlöser" von Gotthard Ger (Nr. 5) eigen; aber im Gegensatz zu den Gedichten der Freiin von Knorr mehr Religiosität als Poesie. In dem Büchlein „Der Heiland" wird die Geschichte des Lebens, Wirkens und Leidens Jesu Christi in gebundener Form, zumeist in vierzeiligen Strophen iambischen und trochäischen Charakters, im strengsten Anschluß an die Evangelien erzählt. Es enthält eine Art Evangelienharmonie, wie sie in der althochdeutschen Epoche unserer Literatur beliebt war. Der Autor gliedert den grandiosen Stoff in fünf Theile, welche der Reihe nach die Kindheit Jesu, den Antritt seines Lehramtes, seine

Wunderthaten, seine gleichnißartig vorgetragenen Lehren und die Vollendung seines Erlösungswerks durch Tod, Auferstehung und Himmelfahrt behandeln.

In ähnlicher Weise ging Gotthard Ger vor, der Verfasser der epischen Dichtung „Der Erlöser". Auch sein Werk ist nichts anderes als eine Versification der Evangelien, nur zerlegte er den Stoff in zwei Theile und verwendete durchweg den trochäischen Vierfuß. Langen's Sprache ist fließender; Ger hinwiederum hat seinem Gedicht eine größere Einheit und eine organischere Fügung zu verleihen verstanden. Die Trennung der Wunder Jesu von seinen Reden, welche Langen versucht hat, ist ein wenig pedantisch und wirkt auf den Leser monoton; wogegen die abwechselnde Darstellung der Heilsthaten des Erlösers und seiner Predigten, wie sie Ger angewandt hat, wenigstens den Reiz der Mannichfaltigkeit besitzt. Im übrigen besteht zwischen den beiden Büchern kein wesentlicher Unterschied; beide ermangeln einer Individualität. Die Autoren haben es sich allzu leicht gemacht. Die großen religionswissenschaftlichen Forschungen ließen sie außer Acht, sowol die strenggläubigen eines Sepp, Hase oder Baur, als die heterodoxen eines Strauß oder Renan und die etwa in der Mitte liegenden Vorlesungen eines Schleiermacher; nicht in die religiöse, nicht in die sittliche, nicht in die politische Atmosphäre der Alten Welt wird eingedrungen; von psychologischer Vertiefung findet sich ebenso wenig eine Spur wie von realistischer Charakteristik; das Unbegreifliche bleibt unbegreiflich, das Unmotivirte unmotivirt: aber die Aufgabe des Dichters, welcher ein historisches Problem behandelt, ist und bleibt, den Causalnexus herzustellen. Läse einer, welcher von Christus und seinem Werke nichts wüßte, diese Bücher, so würde er sich kaum der Bedeutung des Heilands bewußt werden, weder der historischen noch der socialen, nicht einmal der ethischen. Eine bloße metrische Uebersetzung des Neuen Testaments ist eine ziemlich überflüssige Arbeit, denn niemand in der Welt kann dieses an Schönheit und Tiefe übertreffen, insonderheit können die Parabeln Jesu mit ihrer Weisheit, Milde und Bilderfülle selbst von größten Dichtern nicht schöner als in der Bibel ausgedrückt werden. Seltsamerweise ließen sich die Verfasser sogar die Gelegenheit zu poetischen Naturschilderungen, wozu die paradiesische Schönheit des heiligen Landes, namentlich Nazareths, die größte Veranlassung bot, entgehen — freilich wer vermöchte darin auch mit Renan, dem Meister künstlerischer Naturschilderung, zu concurriren? Schwung und Pathos, wodurch sich die Messiade von Klopstock auszeichnet, fehlen ganz, auch dort, wo sie der Gegenstand erheischt; und wenn Langen mit der Strophe endet:

Gib, o Gott, daß einst der Heiland,
Wiederkommend zum Gerichte,
Hab' Erbarmen unsrer Seele,
Führ' uns all zum ew'gen Lichte —

und Ger mit den Zeilen sein Werk beschließt:

An dem heil'gen Tag der Pfingsten
Ließen sich dreitausend Seelen
Gleich von den Aposteln taufen.
Täglich wuchs die Christgemeinde.
Seinen Segen gab der Herr —

so macht dies einen dürftigen Eindruck. Ein Epos, welches die erhabenste aller Personen besingt, muß gewaltig ausklingen.

Da sich indessen die Verfasser einer gefeilten, gebildeten Sprache bedient haben, mögen ihre Gedichte allen gläubigen Gemüthern empfohlen werden, besonders solchen, denen die oft dunkle apokalyptische Sprache der Bibel Schwierigkeiten bereitet. Fritz Lemmermayer.

Goedeke's „Grundriß" in zweiter Auflage.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Erster Band. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Dresden, Ehlermann. 1884. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Selten hat wol eine deutsche Gelehrtenarbeit von größerm Umfange so weitreichende Verbreitung und allseitige Benutzung gefunden wie Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", der im Jahre 1857 in Lieferungen zu erscheinen begann und dessen erster Band das Erscheinungsjahr 1862 aufweist. Eine Literaturgeschichte in bibliographischer Form, wie Goedeke's bald nach dem Erscheinen berühmt gewordenes Werk, dabei mit solcher Genauigkeit und mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit abgefaßt, besaß überhaupt keine der Culturnationen. Bibliographen, Buchhändler und Antiquare wußten diese Arbeit seltenen deutschen Fleißes bald ebenso zu würdigen wie die Gelehrten von Fach, welche die beste und verläßlichste Auskunft über alte Ausgaben, Uebersetzer, Commentatoren der Werke unserer Literatur, kurz über alle Daten vorfanden, über die sie sich Raths erholen wollten. Es galt als ganz besondere Auszeichnung eines Buchs, wenn bei der Anführung desselben in einem Kataloge oder an anderer Stelle die Bemerkung: „fehlt bei Goedeke", beigefügt werden konnte, eine Bemerkung, die jedoch überaus selten vorkam. Gilt dies insbesondere von den eigentlich bibliographischen Angaben, so war andererseits auch der streng literargeschichtliche Theil mit derselben Liebe, Aufmerksamkeit und Sorgfalt behandelt, und zwar sowol was die ältere Periode unserer nationalen Dichtung als was die neuere Zeit betrifft. Wahre Muster biographisch-literarhistorischer Arbeiten sind die Kapitel über Schiller und Goethe, welche man füglich als zwei eigene Werke über die beiden größten Dichter unserer

Nation bezeichnen kann. Das letzte Heft des dritten Bandes und damit der Schluß des Ganzen erschien 1881; er behandelte die neueste Zeit und reihte sich würdig den vorhergegangenen Bänden an. Dieser dritte Band umfaßte 1427 Seiten, und dabei machte der Verfasser dieser Riesenarbeit noch das Geständniß: „Eine Fortführung der Arbeit bis auf die Gegenwart, die ich beim Beginn vor Augen hatte, übersteigt gegenwärtig meine Kräfte."

Man muß dem Verfasser des „Grundrisses", dem auch noch eine Reihe widriger Umstände in der Fortführung der Arbeit entgegenstand, daher zu besonderm Danke verpflichtet sein, daß er in geradezu selbstloser Weise — denn eine Gelehrtenarbeit wie die vorliegende trägt keine goldenen Früchte — es unternommen, eine zweite Auflage des großartigen Werks zu beginnen, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit den ersten Band dieser Neuauflage zur Vorlage gebracht hat. Was deutsche wissenschaftliche Thätigkeit in einer nicht allzu langen Reihe von Jahren zu leisten im Stande war, geht in überraschender Weise aus dem vorliegenden Bande hervor. Derselbe enthält 500 enggedruckte Seiten und reicht stofflich so weit als die ersten 107 Seiten im ersten Bande der ersten Auflage, mit kurzen Worten: er ist um das Fünffache erweitert. Mit voller Berechtigung kann der Autor daher auch in der Vorrede erklären: „Der erste, das Mittelalter umfassende Band ist ein völlig neues Werk." Gerade das letzte Jahrzehnt hat auf dem Gebiete der Germanistik, welche sich der ältern Zeit zuwendet, eine solche Fülle literarischer Erscheinungen aufzuweisen, daß selbst der Fachmann kaum alles übersehen kann. Nicht nur die im Buchhandel erschienenen Werke gehören hierher, sondern insbesondere auch die zahlreichen Abhandlungen und Arbeiten in den periodischen Schriften gelehrter Akademien und Gesellschaften, in den Programmen und Jahresberichten der Hoch- und Mittelschulen, Dissertationen und andere ähnliche Publicationen, deren jedes Jahr eine reiche Zahl entstehen sieht und unter denen sich viele wichtige Schriften befinden, die nicht übergangen werden dürfen.

Goedeke klagt in der Vorrede des letzten Bandes der vorangegangenen Auflage, daß ihm von außen her nicht die wünschenswerthe Theilnahme und Unterstützung bei seiner Arbeit entgegengebracht worden sei; man muß daher billig den Riesenfleiß eines Forschers bewundern, der sogar aus den feruliegendsten Quellen, die kaum erreichbar scheinen, sein Material in der zweiten Auflage des „Grundrisses" vervollständigte.

Was die allgemeine Eintheilung des vorliegenden Bandes betrifft, so ist sie in den Grundzügen allerdings dieselbe geblieben. Eine Einleitung über Begriff, Behandlungsweise, Vorarbeiten u. dgl. eröffnet das Werk. Darauf folgen die drei Bücher: „Von Karl dem Großen bis auf die Kreuzzüge", „Zeitalter der Kreuzzüge bis zum Interregnum" und „Vom Interregnum bis zur Reformation". Schon das erste Buch weist eine Vermehrung von 40 Seiten gegen die erste Auflage auf; das zweite ist über 100 Seiten stärker, das dritte Buch aber von viermal größerm Umfange. Selbstverständlich waren neben den Ausgaben und Bearbeitungen schon vorhandener Texte zahlreiche Dichter und Dichtungen zu berücksichtigen, welche während des Erscheinens der ersten Auflage überhaupt noch gar nicht bekannt waren, und Goedeke hat auch in dieser Richtung seinen Stoff in erschöpfender Weise behandelt. Als ein interessantes Beispiel für das Anwachsen des Stoffs diene der in §. 50 behandelte Walther von der Vogelweide, über welchen zur Zeit des Erscheinens der ersten Auflage die Untersuchungen noch so wenig zu Tage gefördert hatten, daß ihm Goedeke kaum zwanzig Zeilen widmen konnte; in der Neuauflage ist eine vortreffliche Biographie und Charakteristik des Dichters auf drei Seiten enthalten, während nicht weniger als vier enggedruckte Seiten das gesammte Quellenmaterial umfassen. Auch den Dichtungen der spätern Perioden mußte infolge der reich angewachsenen Literatur der Verfasser bedeutend mehr Raum anweisen, ja manche Gattungen der Dichtnng einfügen, welche früher kaum besonders zu behandeln waren. So ist der §. 86 über die „geschichtliche Dichtung", welche früher nur nebensächlich auf zwei Seiten abgehandelt war, zu einem so reichhaltigen angewachsen, daß er nun zwölf Seiten umfaßt. Diese enthalten unter den Specialtiteln: Reimchroniken, Spruchgedichte und kürzere historische Dichtungen und Lieder, ein Material, welches nicht nur für den Literarhistoriker, sondern auch für den Fachhistoriker von größter Wichtigkeit und Bedeutung ist, und insbesondere genaue Nachweisungen darüber, wo das eine oder andere der einzelnen Lieder zum ersten Abdruck gelangt ist. In dieser Gruppe finden wir zahlreiche Namen von Dichtern vertreten, welche während des Erscheinens der ersten Auflage noch überhaupt nicht bekannt waren.

Es kann an dieser Stelle nicht die Aufgabe sein, die Erweiterung von Goedeke's werthvollem Werke bis in die kleinsten Details zu verfolgen; aber schon die obigen Angaben weisen die Vermehrung in deutlicher Weise nach und zeigen, daß in dieser zweiten Auflage der besprochene Band wirklich ein völlig neues Werk genannt werden kann. Dem greisen Gelehrten wünschen wir im Namen aller, welche schon die erste Auflage des „Grundrisses" zu Studien oder zu praktischen Zwecken benutzt haben, daß es ihm vergönnt sein möge, im rüstigen Schaffen zum Ruhme der deutschen Wissenschaft das Ganze zu Ende zu führen.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", herausgegeben von Ernst Gettke, liegt der dreizehnte Jahrgang (1885) vor (Kassel, Voigt); er ist so reichhaltig wie alle frühern, bringt Kalender, Jahreschronik, Gedenktage und Jubiläen, Neuaufführungen, eine Todtenschau, bemerkenswerthe Aufführungen, Brände, Denkmäler, Directionen, Eröffnungen, Vereine u. s. f. Außerdem enthält er Mittheilungen über den Bühnenverkehr, die deutschen Bühnenvereine, die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger, die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, über Debiteure, die Adressen der Autoren und Componisten. Der geschäftliche Theil enthält ein Verzeichniß aller deutschen Bühnen, ihrer Vorstände und Mitglieder, der Theaterreferenten in den einzelnen Städten und der aufgeführten Novitäten. Dem Abschnitte über Jubiläen entnehmen wir die Mittheilung, daß der Herausgeber selbst am 12. April sein fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum feierte und als Mitbegründer und Mitvorstand der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger sowie in seiner hervorragenden Stellung als Oberregisseur des leipziger Stadttheaters aus der ganzen Bühnenwelt Beweise der Anerkennung erhielt: zahlreiche Geschenke und Orden, Lorberkränze und Telegramme.

Wie der Gettke'sche „Almanach" ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch für alle ist, die dem deutschen Theater angehören oder nahe stehen, so ist es der „Deutsche Literaturkalender" von Joseph Kürschner (Stuttgart, Spemann) für die Schriftstellerwelt und das große Publikum, das sich über die Autoren, ihre Hauptwerke und Adressen näher unterrichten will. Der Jahrgang 1885 enthält als Titelbild das Porträt von Gottfried Keller. Dem Kalendarium vorausgeschickt sind die Säcular- und Demisäculargedenktage von 1884. Es folgen Mittheilungen über die literarischen Rechtsverhältnisse, die Literarconventionen mit Belgien und Italien, die Sachverständigenvereine, die literarischen Vereine und Stiftungen sowie die localen Vereinigungen. Einen reichen Inhalt hat der dritte Theil: Nekrologe, Denkmale, Preisausschreiben, Jubiläen, Ernennungen und Auszeichnungen, Schriftstellerstatistik und Statistik der literarischen Production. Den eigentlichen Kern des Kalenders bildet das Adressenverzeichniß deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, mit Angabe ihres Geburtstages und Geburtsjahres, ihrer Lebensstellung, ihres Wohnortes und ihrer Hauptschriften; dann folgt ein Adressenverzeichniß der deutschen Verleger, ein Verzeichniß der Agenturen, Zeitungen, der deutschen Theater und ihrer Vorstände und eine Städteschau, in welcher die Schriftsteller, die in den einzelnen Städten wohnen, sowie die Hauptverleger, literarischen Vereinigungen, Zeitschriften, Agenturen, Rechtsanwälte, die sich für literarische Processe eignen, angeführt werden. An Vollständigkeit läßt dieser mit großem Fleiß zusammengestellte Kalender kaum etwas zu wünschen übrig; hier und dort vermißt man dennoch einen Autor, der mehr Recht als manche der aufgenommenen auf Erwähnung hätte. Daß der deutsche Parnaß so vollzählig besetzt ist, um kaum noch Platz für die Nachrückenden zu lassen, erscheint nach diesem Kalender unzweifelhaft.

— Ritter Leopold von Sacher-Masoch hat seiner internationalen Revue „Auf der Höhe", welche tüchtige Mitarbeiter aus allen Ländern zählt, ein Beiblatt beigelegt: „Der Pegasus, humoristische Blätter für Literatur, Kunst und Theater"; er will dem ernsten Phalanx jener Zeitschrift einen losen Schmuck von Bogenschützen beigeben, deren Aufgabe es sein wird, die Feinde der Wahrheit und der Schönheit mit ihren leichten Pfeilen zu necken und zu beunruhigen. Das erste Heft dieser illustrirten Xenien liegt vor; es enthält einige für literarische Satire wohlgeeignete Rubriken: „Literarische Naturgeschichte", „Briefe von Zeitgenossen", „Literarische Weltausstellung bisher ungedruckter und sogar ungeschriebener Werke". Diese letzte Rubrik beginnt mit Emil Zola's „Hortense": kräftige Dosen der Parodie. Doch das Blatt ist ja nur für Männer bestimmt.

— Ueber „Das Antiphon", einen Apparat zum Unhörbarmachen von Tönen und Geräuschen, hat der Hauptmann a. D. M. Pleßner eine kleine Schrift veröffentlicht, welche in zweiter Auflage bei Schulze und Bartels (Optische Industrie-Anstalt) in Rathenow erschienen ist. Der Verfasser stößt zunächst einen kräftigen Seufzer aus gegen „alle böswilligen oder unabsichtlich erzeugten akustischen Unfläterеien, mit welchen unsere Gegenwart so reich gesegnet ist. Er nennt die zahllosen Leiden, denen unser Gehörorgan wehrlos bei Tag und bei Nacht ausgesetzt ist, und beschreibt sodann die von ihm gemachte Erfindung des Antiphon. Diese durch Abbildungen unterstützte Erläuterung ist außerordentlich belehrend und überzeugend. Wir glauben den Gebrauch dieses billigen Instruments nur empfehlen zu dürfen; von irgendwelcher Aufschneiderei ist hier keine Rede.

— Das siebenunddreißigste Heft der „Deutschen Bücherei" Breslau, Schottländer) enthält eine Abhandlung über „Das Gedankenlesen", von Karl du Prel. Der Autor behauptet, daß nicht ein Gedankenlesen, sondern eine Gedankenübertragung stattfinde; solche sei an den Somnambulen schon längst beobachtet worden. Durch zahlreiche Beispiele beweist er, daß das Gedankenlesen seinem Wesen nach zu allen Zeiten vorhanden gewesen ist. Die Thatsache des Gedankenlesens sucht er folgendermaßen zu erklären. „Auf seiten des Gedankengebens bietet die durch Willenskraft steigerungsfähige Stofflichkeit des Gedankens eine vorläufige Erklärung, auf seiten des Empfängers dagegen die Beweglichkeit der Empfindungsschwelle." Die ganze Abhandlung ist ebenso interessant wie vorurtheilsfrei geschrieben.

— Im Verlag von A. Foesser Nachfolger in Frankfurt a. M. erscheinen die von Paul Haffner herausgegebenen „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren". Das dritte Heft des sechsten Bandes behandelt das Thema: „Die katholische Poesie in Deutschland seit 1848", eine Arbeit von Heinrich Keiter. Der Verfasser gibt zu, daß die deutschen Katholiken in Bezug auf Reichthum und Eigenartigkeit der poetischen Erscheinungen hinter ihren „Gegnern" noch weit zurückstehen. Um nun der katholischen Literatur die ihr gebührende Stelle zu erobern, dürften die Katholiken nur im Nothfalle Anleihen bei ihren Gegnern machen und insbesondere nicht die Werke andersgläubiger moderner Dichter unter den Christbaum legen. Gideon von der Heide verdiene in erster Linie Beachtung, weil er den Unglauben in glänzender Weise bekämpft; die herrlichen Dichtungen der Gräfin Ida Hahn-Hahn offenbarten den Jubel einer aus den Fesseln des Unglaubens befreiten Seele. Die Lyrik der irdischen Gefühle (Freundschaft, Liebe, Lebenslust, Naturgenuß u. s. w.) wird nach H. Keiter am meisten producirt, doch hat der Jesuit Alexander Baumgarten auch „Die lauretanische Litanei" besungen. Es werden in der Broschüre die Erzeugnisse der katholischen epischen, lyrischen und dramatischen Dichtung mit größter Genauigkeit registrirt und oft eingehend kritisirt. Den Strenggläubigen unter den Katholiken mag ja der hier vertretene Standpunkt eine gewisse Genugthuung bereiten; uns Protestanten aber thut er bitterlich weh.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 29. Mai starb in Bregenz Alfred Meißner, ein Dichter von echtem Talent, wenn er auch niemals Mode geworden, niemals zu den Lieblingen des Tages gehört hat. Geboren am 15. October 1822 zu Teplitz, wo sein Vater Badearzt war, erhielt er seine Schulbildung auf einem Piaristengymnasium bei Carlsbad und dann in Prag. Seine Schrift „Aus meinem Leben" (2 Bde., 1884) bringt allerlei interessante Anekdoten und Charakterzeichnungen aus seiner Jugendzeit; zu seinen intimsten Freunden gehörte schon damals der böhmische Dichterdioskure Moritz Hartmann. Im Jahre 1846 promovirte er in Wien als Doctor der Medicin; vorher waren seine „Gedichte" (1845) erschienen; bald darauf wurde sein Epos „Ziska" veröffentlicht (1846). Wegen der freien Richtung dieser dichterischen Productionen drohten ihm in Oesterreich Verfolgungen, denen er aus dem Wege ging, indem er zum Wanderstabe griff; er begab sich nach Leipzig und Dresden, später nach Paris. Im Jahre 1848 nach Böhmen zurückgekehrt, wurde er durch den vorwiegend czechischen Charakter der dortigen politischen Bewegung und das tumultuarische Treiben einer zum Theil rathlosen Bevölkerung zurückgestoßen und ging wieder auf Reisen, besuchte Paris, wo er mit Heine in engen Verkehr trat, und London. Später lebte er wieder in Prag und Wien, bis er im Jahre 1869 nach Bregenz am Bodensee übersiedelte, wo er bis zu seinem Tode lebte. Nach achttägiger Krankheit erlag er einem acuten Gehirnleiden; sein Zustand erschien alsbald den Aerzten hoffnungslos.

Meißner hat sich zuerst als Lyriker einen Namen gemacht; in der vormärzlichen Epoche konnte man als Lyriker weit rascher bekannt und gefeiert werden als in späterer Zeit. Seine „Gedichte" hatten nicht den energischen Trommelklang und Trompetenruf der Herwegh'schen: sie hatten einen elegischen Zug und wandten sich mehr der socialen Frage zu als den politischen Augenblicksbildern. Eine schwunghafte Rhetorik war ihm ebenso eigen wie glänzende Formenschönheit; es gab lyrische Ergüsse darunter von bewältigendem Zauber. In „Ziska" war viel von dem revolutionären Geist der jüngsten Epoche hineingeheimnißt; die epische Anschaulichkeit trat meist zurück gegen die stimmungsvolle Schilderung und Reflexion.

Als Dramatiker hatte Meißner, obschon seine Stücke an ersten Bühnen gegeben wurden, nicht den Erfolg für sich, der zu weiterer Production ermuthigen konnte. Sein „Weib des Urias" (1851) war ein biblisches Buchdrama, aber von kräftiger Freskenmalerei, fast im Hebbel'schen Stil; „Reginald Armstrong" (1852), ein modernes Schauspiel von leidenschaftlicher Bewegtheit „Der Prätendent von York" (1857) ein historisches Trauerspiel, dessen Held der Schiller'sche Warbeck war. Nach diesen drei Dramen wandte sich der Dichter dem Roman und der Novellistik zu; sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist „Schwarzgelb" (1861) und die Fortsetzung desselben „Babel" (1867): Romane, welche das politische und sociale Leben Oesterreichs in glänzenden Charaktertypen, mit scharfer satirischer Beleuchtung und in spannender Verwickelung schilderten. Außerdem erwähnen wir die mehr philosophisch gehaltenen Romane: „Der Freiherr von Hostiwin" (1855) und „Sansara" (1857); ferner „Zur Ehre Gottes" (1860) und „Die Kinder Roms" (1870), zwei antiklerikale Romane; dann „Die Sirene" (1868), „Lemberger und Sohn" (1865), „Die Bildhauer von Worms" (1874), „Oriola" (1874), „Feindliche Pole" (1878). Durch seine politische Tendenz bedeutsam ist „Der Pfarrer von Grafenried" (1855). In allen diesen Romanen zeigt sich Meißner als ein geistreicher Autor von lebendiger Phantasie, der alle Stoffe, auch die minder glücklich gewählten, zu beseelen weiß, und nie in Manierirtheit des Stils und der Darstellung verfällt. Von seinen Gedichten erwähnen wir noch die heinisirende Humoreske „Der Sohn des Atta Troll" (1850) und die reizende Minnedichtung „Werinherus" (1872), ferner seine „Dichtungen" (1862) und „Zeitklänge" (1870). Zahlreich sind seine „Novellen" (1864 u. 1876), seine Reiseschriften, Memoiren, Historien, Rococobilder; er ist ein überaus productiver Autor, Bilder und Gedanken strömen ihm zu; bald sucht er den weitern Rahmen eines größern Kunstwerks für sie, bald legt er sie in Skizzen und Fragmenten nieder. Unsere Zeitschrift hat seine Werke stets gewissenhaft und mit berechtigter Vorliebe gewürdigt, denn er war ein echter Dichter und huldigte nie den Launen des Tages.

Bibliographie.

Allgemeines Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis Ende 1884 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahrs, der Seitenzahl, des Formats, der Preise ꝛc. Von Wilhelm Heinsius. 17ter Bd., welcher die von 1880 bis Ende 1884 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto Kistner. 1ste Lief. Aabel—Back. Leipzig, Brockhaus. 4. 3 M.

Entweder — Oder. Ein Lebensfragment, herausgegeben von V. Eremita (S. Kierkegaard). Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 M.

Die Erlösung, oder Ende gut, Alles gut. Metaphysisches Welten-Drama von Dr. Faust junior. Quedlinburg, Vieweg. 12. 1 M. 80 Pf.

Eucken, R., Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewusstsein und That der Menschheit. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Flegel, E. R., Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrika-Forschung, colonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Franz, A., Die liberale Doctrin und die Societät. Blicke auf Saat und Frucht. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Fritz, H., Die Sonne. Mit einer gravirten, 9 Figuren enthaltenden Tafel. Basel, Georg. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Gerdes, H., Geschichte der Königin Maria Stuart. 1ster Tl.: Bis zum Beginn ihrer Gefangenschaft in England. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 M.

Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst von R. Dohme. II. Die Plastik von W. Bode. III. Die Malerei von H. Janitschek. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt von F. Lippmann. V. Das Kunstgewerbe von J. Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendruck. 1ste Lfg. Berlin, Grote. Hoch 4. 2 M.

Hallwich, H., Gestalten aus Wallenstein's Lager. II. Johann Aldringen. Ein Bruchstück aus seinem Leben als Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M.

Heinzelmann, W., Ueber Bildung und Einfalt. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 80 Pf.

Hérisson, Graf M. v., Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers Juli 1870—Februar 1871. Autorisirte Ausgabe. Augsburg, Gebr. Reichel. 8. 4 M.

Die Herzoge zu Bayern-München. Dramatischer Versuch von H. S. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hinrichsen, A., Künstler-Liebe und Leben. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Inbelschrift zum 50jährigen Amtsjubiläum des Fürsten: Bismarck in Petersburg — Paris Berlin. Von *_* Leipzig, Renger. Gr. 8. 4 M.

Maercker, F. A., Schatz-Kästlein der Braut. Eine Verlobungsgabe. Berlin, Hempel. 4. 8 M.

Manthner, F., Aturen-Briefe. Mitgetheilt von F. M. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XVIII. Das Jahr 1884. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1884 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Pökel, W., K. W. Krüger's Lebensabriss. Mit dem (Stahlstich-)Bilde und Schriftenverzeichnisse des Verewigten. Leipzig, K. W. Krüger. 8. 1 M.

Ring, M., Eine liebenswürdige Frau. Ein Lebensbild. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Sammlung schweizerischer Dialektstücke. Nr. 5: De Vetter Liederli. E Lustspiel i 4 Ufzüge vom Ulr. Farner. Zürich, Schmidt. 8. 1 M. 20 Pf.

Schmidt, M., Die Fischerrosl von St. Heinrich. Lebensbild vom Starnbergersee. München, Callwey. 8. 2 M.

— — Die Schwanjungfrau. Erzählung aus dem Berchtesgadnerlandl. München, Callwey. 8. 1 M. 50 Pf.

Schneppendahl, T., Die Bewegung der Wärme! Hagen, Risel u. Comp. 12. 1 M.

Stanley, H. M., Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehreren kleinern Karten. 2te Lief. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

— — Dasselbe. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Turgenjew, J., Lieutenant Jergunow's Abenteuer. Erzählung. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Vely, E., Dorfluft. Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Simon. 8. 10 M.

Waetzoldt, E., Emanuel Geibel. Hamburg, O. Meißner. 8. 1 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von **Johannes Janssen.**

Vierter Band: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit dem sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580. Erste bis zwölfte Auflage. Gr. 8. (XXXI u. 515 S.) 5 M., geb. 6 M. 20 Pf.

Lieferungs-Ausgabe. — Die ersten drei Bände des Werkes nebst den beiden Ergänzungschriften sind in den bereits vorliegenden 24 Lieferungen à 1 M. enthalten.

Die soeben ausgegebene 25. Lieferung eröffnet den IV. Band, der 5—6 Lieferungen à 1 M. umfassen und im Laufe des Sommers vollständig sein wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section (H—N). 37. Theil. (**Kleinasien — Kochen.**)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Unter den Artikeln, welche dieser neue Band des berühmten Werkes enthält, nehmen besonders hervorragendes Interesse in Anspruch: Klerus (von Prof. **Pünjer**), Klimatische Curorte (von Prof. **E. Prell**), Klöster (von Prof. **Hasemann**).

Das Werk ist in der Ersten Section (A—G), die 99 Theile umfaßt, vollständig erschienen; die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 37. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu 6 M., von mehr als 50 Theilen zu 5 M., von mehr als 100 Theilen zu 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik der Spanischen Sprache.

Von

Dr. Julius Wiggers.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Wiggers' Grammatik der spanischen Sprache, nach wissenschaftlicher Methode bearbeitet, dient ganz besonders auch praktischen Zwecken, indem sie rasch und sicher zum Verständniß und zur richtigen schriftlichen und mündlichen Handhabung der Sprache anleitet. Vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser noch vielfach ergänzt und verbessert worden.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 144 bis 150.

Die Eisenbahnfrage in Nordamerika. — Die irische Dynamit-Verschwörung. Von E. A. Ehemann. — Die befestigte „Indus-Linie." — Parteien und Landtagswahlen in Baden. — Zum Schutze der nordostdeutschen Gränzlande. — Der „Russische Invalide" über Afghanistan. — Zur Lage in Aegypten. — Socialpolitik und Socialethik. (II/III.)

Eine Bearbeitung von Immermann's „Alexis". Von E. Peschkau. — Meraner Literatur. Von L. Steub. — Zur Börsensteuerfrage. Von L. von Stein. — Rudolf Kleinpaul: Menschen- und Völkernamen. Von D. Sanders. — Victor Hugo. Von A. Bettelheim. — Der Kampf der Chatten und Hermunduren um die Salzquellen im Jahre 59 nach Christus. Von F. Thudichum. — Jakob Henle. (Nekrolog.) — Memoiren Arsène Houssaye's. — Die prähistorische Sammlung des königlichen Nationalmuseums zu München. Von F. Ohlenschlager. — Neue Erzählungen Salvatore Farina's. — Die Renaissance Italiens und Frankreichs. Von C. von Fabriczy. — Vom Herzog und der Herzogin. Von O. von Redwitz.

Vom Berliner Bankierverein. — Die Zolltarifnovelle. — Geschäftliche Jahresberichte: Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern. Handels- und Gewerbekammer für Niederbayern. Handels- und Gewerbekammer für Schwaben und Neuburg. Generalversammlung der deutschen Zucker-Industriellen. Der Jahresbericht des landwirthschaftlichen Kreiscomités für Unterfranken und Aschaffenburg. Oesterreichisch-ungarische Staatseisenbahn-Gesellschaft.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dizionario completo italiano-tedesco.

Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache.

Von

H. Michaelis.

Dritte Auflage.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Complet in Einen Band gebunden 14 M.

Michaelis' Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, das bereits in dritter Auflage vorliegt, ist binnen wenigen Jahren in Deutschland wie in Italien heimisch geworden und als das beste anerkannt, das beide Nationen für den Hand- und Schulgebrauch besitzen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. **Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 18. Juni 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Am Sarge Victor Hugo's. Von Rudolf von Gottschall. — Zur Geschichte des Volksschauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. — Nordisches und Tropisches. Von Alfred Kirchhoff. — Neuere Dichtungen. Von Alexis Aar. — Der Fünfte Theil von Ranke's „Weltgeschichte". Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Am Sarge Victor Hugo's.

Am 22. Mai ist Victor Hugo in Paris gestorben: mit ihm hat Frankreich seinen größten, die Weltliteratur einen bedeutenden Dichter verloren. Auf allen Gebieten poetischen Schaffens ist er unermüdlich productiv gewesen; und gerade die Summe desselben räumt ihm einen so hervorragenden Rang unter den Zeitgenossen ein. Seine lyrische Ader ist nie versiegt: wie er in der Jugend seine „Oden und Balladen", seine „Dämmerungslieder", seine „Herbstblätter" erscheinen ließ, so hat er noch im hohen Alter als Verbannter in Jersey, als Heimgekehrter nach Paris die Tenzonen gegen Napoleon III., die „Züchtigungen" und die Elegien des „schrecklichen Jahres" gedichtet: und zwar immer in derselben überströmenden Fülle der Gedanken und der Bilder, die ihm in der Jugend eigen war. Von ihm konnte man nicht sagen: „Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach"; es war stets dieselbe reich und voll und in schäumenden Caseaden sich ergießende Flut. Scharf genug mochte die Kritik über seine Dramen lauten: aber sein „Cromwell", seine „Marion Delorme" haben einer neuen Richtung den Weg gebrochen; sein „Hernani", „Le roi s'amuse" — alle haben, trotz der barocken Contraste im einzelnen, im ganzen einen hinreißenden Schwung, und die Züge von Größe, die sich in ihnen zeigten, finden sich auch wieder in „Torquemada", dem Drama aus seinen spätesten Jahren, das noch mit dem Zauber einer unerschöpflichen Phantasie und der ganzen Wucht geistiger Bedeutung ausgestattet ist. Als Romandichter hat Victor Hugo durch „Notre-Dame de Paris" sich mit Recht den Namen eines französischen Walter Scott verdient und eine ganze Generation von Dichtern zur Nachfolge angeregt; in seinen „Misérables" und „Les travailleurs de mer" hat er sich als Meister des socialen und des Arbeiterromans bewährt, und Zola, der vor Victor Hugo's Lyrik mit einem widerwilligen Bückling vorübergeht, steht in seinen eigenen Romanen vielfach auf dessen Schultern, wenn er auch den Cultus des Häßlichen, der bei Victor Hugo unverkennbar ist, vielfach ins Ekelhafte verzerrt.

Doch den großen Dichter in allen seinen Werken zu charakterisiren, würde fast ein selbständiges Werk verlangen; ebenso würde es keine leichte Aufgabe sein, den Politiker Victor Hugo durch alle seine Wandlungen zu verfolgen: seine Muse hat den Bourbons und den Napoleons gehuldigt; sie hat Pamphlete gegen Napoleon III. gerichtet; sie hat die Republik verherrlicht und fulminante Proteste gegen die siegreiche deutsche Invasion geschleudert; sie erging sich in Ueberschwenglichkeiten, die man seiner Vaterlandsliebe und seinem Glauben an eine große Völkerverbrüderung als das Ideal der Menschheit zugute halten muß. Er war als Politiker eben Dichter, als Lyriker zugleich Dramatiker, der sich für hervorragende Charaktere auch im feindlichen Lager begeisterte und jeder geschichtlichen Gestalt ihr eigenes Recht gönnte.

Nicht über seinen politischen Fanatismus wollen wir hier mit ihm rechten, nicht seinen wohlerworbenen Ruhm durch berechtigte Kritik des Einzelnen einschränken, nur einige Betrachtungen an seinen Tod und die ihm folgenden Ereignisse knüpfen.

Der französische Senat schloß seine Sitzung, als ihm die Trauerkunde mitgetheilt wurde; die Deputirtenkammer decretirte ihm ein Staatsbegräbniß zu und verordnete, daß seine Leiche drei Tage unter dem Triumphbogen stehen solle. Alle Parteien ohne Ausnahme beugten sich vor dem Ruhm des Dichters; die Staatsmänner und Tagespolitiker stellten ihr Licht unter den Scheffel, um das des großen Poeten

in vollem Glanze leuchten zu lassen. Das gereicht der französischen Nation zur Ehre: sie würdigt ihre Berühmtheiten, die ihr eigenen Ruhm verschafft haben; in der königlosen Republik wird ein Fürst des Geistes begraben mit allen Ehren, die sonst einem König zugekommen wären.

Wir haben in Deutschland zur zeit keinen Dichter von der Bedeutung Victor Hugo's; aber hätten wir einen solchen — unser Volk würde bei seinem Hinscheiden weit davon entfernt sein, ihm einen großen Cultus zu widmen: den Staatsmännern und den Feldherren gilt die Begeisterung, die im Volk der Denker und Dichter herrscht — höchstens würde man noch einem Träger der Wissenschaft eine besondere Huldigung zukommen lassen, und dieser oder jener Grandseigneur würde den Zipfel seines Leichentuchs tragen; der Poesie wird nur ein bescheidenes Winkelchen in den deutschen Feuilletons gewidmet — einen andern Poetscorner gibt es in Deutschland nicht; wir haben keine Westminsterabtei, kein Pantheon für die Poeten. Jeder Parlamentsredner von der Rechten oder Linken würde sich für eine ganz andere Größe halten, als etwa ein deutscher Victor Hugo wäre. Die Realpolitik hat auf der ganzen Linie triumphirt, auch in der Poesie: denn was sind unsere Erfolgsspeculanten in Lyrik und Drama anderes als poetische Realpolitiker!

Hätten wir aber einen deutschen Victor Hugo, einen Dichter von der geistigen Bedeutung, den großen Perspectiven, der unerschöpflichen Phantasie und gestaltungsreichen Vielseitigkeit, der das os magna sonaturum des Franzosen besitzt: er würde in Deutschland heutigentags gar keine Anerkennung finden. Bei dem Singsang der jetzt grassirenden Bänkelsängerei, der germanistischen Nach- und Reimdichtungen würde eine volltönende Lyrik großen Stils kaum beachtet werden; ebenso wenig eine ernste Dramatik mit großen Gestalten und leuchtenden Gedanken oder eine Romandichtung, die nicht nach archäologischen Stoffen sucht oder nicht irgendeine manierirte Schablone handhabt. Einem großen Dichter würde die Kritik heutigentags seinen Königspurpur herunterzerren — ist doch selbst Victor Hugo von deutschen namhaften Autoren als ein geflickter Narrenkönig behandelt worden, haben doch besonders die münchener Akademiker stets mit souveräner Verachtung von ihm gesprochen und, wenn sie auf ihrem Maulwurfshaufen eines durch die Blindheit zusammengewühlten Ruhmes standen, geglaubt, jenen Dichterthron tief unter sich zu sehen. Ein niedlicher Aquarellenmaler wie etwa Theodor Storm erscheint ihnen als ein weit größerer Dichter, und gegen ein Lied von Möricke geben sie alle Oden von Victor Hugo in den Kauf. Wegen einzelner Ueberschwenglichkeiten glauben sie einen großen Poeten für einen Verrückten erklären zu können; wegen einzelner Geschmacklosigkeiten verdammen sie ihn und preisen die Correctheit untergeordneter Dichter und den nüchternen Verstand der Stillen im Lande. Doch neben dieser Kritik der ästhetischen Feinschmeckerei, welche die vornehmen Auszeichnungen ertheilt und versagt, gibt es in Deutschland die alles herunterreißende Kritik der jungen Heißsporne, die durchaus zwölf Dichter zum Frühstück verspeisen müssen, und der jungen Herostrate, die einen brennenden Tempel brauchen, um sich daran die Hände zu wärmen. Es gibt in Deutschland eine infame Pietätlosigkeit in der Literatur; die dümmsten Rekruten machen sich einen Namen, indem sie die Generale ohrfeigen. Dergleichen ist in Frankreich unbekannt; dort wird ein wohlerworbener Ruhm respectirt; die Kritik des neuen Werks ist damit nicht ausgeschlossen; doch der Respect vor den frühern Werken, dem Namen des Dichters, der Summe seiner Leistungen wird dabei gewahrt. In Deutschland muß jeder Dichter mit jedem Werk wieder von vorn anfangen: Unbildung und Roheit, welche oft die kritische Feder führen, kümmern sich nicht einmal um Bedeutendes, das er früher geschaffen. Der Radicalismus eines Zola selbst, der die ganze frühere Dichtung aus dem Wege zu räumen sucht, erkennt die Bedeutung eines Victor Hugo an, obschon ihm die Lyrik eben als eine mindere poetische Gattung erscheint.

Die Thatsache steht fest: der Sinn für das geistig Bedeutende, durch welches allein unsere Classiker die tonangebenden großen Dichter geworden sind, ist in Deutschland fast ganz abhanden gekommen; niedliche poetische Schnitzelarbeit erregt die Bewunderung der Kenner; die Masse huldigt dem Singsang, der ja oft recht frisch ertönt, läßt sich durch die Mode verleiten, der gelehrten Langeweile in langathmigen Romanen Zugeständnisse zu machen, und im Theater sich von oft faden Schwänken in wahren Enthusiasmus versetzen. Bei diesen Saturnalien ist das ästhetisch Untergeordnete in die Höhe gewirbelt; das Bedeutende sinkt in die Tiefe. Und darum würde ein deutscher Victor Hugo heutigentags einen sehr verlassenen Posten einnehmen.

Das Schauspiel einer großen Nation, die einmüthig einen großen Dichter feiert, werden wir von fern mit schweigender Ehrfurcht betrachten; ja wer es mit der Zukunft unserer Literatur gut meint, wird ein leises Gefühl des Neides dabei nicht unterdrücken können; die großen Dichter fehlen uns: aber wären sie da — so würde die Nation fehlen, die hinter ihnen steht.

Rudolf von Gottschall.

Zur Geschichte des Volksschauspiels.

1. Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Culturleben Hamburgs. Erster Band: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. Zweiter Band: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1884. 8. 8 M.
2. Vom wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Karl Theodor Gaedertz hat mit seiner zweibändigen Arbeit über „Das niederdeutsche Schauspiel" (Nr. 1) einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Geschichte dieser bislang noch sehr wenig und ungründlich durchforschten Literatur und zugleich schätzbare Mittheilungen „zum Culturleben Hamburgs" geboten. Letztere Bezeichnung fügt er auch dem Haupttitel seines Werks hinzu, um damit zu gleich den Inhalt fester zu begrenzen. Denn es ist ihm, wie er im Vorwort versichert, nach seinen allseitigen und zweifellos gediegenen Studien die Unmöglichkeit, daß der ganze reiche Stoff in einem Buch bewältigt werden könne, immer deutlicher vor Augen getreten:

Bis zum Dreißigjährigen Kriege vertheilt sich die Productivität auf niederdeutschem dramatischen Gebiet ziemlich gleichmäßig über Norddeutschland, von da ab concentrirt sich das niederdeutsche Schauspiel einzig und allein in Hamburg. Hier blühte es namentlich seit Eckhof herrlich bis in die Gegenwart hinein, während anderwärts kaum eine lebenskräftige Knospe des niedersächsischen Dialekts auf der Bühne sich entfaltet hat. So ergab sich naturgemäß ein Werk, wie es jetzt vorliegt. Was nicht speciell auf die ehrwürdige Reichs- und Hansestadt Bezug hat, ist für eine zweite Schrift zurückgelegt.

Dagegen ist selbstredend nichts zu erinnern, ebenso wenig wie gegen die Methode der Darstellung, die durch reichliche Beispiele dem Leser selbst ein Urtheil ermöglicht. „Exempel sind der beste Spiegel", sagt Gaedertz. „Ein nacktes Bretergerüst von Titeln und Daten hätte ein gar trocken nüchternes Werk abgegeben, das allein dem Gelehrten willkommen gewesen wäre. Nun ranken sich darum freundlich, Herz und Gemüth erfrischend und den Humor weckend, charakteristische Scenen, die, wie ich glaube und hoffe, meine Schrift lehrreich und unterhaltend zugleich und somit für ein größeres Publikum geeignet machen." Auch hält sich, trotzdem daß gewisse Ueberschätzungen, die von solchen Specialstudien fast untrennbar sind, nicht ausbleiben und der Appell an die Herzen zur Pflege der „theuern Sassensprache" zu zeiten in den Schwung der Toaste und Festreden übergeht, die Darstellung im ganzen würdig, sachlich und überzeugend. Die plausibelsten Nachweise empfangen wir über Koch's (oder Kock's) „Elias" und das Verhältniß der lateinischen zur niederdeutschen Ausgabe, welche Gaedertz mit Recht für die Originalarbeit erklärt, klarste Gewißheit über die Autorschaft der „Irenaromachia", die dem trefflichen Rist (dem Gaedertz bereits früher seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat) und nicht seinem Studienfreund und Schwager Ernst Stapel zuzuschreiben ist, Aufschlüsse über den Zusammenhang der „Teweschen Hochtydt" mit den „Amantes amentes" des von Gaedertz gleichfalls bereits in einer Monographie behandelten Gabriel Rollenhagen, und besonders schätzbare Proben aus den niederdeutschen Bestandtheilen der hamburger Opern, mit deren Composition unter anderm keine Geringern als Kusser, Keiser, Telemann betraut waren. Hier zeigt sich neben gesündester, einfachster Empfindung in den Liedern oder Arien der Lisken oder Geschen eine nicht zu unterschätzende Flüssigkeit der Sprache, die neben der gespreizten auf Schrauben gestellten Diction der serienen hochdeutschen Poesie doppelt wohlthuend wirkt. Auch die Localpresse trieb in jener Zeit (Gaedertz nennt das Jahr 1725) ihre ersten Blüten in Johann Philipp Praetorius' „Hamburger Jahrmarkt" und „Hamburger Schlachtzeit", Vorläufern der Stinde'schen Possen, welche die üblichen Komödien-Figuren und -Verwickelungen mit ziemlicher Decenz und guter Laune behandeln. Uebrigens hörte der Senat den Spott, der sich über die Tugendheuchler ergoß, nicht geduldig an; einige Gemeinheiten und Roheiten des Stücks mochten ihm den Vorwand geben, wie Gottsched und Mattheson in derlei Productionen eine Unehre für die „Scene und Musik, ja den Staat selbst" zu erblicken — kurz, die „Hamburger Schlachtzeit", die dem beifällig aufgenommenen „Jahrmarkt" als Fortsetzung folgte, wurde verboten. Der Autor ließ sich indeß dadurch nicht entmuthigen. „Prinz Atis" und „Die verkehrte Welt" zeigen ihn und Telemann in Compagniearbeit; mit dem letzten Werk endete freilich die Oper mit niederdeutschem Inhalt ihr Dasein.

Alles dies wird mit erwünschter Ausführlichkeit ebenso wie das Verhältniß Eckhof's zum niederdeutschen Drama behandelt, wobei denn die interessante und kaum anzuzweifelnde Bemerkung fällt, daß Holberg's „Politischer Kannengießer" auf einem Drama von Barthold Feind: „Das verwirrte Haus Jakob", beruht. Auch waren die niederdeutschen Namen und Verhältnisse des Stücks immer auffallend und einer ausreichenden Erklärung bedürftig. Daß das Missingsch, jenes kostbare Gemenge aus Hoch- und Plattdeutsch, sich zum ersten mal in Gottwerth Müller's Roman „Siegfried von Lindenberg" findet, dürfte vielen ebenfalls ein neuer dankenswerther Aufschluß sein.

Führt uns der erste Band, wie sein Separattitel ankündet, „Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit" vor, so behandelt der zweite „Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert", leider mit zunehmender Ueberschätzung des Idioms und der von ihm zehrenden Literatur, vor allem aber mit einer sehr geringen Stichhaltigkeit des ästhetischen Urtheils, die bei dem durch seine Forschungen so verdienten Verfasser doppelt peinlich berührt. Selbst wenn man nichts dawider hat, daß über jeden alten Schmarren, der das Publikum der Vorstadttheater

ergötzt, über die Zahl seiner Wiederholungen und über seine Darsteller statistische Mittheilungen geboten werden, so darf man doch erwarten, in einem literarisch vornehmen, sei es auch populär-vornehmen Werk nicht den Stil und die Lobsprüche der Theaterdecamerones zu finden und obscure Machwerke wie große Kunstgebilde auf den Schild gehoben zu sehen. Ich bin als geborener Bremer des Plattdeutschen vollkommen mächtig und verkenne seinen Werth und seine Schönheiten nicht. Was könnte man auch nach Reuter's classischer „Stromtid", nach seiner „Hanne Nüte" und „Keen Hüsung" gegen seine dichterische Brauchbarkeit sagen wollen? Aber ich verwahre mich gegen die Täuschung, mit der kraft- und markloſe Sudeleien sich lediglich dadurch, daß sie die plattdeutsche Jacke anziehen, in den Geruch „volksthümlicher Gesundheit und Frische" zu bringen suchen. In hundert und tausend Fällen denkt und dichtet nur die Sprache für den Autor, der vor aller Augen in seiner ganzen Armuth dastehen würde, wenn man es unternähme, ihn dieses äußerlichen Aufputzes zu berauben und ins Hochdeutsche zu übertragen. Ist das unmöglich, hat er, mit andern Worten, so echt niederdeutsch empfunden und geschrieben, daß eine Uebersetzung das Eigenartige des Dialekts nur deutlicher zu machen geeignet wäre — gut; aber selbst die völligste Versenkung in den Geist der Sprache kann allein noch niemand zum Dichter machen, und wie es Werke gibt, die eine Uebersetzung ins Hochdeutsche nicht vertragen, so gibt es tausendmal so viele, die nicht für das Niederdeutsche taugen. Eine ganze Reihe solcher plattdeutschen Poesien sind aber gar nicht einmal aus dem Geist des Idioms hervorgegangen: sie reden ein plattdeutsches Hochdeutsch und verdecken mit dem Idiom ihre Nichtigkeit. Und wie mit den Dichtungen, ist es mit den plattdeutschen Darstellern. Einige, die seinerzeit mit dem Ensemble des Karl Schultze-Theaters reisten, hatten im Niederdeutschen ein enges Feld, das sie mit größter Auszeichnung bebauten (der Director selbst, Kinder, Lotte Mende); auf andern Theatern waren sie schwächer, doch keine völligen Nullen, während die Halb- und Viertelstalente oder gar die völlig Talentlosen, an denen es in jener Gesellschaft auch nicht fehlte, nichts mehr waren, als man ihnen die plattdeutsche Schminke abgerieben hatte. Das verkennt Gaedertz, wie er die Fruchtbarkeit des Idioms für die Literatur des Theaters verkennt. Er müßte sonst seine Betrachtungen darüber anstellen, daß so viele der von ihm gefeierten Komödien, wie er ja weiß und zugesteht, Bearbeitungen fremdländischer oder hochdeutscher Werke, daß sie Plagiate sind.

Man kann dem Verfasser seine Schwärmerei für die simpeln „Burenspills" des Magisters Bärmann, die unter einer guten Dosis Moral und Gemüth gelegentlich auch einen poetischen Einfall bringen, immerhin nachsehen (in neuester Zeit fanden sie einen hübschen Nachklang in Mansfeld's „Leew in Veerlan'n"), aber die Emphase, mit der er von den Opernparodien spricht, die in den dreißiger Jahren anfingen Kasse zu machen und sich mit Unterbrechungen bis in die sechziger Jahre fortpflanzten, geht über den Spaß. Es mag sein, daß der Verfasser der Travestien „Gustav oder der Maskenball" und „Hugo Notten oder Was Bartholomäus macht", Jakob Heinrich David, ein Talent war, und wer sich durch die albernen Namensverdrehungen auf den Theaterzetteln nicht schon abgestoßen fühlt („Ankertau" statt Ankarström, „Melone" statt Melanie, „Rippenstoß" statt Ribbing), findet in den mitgetheilten Proben hier und da ein Körnchen Komik; es sei selbst, daß der im Trunk verkommene J. P. Th. Lyser ein „genialer" Mann war, dem die niedersächsische Literatur manche Gabe, wenn auch nicht von unvergänglichem, doch von nicht ganz geringem Werth verdankt; aber ich frage den Leser, ob die unten abgedruckte Scene dafür spricht? Lyser schrieb eine Parodie „Linorah oder Die Wallfahrt nach der Oelmühle" mit dem Nebentitel „Wo kann't angahn" (um dessen Autorschaft sich Lyser und Karl Schultze hernach grimmig stritten), deren Personen unter andern sind: Leinoel (Hoël), früher Hausknecht, jetzt Bummler; Klas, Milchmann und Natursänger; Linorah, früher Dienstmädchen, Leinoel's Geliebte. „Die Handlung geht auf dem sogenannten Heiligengeistfelde vor, beginnt abends und endet am andern Morgen." Aus den bei Gaedertz gegebenen Auszügen, wonach die Handlung sich ziemlich eng an die der Meyerbeer'schen Oper anschließt, sei Folgendes citirt. Anna und Trina sehen nach dem Eingangschor die wahnsinnige Heldin kommen und gehen ab.

(Ein schwarzer Schafbock läuft über die Bühne. Linorah verfolgt ihn und singt):

Warte nur, böse Ziege!
Läufst du immer mir davon?
Wenn ich dich wieder kriege,
Kriegst du schon deinen Lohn.
Seit mich mein Leinoel verlassen,
Irre ich trauernd umher,
Und oft ist es mir selber,
Als ob ich geschеidt nicht wär'!
Kehrt er nicht wieder — werd' ich
(weinerlich)
Noch eine alte Jungfer gar.
(lacht)
Denn ich zähle ja wirklich
(traurig)
Schon über sieben Jahr.

(Sie steht einige Augenblicke betrübt da und tanzt plötzlich im Polkatempo ab.)

Milchmann Klas tritt auf:

Mein Lebenlauf ist Lieb' und Lust
Und lauter Liedersang.
Ein frohes Lied aus heitrer Brust
Macht leicht den Lebensgang!
(ruft)
Melk! Melk! Melk!
(singt)
Man geht bergaus, man geht bergein,
Heut grad' und morgen krumm!

(Ruft:) Melk! frische Melk! Dickmelk! Boddermelk! — Dat is all ganz good, wenn man de Tieden hüt to Dag nich so slecht weern — da rop ick nu all von fröhen Morgen bit to de Sperstund myn Melk ut, aber wer nix damit verdeent, dat is Klas von Wilhelmsborg, denn bald is myn Melk den Lüden to dünn un bald to dick, un wenn ick mal denk, ick har de rechte

Mischung drapen, so sind se, wenn ick kam, all lang mit Melk versorgt. Wo kann't angahn! Ick bin egentlich nich tom Melkmann, sonnern tom Schönie born un hef von Jugend up en baunige Lust to singen un Comedie to spelen hatt, un wenn ick up de Straat an to singen fang, so loopen alle lütten Jungens un Deern tosam un freun sick wie schoin ick singen kann. Aber — wo kann't angahn! De verflixten Kunstablers heft gor keen Kunstsinn, keen Geföhl vor dat Schoine un endlich gor keen Delikatest! Se luurn my överall up, un wenn se my singen hörn, brecken se hervör, överfalln un arresteern my, un den annern Dag heet dat upn Stadthus „Fiev Mark Veertein". Da helpt keen Gott vör. Wo kann't angahn! Ick hef den Senador mit Thränen in den Ogen beden: Verlauben Sie mir doch nur ein einziges mal, daß ich Sie was vorsingen darf (denn, dacht ick my, wenn he my man eerst hört hott, so lätt he my künftig up de Straat singn so veel ick kann un will). Aber nix da! he wull my keen Gehör geben, obschon ick em segg: ick kunn nich alleen singen wie en Minsch, sonnern ok kreihen wie en Hahn. Wo kann't angahn!

So monologisirt er weiter, bis plötzlich, nachdem er den Gesang „Wo Muth und Kraft" angestimmt hat, Linorah hinter ihm steht.

Linorah. Bravo, singe immer zu!

Klas. Ick bin dod.

Linorah. Immer weiter! Auf und singe! Tanz' mit mir!

Klas. Danzen schall ick mit dy? (Er erhebt furchtsam den Kopf und erkennt Linorah.) Wat? Du büst keen Kunstabler? Dat is was anners. (Springt vergnügt auf, singt und tanzt mit Linorah, die nach dem Tanz entflieht, sodaß er zu Boden taumelt.) Sackerlot, dat heet ick danzen, my is de Kopp ganz dösig. Loop man nich gar so meschuggen rum, myn Deern, sonst lätt dy Richter noch vör de Reform in Holt snieden, un in Hamborg bringt dy Krohn gliek in de neie Irrenstatschon. . . .

Genug, genug! Wie stellte sich nun aber das Publikum zu dieser Parodie von „eminenter Bedeutung?" „Es war verblüfft, es erstaunte unbewußt über die Keckheit, mit welcher ihm hier eine neue Speise aufgetischt war (!). Sollte es sich ärgern und sein Misfallen zu erkennen geben? Nein, dazu hatte es sich zu gut amusirt. Sollte es applaudiren? Nein, dazu hatte es sich wieder zu sehr geärgert. Es verzog sich also ganz ruhig." Trotzdem wurde der fade Unsinn zahllos oft gegeben. Nun denn, ein schlimmeres Verdict konnte Gaedertz über sein eigenes Urtheil, „diese merkwürdigste aller Parodien" betreffend, nicht fällen. Also das Publikum, trotzdem es gewiß nicht aus Kunstkennern bestand, besaß Takt genug, das Stück schweigend abzulehnen; die Theaterdirection aber arbeitete hartnäckig auf die Geschmacksverderbniß los und poussirte es so lange, bis die große Menge zu glauben gezwungen war, es sei etwas daran. Es ist eben die alte Geschichte! Aber ein ernst arbeitender Literarhistoriker sollte solchem Schwindel tiefer auf den Grund sehen!

Da zeigt eine Parodie der „Afrikanerin", die zwar auch mit dem wohlfeilsten aller Witze, dem Wortwitz, und sinnlosen Namensverstümmelungen arbeitet („Dumm Dickthn" für Don Diego, „Waschkohl" für Vasco, „Seeligja" für Selika), doch ein anderes Gesicht, Sinn für das Pathos und die Contraste der Parodie, und ich empfand es wie eine Wohlthat, als ich den alten Görner als Verfasser genannt sah, den Autor so manches liebenswürdigen Lustspiels. Auch in das Lob von Stinde's „Hamburger Leiden" mit ihrer köstlichen Quernachtscene, den prächtigen Figuren der Tante Grünstein und des Polizisten Gätchens will ich mit wahrem Vergnügen einstimmen, wenn der Autor des „Niederdeutschen Schauspiels" nur in all diesen und andern Dingen nicht das Kind mit dem Bade ausschüttete, Ludolf Waldmann, den Verfasser der „Ulanenbraut", in einem Athem mit Anzengruber nennte und an einer andern Stelle zu den „größten deutschen Possendichtern" neben Raimund: Kaiser, Angely und Malß zählte! Diese Trübung des Urtheils ist wahrhaft zu beklagen, und keins der Citate, die den einzelnen Kapiteln vorangestellt sind, vermag den Verfasser ausreichend zu unterstützen. Wenn z. B. in einem Briefe Hermann Heiberg's vom 17. April 1884 die „realistische Richtung" des plattdeutschen Dramas der „hergebrachten Verlogenheit" einer sentimentalen Poesie gegenübergestellt wird, so verkennt auch dieser, zu welch wohlfeilen sentimentalen und verlogenen Rührwirkungen gerade die Dialektdichtung herabgewürdigt wird. In welches Gewand immer sie sich hüllen mag, sie hat es im Norden und Süden so leicht, uns mit Heimat- und Jugenderinnerungen zu ködern, allein sie misbraucht diese Gunst vielfach. Auch ich wünsche der niederdeutschen Dichtung Pflege und Förderung, aber sie künstlich zu forciren, wird weder nützlich noch auf die Länge möglich sein. Auch auf diesem Gebiet darf man einer ruhigen organischen Entwickelung, die jedem die richtige Stelle anweist, vertrauend entgegensehen. Ihren Werth zu beleuchten, sind Bücher wie das Gaedertz'sche trotz seiner kritischen Verirrungen immer gut, und wenn man sich von dem Geschmack des Verfassers oft weit entfernen muß, wird man ihm für seine fleißigen, erfolggekrönten literarhistorischen Studien doch stets und aufrichtig dankbar bleiben.

Dem Gaedertz'schen Buch mögen die Erinnerungen und Aufzeichnungen, die Friedrich Schlögl unter dem Titel „Vom wiener Volkstheater" (Nr. 2) gesammelt hat, gegenüber gestellt werden. Es ist ein wirkliches Gegenüber, ein Verhältniß wie das des positiven zum negativen Bilde; denn alles, was der eine Autor besitzt, besitzt der andere nicht und umgekehrt. Vor allem liegt dem Schlögl'schen Buch keine mühevolle und ins Breite gehende Arbeit wie der „Geschichte des niederdeutschen Schauspiels" zu Grunde; es bringt, wie es aus einer Reihe von Feuilletons entstanden ist, leichte etwas oberflächliche Plaudereien, aber aus diesen spricht ein warmblütiges Herz, ein idealistischer Sinn. Der Verfasser, der auf ein langes Leben und eine fast ebenso lange Theaterchronik zurückblickt, theilt zwar halb und halb die Neigung eingefleischter Bühnenliebhaber, das Vergangene so rosig, die Gegenwart so schwarz wie möglich zu sehen; er vermuthet, daß man über den alten „Erinnerungsfex" lächelt, und glaubt sich dagegen wahren zu müssen, und doch gibt er seine Schwäche fast zu und weiß sich gelegentlich selbst auf drollige Weise zu persifliren. Die Dinge „mit einem heitern, einem nassen Auge" an-

zusehen, ist seine Lust; ab und an gibt er einer sentimentalen Anwandlung, mehr als gut ist, nach, und als er bei der Schließung des Leopoldstädter Theaters im Jahre 1883 abends einen der Besucher das Raimund'sche Lied „So leb denn wohl, du stilles Haus" trällern hört, entringt sich ihm folgender lange Seufzer:

Die Uebrigen lachten. Mir schnitt es in die Seele. ... Hörte ich doch das wunderherrliche Originallied vor undenklich langer Zeit und noch im alten Hause und hörte es unter andern Umständen und mit andern Empfindungen. Freilich schluchzte ich damals dabei und die dichtgedrängten Zuhörer desgleichen, aber auch ein jauchzender Beifallssturm tobte durch die Räume! Wie da Raimund's Augen leuchteten, wenn sie diesen freudigsten Aufruhr sahen! Blitze schossen unter seinen Brauen hervor, seine Gesichtsmuskeln zitterten, sein ganzer Körper vibrirte. Packte ihn die rührend angreifende Melodie, gingen ihm die eigenen einfach schlichten Worte ans Herz, beseligte ihn die überlaute Anerkennung seines poetischen Schaffens? Fühlte er sich in solchen Momenten als wahrhafter Dichter? Machte es ihn nicht namenlos glücklich, der Liebling eines Volks zu sein? Welchen Hoffnungen, welchen Plänen, welchen Träumen überließ sich da seine Seele? ... Um kurz darauf in Lebensüberdruß zu enden!

Andererseits muß man es Schlögl zum Ruhm nachsagen, daß er sein kritisches Auge bei allem Wohlwollen stets offen behält, daß er Possenfabrikanten wie z. B. Berg nicht mehr gibt, als ihnen gebührt, daß er selbst Haffner u. a. nur „brave, verdienstvolle Männer von der Feder" nennt, und daß er vor allem den Directoren, denen die Kunst nur die milchende Kuh ist, derb seine Meinung sagt. Auch in dieser Beziehung ergibt sich ein gewisser Gegensatz zu Gaedertz, der im zweiten Bande seines Werks Karl Schultze ein ideales Interesse für die Kunst und die Neigung, Opfer zu bringen, mit dem Zusatz „Das soll kein Vorwurf sein" abspricht und diesen Mangel gelassen mit der Wendung „Die Zeit ist eine materielle geworden" motivirt. Ich dächte, es wäre doch ein Vorwurf. Kein Mensch wird verlangen, daß sich ein Theaterdirector finanziell ruinire; wer aber an die Kunst nur durch das Geldinteresse gefesselt ist, hätte sich nie ihr verbinden sollen. Das ist auch Schlögl's Meinung, der unter voller Zustimmung ein Wort Weidmann's citirt, daß der frühere ausgezeichnete künstlerische Standpunkt des Theaters An der Wien durch Carl, der nur daran dachte, dasselbe so fruchtbringend wie möglich zu machen, unwiederbringlich verloren gegangen sei. Auch nennt unser Verfasser die Direction unverblümt eine „schäbige". Im übrigen gibt er in seinen Aufzeichnungen eine skizzirte Geschichte des Leopoldstädter, Josephstädter und des Theaters An der Wien, zeichnet uns von Philipp Hafner an, dem „Urahn des wiener Volksstücks", in kurzen Strichen seine Hauptvertreter, verweilt ausführlicher bei Bäuerle, Raimund und Nestroy und findet für diese Trias die mir zutreffend scheinende Formel: „Bäuerle schrieb für das Zwerchfell, Raimund für das Gemüth, Nestroy für den Verstand." Tiefere literarische Würdigungen sind nicht seine Sache, und gleichsam um sein Gewissen nach dieser Richtung zu beruhigen, citirt er, wenn ein solches Eingehen unvermeidlich ist, Goedeke, Willkomm u. a. Immer aber erfreut sein Gerechtigkeitsgefühl, seine Ehrlichkeit, sein warmer Idealismus, mag er nun gegen die eilfertige „Speiszettelkritik", die Demimondenwirthschaft der Vorstadtbühnen oder den Unfug der Claque zu Felde ziehen. Auch erhofft er von der Zukunft eine Säuberung des Repertoires, eine Rückkehr zum gesunden Volksstück, und in Erwartung dieser bessern Tage verabschiedet er sich von dem Leser mit den Worten: „Bis dahin wolle die löbliche Claque sich aus Leibeskräften abmühen, um der Welt zu beweisen, daß wir schon dermalen unübertreffliche Künstler und ausnahmslos dichterische und musikalische Wunderwerke besitzen. Wer dem bezahlten Gepasche doch nur auch ferner glauben mag?"

Kein bedeutendes, vor allem kein wissenschaftlich-gründliches (was es zu sein auch nicht vorgibt), aber ein theaterkundiges, liebenswürdig und unterhaltend geschriebenes Buch, dessen Autor noch lange im Dienst der guten Sache wirken möge, denn solche „Idealisten" wie er thun dem Theater mehr noch als Gelehrte noth.

Heinrich Bulthaupt.

Nordisches und Tropisches.

1. Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden. Herausgegeben von A. E. Freih. von Nordenskiöld. Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega". Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 24 M.

Eine Sammlung von sieben ausführlichen Abhandlungen über die Kunde vom Nordpolarraum unserer Erde liegt uns in diesem stattlichen Bande vor, der auch reich mit Bildwerk und Facsimiles alter Karten ausgestattet ist. Nordenskiöld selbst hat nur zwei dieser Abhandlungen verfaßt: eine in der Stockholmer Akademie 1882 von ihm gelesene Abhandlung über die vielbesprochene mittelalterliche Reise der Gebrüder Zeno (aus Venedig), in welcher der Verfasser an der Hand einer auch an sich sehr interessanten Kritik mittelalterlicher Kartenbilder den Nachweis führt, daß die Zeni nicht als seine eigenen Vorgänger, d. h. als Pfadfinder auf dem Nordostweg durchs europäisch-asiatische Eismeer, anzusehen sind, und sodann eine vorzügliche Darlegung über die geologische Bedeutung des Herabfallens kosmischer Stoffe aus dem Weltenraum auf die Oberfläche der Erde mit besonderer Berücksichtigung der Kant-Laplace'schen Theorie betreffs der Entstehung unseres ganzen Sonnensystems aus dem Mutterschose der Sonne. Außerdem erhalten wir hier höchst werthvolle

Beiträge zur arktischen Pflanzenkunde: Kjellmann's Aufsatz: „Aus dem Leben der Polarpflanzen", ist ganz dazu angethan auch den Laien zu fesseln: so schlicht und klar ist er geschrieben, obwol er zugleich streng wissenschaftlich die Abhängigkeit des Gewächsreichs von den Naturbedingungen des lichtarmen kalten Raums der arktischen Zone erörtert; Veit Brecher Wittrock handelt über die Schnee- und Eisflora überhaupt, auch über die der außerpolaren Hochgebirge, besonders aber über diejenige der arktischen Gegenden, anhangsweise auch über die Schnee- und Eisfauna; Nathorst spendet gehaltreiche Beiträge zur Entwickelungsgeschiche der Polarflora in der geologischen Vorzeit. Aurivillius' Aufsatz „Das Insectenleben in arktischen Ländern" ist gleichfalls als ein sehr schätzbarer Beitrag zur Thiergeographie und paläontologischen Genesis der Fauna des hohen Nordens zu begrüßen. Hans Hildebrand's Beiträge endlich: „Zur Kenntniß der Kunst der niedern Naturvölker", umspannen eigentlich die ganze Erde, obwol sie zunächst an Tschuktschen und Eskimos anknüpfen.

Wie man sieht, ist es stofflich nur die überwiegende Beziehung auf die Nordpolarwelt, was diese Einzelaufsätze verknüpft. Indessen sind sie doch noch näher dadurch untereinander verbunden, daß sie, auch soweit sie nicht aus Nordenskiöld's Feder geflossen sind, seiner Anregung entstammen und in dreierlei Hinsicht Nordenskiöld's Geist athmen: in der tiefen Begeisterung für Erforschung des äußersten Nordens unserer Erde, in der Gründlichkeit der Untersuchung und in der auch dem nicht fachmännisch Gebildeten vollkommen verständlichen, ja infolge durchsichtiger Klarheit anziehenden Form der Darstellung.

Dafür nur ein Beispiel. Der ausgezeichnete Phytopaläontologe und Pflanzengeograph Nathorst erörtert die merkwürdige Thatsache, daß in der letzten großen Hauptperiode der Erdgeschichte vor dem Auftreten des Menschen Europa eine große Anzahl von Gewächsen besaß, deren nächste Verwandte jetzt nur auf der andern Seite des Atlantischen Meeres in Nordamerika weiter lebend gefunden werden. Er kommt dabei auf den berühmten Mythus von der Atlantis zu sprechen. Ein solches jüngst erst ins Weltmeer versunkenes Zwischenland zwischen Europa und Amerika schien ja einer noch gegenwärtig nicht von allen Forschern verlassenen Theorie bestens geeignet, die Verknüpfung ost- und westcontinentaler Flora zu erklären: einst hüben und drüben in den Grundzügen dieselbe Pflanzenwelt, verbrückt durch die Atlantis, nachmals Untergang der letztern, Aussterben der europäischen Verwandten, selbständige Weiterentwickelung der amerikanischen; und in der That beherbergt hauptsächlich der Osten Nordamerikas die alten Tertiärtypen, wie sie einst unserm Erdtheile angehörten.

So wohlbegründet diese Theorie auch zu sein scheint, so ist sie doch jetzt nicht länger haltbar, denn die wissenschaftliche Polarforschung während der letzten zwei Jahrzehnte hat dargethan, daß die Frage auf einem ganz andern Wege gelöst werden muß. Asa Gray suchte und fand die Lösung auf einem sehr einfachen Wege; er nahm an, daß die für Amerika und Asien gemeinsamen Arten ehemals, als das Klima noch wärmer war, sich weiter gegen Norden, um die heutige Beringsstraße herum befunden haben, sowie daß diese Straße damals nicht existirte, sodaß eine ungehinderte Verbreitung von Pflanzen unter diesem Breitengrade von beiden Seiten stattfinden konnte. Als dann das Klima kälter wurde, waren die Pflanzen gezwungen nach Süden zu wandern, oder richtiger theils nach Südwest, an der Küste des Stillen Meeres entlang, theils nach Südost in Amerika. Aus dem einen oder andern Grunde — Beschaffenheit des Klimas, Vertheilung von Land und Meer — zogen die Pflanzen auf der amerikanischen Seite im allgemeinen einen östlichern Weg vor und gelangten auf diese Weise an die atlantische Küste Nordamerikas. Daß diese Erklärung in der Hauptsache richtig war, haben später die fossilen Pflanzen gezeigt.

2. Aus Sibirien. Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten. Von W. Radloff. Zwei Bände. Mit farbigem Titelbilde, 31 Illustrationstafeln und 1 Karte. Leipzig, T. O. Weigel. 1884. Gr. 8. 14 M. 40 Pf.

Der beste Kenner des Volkslebens Westsibiriens schildert uns hier in zwei inhaltreichen Bänden Landschaft und Bevölkerung des weiten Raums vom russischen Turkestan bis an die Grenze der Mongolei, wie er sie auf zehn Reisen kennen gelernt, die von ihm zunächst in sprachwissenschaftlichem Interesse unternommen worden waren.

„Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten" nennt er überbescheiden sein Werk, für das ihm Geographen und Ethnologen, Religions- und Alterthumsforscher zu großem Dank verpflichtet sind. Wol in der bunten Folge der Spenden zeigt sich so etwas von „losen Blättern"; nie aber ist flüchtig und gleichgültig, was diese Blätter bringen, auch wo sie wirklich dem unterwegs geführten Tagebuch entstammen. Obendrein veranschaulichen die eingefügten Holzschnittbilder ganz vortrefflich Landschafts- und Volkstypen oder auch einzelne Züge des Volksthums, Waffen, und Hausrath, Trachten und Idole.

Besonders eingehend verweilt der Verfasser bei den Kasaken, oder wie wir das große türkische Nomadenvolk zu nennen pflegen, den Kirgisen. Er zeigt uns, wie auch dieses große Volk keine Ausnahme von der Regel macht, daß sich unter völliger Sprachgleichheit eine vielartige Abstammung zu verbergen pflegt. Letztere zeigt sich bei den Kirgisen auch im Aeußern augenfällig genug: echt mongolische Breitgesichter mit Stumpfnasen und arg vortretenden Backenknochen begegnen neben ganz kaukasischen Gesichtszügen. Die Landesnatur und das fast siete Verkehren dieser Hirtennomaden im Freien hat ihnen bei übereinstimmender Lebensweise trotzdem auch gemeinsame Körpermerkmale aufgeprägt.

Die Statur der Kirgisen ist im allgemeinen mittelgroß, wenn man auch oft sehr große Leute antrifft, breitschulterig, untersetzt, mit breitem, oft stierartigen Nacken. Dabei neigen sie im Alter oft zur Feistheit (natürlich nur die reichern Leute), ich habe sogar recht viele Individuen von auffallend starkem Leibesumfange gesehen. Es will mir scheinen, als wenn die Körperconstitution der reichen Kirgisen (d. h. derjenigen, die stets nach Wunsch Speise genießen können) uns den besten Beweis liefere, daß die naturgemäßeste Nahrung für den Menschen Fleisch ist, denn solche

Kraftgestalten, wie man unter ihnen findet, wird man vergebens bei Nichtfleischessern suchen; dahingegen sind die Wurzeln und Mehl essenden Tataren am Altai wahre Jammergestalten. Wie stark die Natur der nur in freier Luft lebenden Carnophagen ist, beweist unter anderm auch der Umstand, daß den Kirgisen der großen Horde, die in der Gegend der chinesischen Grenze leben und starke Opiumraucher sind, der anhaltende Opiumgenuß nicht den geringsten Schaden zugefügt hat; während die chinesischen Opiumraucher traurigen Ruinen ähnlich sind, sehen die kirgisischen gesund und blühend aus.

Aus dem reichen Detail des kirgisischen Volkslebens, welches uns der Verfasser überaus sorgfältig vorführt, heben wir nur eine hübsche Skizze von den auch unter diesen Reiternomaden so beliebten Wettrennen zu Pferde zwischen jungen Mädchen und Jünglingen hervor:

Die letztern sind sehr eigenthümlich: Mädchen und Jünglinge reiten paarweise; dem Mädchen wird einige Pferdelängen Vorsprung gegeben und der Jüngling muß jetzt die Gegnerin einholen; gelingt ihm dies, so hat er das Recht, dieselbe zu umfassen und mit beiden Händen ihre Brüste zu berühren. Des Mädchens Recht aber ist es, von ihrer Knute Gebrauch zu machen. Dieses Spiel bietet einen prächtigen Anblick, wenn Mädchen und Jünglinge geschickte Reiter sind und gute Pferde haben. Pfeilschnell eilen die Rosse dahin. Jetzt hat der Reiter das Mädchen eingeholt; wie er sich aber eben vorbiegt, um sie zu erfassen, saust die Knute durch die Luft, aber der Jüngling ist nicht müßig, schnell biegt er sich hernieder, und der Schlag fährt bei seinem Haupte vorbei. Gelingt es dem Jüngling, seine Beute einzuholen, so begrüßt die Zurückkehrenden lautes Jubelgeschrei. Oft stürzen die ungeschickten Reiter vom Pferde und kehren mit blutigen Streifen im Antlitz unverrichteter Sache zurück, dann frohlockt die weibliche Hälfte der Spielenden. Manchmal soll aber durchaus nicht die Geschicklichkeit entscheiden. Wenn das Mädchen den Jüngling gern hat, soll sie sich ihm häufig freiwillig als Beute darbieten.

Ein Meister im Wiedergeben fremder Lieder und Spruchdichtungen, zeigt uns der Verfasser in nachstehenden Versen (die, wie oft, an Mirza-Schaffy erinnern), was nach der Meinung des Kirgisen ein gutes Weib vor allem leisten solle:

Bring' zur Heerd' den kleinen Hengst nicht,
Weil ihm Schweif und Mähne buschig;
Nimm dir nicht ein schlechtes Weib,
Weil das Brautgeld nur gering ist;
Bringst den kleinen Hengst zur Heerd' du,
Wird kein Kriegsroß dir geboren;
Nimmst du dir ein schlechtes Weib,
Wird kein tücht'ger Sohn geboren,
Der im Rath zu sprechen weiß;
Nimmst du dir ein schlechtes Weib,
Kannst du nicht zurück sie senden,
Liegst nicht gut auf ihrem Lager;
Kommen deine Jugendfreunde,
Findet keine gute Antwort sie,
Schande wird sie dir nur bringen.

Also auch bei diesem Naturvolk einerseits das gesund realistische Streben, ein körperlich tüchtiges Weib zu bekommen, das ebenbürtigen Nachwuchs verheißt, andererseits aber das Hochhalten der schlagfertigen Rede, die uns Culturmenschen über aller Verfeinerung und Bücherweisheit so leicht abhanden kommt. Könnte man nach Köpfen zählen, es würden sicher mehr Redegewaltige unter je hundert Indianern, Negern, Kirgisen gefunden als unter ebenso vielen bei uns!

3. Der Welttheil Afrika in Einzeldarstellungen. III. Afrikas Westküste. Vom Ogowe bis zum Damara-Land von J. Falkenstein. Erste Abtheilung. Mit 17 Vollbildern und 64 in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. 1884. 8. 1 M.

Als einstiges Mitglied der deutschen Loango-Expedition beschreibt uns Dr. Falkenstein in diesem gut mit Illustrationen versehenen Bändchen der Freytag'schen Einmark-Bibliothek zum großen Theil aus eigener Anschauung die Westküste Südafrikas zwischen Gabun und dem deutschen Schutzgebiet des Südwestens.

Vorzügliche Aufklärungen findet der Leser da namentlich über das westafrikanische Tropenklima und die Fähigkeit des Europäers, gegen dessen Tücken sich zu schirmen. Am ausführlichsten ist den Eingeborenen Beachtung geschenkt, sowol was ihre äußere Erscheinung als was ihr Leben und ihr geistlich-sittliches Wesen angeht. Wir beschränken uns auf eine Probe, die einer für jene Küste besonders charakteristischen Naturerscheinung gewidmet ist.

An der auffallend hafenarmen Küste ist zunächst die eigenthümliche Form der Brandung zu erwähnen, welche schon den Negern den Fischfang außerordentlich erschwert und zu vielen obendrein unberechenbaren Zeiten die Landung unmöglich macht. Sie zeichnet sich durch lange parallele Wogen aus, welche schon weit vom Strande ihren Anfang nehmen und, so weit das Auge reicht, das Meer mit einem frisch gepflügten Acker vergleichen lassen, in so regelmäßigen Zwischenräumen folgt Berg und Thal aufeinander. Wunderbar schön ist der Anblick, wenn abends Meerleuchten zu beobachten ist. Steht man dann auf hoher Klippe in der unendlich einsamen und öden Strandscenerie und lauscht dem nie aufhörenden Donnergeräusch der überstürzenden Wogen, die weithin den leuchtenden Gischt ans Ufer treiben, während der sternbesäte Tropenhimmel die Gegend mit mildem und doch fast elektrisch hellem Licht überströmt, so vermag man sich schwer von einem so großartigen Bilde zu trennen, und für alle Zeiten erhält sich das erhebende Bewußtsein, Zeuge eines seltenen Naturspiels gewesen zu sein. Diese „Kalema" genannte Brandung tritt ähnlich auch in Amerika, sowol an der brasilianischen Küste als an der chilenischen, aber in solcher Regelmäßigkeit und Schwere nur hier auf. Die Wellenkämme zeigen im Moment des Ueberstürzens in ruhiger Zeit circa 1 Meter Höhe, wachsen aber bei bewegter See auf 3 und 4 Meter an. Dabei ist die Aufeinanderfolge eine so schnelle, daß schon bei mittelhoher Kalema die geübtesten Bootsleute und ebenso starke als gewandte Neger beim Hinausschieben des Bootes dazu gehören, die hohe See zu gewinnen, sonst wird das Fahrzeug unausbleiblich mit sämmtlichen Insassen kopfüber an den Strand zurückgeschleudert. Dieser Moment ist aber wegen der leicht möglichen Verletzung durch jenes so gefürchtet, daß bei jeder solchen drohenden Gefahr die ganze Bemannung sofort nach allen Seiten in die Brandung springt und das Boot sich selbst überläßt. Die Küste selbst ist sehr gleichförmig, und nur Eingeweihte vermögen sich nach versteckten Factoreigebäuden, Baumgruppen, einzelnen Palmen und röthlichen oder weißen Hügelabstürzen als Landmarken zu orientiren. Der Laie sieht überall nur den schmalen Strandsaum mit seinen Beständen von Fächerpalmen, Gestrüpp und verkrüppelten Laubbäumen, die dunkeln Mangrovedickichte der Lagunen und Flußniederungen, die sanft ansteigen-

den Ebenen und geringen Bodenerhebungen, welche, mit hohem Grase bewachsen, inselgleich Gebüsche, Bäume und Gehölze aufweisen.

4. Die Sudânländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntniß. Von P. Paulitschke. Mit 59 in den Text gedruckten Holzschnitten, 12 Tonbildern, 2 Lichtdrucken und 1 Karte. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Gr. 8. 7 M.

Nach den besten Quellen geleitet uns in diesem würdig ausgestatteten, mit Holzschnittbildern von Landschaften, Eingeborenen und Forschern reich versehenen Werk ein gründlicher Kenner Afrikas, nach einer geschichtlichen Einleitung über die allmähliche Entschleierung des Sudans, vom senegambischen Westen durch das breiteste Innere des tropischen Afrikas bis in jene neuerdings so vielgenannten Landstriche des ägyptischen Sudan, wo jetzt der Mahdi-Aufstand die Macht des Khedive zerbrochen hat. Wir wüßten keine Darstellung dieses weiten Gürtels afrikanischen Bodens und seiner Bewohner, die gleich zuverlässig wäre und sich dabei so mühelos, so fesselnd lesen ließe wie diese. Zum Schluß faßt der Verfasser seine Wünsche, die jeder ideal gesinnte Betrachter der sudanischen Zustände mit ihm theilen wird und die jetzt unter den gedachten Kriegswirren berechtigter sind als je, in die begeisterten Worte zusammen:

Ueberblicken wir das über die Länder und Völker des Sudân Gesagte und würdigen wir die ungeheuern Territorien, die vielen Millionen von Eingeborenen vom Standpunkte der Humanität und Cultur, so scheint uns mehr denn je wahr zu sein das Wort eines Mannes, der der Erforschung speciell eines Theiles des Sudân sein Leben geweiht, Georg Schweinfurth's; er nennt Afrika das Haus der Knechtschaft, und doch sollte es ein ungeheueres Gebiet der freien Mitarbeit an den Gesammtaufgaben der Menschheit sein. Besonders die großen Ländercomplexe des Sudân mit der reichen Fülle günstiger Lebensbedingungen, mit einer Population voll Lebenskraft und Entwickelungsfähigkeit, sie sind noch immer in materieller und geistiger Beziehung das Reich der Nacht. Welch hohe Aufgaben harren da der erleuchteten Völker Europas! Von dem Lichte des Glaubens und der sittlichen Erziehung ist kaum der schwächste Funke in diesem Theile des großen Afrika verbreitet. Die ideale Begeisterung, zu helfen und zu bessern, lebt freilich in der Brust so vieler Tausende opferfreudiger Männer. Möge die Zeit kommen, wo diese sich auch reichlich bethätigen können, damit das große Werk der Veredelung der Menschheit auf dem Erdballe einen nennenswerthen und segensreichen Fortschritt mache!

5. Das Inka-Reich. Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantunsuyu. Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet von R. B. Brehm. Mit 1 Karte in Chromodruck und Holzschnitt. Zwei Theile. Jena, Maucke. 1885. Gr. 8. 12 M.

Der Bruder des so vorzeitig uns entrissenen Zoologen Brehm, des Urhebers des herrlichen Werks vom Thierleben, R. B. Brehm, wurde ganz zufällig in Madrid (wo er kaiserlich deutscher Gesandtschaftsarzt ist) zu Studien über Alt-Peru veranlaßt. Ein „fliegender Buchhändler" bot ihm allerlei Bücherei zum Kaufe, er wählte sich daraus drei sauber gebundene Duodezbüchlein (eigentlich nur ihres hübschen Gewandes wegen), und da dieselben die berühmte Geschichte Perus enthielten, welche der Inka Garcilasso de la Vega selbst geschrieben hat, so erwachte bei der Lektüre bald die Begierde in ihm, tiefer einzudringen in das Wesen jenes hochinteressanten altamerikanischen Culturstaats, der in manchem Charakterzug an spartanische oder römische Zucht, in der erobernden und assimilirenden Kraft, die er auf die umwohnenden Indianervölker ausübte, entschieden an den Römerstaat erinnert.

Die Frucht des mehr und mehr sich in diesen anziehenden Gegenstand vertiefenden Literaturstudiums des Verfassers ist das vorliegende umfangreiche Werk. Dasselbe stellt die Vorgeschichte der Inkas, die eigenthümlichen Einrichtungen ihres Familien- und Regentenlebens in der historischen Zeit dar, läßt dann eine ausführliche Geschichte aller Seiten des Culturlebens der Inkanation folgen und schließt mit einer quellenmäßigen Erzählung von der Entdeckung und Vernichtung des Inkareichs durch die Spanier.

Wie treffend die Culturschilderungen sind, die hier geboten werden, mag der Leser aus Nachstehendem ersehen.

Volksleben im umfassenderen Sinne des Wortes konnte im Inkareiche nicht erblühen. Die Unterthanen des „Sohnes der Sonne" hatten zu solchem weder Zeit noch Mittel, waren auch viel zu sehr durch Gesetze eingeengt und behindert. Alles, was Müßiggang hervorrufen und befördern konnte, war verboten, demgemäß auch jedes Zusammenströmen zahlreicher Menschen ohne staatliche Aufsicht, sogar jegliche Zusammenkunft ohne klar ersichtlichen Zweck untersagt. Die Eingeborenen hatten sich im Laufe der Zeiten wie an stetige Arbeit, so auch an ein ungemein eingezogenes Leben unter unablässiger Bevormundung gewöhnt und fühlten sich glücklich dabei. Viele spanische Schriftsteller jener Zeit fanden das Los des Hatunruna unerträglich. Sie alle erfuhren, daß der gemeine Mann im Inkareiche ununterbrochen thätig sein, mehr für andere als für sich arbeiten, vom fünfundzwanzigsten bis zum funfzigsten Lebensjahre fröhnen mußte; aber nur die wenigsten von ihnen erkannten die tiefe Weisheit der solches Los bestimmenden Gesetze und ließen sich durch die Thatsache, daß der Arbeiter weder Eigenthum noch Vermögen erwerben konnte und einzelne seiner Kinder dem Sonnengotte opfern oder dessen Sohne als Diener überlassen mußte, zu sehr unrichtigen Folgerungen verleiten. Abgehärtet und gestählt, im Entbehren und Entsagen geübt wurden die Unterthanen des Inka von ihrer Geburt an. Wenn die Gattin des gemeinen Mannes entbunden hatte, begab sie sich im Sommer an den nächstbesten Bach oder Fluß, wusch sich und das Kind, wickelte letzteres so fest in ein grobes Tuch, daß es weder Arme noch Beine rühren konnte, steckte es in eine sackartig zusammengeschlagene Decke, hing dieselbe über den Rücken und ging ihren häuslichen Geschäften nach, als ob nichts geschehen wäre; nur im Winter nahm sie das Waschen im Hause vor, benutzte aber dazu kaltes Wasser. Von nun an wurde der Säugling allmorgentlich gewaschen oder gebadet, oder auch nur mit Wasser aus dem Munde seiner Mutter angespritzt, wobei man den Kopfwirbel des Kindes zu nässen sorgfältig vermied. Dreimal täglich reichte die Stillende dem Säuglinge die Brust, „da ja die die Thiere ihr Junges auch nur dreimal im Tage saugen ließen, die Kinder auch infolge häufigen Trinkens sich zu oft verunreinigten und außerdem zu spätern Leckermäulern oder Vielfraßen erzogen würden".

Eine sehr einfache Nothwendigkeit für diese unter den

Tropen ihresgleichen nicht findende Härte der Kinder- und Volkserziehung zur Entbehrung wie zur Arbeit lag in der Landesnatur Hoch-Perus: die nahe doppelt unsern St.-Gotthardpaß übertreffende Seehöhe, verbunden mit der Waldlosigkeit und Wildarmuth des hochgebirgigen Gebiets, duldete keine Trägen und Weichlinge. Wo die Menschen Mais und Kinoahirse dem steinigen Boden mit Fleiß und Kunst abringen mußten, um das Dasein fristen zu können, da erblühte Mannhaftigkeit und Ordnung; drunten im tropischen Tiefland mit seinen wild- und fruchtreichen Wäldern, seinen fischreichen Strömen streckte sich der rothe Mann in die Hängematte und führte damals wie jetzt das nicht beneidenswerthe Leben des ungebundenen Schlaraffen, des staatlosen Egoisten.

6. Nach Ecuador. Reisebilder von Joseph Kolberg. Dritte umgearbeitete und mit der Theorie der Tiefenkräfte vermehrte Auflage. Mit 122 Holzschnitten, 15 Tonbildern und einer Karte von Ecuador. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Gr. 8. 8 M.

Auch dieses Buch führt uns auf jene Riesenhöhen der Cordilleren, welche geschichtlich durch die altamerikanische Cultur verklärt dastehen, nämlich in den gerade zur zwölften Stunde, kurz vor Einbruch der Spanier hinzueroberten Norden des Inkareichs, dem der durchziehende Erdgleicher in seinem nunmehrigen republikanischen Sonderbestand das Anrecht auf den Namen Ecuador verliehen hat.

Die Leser d. Bl. erinnern sich vielleicht von früher her unserer Anzeige dieses sehr verdienstlichen Werks, das nun in einer neu durchgesehenen dritten Auflage (welcher sehr zweckmäßig eine gute Uebersichtskarte von Westecuador hinzugefügt ist) Aufnahme fand in die von der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg begründete „Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde", zu welcher das unter Nr. 4 besprochene Buch von Professor Paulitschke gleichfalls gehört.

Es erübrigt nur die erneute Versicherung, daß jeder mit wahrem Genuß und zu reicher Belehrung diese schönen, gehaltreichen Schilderungen der Hinreise des Verfassers nach Ecuador sowie seiner Kreuz- und Querzüge durch das Land selbst lesen wird. Dieselben betreffen obendrein einen Erdraum, der gegenüber seiner hochinteressanten Natur allzu sehr von der neuern deutschen Literatur über Länderkunde vernachlässigt wurde, und zeichnen sich noch besonders dadurch aus, daß sie beim Berühren einzelner dem Laien schwer verständlicher Erscheinungen, wie von Cyklonen-Stürmen, allgemeiner Luftcirculation der Erde, Erdbeben und Gebirgsentstehung durch Faltung, ausführliche Erläuterungen einschalten. Alfred Kirchhoff.

Neuere Dichtungen.

Sie sind zum Theil allerdings nicht mehr ganz neu, diese „neuern Dichtungen"! Zum Theil waren sie freilich niemals neu, sondern schon bei ihrer Geburt kaum etwas anderes als eine neue, kaleidoskopartig durcheinandergerüttelte Zusammensetzung alter wohlbekannter Gedanken, Wendungen, Bilder, falscher Reime, grammatikalischer und sonstiger Fehler. Man könnte sagen, für das Gute und Schöne in diesen Dichtungen, das ja nie veralten kann, komme die Besprechung auch heute noch zeitig genug. Und da, wo wir Grund zu der Annahme haben, daß unsere heutige Kritik nicht viel mehr bedeutet als ein Kreuzchen auf einer wohlverdienten Ruhestätte, wollen wir nach Lord Byron's Worte mild sein, „wie man eines Todten gedenkt".

1. Am Wege gepflückt. Eine Liedergabe von A. Stanislas. Berlin, Entrich. 1883. 8. 3 M.

Die vorliegenden, Felix Dahn gewidmeten Gedichte, die der vorsorgliche Verfasser sogar mit zwei Einleitungsgedichten versehen hat, enthalten manches Ansprechende. Stanislas empfindet natürlich und weiß es in einfacher und gewinnender Form wiederzugeben, die jede Absichtlichkeit vermeidet und den Mangel einer originellen Dichterphysiognomie durch künstliche Verzerrungen und Seiltänzersprünge zu verdecken durchaus verschmäht. Die besten seiner lyrischen Gedichte beherrscht ein sehnsüchtiges Gedenken an die Kinderzeit — mit all der Beschränktheit und Engherzigkeit ländlicher Verhältnisse, in denen der Dichter aufgewachsen ist. So lautet „Das Haus der Kindheit":

Ich sah im Thal es schimmernd liegen
In einer stillen Mondennacht,
Die alten Linden drüber wiegen,
Wie träumend ich's so oft gedacht.
Und eilends stieg zum Haus ich nieder,
Ein irrer, müder Wandersmann;
Am Zaun, wo blühend hing der Flieder,
Hielt feuchten Augs den Fuß ich an.

Die Blütenzweige traumhaft rauschen
Und nicken übers Thor heraus,
Als sollt' ich alten Märchen lauschen,
Wie einst das Kind in jenem Haus.
Dort sang die Mutter ein den Knaben,
Kam müd' er heim von Spiel und Scherz —
O Gott, wie lang', wie lang' begraben
Schon ruht das heil'ge Mutterherz!

Und dort vom Bänklein unterm Baume
Großmutter sah den Spielen zu,
Die längst aus bangem Lebenstraume
Gerettet sich zur Friedhofsruh.
Wie stand ich da in süßen Schauern,
Wenn sie von Märchenzauber sprach —
Vorbei! vorbei! — ein tiefes Trauern
Beschleicht die Seele mir gemach! . . .

O, daß die Welt so rauh zerstörte
Mein blühend Jugendparadies!

O, daß noch einmal wiederkehrte
Das Glück, das einst ich achtlos ließ!
Wie dünkten damals Haus und Fluren
So prächtig mir und wunderreich —
Heut such' ich angstvoll nach den Spuren
Und finde alles — arm und bleich!

Da liegt das Haus so klein und öde
Auf gar so eng begrenztem Raum,
Und wer mir drin zu wohnen böte,
Dem würd' ein Wort des Dankes kaum . . .
Mein thöricht Herz, gesteh' dir's immer:
Ein Leben hier — wie inhaltleer!
Zwar ist's dein Heim im Mondenschimmer,
Doch du — du bist das Kind nicht mehr!

Aehnliche Accorde ertönen in „Goldne Zeit", „Sweet home", „Reminiscenz" u. s. w. In den „Scenen und Gestalten" ist hier und da der Romanzenton gut getroffen: „Vagantenabschied", „Der schwedische Trompeter", „Rococo", „Husarenbivuak" sind voller Stimmung, nur sind die Anklänge an Eichendorff und Rückert gar zu auffallend. Von größerer Originalität und dabei tief ergreifend ist „Letzte Fahrt".

2. Gedichte von Guido Santamar. Hirschberg, Heilig. 1883. 12. 3 M.

Eine strenggläubige, aufrichtige Frömmigkeit ist der Grund, auf dem diese Gedichte ruhen, dazu gesellt sich ein warmes patriotisches Gefühl, wo es gilt, das Vaterland, seine Siege und Feste zu besingen. Sonst läßt sich ihnen eine hervorstechende Eigenart nicht nachrühmen. Als Probe möge hier folgen „Zum neuen Jahre":

Und wieder rauscht der Vorhang auf
Am ew'gen Zeitendome;
Ein neues Jahr beginnt den Lauf
Und wird zum Lebensstrome.

Schon athmet unsre Brust aufs neu
In seiner Wellen Sphäre;
Doch rasch ziehn sie an uns vorbei
Zum ewig stillen Meere.

Was uns die Strömung bringen wird,
Die uns nunmehr soll tragen?
Gott weiß es! — unser Ohr umschwirrt
Der Hoffnung Flügelschlagen.

Wohl hat das liebe alte Jahr
Manch Schiff auf See gerichtet,
Des Steuermann nun hoffnungsklar
Die schweren Anker lichtet.

Ob er die Beute sichern Blicks
Entreißen wird den Wellen?
Ob an der Brandung des Geschicks
Wird seine Brust zerschellen?

Ob ihn die Strömung täuschen wird,
Die ihn nunmehr soll tragen?
Gott weiß es! — unser Ohr umschwirrt
Der Hoffnung Flügelschlagen.

3. Gedichte von Friedrich von Hoffs. Essen, Bädecker. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Dichter führt sich sehr unvortheilhaft dadurch ein, daß er gleich in dem Sonett „Beruhigung" das liebliche Ghasel Platen's von der Wasserlilie in unverantwortlicher Weise paraphrasirt und geradezu auf ein Prokrustesbett spannt. Unsere Verzeihung gewinnt er einigermaßen erst später, wo seine humoristische Ader zum Vorschein kommt und sich Gedichte finden wie der Vers:

Ein schönes Citat
Ist wie ein Ei auf dem Spinat.

Neben dem Humoristen, als welcher er wiederholt Beiträge in die „Fliegenden Blätter" geliefert hat, ist Friedrich von Hoffs übrigens auch ein trefflicher Uebersetzer, wie unter anderm eine Nachbildung nach Horaz, „Eitle Furcht", beweist:

Gleich dem Rehe fliehst du, Kind,
Das auf einsam wilder Halde
Rennt zur Mutter, wenn im Walde
Leise nur sich regt der Wind.

Ob des Lenzes Hauch durchzieh'
Schwanke Wipfel, ob im Busche
Raschelnd die Lacerte husche,
Gleich erbebt ihm Herz und Knie.

Denk' nicht, daß ich will dein Blut,
Daß ich hege Tigertriebe!
Mädchen, reif für Mannesliebe,
Laß die Mutter! Sei mir gut!

4. Mixed-Pickles für junge und alte Herzen. Neue Gedichte von A. C. Stiehl. Prenzlau, Minck.

Ganz so pikant, wie es nach dem Titel scheinen könnte, ist das Buch nun freilich nicht; auch erwecken die Don Juan-Geständnisse des Verfassers einigen Verdacht der Renommisterei. Immerhin wollen wir ihm, wenn es sein Wunsch ist, gern bezeugen, daß die Gedichte nicht gerade in den Händen junger Mädchen am besten aufgehoben sein würden. Hier und da kommt ein flotter Vers, ein lustiger oder witziger Gedanke zum Vorschein; wenn aber der Dichter sagt:

Laßt mich singen, laßt mich dichten
Immer, spät und früh!
Alles will ich gern verzichten —
Nur nicht Poesie! —

so sieht dies einem freiwilligen „Verzichte auf Poesie" doch verzweifelt ähnlich!

5. Auf der Bacillenschau! Zeitgeistliche Forschungen durchs satirische Mikroskop von Richard Schmidt-Cabanis. Dresden, Steffens. 1885. 8. 3 M.

„Land!" riefen wir: „Land!" als wir dies Buch unter dem großen Packete von Recensionsexemplaren hervorzogen.

O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!

Denn Schmidt-Cabanis irrt sich nicht, wie so viele andere, über seinen Dichterberuf! Aber diesmal war es eine Täuschung. Schmidt-Cabanis ist ein Dichter, darüber gibt es keinen Streit; aber in den Bacillengedichten ist er geflissentlich bestrebt gewesen, den Dichter um des Parteimannes willen zu verleugnen. Wir wollen nicht auf

Goethe's Pfui! über das politische Lied zurückkommen: das ist Urväterweisheit, die in unserm fortgeschrittenen Zeitalter ja an und für sich schon ein überwundener Standpunkt ist. Angesichts unserer heutigen politischen Zustände ist es auch wirklich zuweilen difficile, satiram non scribere, und jeder noch so eifrige und überzeugte Parteikämpe, der in dem Tageslärm noch einen Rest seiner gesunden fünf Sinne sich bewahrt hat, müßte aufathmen und in das menschlich-fröhliche Lachen der andern einstimmen, wenn ihm von berufener Hand sein eigen Bild im Narrenspiegel vorgehalten würde. Und berufen hierzu wäre vielleicht im ganzen Reiche niemand so sehr wie Schmidt-Cabanis: aber er hat sich selbst dazu unfähig gemacht, da auch er dem Parteifanatismus huldigt. Er ist in den Baeillenliedern nichts weiter als Hof- und Leibpoet von Eugen Richter und Genossen; kein Ton wird laut, der nur irgendwie einen Standpunkt über den Parteihändeln verriethe. Schon die Titel sind bezeichnend: „Staatsraths-Jubelhymne", „Reichskanzlers Frühlingstraum", „Wahl-Bauernfanghymne", „Monopolitische Altersversicherung", dann „Handelspolitische Krankenstubenphantasie":

Es war eine schwüle, endlose Nacht
Da ich im Traum voll Bangen
Lag, wie von böser Geister Macht
Gebunden und umfangen.

Wohl drangen über die Lippen bleich
Seufzer aus tiefster Seele:
Mir schien, daß dem jungen deutschen Reich
Im Grundstein irgendwas fehle!

Doch wie ich auch sann und forschte rings
Mit brennend heißem Blicke:
Es wollte sich nirgends schlechterdings
Zeigen die dräuende Lücke.

Da plötzlich ward mit gewaltigem Griff
Der dunkle Schleier zerrissen:
Ich sah — das deutsche Postdampfschiff
Das wir so lang' mußten missen.

Da lag es — des höchsten Glückes Pfand —
Ich grüßt' es mit frohem Lallen;
Nun bist du, mein deutsches Heimatland,
Gebenedeit vor allen!

Was nutzt uns die Admiralität?
Was nutzt uns die ganze Flotte?
Solange das Postschiff in See nicht geht,
Stand Deutschland am Bankerotte.

Dieser Dichter steht auf keiner höhern Warte als auf der Zinne der Partei, und wer an den Reden von Richter und Genossen den Geschmack verloren hat, der wird auch dieses Buch ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Alexis Aar.

Der Fünfte Theil von Ranke's „Weltgeschichte".

Weltgeschichte von Leopold von Ranke. Fünfter Theil: Die arabische Weltherrschaft und das Reich Karl's des Großen. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. 17 M.

Vor kurzem hat Leopold von Ranke in Berlin sein sechzigjähriges Professorjubiläum gefeiert, beglückwünscht von den höchsten staatlichen Autoritäten, den wissenschaftlichen Körperschaften und von der Reichshauptstadt, die ihn mit dem Ehrenbürgerbrief beschenkt; letztern hat er in einer Denkrede beantwortet, welche in echt Ranke'schem Geist und Stil die Geschichte Berlins und Preußens, die äußere und die innere, während zweier Menschenalter zusammenfaßte und den lauschenden Hörern mit wunderbarer Lebendigkeit vor Augen stellte. Und dieser festliche Tag, in körperlicher Rüstigkeit und jugendlicher Geistesfrische begangen in einem Alter, das überhaupt nur wenigen Sterblichen zu erreichen vergönnt ist, brachte doch nur eine kurze Unterbrechung in das stille, ganz dem Denken und der Forschung, dem Nachleben der Vergangenheit geweihte Gelehrtenleben, das der Senior der Historiker in der Gartenecke der Luisenstraße inmitten des großartigen Treibens der vor seinen Augen mächtig anwachsenden Weltstadt führt. Wohl hat Ranke dem Katheder längst entsagt, aber doch nur, um in seinem Studirzimmer und auf um so weitere Kreise in um so nachhaltigerer Weise einzuwirken, indem er, die Summe des geschichtlichen Lebens ziehend, die Menschheit den Ursprung und Gang ihrer Cultur begreifen und im Fortgang derselben mit Bewußtsein leben und handeln lehrt.

Wiederum hat uns das zu Ende gehende Jahr wie seine Vorgänger einen neuen Theil von Ranke's „Weltgeschichte" beschert. Mit demselben hat das große Werk die Schwelle des Mittelalters überschritten und geht in schnellen Schritten der Behandlung der gemeinhin sogenannten Kaiserzeit entgegen. Der neue Theil, wie jeder der frühern vier Theile in zwei mäßig starke Abtheilungen zerfallend, behandelt den Zeitraum von etwa zwei Jahrhunderten, von dem Auftreten Mohammed's bis zum Tode Karl's des Großen. Natürlich geht die Darstellung auch hier nur an ganz vereinzelten Stellen einmal auf Einzelheiten ein; im allgemeinen begnügt sie sich, den Gang der Entwickelung in großen Umrissen zu zeichnen und namentlich die für die Gestaltung des so vielverschlungenen weltgeschichtlichen Gewebes wichtigen Hauptfäden herauszulösen und nach Herkunft und Fortgang zu verfolgen, indem sie besonders da verweilt, wo diese sich kreuzen, verknüpfen und so Knotenpunkte der Entwickelung bilden, von denen nach verschiedenen Seiten hin neue Entwickelungslinien ausgehen.

Wie sie zeitlich zusammenfallen, so werden ja auch

sonst in universalhistorischen Darstellungen die Entstehung der arabischen Weltherrschaft und die Erweiterung und der Ausbau des fränkischen Reichs zu dem Weltreich Karl's des Großen nebeneinander behandelt und als die beiden Seiten gewürdigt, nach denen hin sich die schöpferische Kraft jener merkwürdigen Uebergangszeit vorzugsweise bethätigt hat; aber es geschieht so, daß sie, obwol äußerlich nebeneinander, doch als sich ausschließende Gegensätze einander gegenübergestellt werden. Wollte man dagegen kurz das hervorheben, was an der Ranke'schen universalhistorischen Behandlung dieser Zeit neu und bedeutend ist, so würde der Hauptton zu legen sein auf die Auffindung und lichte Hervorhebung derjenigen Momente, in denen diese scheinbar völlig getrennten geschichtlichen Entwickelungsprocesse sich berühren, aufeinander einwirken, einander ergänzen und so als auch innerlich zusammengehörige Momente eines einzigen großen einheitlichen Werdeganges erscheinen. Gegenüber der Fülle des Gebotenen und der strengen Einheitlichkeit Ranke'scher Geschichtsbetrachtung und Darstellung, welche Einzelheiten herauszuheben kaum erlaubt, müssen wir uns auch diesmal mit einigen wenigen Bemerkungen begnügen, die den Gang der Darstellung kennzeichnen und nur dazu dienen sollen, unsere Leser zu eigenem Studium auch dieses neuen Theils der „Weltgeschichte" zu veranlassen.

Die erste Abtheilung behandelt das arabische Weltreich und die Entstehung des germanischen Kaiserthums. Nachdem in einem einleitenden Kapitel der Zustand der Oströmer und Neuperser namentlich in Bezug auf die religiösen Verhältnisse während des 6. und 7. Jahrhunderts geschildert und damit der Boden gewonnen ist, auf dem das Auftreten Mohammed's sich vollzieht, wird in dem zweiten Kapitel der Stifter des Islams selbst genauer gewürdigt:

In der Mitte zwischen den beiden großen Potenzen, dem römischen und dem persischen Reich, die beide auf entgegengesetzten Religionen beruhten, hat sich dann in den Zeiten ihrer letzten Auftritte eine dritte Macht, die zugleich religiöser Natur oder, sagen wir, eine neue Religion, die zugleich Macht war, gebildet: die Religion Mohammed's, welche diesem selbst und in noch größerm Umfange seinen Nachfolgern eine überwiegende Stellung in dem allgemeinen Wettstreit der Nationen verschafft hat.

Die religiöse Bewegung in Mekka, deren schließliches Ergebniß der Islam war, faßt Ranke auf als eine Art von Restauration des altarabischen, altsemitischen Monotheismus, der ältesten Religion der Menschheit, die hier mit nationalen Traditionen verbunden war: der Abfall von ihr hatte zu den ersten Immoralitäten des von den einzelnen Stämmen entwickelten Götterdienstes geführt, denen Mohammed den Krieg erklärte. Dem Grundgedanken des Islam, wie er in der berühmten 96. Sure des Koran formulirt ist, zollt Ranke die höchste Anerkennung; mit Bezug auf diese Stelle sagt er:

Eine in ihrer Art großartige Zusammenstellung; der Schöpfer des Alls, des Menschen hat diesen zugleich unterwiesen und ihn den Gebrauch der Schrift gelehrt. Der ewige Gott, der als derselbe gedacht wird, wie man ihn in der Kaaba verehrte, Allah, wird als der unmittelbare Urheber alles Wissens, das als ein göttliches erscheint, angesehen. Aber man ist von ihm abgewichen und ihm ungehorsam geworden. Mohammed empfindet sich als den Mann, der den Auftrag hat, dem ein Ende zu machen und den verunstalteten reinen Gottesdienst wiederherzustellen.

Mit Recht aber bemerkt Ranke späterhin auch, aus dem mit Vielgötterei durchdrungenen Stammeswesen habe sich der Monotheismus des Islam erhoben, ohne sich doch von jenem vollkommen loszureißen, indem das vornehmste Fundament der bisherigen arabischen Gemeinschaft, die Verehrung des schwarzen Steines, nicht allein festgehalten, sondern sogar zum Eckstein der neuen Vereinigung gemacht wurde. Immer aber liegt auch nach Ranke die welthistorische Bedeutung Mohammed's darin, daß er den Begriff und die Lehre des Monotheismus für einen großen Theil der Welt neu begründete:

Die Summe seiner Lehre liegt immer in dem Wort: Gott ist groß und Mohammed sein Prophet. Mit diesem Wort hat er eine ganze Nation in sich selbst beruhigt und verbunden. Aber darin lag doch kein Glaube für die Welt. Sie hatte zu viel arabische Elemente in sich, aus der Sitte des Landes und dem Klima herübergenommen; sie konnte sich kaum, zumal mit fremden Bevölkerungen, bis auf den Herd verschmelzen. Sie war Trägerin der Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen. Die Verbindung der Waffen mit dem Glauben in propagandistischem Sinn ist die Signatur des Mohammedanismus. Was demselben eine eigenthümliche Bewegungsfähigkeit verlieh, war die noch niemals auf diese Art ins Leben gerufene Vereinigung der geistlichen und der weltlichen Gewalt in Einer Hand. — Eine verwandte Richtung hatte einmal das Hoheprieſterthum der Juden an den Tag gelegt, aber sie war durch den Begriff des Königthums zurückgedrängt und ein fortwährender gegenseitiger Antagonismus beider Gewalten begründet worden. — Mohammed war der erste, der sie vollkommen vereinigte, wobei dann der geistlichen Idee die Prärogative zufiel. Diese Gestaltung hat ein neues Ferment in die Weltgeschichte gebracht.

Die Entwickelung desselben schildert Ranke dann in großen Zügen in der Geschichte des Khalifats. Ist aber das römische Papstthum nicht der entsprechende Beleg auf christlicher Seite? Geht nicht schon gegen das Ende der Karolingerzeit das Streben der römischen Bischöfe auf eine solche Vereinigung der päpstlichen und weltlichen Gewalt in Einer Hand? Ist sie nicht zur Zeit des weltherrschenden Papstthums eines Innocenz III. thatsächlich durchgeführt gewesen?

Nachdem er dann in den folgenden Kapiteln die ersten Eroberungen der Araber unter den Khalifen Abu Bekr und Omar und die durch innere Streitigkeiten im byzantinischen Reich erleichterte Gewinnung Aegyptens geschildert, weiterhin die Beziehungen zwischen dem Khalifat von Damaskus und den Griechen bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts dargestellt und den Siegeslauf des Islam in Afrika und Spanien und bis zu der ersten Belagerung Konstantinopels (717) verfolgt hat, behandelt Ranke den Uebergang der Herrschaft des fränkischen Reichs von den entarteten Merovingern auf die Karolinger und die mit Hülfe des Frankenreichs durchgeführte Emancipation des Papstthums von

Konstantinopel. Bekanntlich spielt dabei die Frage der Bilderverehrung, die einer strengern Auffassung mit dem Monotheismus nicht vereinbar erschien, eine hervoragende Rolle. Der Gegensatz, der dabei zwischen Rom und Konstantinopel zu Tage trat, wird von Ranke in origineller Weise charakterisirt, welche dem Islam eine wenigstens indirecte Einwirkung auf diesen großen Conflict einräumt:

Das Kaiserthum näherte sich — sagt er von Leo dem Isaurier, der zuerst den Bilderdienst verbot — wie in Bezug auf die Einheit des Gottesbegriffs, so auch in der Einheit der höchsten Gewalt dem Islam. Nicht mit Unrecht ist Leo als Freund der arabischen Idee genannt worden. Man hat ihm wol das Beispiel früherer Kaiser zu Gemüth geführt. Er hat gesagt, sie seien eben damit in Abgötterei verfallen. Niemand könnte die Großartigkeit dieser Gedankenreihe verkennen; sie war imperialistisch-philosophisch, gleich sehr auf Gehorsam im Innern und Widerstand nach außen berechnet; ob sie aber den christlichen Ideen geneigt war, ließe sich doch bestreiten.

Am Schluß der ersten Abtheilung steht das in knappen, scharf umrissenen Zügen gegebene lebensvolle Bild des Bonifacius, des Apostels der Deutschen und Organisators des deutschen Reichs.

Die zweite Abtheilung enthält weitere zwei Kapitel. Das letzte, begreiflicherweise das umfänglichste des ganzen Theils, behandelt Karl den Großen und sein Reich, in dem Ranke bei aller Würdigung des großartigen Baues doch auch die Elemente nicht verkennt, welche auf die Zersetzung und Auflösung des romanisch-germanischen Weltreichs hindringen und somit bereits auf die Momente hinweisen, in denen der Fortschritt der geschichtlichen Entwickelung bernht, und mit deren Gestaltung und Wirken sich der folgende Theil der „Weltgeschichte" zu beschäftigen haben wird.

Auch diese Bemerkungen können wir nur mit dem lebhaften Wunsch schließen, daß es dem greisen Meister vergönnt sein möge, sein Werk noch weiter zu führen.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Aus der Serie „Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, Freytag) liegt uns von der „Geschichte des Kunstgewerbes" das dritte Bändchen vor, welches die „Textilkunst" aus der Feder Otto von Schorn's enthält. Der Verfasser gibt eine Uebersicht des Entwickelungsganges dieses Zweiges vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart; die Verlagshandlung hat 132 in den Text gedruckte Abbildungen beigesteuert, und so ist ein Werkchen fertig geworden, dessen wissenschaftliche Selbständigkeit, Zuverlässigkeit und Stofffülle wir nur mit hohem Lobe anerkennen dürfen. Die Fassung ist eine allgemein verständliche und ebenso interessant für die Frauen wie für die Kunstgelehrten unter den Männern. Nach einer trefflichen Einleitung handelt das Buch von den gewebten Stoffen, den Teppichen, Stickereien, Posamentirarbeiten, Spitzen, Lederarbeiten, Papiertapeten. Wir gestehen, daß wir auf kunstgeschichtlichem Gebiete nichts kennen, was so gediegen, billig und handlich zugleich wäre, wie diese Bändchen aus dem „Wissen der Gegenwart".

— „Bilder aus Ostpreußen" hat M. Friedeberg veröffentlicht (Tilsit, Lohauß). Er nennt sein Buch einen Beitrag zur Vorbereitung der dreihundertjährigen Säcularfeier der ehemaligen Provinzialschulen zu Tilsit, Lyck und Saalfeld. Das Buch bietet viel mehr, als der Titel verspricht. Es ist zunächst eine Geschichte des Deutschthums in dem östlichen Theil der Provinz Ostpreußen, welche mit großem Fleiß gearbeitet ist; dahinter aber verbirgt sich eine von jenen Verherrlichungen des Judenthums, welche heutzutage immer mehr auf allen Gebieten Mode werden. „Ohne die unverwüstliche Kraft des Judenthums wären Widerstandsfähigkeit und Reproductionskraft unter dieser im Elend lebenden Bevölkerung längst dahin." Der Verfasser ist nur darum den Deutschen so hold gesinnt, weil diese das Judenthum weniger bekämpfen als die Slawen.

— Im Verlag der Attenkofer'schen Buchhandlung in Straubing erschien ein „System der Stilistik" von May Schießl. Dieses Werk will sein „eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der stilistischen Entwickelungstheorie, eine Stilistik aus Einem Gusse, ein fundamentaler Neubau der Stilistik". Es soll zeigen, daß die bisherige Stilistik sowol in theoretischer wie praktischer Beziehung durchaus unhaltbar sei; es entwickelt aus einem einheitlichen festen Princip ein umfassendes System der Stilistik. Die höchste Forderung des Verfassers lautet: „Gestalte deine Darstellung als eine Entwickelung, in der das Zweckmäßige und das Nothwendige den Stempel vollendeter ewiger Schönheit an sich trägt." Den Inhalt der Stilistik entwickelt er aus dem Satze, daß jede stilistische Darstellung eine Zweckrealisirung sei, welche mit gegebenen Verhältnissen rechnen muß und diesen Zweck durch allmähliche Entwickelnng erreicht. Während die frühere Stilistik vom Gegenstand der Darstellung ausging, geht die neue vom Zwecke aus. Mit einem außerordentlichen Aufwand von Worten hat der Verfasser sein System dargelegt, mit dem er einen Jahrtausende erfüllenden Irrthum zu besiegen hofft. Wir wünschen ihm von Herzen besten Erfolg.

— Eine neue „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" ist im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen. Als Herausgeber nennen sich auf dem Titelblatt Friedrich Chrysander und Philipp Spitta, als Redacteur Guido Adler. Der Jahrgang kostet 12 Mark. Der einzige Zweck dieses Unternehmens soll sein, der Wissenschaft zu dienen; daß derselbe in glänzender Weise erfüllt werden wird, dafür bürgen die Namen der Herausgeber. Das vorliegende erste, neun Bogen starke Heft beginnt mit einer Abhandlung von Guido Adler über „Umfang, Methode und Ziel der Musikwissenschaft", dann folgt Chrysander mit einem Aufsatz „Ueber die altindische Opfermusik", und endlich Spitta mit einer fabelhaft gelehrten und außerordentlich langen Abhandlung „Ueber des Sperontes Singende Muse an der Pleiße". Das Ganze schließt mit einer ausführlichen Kritik des Buchs „Tonpsychologie von Karl Stumpf" (1883). Es gebricht uns hier an Raum, um jeder dieser Leistungen die ihr gebührende eingehende Beachtung zu schenken; das Studium derselben hat uns aber überzeugt, daß sie jede in ihrer Art ein Meisterstück sind. Möge dem gewagten Unternehmen ein entsprechender Kreis von Mitarbeitern sowie die Theilnahme des musikalischen Publikums nicht fehlen.

— Im Verlage von Otto Roth in Leipzig ist erschienen eine „Kurzgefaßte Geschichte der Stadt Leipzig" mit Erläuterungen zu den Photographien „Das alte Leipzig" von J. E. Wessely. Das hübsch eingebundene und mit dem Stadtwappen von Leipzig in Golddruck gezierte Büchlein erfüllt zu gleicher

Zeit zwei Aufgaben: der fortlaufende Text bietet eine selbständige Geschichte der Stadt, und die darunter befindlichen Anmerkungen erklären im Zusammenhange mit diesem Texte die 45 Photographien, in denen das Bild des alten Leipzig gegeben wird. Der Verfasser hat in engem Rahmen ein überaus anschauliches, wissenschaftlich gesichertes, nicht blos den geborenen Leipziger, sondern auch den Culturhistoriker interessirendes Gemälde entworfen. Ganz besonders werden die noch lebenden ältern Leipziger sich angezogen fühlen, in deren Jugend die jetzt fast ganz geschwundenen Ueberreste der Vergangenheit noch sichtbar waren. Der Abstand des heutigen Leipzig von der Stadt vor 30—40 Jahren ist geradezu ein ungeheuerer, und um so größer ist das Verdienst, welches sich der Geschichtschreiber und der Photograph durch Festhalten des erlöschenden Bildes erworben haben. Nicht blos die eingehendste Sachkenntniß, sondern auch persönliche Liebe haben dem Verfasser die Feder geführt; zweifellos wird sein Werkchen in weitern Kreisen gern gelesen werden.

— „Das Erwachen der Seele aus dem Tode" schildert der Pastor Christ. Ewaldsen in Kopenhagen in einer bei Gustav Schloeßmann in Gotha erschienenen Broschüre, welche der bekannte Uebersetzer Pastor A. Michelsen in Lübeck in das Deutsche übertragen hat. Das Ganze ist eine mit erbaulichen Bemerkungen durchsetzte Auslegung des Gleichnisses vom reichen Mann und armen Lazarus (Lucas 16, 19—31). Die Auslegung hält sich zwar frei von phantastischen Auswüchsen, steht aber auf dem Boden einer etwas trockenen Orthodoxie; sie ist eine rein praktische, wenn auch die Spuren der sprachlichen Exegese erkennbar sind. Der Verfasser gelangt zu dem Resultat, daß der aus dem Tode Erwachende sich in einem bewußten Seelenleben finde, und zwar in derselben Gemüthsverfassung, in welcher er aus diesem Leben schied. Die Heiligkeit Gottes erscheint den Gläubigen drüben als ein trostvolles Licht, den Ungläubigen als ein verzehrendes Feuer. Christus wird den Gläubigen unmittelbar nahe gebracht, die Ungläubigen sind von der Gemeinschaft des Herrn ausgeschlossen. Wir erkennen gern an, daß wir es hier mit einer wohlgemeinten und wohlgelungenen Arbeit zu thun haben; müssen aber denn doch aussprechen, daß die deutschen Theologen schon längst dasselbe und zum Theil noch eindringender gesagt haben, was hier dem Dänen hoch angerechnet wird.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff (Berlin, Habel), liegen uns vor folgende interessante Hefte (454—456): „Ueber elementare Ereignisse im Alterthum", von Hermann Hagen; „Ueber Zwerg- und Riesenwuchs", von Otto Bollinger (mit 3 Holzschnitten); „Von der deutschen Hansa", von H. Denicke. Aus den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" desselben Verlags behandelt das 208. Heft das Thema: „Der Sklavenhandel", „Das Völkerrecht" und „Das deutsche Recht", von Karl Gareis. Alle drei Abhandlungen stehen trotz ihrer populären Fassung auf der vollen Höhe der wissenschaftlichen Forschung der Gegenwart und empfehlen sich jedem Leser ganz von selbst.

Berichtigung.

In der Besprechung der „Neuen Gedichte von Friedrich Heinrich Otto Weddigen" hat sich auf S. 346 ein Irrthum eingeschlichen, welcher sinnstörend wirkt. Es heißt daselbst: obgleich „seinem Geist kein Sonnenschein «gereift»" ist, soll aber heißen: „seinen Geist kein Sonnenschein «gereift»" hat. Die betreffende Stelle lautet in den „Neuen Gedichten" S. 188 wörtlich: „Es reifte meinen Geist kein Sonnenschein". Hans Minckwitz.

Bibliographie.

Angerer, J., Ueber Socialismus im Allgemeinen und die Socialreform in Oesterreich. Vorträge. 1ster Thl.: Rückblicke auf die Geschichte der Proletarier. Bozen. 8. 1 M.

Der Aufstand im Sudan in seiner Entwickelung und seinem bisherigen Verlauf. Von einem deutschen Officier. Mit Orientirungskarten. Frankfurt a/O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Formey, A., Auf stillen Höhen. Gedichte. Wien, Rosner. 8. 4 M.

Die Frau mit dem Bügeleisen. Roman von M. Arlitt. Leipzig, Unflad. 8. 1 M.

Giberne, Agnes, Der namenlose Schatten. Eine Familiengeschichte. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Hannover, Weichelt. 8. 4 M.

Goldhann, L., Tief im Gebirge. Ein Trauerspiel. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Habicht, L., Im Sonnenschein. Roman. 3 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 12 M.

Hagen, A., und E. Fels, Wehr und Waffen. Deutsche Dichtungen des jungen Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 1 M.

Hans un Gret. Ein episches Volksgedicht von G. W.... Hagen, Risel u. Comp. 12. 3 M.

Hübner, Freih. v., Vortrag über seine Reisen in den Südsee-Inseln. Wien, Verlag des Orientalischen Museums. Gr. 8. 75 Pf.

Keim, F., Stefan Fadinger. Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern. Wien, Graeser. 8. 2 M.

Korff-Schmising-Kerssenbrock, Theresia Gräfin, geb. Gräfin Lazanski, Gedichte. Prag, Cyrillo-Method'sche Buchhandlung. 16. 1 M. 20 Pf.

Meingast, A., Pädagogische Randglossen. Wien, Manz. Gr. 8. 80 Pf.

Melas, H., Französische und magyarische Dichtungen in metrischer Uebersetzung. Wien, Graeser. 8. 3 M.

Morgenstern, Marie, Glück auf! Aus den Aufzeichnungen eines oberharzischen Bergarztes. Hannover, Weichelt. 1884. 8. 1 M. 60 Pf.

Nink, C., Auf biblischen Pfaden. Reisebilder aus Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei. Mit Zugaben einiger Reisegefährten und orientalischen Freunde. Anhang. Hamburg, Evangelische Buchhandlung. Hoch 4. 8 M. 20 Pf.

Pawlicki, S., Der Ursprung des Christenthums. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 4 M.

Pfeffer, J., Skizze aus der Geschichte des königlich bairischen 15. Infanterie-Regiments (König Albert von Sachsen) von 1722—1885, für Unteroffiziere und Mannschaften zusammengestellt. Neuburg a/D., Grießmayer. 8. 40 Pf.

Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. 11ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Ring, M., Die Spiritisten. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Schoene, H., Flor und Maske. Roman. Hannover, Weichelt. 16. 2 M.

Schwartzkopff, P., Die Freiheit des Willens als Grundlage der Sittlichkeit. Leipzig, Böhme. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Seidl, J. X., und K. Zettel, Aus schöner Zeit. Ein poetisches Gedenkbuch des literarischen Vereines in Regensburg zu seiner 25jährigen Stiftungsfeier. Regensburg, Coppenrath. 8. 3 M.

Simiginowicz-Stanfe, L. A., Die Völkergruppen der Bukowina. Ethnographisch-culturhistorische Skizzen. Czernowitz, Pardini. 1884. 8. 2 M.

Starcke, C. N., Ludwig Feuerbach. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 9 M.

Starcke, H., Aus dem Tagebuche eines wandernden Musikanten. Dresden, Seeling. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Taubert, E., Gesammelte Schriften. 1ster Bd.: Die Niobide. Fidelio. Die Zwillingsschwester. Drei Novellen. Leipzig, A. Krüger. 8. 3 M.

Tomaschek, W., Zur historischen Topographie von Persien. II. Die Wege durch die persische Wüste. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Trolle, A., Das italienische Volkstum und seine Abhängigkeit von den Naturbedingungen. Ein anthropogeographischer Versuch. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M.

Turgeniew, J., Annuschka. Erzählung. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Villamaria, Im Bann der Kinderträume. Novellen. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Vogelsang, Freih. C. v., Gesammelte Aufsätze über socialpolitische und verwandte Themata. 1stes Hft. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 1 M.

Walden, A. v., Eine alte Geschichte. Am Haidesee. Zwei Erzählungen. Berlin, Parrisius. 8. 2 M.

Weidling, K., Das buchhändlerische Konditionsgeschäft. Ein Beitrag zum Rechte des deutschen Buchhandels. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 3 M.

Wickenhauser, F. A., Molda oder Beiträge zur Geschichte der Moldau und Bukowina. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Die deutschen Siedelungen in der Bukowina. 1stes Bdchn. Czernowitz, Pardini. 8. 2 M. 65 Pf.

Wittmann, Emma, Traum in einer Sommernacht. Frankfurt a. M., Jügel. 8. 1 M. 80 Pf.

Wolzogen, E. v., Wilkie Collins. Ein biographisch-kritischer Versuch. Leipzig, Unflad. 8. 2 M. 80 Pf.

— — George Eliot. Eine biographisch-kritische Studie. Leipzig, Unflad. 8. 3 M. 40 Pf.

Die Wunder der Welt. I. Europa. Eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas, mit besonderer Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwicklung, ihre kulturhistorische Bedeutung und die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten von Land und Leuten. Von A. Brennecke. Mit circa 180 Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler. 1ste Lfg. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 4. 1 M.

Römische Xenien. Herausgegeben von Xanthippus. Leipzig, Heinrichs. 8. 2 M. 75 Pf.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cathrein, V., S. J., Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik Herbert Spencer's. (29. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) Gr. 8. (XII u. 146 S.) 2 M.

Hettinger, Dr. Fr., Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen. Vollständig in zwei Bänden. 8. (XIV u. 939 S.) 7 M. — Jeder Band ist einzeln käuflich.

Erster Band: Rom und Italien. 8. (VIII u. 472 S.) 3 M. 50 Pf.

Zweiter Band: Deutschland und Frankreich. 8. (VI u. 467 S.) 3 M. 50 Pf.

Apologie des Christenthums. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg.

Erster Band in zwei Abtheilungen: Der Beweis des Christenthums. Sechste, auf's Neue durchgesehene und vermehrte Auflage. 8. (XXII u. 1071 S.) 8 M.

Dieses Werk ist in die französische, italienische, spanische, portugiesische, ungarische und englische Sprache übersetzt, und von zwei Päpsten empfohlen worden. — Der zweite Band: „Die Dogmen des Christenthums", ist ebenfalls in neuer Auflage unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hermann Hettner.

Ein Lebensbild von

Adolf Stern.

Mit einem Porträt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Eine Biographie Hermann Hettner's, des bekannten Kunst- und Literarhistorikers, mit Benutzung seiner Briefe aus Italien, Griechenland, England und den Niederlanden. Das frisch und anziehend geschriebene Buch wird den zahlreichen Lesern seiner Werke und den vielen Bekannten und Verehrern desselben eine willkommene Erscheinung sein, aber auch weitern Kreisen vielseitiges Interesse gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Cours abrégé

de la

Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après

Bougeault, Paris, Albert, Demogeot

par

M. Asmus.

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Eine kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur, sowol zum Gebrauch in Schulen und Privatinstituten wie auch zum Selbstunterricht bestimmt.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 151 bis 157.

Zu dem Projecte einer allgemeinen deutschen Gewerbe-Ausstellung. — Zur Frage der Erbfolge in Braunschweig. — Die neue Administration unter Präsident Cleveland. — Der Rechtsstandpunkt in der braunschweigischen Erbfolgefrage. — Die Zustände in Dänemark. — Der Vertrag betreffend den Sulu-Archipel. — Alte und neue Argumente für den Bimetallismus. (I.)

Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg. Von Professor von Wegele. — Die Alten und die Jungen. — An Alfred Meißner. Von Martin Greif. — Charles Rogier. (Nekrolog.) Von Dr. M. Wollmann. — Ein Vortrag von Gaston Paris. Von E. Stengel. — Die Antwerpener Weltausstellung. (III.) — Nekrologe Münchener Künstler. (XLI. Ernst Förster.) — Victor Hugo. Von H. Klein. — Wiener Briefe. (CXC.) — Socialpolitik und Socialethik. (IV.) — Zur Kunstliteratur. Von W. Schmidt. — Zur Geschichte der Staatslotterien. — Corsica. Von Dr. Th. Gsell-Fels.

Die Einführung der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahnactien an den deutschen Börsen. — Die Zolltarifnovelle. (Schluß.) — Der projectirte Donau-Elbe-Canal. — Die Schweizerische Rentenanstalt.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Studien und Forschungen

veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden.

Herausgegeben von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Allen Besitzern von Nordenskiöld's berühmtem Reisewerk „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" wird hier eine willkommene Ergänzung desselben dargeboten: Beiträge zur Kenntniß der Natur, der Geschichte und des Volkslebens der Polarländer, in leicht verständlicher Form von hervorragenden Gelehrten verfaßt. Doch bilden diese „Studien und Forschungen" auch ein völlig selbständiges Werk, das Geographen, Ethnologen, Naturforschern, Culturhistorikern wie jedem gebildeten Leser höchst werthvolles, bisher unbekanntes Material zuführt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 25. Juni 1885.

Inhalt: Neue philosophische Literatur. Von Moritz Brasch. — Neue Romane und Novellen. Von J. J. Honegger. — Lyrisches. Von Leonhard von Prittwitz-Gaffron. — Zur historischen Literatur. Von Arthur Kleinschmidt. — Medicinische Literatur. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue philosophische Literatur.

1. Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. Von A. P. Sinnett. Uebersetzung aus dem Englischen. Leipzig, Hinrichs. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Es sind nun fast funfzig Jahre verflossen, daß Henry Thomas Colebrooke, der erste und größte indische Alterthumsforscher unsers Jahrhunderts, gestorben ist. Seitdem haben die altindischen Studien eine Ausdehnung erlangt, wie sie jener gelehrte Präsident der londoner Asiatischen Gesellschaft wol kaum geahnt haben mag.

Und wie es immer zu gehen pflegt, ist einmal ein Forschungsgebiet eröffnet, so fließt ihm wie aus verborgenen Quellen so reichlicher Stoff zu, daß schließlich eine Art Misverhältniß zwischem dem Inhalt und der Form der betreffenden Wissenschaft entsteht. So ist auch hier das Material so massenhaft angewachsen, daß es in eine einzige Wissenschaft nicht mehr untergebracht werden konnte. Daher zweigte sich denn die indische Philologie in eine Reihe von Gebieten ab, von denen jedes bereits eine ganz stattliche Wissenschaft ausmacht. Hierher gehören die Linguistik, die Religionsphilosophie, die vergleichende Mythologie. Aber auch eine Reihe rein moderner Disciplinen haben von hier aus einen befruchtenden Strom neuer Ideen und Anschauungen auf ihr Feld hinübergeleitet. Dies gilt von der Anthropologie, der Ethnologie, insbesondere von der vergleichenden Religionswissenschaft, deren Aufgabe es ist, an der Hand der historischen Religionsformen die Naturgesetze aller Religionsentwickelung überhaupt festzustellen. Noch vor vierzig Jahren war der Zustand dieser jungen Wissenschaft ein äußerst primitiver. Gewissermaßen heimatslos, wurde sie bald den historischen Zweigen, bald der Religionsphilosophie zugezählt. Erst durch den reichen Zufluß, den die vergleichende Religionswissenschaft aus jener altindischen Welt erhielt, ist der bis dahin zarte Zweig zu einem kräftigen Ast am Baum der heutigen Wissenschaft geworden.

Ob man obengenanntes Werk von Sinnett, das uns hier in einer lesbaren deutschen Uebersetzung vorliegt, zur Religionsphilosophie oder zur Religionswissenschaft zählen soll, hängt von der Stellung ab, welche man zu demselben einnimmt, und ob man mehr eine Lösung der religionsphilosophischen Probleme selbst oder nur einen Beitrag zur Erkenntniß der Gesetze der Religionsentwickelung von demselben erwartet. Die Absicht des Verfassers geht dahin, den Leser in die noch bestehende Geheimlehre des Buddhismus einzuführen, jener Religionsanschauung, die heute noch außer Indien den ganzen Osten und Südosten Asiens beherrscht, und zu welcher über ein Drittel aller lebenden Menschen der Erde sich bekennt. Unter diesen Umständen müßten uns solche Enthüllungen um so interessanter sein, je weniger bisher aus den von den buddhistischen Priestern streng gewahrten theosophischen Mysterien bekannt geworden ist. Aber es wird hier mehr geboten, als man erwarten sollte. Nicht einzelne in symbolische Form oder mythische Einkleidung gehüllte Anschauungen einer ihre mehr oder minder banale Weisheit hütenden Priesterschaft, sondern ein umfassendes bis ins Einzelnste durchgeführtes System einer tiefsinnigen Religionsphilosophie tritt uns in dem Werke entgegen. Dieses System schließt ebenso wol die Psychologie, die Ethik, die Kosmologie wie die Metaphysik in sich, oder vielmehr die Religionsphilosophie ist die krönende Kuppel auf dem gewaltigen Bau dieser Geheimlehre, welche nichts anderes ist als eine großartig concipirte theosophische Entwickelungslehre.

Der Inhalt des Werks zerfällt in zwölf Abschnitte, welche die einzelnen Stadien in dem Entwickelungsproceß des Alls zum Gegenstand der Betrachtung machen: „1) Ge-

heimlehren"; „2) Beschaffenheit des Menschen"; „3) Weltenkette"; „4) Weltgezeiten"; „5) Devachan"; „6) Kama Loka"; „7) Die Flutwelle der Menschheit"; „8) Der Fortschritt der Menschheit"; „9) Buddha"; „10) Nirvana"; „11) Das Weltall"; „12) Schluß." In einigen dieser Kapitel ist der Stoff ausführlich behandelt, in andern ist er mehr skizzirt. Unschwer heben sich aus dem Ganzen einzelne philosophische Disciplinen heraus, wie die Psychologie.

Diese buddhistische Seelenlehre nimmt im Menschen eine große Anzahl von Kräften und Fähigkeiten an, die unentwickelt in ihm schlummern, welche aber der höchsten Entfaltung fähig sind. Die Voraussetzung einer gleichsam unendlichen Entfaltbarkeit menschlicher Geisteskräfte ist insofern charakteristisch für diese ganze Geheimlehre, als sie im engsten Zusammenhang steht mit der Annahme einer magischen Beherrschung der geheimen Naturkräfte durch den Menschengeist. So bricht hier schon das mystisch-thaumaturgische Element dieser Geheimlehre hervor, vermöge dessen der Menschengeist auf der höchsten Stufe seiner Entfaltung die Natur in ihren Tiefen nicht nur zu erkennen vermag, sondern auch directe Wirkungen auf ihren Verlauf ausüben und auf diesem Wege wunderbare, über ihren gesetzmäßigen Gang hinausgreifende Erscheinungen hervorrufen kann. Zwischen Leib und Seele gibt es in dieser Psychologie keinen stricten Gegensatz. Vielmehr sind dieselben nur der Ausdruck bestimmter Stufen der Entwickelung der sieben Grundbestandtheile der Welt: Körper, Lebenskraft, Astralkörper, Thierseele, Menschenseele, Geistseele, Geist. Wie für den Menschen, so gilt diese Reihenfolge auch für alle andern Wesen, deren Entwickelungsproceß eben darin besteht, daß sie alle diese Stufen der großen Weltenkette durchzumachen haben. Hier gibt es also weder einen Gegensatz von Kraft und Stoff noch irgendeinen Dualismus. Doch sind jene sieben Stufen nur Entwickelungsstadien der Ursubstanz, die sich z. B. hier auf unserm Planeten in den pflanzlichen und thierischen Organismen wie im Menschen das Gleichgewicht halten. Das ist gewissermaßen ihr principium individuationis auf Erden, vermöge dessen individuelle Wesen überhaupt hier ermöglicht werden, während sie in den höhern, geistigern Welten ein ganz anderes Verhältniß zueinander zeigen, um Individuelles hervorzubringen.

Auf diesen Grundlagen baut die Geheimlehre ihre Ethik auf. Die unendliche Entwickelungsfähigkeit aber nach der sittlichen Seite hin gilt auch als Grundaxiom. Der intellectuelle und der moralische Entwickelungsproceß stehen im engsten Connex. Denn jede sittliche Stufe, die ein Wesen erreicht hat, ist nur durch das Ausreifen aller geistigen Fähigkeiten möglich geworden, und umgekehrt ist jeder intellectuelle Proceß nur auf der Basis moralischer Vervollkommnung denkbar: eine echt orientalische Anschauung, die den höchsten Gipfel ascetischer Heiligkeit mit der intensivsten Erkenntnißkraft zusammenfallen läßt. Muthet diese Theorie unsere occidentalische Denkweise schon etwas fremdartig an, so erscheint uns ein anderer Punkt in der Ethik dieser Geheimlehre geradezu abenteuerlich: das ist die Idee, daß jede Stufe der sittlichen Entwickelung in der unendlichen Weltenkette nur erreichbar sei auf Grund der vorhergehenden Stadien, sodaß parallel der erreichten Stufe der großen Wesensreihe eine andere Reihe läuft, nämlich die sittliche, daß jedoch beide, da die eine, wie wir sahen, die Bedingung der andern ist, zusammenfallen. Ein Beispiel mag dies erläutern. Die Mahatmas z. B. (die oberste Stufe in der theosophischen Rangordnung der „Eingeweihten"; unter ihnen steht der Orden der Chalas, und unter diesem der Orden der Chogis oder Fakire), welche hier die höchste moralische Spitze repräsentiren, erreichen diesen Zustand nur durch das Ausreifen aller frühern untern Zustände, sowie das durch sie erreichte moralische Resultat wieder nur die vitale Grundlage für einen spätern höhern Zustand bildet. Unzweifelhaft liegt ein starker moralischer Anreiz in einer Anschauung, der zufolge die Fülle und Höhe des Lebens im nächsten Entwickelungsstadium ganz in unsere Hände während dieser terrestrischen Laufbahn gelegt ist. Man sieht, der buddhistische Quietismus hat in dieser Geheimlehre einem männlichen und thatkräftigen Geiste Platz gemacht.

Denn auch das Nirvana ist hier kein absolutes Nichts, sondern ein durchaus positiver Zustand, der nur von dem des jetzigen terrestrischen Daseins vollständig abweicht. Aber wie der einzelne Mensch bis ins Unendliche entwickelungsfähig ist, so auch die ganze Menschheit. Auch die jedesmal erreichte Stufe ihres durchschnittlichen moralischen Zustandes bildet nur die Basis, auf der in höhern Welten ein neues, höheres Gesammtmenschheitsleben sich entwickelt, und wenn die aus den untern thierischen Zuständen sich herleitende Geschichte des Menschengeschlechts auch hunderte Millionen von Jahren zählte, so würde dieses nur einen verschwindenden Augenblick bilden gegen die zu immer größern Zuständen und höhern Formen aufsteigende Entwickelung desselben in der Zukunft. Wer erinnert sich hier nicht an die tiefsinnigen, phantastischen Philosopheme des deutschen Denkers Krause, dessen Annahme eines über das terrestrische Dasein hinausreichenden Lebens der Gesammtmenschheit und ihres Zusammenhangs mit den Lebewesen des ganzen Weltalls mit den Anschauungen der indischen Geheimlehre die merkwürdigste Aehnlichkeit zeigt!

Treten wir nun der Kosmologie der Geheimlehre näher, so fällt uns zunächst eine Vorstellung auf, die in den religionsphilosophischen Schriften der Inder wie in ihren Göttersagen unter den verschiedensten mythischen Einkleidungen auftritt. Es sind dies die sogenannten Tage und Nächte Brahmas, d. h. der periodische Wechsel der Zeiten und Zustände, wie er im physischen Leben des Einzelindividuums sowol als in den historischen Epochen des ganzen Menschengeschlechts sichtbar ist. Aber nicht nur die Menschheit hat ihre Manwantaras und ihre Pralapas — im Aus- und Einathmen Brahmas —, sondern auch der ganze Erdkörper, auf welchem das Men-

schengeschlecht sieben Stufen der Rassenentwickelung durchzumachen hat. Ja das ganze Sonnensystem unterliegt einem solchen periodischen Wechsel, und wenn wir den höchsten Begriff der Manwantara zu erfassen suchen, so ist auch jene große Weltenkette, innerhalb deren unser Sonnensystem nur einen sehr geringen Theil ausmacht, ebenfalls dem großen periodischen Entwickelungsgesetz unterworfen. Solche Weltentage und Weltennächte sind von einer Ausdehnung, daß sie weit über menschliche Vorstellungsfähigkeit hinausreichen. Aber überall in den weiten Himmelsräumen oder in der individuellen Seele herrscht dasselbe Grundgesetz, dessen Hauptfactor die Zahl sieben ist. So muß auch jede dieser ungeheuern Weltenperioden sieben aufeinanderfolgende Stufen durchlaufen, um in eine neue ihren Daseinsbedingungen nach ganz verschiedene Weltlebensepoche einzutreten. „Das Denken versagt", wie selbst die Geheimkundigen es ausdrücken, wollte man ermitteln, wie viel Sonnenpralapas der großen Weltnacht vorangehen, in der das All in seiner Unermeßlichkeit dem allgemeinen Gesetz der Thätigkeit und Ruhe zufolge mit seiner Unzahl von Sonnensystemen in Pralapas übergeht. „Aber selbst dieses Riesenereigniß muß einst eintreten", sagt die Geheimlehre.

Ueberblicken wir noch einmal das Ganze dieses Entwickelungsprocesses, so sehen wir, daß jenes Grundgesetz, das die Geheimlehre mythisch das Ein- und Ausathmen Brahmas nennt, am Anfang als die durch die Bewegung erzeugte Polarität der kleinsten Theile, am Ende aber als das Weltparalapa wirksam ist. „In der Weltentstehungslehre", sagt Sinnett, „entsprechen die positiven und negativen, die thätigen und unthätigen Kräfte dem männlichen und weiblichen Grundbegriff. Die geistige Ausströmung durchdringt den Schleier des Weltenstoffs. Die thätige Grundursache wird von der unthätigen angezogen, oder wenn wir zur alten geheimen Sinnbildlehre unsere Zuflucht nehmen, das große «Nag» — das Sinnbild der Ewigkeit — krümmt den Schwanz zum Mund und bildet so den Kreis der Ewigkeit oder vielmehr den Kreislauf in der Ewigkeit. Die eine und Haupteigenschaft der allgemeinen geistigen Grundursache des unbewußten, aber stets thätigen Lebensspenders ist Ausbreiten und Ausströmen, die der allgemeinen stofflichen Grundursache ist Einsammeln und Befruchten. Ohne Bewußtsein und ohne Dasein in der Trennung, werden sie Bewußtsein und Leben in der Vereinigung." Der Verfasser polemisirt gegen das Wort wie gegen den Begriff „Schöpfung", indem er darauf hinweist, daß unser Planet und wir selbst nicht mehr eine Schöpfung sind, als es ein Eisberg ist, sondern nur Daseinszustände für eine begrenzte Zeit, daß die derzeitige Erscheinung mit Bezug auf Erd- und Menschenbildung vorübergehender Art und nur eine Beigabe der jetzt erreichten Entwickelungsstufe ist. Hat sich so einmal das Denken an den Begriff der unendlichen Entwickelung gewöhnt, so ist, meint Sinnett, der Weg für Erfassung des Kerns der theosophischen Geheimlehre auch geebnet. Alsdann könne man verstehen, was mit dem einen und einzigen Urgrund oder Urstoff des Weltalls und mit der Bezeichnung dieses Urstoffs als zwiegeschlechtlich gemeint ist.

Der dualistische Charakter dieser Naturphilosophie, wie er allen ältern kosmologischen Anschauungen des Orients eigenthümlich zukommt, ist hier unverkennbar. Aber zugleich zersetzt er doch den monistischen Grundzug, der diese ganze Geheimlehre durchzieht. Die Frage ist nun, worin nach Ablauf eines Weltenparalapa die Weiterentwickelung besteht. „Die Geheimwissenschaft", antwortet Sinnett, „geht nun vollständig in die Wissenschaft des Uebersinnlichen über."

Diese Wissenschaft des Uebersinnlichen ist die eigentliche Religionsphilosophie der Geheimlehre, insofern sie das Wesen Gottes im Zusammenhang mit dem Entwickelungsproceß des Alls, sei es metaphysisch als den Grund oder ethisch als das Ziel dieser Weltentwickelung, betrachtet. „Unendliche jener Weltentage und Weltennächte gehen vorüber, ohne das Unvergängliche im All zu berühren, das bald als Raum, bald als Zeit, bald als Materie, bald als Bewegung aufgefaßt wird, und welches zugleich unter allen diesen vier Seinsformen erscheint." Steckt nicht hier in der buddhistischen Geheimlehre jener unüberwindliche Widerspruch, der den Erklärern der Schriften Giordano Bruno's und Spinoza's so viel Kopfzerbrechen verursacht hat? Ist das Unvergängliche das von allen Evolutionen der Welt Unberührte, wie kann dasselbe der metaphysische Realgrund des Weltprocesses sein? Und ist die Welt thatsächlich nur der flüchtige Schatten des ewigen Seins, wie kann ihr ethischer Entwickelungsproceß die schließliche Vereinigung mit Gott, der Inhalt der Seligkeit sein?

Die buddhistische Geheimlehre, wie sie das vorliegende Werk von Sinnett darstellt, kann sich vermöge der ganzen Form und Methode, die hier beobachtet ist, auf eine Lösung dieser Widersprüche gar nicht einlassen. Handelt es sich hier doch nicht um eine logisch-systematische Begriffsentwickelung, sondern um die Mittheilung bestimmter mehr oder minder bildlich gefaßter Ideen, welche, wie Sinnett mittheilt, bisher ausschließlich Eigenthum der „Eingeweihten" gewesen sind. Was diese letztern (Mahatmas) veranlaßt habe, den Schleier zu lüften und einen Theil ihrer Mysterien zum öffentlichen Gemeingut der europäischen Wissenschaft zu machen, ist nicht gesagt worden. Sie haben sogar vor einigen Jahren die Initiative ergriffen, daß eine durch ganz Indien verbreitete theosophische Gesellschaft begründet würde, welche die Veröffentlichung, resp. Popularisirung der indischen Geheimlehre sich zur Aufgabe gemacht habe. Dieselbe habe jetzt Zweiggesellschaften in England, Frankreich und Deutschland begründet. Dagegen ist die Entstehung des vorliegenden Buchs wesentlich den Beziehungen zuzuschreiben, die Sinnett, ein englisches Mitglied jener theosophischen Gesellschaft, zu den indischen Geheimlehrern unterhalte, und deren Mittheilungen er schon vor einigen Jahren in einem religionsphilosophischen Werk: „The perfect way", veröffentlicht hat.

Der erste Eindruck, den der Inhalt des Buchs erzeugt, ist der eines großartig concipirten Darwinismus, der vor dem des berühmten englischen Forschers die Universalität des Gedankens voraus hat: eine Entwickelungslehre, gegen die sich diejenige Charles Darwin's verhält wie die schlichte nüchterne Bauart einer englischen Kapelle zu der phantastisch großartigen Architektur eines altindischen Tempels. Aber bei näherer Betrachtung dieses Bauwerks wird doch unmerklich der ursprüngliche Eindruck ein ganz anderer. Und geht man zu schärferer Prüfung der Sache über, so entdeckt man, daß der altindische Stil kein ganz echter ist. Mit andern Worten: diese angeblich indische Geheimlehre enthält neben vielen und echten buddhistischen Elementen eine solche Menge durchaus moderner Philosopheme, und das Ganze ist mit einer solchen Kunst ineinander verwebt, daß wir uns nicht des Gedankens entschlagen können, daß hier eine Art Fälschung vorliegt. Nicht als wenn wir Sinnett dessen beschuldigen; aber kann er nicht selbst das Opfer einer Täuschung geworden sein? Seit mehr als dreißig Jahren findet ein ununterbrochener Austausch europäischer und indischer Bildung statt. Seit Decennien studiren Söhne der vornehmsten und exclusivsten indischen Familien an unsern Universitäten. Die Zu- und Rückströmung von Anschauungen ist in fortdauerndem Fluß: wer ist hier im Stande, zu sagen, was in den aus solchem Gedankentausch hervorgegangenen Schriften ausschließlich der immer noch in der Fortbildung begriffenen indischen Religionsphilosophie, oder was der europäischen Wissenschaft angehört?

Auf verwandtem Gebiet, aber nach ganz anderer Methode bewegt sich der Inhalt eines Werks, welches einen hervorragenden deutschen Gelehrten zum Verfasser hat:

2. Religionsphilosophische Probleme auf dem Forschungsfelde buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie. Von A. Bastian. In zwei Abtheilungen. Berlin, Asher u. Comp. 1884. Gr. 8. 9 M.

Bastian's Bücher sind nicht leicht zu charakterisiren, ohne daß man in Gefahr kommt, dem verdienten Forscher Unrecht zu thun. Wer sie als Monstra, als unmethodische Stoffanhäufungen bezeichnet, vergißt doch, daß schon in der Ansammlung dieses gewaltigen Materials eine Arbeit steckt, die zu bewältigen unter Millionen kaum einer im Stande wäre. Zu diesem unermüdlichen Forschungseifer, der bis zu den entlegensten Quellen dringt, kommt eine Belesenheit und eine Kenntniß der einschlägigen Literatur, die Erstaunen erwecken. Bastian ist Sanskritist, vergleichender Linguist, vergleichender Mythолog und Religionsforscher, Anthropolog, Ethnolog, Völkerpsycholog und Geschichtsphilosoph, und dies alles auf Grund eigenster umfassendster Forschung. Und doch sind die Werke dieses Mannes, der vor etwa dreißig Jahren seine erste Forschungsreise nach Australien antrat, und dessen wissenschaftliche Arbeiten in einer stattlichen Anzahl von Bänden niedergelegt sind, nicht nur nicht Gemeingut der Gebildeten, sondern nicht einmal seiner gelehrten Fachgenossen geworden. Das ist auch eine Art Tragik: aber wir können Bastian von einem Theil der Schuld nicht freisprechen. Die Gabe der Klarheit, Präcision und Durchsichtigkeit der Darstellung ist nicht jedem eigen; darüber wäre also mit dem Verfasser nicht zu rechten. Aber was dem unvollkommensten Stilisten erreichbar ist und auch von ihm gefordert werden kann, das ist Uebersichtlichkeit in der Anordnung, logische Gliederung des zu behandelnden Materials.

Der Inhalt des vorliegenden Werks zerfällt in zwei Abtheilungen. Er besteht aus höchst werthvollen Beiträgen zur buddhistischen Religionsphilosophie, und zwar in der ersten Abtheilung nach der Seite der comparativen Psychologie, in der zweiten nach der der vergleichenden Mythologie. Die Schwierigkeit des Gegenstandes, welche hier noch durch die buddhistische Nomenclatur erhöht wird, ist nun durch den Mangel an Kapitelüberschriften und sonstiger Anordnung des Gebotenen geradezu unüberwindlich. Gerade in solchen Untersuchungen, in denen die comparative Methode die Heranziehung von Aehnlichem aus verwandten Gebieten und daher ein ununterbrochenes Citiren nothwendig macht, ist scharfe Gliederung des Stoffs im Interesse des Verständnisses unbedingt geboten. In diesem gleichmäßig fortlaufenden, durch keine äußere Theilungsglieder unterbrochenen Text verliert der Leser jeden Halt, und bei dem gänzlichen Mangel an Wegweisern und Meilensteinen tritt nur zu bald eine Ermüdung des Wanderers ein.

Hierzu kommt ein anderer Uebelstand, der das Verständniß der Werke Adolf Bastian's in hohem Grade erschwert. Dieser Uebelstand scheint zwar von der von ihm überall angewandten vergleichenden Methode unzertrennlich, aber die Zusammengehörigkeit ist doch nur scheinbar. Wir meinen die Stellung, welche dieser Forscher zu den von ihm behandelten Problemen einnimmt. Es ist dies ein Mangel an Objectivität, d. h. der Verfasser scheint sich überall mit den von ihm untersuchten fremden Anschauungen zu identificiren. Mag Bastian einen aus birmanischen, siamesischen oder ceylonischen Texten entnommenen Gedanken vortragen, und mag er ihn dann mit Aussprüchen des Platon oder des Aristoteles vergleichen, oder zu dessen Bekräftigung moderne Philosopheu citiren, so vermissen wir nur zu oft jenes Etwas in der Darstellung, aus welchem der Leser entnehmen kann, daß Bastian nicht auf dieser Seite Buddhist, auf jener Platoniker, dann wieder Anhänger dieses oder jenes neuern Systems sei. Er vermag nicht genug seine Person von dem jedesmal behandelten Oject zu scheiden, und das ist es, was wir Mangel an Objectivität nennen.

Daß nun zur Ausübung jener comparativen Methode gerade solche Objectivität in hohem Grade erforderlich ist, erhellt aus den Schriften Bastian's, die alles mitbringen, um die so schwierige Methode wissenschaftlicher Forschung auf breitester Basis anzuwenden: nämlich die ausgedehnteste Quellenkenntniß des Gegenstandes. Aber Bastian ist

doch kein bloßer Sammler von Material; vielmehr ist er sich vollkommen seiner Aufgabe bewußt, die er sich schon vor zwanzig Jahren gestellt hat, und zu deren Realisirung seine bisherigen Arbeiten beitragen sollten: den Aufbau einer Ethnologie im Sinne der naturwissenschaftlichen Psychologie der Völker. Nach welchem weiten Horizont er diese seine Lebensaufgabe erfaßt, und welche Stellung er seiner Disciplin im großen Kreise menschlicher Wissenschaften überhaupt anweist, endlich wie er sich die Beziehungen denkt, in welchen diese von ihm formulirte und begrenzte Wissenschaft der Ethnologie zu der exacten auf Induction beruhenden Naturforschung einerseits und den eigentlichen historischen und speculativen keiner so strengen Methode unterworfenen Wissensgebieten steht: das mag aus folgenden Sätzen erhellen, in denen sozusagen Bastian's ganze Methodologie, gewissermaßen der Kanon seiner bisherigen Forschungen enthalten ist.

Seitdem die Inductionsmethode fest geregelte Gesetzlichkeiten (wie physikalisch für die anorganische Natur, so physisch für die organische) neuerdings in der Physiologie ebenfalls zu constatiren vermocht hat, darf sie im Anschluß daran solche jetzt auch psychisch (in der Psychologie) nachzuweisen sich berufen fühlen.

Wie das organische Leben (botanisch und animalisch) überall und beständig auf den Proceß der Zellenentwickelung zurückführt und auf dieser allgemeinen gleichartigen Grundlage sich wieder, für jedes typisch umschriebene Ganze, innerhalb desselben (unter der Weite zulässiger Variationen) charakteristisch gleichartig gestaltet, so wird auch im psychischen Bereich ein gleichartiger Entwickelungsproceß anzunehmen sein, ob in den Kryptogamen (der Naturstämme) waltend, ob in den Prachtblumen der Cultur, und von den Völkern dieser würden sich dann für jedes Genus (im zoologischen Sinne) dessen Species unter ihren topographischen Modificationen studiren lassen, nach den (anthropologisch) geographischen Provinzen innerhalb des zugehörig geschichtlichen Horizonts (ethnologisch).

Wie sich in dem physischen Habitus die geographische Provinz auf Erden spiegelt — in jedem Individuum realiter, und in der daraus componirten Gesammtheit theoretisch abstrahirbar —, so hat sich auch in den psychischen Schöpfungen die wandelnde Umgebungswelt zu reflectiren, wie uns dies am deutlich umfassendsten in den mythologischen Anschauungen entgegentritt, als erste Antwortsversuche auf die im Menscheninnern wiederklingenden Räthselfragen des Daseins.

So stellt der hier manifestirte Völkergedanke das Object des Studiums dar, denn bei der Gesellschaftsnatur des Menschen (ζῶον πολιτικόν) hat die sprachlich geklärte Vorstellung (im Völkergedanken eben) den Ausgangspunkt zu bilden, die erste Einheit des Total, innerhalb welches erst die Bruchtheile der integrirenden Componenten (in individueller Psychologie) berechenbar bleiben.

Den Principien der Induction gemäß wird nun dieses Studium des Völkergedankens nach naturwissenschaftlicher Methode vorzunehmen sein, comparativ und genetisch.

Für die Vergleichungen liegt es zunächst ob, die primären Elementargedanken zusammenzustellen, welche überall (in wahlverwandtschaftlicher Spannungsreihe) auf der Erde als gleichartig vorkommend erkennbar sind, und dann soweit thunlich aus den Differenzen der geographischen Variationen die Ursächlichkeiten der Effecte abzutheilen physikalisch und physisch mit psychischen Folgewirkungen. Bezüglich des genetischen Volksthumprocesses ist das psychische Zellenleben nach Analogie des Physischen zu erforschen unter seinem nothwendig vorgeschriebenen Entwickelungsverlauf, bei den einfachen Geistesorganismen der Naturstämme ebenso wie bei den großartigen Entfaltungsblüten der Culturvölker.

Daß, wenn es gelingen sollte, das Psychische mit gleicher oder ähnlicher Sicherheit zu behandeln wie das Physikalische und Physische in der Naturwissenschaft, entsprechend praktische Ergebnisse zum Besten des social-politischen Lebens der Menschheit nicht ausbleiben könnten, liegt auf der Hand.

Moritz Brasch.

Neue Romane und Novellen.

1. Wer wird sie heimführen? Aus dem Leben auf californischen Grenzstationen von Charles King. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Braunschweig, Wollermann. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Frauenlob. Ein mainzer Culturbild aus dem 13. und 14. Jahrhundert von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 10 M.
3. Harte Köpfe. Eine Geschichte von Friedrich Lange. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 5 M.
4. Apotheker Heinrich. Von Hermann Heiberg. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 6 M.
5. Ein Märtyrer der Liebe. Die Baronin Amalti. Von Ernest Daudet. Mit einer Einleitung von S. Boen. (Collection Spemann.) Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.
6. Ein neuer Mäcenas. Humoristische Novelle von Friedrich Maschek. Leipzig, Mutze. 1885. 8. 3 M.
7. Bergpredigten. Gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel und zu Schimpf und Spott unsern Feinden, den Schwächen, Lastern und Irrthümern der Cultur gewidmet von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben. 1885. 8. 2 M. 50 Pf.

Es liegen uns hier vor: ein ethnographisches Culturbild aus dem fernsten amerikanischen Osten; ein heimisch historisches aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters; zwei Lebensbilder ganz modernen Charakters, sich ähnelnd, aber mit sehr verschiedenem Ausgang; zwei tragische Novelletten; eine kleinere Erzählung, die sich als humoristisch bezeichnet. Endlich seien gesondert angeführt die in kurzen Kapiteln

bestehenden „Bergpredigten", die sich durch ihren trefflich gewählten Titel charakterisiren.

Es geschieht nicht mehr so häufig wie zu der Zeit Cooper's und Marryat's, daß wir von unsern Schriftstellern in jenen ursprünglichen Waldesduft eingeweiht werden, welcher sonst die riesigen amerikanischen Einöden durchzog, der aber mit der um sich greifenden europäischen Cultur stark im Abnehmen begriffen ist; nicht mehr so häufig, daß wir die anmuthige Bekanntschaft jener ungenirten Rothhäute machen, welche eine kostbare Fertigkeit im Skalpiren haben. Wir kennen die Burschen eben noch von Cooper her; Charles King in seinem Werke „Wer wird sie heimführen?" (Nr. 1) bringt uns jetzt nochmals in ihre nicht sehr wohlriechende Nähe. Kurz, wir werden eingeführt in eine an den äußersten Grenzen Californiens gelegene militärische Wachtstation, welche als vorgeschobener Posten so weit als möglich von allen gewohnten Culturbeziehungen abliegt, welche die traurigst öde Gegend der Welt um sich, aber dafür das ausgesuchte Vergnügen hat, dann und wann freundliche Besuche von den zu nächtlichem Ueberfall vereinigten Indianern zu empfangen, Besuche, die ebenso freundlich mit Pulver und Blei aufgenommen und erwidert werden. Daß in solcher Lebenslage eine eigenthümliche Gesellschaft von Leuten sich zusammenfindet, und daß in ihr eigene Charaktere sich bilden, stark, tüchtig und eisenfest, wenn sie den nöthigen Fonds in sich haben, das läßt sich ohne weiteres annehmen.

Die eigentliche Geschichte ist die denkbar einfachste und würde kaum Stoff zu einem Roman bieten, wenn der Autor nicht verstanden hätte, sie derart aus- und durchzuführen, daß sie bis zum letzten Augenblick unser Interesse wachhält. Es handelt sich nämlich um weiter nichts als um eine Liebesgeschichte, die wieder einmal nach schweren Kämpfen mit glücklicher Heirath abschließt. Der Oberst des auf der Station postirten Regiments hat sich entschlossen, Frau und Kind in die Einöde nachkommen zu lassen. Das Kind ist ein sehr liebliches, dazu mit Gemüth und Geist ausgestattetes Mädchen Namens Grace. Natürlich fangen die Herzen der jungen Offiziere sogleich Feuer, und die Hetzjagd um das seltene Wild beginnt; der Conflict spinnt sich bald zum ausgesprochenen Kampf zwischen zwei Bewerbern aus. Die nicht sehr bedenkliche und auch nicht besonders noble Mama möchte mit aller Gewalt und mit Hülfe aller in Scene zu setzenden Intriguen das Töchterchen demjenigen der beiden in die Hände spielen, der absolut nichts für sich hat als eine schöne Summe Geld, welche die Augen der Alten vollständig verblendet. Gegenüber steht der bravste, tapferste, ehrenhafteste, auch äußerlich ausgezeichnete Offizier der Schar, dem eigentlich die Liebe des Mädchens vom ersten Augenblick an gehört, und er bleibt zuletzt Sieger.

Wol das Hauptverdienst des Buchs ist die reiche und sprechende Charakteristik, von den Persönlichkeiten einzelner fein gearteter und gebildeter Offiziere an durch die verschiedensten Stufen bis hinüber zu den mordgierigen Indianern. Auch die Frauen bekommen dabei ihr redlich Theil, wenn es auch nicht immer besonders schmeichelhaft ist. Fast der ganze Cirkel dieser Offiziersfrauen, die nicht viel zu thun haben, ist mit jener abscheulichen Neugier und schmähenden Klatschsucht behaftet, welche in eng geschlossenen und auf sich selbst beschränkten Kreisen fast immer aufzublühen pflegt, selbst unter Personen, die von Natur nicht bösartig sind; man nennt das die Zeit tödten. Obenan steht die verblendete Frau Oberst, die eine armselige Rolle spielt und in dem thörichten Haß gegen den unbequemen Freier ihrer Tochter zu den jämmerlichsten Mitteln der Verleumdung greift; freilich erhält das kläffende Weib auch ihren verdienten Lohn. Eins der allerfeinsten Bilder dagegen ist das seelenvolle Familienverhältniß zwischen dem ausgezeichneten Kapitän Tanner und seiner edeln zarten Frau; es wird noch gehoben dadurch, daß ordinärer Klatsch sich gerade an das weit über dem gewöhnlichen Maß stehende Paar wagt, das geadelt wird durch den frühen Heldentod des muthigen Gatten. Eine Prachtgestalt ist Grace's Geliebter, ganz und rein, jeder Zoll Mann und Charakter. Wir nennen noch den gutmüthigen Oberst, der, abgesehen von kleinen Schwächen, ein tüchtiger, liebenswürdiger und durch und durch wohlmeinend ehrenhafter Alter ist. Reich und mannichfaltig wie der Kreis der Personen sind auch die Scenerien: militärische Evolutionen, Salon- und Tanzamusements, ein Indianerüberfall, reichhaltige Reisegemälde, selbst ein tief eingreifender Act aus dem kaufmännischen Speculationsleben, Skizzen aus den Niederlassungen jener äußersten Pioniere der Cultur — alles bunt, anschaulich und lebensvoll.

Charles King erweist sich hier als ein vorzüglicher Erzähler. Den an sich gewöhnlichen und einfachen Stoff hat er so zu variiren, in so viele wechselnde Schattirungen zu bringen, zu ver- und entwickeln verstanden, daß uns beim Lesen nicht einen Augenblick das Gefühl der Ermüdung überkommt; wir folgen gern, wir sind gefesselt, interessirt. Was aber noch weit mehr zu bedeuten hat: der Stoff ist nicht blos äußerlich veranschaulicht und belebt, er ist geistig vertieft, es ist wahrhaft innerer Gehalt da. Die lange Reihe der wechselnden Charaktere hat Wahrheit und Bedeutung, und die schönsten sind mit ebenso ausgesuchter Feinheit behandelt, wie die niedrigen mit Sicherheit und Weltkenntniß. Es ist in allem Takt und Sinn; solid gedacht und gut dargestellt.

„Frauenlob" von Gerhard von Amyntor (Nr. 2) trüge vielleicht ebenso gut den Titel: Mainzer Culturbilder, mindestens wäre der Plural gerechtfertigt, da der Inhalt aus einer ganzen Reihe einzelner Lebens-, Familien- und Zeitbilder besteht, die um die Gestalt des Minnesängers Frauenlob her gruppirt sind. Nach seinem Geist und Wesen aber erscheint dieser neue Roman ungefähr als eben das, was das Leben des alten Sängers selbst war: als ein Loblied auf die rheinischen Frauen, zumal die schönen Mainzerinnen; und wir denken, sie werden es gnädig aufnehmen. Eingeleitet ist er durch ein

von fein poetischem Duft angehauchtes Minnelied, welches nur das Bedenkliche hat, daß es mit den Rhythmen allzu ungebunden umspringt. Wir geleiten den alten Dichter, in dem natürlich Sage und Dichtung mit geschichtlicher Wahrheit sich mischen, in die verschiedenen Wirkensfelder eines reich bewegten Lebens: wir erblicken in ihm den Ritter, dessen Wanderzüge und Kriegsthaten, den Dichter im eigenen Schaffen sowie als Leiter der mainzer Sängerzunft, aber auch ganz einfach den Menschen, zumal in seinem Verhalten als Sohn und Freund. Dabei spielt die Hauptrolle eine verhängnißvoll unglückliche Liebe, die dem Manne schließlich, als sie eben daran ist, gekrönt zu werden und wenigstens den Herbst seines Lebens nochmals mit Rosen zu kränzen, auf ebenso rasche wie tragische Weise den Tod bringt. Daß hierbei die Gestalt des Sängers idealisirt und ein gut Theil über das reale Maß seiner Bedeutung hinausgehoben wird, ist so natürlich und selbstverständlich, daß wir kein Wort darüber sagen; der Dichter hat nur von seinem unbestreitbaren Rechte Gebrauch gemacht, da er sich diese Gestalt nun einmal zum Helden erkor. Uebrigens ist er immerhin so unbefangen geblieben, daß er auch die zweifellosen Schwächen und Ausartungen, an denen gerade dieser Sänger reichlich gelitten hat, deutlich genug berührt.

Neben dieser individuellen Laufbahn bringt der Roman nun Geschichten und Auftritte aus allen Ständen und Kreisen der Gesellschaft im 13. und 14. Jahrhundert, und zwar so reichhaltig und vollständig, daß wir ein volles und farbiges Lebensbild jener Zeit des ausgehenden Mittelalters vor uns schauen. Nennen wir einige Scenerien aus dem Buche, einfach seinen Blättern folgend. Da wird uns gleich anfangs eine sehr lebendige Zeichnung von dem wunderlichen Treiben der Geißelbrüder vorgelegt, wie denn die so charakteristische Sippe der fahrenden Leute, mögen sie nun als Sänger und Wahrsager, oder als Bettler und Diebe, oder im Kriegsgefolge auftreten, im ganzen Buch eine namhafte Rolle spielt. Da sind ferner die Geschlechter- und Zunftstreitigkeiten der Städte, die mannichfaltigen und einschneidenden Macht- und Rechtsconflicte, das Patriziat und das Handwerk neben- und widereinander, und manche markige Gestalt hebt sich aus diesen Kreisen heraus, mancher Strauß wird hier durchgefochten. Da ist die hohe Geistlichkeit, welche sich in ihrem Dünkel vermißt, das Reich regieren und nach Belieben Kaiser ein- und absetzen zu wollen, wobei die kurfürstlichen Erzbischöfe von Mainz in erster Linie dreinreden und auch eisenbepanzert dreinschlagen. Da ist das rohe Raubritterthum, das die Handelsstraßen belagert, die „Pfefferſäcke" und die Weinfässer unbedenklich plündert, allerdings dann und wann dabei auch den Hals riskirt, wie uns die lehrreiche und unterhaltende Geschichte des Strauchritters Götz von Steinfeld zeigt, der zweimal nur durch fremde Hülfe den Kopf aus der bereits gedrehten Schlinge zieht, schließlich — allerdings ein seltener Fall — noch ein wackerer Kämpe in gerechter Sache wird. Da ist das klerikale Leben und Treiben in Manns- wie Frauenklöstern, dargestellt in schönen und in wüsten Mustern, im Ernst und im derben Spaß; man nehme von der komischen Seite jenen dicken widerkäuenden Abt von St.-Jakob, welcher jahrelang sich mit dem feinen scholastischen Beweise abquält, daß Adam keinen Nabel gehabt habe. Man betrachte die verschiedenen Vertreter des Handwerks, das eigenartige Gebaren und die Rechtsformen in den Bauhütten, die überwiegend aus den Meistern der Gewerke sich rekrutirenden Singschulen, die Arbeitsstätten und die Feste. Man betrete die Häuser der regierenden Geschlechter und sehe ihr Familienleben, wie namentlich das des allmählich in Sorgen verarmenden Stadtraths Heinrich zur Meise, welcher der Vater unsers ritterlichen Sängers ist. Oder man gehe hinaus in die Bauernhütten und auf die Bauernhöfe, die sich noch der kirchlichen und der feudalen Angriffe und Ansprüche zu erwehren haben. Man geleite den Kaufmann auf seinen gefahrvollen Strom- und Straßenfahrten. Oder man folge dem Gelehrten in sein stilles Gemach. Man überschaue den großen Krieg, die Schlachten, Städte- und Burgbelagerungen, Turnier und Ritterschlag. Man werfe einen Blick auf die rechtlose Judenschaft, die blutigen Verfolgungen und die grausamen Gerichtsscenen. Und über allem, höher blickend, gewahre man die Schicksale des unglücklichen zerrissenen deutschen Reichs, Kaiserkrönung und Kaiserabsetzung.

Gewiß der Bilder genug, übergenug und in reicher Sortirung. Sie sind anschaulich und lebendig, farbenfrisch und formvollendet; sie interessiren, ohne stark aufzuregen; man wird sie gern lesen mit einer stillen Freude, nur nicht zu viele auf einmal.

„Harte Köpfe" von Friedrich Lange (Nr. 3) ist eine doppelte Familiengeschichte, die in der Apotheke zu Blaßpingen und im Pfarrhaus daselbst spielt. Ein seltsamer Kauz dieser Apotheker Hannes Schlüter, eine Art von verbittertem Freigeist, der sich mit Absicht und System in den absoluten Unglauben hineinstudirt, dazu hypochondrisch durch und durch, fast menschenfeindlich. Ihm gegenüber ein steifer Kirchenmann, des Hannes einstiger Studienfreund Wilhelm Billing, jetzt vermöge seiner Stellung in der Gemeinde sein consequentester Gegner, der sich fest berufen glaubt, jede Saat des Unkrautes, das da heißt Unglaube, in der Gemeinde niederzuhalten, und darum den schlimmsten Vertreter dieser giftigen Frucht, den Apotheker, aufs hitzigste verfolgt. Beide sind gleich harte Köpfe, die nothwendig aneinandergerathen müssen, daß es Feuer sprüht. Da fügt es der zuweilen arg boshafte Schalk Amor, daß die beiden Söhne der Apotheke sich in die zwei lieblichen Töchter der Pfarre verlieben, und das Leid der Jungen bei der feindlichen Stellung ihrer beiderseitigen Häuser ist groß. Selbst als der alte Schlüter stirbt, ist nicht geholfen; denn nun hält es der gestrenge Pfarrherr für seine Pflicht, ein abschreckendes Beispiel zu geben: er will dem verhaßten Freigeist das christliche Begräbniß versagen und die Glocken nicht läuten lassen. Endlich aber, mit Hülfe von entschlossener Energie und etwas Schlauheit, besiegt die er-

probte Liebe der Jungen auch seinen starren Willen, und alles wird gut. Zum Schluß: Doppelheirath.

Die Zeichnung der handelnden Personen ist correct und einfach, der Gang der Handlung folgerichtig und leicht überschaubar. In manchen Auftritten, so da, wo von einer Begegnung der feindlichen Familien die Rede ist, findet sich viel Humor, und von sprechender Komik ist ganz besonders der Auftritt, als der Apotheker die blaßpinger Bauerngemeinde zusammentrommelt, um ihr seine Freigeisterei beizubringen, aber vor den etwas harthörigen und alle Dinge praktisch und materiell nehmenden Schädeln jämmerlich Fiasco macht. Das ist ein köstlicher Act, und um so wirksamer, als darin auch eine Dame wesentlich mitspielt. Wenn einer sich als Volksmann aufthun will und doch in keiner Weise versteht, sich in den Denkkreis der Massen zu finden, so rathe ich ihm, zur Heilung diese urlustige blaßpinger Geschichte zu lesen. Fast rührend aber ist der entscheidende Auftritt: wie die eine Tochter des Pfarrers, die etwas vom festen Willen des Vaters hat, den absichtlich beiseite gelegten Thurmschlüssel einsteckt und selber das Grabläuten des Apothekers besorgt, und wie bei den unerwarteten Klängen das Herz des Papas zerschmilzt, der sich nun rasch aufmacht und dem todten Gegner eine evangelisch versöhnliche Leichenrede hält.

Das Buch ist eine anmuthende und empfehlenswerthe Lektüre.

„Apotheker Heinrich" von Hermann Heiberg (Nr. 4) hat mit jenem gewisse Aehnlichkeiten der Charakteristik. Ein sehr schweres, ein düsteres Lebens- und Familienbild, das ebenso gut nach der unglücklichen Frau Dora hätte benannt werden dürfen. Doch hat der Autor mit der von ihm gewählten Bezeichnung recht, insofern nämlich die Durchführung des einen Männercharakters entschieden die Hauptsache bildet. Den Inhalt könnten wir mit einem Satze geben: er schildert ein in unglückseliger Ehe trost- und zwecklos untergehendes Frauenleben, ein Leidenskapitel, das häufiger sich abspielt, als man glaubt, sehr oft allerdings ganz im stillen und nicht in der schreckhaft eclatanten Weise wie hier.

Die Tochter eines ziemlich kärglich auskommenden Landarztes, die unter unsern Augen zur blühenden Jungfrau aufwächst, weckt in dem beinahe zwanzig Jahre ältern reichen Apotheker Heinrich das Verlangen, das feine Wesen zur Gattin zu gewinnen. Der Herr geht wie in allen Fragen des Lebens sehr consequent, energisch und doch vorsichtig zu Werke und bringt die Sache fertig, trotzdem das Mädchen bereits tiefe Liebe zu einem besser für sie passenden nahen Verwandten im Herzen trägt. Nun beginnt die lange, schwere, erdrückende Leidensgeschichte der armen Frau, die tragisch endet. Heinrich ist der ausgesuchteste, der im Herzen roheste Egoist, den die Sonne bescheint; von jener höchst gefährlichen Sorte, die mit dem Aplomb des überlegen einsichtigen Ehemannes den Schurken unter wohlgesetzten Phrasen und berechnetem Mienenspiel sorgfältig verdeckt. Der Riß zwischen den zwei in feindlichem Gegensatz gearteten Naturen klafft sofort, und der brutale Haustyrann quält sein zartes Weib förmlich zu Tode. Sie leidet, so lange es geht. Aber die von vielem Weinen erschöpften Augen verlieren durch unglücklichen Zufall auf Einen Schlag ihr Licht. Eines Tags fährt sie in Gesellschaft guter Freunde nach einer nahen Meerinsel hinaus; während die Begleiter weiter vom Ufer sich unterhalten, löst sie den Kahn, treibt ihn in die Wellen und — sinkt unter. Dem saubern Gatten wird nun unter dem Sturm der jetzt erst ausbrechenden öffentlichen Meinung die Luft im Heimatsstädtchen doch zu schwül; er verkauft Haus und Hof, rafft sein Geld zusammen und zieht fort.

Die schwer geprüften Aeltern Dora's, die Mutter zumal, sind gutmeinende, aber schwache Leute, welche das Töchterchen durch eine sogenannte gute Partie hatten sicherstellen wollen; wie oft im Leben geschieht das! Das unselige Eheverhältniß hebt sich um so schroffer ab, als im Gegensatz eine recht glückliche, freundlich anmuthende Ehe aus weniger glänzendem Kreise daneben wirksam vorgeführt wird. Einige Nebenpersonen sind ziemlich originell, so ein Apothekerprovisor, der nach schwerem Ringen und Darben sich zu schöner Lebensstellung emporarbeitet, und einige Gehülfen, deren einer unglückliche Verse auf Dora macht, daneben aber eine herzensgute Seele ist. Die Darstellung, wie er nach dem ersten verunglückten Versuch, sich der im stillen Angebeteten zu nähern, äußerlich erscheint, ist voll Humor. Da heißt es:

> Er trug in diesen Tagen kein weißes Vorhemde; der Sinn für Aeußerlichkeiten war erloschen. Ein schwarzer Schlips, der nachlässig wenn auch malerisch geknotet unter dem Joppenkragen hervorschaute, erhöhte die bleiche Farbe seiner Wangen. Besonders aber war es das Haar, welches wie zufällig über die Stirn fiel, das seinem Aussehen etwas tief Schmerzliches verlieh. Einmal, als er den Spiegel im Specialitätenschrank der Apotheke streifte, erinnerte er sich eines Bildes von Nikolaus Lenau. Ja, mit dem unglücklichen Dichter hatte er Aehnlichkeit, und das wirkte erhebend!

Humor hat der Autor überhaupt, nur läßt die erschütternde Geschichte nicht viel davon ins Spiel kommen; bei Mile Kuhlmann, der schwatzhaften Näherin, und ihrer Umgebung ist er gut angebracht.

Einige Scenen in der Zeichnung sind von classischer Klarheit. Die Krone bildet nach seiten dieser anschaulichen, präcisen, absolut aus dem Leben gegriffenen Schilderung das große Schützen- oder Volksfest, eine weite Scenerie, die in den einzelnen Auftritten mit meisterhafter Klarheit und Lebendigkeit vorgeführt ist. Ganz anderer Art, voll der schalkhaftesten, etwas boshaften Laune, ist das Hochzeitsmahl der etwas verlebten Mile und des pfiffigen Barbiers Glitsch, die ein sauberes Paar abgeben. Die Köpfe, die bei diesem vertraulichen kleinen Spectakelstück auftauchen, sind zum Malen, von echt drastisch anziehender Gemeinheit. Und wieder ein total verschiedenes Genre: Dora's Untergang. Es liegt über dieser Trauerscene etwas Feierliches, ich möchte fast sagen Erhabenes, als ob eine gute Fee still in den schmeichel-

den Wellen versänke, um da unten ein trauliches Trauminleben fortzuspinnen.

Das Werk ist insofern durch und durch realistisch, als alle innern und äußern Begegnisse und Wandlungen aus dem unmittelbarsten Leben gegriffen scheinen; einzelnes gleicher Art hat jeder von uns schon beobachtet und erlebt. Die Gestalten stehen vor uns, als hätte der Autor sie von der Straße aufgelesen, aus unserer nächsten Umgebung genommen und einfach mit Kreide gezeichnet. Jeder Zug an dem schurkischen Egoisten, jeder Strich an dem leidenden Weibe, jede leichte Phase oder Nuance der seelischen Entwickelung in Dora's jammervollem Leidensprocesse sind absolut wahr und klar; das ist das Leben, das die Seele. Nehmt sie, wie sie sind! Ihr habt die Menschen mit ihren Tugenden und Lastern, habt das Schicksal mit seiner Bürde von Glück und Unglück. Da schreiten sie einher, es fehlt nichts an ihnen. Aber Heiberg hat verstanden, diese nackte Realität mit einem feinen Schimmer innerlich anmuthender, schön poetischer Idealität zu umweben; ein mildernder Hauch liegt über dem trüben Gemälde. Er legitimirt sich als tüchtiger Zeichner und Seelenkenner.

Zwei Novellen, betitelt „Ein Märtyrer der Liebe", „Die Baronin Amalti", bringt uns der Franzose Ernest Daudet (Nr. 5), der ältere Bruder des berühmten Alphonse Daudet.

Es sind kleine Erzählungen, die schwerlich auf die Tragweite seines Talents schließen lassen, da sie einen überaus peinlichen Eindruck machen. Wozu diese ewigen Schilderungen unheilbarer Verirrung, untröstlichen Leidens und Verderbens? Ist denn unsere Literatur dazu da, ist sie mit Absicht darauf erpicht, die Leser zu quälen? Ist die heutige Generation nicht ohnedies pessimistisch genug?

Die zweite Erzählung, überaus tragisch endend, fast dreimal länger ausgedehnt als die erste, ist eine gewöhnliche Ehebruchsgeschichte aus der hohen Gesellschaft. Der Marquis von Saint-Alvère, nachdem er fünf Jahre geheimer Liebhaber der bezaubernden Frau Baronin Amalti gewesen, verheirathet sich mit einem reizenden jungen Mädchen, wird aber von der feurig an ihm hängenden Geliebten nicht freigegeben. Im letzten Augenblick kommt der Gemahl des sündigen Weibes hinter die Geschichte; sie entflieht aus dem Hause und stirbt im Fieberwahnsinn; der unglückliche Mitschuldige zieht in den eben ausbrechenden Krieg, und kommt darin um. Die Sache ist nackt und knapp erzählt, als ob sie sich vor unsern Augen zutrüge; von tieferm Interesse wäre höchstens die Gemüthsentwickelung der zwei Schuldigen; doch konnte bei der äußersten Kürze auch auf diese Zeichnung oder ihre Motivirung wenig Sorgfalt verwendet werden. Ich finde diese Kürze roh.

Etwas mehr Feinheit und eine besondere Eigenart hat die erste Geschichte. Ein sehr reicher und grundverdorbener englischer Seeräuber Archibald Clamorgan hat sich nach einer Fülle von Schandthaten mit seiner in aller Willkür und ungezähmten Laune aufgewachsenen schönen Tochter Lea auf einem Schloß der Provence niedergelassen und die herangewachsene Schöne mit einem Bürger daselbst verheirathet. Das junge Paar zerfällt bald unheilbar, da sie der ärgste Freigeist, er streng katholisch ist. Ein junger unerfahrener Priester, die Frucht der Liebe einer reich gewordenen Schauspielerin, hat sich gegen den Willen der sehr weltlich gesinnten Mutter zum Missionar für die Heidenländer herangebildet, kommt aber in Berührung mit der Familie Clamorgan und nimmt sich vor, den jungen Ehemann zu trösten und die Gattin zum Glauben zu bekehren. Die willensstarke Lea spottet über den Fanatiker und faßt den teuflischen Plan, ihn in ihre Schönheit zu verstricken und dann jämmerlich zu beschämen. Aber das Blatt wendet sich: der junge Vergniaud übt in seiner reinen und thatkräftigen Glaubensstärke eine solche Anziehung auf sie, daß sie ihn bald aufs heftigste liebt, und ihm widerfährt fast unbewußt dasselbe. Er kämpft mit der Leidenschaft, unterliegt aber dem Fieberparoxysmus, sterbend noch bemüht, die Gatten auszusöhnen. Jedenfalls eine höchst originelle Situation und eigenthümlich zusammengewürfelte Charaktere: diese Lea, ihr leidender Gatte, ihr gemeiner und von ihr selbst verachteter Papa, die seltsam sich wandelnde Mutter und dieser so früh und rasch sich verzehrende Priester; jede der fünf Personen ist in ihrer Eigenart interessant genug, jede liefert ein rund umschriebenes Bild. Wenn das Ganze eine Verherrlichung des katholischen Glaubens sein sollte, so wäre es nicht übel angelegt: dieser dem Verhängniß erliegende und doch pflichtbewußt und glaubensstark ringende Priester möchte wol für die Kirche zu begeistern geeignet sein.

Doch bleibt auch hier der Schlußeindruck ein überaus deprimirender.

„Ein neuer Mäcenas" von Friedrich Maschek (Nr. 6) ist eine humoristische Novelle. Wahrhaftig, eine solche könnte unsere Literatur brauchen, wenn sie gut ist und den Namen verdient. Wir wollen überhaupt mit beiden Händen nach allem greifen, was nur irgend an Humor anklingt; denn gerade diese gemüthlich ansprechende, warmes Behagen verbreitende, in mannichfacher Schattirung aus Ernst und Scherz, Lachen und Weinen zusammengesetzte Geistesthätigkeit ist gerade die, welche unserm gewaltsam ankämpfenden und ringenden Zeitalter in Schrift und Leben am allermeisten fehlt. Ich ließ mich deshalb schon durch den Titel günstig stimmen und — fand mich jämmerlich enttäuscht.

Die erzählte Geschichte ist diese: Ein alternder Schulmeister im herzlich langweiligen Städtchen Singenheim hat in der Lotterie das große Los gewonnen und verfällt nun, durch eine frühere schmerzliche Erfahrung verleitet, auf die Marotte, einen Theil des so leicht erworbenen Geldes dazu zu verwenden, daß er eine Art Musen- und Minnesängerhof einrichtet und an demselben angehende arme Künstler unterhält. Zwei lose Vögel von Studenten, ein angeblicher Dichter nämlich, der sein mühelos vorrückendes Poem einfach stiehlt, und ein quasi Musiker, welcher die krausesten

Notenungethüme als neue Oper auf seine Papierbogen hinsudelt, machen sich den unzeitigen Einfall des gutmüthigen modernen Mäcenas zu Nutze, um eine Zeit lang auf seine Kosten in dulci jubilo zu leben. Sie treiben viel Schabernack, müssen endlich, entpuppt, das warme Nest verlassen, und unser Alter ist um so leichter von seinem wunderlichen Einfall geheilt, als er für sein schönes Töchterlein einen Schwiegersohn gefunden, der wirklich Dichter ist.

Die Situation wäre insoweit gar nicht übel und würde der gemüthlich lachenden Laune ein Feld eröffnen; aber sie fordert offenbar einen gewandtern Griffel, wenn die Zeichnung wirken soll. Ich habe die 300 Seiten des Maschek'schen Büchleins durchaus unbedeutend und langweilig gefunden, von echtem Humor darin so wenig, daß man ihn mit der Loupe suchen muß. Wenn überhaupt irgendeine Person und eine Situation im Stück humoristisch genannt werden darf, so ist es die Nebenfigur des ärmlich besoldeten, aber in seiner Beamtenwürde sich fühlenden Kanzelarius Hyacinthus Höfer auf seiner etwas bockbeinig ausfallenden Brautwerbung.

Der Verfasser hat in dem „Bezähmten Wagnerianer" bereits auf dem völlig gleichen Felde gearbeitet, hoffentlich aber mit mehr Geschick, wenn ich dies, mit dem Büchlein nicht bekannt, aus einer angeführten Beurtheilung und dem Factum einer zweiten Auflage schließen darf. Der „Mäcenas" aber ist eine humoristische Novelle ohne Humor und Gehalt; wir brachten es beim Lesen nicht weiter als zum Gähnen.

Die „Bergpredigten" von P. K. Rosegger (Nr. 7) verdienen diesen Namen; das sind sie, diese meist ganz kurzen Abhandlungen in großer Zahl. Nicht gerade, als ob sie uns an die evangelische Bergpredigt unsers religiösen Herrn und Meisters erinnerten; dazu haben diese modernen Mahnreden, die dann und wann fast den Charakter der Strafrede annehmen, einen etwas zu scharfen Ton; aber es sind die herzlich wohl und treu gemeinten Gedanken eines echt kernigen Bergkindes von gesundester Natur und tiefem Gemüth.

Rosegger ist und bleibt einer unserer ausgesprochensten Lieblinge. Als Erzähler aus dem steirischen Volksleben, ganz besonders in den kleinen genrebilderartigen Skizzen und Novelletten, ist er unvergleichlich schön und tief und dazu von einem geradezu bewundernswerthen Reichthum. Woher hat er alle die ergreifenden Scenerien und Familiengeschichten, die ein unbezahlbarer Schatz sind? Seine Manier als Volksschriftsteller habe ich in d. Bl. bei anderm Anlaß charakterisirt; ich will deshalb heute ganz kurz sein und dieses sein letztes Werk blos signalisiren. Es mochte vielleicht manche Leser des Meisters überraschen, dem Novellisten mit einem mal auf dem neuen Feld des Volkspredigers zu begegnen; mich nimmt es gar nicht wunder, und ich finde auch diese Aufgabe seinem innersten Wesen absolut angemessen und geziemend. Wenn irgendjemand unserer verkünstelten Zeit scharfe und lautere Wahrheiten deutlich und eindringlich ins Herz reden kann und darf, so ist es diese unverbogene, treue und wahre Natur, an der gewiß kein Falsch ist.

Mich hat schon der in fein poetischer Sprache an die Spitze gestellte Kanzelspruch ungemein angemuthet, der also anhebt:

> Die größte Schmach, die jemals werden kann,
> Vermaledeit sei sie! thut der mir an,
> Der von mir sagt, ich hätte keinen Feind.
> So kläglich arm, zu haben keinen Feind!
> Hat je gelebt so arm ein braver Mann?

Ihm folgen 34 Kapitel mit Strafpredigten über alle möglichen Schwächen, Gebrechen und Sünden der Zeit, über Dinge, die der treuherzig unverfälscht gebliebene Naturfohn eben zu den Irrthümern und Auswüchsen der Cultur zählt, sagen wir zur Ausartung und Uebercultur. Sie sind nicht alle gleich gehalten die kurzen und bündigen Predigten, sondern wechseln im Ton gar mannichfaltig, und das ist gut; nur das Gemüth, aus dem sie hervorgehen, ist in allen das gleiche. Einzelne nehmen mehr wirklich den predigenden oder lehrhaften Ton an, der aber niemals trocken wird; andere treten fast ganz auf sein eigentliches Herrschafsgebiet, die epische Erzählung, über und da sind die frischen Lebensbilder wie immer von schlagender Kraft und Anschaulichkeit. Neben Gegenständen, die aller Welt bekannt und vertraut scheinen, was nicht hindert, daß unser Populärphilosoph an ihnen wieder ganz neue Seiten der Betrachtung herauskehrt, hat er auch ganz besondere, uns geradezu neue Objecte herausgegriffen, immer aber solche, an denen ein Stück Wohl oder Wehe der Menschheit hängt. Die Gedanken sind ihm an reicher, vielseitiger, klarer Lebensanschauung gereift, aus tiefem Gemüth herausgewachsen.

Man wird in Rosegger's „Bergpredigten" einen Schatz von Goldkörnern finden, die daliegen, als hätte er sie nur so aufgelesen; und dem Weisesten mag es nicht schaden, diese Wahrheiten zu beherzigen. J. J. Honegger.

Lyrisches.

1. Gedichte von E. Heiden. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. 8. 3 M.

Es ist eine recht erhebliche Zahl von Liedern, die uns E. Heiden auf diesen 174 Seiten bietet, und man greift leider nicht fehl, wenn man daraus den Schluß zieht, daß wol die Auswahl an Sorgsamkeit zu wünschen übrig gelassen hat. Dennoch ist der Gesammteindruck ein guter, was um so überraschender ist, als der Ausdruck in gar vielen Fällen durchaus nicht gut ist. So wird in „Arabesken" auf „Trauerweide" gereimt „deckte all dein Herze-

leide". Es ist wirklich ein Herzeleide, zu welchen Verrenkungen der Sprache d. Reim zu nöthigen vermag! Dann heißt es wie ...: „Ich sah der Zukunft Bilde", ebenso: „Doch besser hättest du verzagt" (soll heißen: verzichtet). Gar zu kühn ist doch auch die Satzbildung: „Sie geben dir's und schnell verleiden", d. h. verleiden sie es dir. In dem sehr hübschen Gedicht „Ganz in Blüten stehn die Bäume" wirkt der Ausdruck „Breit' ich weit die Arme frei" (für: aus) sehr störend. Eine Neuigkeit war es uns auch, daß die Liebe „der Aufflug aller Triebe" ist.

Doch genug mit diesen Bemerkungen. Der Gesammteindruck ist, wie gesagt, günstig, und Gedichte wie das oben erwähnte auf S. 134, wie das darauffolgende auf S. 135, wie „Du hast gesiegt" mit dem schönen Schluß:

Die Pforte hab' ich zugeschlagen,
Die zu der Erde reichem Glück
Und ihren Schätzen führt zurück,
Nun mußt mich du zum Himmel tragen —

stellen die Verfasserin über manche ihrer Schwestern in Apoll.

Weit weniger als E. Heiden leidet an Reimzwang die Verfasserin der zweiten uns vorliegenden Sammlung:

2. Gedichte von Martha Hellmuth. Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 3 M.

Martha Hellmuth erweist sich in diesen Gedichten sogar als eine formgewandte Dichterin; und doch vermögen wir uns ihr gegenüber nicht anders als ablehnend zu verhalten. Ja wir müssen auf die Gefahr hin, dem Vorwurf der Prüderie zu verfallen, eingestehen, daß wir überhaupt nicht gern und am wenigsten von einer Dichterin unter dem Vorwand poetischen Schwunges gar so viel reden hören von „der üppig weichgegliederten Sinnenlust", von „der Glieder blühender Anmuth", von „des Busens marmorner Pracht", von „dem geraubten Lenz des Leibes" (sic), von „durch des Eros gierigen Mund den Gliedern entsogener Kraft und Jugendreiz", von „der mit süßem Grauen vor Verlangen schwellenden Brust", von „dem sich geschmeidig rührenden blendenden Leibe", und so fort mit Grazie in infinitum.

Uebrigens, sollte es denn nicht andere Stoffe für eine so begabte Dichterin geben als z. B. „Laïs", als diese feurige Schilderung der Reize, die eine „Thaïs" im Tanze nicht sowol entfaltet, als vielmehr stückweise preisgibt?

Wir gestehen gern ein: wir sind kein esprit fort, halten es aber auch nicht für unumgänglich für eine Dichterin, so starken Geistes zu sein wie Martha Hellmuth.

3. Was der Wind erzählt. Poesien in niederdeutscher Mundart von Hermann Wette. Köln, A. Ahn. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Durch das dem Buche angehängte kleine Wörterverzeichniß hat es der Verfasser auch dem mit der niederdeutschen Mundart nicht vertrauten Leser ermöglicht, zu verstehen „was der Wind erzählt". Und es ist in der That der Mühe werth, sich mit dieser Hülfe in das Buch hineinzulesen. Man findet da ganz reizende kleine versificirte und nichtversificirte Erzählungen, von einer Anmuth des Humors und einer Zartheit der Empfindung, daß wir nicht anstehen, Wette einen niederdeutschen Richard Leander zu nennen und sein „Was der Wind erzählt" den unvergleichlichen „Träumereien an französischen Kaminen" zu vergleichen. Man lese nur das reizende „Dat Gewitter" oder „De stille Hottemann", „Sängers Daut" und „Twee Kinnerdönkes".

Wir wünschen der lieblichen Gedichtsammlung einen recht zahlreichen Leserkreis; sie ist geschaffen vielen viel Freude zu bereiten.

4. Erstlinge. Poetische Blätter von W. Erich. Dresden, Pierson. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.

Die „Erstlinge" enthalten „Lieder", „Liebesklänge", „Sprüche" und eine Ballade: „Marienburg. Nach Wilhelm Hauff". Die Abtheilung „Sprüche" in einem Buch, das sich „Erstlinge" betitelt, wollte uns anfangs bedenklich erscheinen, da nach der alten Regel ein Spruch der kurze Ausdruck langer Erfahrung sein soll und Erstlinge doch wol selten das Resultat langer Erfahrung sein dürften. Um so angenehmer waren wir überrascht, gerade unter diesen Sprüchen wirklich Gutes zu finden. Hierzu möchten wir die folgenden Epigramme rechnen:

Goldenes Zeitalter.

Wann die goldene Zeit von der glücklichen Erde gewichen?
Als das Menschengeschlecht Gold zu gebrauchen verstand!

Der Deutsche ist — quis dubitat? —
Ein grundgelehrter Mann:
Wir lernen Griechisch und Latein,
Das Deutsch — kommt auch noch dran!

Sehr gefallen haben uns ferner:

Menschen sind wie Blumen verschieden:
Jene duftet, die ist schön;
Liebt die eine des Thales Frieden,
Sucht die andre die stürmischen Höhn.

Und:

Bald ist ein Lied verklungen,
Das nicht zum Herzen spricht;
Nur was ins Herz gedrungen,
Nur das ist ein Gedicht.

Wir mußten hierbei der Antwort Geibel's an einen uns nahestehenden schlesischen Dichter denken, der ihn um Beurtheilung eines seiner Lieder gebeten. „Ich vermag selten", schrieb er, „die Gründe meines Urtheils über ein lyrisches Gedicht zu zergliedern. Es dringt zum Herzen oder nicht! Das ist für mich das Entscheidende." Es ist derselbe Gedanke, den Erich in den obigen Zeilen ausspricht, und fordert er uns gleichsam dadurch auf, eben diesen Maßstab auch an seine eigenen Lieder zu legen, so ist es für ihn und uns gewiß erfreulich, daß so manches dieser Lieder danach die gegründetste Aussicht hat, nicht „so bald zu verklingen". Man erlaube uns, ein solches zum Schluß hierher zu setzen:

Vergiß mein nicht.

Zwei Mägdlein gingen zum Walde
Mit jugendfrischem Gesicht,
Sie fanden am Bache verborgen
Ein kleines Vergißmeinnicht.

Wie strahlen so hell da die Augen
Schön Röschens im Zauberlicht:
„Da mich sein Herz gefunden,
Den Tag vergeß' ich nicht."

Schön Gretchen beugt sich nieder,
Und leise flüsternd sie spricht:
„Da mich sein Herz verlassen,
Die Stunde vergeß' ich nicht."

Leonhard von Prittwitz-Gaffron.

Zur historischen Literatur.

1. Wilhelm von Oranien und die Anfänge des Aufstandes der Niederlande. Von Hans Kolligs. Bonn, Cohen u. Sohn. 1885. Gr. 8. 2 M.
2. Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt, herausgegeben von Reinhold Koser. Mit einer facsimilirten Tafel. (Bd. 22 der Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven.) Leipzig, Hirzel. 1884. Gr. 8. 9 M.
3. Gespräche Friedrich's des Großen mit Henri de Catt. Leipzig, Grunow. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung authentischer Quellen von Fr. von der Wengen. Erste Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Durch zahlreiche Mittheilungen aus dem marburger Staatsarchiv unterstützt, hat Hans Kolligs mit dem Werke „Wilhelm von Oranien und die Anfänge des Aufstandes der Niederlande" (Nr. 1) den Versuch gemacht, von 1561 an, wo Wilhelm von Oranien in manchen Dingen anders als die Gewalthaber in Madrid dachte und handelte, die Anfänge seiner selbständigen Politik zu beleuchten, seine Ideen zu entwickeln und zu zeigen, inwiefern sich der gewaltige Nassauer gegebenen politischen Richtungen anschloß oder selbst neue einschlug. Als Ausgangspunkt seiner selbständigen Haltung erscheint die Heirath Wilhelm's mit Anna von Sachsen, in welcher Angelegenheit er eine höchst unwahre Sprache führte, indem er einerseits Spanien, andererseits Sachsen Versprechungen machte, die im absoluten Gegensatze standen; wol als Hauptmotiv zu Anna's Wahl muß der Wunsch gelten, in Deutschland eigene politische Beziehungen anzuknüpfen, die Wilhelm naturgemäß zu Sachsen und Hessen hinführten; während ihm trotz seiner schönen Worte nichts mehr an der Erhaltung katholischer Alleinherrschaft lag, unterhandelte er durch seinen reichbegabten Bruder Ludwig von Nassau mit den protestantischen Fürsten und kreuzte die Politik Philipp's II. nach außen und nach innen. Nachdem er sich offenkundig an der Verfolgung der Protestanten betheiligt hatte, wurde er allmählich lauer gegen den Katholicismus und freundlicher gegen die Protestanten, kämpfte heimlich gegen das Verfolgungssystem an und nährte die Furcht vor der spanischen Inquisition. Er widersetzte sich Philipp's Plan, neue Bisthümer in den Niederlanden zu errichten, trat für die Erweiterung der ständischen Rechte in Provinzial- und Staatsregierung auf und forderte für die Generalstaaten einen bestimmenden Einfluß auf die Führung der Regierung. Sein Streit mit Granvella gestaltete sich zu einer Opposition gegen die ganze innere Politik Philipp's; er wurde ihr principieller Widerpart und stand, wie uns Kolligs unbestreitbar nachweist, zu Ende des Jahres 1562 in allen wichtigen Fragen an der Spitze ihrer Gegner. Wiederholt berichtigt der Verfasser den größten Kenner des Schweigers, Motley, der ihm für diesen zu sehr eingenommen und zu milde erscheint.

Eine der werthvollsten und interessantesten Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven ist die von Reinhold Koser (Nr. 2) besorgte über die Gespräche Friedrich's des Großen mit dem Grafen Heinrich Alexander de Catt, der von 1758—80 fast täglich um den großen Monarchen war, dann in Ungnade fiel und 1795 starb. Catt war als Vorleser angenommen worden, doch las ihm der König weit mehr vor als umgekehrt, da Friedrich das laute Recitiren, zumal von Poesien, ungewöhnlich liebte; Catt kannte die französische Literatur gründlich, besaß Kenntnisse, Urtheil und Geschmack, und Friedrich fand vom ersten Augenblick an, da er bei Utrecht auf der Barke seine Bekanntschaft in eigenthümlicher Weise machte, an dem taktvollen, nie seine Haltung verlierenden Manne Wohlgefallen. Die Unterhaltung mit ihm war für Friedrich trotz Catt's Unvermögen, mit ihm gleiche Bahn zu halten, eine herzliche Freude; sie bot ihm nach allen Lasten der Kriege und der Regierung Erholung und Ausspannung; da er Catt's Ehrlichkeit und Treue kannte, ließ er sich unbefangen gehen und sprach offen und vertraut mit ihm über alles, was ihn augenblicklich berührte — und was wäre einem Friedrich fremd oder uninteressant gewesen? Catt sah die schriftlichen Arbeiten des Königs durch, corrigirte die nicht seltenen Fehler im Französischen und hütete sorgsam seine zahllosen Papiere vor unbefugten Augen. Abends schrieb Catt auf, worüber sich Friedrich mit ihm unterhalten hatte; später überarbeitete er diese Notizen und verfaßte auf der Basis der Tagebücher, die vom 13. März 1758 bis zum 14. August 1760 reichen und in einer Skizze die Erlebnisse vom 27. August 1760 bis Juli 1762 bringen, die Memoiren; zu letztern benutzte er aber die mittlerweile bekannt gewordenen Quellen zur Geschichte Friedrich's und seiner Zeit und übertrug naturgemäß manches, was er gelesen, gehört und selbst gedacht, auf den König, legte ihm

Worte in den Mund, die er an dem und jenem Tage mit Fug und Recht hätte äußern können. Mit Verzicht auf die historische Wahrhaftigkeit gruppirt Catt Erlebnisse und Unterhaltungen in den Memoiren nach Bedürfniß seines Geschmacks, um daraus prächtige Cabinetsstücke zu machen. Dadurch verlieren die Memoiren das Anrecht, als unfehlbare historische Quelle angesehen zu werden, und verflachen sich zu einem Gemisch von Wahrheit und Dichtung; nichtsdestoweniger bleiben sie ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß Friedrich's: sind sie doch die Aufzeichnungen eines urtheilsfähigen Mannes, der zwanzig Jahre täglich mit Friedrich sprach, und geben sie uns doch das beredteste Bild der Art und Weise seiner Conversation! Catt's Papiere blieben ungedruckt, die Regierung kaufte sie 1831 seinen Erben ab und deponirte sie im Geheimen Staatsarchiv, bis von Sybel sich das Verdienst erwarb, sie durch Koser unserer Zeit mitzutheilen. Fortan werden sie zur Charakterkenntniß des Königs unentbehrlich sein; das beigegebene Personenregister erleichtert ihre Benutzung. Man kann Catt nicht blinde Liebe für den König, der ihm sein Vertrauen schenkte, vorwerfen; trotz alles blendenden Glanzes hält er das Auge offen für Mängel und Fehler, berührt solche selbst manchmal zu herb, durch die Ungnade Friedrich's gereizt, während er ziemlich eitel sich selbst ins Licht rückt. Diese Freiheit vom Heroencultus macht Catt um so werthvoller, und sein klares Urtheil entspricht meistens demjenigen, welches das stehende über Friedrich geworden ist; überall tritt uns die liebenswürdige Natur Friedrich's in ihrer ewig fesselnden Eigenart mit ihren weichen Zügen und ihrer stählernen Männlichkeit entgegen; wir sehen den echten Friedrich vor uns.

Nichts weiter als ein werthloser Auszug aus den Memoiren unter Weglassung der Tagebücher sind die „Gespräche Friedrich's des Großen mit Henri de Catt" (Nr. 3); sie wenden sich an das große Publikum, welches nur eine Quintessenz wünsche, lassen unberechtigt aus, was ihnen beliebt, und bringen, was sie geeignet erachten; höchstens können sie denen genügen, die der Kenntniß der französischen Sprache entrathen und doch über Friedrich's Art zu conversiren gern etwas wüßten. Ueberhaupt ist die Berechtigung dieser Publication sehr bestreitbar.

„Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866" von Fr. von der Wengen (Nr. 4). Der Verfasser selbst hat in Gotha die Kriegszeiten von 1866, die Preußen zur Occupation Hannovers führten, durchlebt und bemüht sich, möglichst objectiv den hannoverischen Feldzug zu schildern. In klarer und eingehender Weise bespricht er in der ersten Lieferung die Vorgeschichte; man sieht, er hat weitgreifende Studien zu seinem Werke gemacht, um ihm die Bedeutung einer wichtigen Quelle zur Geschichte des Jahres 1866 zu verschaffen.

Arthur Kleinschmidt.

Medicinische Literatur.

Realencyklopädie der gesammten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Herausgegeben von Albert Eulenburg. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt. Wien, Urban u. Schwarzenberg. 1885. Lex.-8. In Lieferungen zu 1 M. 50 Pf.

Medicinische Werke sind heutzutage oft weder für den Autor noch für den Verleger glänzende Unternehmungen, die wenigsten bringen es zu zweiten Auflagen. Die Ueberproduction herrscht ja auch in der Fachliteratur, und in der medicinischen tritt sie sogar am leichtesten ein, weil das wechselnde und unerschöpfliche Leben der Kranken täglich neue Fragen aufwirft und neuen Stoff gebiert. So ist es gekommen, daß, wenn ein Arzt, besonders ein „strebsamer", nur hundert medicinische Beobachtungen und einen halben neuen Gedanken hat, ein Buch entsteht, ja oft entsteht ein solches dann ohne den letztern, weil wir ja im Zeitalter der „exacten" Medicin leben, die nicht zugeben will, daß der Gedanke in erster Linie steht und die Thatsachen ohne ihn unfruchtbar bleiben müssen.

Sensationellen Erfolg wie das vorliegende Werk haben aber nur wenige medicinische Bücher, es sei denn, daß sie ein berühmter Name trägt, der dazu neue Gesichtspunkte bringt, wie seinerzeit die Cellularpathologie, oder daß ein besonders geistvoller Mann das Bekannte geistreich und schön darstellt und neue Fragen fortwährend aufwirft oder andeutet, wie z. B. seinerzeit Felix Niemeyer in seiner „Pathologie". Einen solchen Erfolg hat das vorliegende Werk, was um so mehr auf den ersten Blick hin in Erstaunen versetzt, da es der Natur der Sache nach nur eine Sammelstelle des Wissens, nicht ein Originalwerk ist. Sucht man nach den Gründen, so erscheint derselbe jedoch nicht mehr so auffallend, ja bis zu einem gewissen Grade selbstverständlich.

Die Medicin ist heute in so viele Specialfächer zerhackt, daß die praktischen Aerzte schon froh sind, wenn sie das Ganze einmal nur unter Einem Hut finden, wenn sie dasselbe, statt es in fünfzehn jedesmal bändereichen Specialwerken nebeneinander zu haben, in einem funfzehnbändigen Sammelwerk wie im vorliegenden beisammen finden. Dazu kommt, daß die Bequemlichkeit des Aufsuchens dessen, was den Einzelnen gerade wissenschaftlich interessirt oder was er praktisch gerade nöthig hat, bei einer solchen Encyklopädie viel größer ist als bei den oft lose gegliederten großen Special- und Specialsammelwerken, die fast immer aus dem endlosen Detail das Korn, das man gerade sucht, nur schwer auffinden lassen. Die Literaturangaben am Ende der einzelnen Artikel bieten dazu noch den Vortheil, daß man auf die Specialwerke und -Abhandlungen ver-

wiesen wird, wenn man tiefer in einen Gegenstand eindringen will. Weiter sind einerseits die wichtigsten Kapitel gleichsam zu kleinen Monographien zusammengearbeitet, und andererseits ist das minder Wichtige kurz besprochen oder doch wenigstens angedeutet. Bezüglich dieser Andeutungen, die oft nur als Stichworte mit folgenden Verweisungen auf die Hauptartikel existiren, hätten wir den Wunsch, daß sie, wie in einigen Conversations-Lexikons, in einem eigenen Register untergebracht wären, damit sie im Context nicht so viel Platz einnehmen. Manche Artikel könnten auch kürzer sein, z. B. gar manche pharmakologisch-pharmaceutische, die über Arterien, über Anilin, Anopsie u. dgl.

Zweifellos ist es auch für den Erfolg des Buchs, das sofort nach der ersten eine zweite Auflage erlebte, von großem Nutzen gewesen, daß es so schnell vollendet worden ist. Auch in der zweiten Auflage wird es offenbar wieder rasch zu Ende geführt. Andere große medicinische Sammelwerke über einzelne Fächer sind dagegen in den letzten Jahren ganz unvollendet geblieben oder schreiten so langsam fort, daß man das Ende nicht absieht. Das ist ein Verdienst des Redacteurs und des Verlegers, der auf die Ausstattung viel Sorge verwendet hat, was deshalb hervorgehoben werden muß, weil es bei medicinischen Werken nicht immer der Fall ist; trotzdem ist der Preis relativ gering, was besonders für die nicht übermäßig gefüllten Börsen der deutschen Aerzte ins Gewicht fällt.

Einzelne Artikel zu analysiren, wollen wir heute unterlassen, weil dazu mehr Raum nöthig wäre, als wir beanspruchen dürfen. Wir verschieben dies auf spätere Zeit, da ja das Werk mehrere Jahre braucht, ehe es zum Schluß kommt. Nur soviel wollen wir sagen, daß diejenigen Artikel, welche wir genau studirt haben, gründlich, theilweise sogar erschöpfend genannt werden müssen. Daß auch die theoretischen Disciplinen der Medicin in vorliegender Auflage berücksichtigt worden sind, ist ein besonderer Vorzug dieser zweiten Auflage. Der erste Band von 726 Seiten groß Octav reicht bis zum Artikel „Arterien"; 130 Mitarbeiter werden aber gewiß im Stande sein, in vier Jahren das Ganze zu vollenden. Daß eine ganz neue Auflage der ersten auf dem Fuß folgt, liegt in der Natur des fortwährend fluctuirenden Stoffs; Supplementbände würden diesem nur schwer gerecht werden können. Könnte es aber die Verlagshandlung nicht möglich machen, daß sie, wie es die Firma F. A. Brockhaus mit ihrem „Conversations-Lexikon" macht, die erste Auflage zu einem annehmbaren Preise zurücknähme und die zweite Auflage um so viel billiger lieferte? Das ist eine buchhändlerisch-technische Frage, die wir nicht beurtheilen können, aber doch wenigstens anregen wollten. Ist es möglich, sie zu lösen, so würden auch fernere neue Auflagen, die gerade bei medicinischen Encyklopädien wesentlich sind, leichter Eingang finden und der Geldbeutel der kaufenden Aerzte nicht so leicht erschöpft werden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unter dem Titel „Wider die Zünftelei in der Musik" hat Richard Tannert eine Streitschrift veröffentlicht (Oldenburg, Stalling). Nationalsinn und reflectirendes Ueberwuchern der Verstandesthätigkeit beherrscht, wie der Verfasser meint, die Gegenwart und ihre Kunst. Die Musik unserer Tage zerfällt in feindlich sich gegenüberstehende Richtungen: die poetische und die musikalische Musik. Die erstere spricht der Tonkunst die Fähigkeit zu, poetische Gedanken und Empfindungen in Tönen zum Ausdruck zu bringen; ihr Meister ist Richard Wagner, welcher Nationalsinn und Realismus in seinen Opern verbindet. Die neudeutsche Schule unter Führung Liszt's will diesen oft übertriebenen Realismus leider auch in die andern Gebiete der Tonkunst einführen. Die musikalische Musik dagegen will nicht die Musik zur Dienerin der Poesie machen; die überlieferten rein musikalischen Formen sind ihr heilig, die geschlossene Symphonie ist ihr Ideal. Sie strebt mehr danach, den Stimmungscharakter des Gedichts im ganzen zu treffen, als die Begriffe, Situationen, Handlungen desselben im einzelnen tonmalerisch zu illustriren. Sie wahrt sich ihre auf rein musikalischen Gesetzen ruhende Schönheit und Freiheit. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist jetzt Johannes Brahms. Aber auch er spinnt sich oft grübelnd in seine Gebilde ein. Er beherrscht die rein musikalische Formenwelt so sehr, daß er die Tonkunst gleichsam zu einem tönenden philosophischen System macht. Seine Tonverbindungen sind fast immer geistvoll und interessant, selten aber natürlich und überzeugend. Er und seine Schule haben Professorenmusik. Der Verfasser verlangt nun, daß die Tonkunst wirke, in erster Linie allerdings durch ihre Form auf die Phantasie, in zweiter durch die Macht ihres Gefühlsgehalts auf das Gemüth. Eine Tonkunst, welche nur für die Zunft existirt, hat keine Existenzberechtigung; sie soll als höchstes Ziel eine edle Volksthümlichkeit im Auge haben. Speciell die Wagner'sche Richtung erzeugt einen Tonrausch, welcher seine hohe Berechtigung hat; die Musik stellt (nach Tannert) nicht blos eine Kunst, sondern auch eine Macht dar. Die Ausdrucksfähigkeit der Musik hat beständig zugenommen, bei Wagner ist von einer nach eigenen Gesetzen entwickelten Musik nicht mehr die Rede. Aber der Stimmungscharakter ist alles, was die Musik erreichen kann und soll. Anfang und Ende aller Musik ist die melodische Kraft. Wir denken, daß durch den voranstehenden Auszug der Grundgedanken die interessante Schrift sich selbst hinreichend dem Leser empfohlen hat.

— Ein Vortrag, welchen der frühere Leiter der preußischen Gymnasien, Geheimrath L. Wiese in Berlin, „Ueber den Misbrauch der Sprache" vor fünfundzwanzig Jahren gehalten, ist jetzt in zweiter Auflage erschienen (Berlin, Wiegandt u. Grieben). Der Verfasser schildert zunächst eindringlich, welch hohen Werth das Wort als Offenbarung Gottes wie des Menschen besitze, und erkennt andererseits die Unzulänglichkeit des bloßen Wortes für gewisse Fälle an. Die ersten Menschen verfuhren schöpferisch bei der Sprache; in gewissem Sinne denkt die Sprache der Nation für den Einzelnen, und dieser denkt wirklich nur in seiner Muttersprache. Misbrauch der Sprache stammt aus dem Misbrauch der Freiheit, der desorganisirte Zustand der Sprache ist immer auch ein Symptom des innern Verfalls eines Volks. Hierher gehören die Sophisten bei den Griechen, die Römer während des Verfalls der Republik u. s. w. In Phrasen und

Schlagwörtern wird ein Misbrauch mit der Sprache getrieben, welcher besonders der Jugend und den Ungebildeten verderblich ist. Kein Gebot wird mehr übertreten als das achte. Unsere Sucht nach Fremdwörtern, unsere kurzen, pointenartigen Sätze sind auch ein Misbrauch der Sprache; ferner die ironisirende und negirende Richtung u. s. w. Diese Proben mögen andeuten, wie überaus gediegen, feinsinnig und ehrenhaft die Haltung des berühmten Verfassers in diesem Vortrage ist. In einem Anhange blickt sodann der Autor zurück auf die Zeit von 1859 bis zur Gegenwart. Er tadelt den Misbrauch der Sprache im Parlament und im heutigen Parteitreiben; er zeigt sodann an vielen Beispielen, welche Freiheiten in der Sprache noch gestattet werden können und wo der Misbrauch im einzelnen erst anfängt. Auch diese Erläuterungen, Winke und Nachweise sind von hohem Werth.

— Gustav Liebau in Berlin hat in A. Schröter's Verlag zu Ilmenau herausgegeben „Ueber allen Gipfeln ist Ruh. Ein Gedenkblatt an Goethe's Aufenthalt in Ilmenau". Das interessante und mit großer Sorgfalt zusammengestellte Büchlein behandelt ein Specialissimum aus dem Leben unsers großen Dichters: es möchte ein literarischer Führer auf dem Kickelhahn sein und erfüllt diesen Zweck ganz vortrefflich. Der Verfasser hat die einschlagende Literatur aufgespürt, an Ort und Stelle Studien gemacht und in Ilmenau selbst neues Material gesammelt, eine Tabelle zusammengestellt über die von Goethe der Bergstadt gemachten Besuche, endlich auch das „Gabelbachslied" von Victor von Scheffel zum Abdruck gebracht. Mehrere Holzschnitte sollen uns ein Bild der zur Sprache gebrachten Oertlichkeiten geben; ganz besonders dankenswerth ist das Facsimile des „Nachtliedes". Die Componisten sowie die Erklärer des Nachtliedes werden sodann zusammengestellt, endlich die Einweihung des neu erbauten Goethe-Häuschens beschrieben. Man sieht: das Büchlein ist wirklich der zuverlässigste Führer auf den Kickelhahn.

— „Urtheile berühmter Dichter, Philosophen und Musiker über Mozart" hat Karl Prieger gesammelt und herausgegeben (Wiesbaden, Rodrian). Diese Arbeit ist jedenfalls mit großem Fleiß gemacht, doch hat der Verfasser weder eigenes wirkliches Urtheil noch auch hinreichende Kenntniß der neuern und neuesten musikalischen Literatur. Immerhin ist für den, welcher die Spreu vom Weizen zu scheiden weiß, diese Sammlung von Aussprüchen in culturhistorischer Beziehung nicht uninteressant.

— „Aus Nestroy" nennt sich ein in vierter Auflage bei L. Rosner in Wien erschienenes Büchlein, welches ein Bildniß, eine kurze Biographie, ein Verzeichniß der Stücke Nestroy's und eine Zusammenstellung der schlagendsten Stellen aus diesen Stücken enthält. In der That ist viel Menschenkenntniß und Lebenserfahrung in diese oft sarkastischen oder humorvollen Aussprüche zusammengedrängt; sie beweisen, daß selbst die Posse in eine höhere Sphäre gehoben werden kann durch wahrhaft geistvollen Dialog. Es sei erlaubt, einige kleine Proben hier zum Abdruck zu bringen: „Die Anatomen schon lehren uns, daß das menschliche Herz Ohren hat, und zwar verhältnißmäßig sehr große Ohren; dadurch allein schon ist jede Eselei, wo das Herz im Spiele ist, zur Vergebung qualificirt. . . . Die Menschen halten oft das für Wahrheit, worüber sie einen Schein in den Händen haben. . . . Das Vorurtheil ist eine Mauer, von der sich noch alle «Köpfe», die dagegen angerannt sind, mit blutigen Köpfen zurückgezogen haben."

— „Eine Darstellung und Kritik der Grundsätze des Materialismus" hat Hermann Stüven in einer kleinen Broschüre versucht (Hamburg, Scippel). Diese Abhandlung ist die Erweiterung eines vom Verfasser gehaltenen Vortrags. Sie soll den Nachweis führen, daß die Resultate der von Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" angestellte Untersuchung für alle Zeiten feststehen. Der auf dem Boden des Protestantenvereins stehende Verfasser zeigt sich mit der einschlagenden Literatur vertraut und nimmt eigentlich seine Bekämpfung des Materialismus nur zum Ausgangspunkt, um der in dem hamburgischen Pastor Albrecht Krause vertretenen Einheit von Kantianismus und liberalem Christenthum eine Ovation zu bereiten. Der Kampf gegen den Materialismus ist heutzutage auf wissenschaftlichem Gebiete nicht mehr schwer; auch der Verfasser setzt im Grunde nur seine aphoristischen Behauptungen denen des Feindes entgegen.

Bibliographie.

Arent, W., Moderne Dichter-Charaktere. Mit Einleitungen von H. Conradi und K. Henckell. Berlin, Kamlah. Gr. 8. 5 M.

Aschenberg, T. v., Der Banquier. Roman. Berlin, Engelmann. 8. 2 M. 40 Pf.

Bach, A., Die Grafschaft Glatz unter dem Gouvernement des Generals Heinrich August Freiherrn de la Motte Fouqué 1742—60. Herausgegeben von Volkmer. Habelschwerdt, Franke. Gr. 8. 1 M.

Bauer, M., Unter Rosen. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Bleibtreu, C., Deutsche Waffen in Spanien. Berlin, Eisenschmidt. 8. 4 M.

Bormann, E., I nn herrn Se mal! Allerleehand nachdenkliche Stammdisch-Geschichden aus Kleen-Paris. Mit Illustrationen von M. Adamo und A. Oberländer. München, Braun u. Schneider. 8. 2 M. 40 Pf.

Cathrein, V., S. J., Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik Herbert Spencers. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Chun, C., Katechismus der Mikroskopie. Mit 97 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 8. 2 M.

Dichtergrüße an Friederike Kempner von Methusalem. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 50 Pf.

Ebers, G., Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Mit 1 Lichtdruck und 1 Holzschnitt. Leipzig, Engelmann. 8. 5 M.

Edler, K. E., Der edle Jude. Roman. Leipzig, Elischer. 8. 6 M.

d'Esterre-Keeling, Elsa, Drei Schwestern. Skizzen aus dem Leben einer hochoriginellen Familie. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, H. W. Müller. 8. 3 M.

Görlitz, C., Das todte Haus. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Guggenheim, M., Die Lehre vom apriorischen Wissen in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Ethik und Erkenntnisstheorie in der Sokratisch-Platonischen Philosophie. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 M.

Heer, G., Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer. Vaterländische Reden (nebst biographischen Nachträgen). Zürich, Schultheß. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Jost, E., Landstuhl und Ebernburg. Geschichtliche Erzählung aus den Jahren 1521 und 1523. Kaiserslautern, Rohr. 8. 50 Pf.

Lewald, Fanny, Im Abendroth. Kaleidoskopische Erzählung in 16 Briefen. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Meschtscherskv, W. Fürst, Die Frauen der Petersburger Gesellschaft. Roman. 3ter Bd. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Poestion, J. C., Island. Das Land und seine Bewohner nach den neuesten Quellen. Mit 1 Karte. Wien, Brockhausen u. Bräuer. Gr. 8. 10 M.

Priger, K., Urtheile berühmter Dichter, Philosophen und Musiker über Mozart. Gesammelt und herausgegeben. Wiesbaden, Rodrian. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reinhold, K. T., Fürst Bismarck als Reformator des deutschen Geistes. Eine Festrede. Barmen, Wiemann. Gr. 8. 75 Pf.

Schlitter, H., Die Beziehungen Oesterreichs zu Amerika. 1ster Thl.: Die Beziehungen Oesterreichs zu den Vereinigten Staaten (1778—1877). Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Schwarzkopf, G., Die Bilanz der Ehe. Novellistische Studien. 1ster Bd. Passiva. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Seeliger, G., Das deutsche Hofmeisteramt im späteren Mittelalter. Eine verwaltungsgeschichtliche Untersuchung. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Spita, F., Haendel und Bach. Zwei Festredan. Bonn, Hochgürtel. Gr. 8. 90 Pf.

Temme, J. D. H., Ein Verlobungsfest. Kriminalgeschichte. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Turgeniew, J., Der Brigadier. Erzählung. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Uchard, M., Mein Onkel Barbasson. Roman. Aus dem Französischen. 2 Bde. Basel, Bernheim. 8. 3 M.

Volkmar, G., Die neuentdeckte urchristliche Schrift „Lehre der zwölf Apostel an die Völker". Deutsch herausgegeben und in Kürze erklärt. Zürich, Schroeter. 8. 60 Pf.

Wackernagel, W., Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch. 2te verm. u. verb. Aufl., besorgt von E. Martin. 2ter Bd. 1ste Lfg. Basel, Schwabe. Gr. 8. 3 M.

Weltrich, R., Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. 1ste Lfg. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M.

Wimmer, J., Historische Landschaftskunde. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M.

Zola, E., Germinal. Socialer Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Ziegler. 2 Bde. Dresden, Minden. 8. 7 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 158 bis 164.

Alte und neue Argumente für den Bimetallismus. (II.) — Der Brüsseler Schifffahrtscongreß. — Nach den österreichischen Wahlen. — Schifffahrtsprämien. — Nach den Reichsrathswahlen in Böhmen. — Der lateinische Münzverein. — Eisenbahnpolitik. — Die Schweiz und die Schutzzollpolitik ihrer Nachbarn.

Grimm, Dahlmann und die Festkleidung der Göttinger Professoren. Von O. Mejer. — Enthüllungen und Erinnerungen aus dem Jahre 1870. — Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. (Nekrolog.) — Specht's Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland. — Landwirthschaftliche Samenkunde. — Socialpolitik und Socialethik. (V. Schlußartikel.) — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (VIII.) — Ungarische Maler. (II.) — Das Trinkgeld in der „guten alten Zeit“. Von K. Braun-Wiesbaden. — Sommerbriefe aus Oesterreich. (I.) — Die Siebzig Dolmetscher. Von R. Kleinpaul. — Die Antwerpener Weltausstellung. (IV.) — Der Niedergang der Franzosen in Canada. Von E. von Hesse-Wartegg. — Dom Jean Mabillon, der „Vater der Diplomatik“. Von Dr. L. Leist.

Von Börsenordnungen und der neuen Berliner im besonderen. Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. — Geschäftliche Jahresberichte: Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern. Lebensversicherungsbank in Gotha. Vorarlberger Bahn.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hermann Hettner.

Ein Lebensbild von

Adolf Stern.

Mit einem Porträt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Eine Biographie Hermann Hettner's, des bekannten Kunst- und Literarhistorikers, mit Benutzung seiner Briefe aus Italien, Griechenland, England und den Niederlanden. Das frisch und anziehend geschriebene Buch wird den zahlreichen Lesern seiner Werke und den vielen Bekannten und Verehrern desselben eine willkommene Erscheinung sein, aber auch weitern Kreisen vielseitiges Interesse gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section (H—N). 37. Theil. (**Kleinasien — Kochen.**)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Unter den Artikeln, welche dieser neue Band des berühmten Werkes enthält, nehmen besonders hervorragendes Interesse in Anspruch: Klerus (von Prof. **Pünjer**), Klimatische Curorte (von Prof. **E. Prell**), Klöster (von Prof. **Hasemann**).

Das Werk ist in der Ersten Section (A—G), die 99 Theile umfaßt, vollständig erschienen; die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 37. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu 6 M., von mehr als 50 Theilen zu 5 M., von mehr als 100 Theilen zu 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dizionario completo italiano-tedesco.

Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache.

Von

H. Michaelis.

Dritte Auflage.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Complet in Einen Band gebunden 14 M.

Michaelis' Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, das bereits in dritter Auflage vorliegt, ist binnen wenigen Jahren in Deutschland wie in Italien heimisch geworden und als das beste anerkannt, das beide Nationen für den Hand- und Schulgebrauch besitzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Siebzehnter Band,

die von 1880 bis Ende 1884 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Otto Kistner.**

Erste Lieferung.

4. Jede Lieferung 3 M., auf Schreibpapier 4 M.

Hiermit beginnt ein neuer, die letzten fünf Jahre umfassender Band des wohlbekannten, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrlichen Katalogwerks.

Bei Abnahme der sämmtlichen bisjetzt vorliegenden wie auch einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034944